

Der Weltkrieg

Illustrierte Kriegs-Chronik des Daheim

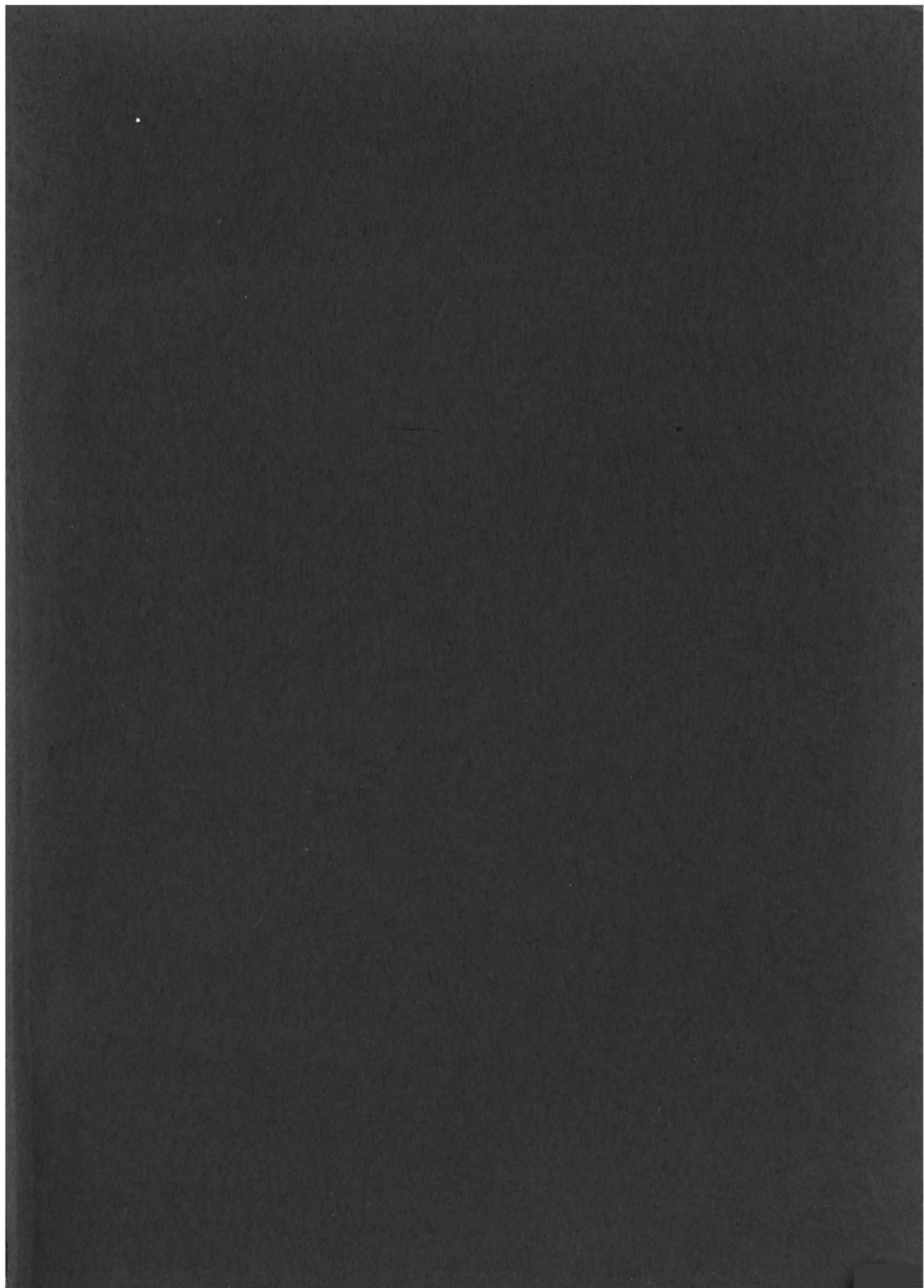
Dritter Band

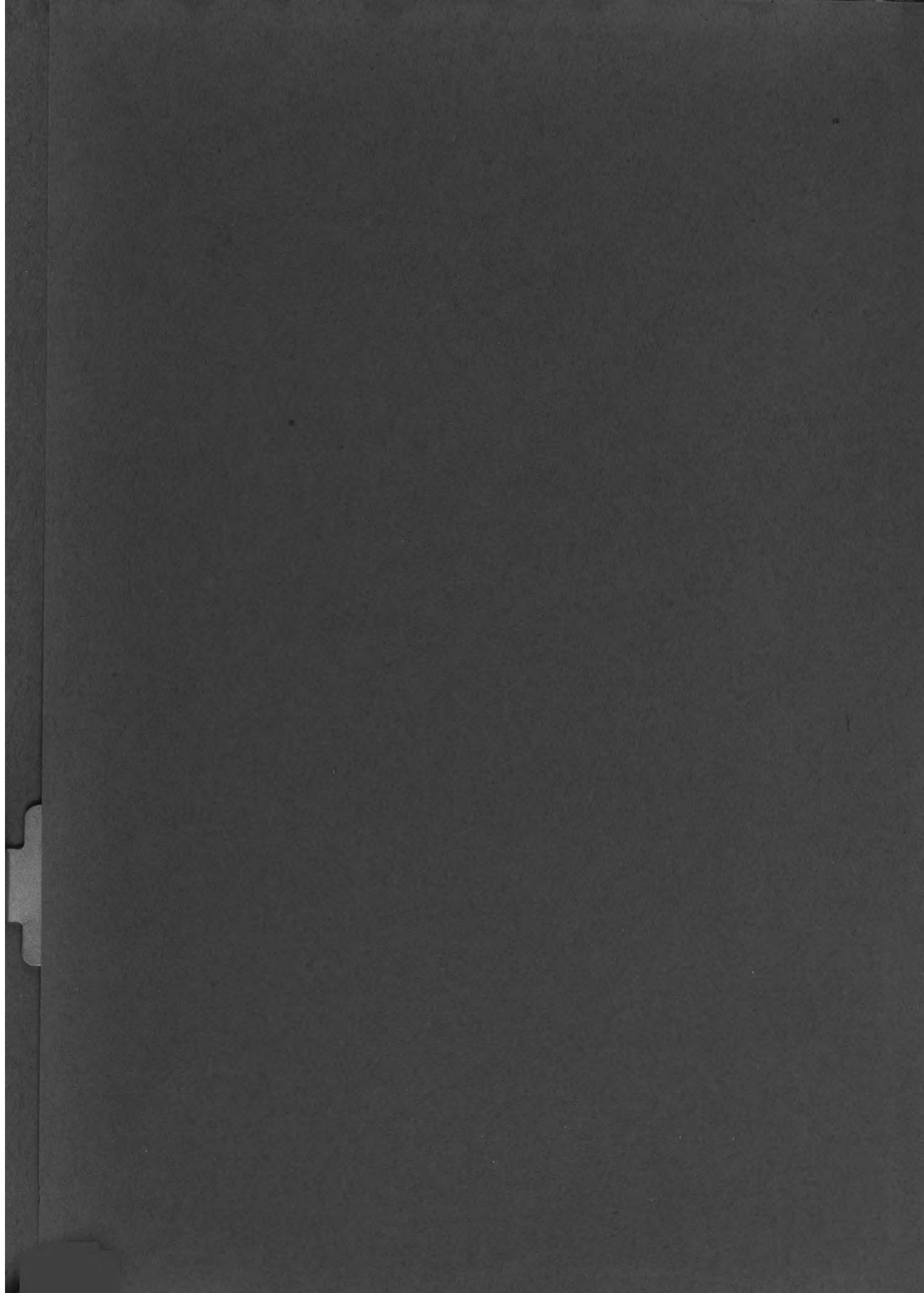


— Bielefeld / Leipzig —
Verlag von Velhagen & Klasing



INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY





Der Weltkrieg
Illustrierte
Kriegs-Chronik
des
Daheim
Dritter Band



*Herrnmeister!
von Hindenburg.*

Singelfunfstblätter im Verlage von Meißner & Buch in Leipzig
Generalfeldmarschall von Hindenburg. Gemälde von Prof. Hugo Vogel

Der Weltkrieg

Illustrierte Kriegs-Chronik des Daheim

**Dritter Band: Bis zum Beginn des
Kriegs gegen Serbien ♦ Mit der
Chronik des Weltkrieges von Prof.
Dr. Otto Hoersch und dem Anhang:
Urkunden u. amtliche Telegramme**

**Bielefeld und Leipzig / 1915
Verlag von Velhagen & Klasing**

D 531

.N 46

112

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY



Inhaltsverzeichnis des dritten Bandes

(Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert, zwei Sterne ** deuten auf Buntdruck.)

Aufsätze.	Seite	Seite	Seite		
Abende. Stimmungsbilder aus dem Osten. Von Ernst Kragmann	318	* „Er ließ schlagen einen Bruden...“ Von Prof. Dr. Ed. Hensch	279	Kriegschronik: 15. Juli bis 28. Juli	97
* Ablösung. Von Leutnant v. Donop	97	* Feldpostbrief aus dem Westen. Von Prof. Dr. G. Wegener	245	—: 29. Juli bis 11. August	125
* Adler, Tiroler Adler, warum bist du so rot? Von Karl Hans Strobl	248	* — — aus der Champagne	301	—: 12. August bis 26. August	153
* Alltagsleben im Großen Hauptquartier. Von Oskar A. H. Schmitz	35	* Feldpostschmerzen. Von Ernst Niemann	78	—: 26. August bis 8. September	185
* An den Hängen des Arn. Von Dr. Karl Hans Strobl	174	* Französisch-englische Offensive, Die, gegen unsere Westfront. Von Generalst. z. D. v. Ardenne	257	—: 9. September bis 21. September	213
* Arbeit, Friedliche, hinter der Front. Von Oskar A. H. Schmitz	89	* Galiziens Säuberung von den Russen	1	—: 22. September bis 6. Oktober	241
* Argonnenwald, Im. Feldpostbrief aus dem Westen. Von Prof. Dr. Georg Wegener	133	Galizien Geschichten. Von Karl Fr. Nowak	228	—: 7. Oktober bis 20. Oktober	269
* Auf Bergespitzen in Sturm und Schnee. Von Paul Lindenberg	291	* Gebirgsartillerie, Unsere	62	—: 21. Oktober bis 3. November	297
Aus der Heimat an das Heer. (Ausspruch der Kaiserin und der Großherzogin von Baden)	252	* Grenzämpfe, Die ersten, im Kriege gegen Italien	4	* Kriegsschauplätze, Das Neueste von den, im Osten	118
Aus meinem Kriegsbilderbuch. Von Hans Weber. XIV. Gott in Frankreich	6	* Heer, Das, an die Heimat. (Aussprüche unserer Heerführer.) Von J. S.	253	* —: Neues von den	102
— — XV. Wieder hinaus	25	* Hygiene im Felde	110	* Kritische Tage. Eine Erinnerung von Hofprediger Dr. Vogel. I.	201
* Baltische Land, Das. Von Dr. Paul Rohrbach	166	Im Zeppelin über der Nordsee	9	— — II.	218
Bulgaren, Die. Von Prof. Dr. Ed. Hensch	309	* Isonzo, Am. Von Paul Lindenberg	122	* Kurland, Vom Kriegsschauplatz in Laufgräben und „eingesehene“ Straßen. Von Georg Queri	236
* Bulgarien, Griechenland und der Balkan. Von Dr. Paul Rohrbach	272	Italien, die Türkei und Bulgarien. Von Alfred Geiser	174	* Leben, Das, in einem Divisionsstab. Von Oskar A. H. Schmitz	51
* Bulgarische Heer, Das. Von Generalleutnant z. D. Baron von Ardenne	285	Italiener, Die. Von Prof. Dr. Ed. Hensch	24	* Lemberg, Auf!	21
Chronik des Weltkrieges. Von Prof. Dr. Otto Hoegisch	XX	* Italienischen Grenze, Von der	49	* — — befreit!	33
* Conrad von Hötzendorf, Franz Freiherr. Von Adam Müller-Guttenbrunn	4	Johanniterfahrt, Eine, nach Galizien. Von Fedor von Zobeltitz. I	86	— — Im befreiten. I. Die Stadt. Von Karl Hans Strobl	72
* Conrad von Hötzendorf, Bei. Von Karl Fr. Nowak	263	— — II	100	* — — II. Die Sieger. Von Karl Fr. Nowak	74
* Côtes Lorraines, In den. Von Georg Queri	209, 219	— — III	113	Les petits oiseaux de France. Von Georg Queri	320
— — Um St. Mihiel. Von Georg Queri	274	* — — IV	147	* Liebestätigkeit bei der Südmarmee. Von Erich Köhrer	163
— — Waldpredigt und Fliegerheim	290	* Kaliber-Schießen, U-Bootfahrt und Bordgottesdienst. Bilder von der Flotte. Von Wilhelm Schreiner	293	* Luftschiffe, Unsere, über der City von London	216
Des Sieges sicher. Von Dr. Peter Kofegger	27	* Kamine und Karawanen. Von Karl Fr. Nowak	229	Lugano — das Exil. Stimmungsbild von Dr. Hans Barth	48
Die „stärkeren Nerven“. Von Johannes Höffner	224	Kammstellung, Die	162	* Minenkrieg, Der. Von Generalleutnant z. D. Schott	30
* Dinge am Kriegstrand. Von Georg Queri	81, 117	* Kampf am Dnjestr. Feldpostbrief von Hellmuth Unger	104	* Mit der Landwehr in Russisch-Polen. Von Hauptmann Erich Deetjen	18, 60, 151, 187, 264
* Donauzipfel, Der serbische und die neue türkisch-bulgarische Grenze. Von Gustav Uhl	239	* Karnisch-julischen Front, An der. Kriegsbrief aus Kärnten. Von Carl Graf Scapinelli	304	* Mława, Von, nach Brest-Litowsk. Von Oberleutnant Carl Lange	208
Ein Jahr Krieg. Von Johannes Höffner	131	* v. Kluck, Generaloberst. (Zum 13. Oktober, dem 50. Jahrestag seines Eintritts in das Heer)	244	Morgen, Ein, beim Korpsstabsquartier in Südpolen. Von Ad. Zimmermann	144
* Einnahme, Die, der russischen Festungslinien an Njemen, Narew und der Weichsel. Von Generalleutnant z. D. v. Ardenne	169	Kongoswindeleien, Neue. Von Leg.-Rat Dr. Alfred Zimmermann	208	* Nach Rußland hinein	323
Erlebnisse während meiner russischen Gefangenschaft	107	* Kowno und Nowo-Georgiewsk gefallen!	153	* Naphtha, Brennendes. Von Karl Fr. Nowak	63
		* Krieg, Der, gegen Serbien (Kriegsanleihe): Mein ist beides, Silber und Gold. Von Johannes Höffner	191	* Nordfront, An der. Bilder von der Flotte. Von Wilhelm Schreiner	275
		Kriegsberichterstatter. Von Karl Fr. Nowak	308	* Organisation	185
		Kriegschronik: 4. Juni bis 17. Juni 1915	1	Predigtfahrten in Russisch-Polen. Von Lic. theol. Paul Althaus	312
		—: 17. Juni bis 30. Juni	33	* Przemyśl, Nach. Von Karl Hans Strobl	39
		—: 1. Juli bis 14. Juli	65	Reuter und Havas. Von Ernst Niemann	284
				* Russenterrassen. Von Hellmuth Unger	241
				* Saloniki und Mazedonien. Von Gustav Uhl	310
				* Sappenzug, Der. Von Oskar A. H. Schmitz	68
				Schlacht, Die, auf dem serbischen Amselfeld. Von Prof. Dr. Ed. Hensch	322

	Seite
Schwarze Fahrt. Eine Erinnerung von Hofprediger Dr. Vogel . . .	281
* Schweden und Rußland in der Ostsee. Von Graf E. Reventlow . . .	67
* Schweiz, Die, auf der Wacht. Von Oberst Egli in Bern . . .	45
Seekriegsrecht. Ein Blick in das. Von Reg.-Rat Neuberg . . .	181
* Seeherrschaft? Von Graf E. Reventlow . . .	15
* Serbische Eindrücke. Von Th. Gotny . . .	313
* Serbischen Kriegsschauplatz, Vom Siege, Die, im Osten . . .	297
Sommer 1915. Von Dr. Ludwig Findh . . .	211
* Stelvio, Am, und aus der österreichisch-italienisch-schweizerischen Wetterede . . .	172
* Tirol, Die feste Burg . . .	192
Tiroler Landsturm . . .	267
* Trieste, die Spitze des deutschen Schwertes. Von Alfred Geiser (Ukraine): Die Lösung der Ukraine von Rußland. Von Prof. Dr. Ed. Heyd . . .	95
Urkunden und amtliche Telegramme . . . Anhang S. 1—	12
Verfolgung . . .	184
Ver sacrum! Zum Jahrestage des Ausrückens der Kriegsfreiwilligen. Von H. D. . .	104
* Verteidigungsstellung, Unsere, im Westen . . .	93
Vierundzwanzig Stunden in französischer Gefangenschaft . . .	27
* Wald, Der geheimnisvolle. Feldpostbrief aus dem Westen. Von Prof. Dr. Georg Wegener Warschau. Von Karl Frhr. von Berlepsch . . .	132
* —. Von Prof. Dr. Ed. Heyd . . .	56
* Warschau — Swangorod — die Narewlinie . . .	158
* —. Nowo-Georgiewsk, Grodno. Von Rolf Brandt . . .	128
* —. Um Warschau. Von Rolf Brandt . . .	125
Was wir im Felde gern lesen . . .	213
* Weichsel, Nördlich der. Eine Bilderreihe von Rolf Brandt . . .	141
Wikingerfahrt. Eine Skizze aus allerlei Meeren. Von Wilhelm Schreiner . . .	140
* Wilna . . .	195
„Wovon sich eure Schulweisheit nichts träumen läßt . . .“ Aus dem Feldpostbrief eines Offiziers an einen früheren Lehrer . . .	233
* Woytsch und Köves. Von Karl Fr. Nowak . . .	76
1812 und 1915. Ein Vergleich. Von Generallt. Baron von Ardenne . . .	137
	179
	225

Gedichte.

Albrecht = Douffin, E.: Trauermantel . . .	68
Angermann, A.: Blätter fallen . . .	228
* Benzmann, Hans: Die Schlacht bei Arras . . .	326
von Berlepsch, Karl Frhr.: Zwei Mauern. (Nach Jahr und Tag) . . .	101
Bittrich, Max: Deutscher Weg . . .	59
—: Sommerfahrt 1915 . . .	131
von Franzenberg, Margarete: Der alte z. D. . .	30
Freye, Karl: Gebet im Kriege . . .	291
v. d. Gabelenz, G.: Es war ein Tag . . .	319
von Gaudy, Alice: Die Glocken von Tirol . . .	226
—: In der Kreuzkirche zu Altona . . .	201
Graf, Franz: Und Jesus Christus geht durchs Leid der Welt . . .	282

Herzog, Rudolf: Geborgen . . .	313
Hesse, Hermann: Beim Alterwerden . . .	224
Hussong, Friedrich: Patrouille . . .	141
König, Otto: Österreich marschiert . . .	169
Korn, Albert: Deutsche Zuversicht . . .	201
Lierke, Walter: Die deutsche Burg . . .	30
Mohmann, Paul: Die Freiwilligen von Derthel, Kurt: Der letzte Brief . . .	35
Schanz, Frida: Die Sängerin bei den Blinden. (An Wanda Jentsch) . . .	88
Unger, Hellmuth: Deutsche Stiefel. Ein Kriegslieblein . . .	51
Vesper, Will: Lied vom Tod der jungen Kriegsfreiwilligen vor Ypern . . .	160
—: Sommer 1915 . . .	257
Wagner, F. W.: Im Dachstübchen . . .	236
Waldhies, Hugo: So viele . . .	288
von Weitra, E.: „Fortune.“ Eine friderizianische Ballade . . .	211
Wilba, Johannes: Ein Jahr lang Wohlgemuth, Otto: Ach, wie liegt du mir so tief und schwer im Sinn . . .	146
Wolter, W.: Furor teutonicus . . .	110
Zeller, Mathilde: Wann endet der Krieg? . . .	124
von Zobelitz, S. E.: Madonna im Gefecht . . .	92
—: Opotkowice . . .	44
—: Przemyśl . . .	44
	2

Bilder.

Achenbach, Oskar: Ein deutsches Regiment durchzieht eine von den Russen in Brand gesteckte polnische Stadt . . .	197
Diemer, W. Zeno: Ein bei den Dardanellenkämpfen schwer beschädigtes englisches Panzerschiff wird in den Hafen von Mudros auf der Insel Lemnos geschleppt . . .	183
Doepler d. J., Prof. Emil: Gedendblatt für die Angehörigen unserer gefallenen Helden zw. 48/49 . . .	48/49
Grottemeyer, Fritz: Auffahrende Batterie am Mierkanal . . .	96/97
Hoffmann, Prof. Anton: Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen erzwingen den Übergang über den Dnjestr zw. 184/185 . . .	184/185
Jant, Prof. Angelo: Auf der Verfolgung in Ostgalizien . . .	94
Paulmann, F.: Generaloberst von Kluck . . .	245
Roloff, Alfred: Mineure im Stollen . . .	30
—: Vorrückende Infanterie . . .	31
Salingré, Gustav: Ein Wiedersehen . . .	283
Schreuer, Wilhelm: Alarm . . .	96
—: Französische Bagage wird von Husaren genommen . . .	77
—: Im feindlichen Graben . . .	227
Tilke, Max: Mißglückter Landungsversuch englischer und französischer Kolonialtruppen an den Dardanellen . . .	17
Vogel, Hugo: Generalfeldmarschall von Hindenburg . . .	Titelbild

Illustrationen.

Ab Schub gefangener Italiener . . .	178
„Alface“, französisches Luftschiff, herabgeschossen im Wald von Tagnon . . .	301
Aquileja: Kanalbrücke . . .	13
Ardennerlandschaft in der Umgebung des Großen Hauptquartiers . . .	37
Argonnen. 5 Abb. . .	134
—: Dankgottesdienst der siegreichen württembergischen Regimenter . . .	100

Argonnen. 5 Abb. . .	
—: „Seil dir im Siegerkranz“ nach der Ansprache des Kronprinzen . . .	198
—: Parade der siegreichen württembergischen Regimenter vor dem Kronprinzen . . .	99
—: Sturmangriff deutscher Truppen auf einer Höhe . . .	97
—: Kronprinz Wilhelm bei der Verteilung der Eisernen Kreuze nach dem Dankgottesdienste . . .	199
Arras, Bei: Bienenkörbe in ausgehöhlten Baumstämmen . . .	89
Artillerie-Deckung im Tiroler Hochgebirge . . .	104
Ausbildung von einem Flugzeug auf ein Wolkenmeer . . .	83
Ausguck nach der Feuerlinie über die Weichsel . . .	171
Auslöschungen von Regenwasser aus einem Schützengraben . . .	220
Backöfen österreichisch-ungarischer Truppen im Hochgebirge . . .	194
Bahn, Eine, zur Beförderung von Verwundeten . . .	71
Bataillon, Ein kriegsstarke (rund 1000 Mann) . . .	121
Bauernhaus, Ruthenisches . . .	116
Belgrad: Allerlei Kriegsmaterial im Hafen . . .	315
—: Das alte . . .	279
—: In den Wällen der Festung . . .	271
Beobachtung eines Gefechts . . .	55
Beobachtungshochstand, Ein, im Walde . . .	154
Beschießung eines russischen Fliegers von einem Motorboot auf dem Njemen . . .	65
Bosniaken mit ihren Lasttieren auf dem Wege zur Front . . .	316
Bresche, Eine, in der Belgrader Zitadelle . . .	313
Brest-Litowsk: Deutsche Soldaten bei den Bergungsarbeiten . . .	189
Briennes: Zusammengehoffene Häuser . . .	262
Brücke, Die von unseren Pionieren gebaute, über den Njemen bei Mosty . . .	323
Chaillon, Dorf, an den Côtes Lorraines . . .	220
Charleville: Deutsche Militärmusik auf dem Marktplatz . . .	246
Chialso: Einmarsch schweizerischer Infanterie . . .	45
Cormons bei Görz . . .	50
Côtes Lorraines, Deutsche Stellung auf den . . .	237
Deutsche Artillerie beim Überschreiten einer neuerrichteten Brücke über den Dunajec (Neusandec) . . .	42
— Bagagekolonne beim Durchqueren des Bug . . .	211
— Dragoner auf dem Marsch durch eine Ortschaft in Russisch-Polen . . .	191
— Kolonne beim Durchqueren einer Furt in Galizien . . .	113
— Kriegsbrücke über die Somme . . .	247
— Munitions- und Proviantkolonne während der jüngsten Champagnekämpfe auf dem Vormarsch . . .	302
— Proviant- und Munitionstruppen beim Ablocken im serbischen Bergland . . .	299
— Reiter und Sanitätsmannschaften . . .	235
— Reiterpatrouille vor einer russischen Kirche in einem Dorfe des Bialowieska-Forestes . . .	232
— Schlachtschiffe in Gefechtslinie . . .	15
— Truppen überschreiten bei Nacht die Donau . . .	289
Deutsches Jägerbataillon auf dem Marsch . . .	18

	Seite		Seite		Seite
Deutsches Torpedoboot bei Schwe-		Geschütz, Schweres, an der Küste	277	Maschinengewehr im Kampfe mit	
rer See an der jütischen Westküste	156	Geschütze, serbischen, Die beiden		feindlichem Flieger	21
„Dolomitentletterei“ im Schützen-		ersten von deutschen Truppen		— Kompanie rückt durch das	
graben	28	eroberten	298	Stranddorf Slatre nach Libau	
Donauübergang deutscher Trup-		Görz	14	vor	8
pen	287	—: Erzherzog Eugen-Duelle	122	— Unterstand an der Küste	293
Doppeldeder, Ein deutscher, der		—: Sponzo und Neue Brücke	49	Mazedonische Komitatstschis	273
von einem anderen Flugzeug		Gotland, Strand von	67	(Winen). Kriechen von zwei	
aus photographiert wurde	210	Grado: Stefanie-Straße	14	schweren geworfenen Minen in	
Dorfriedhof, Charakteristischer		Grodno: Deutsche Pioniere bauen		den französischen Stellungen	219
russischer	207	eine Brücke über den Njemen	213	Minsk	212
Dorsidyll, Ein, in Galizien.		—: Leichtverwundete Infanteristen		Mitau. 2 Abb.	166
(Störche, die infolge des Ge-		erwarten den Weitertransport		Morawatalbahn, Strecke der, im	
schützfeuers ihre Nester verlassen		im Saale des russischen Klubs	214	Engpaß bei Pirot	286
haben)	149	—: Markt mit der griechisch-katho-		Morgenpatrouille der Honved-Ju-	
Eisenbahnbrücke, Eine von den		lischen Kirche	215	saren, der „roten Teufel“	21
Russen gesprengte	150	—: Polnische Bauern auf der		Mörser, Ein österreichisch-ungari-	
Eitel Friedrich, Prinz von Preußen,		Flucht	214	scher 30,5 cm., wird in Stellung	
auf dem östlichen Kriegsschau-		Großen Hauptquartier, Aus dem:		gebracht	19
platz	87	Der Marktplatz	36	Munitionstarren auf einer Ge-	
Engländer, Ein verwundet in		halt eines Lazarettzuges in Gali-		birgsstraße an der tarnisch-juli-	
deutsche Gefangenschaft geratener		zien	147	schen Berafront	305
Etappenbrücke, Eine, über den		Handgranaten, in einem russischen		(Naphtha): Rauchfahne der bren-	
Njemen	67	Schützengraben erbeutete	243	enden Naphthagruben	64
Feldbäckereien hinter der Front .		Sattongäßel, Trümmer der Kirche		Nisch: Kirche	314
Feldbahn zur Versorgung unserer		von	221	Njemen, Der, bei Mosty	325
Truppen in Russisch-Polen	61	Haubize, Eine 15 cm., im Gebirge		Nowo-Georgiewsk: Trümmer eines	
Feldgottesdienst vor der Schlacht		Hedin, Sven, zu Besuch bei den		Innenforts	169
Feldgrau, Der erste, in einem		Heidelberger Schwestern	165	Oleszewicz, Schloß	324
russischen Dorf	235	Heidelberger Schwestern, Die, auf		Ossowez: Gesprengte Festungs-	
Feldpost. 5 Abb.	78	Station Snyewakto	165	werke	205
Feldpostauto, Ein deutsches, durch-		„Heil dir im Siegerkranz“ nach		Österreichisch-ungarische Batterie	
quert einen Fluß in Galizien	149	der Ansprache des Kronprinzen		im Feuer	242
Fesselballon, Der, im Kriege. 3 Abb.		in den Argonnen	198	— Fernspreckpatrouille beim	
(Flandern): Der geheimnisvolle		St. Hubertus im Schützengraben	237	Legen einer Leitung	305
Wald in Flandern. 7 Abb.	56	Hygiene im Felde. 6 Abb.	110	— Offiziere beobachten in Wol-	
Fled, Generalleutnant, einer der		Isbartal, Das, am Fuße des Ro-		hymien von einer Mariensäule	
deutschen Führer in der Cham-		paonigebirges	314	aus den Feind	229
pagne	303	Infanterie im Vormarsch auf		— Patrouille im Begriff in	
Fliegerabwehrgeschütz, Am	321	Kowno	157	300 m Höhe eine Gletscherspalte	
Fliegerabwehrkanone	238	Sonotal, Aus dem, bei Salsano	49	zu überschreiten	268
Fliegeraufnahme einer französi-		Joffre, General	259	— Pioniere beim Verbessern	
schen Stadt aus einer Höhe von		Kampf, Nach dem, zwischen Neuve-		der Wege	179
3000 m	83	Chapelle und Armentières	29	— Truppen durchwateten den	
Flugzeug, abgeschossenes französi-		Kartenstudium, Beim	55	Sponzo	123
sches, wird eingebracht	302	Kotenbusen, Burgruine, in Livland	168	— Ulanen führen ihre Pferde	
—, Ein herabstürzendes russisches		Köprüll (Beles): Ansicht der Stadt	316	durch schwieriges Gelände	317
Franzosen, Gefangene, beim Ab-		Kowno: Auf der Njemenbrücke	157	— Verschanzungen in einem	
transport durch eine französische		—: Gesamtansicht der Festung	171	Hochtal	251
Stadt	257	Kraftwagenkolonnen des Stabes		— ungarischer fahrbarer Badofen	177
Französischer Angriff auf die		in Bereitschaft	51	— Donaumonitor	271
deutsche Linie an der Maas	82	Krieg, Der, im ewigen Schnee	267	— Mörser in gesicherter Feld-	
Französisches Flugzeug, herab-		Lager einer Munitionskolonne auf		stellung	306
geschossenes	258	der serbischen Kriegsschauplatz	315	— Panzerzug in Ost-Galizien	115
French, General, mit seinen Stabs-		Landschaft am Kazanpaß	360	— Sanitätspark am Fuß der	
offizieren	259	Landstraßen, Eine der russischen,		österreichisch-italienischen Grenz-	
Friedrich, Großherzog von Baden,		bei denen die Wagenräder im		berge	307
mit General von Scholz und		mahlenden Sande versinken	117	— Schützengraben in den Ber-	
General von Held, im eroberten		Landung eines deutschen Flug-		gen	177
Grodno	215	zeuges nach einem Erkundungs-		— ungarisches Fassungs-lager auf	
—, Erzherzog von Österreich, mit		flug über russische Stellungen	241	einem hohen Alpenpaß	223
Gefolge auf dem Festplatz an-		Leichtverwundete gehen aus den		— Maschinengewehr im Ge-	
läßlich des Geburtstages des		Champagnetkämpfen zu Fuß zu-		birge	175
Kaisers von Österreich im öster-		rüd	304	— Truppenlager im Eischtal	
reichisch-ungarischen Hauptquar-		Lemberg	33	Patrouille	81
tier	161	—: Bernardynski-Platz	74	(Pioniere): Arbeiten unserer Pio-	
—, General der Inf. Kövez von		—: Einzug der siegreichen Truppen	73	nieri hinter der Front. 2 Abb.	91
Kövezgáza und Generalmajor		—: Jerszego-Kathedrale	34	Pirot, Bahnhof	314
Scharicz von Rhény	180	—: Rathaus	34	—: Kastell	288
Führer, Der, einer Patrouille, er-		Leopold, Prinz von Bayern, der		Plagmusit in einem Feldlager an	
kündigt sich nach dem Wege	190	Eroberer von Warschau	126	der Wisne	53
Galizische Ochsen als Reittiere für		Libau: Stadthafen	9	Polnische Flüchtlinge, die von den	
deutsche Wehrmänner	115	Ville: Denkmal des Volksdichters		Russen mitgeschleppt waren, auf	
Gebet an einem Heldengrabe in		Desroussau	247	ihrem Rückzug	159
Feindesland	173	von Linzingen, General, und Erz-		Pontebba an der kärntnerischen	
Gebirgsartillerie. 2 Abb.	62	herzog Franz Salvator zum		Grenze	175
Gebirgskolonne auf dem Marsch		Frühstück bei den Schwestern in		Proviantkolonne auf dem Vor-	
Geschäftszimmer eines höheren		Wolocz	163	marsch nach Libau	8
Stabes	54	London, Die City von	217	Przemysl, Zerspaltete Eisenbeton-	
Geschosse der österreichisch-ungari-		Lorettohöhe, Kriegsschauplatz süd-		blöcke am Fort 11	2
schen 35,5 cm-Mörser	43	lich der	28	Pultust, Festung	127
Geschütz, Ein russisches, das von		von Madensen, Generalfeldmar-		Quartier, Ins	229
einer im Lauf treptierten Gra-		schall, am Kartentisch	269	Radfahrer-Kompagnie eines deut-	
nate aufgerissen wurde	105	Matow nach dem Rückzug der		schen Jägerbataillons in Ruß-	
—, Ein schweres russisches, das		Russen	207	land	11
von einem österreichisch-ungari-		Marsch, Auf dem	60	Rast auf dem Marsch nach Ver-	
schen 30,5 cm-Mörser vollständig		— in das eroberte Nowo-Geor-		folgung des Feindes in Richtung	
vernichtet wurde	147	giewsk	156	auf Orla	206

	Seite
Regimentsküster, Die, bei der Arbeit	281
Reinigung, Große, einer Gulaschanone in einem Fluß	66
Reservetruppen während der Kämpfe zwischen Neuve-Chapelle und Armentières	29
Reval	168
Riga. 2 Abb.	167
Rogan, Festung: Die Brandruinen	126
— Fort 4	127
Ruhetag am San	24
Rupprecht, Kronprinz von Bayern, mit General von Breittopf in Flandern	27
Russen, Gefangene, beim Abtransport ihrer eigenen Geschütze	43
— müssen ihre eigenen Maschinengewehre abtransportieren	105
— werden aus Przemyśl abgeschoben	3
Russisches Gutschaus	325
— Landhaus	324
Saloniki, Blick von der alten Zitadelle auf den Hafen	271
—: englische Truppen werden ausgeliefert	297
—: Hafen	270
Sanitätsmannschaften mit ihren Hunden auf dem Wege zur kämpfenden Truppe	113
Sanitätswagen, Kleiner zweirädriger	300
Scheinwerfer-Abteilung, Ausrüsten einer	82
Scheinwerfer an der Küste	279
— in Tätigkeit	81
Schludersbach	103
Schönbrunn, Schloß	161
Schützengraben an der äußersten deutschen Seestellung	295
—: Eroberter, bei Wolk	203
— mit Artillerieunterstand, 40 m vor dem Feinde	69
— und Grabenperre, 40 m vor dem Feinde	69
— vor dem Feinde	70
Schützenunterstand, Im	236
Schweizerische Patrouille in der Nähe der italienischen Grenze	47
„Seebären“, Alte, auf Posten	275
Sieniawa, Ansicht von	230
Stoda-Mörser im Feuer	231
Smorgon, Markt	233
Soldaten beim Beobachten militärischer Vorgänge	285
Somme-Wn, Ortschaft	259
Spitzen, Die, der Schweizerischen Armee und der Bundesbehörden in Bern bei der Rückkehr der 3. Division von der italienischen Grenze	47
Stabsoffiziere bei der Mittagsuppe	54
— beobachten von einer Düne aus die Beschießung Libaus durch unsere Flotte	7
Stellung, Eine, von uns genommene	19
— wie sie für die Kampfart der Russen kennzeichnend ist	41
Stilfserjochstraße, Die letzten Reihen von der	193
Straßenbild einer serbischen Ortschaft	300
Strumiza, Gegend bei	285
Strnj: Marktplatz	3

	Seite
Strnj: Russische Gefangene aus den Schlachten in Galizien auf dem Bahnhof	23
Sturmangriff	243
Tapferen, Unsere, mit Rauchmasken in Verteilungsstellung	258
Tarnopol	212
Tarvis	50
Telephonzentrale in einer Höhe von 3500 m	251
Tessin, Kanton: Fliegerstation	45
—: Schweizerische Soldatenstube	46
Tiroler Landesjäger beim Aufstieg	195
— Standschütze	249
Tragtiere durchqueren den Monzo	123
— im Krngebiet	291
Trainskolonne beim Durchqueren eines der vielen kleinen Seen im Bripjetgebiet	230
Transport einer 15 cm-Haubitze auf die Doberdo-Hochfläche	293
Triest: Giuseppina-Mole	13
—: Kastell Duino	12
Truppentransport auf einer Feldbahn	187
Übergang unserer Truppen über die Weichsel nach Prag	141
Überflchwemmungsgebiet, Im nordfranzösischen	38
Uesüb im Wardartal	286
Verluste der feindlichen Handelsmarine an der englischen Küste in der Zeit vom 18. Februar bis 18. Mai 1915	16
Vogesen: Heubeförderung zur Front	92
—: Feuernte	92
Volocz: Station der Heidelberger Schweifern	164
Vouziers: Deutsche Truppen vor der schönen Kirche	303
—: Kirche	246
Waldbarrifade, Eine	221
Walburge bei Lüttich: Gedankfeier bei den belgischen Soldatengräbern auf dem Friedhof	200
—: Gedentafel für die deutschen Gefallenen auf dem Friedhofe von	200
Warschau. 6 Abb.	128
—: Das zerstörte und gesprengte Fort VI	142
—: Deutsche Infanterie rückt in Warschau ein	142
—: Ein Weichselfort von, mit Blick auf die von den Russen gesprengte Brücke	159
—: Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern nimmt am 9. August die Parade ab	143
—: vom Ufer der Weichsel	125
Wasserfall der Windau bei Goldingen in Kurland	118
Wilhelm II., Kaiser, bei seiner Erbsuppe in Galizien	75
— und Generalfeldmarschall von Hindenburg	109
—, Kronprinz, bei der Verteilung der Eisernen Kreuze nach dem Dankgottesdienste in den Aragonen	199
Wilna	212
—: Straßenbild	233
—: Schloß Wert	234
Wirkung einer einschlagenden Granate	307

	Seite
Wislot, Am, nahe seiner Mündung in den San	1
Wohnung eines Generals	71
von Wogrsk, Generaloberst, inmitten von Offizieren	180

Bildnisse.

von Below, Otto, General der Inf.	119
von Beseler, General der Inf.	155
Böhm-Ermolli, General	22
Boris, Kronprinz von Bulgarien	237
Of. von Bothmer, General	22
Conrad von Höndorff, Franz Freiherr	5, 264
von Dithuth-Harrach, Generalst.	119
von Eichhorn, Generaloberst	119
von Einem, Generaloberst	261
Ferdinand I., Zar von Bulgarien	272
Frank, Generalleutnant	187
von Frentag-Loringhoven, Generalleutnant Freiherr	186
von Gallwitz, General der Artillerie	102, 270
Gröner, Generalmajor	186
Jesow, General, Oberbefehlshaber der bulgarischen Armee	298
von Klud, Generaloberst	245
von Linfingen, General, Oberbefehlshaber der deutschen Südarmerie	39
Konstantin, König von Griechenland	273
Kövesh von Köveshaza, General der Infanterie	270
von Lauenstein, Generalleutnant	119
Leopold, Prinz von Bayern	119
von Linfingen, General, Oberbefehlshaber der deutschen Südarmerie	22
Lizmann, General der Infanterie	153
von Madensen, August, Generalfeldmarschall	145
Maidenow, General, bulgarischer Kriegsminister	298
Radoslawow, bulgarischer Ministerpräsident	287
von Schöler, Generalmajor	186
von Scholz, General der Artillerie	102
Sieger, Generalleutnant	187
Szurman, General	22
Tappen, Generalmajor	185
von Watter, Generalleutnant, Freiherr	119
von Wogrsk, Generaloberst	102
Zöllner, Generalmajor	186

Karten.

Kartenstizze der neuen bulgarisch-türkischen Grenzgebiete	240
— des Kriegsgebietes östlich Wilna	234
— des serbischen Donauzipfels	239
— von der deutschen Ostfront	120
Rowno, Befestigungen von	154
Kriegsgebiet am Monzo	4
Kurland und Livland	Beilage
Mazedonien	311
Rowno-Georgiewsk mit dem zuerst eroberten Fort Benjaminow	154
Osterreichisch-italienische Grenzlande Ost	Beilage
Osterreichisch-serbischer Kriegsschauplatz	Beilage
Ostpreußen und Litauen	Beilage
Stellungen, Die vordersten, unserer Frontlinie im Osten	170

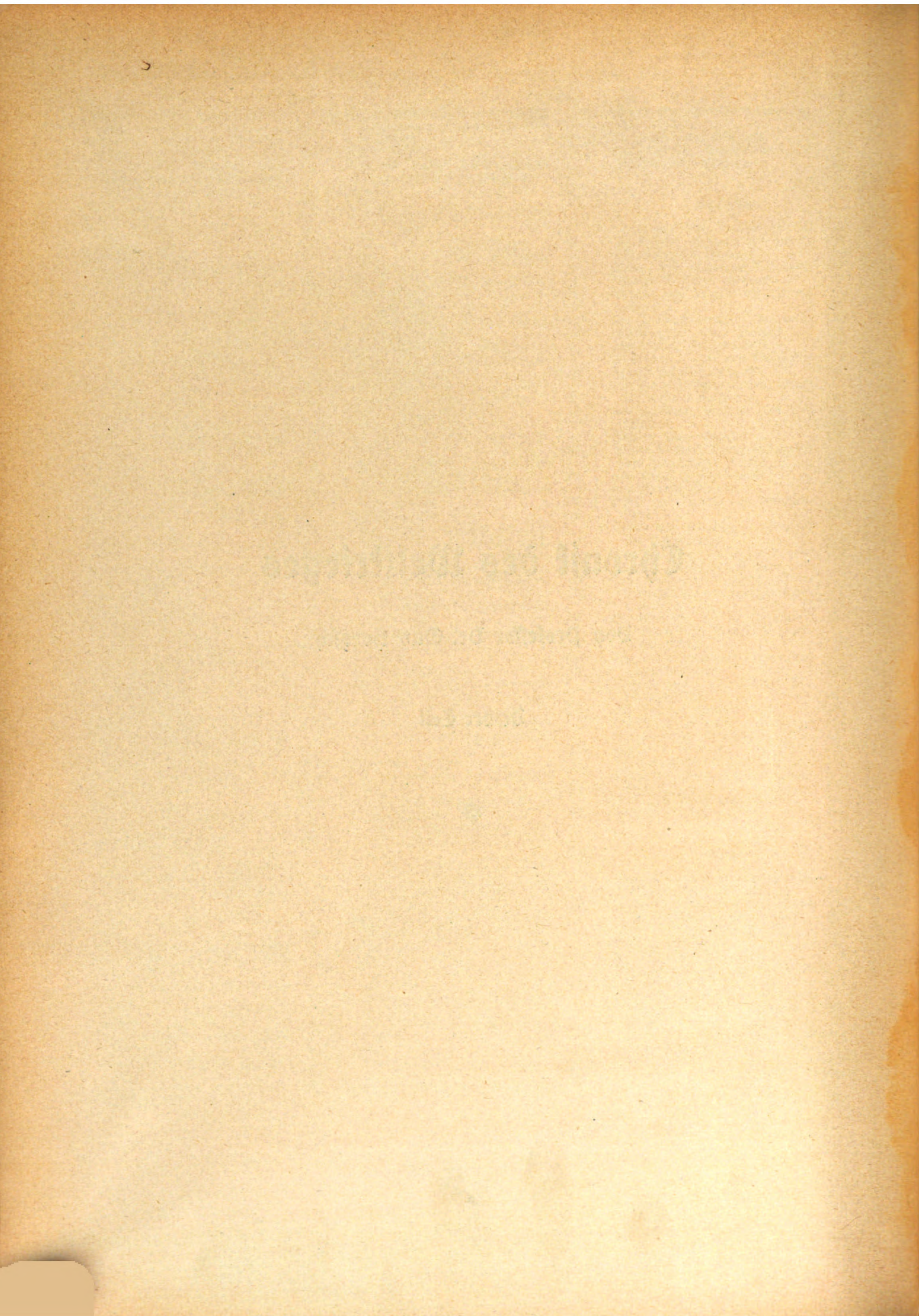


Chronik des Weltkrieges

Von Professor Dr. Otto Hoersch

Dritter Teil





Chronik des Weltkrieges.

Von Professor Dr. Otto Hoeksch.

Die spätere Geschichtsschreibung dieses Weltkrieges wird mit dem 2. Mai 1915 einen neuen Band beginnen; je länger dieser glorreiche Mai-Feldzug andauert, um so eindringlicher wird uns dies vor Augen geführt. Und so sehr sie sich dagegen sträuben, das müssen auch die Gegner anerkennen, daß die militärische Lage seitdem von Deutschland und seinen Verbündeten bestimmt wird. Im Westen wird die Verteidigungsfront vom Kanal bis zur Schweizer Grenze gegen ununterbrochene Angriffe der Engländer und Franzosen gehalten, an den Dardanellen arbeiten türkische und deutsche Offiziere und Soldaten in herrlicher Kameradschaft zusammen in der unerschütterten Verteidigung dieser wichtigen Meerenge, die einer der Hauptpreise des Völkerringens ist. Und währenddem dringt eine gewaltige deutsch-österreichisch-ungarische Offensive immer stärker gegen Rußland vor. Während der große Feldherr des Ostens, der Generalfeldmarschall von Hindenburg, in der Mitte gegen Warschau die Front hält, stieß er im Norden davon wieder angriffsweise vor in das litauische und kurländische Land hinein. Im Süden von seiner Aufstellung aber begann am 2. Mai von deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen gemeinsam ein gigantischer Durchbruchversuch, dessen Plan von dem Chef des Deutschen Generalstabs der Feldarmee, dem General von Falkenhayn, stammte, und der von deutschen und österreichisch-ungarischen Generalen mit unvergleichlicher Tapferkeit ihrer Truppen ohne jeden Aufenthalt, ohne jeden Fehlschlag, ohne jede Störung in den Berechnungen durchgeführt wurde, schon bis nahe an die Räumung des österreichischen Kronlandes Galizien, das zunächst den Ansturm der an Zahl übermächtigen russischen Heere hatte aushalten müssen. Hier ruht der Schwerpunkt des ganzen Krieges, von hier gehen die Wirkungen gewissermaßen strahlenförmig aus in das Herz Rußlands, in die Balkanstaaten und darüber hinaus auch mittelbar nach England und Frankreich und in die ganze Welt.

Daneben kommt uns in den ersten Wochen der Verlauf des italienischen Feldzuges wenig imponierend vor. An sich ist er schon, vom Standpunkt unserer Gegner aus betrachtet, zu spät begonnen worden. Die Entente, d. h. England wollte so gern, daß Italien bereits im März Losschläge, ehe der Beginn der milderer Jahreszeit dem gefürchteten Offensivgeist der Deutschen neue Vorstöße gestattete, für die sie, wie den Gegnern ja auch bekannt war, Hunderttausende von neu ausgebildeten Verstärkungen bereit hatten. Auch wenn wir sonst vielleicht mit gemischten Gefühlen auf die Verhandlungen der letzten Monate zwischen Italien und dem Zweibunde zurückblicken, so haben sie unter allen Umständen für uns das Gute gehabt, daß die Entscheidung Italiens für den Krieg um 6–8 Wochen hinausgeschoben wurde. Die spätere Würdigung der Ereignisse, die noch mehr in den Zusammenhang der Dinge blicken kann, als uns das heute vergönnt ist, wird gerade dies dem Fürsten von Bülow als ein ganz besonderes Verdienst anrechnen.

Ende Mai hat Italien den Krieg eröffnet, und zwar in einer Weise, die so langsam ist, daß wir sie uns nicht recht erklären können. Rund zehn Monate hat das Land Zeit gehabt, sich auf den Krieg einzurichten, und der ganze Beginn der Kriegführung macht durchaus den Eindruck, als wenn man noch in keiner Weise dafür fertig sei. Dies Gefühl wird noch dadurch verstärkt, daß es Italien immer noch vermieden hat, mit Deutschland und der Türkei, die beide mit seinem Hauptgegner eng verbündet sind, die Feindseligkeiten zu eröffnen. Bis Ende Juni ist noch keine Kriegserklärung zwischen Deutschland und Italien aus-

getauscht worden. Gegenüber der Türkei sind die Beziehungen sogar soweit erhalten geblieben, daß die diplomatischen Missionen der beiden Staaten ihre Posten bei einander noch nicht verlassen haben. Was Italien damit beabsichtigt, ist seine Sache. Für Deutschland ist es keine Frage, daß es Schulter an Schulter mit seinem Bundesgenossen auch auf diesem Kriegsschauplatz kämpft, und wenn die Zeit gekommen ist, werden die Italiener auch dort die deutschen Waffen spüren. Aber schon heute können wir die Worte aus Schillers Fiesko, an die wir so manchmal, als die Spannung sich zuspitzte, gedacht haben, auch laut zitieren (5. Aufzug, 4. Auftritt): Calcagno (ruft an): „Wer da? Was gibt's da?“ Deutsche (hauen ein): „Deutsche Hiebe!“ In Österreich hat die Lösung dieser Spannung eine bisher noch nicht dagewesene Begeisterung für den Krieg hervorgerufen. Trotz allen Bundesverhältnisses war man doch dort, ganz besonders in Tirol, seit langem schon auf die Möglichkeit vorbereitet, daß Italien einmal den Krieg vom Zaun brechen würde. Jetzt ist das eingetreten, und wie immer in der Geschichte wirkt die Lösung solcher halben Verhältnisse und Lagen befreiend und erhebend. Alles fühlt in der Donaumonarchie so, wie der Führer der ungarischen Opposition, Graf Albert Appony, im Parlament zu Budapest in einem prächtigen Worte es ausgedrückt hat: „Wir werden die Tiroler Alpen verteidigen, wie die Tiroler Kaiserjäger die Karpathen verteidigt haben!“ Gerade dieser Krieg gegen Italien schweißt so erneut den Kaiserstaat zusammen.

Nur kurz sei angemerkt, daß die Kriegserklärung Italiens den Vatikan in eine sehr schwierige Lage gebracht hat. Obwohl der Papst an sich mit dieser Kriegserklärung nichts zu tun hat, haben die Vertreter Deutschlands und Österreichs bei ihm auch sofort Rom verlassen, und damit ist der Verkehr mit dem Vatikan für uns unterbrochen. Die Abberufung erfolgte auf Wunsch des Papstes, weil Italien nicht die geringste Sicherheit dafür bot, daß die Souveränität des Papstes im Kriege gewahrt bliebe. Italien hätte es vermeiden können, diese Frage aufzurollen, wenn es rechtzeitig erklärt hätte, der Krieg ändere an dem sogenannten Garantiegesetz für den Papst von 1871 nichts. Es hat dies nicht getan. Daher hat die damit bewiesene Unsicherheit des Papsttums bei den Katholiken der ganzen Welt von neuem und mit größtem Nachdruck die Frage wachgerufen, was geschehen müsse, um dem obersten Hirten der katholischen Kirche Sicherheit und Souveränität unbedingt zu garantieren. Eine Frage ist wieder gestellt, die wir seit 1870 begraben glaubten, die Frage nach dem selbständigen Kirchenstaate, — auch sie muß durch diesen Krieg ihre Lösung finden, und nun nicht so, wie Italien es wünscht.

Ob Italien bereits verpflichtet ist, seine Truppen auf französischen Kriegsschauplätzen oder an den Dardanellen für seine neuen Verbündeten mit kämpfen zu lassen, ist nicht bekannt. Es scheint solche festen Bindungen bisher noch nicht eingegangen zu sein. Offenbar sucht es sein nächstes Ziel nur gegen Österreich, und zwar nach Norden und Nordosten, und dahinter im Westen der Balkanhalbinsel, wo es gleichfalls erobern will. Vom Stilfser Joch bis herüber nach Kärnten und Krain haben zahlreiche Gefechte stattgefunden, bisher ohne jede strategische Bedeutung. Es ist auch nicht anzunehmen, daß die Italiener durch die Befestigungen im Trentino oder am Isonzo durchzustößen in der Lage sein werden. Begonnen haben sie mit diesen Vorstößen in der Ecke zwischen der Etsch, der bisherigen Grenze und der Val-Sugana-Bahn, sowie im Osten in der Gegend von Görz und Gradiska, Stätten und Namen, die vielen Deut-

ischen aus Serienreisen und Sommerfrischen so vertraut sind. Sehr entschlossen und erfolgreich hat Österreich gleich zu Anfang, am 24. Mai, der Kriegserklärung geantwortet mit Beschießung und Luftangriffen auf Venedig, Ancona und Barletta. Die österreichischen Truppen werden kommandiert von dem Erzherzog Eugen (bisher Oberkommandierenden gegen Serbien), und unter ihm von dem in Galizien hochbewährten General Dankl, während der Nachfolger des Erzherzogs Eugen gegen Serbien der General Boroewic geworden ist, gleichfalls rühmlichst bekannt aus den Kämpfen in den Karpathen.

Der Dreiverband hat keine sonderliche Freude über den Hinzutritt Italiens geäußert. Bisher hat sich ja auch Italien irgendwie Anspruch auf militärische Beachtung noch nicht erworben; es ist, wo es selbständig gefochten hat, bisher noch immer geschlagen worden. Vielmehr liegt für den Dreiverband der Vorteil, den er sich von dem neuen Bundesgenossen verspricht, in der Rückwirkung dieses Entschlusses auf die Balkanhalbinsel. Bisher ist diese noch nicht hervorgetreten, und wir warten sie in Ruhe ab. Dafür aber haben, während in Sofia und Bukarest eifrigst verhandelt wird, die Deutschen und Österreicher in Galizien weiter gehandelt. Der am 2. Mai so glänzend begonnene Mai-Feldzug ist am 3. Juni mit der Rückeroberung Przemyßls zu seinem ersten strahlenden Abschluß gekommen. Unaufhaltsam ist das Vordringen gegen den Osten weitergeführt worden. Während nördlich der galizischen Grenze, in dem Raum zwischen der oberen Weichsel und der Pilica, in der Gegend von Kielce, von dem linken Flügel weiter gekämpft wurde, ist das Zentrum, die Armeen des Erzherzogs Joseph Ferdinand und Mackensen, über den San gedungen und hat Przemyßl zurückerobert. Gleich südlich davon, bei Sambor, beginnt der rechte Flügel, den die Armeen Puhallo, von der Marwitz, Böhm-Ermolli und Einsingen bilden, und an den sich die Armee Pflanzers-Baltin, diese mit der Front nach Norden, und seit dem 10. Juni eine äußerste Gruppe aus der Bukowina anschließen. Zuerst, bis zur Rückeroberung von Przemyßl, lag der Hauptkampf beim Zentrum. Dieses eroberte am 15. Mai Jaroslaw, überschritt den San, kreierte von drei Seiten Przemyßl ein, beschoß dieses mit schwerster Artillerie und eroberte die Hauptfestung Galiziens nach einer Belagerung von nur vier Tagen mit stürmender Hand. Am 3. Juni morgens um 3 Uhr rückte als erste Gruppe ein Bataillon des 3. Garderegiments ein. Die Hauptarbeit aber hatten, soweit die deutsche Beteiligung in Frage kam, die Bayern geleistet, unter dem General von Kneußl. Man weiß nicht, was man bei diesem Feldzug von vier Wochen mehr bewundern soll, die Kühnheit und Tatkraft der Führung, die Leistungsfähigkeit und den stürmischen Opfermut der Truppen oder die Geschicklichkeit, auch das schwerste Geschütz so rasch von Kampfstellung zu Kampfstellung zu bringen, daß stets eine wirksame Vorbereitung durch schweres Artilleriefeuer möglich wurde und, was man in diesem Kriege immer seltener erlebt hatte, überall der Sturm durch die Infanterie mit dem Bajonett erfolgen konnte. Die Rückeroberung Przemyßls schließt sich den glänzendsten Siegen dieses ganzen Feldzuges an, auf sie können die Deutschen, die Österreicher und Ungarn gemeinsam stolz sein. Am Eindruck, den sie auf die Feinde wie auf die Neutralen gemacht hat, hatten wir die beste Probe darauf.

Danach verschob sich das Schwergewicht dieser Operationen, deren Ziel in Lemberg ohne weiteres gegeben ist, in die südlich davon am Dnjestr kämpfende Gruppe, namentlich in die Armee des Generals von Einsingen. Sambor, Drohobicz, Strz, Stanislaw wurden erobert. Die daran anschließende Armee im Südosten rückte gleichfalls vor, und aus der Bukowina wurde dazu vorgestoßen. Damit ergab sich für Mitte Juni folgende von Südost nach Nordwest verlaufende Linie: Kogmann (im Nordosten der Bukowina) —

Horodenka — Obertyn — Halicz — Zurawno — Drohobicz — Sambor — Hussakow und Mosciska (beide schon östlich Przemyßls und hart an der wichtigen Bahn nach Lemberg) — vorwärts Przemyßl und Jaroslaw — Sieniawa — Mandan — Radom. Die Linie der Kämpfe von Sieniawa bis in den Bereich unserer 9. Armee in Russisch-Polen ist indes genauer nicht bekannt. An die glorreichsten Zeiten unserer Kriegsgeschichte erinnert dieser Mai-Feldzug, der in vier Wochen die Russen aus einem Teil von Galizien wieder herauswarf, wiederum riesige Beute und 300 000 Gefangene brachte und unsere Stellungen bis auf 50 und 70 Kilometer südlich und westlich von Lemberg herangeführt hat. Der Zeitpunkt ist abzusehen, an dem die Russen gezwungen sind, auch diese Stadt und danach vielleicht ganz Galizien zu räumen. Das ist das militärische und politische Ziel dieser Kämpfe, in denen unsere und die österreichisch-ungarische Heeresmacht so ineinander verschmolzen sind, daß sie ein operierendes Ganze bilden.

Nach Norden anschließend hat sich die Lage im Bereiche unserer 9. und 8. Armee nicht geändert. Angreifende Kämpfe der Russen, immer siegreiche Abwehr durch die Unseren — das war hier auch in diesem Monat das Zeichen, unter dem die Armeen zu stehen hatten. Dagegen wurde nördlich davon weiter gekämpft, nicht, wie man immer fälschlich in unseren Zeitungen sagt, in Kurland. Von diesem Gouvernement ist nur das Stück um Libau und die Stadt selbst in unserer Hand. Die Unternehmung im Norden, die der Generalfeldmarschall von Hindenburg leitet, spielt sich vielmehr fast ausschließlich auf litauischem Gebiete ab, in dem Gouvernement Kowno, in dem die Kämpfe längs der Dubissa stattfinden. Diese ist ein Nebenfluß des Njemen, der von Norden nach Süden läuft und westlich der Eisenbahnlinie, die Libau mit der großen Linie nach Petersburg verbindet. Die Aufgabe dieser Kämpfe ist, feindliche Truppen in größerem Umfange zu binden, und das gelingt auf das glänzendste, so daß nicht unbeträchtliche russische Kräfte von den Entscheidungen in Galizien abgezogen wurden, die unten empfindlich fehlten. Mußte man doch auf der russischen Seite in Galizien schon auf die sogenannte Bosphorus-Armee zurückgreifen, die hierher transportiert wurde — ohne etwas nützen zu können.

Noch ist es nicht möglich, den Schleier von den Absichten des Generalfeldmarschalls zu heben, aber wohl an den Unternehmungen in Litauen im einzelnen zu verfolgen, mit welcher Frische, Begeisterung und Schulung Offiziere und Mannschaften, vielfach Reserve- und Landwehr-Formationen, diese anstrengende Kriegsführung aushalten. Und vielleicht noch erhebender ist es, hinter der Kampffront Hindenburgs die ostpreussischen Grenzmarken zu durchfahren, wo jetzt, in den Tagen des Frühsummers, rings um die Wahrzeichen russischer Zerstörungswut, in Stille und Frieden die Kornfelder rauschen. Dann fühlt man ganz, was die Provinz Ostpreußen vor allem ihrem Befreier dankt, was unser ganzes Vaterland diesem großen Schlachtenlenker zu danken hat.

Sagt selbst, berührt es uns heute, daß die Kämpfe auf dem Kriegsschauplatz im Westen immer in die zweite Linie rücken müssen. Gewißlich sind sie keineswegs an sich bedeutungsloser als die im Osten. Aber der Krieg hat sich im ganzen so gestaltet, daß die Entscheidung sich immer nach dem Osten verlegt hat, und daß wirklich weittragende Entscheidungen im Westen von uns erst erreicht werden können, wenn wir im Osten zu einem gewissen Abschluß gekommen sind. So hat sich auch diesmal im Kampfe unserer Westfront von der Nordsee bis an die Schweizer Grenze Wesentliches nicht geändert. Sie hält sich strategisch überall defensiv, auch am Njerkanal, wo am 17. Mai die auf dem Westufer eroberten Stellungen wieder aufgegeben wurden. Demnächst waren Angriffe zu bestehen zwischen Lille und Arras, wo im besonderen die Loretto-

höhe ein von beiden Seiten auf das erbittertste umsochtener Punkt war, der in den Meldungen unserer Heeresleitung immer wiederkehrte. Auch Givenchy, Souchez mit seiner Zuckerfabrik, Carency, Ablain in derselben Gegend haben sich dem Gedächtnis gar vieler daheim eingeprägt, die ihre Angehörigen in den hartnäckigen Kämpfen dort wußten. Zwischen Maas und Mosel sind es ebenfalls noch wie vor der Pfisterwald und die Gegend von Combres, in denen das Ringen um die einzelnen Stellungen weiter geht. Ununterbrochen donnern dort die Geschütze, ununterbrochen laufen die Gegner an diesen selben Durchbruchsstellen an, und in der Hauptsache werden sie überall zurückgeworfen. Wird einmal ein kleiner Erfolg von ihnen errungen, so ist er im ganzen Zusammenhange unserer Aufstellung belanglos. Sie ist, wie wir sagen dürfen, uneinnehmbar, und im Anrennen gegen sie verbluten sich die englischen und französischen Streitkräfte nur. Damit wird das erreicht, was wir festgehalten wissen wollen, bis die Ereignisse im Osten uns auch hier den Beginn einer neuen Phase ermöglichen.

Auch die Kämpfe der Engländer und Franzosen gegen die Befestigungen der Dardanellen wurden fortgesetzt. In sie ist, am 26. Mai zum ersten Male gemeldet, ein neues, unseren Feinden sehr unangenehmes Element hereingekommen: deutsche U-Boote sind im Mittelmeere aufgetaucht und haben sich gleich höchst erfolgreich an die Arbeit gemacht. Was ist das für eine Leistung! Von den Häfen der Nordsee bis zur Türkei ist der nächste Weg zu Wasser mehr als 6100 Kilometer lang! Diesen Weg zu durchlaufen, ohne vom Feinde, dem man fortwährend begegnet, beschädigt zu werden, in einem kleinen Fahrzeug mit einer Besatzung von ein paar Duzend Köpfen Fahrten zu machen, die so weit sind, wie von Hamburg nach New York —, das übertrifft alles, was unsere U-Bootswaffe bisher schon geleistet hat. In der Nähe der Straße von Gibraltar, in der Nähe der Kanalmündung von Suez, an den Dardanellen, kurz in Gebieten, die unbestrittene Herrschaftssturen der englischen Flotte waren, erscheint diese fürchterliche deutsche Waffe und greift in die Kämpfe an den Dardanellen bestimmend mit ein. Bestimmend nämlich insofern, als die U-Boote die feindlichen Schlachtschiffe zwingen, sich von den Dardanellen zurückzuziehen. Dadurch wird das Landungskorps aus Engländern und Franzosen in eine, wie es scheint, zunehmende Gefahr gebracht. Rund 60 000 Mann mögen auf dieser Halbinsel kämpfen und sind abhängig in aller Zu'uhr von ihren Linien Schiffen und Kreuzern, die aber durch die deutschen U-Boote immer mehr ferngehalten werden. Man sieht nicht, wie die Zurückziehung dieses Landungskorps, das von den Türken mit größter Tapferkeit zurückgedrängt wird, möglich sein soll, zumal die weittragenden Schiffsgechütze der Engländer und Franzosen schon sehr stark verbraucht sind, weil in den ersten Tagen der Kämpfe zuviel daraus geschossen worden ist. Ruhig und fest steht die türkische und deutsche Macht in dem Kampfe auf der Halbinsel Gallipoli, alles schlägt sich ausgezeichnet, die U-Boote erlebigen ein feindliches Schiff nach dem anderen — so ist die Erwartung heute wohl begründet, daß es gelingt, die Dardanellen gegen diesen Sturm zu halten. Was das für den ganzen Zusammenhang des Krieges bedeutet, liegt auf der Hand.

Aber auch sonst haben die deutschen U-Boote ihre Arbeit unentwegt mit gleichem Erfolge weitergeführt. Einige Zahlen seien jetzt über die Verluste unserer Gegner zur See mitgeteilt. Zunächst die Kriegsschiffe. Davon hat England verloren: 9 Linienische, 7 Panzerkreuzer, 5 geschützte Kreuzer, 6 Torpedobootszerstörer, 10 Unterseeboote und 5 Hilfskreuzer (unter diesen die „Lusitania“). Frankreichs Verlust: 1 Linienischiff, 2 Panzerkreuzer, 1 Kanonenboot, 1 Torpedobootszerstörer, 2 Unterseeboote. Rußlands Verlust: je ein Linienischiff, Panzerkreuzer, geschützter Kreuzer und ungeschützter Kreuzer, sowie eine Anzahl von Torpedo-

booten. Das ist nur die Rechnung, die unbedingt feststeht. Begründete Annahme von noch höheren tatsächlichen Verlusten — 3. B. sind die Verluste aus dem Gefecht bei Helgoland und den Aktionen gegen die englische Küste nicht eingerechnet — liegt vor. Aber es ist richtig, wenn unsere Marine derartige Verluste der Gegner noch nicht mit einrechnet, obwohl wir überzeugt sein können, daß sie von den feindlichen Streitkräften zur See abgestrichen werden müssen. Am 18. Mai war ein Vierteljahr vergangen, seitdem die U-Boots-Kampagne gegen die englische Handelsflotte begonnen hatte. Deshalb ist von uns jetzt eine Übersicht über die dadurch unsern Feinden beigebrachten Verluste veröffentlicht worden. Diese Liste zählt für die drei Monate 111 feindliche Schiffe auf, die durch unsere U-Boote versenkt worden sind, mit genauer Angabe des Tages und der Stelle, wo die Versenkung vor sich gegangen ist. Mit neun Ausnahmen sind es englische Schiffe. England hat verloren: 102 Schiffe mit über 215 000 Tonnen. Da bereits vor dem 18. Februar (durch unsere Kreuzer) den Engländern ein Verlust von 52 Schiffen mit 205 000 Tonnen zugefügt war, so stand am 18. Mai ein Gesamtverlust Englands von 154 Handelsschiffen mit 420 000 Tonnen Rauminhalt fest. Von englischer Seite hat uns die Admiralität die Möglichkeit gegeben, den England zugefügten Schaden genauer zu berechnen. Sie hat nämlich am 22. Juni ein Communiqué ausgegeben, wonach die Verluste der britischen Handelsmarine seit dem Beginn des Krieges 145 Schiffe mit einem Gesamt-Tonneninhalt von 524 080 und 118 Sijcherfahrzeuge mit einem Gesamt-Tonneninhalt von 19 924 betragen. 86 Handelsschiffe wurden von Unterseebooten versenkt, 56 von Kreuzern versenkt oder erbeutet, 15 durch Minen zerstört. 24 Sijcherboote wurden durch Minen und 94 durch Kriegsschiffe zerstört. Das ist die Rechnung, die England sich selbst über seine Verluste in diesem Handelskriege aufmacht. Ob sie völlig stimmt, ob sie nicht noch zugunsten Englands sich irrt, bleibe dahingestellt. Ein Bild von der Wirkung des deutschen Krieges gegen die englische Handelsmacht geben diese Zahlen aber recht eindringlich. Noch schmerzlicher vielleicht als dieser tatsächliche Verlust dürfte für England die Betrachtung der Karte sein, die anzeigt, wo die Untergangsstellen waren. Sie liegen nämlich am dichtesten im Kanal, zwischen der englischen und französischen Küste bis zur Insel Wight, demnächst an der englischen Ostküste von Harmouth bis an die schottische Grenze. Aber auch außerhalb dieser Stellen haben die U-Boote ihr Werk getan, an der Doggerbank, an der schottischen Küste, im Kanal, wo er sich nach dem Ozean öffnet, und im sogenannten Georgskanal zwischen Irland und England.

Wer sich heute an die Geschichte der U-Bootswaffe zu erinnern vermag, wird bewundernd vor diesen deutschen Leistungen stehen. Welch ein Lärm wurde vor zehn und mehr Jahren gemacht, als die französische Marine so stolz war auf ihre „Sous-marins“, und was leisteten diese heute? Von französischen U-Booten hören wir überhaupt nichts, von englischen fast nichts. Dafür stehen die deutschen und, nicht zu vergessen, die österreichischen an der Spitze dieser ganz modernen, an die Geistes- und Nervenkraft ihrer Offiziere und Besatzung die höchsten Anforderungen stellenden Waffe. Für uns ist keine Frage, daß ihr die Freiheit bleiben muß, in der bisherigen glänzenden und bewährten Weise weiter zu arbeiten. Die Engländer können uns diese Freiheit nicht beschürken, sie mögen protestieren und die Welt mit ihrem Geschrei über völkerrechtlichen Bruch und Grausamkeit der deutschen Marine erfüllen. Tatsächlich sind sie hier die Schwächeren und müssen mit knirschenden Zähnen zusehen, daß überall auf den Hochstraßen des Völkerverkehrs, die angeblich die englische Flagge allein beherrschte und schützte, sich diese Boote zeigen und dazu mit einer Präzision, die beweist, daß sie nicht eine Waffe des Zufalls ist, sondern eine solche der berechnenden Überlegung und technischen Fertigkeit, wie das schwere Geschütz. — — —

Unter den Taten der U-Boote war am 7. Mai eine besondere, die Versenkung der „Lusitania“. Da sich auf ihr Amerikaner befanden, die mit ertranken, ist die Rückwirkung dieses Ereignisses in den Vereinigten Staaten ganz besonders groß gewesen. Wir können es natürlich auch verstehen, daß das der Fall ist. Aber bisher hat sich die Erregung in Amerika auf den Austausch von Noten mit Deutschland beschränkt. Wenn auch die Nachricht von der Versenkung der Lusitania dort wie ein Donnererschlag wirkte, so hat sich die öffentliche Meinung doch Ruhe und Besonnenheit bewahrt. Das wurde nicht zum wenigsten dem Präsidenten Wilson selbst verdankt. Nach der amerikanischen Sitte wurde er sofort gefragt, was er zu dem Fall meinte, und seine kurze Äußerung stand schon am Tage nach dem Ereignis auf der ersten Seite aller amerikanischen Zeitungen. Sie lautete kurz: „Bedauern, aber Besonnenheit!“

Wir spüren, daß den Amerikanern die Aussicht unangenehm ist, ihre Beziehungen mit Deutschland sich verschärfen zu sehen. Sie können sich der Einsicht nicht verschließen, daß sie an dieser Lage selbst mit schuld sind, und daß Deutschland, weil in der Notwehr befindlich, nicht anders handeln kann. Und nicht zufällig bringen gerade einflußreiche deutschfeindliche Zeitungen nüchterne Zahlen über die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Ländern. Der jährliche Handelsaustausch zwischen Deutschland und Amerika beträgt mehr als 500 Millionen Dollar, also über 2 Milliarden Mark. Amerika hat große Anlagen in Deutschland, und Deutschland hat in Amerika rund 6 Milliarden Mark angelegt, d. i. etwa ein Sechstel der gesamten Auslandsanlagen unseres deutschen Kapitals. In diesen Zahlen spiegeln sich Beziehungen wider, die für beide Teile sehr wertvoll sind und die deshalb keiner von beiden leichtfertig geschädigt sehen möchte. Ganz besonders die Amerikaner nicht, die überhaupt auch Grund genug haben, die Möglichkeit einer Verwicklung in den Weltkrieg zu scheuen. Abgesehen davon, daß ihre militärischen Machtmittel dazu nach allgemeinem Urteil des Landes sehr gering sind, müssen sie immer mit der Aussicht rechnen, daß Japan diese Schwierigkeit benutzen würde, um sich im Stillen Ozean weiter festzusetzen und Amerika selbst zu bedrohen. Hat sich doch Japan in aller Stille die Flottenbasis an der kalifornischen Küste geschaffen, die es im Frieden schon lange ersehnte, und man beruhigt sich doch nur künstlich in den Vereinigten Staaten damit, daß es sich dort lediglich darum handele, einen wrackgewordenen japanischen Kreuzer zu bergen.

Nun haben sich die Vereinigten Staaten, wenn auch nicht amtlich so doch in großen Teilen ihrer öffentlichen Meinung, stark für England festgelegt, und sie haben zudem ein Interesse, den gewaltigen Gewinn an den Waffenlieferungen nach Europa auch weiterhin zu genießen. So gehen jenseits des Ozeans die Stimmungen und Wünsche sehr durcheinander, und es ist als eine Folge dieses ungeklärten Durcheinanders zu betrachten, daß am 9. Juni der bisherige Staatssekretär des Auswärtigen, W. J. Bryan, von seinem Amte zurücktrat. Mit Recht ist dieser Rücktritt als auffällig empfunden worden. Denn der amerikanische Staatssekretär ist nicht Minister in demselben Sinne wie der englische oder französische Minister, er ist nur ein Angestellter, gewissermaßen ein Adjutant des Präsidenten, dessen persönliche Politik er mitzumachen hat. Fühlt er sich trotzdem gedrungen, um Enthebung von seinem einflußreichen Amte zu bitten, so muß der Gegensatz schon erheblich groß sein. Soweit bisher zu sehen ist, war er das in diesem Falle nun nicht. Wilson dankt Bryan seine Wahl zum Präsidenten und hat ihn zum Dank dafür zu seinem Staatssekretär gemacht. Wenn Bryan jetzt in dieser Krisis ausschied, so bewegt ihn zunächst mehr der Gedanke an die nächste Präsidentenwahl, die 1916 stattfinden hat. Er möchte nicht sein Schiffslein verbunden halten mit dem des Präsidenten. Denn er glaubt, daß das letztere möglicherweise in einer großen, vom Präsidenten heraufbeschworenen Krisis scheitern würde. Wilson hat sich da-

durch nicht beirren lassen, sondern an Deutschland eine Note gerichtet, die in Berlin am 11. Juni überreicht worden ist. Liest man sie durch, so bietet sie allerdings die Möglichkeit zu weiterer Verschärfung der Beziehungen, und wir können glauben, daß Bryan gerade das hat vermeiden wollen. Ob sich indes notwendigerweise diese Verschärfung, die zunächst zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen führen würde, daraus ergibt, steht noch dahin. Erfreulich wäre es natürlich nicht, wenn in die Reihe unserer Gegner auch die Vereinigten Staaten treten sollten. Aber der Standpunkt, zu dem Deutschland in dem Kampfe auf hoher See gekommen ist, für den das bisherige Völkerrecht noch gar keine Regeln bot, weil das U-Boot eine völlig neue Waffe ist, der ist so aus unserer Not geboren, daß er nicht ausgegeben werden kann. Und so müssen auch diese Schwierigkeiten durchgefochten werden, wie so viele sonst in diesem ungeheuren Ringen.

Je rascher der Feldzug in Ostitalien sein nächstes Ziel, die Räumung des Landes durch die Russen, erreicht, um so näher rückt er mit seinen Schlachtfeldern dem Gebiete der orientalischen Frage. Immer höher steigt daher die gewaltige Spannung, die über den Balkanstaaten lagert. Manche von ihnen, wie Bulgarien, mögen sich fernhalten wollen, aber es wird nicht möglich sein. Mit unbarmherziger Folgerichtigkeit kehrt die ungeheure Weltkrisis, die wir durchleben, jetzt zu ihrem Ausgangspunkte nach der Balkanhalbinsel zurück. Um Rumänien vor allem gehen die Werbungen des Dreiverbandes immer dringender, damit es in den Kampf eintrete und so den Ring der Aktionen von Rußland, Italien, Frankreich und England um die Zentralmächte herum gewissermaßen als Schlußstein abschließen. Noch wissen wir nicht, wie in diesem Lande die Entscheidung fallen wird; einer Entscheidung wird es nicht ausweichen können. Zu ihr wird der König und sein Land um so eher gedrängt, je näher die deutschen und österreichischen Waffen seiner Grenze dringen. Wir sollten meinen, daß die unwiderstehliche Macht dieser unserer Waffen den Balkanstaaten klar machen müßte, wo der Erfolg in diesem Kriege liegt. Und weil wir dieses Erfolges sicher sind und jeden Tag darin bestärkt werden, können wir auch die weitere Entwicklung auf der Balkanhalbinsel verhältnismäßig mit Ruhe erwarten. Ja, wir glauben, daß es, soll der Friede, um den wir kämpfen, von Dauer sein, nur nützlich ist, wenn diese ganze wirrenreiche orientalische Frage durch ihn, sei es auch um den Preis erneuter großer Kämpfe, ein gut Stück ihrer Lösung weiter geführt werde. Unsere Stellung dazu steht ja fest: die Sicherung der Türkei, die Abwehr des russischen Panславismus, der über die ganze Halbinsel hinweggreifen möchte, die Zurückweisung der italienischen Begehrlichkeit in ihr. Dann heben sich für den schon weiter in die Zukunft dringenden Blick Möglichkeiten und Gestaltungen heraus, die eine dauernde Ruhe und geordnete Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel ermöglichen. Gelingt uns das zu erreichen, dann haben wir nicht nur für uns, sondern auch für diese jungen Balkanstaaten mit den Erfolg erzielt, zu dem wir streben. Nur müssen diese Balkanstaaten selbst das von uns wollen.

Mit den ersten Maientagen hat also ein neuer Abschnitt dieses Krieges begonnen, der vielleicht die größten Entscheidungen in sich trägt. Die Zentralmächte haben ihn eingeleitet durch ihren Angriff und ihr siegreiches Vordringen. Er soll uns nun den Erfolg bringen, den in diesem Monat zum ersten Male zwei maßgebende Persönlichkeiten unseres Reiches schärfer umrissen haben: die realen Garantien für einen dauernden Frieden und gegen künftige Angriffe – so haben mit deutlicher und unmißverständlicher Spitze König Ludwig von Bayern und der Reichskanzler das deutsche Kriegsziel feierlich ausgesprochen.

Nunmehr bitte ich den Leser, eine Karte des östlichen Kriegsschauplatzes zur Hand zu nehmen und folgende Linien, von Norden nach Süden laufend, sich klarzumachen. Als nach der Winterschlacht in Masuren eine gewisse Pause im Norden des Kampfgebietes eintrat, während die Karpathenkämpfe weiter gingen, lief die Stellung der Russen in der Hauptsache so: Mündung der Memel – vorwärts Tilsit – Stallupönen – Suwalki – Grajewo – Mława – Płock – Bolimow – Tomaszów – Opatowiec – vorwärts Tarnów – östlich Neu-Sandec – Dukla-Paß – Luchow-Paß – Użok-Paß – Jablonica-Paß – Kimpolung. In den ersten Tagen des Juni, als der galizische Feldzug im engeren Sinne zum Ende gediehen war, und als Ergebnis des Vorstoßes nach Litauen und Kurland ergab sich folgende Linie: Eibau – bis zur Wenta – Rosien – an der Dubissa – vorwärts Kowno – vorwärts Suwalki und Augustów – hart vor Ostrowiec – Przajsz – Sochaczew – Bolimow – Tomaszów – Opoczno – Iłża – bei Józefów über die Weichsel – Krasnik – Zamosc – Krnlow – und scharf nach Süden umbiegend am Bug entlang östlich Lemberg über die große Bahn bei Krasne (dem Schnittpunkt der Bahnen nach Brodno und Woloczyska) – Przemyslan – längs der Slota-Lipa – Zaleszczyki und nach Osten bis zur galizischen Grenze an der Stelle, wo die russischen Gouvernements Bessarabien und Podolien zusammenstoßen. Das ist der Erfolg der beiden großen Unternehmungen, des Feldmarschalls von Hindenburg im Norden und der vereinigten Heeresleitungen im Süden.

Während so die Mitte der feindlichen Stellung westlich Warschaus gehalten wurde, bogen die Flügel im Norden und Süden außerordentlich vor, der im Süden ganz besonders weit und in einer ungeheuren Erstreckung, läuft er doch von dem Knie der Pilica in südöstlicher Richtung bis zu der eben bezeichneten Stelle an der galizischen Ostgrenze, bis hart an die Grenze Rumäniens. Die Reihenfolge der Armeen auf diesem südöstlichen Kriegsschauplatze wurde hier schon festgelegt; sie hat sich seitdem nicht verändert. Die hauptsächlichsten Daten seit dem letzten Bericht sind nun diese: 19. Juni: Einnahme der Grodek-Stellung durch die Armeen Mackensens; 20. Juni: Kampf um Lemberg und Solkiew, Eroberung von Rawa-Ruska; 21. Juni: Einnahme der russischen Vorstellungen westlich und nordwestlich von Lemberg; 22. Juni: Eroberung von Lemberg selbst durch die zweite österreichisch-ungarische Armee unter dem General von Boehm-Ermolli; 24. Juni: die Truppen der Armeegruppe Wonsch erreichen Iłża, das südliche Sanufer ist vom Feinde frei; 27. Juni: Halicz von den Deutschen besetzt; die Armee Einsingen hat den Übergang über den Dniestr nach fünftägigem schweren Kampfe auf ihrer ganzen Front erzwungen; 30. Juni: die Armee Einsingen östlich der Gnila-Lipa, die Österreicher östlich von Lemberg, die Armeen Mackensens im weiteren Vordringen zwischen Bug und Weichsel; 4. Juli: die Slota-Lipa ist auf der ganzen Front erreicht, ihr Westufer von den Russen gesäubert, im Abschnitt des Bug der Brückenkopf Krnlow erobert; 5. Juli: die Armee des Erzherzogs Josef Ferdinand wirft den Feind in einer Schlacht bei Krasnik. Mit der letzten Angabe ist schon die neue Phase des Feldzuges bezeichnet. Bevor eine genauere Gesamtschilderung vorliegt, können wir uns heute merken, daß in den ersten Julitagen der galizische Feldzug, der mit dem Durchbruch vom 2. Mai begonnen hatte, zum vorläufigen Abschluß gekommen war.

Sieht man sich jene zweite Linie auf der Karte an, so zeigt sie einen scharfen Knick am Brückenkopf von Krnlow. Von da nach Süden und Südosten ist der eine Schenkel der riesigen Aufstellung mit seiner Front dem Osten zugewendet, während der andere Schenkel von dort in nordwestlicher Richtung bis herauf zur Pilica läuft, wo er den Anschluß an die deutsche 9. Armee findet. Im Augenblick, da diese Aufstellung bekannt wurde, war auch dem militärischen Laien klar, daß die Operationen der verbündeten Heeresleitungen an einem neuen Drehpunkte ihrer Bewegungen

angekommen waren. Die Frage erhob sich bei Freund und Feind: nach welcher Richtung werden die Operationen in der damit anhebenden neuen Phase nun weiter geleitet werden? Werden sie durch den Rest von Galizien weiter nach vorwärts getragen werden in die russische Schwarze Erde, in die Ukraine herein, womöglich mit dem Ziele Kiew? Oder würde man eine Wendung versuchen, um sich von da nach Norden gegen die Festungslinien des Gegners in Polen zu wenden? Auch wer gar nicht gewöhnt ist, sich militärische Bewegungen auf der Karte in ihrer ganzen Schwierigkeit vorzustellen, sah mit dem Blick auf das südöstliche Polen und das nördliche Galizien ohne weiteres, wie schwer es sein mußte, die dafür in Frage kommenden Armeen – es waren die des Erzherzogs Josef Ferdinand und daran anschließend die des Feldmarschalls von Mackensen – mit dem Gesicht nach Norden zu wenden. Aber bereits die Nachricht des 5. Juli, daß die Armee des Erzherzogs Josef Ferdinand in einer Schlacht bei Krasnik die Russen geschlagen und zum Rückzuge in nördlicher und nordöstlicher Richtung geworfen habe, zeigte, daß diese Schwenkung vollauf gelungen, eine Angriffsfront hergestellt war aus den Armeen (von links nach rechts) Wonsch, Josef Ferdinand und Mackensen, an die sich dann mit der Front nach Osten die anderen Armeen angeschlossen, die vor allem jenseits des Dniestr weiter zu kämpfen hatten. Meisterhaft haben es die verbündeten Heeresleitungen verstanden, diese riesige Bewegung in einem Gelände durchzuführen, über das der Krieg monatelang hingegangen war und in dem das Hauptmittel solcher überraschender Aufstellungsveränderung fast ganz fehlte, nämlich die Eisenbahn.

Für dieses Gebiet hatten im Frieden die Franzosen ganz besonders von den Russen strategische Bahnbauten gewünscht. Die allerletzte Anleihe, die im Frieden von Rußland bei Frankreich aufgenommen wurde, und die der damalige Ministerpräsident Kokowzow in Paris selbst abgeschlossen hatte, wurde nur unter der Bedingung gegeben, daß auf die Nordostgrenze Galiziens hin strategische Bahnlinien gebaut würden, die den Angriff auf Galizien dem Bundesgenossen besonders erleichtern sollten. Die Russen haben diese Linien nicht gebaut. Das war für sie vom Nachteil beim Angriff auf das Kronland. Das ist aber für sie jetzt von Vorteil bei der Verteidigung Polens und des anstößenden Wolhyniens. Und sie haben durch die großen Festungslinien, die dort durch das Land ziehen, noch weiterhin für ihre Verteidigung außerordentlich gesorgt. Denn der Aufstellung, wie wir sie angaben, stehen jetzt, von Süden an gerechnet, folgende größere oder kleinere Festungen gegenüber: Chotin – Kamienec – Rowno – Lutz – Brest-Litowsk; westlich davon im eigentlichen Polen die in diesem Feldzuge so oft genannte erste Festungslinie von Zwangorod – Warschau – Nowogeorgiewsk, an die sich die ebensooft genannte Linie der Narew- und Njemenfestungen bis nach Kowno anschließt.

Es war daher kein Wunder, daß von dieser für die Russen günstigen Basis aus dem Vordringen der nunmehr nach Norden gewendeten verbündeten Heere große russische Truppenmassen entgegengestellt werden konnten. Für die Russen ist das auch nötig. Denn dieses Vordringen nach Norden bedroht zunächst die wichtige Eisenbahnlinie zwischen Zwangorod, also Warschau und Kowel vor allem bei Lublin, und die Gefahr ist groß, daß die verbündeten Heere zwischen die beiden Festungslinien kommen und so die Aufgabe der westlichen von selber erzwungen würde. Damit fiel aber die Hauptstadt Polens, Warschau, ohne weiteres den Gegnern in die Hände. Die Russen haben es in diesem Feldzuge im ganzen doch verstanden, solche Aufnahmebewegungen rasch und wirksam zu vollziehen und dann wiederum vorzustößen. Diesen ersten Vorstoß hatte die Armee des Erzherzogs Josef Ferdinand aufzunehmen, und seit dem 7. Juli sind die Kämpfe nach Norden, also zwischen der Pilica und Krnlow, zum Stehen gekommen gegenüber den starken rus-

lischen Kräften, die in erster Linie von Brest her dagegen herangeführt wurden.

Damit sind wir aber schon in den neuen Abschnitt des Ostfeldzuges hereingekommen, der erst in seinem allerersten Anfange zu übersehen ist. Kehren wir noch einmal zu der nun abgeschlossen vorliegenden Phase zurück. Sie hat in ihrer zweiten Hälfte vor allem die Rückeroberung von Lemberg gebracht. Während die Armee des Generals von Boehm-Ermolli mit dem deutschen Beskiden-Korps des Generals von der Marwitz direkt nach Osten auf Lemberg angelegt wurde, gingen die Armeen des Feldmarschalls von Mackensen, zu denen das österreichisch-ungarische Korps Arz und die Heeresgruppe Josef Ferdinands gehörten, nach Norden und Nordosten vor. Damit wurde von der letzteren ein großer Teil der feindlichen Armee nach Norden über die Grenze nach Galizien gedrängt und von der Verteidigung Lembergs losgerissen, während zugleich auf diese Weise der feste Zusammenschluß der Armee Josef Ferdinands mit der in Südpolen operierenden Armeegruppe des Generalobersten von Woyrsch zu beiden Seiten der Weichsel hergestellt wurde. Das war im besonderen das glänzende strategische Manöver, dem nun Lemberg wie eine reife Frucht in den Schoß fiel. Es ist hier ganz außerordentlich geschickt operiert worden, ganz im Sinne des großen Lehrmeisters der Strategie, des Generals von Clausewitz. Man drängte nicht auf die Stadt als eigentliches Objekt hin, sondern auf die einzelnen Heeres- teile des Gegners, die man auseinanderriß und denen man so gewissermaßen den Mittelpunkt der eigenen Stellung, erst die Grodek-Stellung und dann Lemberg selbst, aus der Hand nahm. So konnten am 22. Juni die siegreichen Truppen in die galizische Hauptstadt wieder einrücken, in der die Russen fast zehn Monate geherrscht hatten. Jubelnd wurden die Befreier begrüßt, in erster Linie der österreichische Ar- meeführer von Boehm-Ermolli. Die dritte Schlacht bei Lem- berg hatte mit einem glänzenden Siege der Verbündeten geendet, und das hauptsächlichste Ziel des galizischen Feld- zuges war erreicht.

Der Plan ist in gemeinsamer Vorbereitung der beiden Heeresleitungen aufgestellt worden. Dem deutschen General- stabschef von Falkenhayn aber gebührt, wie Kaiser Franz Josef es selbst im Danktelegramm ausgesprochen hat, die Initiative zu diesem Feldzuge, der seinesgleichen in der Welt- geschichte nicht findet. Der deutsche Generalstabschef hatte die Durchbruchstelle erkannt und das strategische Hauptziel, nämlich durch einen möglichst raschen Vorstoß die Auf- stellung des Gegners in Polen und Galizien auseinander- zureißen, und dazu stellte er große deutsche Truppenmassen zur Verfügung. Auf diese Weise wurde die Eroberung von Lemberg auch ein deutscher Sieg. Darum wurde der deutsche Oberführer, Generaloberst von Mackensen, zum Generalfeld- marschall befördert.

Was die Rückeroberung von Lemberg im besonderen bedeutet, braucht nicht lange ausgeführt zu werden. Es ist die Hauptstadt Ostgaliziens oder, wie die Russen es gleich nannten, Rotrußlands, eines Gebietes, das zu den eigent- lichen Kriegszielen Rußlands in diesem Feldzuge gehört. Das wollte man vor allem losreißen vom Körper der öster- reichisch-ungarischen Monarchie. Hier hatte man den Feld- zug im Frieden jahrelang durch Spionage und Bestechung vorbereitet, so daß im September und Oktober vorigen Jahres die Österreicher dort sochten wie in Feindesland. Und hier richtete man sich sofort nach der Einnahme von Lemberg ein, als wenn schon sicher sei, daß man immer dort bleiben würde. Massen von russischen Beamten und namentlich Geistlichen wurden ins Land gezogen, die die Herrschaft der russischen Sprache und der orthodoxen russi- schen Kirche einführen sollten. Man schaltete dort schon, als wäre das Land eine russische Provinz, und man han- delte da gegenüber den anderen Nationalitäten, den Polen, Ruthenen, Deutschen, Juden, Armeniern (in der Bukowina), wie man daheim immer handelt, wenn man mit verschiedenen

Nationalitäten zu tun hat: man spielte überall die schwächere gegen die stärkere Nationalität aus. Da, wo die Polen stärker waren, wurden die Ruthenen begünstigt; da, wo die Ruthenen in der Mehrheit waren, förderte man die Polen. Und beide Nationalitäten hegte man auf die Juden, die man ganz besonders treffen wollte. Man nahm aus dem Lande heraus, was man bekommen konnte, nicht nur die für die Kriegführung notwendigen Mittel, auch Kunst- schätze, wertvolle Bücher usw. Die Institute in Lemberg wurden schonungslos geplündert. Bei alledem wundert man sich nur über eins. Wenn die Russen dieses Ostgalizien schon als einen Teil ihres Reiches betrachteten und Rot- rußland dauernd behalten wollten, so haben sie jedenfalls veräußert, sich militärisch für alle Wechselfälle ausreichend zu sichern. Das hätte im April bei Freund und Feind keiner für möglich gehalten, daß es den Zentralmächten möglich sein würde, in genau acht Wochen den Feind aus einer Stellung herauszuwerfen, die zu befestigen er volle zehn Monate Zeit gehabt hatte.

Die großen Erfolge des südöstlichen Kriegsschauplatzes wären nicht möglich gewesen, wenn inzwischen nicht der Feldmarschall von Hindenburg eine Aufgabe erfüllt hätte, die gegenüber den Taten in Galizien klein erscheint, es aber ganz und gar nicht ist. Es kam zunächst darauf an, im westlichen und nordöstlichen Polen die eroberten Stellungen zu halten, damit nicht die russische Heerführung, während in Galizien gekämpft wurde, etwa schwächere Stellen der deutschen Aufstellung dort zu durchstoßen in der Lage war. In Westpolen war das ganz und gar unmöglich. Dort steht unsere 9. Armee so fest, daß die Russen, von ganz kleinen Versuchen abgesehen, gar nicht gewagt haben, an- zugreifen. Dagegen ist die Lage östlich der Weichsel, im Gebiete unserer 8. und 10. Armee, weniger sicher. Daher haben wir fast ununterbrochen von Angriffen immer auf die- selben Stellen südlich der ostpreussischen Grenze und vor allem im Gouvernement Suwalki gesehen. Aber der Feldmarschall von Hindenburg hat sich nicht genügen lassen, lediglich die Stellungen unbedingt zu halten, sondern er hat indirekt die galizischen Operationen in einer glänzenden Weise an ganz entlegener Stelle unterstützt. Fast genau zur selben Zeit, als der Durchbruch in Westgalizien begann, ließ er hoch oben im Norden, nördlich des Njemen vorgehen. Das war der Feldzug nach Litauen und Kurland, den wir zur gleichen Zeit mit den galizischen Operationen erlebt haben. Über 100 Kilometer kann man heute von der ostpreussischen Grenze nach Nordosten fahren, bis man auf die deutschen Infanterie-Stellungen stößt, die in einer Ausdehnung von 250 Kilometer vom Njemen in einem Bogen herauf nach der Ostsee ziehen, die sie bei Libau erreichen. Der Gegner glaubte erst, es sei nur ein auf Verblüffung abzielendes Kavalleriemanöver. Erst der Widerstand unserer Truppen gegen die ständig sich vermehrenden russischen Verstärkungen und ihre Gegenstöße zeigten ihm, daß er es hier mit einem wohl überlegten und weitausgreifenden Unternehmen zu tun hatte, das vor allem, unter dem Feldmarschall, von dem General von Lauenstein geleitet wurde.

Am 27. April hat der Vormarsch aus den äußersten Flankenstellungen heraus begonnen. Seine vordersten Kräfte waren schon in die Nähe von Mitau gekommen. Dann kam der Kampf gegenüber der russischen Gegenwehr an der Dubissa zum Stehen. Aber schon am 8. Mai hatte er Libau gebracht, den bekannten großen Hafen Rußlands, wo große Mengen von Waren und Vorräten von uns gefunden wurden. Man hat bei uns manchmal gedacht, dieses Unter- nehmen nach Litauen und Kurland hinein habe lediglich wirtschaftliche Zwecke verfolgt, nämlich die Vorräte des vom Kriege noch nicht berührten Landes für uns zu gewinnen. Das ist ungerecht gegen den Feldmarschall und seine Truppen. Denn dieser Vorstoß hat militärisch den bedeutenden Erfolg erzielt, daß die Russen gezwungen wurden, starke Kräfte

dahin zu werfen und dadurch ihre Front an anderer Stelle zu schwächen. Es ist großartig, wie auf unserer Seite alles dies zusammenhängt und ineinandergreift, wie selbst der glänzendste und ruhmgekrönteste Führer des ganzen Ostfeldzuges zunächst zurücktritt, weil an anderer Stelle des Kriegsschauplatzes Operationen nötig wurden, und wie er diese mit seinem genialen Verständnis von sich aus unterstützte.

Alle diese Stöße haben einer nach dem anderen Rußland getroffen, unaufhaltsam weiter seine Armeen dezimiert, sein Kriegsmaterial vermindert. Allmählich sind dann auch die Wirkungen dieser ununterbrochenen Niederlagen deutlich geworden, so sehr, daß sie dem Auslande nicht mehr verheimlicht werden konnten. Es hat bei uns nicht an Meinungen gefehlt, die glaubten, schon bei den ersten Stößen würden in Rußland alle die Zündstoffe in heller Flamme aufgehen, die dort revolutionsbereit vorliegen. Oft hat man bei uns geradezu kindlich die innere Kraft und die Machtorganisation des russischen Reiches unterschätzt und oft noch kindlicher Nachrichten über diese Dinge in Rußland für Wahrheit angenommen, die den Stempel der Unwahrheit eigentlich auf der Stirn trugen. Auch heute noch sei gegenüber allen Nachrichten aus Rußland durchaus Vorsicht empfohlen. Es ist auch heute für uns ein zugeschlossenes Haus und bleibt ein Land voller Rätsel und Widersprüche. Aber verheimlichen läßt sich nicht mehr, daß eine große Krisis dort im Gange ist. Der Zar hat, wie im Jahre 1905, der immer stärker fordernden öffentlichen Meinung das Zugeständnis machen müssen (Reskript vom 30. Juni), die Duma baldigst einzuberufen. Er hat seinen Minister des Innern Maklakow und vor allem seinen Kriegsminister Suchomlinow, letzteren fünf Tage nach dem Fall von Lemberg, verabschiedet, und weite Veränderungen in seinem Ministerium bereiten sich vor. Das sind schon Anzeichen, daß die Krisis im Lande selbst empfunden wird. An einer Stelle hat sie sich bereits in elementarer Form entladen. In Moskau haben vom 8. bis 10. Juni Unruhen getobt, die schon sehr gefährlichen Charakter trugen. Der Pöbel hat deutsche und jüdische Geschäftshäuser gestürmt, aber auch russische dabei nicht gespart und einen großen Schaden angerichtet. Noch können wir nicht davon sprechen, daß Rußland schon auf dem Wege der Revolution sei, und wir warnen nochmals davor, solche Nachrichten zu überschätzen, auch wenn sie von angeblichen Kennern kommen. Diese Kenner mögen in gutem Glauben sprechen, aber sie sind gar nicht in der Lage, für dieses Riesenreich ein Urteil über Stimmung des ganzen Volkes und Heeres abzugeben. Wir brauchen auch gar nicht ängstlich nach etwaigen Zeichen des Umsturzes in Rußland zu schauen. Deutschland und Österreich-Ungarn gehen ihren Weg von Erfolg zu Erfolg. Wir wissen, daß diese Bewegungen Zeit brauchen bei den Massen von Truppen, die im Kampfe sind, bei der Schwierigkeit der rückwärtigen Verbindungen, der Beförderungsmittel usw. Aber wir wissen, daß sie ihr Ziel erreichen werden und den Gegner schlagen, wie unsere Heeresleitung sich das vorgenommen hat. Kommen dann aus Rußland selbst uns Kräfte entgegen, die den Frieden schneller herbeiführen, als man dachte, so soll uns das natürlich recht sein.

Währenddem sind die Dardanellenkämpfe ohne Unterbrechung weiter gegangen in der Gestalt des Ringens zu Lande auf der Halbinsel Gallipoli. Das türkische Hauptquartier hat uns regelmäßig berichtet, daß diese Angriffe der Engländer und Franzosen keinen Erfolg hatten, und wir vertrauen und hoffen, daß es der Tapferkeit unserer osmanischen Verbündeten, mit denen gemeinsam so viele deutsche Offiziere und Soldaten kämpfen, gelingen wird, diese wichtige Meerenge dauernd zu halten.

Bisher sind die Italiener in die Angriffe auf diesen Zentralpunkt des östlichen Kriegsschauplatzes nicht eingetreten. Wir wissen zwar, daß große Truppenmassen Italiens an

der Ostküste zum Abtransport nach Kriegsschauplätzen außerhalb des Landes bereitstehen. Aber zunächst stehen sie noch da, und kämpft Italien lediglich im Norden gegen Österreich. Es hat nach anderthalb Monaten Kampf für sich dort schlechterdings nichts erreicht in seinen Unternehmungen, deren letztes Ziel ja ganz klar ist: die Eroberung von Triest auf dem Landwege. Italien hat seine Truppen zuerst vorgehen lassen von Cividale nach dem Sonzo, um über Tolmino und Plava in das Land hereinzukommen. Ebenso ist der Versuch südlich davon gemacht worden zwischen Sagrado und Monfalcone. Hier hat man sich bereits eine schwere Niederlage geholt. Wohl auf Druck der Bundesgenossen hatte sich der Generalstabschef Cadorna entschlossen, einen groß angelegten Angriff auf die feindliche Stellung zwischen Görz und Monfalcone zu machen. Vier Tage lang wurde der Sturm von der schweren Artillerie vorbereitet, aber die österreichische Artillerie kämpfte sie nieder. Dann schritt diese, aus vier Armeekorps bestehende italienische Armee zum Angriff vor an den Stellen Monfalcone, Selz, Vermeigliano und Sagrado, Stellen, die auf dem Plateau von Doberdo liegen. Daraus entwickelte sich eine eigentliche Schlacht; zum ersten Male wurde von der österreichischen Berichterstattung dieses Wort über die Kämpfe an der italienischen Front gebraucht. Zum ersten Male griff eine ganze italienische Armee an und erlitt eine schwere Niederlage. So können wir, wohl für den 5. Juli als Schlußtermin, einen Sieg am Sonzo bei unseren tapferen Bundesgenossen buchen. Sie halten unter allen Umständen diese Fronten. Denn ihre und unsere Aufgaben liegen offenso an anderer Stelle. Die Zeit wird kommen, wo auch hier im Angriff vorgegangen und der Gegner auch hier zu Boden geworfen wird.

Auch auf dem Westbalkan hat Italien noch nicht eingegriffen, weil es mit seinen Plänen gegen Osten nicht vorankommt. Deshalb vollzog sich der Vormarsch der Serben und Montenegriner ohne wesentliches Hindernis. Sie haben am 22. und 23. Juni Skutari und Durazzo besetzt, Punkte, die im Frieden die leidenschaftliche Aufmerksamkeit Europas erregten. Jetzt sind sie in der Hand derer, denen sie damals verweigert wurden. Was aus ihnen, also aus Albanien später wird, bleibt eine Frage für sich, die die Großmächte unter sich entscheiden werden. Der Vormarsch der Serben, Montenegriner und Griechen — denn auch diese haben nach Norden vorrücken lassen — ist kaum ohne Verständigung zwischen den drei Staaten erfolgt. Sie werden ja alle drei geeint durch das gemeinsame Mißtrauen, ja die Feindschaft gegen Italien, das Serbien und Montenegro den Zugang zur Adria gefährdet und von ihnen beanspruchte slawische Gebiete sich erobern möchte, und das die griechischen Absichten in Süd-Albanien und noch mehr die griechischen Hoffnungen im Ägäischen Meere durchkreuzen will. So rücken diese drei Westbalkanstaaten von selbst einander näher.

Was Griechenland aus diesem Grunde für Serbien bedeutet, das hat dieses gar sehr empfunden. Ohne Griechenland, das seinen Hafen von Saloniki für alle möglichen Transporte nach Serbien immer offen hielt, wäre letzteres einfach erstickt. Aber mit dieser Hilfe hat es in den Monaten einer gewissen Waffenruhe sich wiederherstellen können. Es hat Kriegsmaterial und Lebensmittel über die Donau und über Saloniki genug hereinbekommen, es hat mit Hilfe namentlich englischer Ärzte die Seuchen im eigenen Lande nahezu zum Erlöschen gebracht, und es hat sein Heer wieder einigermaßen schlagfertig zu machen vermocht. Einen Beweis seiner immer noch vorhandenen Lebenskraft gab es ja mit dem überraschenden Vorstoß nach Albanien hinein.

Nicht nur damit ist die ganze serbische Frage für uns auch in Deutschland sehr wesentlich geworden. Serbien hat immer noch ein Stück Donaulauf in seiner Hand und unter-

bricht damit nach wie vor die direkte Verbindung auf diesem Flusse, die uns mit der Türkei so wichtig ist. Bis diese Verbindung von uns und unseren Verbündeten mit Gewalt eröffnet ist — und das wird sie eines Tages bestimmt werden —, haben wir nach Konstantinopel nur den Weg durch Rumänien. Dieser ist aber für den Transport von Munition und Kriegsmaterial nicht möglich, weil Rumänien auf dem für einen Neutralen unberechtigten Standpunkt steht, diese Dinge nicht passieren zu lassen, angeblich weil es die Pflicht der Neutralität verbiete. Dabei gestattet dieselbe Pflicht der Neutralität Nordamerika, für Hunderte von Millionen Kriegsmaterial an unsere Feinde zu liefern, während Rumänien es ja nur passieren lassen soll. Die Neutralität ist auch nicht der wirkliche Grund, sondern die Sorge vor Rußland und das Verhandeln mit dem Vierverband, das wenigstens von einer großen Partei im Lande gefordert und gefördert wird.

Daß dies ein für Deutschland und die Türkei auf die Dauer unmöglich haltbarer Zustand ist, ist klar. Deutschland hat daher auch in der ersten Hälfte des Juli begonnen, seinen Standpunkt wenigstens halboffiziös entschieden zu betonen. Rumänien verbindet nämlich, was für weite Kreise in Deutschland ganz neu sein wird, seit 1883 ein Bundesvertrag mit uns; es war, natürlich auch genau in demselben rein defensiven Sinne, unser Bundesgenosse wie Österreich-Ungarn und Italien. Daher war es auch verpflichtet, bei Ausbruch dieses Krieges an unsere Seite zu treten. König Karol hat aber nicht durchzusetzen vermocht, daß seine Staatsmänner und Parteien diesen Vertrag, den übrigens von ihnen auch nur wenige kannten, anerkannten. Deshalb blieb Rumänien neutral. Nun verlangt aber Deutschland mit Recht, daß es von dem bisherigen Verbündeten nicht schlechter behandelt werde, als von irgendeinem uns niemals verbundenen Neutralen, und das Kriegsmaterial passieren lasse, das die Türkei braucht.

Im Westen wird die Geduld unserer tapferen Truppen auf eine schwere Probe gestellt. Wir blicken alle nach Osten. Die unaussprechlichen Namen dieses Kriegsschauplatzes sind uns alle geläufig, und unser Hauptinteresse gilt dem Kampf gegen die Russen. Darüber scheinen wir manchmal die schweren Kämpfe zu vergessen, die unsere Truppen auf der bekannten, nirgends unterbrochenen, langen Besatzungslinie in Flandern und Frankreich zu bestehen haben. Die große deutsche Mauer von Befestigungen und Männern steht unerschütterlich da, und wir tragen die in diesem Verteidigungskampfe nicht zu vermeidenden, sehr schweren Verluste mit dem dankbaren Empfinden, daß auch sie unbedingt notwendig sind. Denn nur diese Rückendeckung mit verhältnismäßig sehr dünnen Kräften hat die Erfolge im Osten ja möglich gemacht.

Don den Ereignissen zur See haben wir zwei zu notieren. Zunächst die Feststellung, daß U 29 mit seinem heldenhaften Führer Otto Weddigen durch verräterischen Flaggenmißbrauch vernichtet worden ist: ein englischer Tankdampfer unter schwedischer Flagge hat das U-Boot samt seiner Besatzung versenkt. Sodann das Seegefecht in der Ostsee, bei Gotland, am 2. Juli, in dem der „Albatros“ von russischen Panzerkreuzern zerstört wurde, was aber nur möglich war unter rücksichtsloser Verletzung der schwedischen Neutralität. Denn die Geschosse der russischen Schiffsgeschütze flogen in Massen über das schwedische Land hin und machten so diesem die russische Gefahr einmal ganz greifbar deutlich.

Aus dem U-Bootskriege hatten sich, wie bekannt, Erörterungen mit Nordamerika ergeben, die von Deutschland mit einer ausführlichen Note am 8. Juli beantwortet worden ist. Von seinem U-Bootskriege kann Deutschland nicht lassen, aber es ist Amerika in dem Wunsche für Sicherheit der amerikanischen Passagiere denkbar weit entgegengekommen.

Es hat einen gangbaren Weg zu Verhandlungen geboten, der eine weitere Verschärfung der Beziehungen verhindern kann.

Zulezt müssen wir heute von unseren Kolonien sprechen, in denen seit Anfang des Krieges tapfere deutsche Männer auf verlorenen Posten gekämpft haben. Die Südseekolonien und Togo gingen ja gleich verloren; dort waren nennenswerte Kräfte von uns überhaupt nicht vorhanden. Kiautschou ist von Japan erobert worden. In Kamerun und Ostafrika gehen heute die Kämpfe noch weiter; die Küste ist erobert, aber im Innern verteidigen sich unsere Leute noch mit Erfolg und Kraft. Dagegen ist Südwestafrika nun leider nach monatelanger Verteidigung dem englischen Angriff erlegen. Auf seine Eroberung hatten die Engländer von vornherein sehr stark gerechnet. Zuerst schien es zwar, als würde eine Erhebung der Buren gegen die englische Herrschaft das ganz unmöglich machen. Maritz, Beyers, vor allem Christian de Wet suchten einen Aufstand zu entzünden, in Belebung des Hasses aus dem Kriege der Buren gegen England. Aber der Aufstand ist bald in sich zusammengefallen; auch gute deutsche Kenner Südafrikas hatten seine Möglichkeiten und Aussichten durchaus falsch eingeschätzt. War England von dieser Sorge befreit, so bot sich ihm im General Botha eine Burenkraft selbst, die nun die Eroberung Südwestafrikas vollziehen wollte. Kaum 4000 Mann deutscher Truppen waren zur Verteidigung dort vorhanden. Botha gelang es, wenn auch nicht ohne Mühe, zwei Brigaden Buren und anderer Freiwilliger zusammenzustellen. Mit denen hat er den Feldzug gemacht, für den er jetzt als großartiger militärischer Genius gefeiert wird. Anlage und Verlauf gehen aus folgenden Daten hervor. Ausgangspunkte waren Lüderitzbucht und Swakopmund. Von letzterem begann der Marsch am 12. Februar. Am 20. April trafen die von Süden operierenden Heereskolonnen in Keetmanshoop zusammen. Am 12. Mai wurde die Hauptstadt Windhuk erobert, am 1. Juli Otavi. Am 9. Juli kapitulierten die Deutschen in Grootfontein. Sie haben sich aufs tapferste gewehrt und aufs geschickteste, alle Geländemöglichkeiten ausnutzend, operiert.

Als Windhuk erobert war, war den Engländern wenig angenehm zumute. Sie fragten sich, ob die Deutschen nach Osten, nach Rhodesia ausweichen würden – dann wären sie überhaupt nicht zu erreichen gewesen –, oder nach Norden, nach dem portugiesischen Angola – da wurde die recht wacklig gewordene portugiesische Kolonie mit hineingezogen, und hätte Portugal kraft seines Vertrages mit England womöglich um militärische Hilfe gegen die Deutschen gebeten. Aber diese waren an Zahl so unterlegen, daß sie mit vollem Recht ein weiteres nutzloses Blutvergießen aufgaben. Auch wird natürlich sehr starker Mangel an Nahrungsmitteln und Munition in den Nordostgegenden, in die sie sich schließlich zurückgezogen hatten, eingetreten sein. So haben sie nach heldenmütiger und zielbewußter Verteidigung das Land unter sehr ehrenvollen Bedingungen übergeben, die erkennen lassen, daß sie auch den Gegnern Achtung eingeflößt haben. Daß sie kapitulierten, war gut und richtig. Wir brauchen auch nach dem Kriege Männer wie diese Deutsch-Südwestafrikaner, Männer wie die Seitz und Franke – einer der besten, Hendenbreck, ist freilich leider als Kommandeur der Schutztruppe in diesem Kampfe gefallen. So denkt Deutschland mit heißem Danke dieser seiner Kolonialhelden, die weitaus von der Heimat, ohne jede Verbindung mit ihr, ohne zu wissen, wie es mit dem teuren Vaterlande selbst im Weltkriege stünde, in glühender Sonnenhitze und brennendem Sand ihre Pflicht taten bis auf das Äußerste. Wenn auch die Kolonie jetzt verloren ging, verloren ist, was sie taten, niemals, weder in der deutschen Vergangenheit noch in der deutschen Zukunft, in der wir doch auch Kolonien haben werden und Männer brauchen, wie diese Verteidiger unseres Deutsch-Südwest!

Warschau! — Mit diesem deutschen Siege leiten wir den Rückblick auf das erste Kriegsjahr ein; wie eine helle Siegesfanfare klingt der Name als Auftakt des zweiten Kriegsjahres an. Schon im November 1914 hatten die Truppen des Feldmarschalls von Hindenburg die Türme dieser Hauptstadt Russisch-Polens vor sich gesehen. Doch führte damals der Gang der Operationen noch nicht zur Eroberung der Stadt. Jetzt ist sie am 5. August den unaufhaltsam vordringenden Heeren der Zentralmächte wie eine reife Frucht anheimgefallen; ein Bayernfürst, der schon im Reichsgründungskrieg mitgefochten hat, Prinz Leopold, zog an der Spitze seiner, der 9., Armee dort ein. Großes ist mit Warschau gewonnen — eine große Festung, die Hauptstadt des sogenannten Kongreßpolens, ein Mittelpunkt der allerwichtigsten Eisenbahnen, die das russische Reich überhaupt hat: nach Wilna—Petersburg, nach Brest—Moskau, nach Kiew—Odessa, und ein Hauptzentrum des russischen Wirtschaftslebens. Hier, auf dem Plateau am linken Ufer der Weichsel, haben schon die Herzöge Masowiens die alte Burg ausgebaut. Hierhin verlegte Siegmund August die Hauptstadt des polnischen Wahlkönigreichs, hier fanden jene tumultuarijchen Wahlreichstage des alten Polens statt, deren Bild uns Schillers Demetrius so meisterlich gemalt hat. Hier haben die beiden sächsischen Kurfürsten, die die polnische Königskrone trugen, regiert und der Stadt den Stempel des Barocks aufgedrückt, der sie vor allem unseren Truppen als eine europäische Stadt erscheinen läßt. Hier setzte sich dann der russische Einfluß fest, der in den drei Teilungen die polnische Selbständigkeit vernichtete. Hier loderten die Aufstände auf, 1794, 1830/31, 1863, in denen sich das zerfallene Polen seine Selbständigkeit wieder erkämpfen wollte. Im Jahre 1794 ist es, nachdem die Preußen die Stadt vergeblich belagert hatten, von Suworow, 1831 von Paskiewitsch in blutigen Kämpfen für Rußland neuerobert worden.

Trotzdem ist Warschau nicht die Hauptstadt Polens. Das Herz des Polentums schlägt dort, wo der Sarkophag des heiligen Adalbert im Gnesener Dome steht, dahin und nach der Burg von Krakau mit ihren Grabmälern der polnischen Könige und dem Hügel Kosciuszkos, blicken die Polen als den eigentlichen Mittelpunkten ihrer Vergangenheit und Zukunft. Warschau war erst die dritte Hauptstadt Polens und ist nach 1863 nur die Hauptstadt des neuen Russisch-Polens geworden, das durch gewaltige wirtschaftliche Interessen an das russische Reich gekettet ist und in dem darum zahlreiche einflußreiche Schichten sich heute auch innerlich mit Rußland verbunden fühlen. Aber heute ist noch keine Zeit, sich Gedanken darüber hinzugeben, was aus dieser schweren polnischen Frage wird, weil Warschau von den Deutschen erobert ist. Wir freuen uns zunächst aus vollstem Herzen dieses Sieges, der uns eine von den stolzeften Erinnerungen unserer preußischen Geschichte wieder belebt: im Juli 1656 haben hier im Bunde mit den Schweden die Brandenburger des Großen Kurfürsten die Schlacht bei Warschau geschlagen. Es war der erste große Sieg der neuen brandenburgischen Armee, die damals zum ersten Male auch in einheitlicher Uniform und Montierung auf die Bühne Europas trat. Und so spürten wir, als uns die Nachricht vom Falle Warschaus kam, wiederum den Flügelschlag des brandenburgischen Adlers um die Fahnen des großen Schlachtenlenkers im Osten.

Dieser Siegestag wird sich wie der, der den Fall von Antwerpen meldete, in den Herzen und in der Geschichtsschreibung des Krieges festsetzen, obwohl er an sich keine Entscheidung bedeutete. Denn Warschau ist ja nicht die Zentralfestung, auf die der russische Verteidigungsplan für Polen gewissermaßen konzentrisch zusammenlief, sondern nur eine der Festungen, die es zu berennen galt, und heute an sich nicht einmal die wichtigste. Im Rahmen des strategischen Manövers, das sich jetzt im Osten vollzieht und an Kühnheit und Maßstab der Anlage seinesgleichen nicht in der

Kriegsgeschichte findet, ist der Fall von Warschau nur ein Teilerfolg. Dieses Manöver aber läuft ab mit einer Folgerichtigkeit und Sicherheit, die für die Gegner etwas Unheimliches hat. Seit unser Vorstoß in Frankreich zum Stehen kam, wird in der Presse unserer Feinde der Tadel zu Tode geritten, der alte Feldzugsplan des Generalstabschefs Grafen Schlieffen sei den Deutschen ja doch mißglückt, der erst Frankreich rasch niederwerfen und dann Rußland besiegen wollte. Sieht man unsere Erfolge an, so weiß man nicht, ob man nicht über diesen Tadel lachen soll. Hat es doch die deutsche Heeresleitung verstanden, statt dessen zunächst die Verteidigung gegen eine Koalition, an die Schlieffens Plan gar nicht denken konnte, glänzend überall zu Ende zu führen und dann einen neuen Feldzugsplan sich herausarbeiten zu lassen, der durch seine grandiose Einheitlichkeit und Entschlossenheit die Welt in Staunen setzt.

Zunächst: die militärischen Kräfte Deutschlands, Österreich-Ungarns und der Türkei, also des neuen Dreibundes, sind eins, d. h. sie werden, ohne daß die Selbständigkeit der einzelnen Bundesgenossen darunter leidet, für einen militärischen Gesamtzweck verwandt. Bei der Entente ist das nicht der Fall: die Russen kämpfen allein, die Japaner haben die Waffen schon beinahe niedergelegt, die Engländer gehen aus ihrer Ecke in Flandern und Nordfrankreich nicht heraus, die Serben stehen Gewehr bei Fuß. Auf unserer Seite aber ist ein einheitlicher fester Plan: Defensiv an denardanellen, am Isonzo, an der ganzen Westlinie, Verhalten im Kaukasus, in Mesopotamien, in Serbien, Offensive gegen Rußland und — nie zu vergessen, so wenig wir jetzt davon hören! — gegen den Kanal von Suez. Einen, vielleicht den wichtigsten Kardinalsatz der Strategie hat die Heeresleitung der Zentralmächte durchzusetzen verstanden. Wie es gar nicht oft genug uns eingeprägt werden kann: statt daß der Frühjahrsfeldzug uns in die Defensiv drängte, wie Kitcheners Idee war, schieben wir den Gegnern seit Anfang Mai die militärische Situation vor, nach der sie sich zu richten haben, nicht sie uns! Dieses Große, Gewaltige am Weltkrieg von 1915 sollen heute schon die Kinder lernen, ja verstehen, damit sie wissen und bis zum Tode die Erinnerung bewahren, in welchem Heldenzeitalter der deutschen Geschichte sie leben!

Und nun der zweite, engere Kreis in diesem Riesenplan, der Kreis der strategischen Aktionen im Osten. Am 11. August teilte der deutsche Generalstabsbericht wie unabsichtlich die Truppen und Kampfplätze im Osten ein: Heeresgruppe (ein neuer Begriff, der mehrere Armeen umfaßt, im Gegensatz zur Armeegruppe, unter der die Ausdrucksweise unseres Generalstabs eine der Armee gleichgeordnete, nur an Zahl kleinere Formation von mehreren Armeekorps versteht) Hindenburg, Heeresgruppe Prinz Leopold, Heeresgruppe Mackensen, die erste von Norden, die zweite von Westen, die dritte von Süden kommend. Moltkescher Anschauungsunterricht sprach aus den paar Zeilen, die auch dem Blödesten zeigten, wie man heute das Getrennt Marschieren, Vereint Schlagen! versteht. Und während sich die Bewegungen immer drohender um die russische Zentralarmee zusammenziehen, sich auf Brest-Litowsk heranschieben und eine Festung nach der anderen ihnen zufällt, werden sie flankiert durch die nunmehrigen Seitenaktionen: im Norden, d. h. nördlich des Njemen durch die Armee Below, die in Litauen und Kurland mit bekanntem Ziele operiert, und im Süden durch die Armeen am oberen Bug (etwa von der Südostecke Polens an) und an der Flota Lipa durch Galizien bis an die Grenze von Bukowina, Bessarabien und Rumänien.

Wie ein antikes Drama, in einfachster Linie und erschütternd groß rollt dieser Sommerfeldzug 1915 vor uns vorbei, dessen große Strategen einem wahrhaftig tapferen und auch strategisch wie taktisch ganz und gar nicht verächtlichen Gegner die Freiheit des Handelns so völlig und endgültig aus der Hand genommen haben, daß er, um die eigene Armee nicht preiszugeben, sich von Position zu Position

rückwärts konzentrieren muß. Militärisch aber dürften die Ziele dieses Ostfeldzugs, in dem der große Feldherr des Ostens, der Marschall von Hindenburg, mit seinen Helfern vor allen anderen seinem Stabschef Ludendorff, die Leitung hat, auch einfach und klar sein: die Erreichung der Linie des Bug, wo die Russen in den Festungen Kowno, Ossowiez, namentlich Brest-Litowsk, Lutzk und Rowno eine neue, sehr verkürzte, starke Verteidigungsstellung haben, die Durchstoßung der Bahnlinie Wilna-Petersburg und die völlige Räumung Galiziens von den Russen. Dann, so fürchten die Gegner und sprechen es immer wieder aus, werden deutsche Kräfte aus dem Osten frei für eine neue Offensive im Westen, also in Frankreich, für eine Offensive gegen Serbien und für eine solche gegen Italien.

Zählen wir erst die Armeen auf und die entscheidenden Daten, und stellen wir dann fest, was uns dieser Sommerfeldzug in seiner ersten Hälfte gebracht hat — ich rechne dabei die Zeit vom 2. Mai bis Anfang Juli als Frühjahrs-kampagne, und die Wochen seit dem 7. Juli bis zum Fall von Warschau als erste Hälfte des Sommerfeldzuges.

Mitte August folgten von Norden nach Süden die Armeen und Armeegruppen aufeinander in dieser Weise: 1. Otto Below: die Mitau-Schauale-Front; 2. Eichhorn: die Kowno-Suwalki-Front; 3. Gallwitz und 4. Scholz: die Narew-Bug-Front; 5. Prinz Leopold: die bisherige Blonie-, dann Warschau-Front, jetzt östlich Warschau; 6. Wonsch: die bisherige Zwangorod-Front, jetzt nordöstlich davon; 7. Erzherzog Josef Ferdinand: die Lublin-Front; 8. Mackensen: die Cholm-Front; 9. Böhm-Ermolli: die Sokal-Front; 10. Einsingen und 11. Pflanzer-Baltin: die Bug- und Zlota Lipa-Front. In die genannten Heeresgruppen der drei Generalfeldmarschälle scheinen von diesen 11 Armeen jeweils die obigen Nummern (die natürlich nicht die geltenden Armee-Nummern sind) 1-4, 5, 6, 7-9 eingeordnet zu sein.

Die Lage bei den Armeen am oberen Bug und an der Złota Lipa änderte sich wesentlich nicht. Die Armee Below überschritt am 14. die Windau, erreichte am 25. Juli Poniewież (Knotenpunkt der Bahn nach Dünaburg und der Verbindungsstrecke auf Koschedaryn an der Wilna-Dünaburger Strecke) und besetzte am 1. August Mitau. Die folgende Armee Eichhorn schob sich immer näher an die große Festung Kowno heran und kämpfte südlich davon im Raume Suwalki—Olita. Während nun die 9. Armee zu verhalten hatte (erst am 21. Juli Meldung, daß die Russen in die erweiterte Brückenkopfstellung von Warschau zurückgedrückt seien), wurde von Norden, Südosten und Süden angegriffen. Die gewaltigste Aktion war schon die erste, in der Meldung vom 16. Juli als die Hindenburgsche Offensive bezeichnet: der Stoß gegen den Narew und darüber hinaus: 14. Juli Besetzung von Praszynsz, 16. Abzug der Russen auf den Narew, 26. russische Offensive gegen die über den Narew vorgebrungenen deutschen Truppen abgeschlagen, 10. August Eroberung vom Łomża, darauf die Bug-Linie genommen und die Bahn Warschau—Białystok erreicht. Doch waren die Festungen Nowo-Georgiewsk und Ostrolenka bis dahin noch nicht erobert. Sodann der Stoß von Südosten (Wojrsch): 21. Juli Zwangorod völlig eingeschlossen, 30. Vordringen auf dem rechten Weichselufer, 4. August Zwangorod von unseren Verbündeten besetzt—Vordringen auf Łukow (Bahn Zwangorod—Brest) und Herstellung der Verbindung nach links und rechts. Schließlich die von Süden ansteigende, seit dem früheren Abschnitt nach dem Norden herum- und heraufgeschwenkte Linie: Bewegung von Krasnostaw (10. Juli), 16. Juli Durchbruch westlich des Wieprz, 18. Übergang bei Sokal über den Bug, 29. erneute Offensive, 30. Besetzung von Lublin, 31. von Cholm, 1. August Erreichung von Dubienka.

Dieser Verlauf ergab Mitte August folgendes, nach Osten weiter vorgeschobene Linie: Schlock (Rigaer Busen) — Radsiwilischki — Skopischki — Wilkomir — hart westlich Kowno — Olita — Druskeniki — vorwärts des noch nicht eroberten Oss-

wiez — östlich Łomża — Malkin — Miedzyrzecz — Włodawa — Uchrusk (am Bug) — Wladimir Wolhynskij — Sokal — Krasne — Brzezany — Nischniow — Saleszyski — Nowosieliza. Das ist, wenn wir die Linie vor vier Wochen vergleichen, wieder ein großer Gewinn. Noch sind diese Operationen im vollen Fluß, aber das wurde in diesen Wochen klar, daß sie seitens der Russen nur als strategischer Generalrückzug geleitet wurden, der möglichst viel Truppen und Kriegsmaterial dem Gegner hinter die als sicher betrachtete Bug-Linie entziehen will, wobei sehr große „Nachhuten“, die in Wirklichkeit Armeekorps sind, in zähem Widerstand geopfert werden.

Wenn wir den Angriff von Norden, im besonderen den der Armee Gallwitz, die gewaltigste Aktion nennen, so geschieht das, weil hier die stärksten Bollwerke des Feindes liegen und weil hier unsere neue Kampfmethode zu vollster Entfaltung kommt. Die Deutschen gehen jetzt selbstschöpferisch wieder einen Schritt weiter über die Kampfmethode hinaus, die zuerst in der Schlacht bei Mukden angewendet wurde und nach deren Vorbild im bisherigen Verlaufe dieses Krieges in immer größeren Maßstäben zur Anwendung kam. Das Neue liegt darin, daß durch präzise Beschießung mit schwerster Artillerie auch die festeste feindliche Selbstbefestigung so sturmreif gemacht wird, daß sie — aber nur durch einen genau darauf vorbereiteten — Sturm der Infanterie rasch — das ist auch wesentlich: der Sturm muß so rasch kommen, daß der Feind noch unter dem moralischen Eindruck des fürchtbaren Geschützfeuers steht — genommen wird. Diese Methode setzt eine Präzision und ein Zusammenarbeiten voraus, deren nur eine hochausgebildete Truppe unter sicherster Leitung fähig ist. Der Durchbruch von Tarnow-Gorlice am 2. Mai war das erste Beispiel, die Eroberung von Prasznitz am 14. Juli wird das Lehrbeispiel der späteren Kriegsgeschichte für diese Durchbrüche in breiter Front und auf erhebliche Laufweite (40, 50 Kilometer) — auf dieses beides kommt es schließlich auch an — werden, mit dem der General von Gallwitz sich herrlichen Ruhm erworben hat.

Unsere österreichisch-ungarischen Bundesgenossen haben in einer Zehntageschlacht, der zweiten von Görz — das dürfte wohl der Gesamtname werden —, konzentrierte, mit großen Massen immer auf bestimmte Punkte angelegte Angriffe der Italiener vom 18. bis 28. Juli glänzend abgeschlagen. 100 000 Mann haben diese dabei eingebüßt und nichts gewonnen, ebensowenig wie die Alliierten mit ihren Angriffen auf die Dardanellen, die ununterbrochen gegen die Befestigungen der Halbinsel Gallipoli gerichtet werden. Beide große Aktionen, am Tsonzo und an den Dardanellen, versparen wir uns zu späterer eingehender Besprechung, für die hoffentlich auch von den Generalstäben noch mehr zusammenfassende Schilderungen herausgegeben werden, wie wir sie von unserem Generalstab erhalten. Denn diese sind neben den ausführlichen offiziellen Tagesberichten doch die einzige Quelle, aus der der Leser Klarheit und Übersicht schöpfen kann. Dafür — und das ist das Wichtigste was er erstrebt — helfen die an sich oft so interessanten Schilderungen der Kriegsberichterstatter wenig, und die in unseren Zeitungen im Übermaß mitgeteilten Militärkritiken des feindlichen und neutralen Auslandes gar nichts.

Während die Offensive der Centralmächte sich so gewaltig vollzieht, daß ihr Ende, die Eroberung ganz Polens, abzusehen ist, spürt man auf der Seite der Gegner auch jetzt noch nicht ein entschiedeneres Ineinandergreifen und gegenseitiges Unterstützen. Zur Verzweiflung der Russen beschränken sich England und Frankreich im Westen nach wie vor auf die Defensive und verstärken nur die Angriffstruppen an den Dardanellen. Hier sieht auch England den eigentlichen Centralpunkt des ganzen Weltkrieges, und da

In dem Telegramm an den Herzog Albrecht von Württemberg, mit dem der Kaiser in der Erinnerung an die Kämpfe am Semois und der Maas, auf dem blutgetränkten Boden Flanderns und an der Küste des Kanals diesem Heerführer den Pour le Mérite verlieh, sagte der Kaiser, daß jene Verbände der Armee im Westen Sicherheit im Rücken gaben, während die Entscheidung im Osten erstritten wurde. Man kann nicht schlagender die Lage und das Ergebnis des ersten Kriegsjahres bezeichnen, als es dies kaiserliche Wort tat, das in ähnlicher Fassung auch dem deutschen Kronprinzen und dem Kronprinzen von Bayern zuteil wurde. Die Entscheidung im Osten erstritten, Sicherheit im Rücken im Westen und — vergessen wir nicht — die Bedrohung Englands durch U-Boot und Luftschiff, in dieser Verteilung lösen die deutschen Streitkräfte zu Wasser und zu Lande heute ihre Aufgaben. Das bringt besonders für die Hochseeflotte unserer stolzen Panzer, die mit allen Sibern sich nach dem Tage sehnt, wo sie sich mit dem englischen Gegner messen kann, heute noch eine große Entlastung mit sich. Aber unserer Flotte, die die Wacht an Deutschlands Küsten hält, deren blaue Jungen in Flandern mitfegten, deren U-Boote im Kanal und der Nordsee, im Mittelmeer und an den Dardanellen der Schrecken unserer Feinde sind, wird die Hauptarbeit noch kommen. Denn Deutschland setzt im Bunde mit Österreich und der Türkei den englischen Absichten seine Ziele entgegen: die Freiheit der Meere und den Angriff auf Calais und den Kanal von Suez. Es weiß, so viele seiner Söhne im Kampfe gegen Rußland und Frankreich fallen, daß damit noch nicht sein Hauptgegner unmittelbar getroffen ist, daß ihm noch diese Aufgaben zu lösen bleiben. Und mit dieser Überzeugung, mit diesem Entschluß hat es das zweite Kriegsjahr begonnen.

Friedensklänge schlugen da an sein Ohr, mit einer Botschaft des Papstes an die kriegführenden Völker, vom 28. Juli datiert, vom „Jahrestag des Ausbruchs dieses furchtbaren Konflikts“, wie Papst Benedikt XV. sagte. Er regte darin einen Meinungsaustausch an, der zum Frieden führe, und segnete den, der zuerst den Ölweig erhebe und dem Feinde die Hand und vernünftige Friedensbedingungen biete. Auch der Protestant ließ diese Botschaft des Hauptes der katholischen Christenheit mit Ernst und Ergriffenheit. Aber Deutschland und Österreich-Ungarn haben noch nicht die Sicherheiten gewonnen, die sie aus diesem Ringen für sich haben müssen, sie können darum nur achtungsvoll den Worten des Papstes zuhören und müssen abwarten, ob die Gegner diesen Worten Gehör schenken. Wir würden uns gegen die höchste Pflicht, gegen Nation und Staat verständig, wenn es die Monarchen des neuen Dreibundes heute schon täten. Darum gab darauf die rechte, uns in jedem Satz aus dem Herzen gesprochene Antwort die Botschaft Kaiser Wilhelms an sein Volk am Jahrestag der Mobilmachung. Mit diesen ihren Hauptsätzen trat Deutschlands Heer und Volk ins zweite Jahr seines großen Krieges ein: „Ich habe den Krieg nicht gewollt. — Nicht Eroberungslust hat uns in den Krieg getrieben. — Gott war mit uns. — Innere Stärke und einheitlicher Wille verbürgen den Sieg. — Wir harren aus, bis der Friede kommt, der uns die notwendigen militärischen, politischen und wirtschaftlichen Sicherheiten für die Zukunft bietet und Bedingungen erfüllt zur ungehemmten Entfaltung unserer schaffenden Kräfte in der Heimat und auf dem freien Meere.“

⌘

⌘

⌘

Gerade in den Tagen, da sich die Erinnerung an den stürmischen Vormarsch im Westen im August 1914 zum erstenmal jährte, haben wir einen ebenso stürmischen Vormarsch nach dem Osten zu einem ersten Ende kommen sehen. Und dieser richtete sich nicht nur gegen die Armeen des Feindes, sondern hatte eine ganze Reihe der allerstärksten Festungen zu überwinden, Festungen, auf deren Belagerung und Eroberung auch der Kühnste früher wohl Wochen und Monate gerechnet hätte. In der Aufstellung, die der letzte

Überblick mitgeteilt und die sich nicht verändert hat, haben die verbündeten Armeen nunmehr ganz Polen, ganz Kurland und den größten Teil von Litauen erobert, während der von den Russen noch besetzt gehaltene Streifen in Ostgalizien immer schmaler und schmaler geworden ist. „Wie irdene Töpfe“ sind in diesem Vormarsch die russischen Festungen zertrümmert worden und mit einer Schnelligkeit, die unheimlich ist: Zwangorod wurde am dreizehnten Tage nach Beginn des Angriffs besetzt, Kowno nach zwölftägiger Beschließung, die Einnahme von Nowo-Georgiewsk dauerte nicht viel länger und vor Brest-Litowsk wurde nur eine Woche lang um die Vorstellungen gekämpft und dann die Hauptbefestigung sofort im Sturm genommen. Was ist das für ein Kalender glänzender Heldentaten: am 9. August fällt Lomsha, am 18. August Kowno (die Ruhmestadt der Generale Eichhorn und Litzmann), am 19. Nowo-Georgiewsk, das der Eroberer von Antwerpen, General Bessler, einnimmt. Am 22. August wird Ossowiez, am 23. August das nicht besetzte Kowel besetzt, am 26. August wird Brest-Litowsk erstürmt, am 3. September Grodno. Am 31. August wurde von unseren Verbündeten Luck und am 8. September Dubno erobert, so daß vom sogenannten wolhynischen Festungsdreieck nur noch Kowno in Feindeshand ist. Sonst sind sämtliche bedeutenden russischen Festungen von den Truppen der Zentralmächte erobert worden.

Als Festungsbezwinger stehen unsere Truppen seit Anfang dieses Krieges unerreicht da. Im Westen sind neun Festungen in unsere Hand gefallen, alle in den ersten zehn Wochen des Krieges; im Osten hat der Schluß des ersten und der Anfang des zweiten Kriegsjahres nun auch die russischen Befestigungen unseren Angriffen erliegen gesehen. Werke und Nerven der Besatzungstruppen erlagen der ungeheuren Wirkung der schweren Artillerie, über die Deutschland und Österreich verfügen. Nur durch sie läßt es sich erklären, daß stärkste Betonbefestigungen im Nu zersplittern, daß für uneinnehmbar gehaltene Festungen nur wenige Tage sich zu halten vermochten. Ob diese Erfahrungen schon einen allgemeinen Schluß auf den Wert von Festungen im Kriege der Gegenwart und der Zukunft zulassen, wird natürlich noch niemand zu bestimmen wagen. Wir freuen uns heute zunächst nur darüber, daß unsere Gegner diesen herrlichen Erfolgen schlechterdings nichts Ebenbürtiges haben entgegensetzen können. Die großen Festungen an Deutschlands West- und Ostgrenze sind ja dank der stürmischen Offensive unserer Truppen in Feindesland gar nicht in Aktion getreten. Die kleine Festung Bogen bei Löben, die eine Belagerung der Russen hat aushalten müssen, ist uneinnehmbar geblieben, Tšingtau und Przemyśl sind erst nach monatelanger Belagerung und schweren Kämpfen gefallen. Die deutsche Waffentechnik hat ebenso glänzende Triumphe erzielt, wie die strategische Führung und die unübertreffliche Trefflichkeit und Feuerschulung unserer Artillerie.

Teilweise ist denn auch die Kriegsbeute aus diesen eroberten Festungen ungeheuer gewesen, vor allem in Kowno und Nowo-Georgiewsk. Wir sind bereits derartig an Riesen Zahlen von Gefangenen gewöhnt, daß wir uns kaum vor Augen halten, wie zum Beispiel die Eroberung von Nowo-Georgiewsk an Gefangenenzahl die Kapitulation von Sedan übertrifft. Letztere war der größte Erfolg des glorreichen Jahres 1870, die Einnahme von Nowo-Georgiewsk aber rechnen wir nur als eine neben vielen Taten dieses Krieges. Die Schwächung des russischen Gegners durch diese Kämpfe vom 2. Mai bis Anfang September ist natürlich entsprechend groß gewesen. In dieser Zeit sind von deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen allein weit über eine Million Gefangene gemacht worden. Unsere Heeresleitung berechnete die Stärke der russischen Verbände, auf die der Stoß unserer Angriffe seit dem 2. Mai nach und nach traf, auf 1,4 Millionen Mann und rechnete, daß davon rund 1,1 Millionen Gefangene und mindestens 300 000 gefallen oder verwundet seien. Man kann also danach sagen, daß die russischen

Heere, auf die die vereinigte Offensive der Zentralmächte getroffen ist, einmal völlig vernichtet worden sind. Die Russen haben die so gerissenen Lücken nur ergänzen können, indem sie die für den Angriff auf die Türkei bereitgestellten Truppen, ihre sogenannte Bosphorusarmee, heranzogen, viele halb ausgebildete Ersatzmannschaften einstellten und von den Stellen, wo der Druck des Gegners weniger stark war, Mannschaften hinwegnahmen. Aber sie haben auch damit den Erfolg des Feindes nicht aufhalten können. Wie gesagt, waren sie zu Anfang September aus Polen, Kurland, Litauen ganz, aus Galizien so gut wie ganz vertrieben, ihre Front war zerrissen und die äußere und innere Sicherungslinie des russischen Reiches, auf die Riesenkosten verwandt und sicherste Hoffnungen gesetzt worden waren, in der Hand der Verbündeten. Dadurch war die Front der Angreifer um die Hälfte kürzer geworden, was für die Verwendungsmöglichkeiten der Truppen an anderen Punkten von größter Bedeutung ist.

Es heißt nicht diesen in der ganzen Kriegsgeschichte der Welt einzig dastehenden Erfolg schmälern, wenn wir hinzufügen, daß er nicht mit Ausnutzung aller Verteidigungsmöglichkeiten seitens der Russen erzielt worden ist. Vielmehr ist der strategische Gedanke der Russen, seitdem der galizische Durchbruch gelungen war und die berühmte „Zange“ der deutschen Angriffe von Norden und Süden immer drohender zusammenzuklappen schien, der gewesen, sich aus dieser Zange herauszuziehen, die Elitetruppen, die hinter Warschau standen, möglichst nicht einer Feldschlacht oder der Gefahr einer Kapitulation auszusetzen und in langsamem Zurückgehen dem Gegner das Schicksal Napoleons I. aus dem Jahre 1812 zu bereiten. Unstreitig ist dieser Rückzug ebenso geschickt wie barbarisch gegenüber der Bevölkerung des Rückzugsgebietes selbst durchgeführt worden. Die Russen ließen Abteilungen dem nachrückenden Gegner gegenüber stehen, die, sich zäh wehrend, aufgerieben oder gefangen wurden, wenn auch nicht in besonders großen Verbänden, wie die verhältnismäßig kleinen Gefangenenzahlen dieser Kämpfe zeigen. Währendem wurden die Haupttruppen immer weiter zurückgenommen, wobei die wenigen zur Verfügung stehenden Eisenbahnlinien vortrefflich ausgenutzt wurden. Parallel damit hatten besondere Abteilungen die Dörfer anzuzünden und die Bevölkerung mit dem zurückziehenden Heere zurückzutreiben, während die Städte, wie der Kunstausdruck lautet, „evakuiert“ wurden. Auf diese Weise ist die Eroberung Polens Deutschland rascher gelungen, als es an sich anzunehmen war. Sand man doch daher an manchen wichtigen Punkten, wie zum Beispiel in Brest-Litowsk, so gut wie gar keine Kriegsbeute mehr vor.

Der Vormarsch der Verbündeten hat nun aber nach der Eroberung Polens nicht haltgemacht, sondern rasch auch den Bug überschritten und ist in die anstößenden Gouvernements von Litauen, Weiß-Rußland und Klein-Rußland hereingestoßen. Hier stellen sich ihm große natürliche Schwierigkeiten entgegen. Das Eisenbahnnetz wird noch weitmaschiger, die Straßen noch schlechter, gehören doch diese Gebiete zu den vernachlässigtesten des ganzen russischen Reiches. Dazu kommen Geländeschwierigkeiten, dichter Wald, dabei sogar ein Stück Urwald, der in unseren Generalstabsberichten oft genannte Wald von Bialowjesch, in dem für die Jagd des Zaren noch Auerochsen gehegt werden, und große Sumpfgebiete, besonders die des Pripet südlich Brest-Litowsk. Gleichwohl hat alles dieses die Tatkraft unserer Truppen nicht aufhalten können. Auch diese Schwierigkeiten werden überwunden, und wenn auch die Etappenlinien immer länger werden, so hat das vorläufig in keiner Weise den Vormarsch wesentlich gehindert. Suchen wir wieder wie stets die Linie zu bestimmen, die erreicht worden ist, so verläuft diese Mitte September nach folgenden Orten: Schloß, — Friedrichstadt an der Düna, — vorwärts Düna-burg, — vorwärts Wilna, — Slonim, — Pinsk, — südlich über die der Bahn nach Kiew, — Deraschno, — Dubno, —

vorwärts Tarnopol, — längs der Strypa, — und südöstlich nach der bessarabischen Grenze. Geht man dieser Linie auf der Karte nach, so erkennt man am eindruckvollsten die gewaltige Verkürzung der Front zwischen Ende April und Anfang September, die fast schon die direkte Linie Riga — rumänische Grenze erreicht hat.

Die Linie läuft aber in ihrer ganzen Erstreckung östlich vom bisherigen Russisch-Polen. Im ganzen Umfang ist dies durch die deutschen und österreichisch-ungarischen Erfolge vom russischen Reiche abgerissen worden. Damit erhob auch sofort die alte schwere polnische Frage ihr Haupt. Schon nach dem Falle von Warschau wurden, wie zu erwarten war, allerlei Gedanken und Hoffnungen laut, daß dieser vorläufige Abschluß der polnischen Frage ein neues Gesicht geben möge. Seit 1863, als der letzte Aufstand der Polen niedergeworfen war, ist sie bis 1915 eine internationale Frage nicht mehr gewesen. Sie ging lediglich Preußen, Rußland, Österreich als eine Frage ihrer inneren Politik an, die Mächte, die untereinander vor hundert und mehr Jahren das machtlos zusammenbrechende Königreich Polen geteilt haben. Traten sie in Kampf gegeneinander, so lebte diese Frage von selbst wieder auf, um so mehr als sich dieser Kampf auf den Feldern eben Polens abspielte, in Galizien und im sogenannten Weichselgebiet.

Zu Anfang des Feldzuges hat man wohl vielfach erwartet, die Polen Rußlands würden durch eine eigene Erhebung den Einmarsch der Zentralmächte nach den russischen Grenzmarken sehr wirksam unterstützen. Daß dies nicht eintrat, daß die Polen für ihre eigene Befreiung in diesem Feldzug nichts getan haben, hat die Kenner der Dinge nicht in Erstaunen setzen können. Im Zeitalter der allgemeinen Wehrpflicht, die wie in diesem Kriege sofort alle wehrfähigen Männer zu den Fahnen ruft, ist ein Aufstand im Kriege selbst so gut wie unmöglich. Wie sollten die Polen sich gegen Rußland erheben, das ihre Wehrfähigen in seinem Heere hatte und mit ungeheuren Truppenmassen das ganze Land besetzt hielt? Und vielerlei Bande zogen auch in den russischen Polen zu Rußland, ließen unter ihnen wie unter den Polen Galiziens manche Kreise auf den Sieg Rußlands hoffen: die Stammesgemeinschaft, die trotz jahrhundertalten Hasses zwischen Polen und Russen doch da ist, Hofbeziehungen, besonders die gewaltigen wirtschaftlichen Interessen, die einen erheblichen Teil Russisch-Polens an den russischen Markt knüpfen. Denken wir nur an die Textilindustrie von Lodz, an die verschiedenen Industrien Warschaus und seiner Umgebung, die alle tief im russischen wirtschaftlichen Leben verwurzelt sind.

So war es begreiflich, daß die Bewohner Russisch-Polens äußerlich zurückhaltend den Kämpfen der Großmächte zusahen, und auch wer nur die Stimme der harten Realpolitik hören will, wird die Tragik begreifen, daß die Teile desselben Volkes auf den Schlachtfeldern der eigenen Heimat mit den Waffen gegeneinander kämpfen mußten. Nun ist das russische Polen vom Staate, dem es bisher gehörte, losgerissen worden, und mancherlei Gedanken werden geäußert, wie dieser Tatsache eine bleibende politische Form gegeben werden könne. Sie sind ausnahmslos verfrüht. Es ist ganz unmöglich, schon heute Projekte laut werden zu lassen, die ein einiges freies Polen erstehen lassen möchten. Noch sind nicht die letzten Entscheidungen gefallen, noch kann daher kein Verantwortlicher sich zu Projekten äußern, die womöglich schon der nächste Tag umwirft.

In seiner großen Rede am 19. August hat daher der deutsche Reichskanzler als höchster Staatsmann des Volkes, das Warschau erobert hat, nur das dazu gesagt, was im äußersten Falle dazu gesagt werden konnte. Da er allein die politischen Fragen im ganzen überblickt, mußte er auch wissen, wieweit eine solche Äußerung notwendig war, die,

weil sie notgedrungen allgemein und undurchsichtig bleiben mußte, auch Anlaß geben konnte, daß aus ihr allerlei Erwartungen abgeleitet werden können, die sie vielleicht gar nicht erwecken wollte. Kaum in einer Frage der großen Politik, die durch den Krieg wieder ins Rollen kommt, war es so schwer, jegliche Bindung für eine Zukunft zu vermeiden, die noch gar nicht zu übersehen ist. Mit allem Recht wurde daher, weil die Kanzlerrede vielleicht darin zu Mißdeutung und darum zu Sorge Anlaß geben konnte, gerade von den rechtsstehenden Kreisen betont, daß es sich bei allen Äußerungen zur polnischen Frage nur um vorläufige Urteile handeln könne. Man unterstrich dies deshalb besonders, weil die politische Vertretung der Polen Österreichs, der Polenklub, sofort eine Lösung ausgegeben hatte, nämlich die Vereinigung aller dieser Gebiete mit Galizien, und dabei außer acht gelassen hatte, daß auch Deutschland sehr wesentliche Interessen an der Art hat, in der sich an seiner Ostgrenze die neue politische Organisation der Polen vollzieht. Deutschland und Österreich-Ungarn werden diese Frage lösen zunächst nach ihren Interessen. Denn sie haben die Last des Kampfes getragen und ihre Soldaten haben das russische Polen vom Körper des russischen Staates gelöst.

Einstweilen sind gemäß einer Teilung der Bezirke, die schon früher zwischen den beiden Verbündeten freundschaftlich vollzogen war, streng gesonderte Verwaltungen eingerichtet worden. Deutschland hat ein Generalgouvernement Warschau gebildet und am 26. August hat der Kaiser den Eroberer von Antwerpen und Nowo-Georgiewsk, den General von Beseler, zu seinem Generalgouverneur in Russisch-Polen ernannt. Die Leiden des Krieges auf alle Weise den Polen zu mildern, das ist die erste Aufgabe der deutschen Verwaltung, die sie ebenförmig lösen wird, wie die des Generalgouverneurs von Bissin in Belgien. Je weniger die Zukunftswünsche laut werden, je weniger man in Deutschland durch die Polen veranlaßt wird, sich mit der polnischen Frage zu beschäftigen, um so besser wird es sein. Denn vorerst gilt es den Kampf gegen Rußland selbst zum Ende zu führen, ehe wir uns Träumen über die Gestaltung der ihm entzogenen Länder hingeben dürfen.

Das Beispiel von 1812 wollten die Russen nachahmen, da sie sich zum Widerstand in der offenen Feldschlacht und im Stellungskampf nicht mehr fähig fühlten. Sie wollten einfach den ungeheuren Raum, über den ihr Land verfügt, zum Bundesgenossen nehmen wie gegen Napoleon I. und hofften durch die Wegelosigkeit und den Mangel an Lebensmitteln den Gegner entweder in dasselbe Verderben zu stürzen wie Napoleon I. oder durch diese Aussicht zum Rückzug zu veranlassen. Rücksichtslos ist zu diesem Zwecke das Land verwüstet und geräumt worden. Aber in sehr kurzer Zeit zeigte es sich, daß die mechanische Nachahmung des Vorbildes von 1812 Rußland viel mehr schädete als dem Gegner. Denn das Rußland von heute ist ein anderes als das vor hundert Jahren. Damals war die Front, in der Napoleon anrückte, nicht besonders lang. Wenn unmittelbar vor ihr die Bauernhöfen in Flammen aufgingen und die Bauern sich zurückzogen, so störte das das Leben des ganzen Riesenreiches nicht besonders. Daß die Höfen abbrannten, war für den russischen Bauern eine Alltäglichkeit, und war die Welle der französischen Armee vorbei, so fand sich das verlaufene Volk rasch wieder in die früheren Verhältnisse zurück. Heute ist die Front riesengroß, wird das ganze Westgebiet von dem Rückzug betroffen. Und wenn man diesen wirklich wirksam machen wollte, so mußte man handeln, wie man es getan hat. Dörfer und Städte mußten buchstäblich geräumt, alles weggezogen werden, was dem Feinde irgendwie nützen könnte, von den Lebensmitteln und den Eisenbahnen an bis zu den Kirchenglocken, die ihm Metall für seine Geschosse liefern könnten. Da hat man sehr bald gemerkt, daß man selber eine grenzenlose

Unordnung und Verwirrung schuf, deren man gar nicht Herr werden kann. Auf allen Straßen ziehen Hunderttausende von Flüchtlingen in das Innere des Reiches; man spricht schon von 12 Millionen, die heimatlos vor dem Feinde fliehen. Sie drängen sich auf den Eisenbahnlinien, sie drängen sich in die wenigen Städte. Wo soll man sie unterbringen? Wie sie ernähren? Wie Gefahren ansteckender Krankheiten verhindern? Wie die Unruhen bändigen und die Aufregungen, die ein solcher Flüchtlingsstrom natürlich mit sich bringt? Bisher wußte man im Innern des Reiches, also östlich von Moskau, wenig vom Kriege. Heute zählen Städte an der Wolga wie Nischni Nowgorod und Kostroma mehr Flüchtlinge in ihren Mauern, als sie Einwohner zählen. Ein besonderes Gesetz für die Flüchtlingshilfe ist angenommen worden, 25 Millionen Rubel für sie bewilligt — das kann gar nichts nützen. Erinnern wir uns, welche Schwierigkeiten schon die teilweise Räumung der Provinz Ostpreußen bei uns machte, bei unserer Organisationsfähigkeit und bei der Disziplin, die unserem Volke eigen ist, so haben wir uns das vertausendfache vorzustellen in einem Staat, dessen schwächste Seite immer die Organisation war, und in einem Volke, das wenig freiwillige Disziplin zeigt.

Dazu kommt ein weiteres. Anderthalb Duzend Städte hat man so geräumt, die Fabriken mit den Maschinen zurückbefördert, die Bankfilialen ins Innere verlegt. Welche Unordnung bringt das in eine Volkswirtschaft! Das Rußland von 1812 hatte noch gar keine Volkswirtschaft, das von 1915 hat eine solche, aber eine unfertige, die deshalb eine derartige Zwangsverlegung viel schlechter durchmachen kann, als etwa die deutsche oder die englische es könnte. Auch diese würden damit auf eine harte Probe gestellt sein. Stellen wir uns nur vor, die Industrie eines großen Industriebezirks sollte irgendwohin zurückverlegt werden, — welche Schwierigkeiten würde das auch bei uns machen! In Rußland sind sie unüberwindlich und schaffen eine grauenhafte Unordnung, ein Chaos in dem Gebiete zwischen dem Bug und Moskau, das bald jeder Beschreibung spottete.

Es machte sich am handgreiflichsten bemerkbar dadurch, daß mit dieser Unordnung das Vertrauen zum eigenen Geldsystem verloren zu gehen droht. Überall wo so evakuiert wurde, verschwand das Hartgeld; es war nicht mehr möglich, die zahllosen Rubelnoten, die in Rußland umlaufen, zu wechseln. Der Rückschlag auf das Innere war schon so groß, daß am 30. August in Petersburg geradezu eine Revolte ausbrach: das Volk stürmte die Läden und zwang die Kaufleute, Wechselgeld herzugeben. Man will Silbergeld sehen, auf den Märkten bildete sich ganz von selber ein Kurs, indem man den Rubel Papier mit 60 Kopeken Silber bezahlte, und damit eröffnete sich der Ausblick auf eine unabsehbare Krisis. Das russische Volk ist an Papiergeld ganz anders gewöhnt als wir, die wir es erst unter dem Druck des Krieges richtig kennen gelernt haben. Wenn es jetzt das Papiergeld nicht mehr nehmen will, so ist das das schlimmste Zeichen dafür, daß das Vertrauen in die eigenen Finanzen auch beim kleinsten Mann ins Wanken gekommen ist. Wie jede derartige Erfahrung zeigt, greift eine solche Panik aber rapide um sich, und sie ist durch keine, auch die härtesten Mittel und Strafen nicht, zu beseitigen. Wie man es nicht verhindern kann, daß das Agio auf Gold immer höher steigt, so kann man das Volk auch nicht zwingen, Papiergeld zu nehmen, wenn es ihm nicht mehr traut. Der Geldverkehr droht dann ins Stocken zu kommen, und das Volk nimmt sich, was es für das Leben braucht, einfach mit Gewalt.

Diese Eindrücke und Erfahrungen haben in den ersten Septembertagen in Petersburg eine vielleicht entscheidende Wendung herbeigeführt. Natürlich war es kein Zufall, wenn folgende Daten zusammenfielen: Am 28. August hatte der Generalstabsbericht unserer Verbündeten gemeldet, daß die in Ostgalizien stehenden Armeen die russische Front an

der Blota-Lipa durchbrochen hätten, daß man also auch da eine Offensive mit Erfolg begonnen hätte. Dieser setzten die Russen eine Gegenoffensive entgegen, die am 3. September ihren Anfang nahm und am 6. September sogar zu einem Teilerfolg führte; die bis zum Sereth vorgedrungene österreichische Front mußte zum Teil wieder auf die Strypa zurückgenommen werden. Und am 7. September meldete der Bericht unserer Heeresleitung, daß der Feind östlich und südöstlich von Grodno wieder Front gemacht habe. Seit diesen Meldungen haben wir den Eindruck, daß ein neuer Abschnitt auf dem östlichen Kriegsschauplatz begonnen hat. Die Russen haben zwischen Riga und Wilna und südlich davon wieder Fuß gefaßt und Front gegen unsere Offensive gemacht, und sie begannen im Süden der ganzen Aufstellung eine neue Offensive auf Ostgalizien. Mit diesem Abschnitt fällt genau der auffeherregende Wechsel im russischen Oberkommando zusammen. Am 4. September hält der Zar im Winterpalais eine Versammlung ab, in der er die Arbeiten der großen Kommissionen für die Versorgung der Armee mit Kriegsmaterial eröffnete. Am Abend desselben Tages reist er zur Armee ab. Am 5. September teilt er dem Präsidenten Poincaré mit, daß er den Oberbefehl über alle Streitkräfte zu Wasser und zu Lande selbst übernommen habe. Und am 8. September erschien ein Dekret, das das Datum des 5. September trägt, in dem der bisherige Generalissimus Großfürst Nikolai zum Statthalter des Kaukasus und Oberkommandierenden der Kaukasusarmee ernannt wurde. Er nahm seinen Generalstabschef Januschkiwitsch dahin mit, dessen Nachfolger der General Aleksejew wurde. Unter dem Zaren haben zu führen gegen die Heeresgruppe des Feldmarschalls von Hindenburg der General Rußki, gegen die Heeresgruppen des Prinzen Leopold und des Feldmarschalls von Mackensen der General Evert, gegen letzteren und gegen die verbündete Armee in Wolhynien und Galizien der General Iwanow, während dem Großfürsten der Kaukasus-Kriegsschauplatz übertragen ist.

Wenn wir die Daten so zusammenstellen, wird der Zusammenhang klar, auch ohne daß wir allerlei unbewiesenen Klatsch und Schauergeschichten aus der Gärung in Rußland heranzuziehen brauchen. Man hat in Petersburg gesehen, daß man durch diesen Rückzug dem Gegner gar nicht schade, aber die Revolution geradezu selbst ins eigene Land hereintrug.

Da aber der Großfürst Nikolai der Träger dieser Idee, das Beispiel von 1812 zu wiederholen, war, so mußte er, der bisher nichts als Niederlagen gegen die Deutschen davongetragen hatte, einem Ansturm von verschiedenen Gruppen der Hofkreise und der Staatsmänner endlich weichen. Natürlich hat dazu die politische Bewegung in der Duma auch das ihrige beigetragen. Aber allein wäre sie ganz bestimmt nicht in der Lage gewesen, den Zaren zu diesem Entschluß zu zwingen, der ihm wahrhaftig schwer genug geworden ist. Ist ihm doch sein Oheim Nikolai an Willenskraft und Brutalität unendlich überlegen, hing doch das Heer an diesem populären Führer, der mit seiner Rücksichtslosigkeit für den Soldaten gut sorgte und in dem sich der Angriffsgedanke des russischen Feldzuges überhaupt verkörperte. Er ist gescheitert, die Angriffspartei in der Person ihres abgesetzten Führers tödlich getroffen. Darin liegt das weltgeschichtlich Entscheidende in dieser Wendung der ersten Septembertage. Nun stellt sich der Zar selbst dem Andringen deutscher Heere entgegen. Er mag denken, daß es besser sei, ein Ende mit Schrecken herbeizuführen, als einen Schrecken ohne Ende zu ertragen, den der Rückzug über das Land bringt, und der schließlich, immer revolutionärer werdend, den Zaren selbst und das Herrscherhaus bedroht. Nur die russische Erde vom Feinde befreien, ist sein Gedanke; mehr sagt er an keiner Stelle seiner Reden und Erlasse in diesen denkwürdigen Tagen.

So hat Rußland gewissermaßen öffentlich der Welt bescheinigt, daß die deutschen Heere die Angriffskraft der

russischen Millionenarmee endgültig zerschmettert haben. Eine neue Phase des Ringens im Osten geht damit an. Ob sie lang oder kurz werden wird, wissen wir nicht. Aber wir wissen, daß auch in dieser Aufstellung und in diesem Entschluß des Zaren die Russen wiederum werden geschlagen werden. Rußland hat den Feldzug gegen uns verloren; es müht sich nur noch um die Verteidigung des eigenen Landes. Denn Kurland, Litauen, Polen werden vom echten Russen gar nicht als eigener Boden betrachtet. Militärisch bringen ihm die Verbündeten keine Hilfe, finanziell zu helfen ist England, der einzige der helfen könnte, weniger bereit als je. So bleibt als letzte Hoffnung, daß die Eroberung der Dardanellen gelingen und das Kriegsbild gänzlich verändern werde. Auch diese wird scheitern und damit die Hoffnung der skrupellosen Kriegspartei, deren Haupt der Großfürst ist, ganz am Ende sein. Mit Millionen Opfern hat Rußland seinen Frevelmüt büßen müssen. Wie der Rückschlag auf das innere Leben Rußlands sein wird, wissen wir heute gleichfalls noch nicht. Ob er den Großfürsten Nikolai wieder zurückrufen kann, ebenfalls nicht. Für die Weltgeschichte aber ist die Rolle dieses Deutschenhassers ersten Ranges ausgespielt; sie ist zerbrochen an der Angriffskraft deutscher Truppen und an der Selbsherrnkunst des Feldmarschalls von Hindenburg.

Weitaus die wichtigsten Ereignisse sind diese Wandlungen und Kämpfe im Osten, und nach wie vor müssen unsere Armeen im Westen nur die Wacht halten, wenn auch immer sehnsüchtiger aus ihnen der Wunsch herausklingt, daß, wie es der Kronprinz am Jahrestage von Longwy aussprach, „der Tag komme, wo der Kaiser auch uns zu neuen Angriffen ruft – heraus aus den Gräben und Stollen, herein in den Krieg, wie wir ihn lieben!“ Den Dank des Kaisers für dies zähe, treue, schwere Aushalten haben den Heerführern im Westen die Auszeichnungen ausgesprochen, die er ihnen an den Jahrestagen der Schlachten des Westens verliehen hat. Einstweilen aber blicken wir vor allem nach dem Osten und demnächst nach dem Balkan.

Dort ist zu den Gegnern der Türkei Italien gekommen, das den Krieg an die Türkei am 20. August erklärt hat. Gemerkt hat man von diesem Eingreifen Italiens in die Orientkämpfe bisher noch nichts. Ein neuer gewaltiger Angriff ist auf die Halbinsel Gallipoli wieder versucht worden und wieder mit ungeheuren Opfern für die Angreifer zurückgeschlagen worden. Hier wird indes erst eine Entscheidung ganz fallen, wenn die Balkanfragen ins Rollen gekommen sind. Noch ist dieses nicht der Fall. Zwar sind die Verhandlungen zwischen Bulgarien und der Türkei zum Abschluß gediehen, aber der Abschluß ist noch nicht veröffentlicht und Bulgarien noch nicht in den Kampf eingetreten. Daß er ausbricht, ist unsere Überzeugung, und daß in ihm die deutschen Truppen nicht fehlen werden, das ist von zwei Stellen laut gesagt worden. In seiner großen Rede am 19. August hat der Reichskanzler das in alle Welt hallende Wort gesprochen, das ihr die Stärke Deutschlands kündete: „Starke Armeen haben wir frei zu neuen Schlägen.“ Und in Konstantinopel hat Enver Pascha den Herzog Johann Albrecht begrüßt als Vorboten der großen deutschen Armee, die kommen werde. So brauchen wir heute nicht die Säden des diplomatischen Wirrsals wieder aufzurollen, die ununterbrochen an den Balkanhöfen geknüpft werden. Der Augenblick naht, da sie von dem Schwerte zerschnitten werden.

Mit den Vereinigten Staaten reißt leider die Zwischenfälle nicht ab. Der Lusitania und dem darauf entstandenen Notenwechsel folgte der Untergang des Arabic und die Abberufung des österreichischen Botschafters Dumba. Daß die deutsche Regierung ernstlich den Frieden mit Nordamerika wünscht, hat sie bewiesen.

Am 3. September wurde bekannt gegeben, daß Deutschland in Sachen des U-Boots-Krieges den amerikanischen Wünschen nachgegeben habe. Nicht ohne Besorgnis haben weite Kreise in Deutschland dem zugeesehen, daß die glänzende U-Boots-Waffe, in der die Deutschen unbestrittene Meister sind, vielleicht durch solche diplomatischen Bindungen lahmgelegt werde. Und noch weniger konnte die Rede davon sein, als wenn mit diesem Nachgeben an Amerika sich bereits Gedanken verknüpfen an Friedensverhandlungen mit England, — indem Amerika etwa der Vermittler sein sollte. So wichtig und groß die Entscheidungen im Osten sind, sie machen erst die Bahn frei für die letzte Auseinandersetzung mit England, die kommen wird und kommen muß. Ohne sie kann die Freiheit der Meere, die der Reichskanzler so oft als Ziel gestellt hat, nicht gesichert, ohne sie kann auch die belgische Frage nicht so geordnet werden, wie wir es für die künftige Sicherheit und Stellung Deutschlands an den Meeren brauchen. Einstweilen bereiten die deutschen Zepeline, die ihre Bomben schon über der City und den Mittelpunkten des englischen Verkehrslebens abgeworfen haben, England vor auf Kämpfe, die ihm nicht erspart bleiben. Wir sehen ihnen mit ebenso sicherem Vertrauen entgegen, wie wir stolz und froh über die Erfolge im Osten sind, die vielleicht einen nicht zu fernem Abschluß schon erkennen lassen. Aber wie dem auch sei, es erschreckt uns nicht und ebensowenig unsere Bundesgenossen, daß wir in einen zweiten Winterfeldzug hineingehen. In den Riesenmaßen des Weltkrieges können die Entscheidungen nur langsam reifen, und wir sind in der militärischen Lage, wir haben die wirtschaftliche, physische und moralische Kraft, sie langsam für unseren Sieg reifen zu lassen.

88

88

88

Im September-Oktober hat der zweite Abschnitt in der Offensive der Zentralmächte begonnen. Zu dem Zeitpunkt, den ihre Heeresleitungen nach aller diplomatischen und militärischen Vorbereitung für richtig hielten, haben sie den Angriff auf Serbien und damit den neuen Balkanfeldzug eröffnet. Monatelang hat diese Spannung angedauert, ob Bulgarien, das immer mehr die eigentlich entscheidende Macht in den Balkanländern geworden war, eher mit der Türkei oder mit der Entente ins reine kommen würde. Nun ist Anfang September — das genaue Datum ist noch nicht veröffentlicht — ein Abkommen zwischen Bulgarien und der Türkei unterzeichnet worden, das diese zwei Mächte einander sehr stark annähert. Bulgarien hatte ja im ersten Balkankriege, als die Türkei vollständig zusammenzubrechen drohte, von ihrem europäischen Gebiet bis hin zur Linie Enos — Mithra erobert. Im Frieden, der beide Balkankriege abschloß, hat es aber sehr weit hinter diesem Ergebnis zurückbleiben müssen. Daher war zu erwarten, daß es auch hier den Verlust, den ihm seine eigene falsche politische Orientierung zugefügt hatte, nicht verschmerzen würde. Aber da Mazedonien sein Hauptziel war und bleibt, hat es seine Ansprüche an die Türkei in diesen Beziehungen nicht allzu hoch gespannt. In dem Abkommen trat die Türkei ein verhältnismäßig kleines Stück ab und rettete vor allem für sich Adrianopel. In Dimotika an der Maritza ist die Abtretung bereits feierlich vollzogen worden und alles, was zwischen Bulgarien und der Türkei zu verhandeln war, in Ordnung gekommen.

Nur um ein kleines Stück Land drehen sich diese Schlußverhandlungen, aber an ihnen entscheidet sich die ganze weitere Entwicklung auf der Balkanhalbinsel. Das Abkommen ist unter tätiger Mitwirkung der deutschen und österreichisch-ungarischen Diplomatie zustande gekommen. Mit ihm hat sich, wie jetzt allmählich bekannt wird, auch bereits eine feste Konvention zwischen Bulgarien und den Zentralmächten verbunden, die einen gemeinsamen Kriegsplan und natürlich auch ein gemeinsames Vorgehen für die Friedensverhandlungen klar festlegt. Befürchtet ist dieser Ausgang von der Diplomatie unserer Gegner wohl immer worden, aber bis zum letzten

Augenblick hat sie gehofft, daß die Karten doch nach der anderen Seite schlagen würden. Indessen ist ihr das Entscheidende nicht gelungen, nämlich Serbien zu der vorbehaltlosen Abtretung von Mazedonien zu bestimmen, die allein Bulgarien gewonnen hätte. Nunmehr ist die Entscheidung gefallen: Bulgarien zieht es vor, mit den Waffen den Siegespreis zu gewinnen und kann dies nur im Bunde mit den Zentralmächten und an der Seite der Türkei.

Selten wird in einem großen Kriege die nahende Entscheidung so bestimmt und deutlich angekündigt werden, wie es auf diesem Felde geschehen ist. Am 19. September nahm deutsche und österreichisch-ungarische Artillerie den Kampf gegen die serbischen Stellungen auf dem Südufer der Donau bei Semendria, der Stelle, wo die eine Linie der Bahn von Nisch die Donau erreicht, auf. Damit wurde der Welt kundgetan, daß nunmehr Deutschland und Österreich-Ungarn die Zeit für gekommen erachteten, ihrerseits auf dem Balkan-Kriegsschauplatz vorzugehen. Was im Anfange des Krieges sich nicht hatte bis zu Ende führen lassen, soll jetzt von den Zentralmächten gemeinsam durchgeführt werden, die Bestrafung Serbiens, die endgültige Erdrückung gefährlicher großserbischer Ansprüche und die Lösung der mazedonischen Frage. Wiederum zeigten die verbündeten Heeresleitungen, daß sie die ganze militärische Situation beherrschen und der Gegner seine Entschlüsse nach ihnen zu richten hat.

Immer noch hörten die Hoffnungen, namentlich in Petersburg, nicht auf, daß sich Bulgarien trotzdem würde gewinnen lassen. Aber schon tags darauf teilte der bulgarische Ministerpräsident mit, daß sich sein Staat genötigt sehe, infolge der Verschärfung der Lage die Mobilmachung anzuordnen, was am 21. September auch geschah. Es ist natürlich ganz müßig, festzustellen, ob Bulgarien sich dazu genötigt sah, weil Serbien sein Grenzgebiet gegen Bulgarien zur Kriegszone erklärt habe oder ob Serbien sich als den Angegriffenen hinstellt. Die ganze Welt hat gewußt, daß dieser Krieg auch die Balkanhalbinsel ergreifen würde, und daß ein Kampf gegen Serbien, den bis zum Ende durchzuführen die Zentralmächte schon moralisch verpflichtet sind, all die hier aufgesammelte Gärung und Spannung zum Ausbruch bringen muß. Wir hatten jedenfalls ein Interesse daran, nachdem einmal an der orientalischen Frage der Krieg entstanden war, auch hier auf ihrem eigentlichen Felde durch Kampf hindurch eine Lösung herbeizuführen, die endlich einmal in diesem alten Krisenwinkel Ruhe und Ordnung schafft.

Nach diesen beiden entscheidenden Ereignissen trat eine Pause ein, während der noch manche Zweifel laut wurden, ob wirklich die sich damit andeutende Entscheidung endgültig sei. Aber die Art des Krieges, wie er hier geführt werden muß, zwingt dazu, ihn so genau wie möglich vorzubereiten, und die rastlos weitergehende Arbeit der Ententediplomatie hat lediglich die letzte Entscheidung beschleunigt. Rußland wurde aus erklärlichen Gründen vorgeschickt, um Bulgarien die Pistole auf die Brust zu setzen. Es überreichte am 4. Oktober Bulgarien ein Ultimatum, in dem gefordert war, daß Bulgarien die in seinem Dienst befindlichen deutschen Offiziere binnen vierundzwanzig Stunden entlasse. Bulgarien lehnte dieses Ultimatum ab und sah sich damit der Gegnerschaft des ganzen Vierverbandes gegenübergestellt. Dessen Vertreter reisten aus Sofia ab, womit im Grunde die Kriegserklärung schon ausgesprochen war.

Gleichzeitig begann der Vierverband auch ernstlich zum Eingriff in diesen Krieg sich zu rüsten. Englische und französische Truppenlandungen fanden in den letzten Septembertagen in Saloniki statt. Die Truppen wurden, wie es scheint, zumeist von der in Gallipoli kämpfenden Armee genommen, Italiener sind, soweit bis heute bekannt ist, dabei noch nicht beteiligt. Auch wird sich Italien kaum dazu drängen, von diesem schwierigen Punkte aus seine Soldaten mit marschieren zu lassen. Nun ist Saloniki ein griechischer Hafen und seine Benutzung durch eine kriegsführende Macht

unzweifelhaft ein Bruch der Neutralität. Die Entente, in deren Zeitungen der Lärm über die Verletzung der belgischen Neutralität heute immer noch nicht verstummt, macht sich nicht das geringste Gewissen daraus, hier neutrales griechisches Land für ihre Zwecke zu benutzen. Am 3. Oktober erhob denn auch der griechische Ministerpräsident Venizelos formellen Einspruch gegen diese Landungen. Wie er später selbst in der Kammer mitgeteilt hat, hat er aber selbst die Landung englischer und französischer Truppen angeregt. Denn nach wie vor betrieb er seine alte Politik am Bündnis mit Serbien festzuhalten und durch Teilnahme am Krieg auf der Seite der Entente, also nunmehr gegen Bulgarien, seine großgriechischen Hoffnungen zu verwirklichen. Aber König Konstantin ist nicht der Mann, sich eine Politik aufdrängen zu lassen, die, wie längst bekannt war, nicht die seinige ist. Am 5. Oktober zwang er Venizelos, sein Abschiedsgesuch einzureichen, und sehr rasch gelang die Bildung eines neuen Kabinetts, in dem Hunaridis die maßgebende Rolle spielt und das die Politik des Königs auf unbedingte Neutralität gleichfalls mitmachen will. Um aber für alle Fälle schon gerüstet zu sein, hatte der König bereits am 24. September die Mobilmachung seiner Armee befohlen, so daß also heute sämtliche Balkanstaaten mit Ausnahme Rumäniens mobil sind. Aber auch Rumänien hält seine Armee seit Monaten auf dem Stande der erhöhten Bereitschaft, aus dem der Übergang in das mobile Verhältnis nicht schwer ist.

Die Stellung Griechenlands, die für die Gestaltung der Balkanverhältnisse entscheidend werden kann, muß in ihrer Schwierigkeit begriffen werden. Natürlich wünscht es bei den etwaigen Veränderungen der Grenzen, zu denen der Krieg führen kann, nicht zu kurz zu kommen. Es hat auch kein Interesse an einem allzu durchgreifenden Siege Bulgariens, weil es dessen Hoffnungen auf das griechische Mazedonien fürchtet, als das Land, das südlich einer geraden Linie vom Süden des Sees von Ochrida bis über Drama hinausliegt. König Ferdinand hat aber sofort in einem Telegramm an König Konstantin feierlich erklärt, daß er auf dieses Gebiet keine Ansprüche erhebe, und daß die kriegerische Haltung Bulgariens Griechenland in keiner Weise bedrohe. So natürlich es nun wäre, daß Griechenland demgemäß entweder durchaus neutral bliebe oder sich seine Wünsche, die auf Albanien gehen, durch tätige Unterstützung der Zentralmächte und Bulgariens sicherte, so sehr hemmt seine natürliche Lage die Freiheit eines solchen Entschlusses. Denn seine Küste ist die weitaus reichste und längste von allen Balkanstaaten und liegt schutzlos unter den englischen Schiffsgeschützen, wenn England seinen Forderungen Nachdruck verleihen wollte. Das hat natürlich Venizelos, der von der Insel Kreta stammt, von Anfang an gesehen, und darin liegt es begründet, warum er für den unbedingten Anschluß an England ist. So dürfte die Haltung Griechenlands auch weiterhin unsicheren und wechselnden Einflüssen zugänglich bleiben. Es wird auf alle Weise seine Neutralität festzuhalten sich bemühen, aber es wird die Benutzung seines Hafens in Saloniki und der auf seinem Gebiet liegenden Strecke der Bahn von da nach Nisch und Serbien schon deshalb nicht hindern, weil es dazu gar nicht die Macht hat.

Rumänien dagegen steht noch ruhig da. Die Unruhe und Aufregung, die monatelang dieses Land bewegten, haben erheblich nachgelassen. Trotz allem, was geschehen ist, und trotz aller Neigung, die auch hier zu der Entente herüberzieht, wird wohl hier der Wille zur Neutralität Sieger bleiben. Nachdem das Land einmal den Anschluß an eine der beiden Mächtegruppen verpaßt hat, kann es voraussichtlich jetzt aus der bewaffneten Teilnahme am Balkankriege nichts für sich gewinnen. Daß es zu dem Eintritt in den Krieg mit Gewalt, d. h. durch russische Angriffsbewegungen von Bessarabien her, veranlaßt werden könnte, ist heute wohl so gut wie ausgeschlossen.

Das ist die politische Lage, in der die militärischen Operationen seit Anfang Oktober mit vollster Wucht eingesetzt haben. Am 6. Oktober haben deutsche und österreichisch-ungarische Truppen die Drina, Save und Donau überschritten und auf den jenfeitigen Ufern dieser Flüsse Fuß gefaßt. Am 8. und 9. Oktober wurde von zwei Seiten her Belgrad in wütendem Straßenkampfe erobert. Am 11. bis 13. Oktober haben die Feindseligkeiten auch zwischen Bulgarien und Serbien ihren Anfang genommen.

Vor der Bedrohung aus Saloniki her braucht Bulgarien sich dabei nicht zu fürchten. Einmal ist recht unsicher, ob die Entente die 4- bis 500 000 Mann, die dazu notwendig wären, auch aufbringen kann, und sodann sind diese Truppen angewiesen auf die 300 Kilometer lange Eisenbahnverbindung zwischen Saloniki und Nisch, die durch schwieriges Gelände führt und leicht unterbrochen werden kann. So steht Serbien jetzt in einem Kriege gegen zwei Fronten. Es hat sich monatelang dazu vorbereiten können, aber daß es auch nur annähernd in der Lage sei, dieser Bedrohung von Norden und Osten her lange Widerstand entgegenzustellen, ist ausgeschlossen. Es ist seine Sache, ob es diese Kämpfe zu Ende führt bis zur völligen Niederlage, die es mit der Gefahr der Zertrümmerung bedroht, oder ob es die Ausichtslosigkeit des Kampfes einsieht und einen Frieden anbietet. Einstweilen gehen die militärischen Operationen wohl vorbereitet unter der Leitung des Feldmarschalls von Mackensen ihren Gang weiter. Ihr Ziel liegt vor aller Augen: sie sollen das Stück der Donau von Bulgarien bis zum Eisernen Tor von russischen Minen und serbischen Strandbatterien freimachen und sie sollen über das serbische Gebiet von Negotin und über Bulgarien eine völlig ungestörte Verbindung mit dem türkischen Heere herstellen. So werden sie auch in der Türkei selbst aufgefaßt, wie das die Kriessitzung des türkischen Parlamentes am 5. Oktober zeigte. Da haben die beiden Redner, vor allem Enver Pascha, die defensiven und offensiven Kriegsziele mit einer Stärke und Offenheit ausgesprochen, wie das von seiten der führenden Männer in der Türkei noch niemals geschehen ist: die Verteidigung der Dardanellen und die Bedrohung Englands in Ägypten. Daß zum ersten Male in Konstantinopel dieses große Programm der deutsch-österreichisch-ungarisch-türkisch-bulgarischen Gemeinschaft gerade in diesen Tagen so bestimmt ausgesprochen wurde, da Belgrad fiel, das zeigte der Welt, daß die Entente ihr Spiel im nahen Orient verloren hat. Nun mögen die Waffen dort die Voraussetzung für eine dauernd gute Ordnung im Sinne unserer Interessen, vor allem im Sinne der Interessen unserer Verbündeten dort weiterhin schaffen.

88

88

88

Mit Sicherheit kann man annehmen, daß der Beginn der englisch-französischen Offensive in Flandern und in Frankreich durch die Ereignisse, die wir eben besprachen, bestimmt worden ist. Denn sonst würde er, von dem monatelang die Rede gewesen ist, nicht fast auf den Tag mit ihnen zusammentreffen. Am 22. September nämlich hat die dreitägige Vorbereitung auf diesen Vorstoß durch Artilleriefeuer auf der ganzen Front vom Kanal bis zu den Vogesen begonnen, am 25. September haben die Angriffe der feindlichen Infanterie eingesetzt. Und damit kam auch für unsere Truppen im Westen, die monatelang dort auf der Wacht haben stehen müssen, wieder die Zeit härtester und verlustreichster Kämpfe. Und unsere Tapferen im Westen haben bewiesen, daß sie in dem monatelangen Auf-der-Wacht-stehen nicht müde und lässig geworden sind, sondern daß sie die eiserne Mauer geblieben sind, an der auch die erbittertesten Angriffe der Feinde zerbrechen.

Unserer Heeresleitung ist ein Armeebefehl des französischen Generalissimus vom 14. September bekannt geworden, der beweist, daß diese Angriffe wirklich die seit Monaten vorbereitete große Offensive sind. Jetzt endlich ist die Armee

Zusammenhänge herausarbeiten will, regelmäßig zu kurz kommen müssen. Denn auf jenen beiden Kriegsschauplätzen ist das Ziel einfach und klar umrissen, rein defensiv. Die Zeit ist noch nicht da, um auch nur ernsthaft daran zu denken, ob nicht auch Italien durch eine Offensive empfindlich getroffen werden könnte. Vorläufig sind andere Kriegsschauplätze und Aufgaben wichtiger. Deshalb haben hier unsere Verbündeten dieselbe Aufgabe wie die Bundesgenossen an der Meeresenge: die Stellung zu halten und bis zum äußersten zu verteidigen. Gerade aber weil sie an beiden Stellen diese Aufgabe so glänzend erfüllen, lieft der Leser über die Meldungen von diesen Stellen schnell hinweg. Sehr ungerechtfertigterweise, aber ihn fesseln naturgemäß die Stellen mehr, wo die Entscheidungen fallen oder wo er das wenigstens glaubt. Die spätere Geschichte dieses Krieges wird auch hier den Einzelheiten und ihren Helden ebenso gerecht werden, wie den Verteidigungskämpfen unserer Westfront in Frankreich. Freilich trägt auch notgedrungen die Art der Berichterstattung über diese Kämpfe selbst mit dazu bei, die Aufmerksamkeit auf sie gewissermaßen zu dämpfen. Wir erfahren, wie überall, aus militärischen Gründen höchstens die Namen der obersten Führer, ab und zu einmal durch Zufall einen der unteren Führer oder die Nummer eines Regimentes, das sich besonders ausgezeichnet hat. Da es nicht möglich ist, jetzt schon Gefechtsstärken und ähnliche Einzelheiten uns mitzuteilen, ist es ganz ausgeschlossen, daß wir uns von diesen Kämpfen ein anschaulicheres und genaueres Bild machen, das allein Interesse an einzelnen Gefechten erwecken und festhalten kann. Solange der Krieg währt, müssen wir uns damit bescheiden, daß wir ihn entweder nur in den großen Linien begreifen, wie es hier versucht wird und die notgedrungen oft schematisch bleiben, oder daß wir uns ein Bild von ihm machen nach der Einzelphotographie und der Einzelanekdote.

Wer regelmäßig die Telegramme der in den verschiedenen Hauptquartieren zugelassenen Berichterstatter liest, merkt auch bald, daß selbst sie nicht mehr zu bieten in der Lage sind und in der Hauptsache auch nicht mehr tun können, als die knappen, offiziellen Mitteilungen zu umschreiben. Wir haben darum nicht den Eindruck, als wenn durch diese Berichterstattung, obwohl sie mit viel Mühe und Kosten verknüpft ist, das Verständnis dieses Krieges wesentlich gefördert wird, und nach dem Kriege wird man ganz bestimmt nicht zu diesen Nachrichten greifen. Da aber der Krieg, und dieser Krieg ganz besonders es an sich hat, alle seine Erscheinungen sehr stark zu typisieren, so bleibt schließlich auch nicht einmal viel Raum für dichterisch geschaute Einzelbilder und Studien übrig. Was in dieser Beziehung schon auf den Markt gekommen ist, erweckt gleichfalls nicht die Erwartung, daß davon sehr viel den Krieg selbst überdauern wird. So ist eine gewisse Eintönigkeit, je länger der Krieg dauert, um so weniger zu vermeiden, wenn man nur über seine militärische Seite spricht und schreibt.

Um so reicher und farbiger wird das Bild stets, wenn der Zusammenhang von Krieg und Politik immer herausgearbeitet wird, den dieser Krieg uns in einer Weise lehrt, wie fast noch nie in der Geschichte. Am Beispiel Bulgarien haben wir das wieder so stark gesehen, daß selbst die russische Presse zugibt, die Entscheidung über die Politik Bulgariens habe sich vollzogen mit dem Erfolg der deutschen Offensive im Mai 1915. Und in unseren Beziehungen zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika haben wir gewissermaßen das Gegenbeispiel dazu, daß dem politischen Zwecke, einen Krieg mit den Vereinigten Staaten zu vermeiden, militärische Erwägungen untergeordnet oder wenigstens von ihm entscheidend bestimmt werden. Den Bemühungen Deutschlands, den Frieden mit Nordamerika zu erhalten, ist

es trotz mancher Vorfälle in diesen Monaten gelungen, alle Streitpunkte zwischen den beiden Großmächten, die aus dem Kriege entstanden waren, zu beseitigen. Wenigstens wird uns das versichert. Erreicht worden ist es dadurch, daß Deutschland den Forderungen in Sachen des U-Boots-Krieges nachgegeben hat. Man kann nicht verhehlen, daß trotzdem die Vereinigten Staaten, oder wenigstens sehr einflußreiche Kreise in ihnen, in den Verhandlungen über eine Anleihe an England und Frankreich auf die Seite unserer Gegner getreten sind.

Diese Anleihe ist im Betrage von 500 Millionen Dollar zum Abschluß gekommen. Sie dient natürlich nicht zur unmittelbaren Unterstützung der Entente, weshalb es verkehrt ist, ihren Betrag mit der Höhe der Kriegskosten Englands in Vergleich zu setzen, sondern sie dient dazu, in Nordamerika selbst unseren Gegnern Goldguthaben zu schaffen, mit deren Hilfe Verpflichtungen der Entente an Nordamerika beglichen werden können. Letzteres geschieht auch nur rechnungsmäßig und zu dem Zwecke, den Kurs des englischen Pfund Sterling in Newyork nicht zu tief sinken zu lassen. Denn da England der Zentralbankier aller unserer Gegner ist, sammeln sich alle Verpflichtungen der Ententegenossen auf dem Londoner Markte und werden von dort aus beglichen und verrechnet. Solange England einen Überschuß seiner Forderungen an Amerika hatte, ging das ganz gut. Als das aufhörte, stand es vor der Notwendigkeit, die Verpflichtungen der Entente an Amerika für das Kriegsmaterial, das dieses ununterbrochen liefert, mit Gold zu bezahlen. Um das zu können, hat es sich jetzt entschlossen, bei Amerika eine Anleihe nachzusuchen, die unter sehr ungünstigen Bedingungen bewilligt worden ist. Natürlich ist es für England gerade nicht rühmlich, als das erste Gold- und Kreditland der Welt, in Newyork bitten zu müssen. Aber eine gewisse Hilfe erreicht es doch, die ihm vor allem ermöglicht, die recht schwachen Genossen der Entente, in erster Linie Rußland, noch weiter finanziell mitzuschleppen. Uns kann das ja für den Krieg nichts schaden. Unsere Rüstung ist auch in dieser Beziehung unerschütterlich und unerschüttelt. Soeben hat das deutsche Volk in seiner dritten Kriegsanleihe das abermals bewiesen und unser Verbündeter Oesterreich-Ungarn tut das gleiche. Es ist nur für die Zeit nach dem Kriege nicht besonders erfreulich, daß dann eine Verbindung der englischen, französischen und russischen Finanzen mit Nordamerika vorhanden ist, die naturgemäß auch unsere Gegner nach dem Frieden zusammenhält, und die es Deutschland erschwert, auf diesem Markte und überall, wo sonst Kapital gebraucht wird, aufzutreten.

Wir werden auch diese Schwierigkeit überwinden, nachdem wir eine Probe von dieser ungeheuren Stärke ausgehalten haben, und vielleicht liegt gerade darin für uns eine recht wirksame Mahnung, in der Frage unserer Auslandsinteressen statt der alten Zersplitterung eine Vereinheitlichung anzutreiben, die uns dringend notwendig ist.

Das Gebiet, das für eine wirksame Vereinheitlichung unserer Auslandsinteressen in erster Linie in Frage kommt, ist gegeben: es ist der Südosten Europas und der sogenannte nahe Orient, also die Türkei bis hin nach Bagdad. Wir lieben, offengestanden, das Schlagwort von der Verbindung Berlin—Bagdad oder Nordsee—Persischer Golf nicht besonders, weil es uns zu sehr klingt und zu wenig daran erinnert, daß diese Formel vorerst nur Zukunftswerte in sich enthält. Denn heute ist der Anteil, den die Staaten Südeuropas und Vorderasiens an unserem Wirtschaftsleben haben, noch recht gering. Aber daß er außerordentlich gesteigert werden kann, daran ist kein Zweifel, und damit wir und unsere Bundesgenossen dann dort freie Hand, Ellbogenraum und freies Arbeitsfeld haben, darum kämpfen jetzt unsere Truppen an der Donau und an der Save und in der türkischen Armee in Gallipoli und im Zuge gegen Ägypten.

Illustrierte Kriegs-Chronik

Dritter Teil

Kriegschronik:

4. Juni: Der deutsche Kaiser im österreichischen Hauptquartier. Neue Kämpfe an der Pruthlinie. — Fliegerangriff auf das Hauptquartier des deutschen Kronprinzen.
5. Juni: Französische Angriffe bei Neuville abgewiesen. — Vormarsch der Verbündeten auf Moskisa. Sieg der Armee Linfingen bei Kaluz und Surawa (Dnjestr). — Russischer Minenkreuzer »Jenissei« bei Baltischport versenkt. — Angriff deutscher Zeppeline auf Jarowich. — Italienische Truppen am Stilfer Joch zurückgetrieben.
6. Juni: Deutsche Flieger über Calais. — Schwere französische Verluste an der Coretohöhe. — Starzawa erstürmt. Deutsch-österreichischer Sieg bei Kaluz. 10900 Gefangene. — Italienische Angriffe bei Sagrado (Isonzo) abgewiesen.
7. Juni: Französische Angriffe bei Hebuterne (östl. Doullins) und Moulin sous Touvent (nordwestlich Soissons) blutig abgewiesen. — Der Übergang über die Windau erzwungen. — Bei Przemyśl 33805 Gefangene gemacht. Die Russen auf der Wilzina (nordw. Moskiska) zurückgeworfen. Übergang der Armee Linfingen über den Dnjestr. — Die Russen am Pruth blutig abgewiesen. — Zeppelinangriff auf Grimsby und Kingston. — Freikofel den Italienern wieder entzogen, Ortschaft Krn von den Italienern geräumt.
8. Juni: Französische Mißerfolge bei Neuville und Berry au Bac. — Deutsche Fortschritte bei Szawle. — Die Armee Linfingen erreicht Bukaczowce. Der Ciockaabschnitt überschritten. 4200 Gefangene.

- Die Russen am Pruth auf Jalicz zurückgebrängt. — Italienisches Luftschiff »Citta di Ferrara« durch österreichische Flieger vernichtet. Denebzig mit Fliegerbomben belegt. Italienische Angriffe bei Grabiska abgeschlagen. — Neue erfolgreiche Kämpfe an den Darbanellen.
9. Juni: Rücktritt des Staatssekretärs Bryan wegen der »Custania«-Note. — Räumung des Dorfes Neuville durch deutsche Truppen. Französische Angriffe im Prießterwald abgewiesen. — Russischer Rückzug am Njemen auf Kowno. — Stanislaw besetzt. 5570 russische Gefangene.
10. Juni: Französische Mißerfolge bei Neuville und Le Mesnil. — Schwere Kämpfe bei Szawle. Deutscher Rückzug an der Dubissa. — Russischer Vorstoß auf den Dnjestr abgewiesen. — Englischer Kreuzer von österreichischem Torpedoboot torpediert. — Vorstoß der Armee Pflanzner-Baltin am Pruth bis Horodenka. — Italienische Angriffe bei Plawa, Grabiska und Sagrado abgewiesen. — Kragujewac mit Bomben belegt. — Türkischer Sieg bei Seddul Bahr. — 15000 Tote und Verwundete der Engländer und Franzosen.
11. Juni: Französische Angriffe nordöstlich Coretohöhe, südlich Neuville und nördlich Le Mesnil scheiterten; ebenso Angriffe der Russen an der unteren Dubissa. — Zwei englische Torpedoboote in den Grund gebohrt. — In der Adria ein italienisches Unterseeboot durch die Österreicher torpediert. — In Südostgalizien und der Bukowina schreitet die Verfolgung der Russen fort, russische Angriffe bei Czernowit abgewiesen. — An der Isonzofront Artilleriekampf, in Tirol Scharmützel.
12. Juni: Vergebliche Angriffe bei Neuport, Coreto-

- höhe, Soudhez, Ecurie (Cabyrinth); bei Serre sind wir wieder im Vorgehen. — An der Dubissa mißlingen russische Vorstöße. Nördlich Przasnysz wurde eine russische Stellung gestürmt. Surawno gestürmt.
13. Juni: In Flandern Artilleriekämpfe. Lunéville mit Bomben belegt. — Nordwestlich Szawle Fortschritte, Kuze erstürmt. Kämpfe südöstlich der Strafe Kowno—Mariampol und südlich Bolimo. Sienawa wieder erobert; Mlyniska genommen. In Verfolgung der Russen wurden mehrere Orte Bessarabiens besetzt. — Angriffe der Italiener am Isonzo bei Plawa blutig zurückgeschlagen.
14. Juni: Französische Niederlage bei Arras, Coretohöhe und Neuville. — Glänzender Vorstoß der Armee Mackensen. — Roguzno erobert.
15. Juni: Französischer Durchbruchversuch bei Arras abgeschlagen. — Die offene Stadt Karlsruhe durch französische Flieger mit Bomben belegt. — Moskiska erobert.
16. Juni: Heftige Kämpfe mit den Engländern bei Uporn und La Bassée. — Russische Angriffe zwischen Sienawa und Sambor abgeschlagen. — Vom 1. bis 15. Juni 108 russische Offiziere und 122300 Mann gefangen. — Vergebliche Vorstöße der Italiener bei Monfalcone, Sagrado und Plawa, Plöcken und Peutelestein. — Befestigter Küstenplatz an der Nordostküste Englands mit Luftschiffbomben belegt.
17. Juni: Durchbruchversuche von Clewin bis Arras und bei Moulin sous Touvent unter schweren Verlusten abgewiesen. — Dachnow und Lubaczow erstürmt; die Strafe Niemirów—Jaworow überschritten.

Die Säuberung Galiziens von den Russen.

Als in den ersten Tagen des Mai vom galizischen Kriegsschauplatz die ersten Nachrichten von dem Durchbruch der Armee Mackenses am Dunajec anlangten und der große Sieg über die Russen kam, hatten wir wohl das dunkle Empfinden, daß hiermit eine entscheidende Wendung in dem furchtbaren Stellungskrieg in den Karpathen, eine entscheidende

Wendung auf dem östlichen Kriegsschauplatz überhaupt und damit in dem gesamten Feldzuge sich anbahnte, aber bis zu welchen Erfolgen dieser siegreiche Durchbruch führen sollte, war dem Laien damals doch nicht annähernd klar. Die Schlacht bedeutete in der Tat das, was man von ihr als günstigsten Fall im innersten Herzen erhoffte: die Aufrollung



Am Wislof, nahe seiner Mündung in den San. Drei große Brücken überspannen hier das Wasser: im Hintergrunde die ursprüngliche österreichische Brücke, davor die russische Kriegsbrücke, von den Russen auf ihrem Rückzug zerstört, und davor die von unseren und ungarischen Pionier- und Eisenbahntrouppen erbaute neue Eisenbahnbrücke. Im Vordergrund Notbrücke zum Befördern von Lebensmitteln. Phot. R. Sennede.



Berspaltete Eisenbetonblöcke am Fort 11 von Przemyśl, die die furchtbare Wirkung unserer schweren Artillerie zeigen. Phot. R. Sennede.

der russischen Karpathenfront, den Verlust aller Früchte, die der Feind in seinem Winterfeldzug sich erkritten hatte, die Entmutigung seiner Armeen, die man in ihrer Masse unüberwindlich wähnte, bedeutete, wie wir jetzt staunend und bewundernd sehen, die Befreiung Galiziens. Es ist wohl nach dem ganzen Stand, der sich aus den derzeitigen Berichten ergibt, nur noch eine Frage der Zeit, wann nach Przemyśl, Strzyż und Stanisław Lemberg von den Österreichern erobert sein wird und wann der letzte Russe dem mit soviel Prahlerei in Besitz genommenen Lande fliehend den Rücken kehrt und mit dem Jubel der verbündeten Völker der Dank für den endlichen Sieg nach dem heißen, männermordenden Kampf zum Himmel steigt. Von Italien hofft Rußland eine Erleichterung seiner Lage in Galizien; es sieht sich aufs bitterste getäuscht; die Verfolgungskämpfe nehmen nach kurzer Ruhepause an Heftigkeit zu, und selbst Frankreich, das wohl oder übel jetzt an die schlechte Lage der Russen glauben muß, tröstet sich in geradezu köstlicher Verzweiflung damit, daß doch die Deutschen, die seit länger als dreißig Tagen unaufhörlich marschieren und kämpfen, doch schließlich einmal zu kämpfen und marschieren aufhören müssen, und besinnt sich leider umsonst auf seine Pflicht, endlich durch einen entscheidenden Schlag im Westen dem bedrängten und verzweiften Bruder zur Hilfe kommen zu müssen. Zugleich versucht es im Verein mit dem verfallenen England seine Ränke an den Balkanstaaten, gewissenlos und frevelhaft noch mehr Völker in den

Krieg und ins Verderben zu ziehen, freilich, ohne bisher viel Glück zu haben, denn: Vestigia terrent — der König Konstantin von Griechenland, den die Sorge um die Neutralität seines Landes in schwere Krankheit stürzte und an den Rand des Todes brachte und für dessen baldige Genesung nicht der Biververband wohl aber Deutschland und Österreich ihre Gebete vereinigen, das tollgewordene und tollkühne Italien, das sich mit soviel Bramarbasieren in den Krieg stürzte und schreit: haltet mich, haltet mich, sonst geschieht ein Unglück, und das nun gnädig für ein paar Milliarden fünfprozentiger Anleihe an England seine Zölle verpfänden darf, die Versuche Englands, die Schweiz, Holland und Schweden handelspolitisch zu vergewaltigen. Wer das mit ansieht, und schließlich werden doch nicht alle Völker blind sein, für den sollte die Frage mit oder gegen England bereits entschieden sein, ehe sie gestellt ist. Je mehr die Waffen unserer Feinde versagen, um so mehr und heftiger kämpfen sie mit dem Dolch der Lüge, mit dem Knebel der Bestechung. Aber ehrlich währt am längsten, und Deutschland-Österreich wird dem unehelichen Feind in die Parade fahren, daß ihm künftig die Lust zu dergleichen Handeln vergehen wird. Das ist nicht Ruhmredigkeit, das ist, geboren aus dem guten Gewissen, aus der Liebe zum Vaterland, dem Vertrauen zu seiner Kraft, unseres und des verbündeten Volkes Meinung und feste Zuversicht. Von ihr getragen werden unsere Heerführer, deren Namen aus dem Dunkel der Schlachten tagtäglich aufleuchten, von Sieg zu Sieg schreiten. Gott helfe ihnen!

Przemyśl. Von Hans Caspar von Zobeltitz.

1.
Du fiellst und standest auf! Das sei ein Zeichen
Für unsere Feinde, wie wir kämpfen können,
Daß wir die Toten selbst nicht ihnen gönnen,
Daß wenn wir fallen, kämpfen unsere Leichen.

3.
So nimm denn unsern Dank, Du, die in Not
Und wieder dann in Freude wir gesehen,
Ob der wir hell gejauchzt und heiß geweint.

2.
Und wenn sie uns auch einmal überrennen,
So werden wir doch niemals rückwärts weichen,
Und niemals werden sie den Herd erreichen,
Wo unserer Heimatliebe Feuer brennen.

4.
Sei jetzt ein Dorn im Fleisch für unsern Feind,
Wo, treu vereint schwarz-gelb und schwarz-weiß-rot,
Die echten deutschen Farben ob Dir wehen.



88

Gefangene Russen werden aus Przemyśl abgeführt. Phot. H. Senned.

88



88

Marktplatz in Strzyżów, das von der Armee Bismarck erobert wurde. Phot. Leipziger Presse-Büro.

88

Die ersten Grenzkämpfe im Kriege gegen Italien.

Als Italien unsern Verbündeten den Fehdehandschuh zuwarf, taten die Kriegsheer jenseit der Alpen so, als wäre die Befestigung der österreichischen Grenzlande ein militärischer Spaziergang: sobald Italien sein Schwert in die Wagschale würde, würde der Krieg so gut wie entschieden sein und mit der Vernichtung der verhassten Deutschen und Österreich-Ungarn endigen. Aber mit Gottes Hilfe ist bisher alles ganz anders gekommen.

Von der tollkühnen Kreuzfahrt der österreichisch-ungarischen Flotte an die italienische Küste, wo sie besonders in Venedig und Ancona ungeheuren Schaden anrichtete und außerdem auf hoher See ein stattliches Schiff der italienischen Flotte vernichtete, haben wir schon berichtet. Aber dabei blieb die von hohem Angriffsgeist besessene österreichisch-ungarische Flotte nicht stehen. Ihre Flieger belegten Bari, Brindisi, Mafetto und andere militärisch wichtige Städte mit Bomben, und leztlich gelang es so einem von ihnen, ein italienisches Kampfluftschiff abzuschießen. Torpedoboote und die prächtigen Unterseeboote beunruhigten wieder und immer wieder ihre Feinde und zwar in so hohem Grade, daß die Italiener selbst erklärten, Triest und Pola könnten nicht durch die italienische Flotte allein eingenommen werden, das italienische Landheer müsse sie umstellen und so zur Übergabe zwingen.

Auf sein Landheer setzte Italien überhaupt große Hoffnungen. Die Alpini und Bersaglieri, hoffte man, würden die österreichischen Truppen zu Paaren treiben. An den verschiedensten Stellen brachen sie denn auch über die österreichische Grenze. In Südtirol wurde besonders auf den Hochebenen zwischen Folgaria und La Barone heftig gekämpft; ebenso an der kärntnerischen Grenze im Raume von Karfeit. Freilich handelte es sich meist nur um Artillerie-Duelle, die ohne große Wirkung blieben. Selbst die in Südtirol mit großem Aufwande an schwerer

Geschützmunition erfolgte Beschießung der österreichischen Grenzsperrern blieb ohne Erfolg. Und das italienische Landheer? Und die „unwiderstehlichen“ Bersaglieri und Alpini, von denen ein italienischer Abgeordneter, der an die Front gegangen war, erzählte jeder einzelne sei ein tapferer Held als die Legionsoldaten des alten Roms? Der österreichisch-ungarische Heeresbericht sagt: „Wo feindliche Abteilungen ins Feuer kamen, flüchteten sie, so ein italienisches Infanterieregiment auf dem Plateau von Folgaria, mehrere Kompagnien bei Misurina und die von einer Offizierspatrouille von uns in Gradisca überfallenen Kavallerie- und Bersaglieriabteilungen.“

Die bedeutungsvollsten Kämpfe zwischen Italien und Österreich-Ungarn gingen bisher in der österreichischen Provinz Küstenland vor sich, und hier dürften auch die ersten Entscheidungen zu erwarten sein. Bei Karfeit und um den Südhang des Berges Krn wogte der Kampf schon von Anfang hin und her; die Ortschaft Krn war z. B. bereits einmal in Händen der Italiener, doch wurde sie ihnen in einem heftigen Ansturm der Österreicher wieder entzogen. Auch etwas weiter südlich ist es den Italienern gelungen, den Sponzo zu überschreiten, und bei Tolmein ist es zu heftigen Kämpfen gekommen. Im Tieflande noch weiter südlich dagegen haben die österreichisch-ungarischen Truppen



Das Kriegsgebiet am Sponzo.

die Sponzolinie halten können, denn Versuche der Italiener bei Sagrado und Goerz über den Fluß vorzudringen, konnten abgewiesen werden. Aber damit werden sich die Italiener nicht genügen lassen, Triest winkt ihnen als verheißungsvoller Siegespreis, und sie werden alles aufbieten, um neue und immer neue starke Kräfte gegen den Unterlauf des Sponzo heranzuschicken. So sind hier wohl heftige Kämpfe zu erwarten, die man auf unserer guten Kartenstizze genau verfolgen können.

Freiherr Conrad von Höhendorf.

Von Adam Müller-Gutenbrunn.

Es ist nun fast ein Jahr, daß in Sarajewo die Untat geschah, die zum Signal für diesen Weltkrieg wurde.

Der hochgemute, willensstarke Prinz, in dem sich die Zukunft Österreichs verkörperte und der uns ermordet worden ist, hatte seit langem an der Erneuerung unserer Armee gearbeitet; er hatte verdiente alte Herren von ihren erbgelassenen Plätzen rücken und so manche Empfindlichkeit verletzen müssen, um einem neuen Geschlecht von Führern Raum zu schaffen. Und zu denen, die er in die vorderste Reihe berief, zählte auch, der ihm ein Freund sein durfte, Conrad von Höhendorf, der heutige Chef des Generalstabs der österreichisch-ungarischen Armee.

Es ging schon lange die Sage von einem genialen, schneidigen Offizier dieses Namens in der Armee. Er hatte einige Schriften über taktische Probleme veröffentlicht und über die Ausbildung der Infanterie, diese Königin aller Waffen; auch über die Erfahrungen des deutsch-französischen Krieges und zuletzt über die des Burenkrieges ließ er sich als militärischer Schriftsteller kritisch aus, und die Leute vom Fach schätzten ihn im In- und Auslande hoch ein. Er hatte eine so elegante ästhetische Art, vom Krieg zu reden, daß er alle bestach, die ihm persönlich nahe kamen, nur nicht die, die ihn hätten hören sollen. Bei ihnen galt er als Idealist, als allzu kühner Neuerer.



Franz Freiherr Conrad von Höhendorf, Generalstabschef der österreichisch-ungarischen Armee.
Phot. Rudolf Joffe.

Und als Theoretiker. Und so kam er lange nicht auf den Platz, auf den das Ziel seines Lebens gerichtet war. Die einflußreichen Generale der Kavallerie fanden, er sei viel zu gelehrt.

Franz Freiherr Conrad von Höhendorn hat echtes Soldatenblut in den Adern; sein Beruf ward ihm zur Leidenschaft. Er wurde 1871, neunzehnjährig, als Leutnant ausgemustert und hatte den deutsch-französischen Krieg schon als Werbender miterlebt, beim sogenannten Okkupationsfeldzug in Bosnien stand er bereits im Generalstab und holte sich das Militärverdienstkreuz. Dann gab es eine lange Friedenszeit. Aber bei uns in Österreich fehlt es ja nie an Beunruhigungen, nie an Möglichkeiten, die die Phantasie und den Scharfsinn der Strategen beschäftigen mußten. Links lauerte das ewige Balkanproblem, rechts lag der italienische Bär, um den wir uns so behutlos herumdrückten, im Rücken drohte die russische Sphinx. Die Manöver im Südban waren immer auf den Balkan eingestellt, die in Galizien auf den neuen Mongolensturm aus dem Osten, die im Tirol auf den falschen Dreibundgenossen, dem wir niemals trauten. Und auf dem letztgenannten Schauplatz legte, so erzählt man in der Armee, der General Conrad von Höhendorn, beiläufig in seinem fünfzigsten Lebensjahr, den Grundstein zu seinem Ruf, zu seiner heutigen Stellung. Er führte die Nordarmee, er hatte Tirol zu verteidigen gegen einen angenommenen Einbruch der Italiener. Und er führte seine Armee so glänzend, er wehrte den Einbruch so erfolgreich, so gründlich ab, daß jenes Manöver mit der frohen Erkenntnis endete, Österreich-Ungarn habe wieder einen Feldherrn. Einige Zeit später (1906), wurde der Freiherr von Höhendorn, der mittlerweile Feldmarschallleutnant geworden war, zum Chef des Generalstabs ernannt. Man sagte, der Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand habe die Ernennung gegen mannigfache Widerstände durchgesetzt. Fünf Jahre war es ihm vergönnt, unangefochten auf diesem Posten zu stehen. Er reformierte den Generalstab an Haupt und Gliedern und war in allen seinen Maßnahmen durch den Thronfolger gedeckt, dem der greise Kaiser Franz Joseph die Fürsorge für die Armee übertragen hatte. Die jungen Offiziere schwärmten für Höhendorn und verbreiteten seinen Ruf im ganzen Lande. Dann kam eine Konfliktzeit; man munkelte, Italien sei äußerst nervös über so manche Maßnahme an seinen Grenzen, die auf Höhendorn zurückzuführen wäre. Man hielt ihn für die Seele der Wiener Kriegspartei. Es soll auch Mißverständnisse mit dem Thronfolger gegeben haben. Kurz, Höhendorn wurde 1911 seines Postens enthoben und zum Armeinspektor ernannt. Aber schon ein Jahr später, als der Balkankrieg ausbrach, berief man schleunigst den Mann wieder an die Spitze des Generalstabes, dem das Vertrauen der ganzen Armee gehörte.

Wir außenstehenden bürgerlichen Menschen wissen ja wenig von all den Anforderungen, die an einen Mann auf so ver-

antwortungsvollem Posten gestellt werden, wenig von den Reibungen, denen er ständig ausgesetzt sein mag, und den Sorgen, die auf ihm lasten. Auch seine Leistungen entziehen sich unserer Kenntnis. Aber es war all die Jahre her so wunderbar, welch eine wohlthätige Wirkung von dem Namen dieses Mannes ausging, eine heimliche Kraftquelle schien in ihm zu schlummern. Und als es ernst wurde, als der Krieg nicht mehr zu vermeiden war, da wußte die ganze Monarchie, daß unsere Armeeführer einen geistigen Führer hatten, auf den sie bauen durften. Die einzelnen Befehlshaber wurden während dieses Krieges immer erst genannt, wenn ein Erfolg sie krönte; Höhendorns Aufgabe kannten wir alle von Anbeginn, sein Name war in jedermanns Munde.

Und nun begab sich das merkwürdige und doch so natürliche Schauspiel, daß es von ihm stiller wurde, daß man seiner beinahe vergaß unter der Fülle von Namen, die sich durch Taten beim Publikum durchsetzten. Höhendorns vorbereitende Arbeit, seine übermenschliche Leistung blieb unsichtbar für den Laien, und er selbst machte nichts aus sich. Er empfing keine Männer von der Feder, er beantwortete zu Weihnachten und Ostern und Pfingsten keine Anfragen von Wiener Zeitungen über die Lage, er redete nicht, er arbeitete. So rundete sich sein Charakterbild in dieser großen Zeit zur Vollendung, und unser genialster Soldat gilt heute als unser bescheidenster. Was er, im Mittelpunkt alles Geschehens, an Nervenkraft verbrauchte in diesen zehn Monaten der Kriegsführung, was er, der als ein Stürmer, ein Draufgeher galt, in diesem langwierigen Kampfe gegen eine sich ständig erneuernde Übermacht an Entsagung, an innerer Anpassung, an Zähigkeit und Ausdauer aufzubringen und seinem Temperament abzurufen hatte, das wissen nur wenige. Aber die Tage der Ernte sind auch für ihn jetzt gekommen, die gewaltige galizische Durchbruchschlacht, für die der Chef des deutschen Generalstabs ihm die deutschen Bundeinheiten bewilligte, die er für nötig hielt, hat seine Stirne mit dem Lorbeer des strategischen Genies gekrönt.

Auch menschlich ist Conrad von Höhendorn uns in diesem Kriege wert geworden. Gleich in den ersten Schlachten verlor er einen Sohn, und bald darauf wurde auch sein zweiter verwundet. Nur aus einem überquellenden Dankbrief, den er auf eine Beileidskundgebung hin geschrieben, haben wir von seinem namenlosen Vaterschmerz erfahren. Seine zähe Widerstandskraft, sein stählerner Wille blieben ungebeugt durch persönliches Leid.

Jetzt beginnt der Krieg auf dem heißen Boden, der unserem Generalstabschef ganz besonders vertraut ist. Der Glaube an Conrad von Höhendorn, der sich bisher so berechtigt erwies, wird auch von den Italienern kaum erschüttert werden. Wir sind der Vorsehung dankbar, die uns diesen Mann geschenkt hat. —



Aus meinem Kriegsbilderbuch. Von Hans Weber.



XIV. Gott in Frankreich.

Vor dem Kriege hätte ich nicht gewagt, öffentlich von Gott oder ihn betreffenden Dingen und Vorkommnissen zu sprechen. Das war entweder Sache der Theologen oder es galt als innerste, eigenste Angelegenheit, mit der man sich nicht gern aufdrängte. Denn wir waren bis zur äußersten Stufe der Toleranz gediehen: bis zur lächelnden Nachsicht mit den „Gläubigen“.

Das wurde mit einem Schlage anders, als am 1. August 1914 Millionen und Millionen deutsche Männer aller Bekenntnisse, vom Kaiser an bis zum geringsten Musketier, das Koppel um ihre Hüften schnallten, auf dessen Bronzeshloß „Gott mit uns“ steht.

Da konnte in einem einzigen Augenblick das unbegreifliche Wunder geschehen, daß plötzlich alle Kirchen und Dome des Reiches zu eng und klein waren; daß auf allen Plätzen unter dem blauen Sonnenhimmel das Volk zusammenströmte, nicht um eine Predigt zu hören oder einen Prediger, sondern um mit Tausenden zusammensein und der Fülle in der Brust, die fast die Rippen zerprengte, freien Lauf geben zu können: „Gott mit uns“.

Sie waren alle vom Bekenntnisdrang getrieben. Ohne Ruf und Aufforderung scharten sie sich zusammen, irgendeiner stand auf und sprach mit ein paar Flammenworten aus, was in allen loberte, und dann brach's immer und immer wieder aus ihnen von der lauen Beschaulichkeit befreiten Seelen hervor: „Ein' feste Burg! . . . Ein' feste Burg! . . .“

Jemand, der dabei gestanden und das mit angesehen, aber nicht mit gefühlt hätte, der hätte meinen können: sie kommen von der Not getrieben und von der Angst vor der ungeheuren Gefahr, die über ihnen droht. Und das wäre menschlich wohl begreiflich gewesen. Wer in jenen Tagen vor den Globus trat und das Fleckchen Deutschland auf der Riesenkugel besah, der konnte vernunftgemäß zu keiner anderen Rechnung kommen als: hoffnungslos. Das wußten wir auch

ganz gut und haben von Anfang an gewiß nicht darüber gespöttelt, daß wir der Übermacht der ganzen Welt unterliegen könnten. Wir haben offene Augen gehabt und die Gefahr gesehen, so groß sie nur war, — aber Angst? Nein, die hat in Deutschland keiner gehabt. Je mehr sich von Tag zu Tag die Feinde gegen uns häuften, desto trostlicher lachten wir. In Berlin trugen die Buben vor den ausrückenden Truppen große Schilder an Stangen her: „Hier werden noch Kriegserklärungen angenommen“. Tagtäglich wurden wir von neuem belogen und betrogen von den Mächten der Erde, verraten und verkauft wie niemals in der Weltgeschichte je vorher ein Volk, — und dennoch: wir lachten froh und trostlich über das ganze Weltgesindel hin, stellten uns zusammen, falteten kindgläubig die Hände über'm Koppelschloß und freuten uns furchtlos: „Gott mit uns!“

Manchmal erschauerten wir vor ihm in andächtiger Furcht, wenn die Nebel vor unseren Blicken zerrissen und wir sahen, wie Gott die Völker rings umher mit Bahnhöfen und Blindheit schlug. Aber es war eine Furcht, die uns nur um so fester mit ihm zusammenband. Wir fühlten's mit greifbarer Deutlichkeit: wir sind sein Schwert im Weltgericht.

Niemals seit Jahrhunderten hatte Deutschland so in gährender Unklarheit über Gott gestanden, — da kam der Tag des Krieges, und Streit und Zweifel fielen von uns ab. Es war gegenstandslos geworden, über Sein oder Nichtsein dessen zu unterhandeln, der zum Greifen deutlich da stand. Trennungsgrenzen, die in alle Ewigkeit unaustilgbar schienen, verblaßten mit diesem Tage vor dem einen, urplötzlich und urgewaltig wiedergeborenen Bekenntnis: „Gott mit uns.“

So wundervoll und neu und groß das alles in Deutschland war, stärker noch und tiefer und packender wurde es, als wir mit unserem „großen Allierten“ über die Grenzen der Feinde hinüberzogen. Das hätte sich Frankreich gewiß nicht träumen lassen, daß seine verlassenen Gotteshäuser noch ein-

mal vom ehernen Choralgesang der deutschen Musketiere widerhallen würden. Zu meinen tiefsten Eindrücken gehört das Erlebnis einer kleinen, unvorhergesehenen Abendmahlsfeier in einer Dorfkirche um Mitternacht.

Es war noch in den ersten Monaten des Krieges; wir saßen noch nicht in fester Stellung, sondern wurden an der Front hin- und hergeschoben und eingeschachtelt, wo es gerade nottat. Schützengrabengefechte bei Tag und Geschwindmärsche bei stockdunkler Nacht ohne Weg und Steg über Stoppeln und Rübenäcker, das war damals so unsere Ordnung.

Eines Nachts hielten wir zu kurzer Rast in einem winzigen Dörfchen, dessen armelige Lehmhütten von Bewohnern ganz verlassen und von unseren Truppen noch nicht besetzt waren. Zum Quartiernehmen war keine Zeit, auf dem freien Raum vor der kleinen Ziegelsteinkirche machten wir Halt, setzten die Gewehre zusammen, legten die Tornister ab und aßen und tranken im Stehen, was wir gerade bei uns hatten. Kaum drei Kilometer vor uns lag die Front, wir hörten das harte Tacken der Gewehrshülsen, das Surren und Säusen und trachende Aufschlagen der Artilleriegeschosse und sahen die Lichtfugeln aufsteigen und in der schwarzen Höhe stehen bleiben, blaue und rote und weiße, mit denen die Gegner einander beleuchteten. Wie wir so standen und der Musik des Krieges zuhörten, die uns schon so vertraut, fast möcht' ich sagen: schon so lieb geworden war, — da tauchten auf einmal irgendwo in nächster Nähe ganz feine, singende Klänge auf und woben eine goldfadenartige Melodie in den rauhen Lärm des Konzertes dort weit vor uns. Wir ließen die Hände sinken und lauschten. Es war ein Choral, der aus der Kirche kam. Einer aus der Kompanie hatte drinnen ein Harmonium entdeckt und spielte. Und nun begann ein sonderbarer Kirchgang. Erst waren's zwei, dann drei, vier, immer mehr und mehr, die in der kleinen Pforte verschwanden — und schließlich war der ganze Platz leer geworden, und im Gotteshäuschen, das kaum größer war wie eine Bauernscheune, saßen und standen die feldgrauen Männer zusammengedrängt, als wären sie zu wunder welcher Feier eingeladen. Manche hatten Kerzen bei sich und zündeten sie

an, andere ließen ihre elektrischen Taschenlampen leuchten, ein märchenhaftes Helldunkel in der kleinen, kühlen, buntbebilderten Halle. Der Harmoniumspieler griff ein Lied, das jeder kannte: „Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten . . .“, und alle sangen mit. Dann, als der dritte Vers verklang, stand jemand am Altar und las. Einen Psalm. . . „Der du die Menschen lässest sterben und sprichst: Kommt wieder, Menschenkinder, . . . tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist und wie eine Nachtwache . . .“ Und draußen brummt und trachten die Geschütze. Wir wußten nicht, wer der Mann war und ob er kraft eines Amtes dort stand und las. Ob Priester oder Laie, was lag daran, was fragten wir zu dieser Stunde danach. Er war, was wir alle waren: Soldat. — Ich sah nur, wie die Leute sich alle schrittweise gegen den Altar hinschoben und von dort nach beiden Seiten wieder abtraten: der Mann, der vorher den Psalm gelesen hatte, teilte das Abendmahl aus. Er hatte eine bauchige Rotweinflasche, einen Aluminiumtrinkbecher und ein halbes Kommissbrot zur Hand und teilte jedem, der herantrat, das Abendmahl zu: „ . . . das ist mein Leib . . . das ist mein Blut . . .“

Die das Sakrament empfangen hatten, löschten ihr Licht und verließen die Kirche. Draußen nahmen wir Gepäc und Gewehr wieder auf und „ohne Tritt marsch!“ ging's weiter, ins Dunkel hinein, über Stoppeln und Sturzäcker. . . .

Ich habe viele Kriegsgottesdienste miterlebt, die wir in Frankreichs Kirchen und auf Frankreichs Feldern hielten, oft unmittelbar unter den Kanonen des Feindes. Es war immer ein gewaltiger Eindruck und eine starke, frohmachende Herzenserquickung, hier auf dem Boden des offiziellen Atheismus mitten unter der großen deutschen Volksgemeinde zu stehen und selbst einer der zahllosen feldgrauen Beter vor Gott zu sein, die mit ehrfürchtig gezogenem Helm, mit leuchtenden Augen und lauter Stimme die „gute Wehr und Waffen“ priesen, zu der sie sich ertoren fühlen. Den Feind und den Tod vor uns, den Himmel über uns und in der tiefsten Seele den stahlfesten Glauben, das Schwert in der Hand des Weltlenkers zu sein, — so haben wir Gottesdienste in Frankreich gehalten, die niemals aus der Erinnerung zu tilgen sind.



Vom Kriegsschauplatz in Kurland.



Eine der überraschendsten Operationen in diesem Kriege war Hindenburgs Vormarsch über Szawle nach Rußland hinein und die Eroberung des russischen Kriegshafens Libau, den die Russen jetzt plötzlich als offene und strategisch völlig gleichgültige Stadt erklären. Aber unser Hindenburg muß dem Platz doch eine ziemliche Bedeutung beimessen, und er wird

sicher besser als die russischen Heerführer wissen, wozu er ihn braucht und was er wert ist. Jedenfalls ist dem Laien etwa soviel verständlich, daß der Besitz dieses Hafens eine wesentliche Erleichterung für die Operationen unserer Flotte in der Ostsee ist, wenn auch über deren eigentliche Ziele nur sehr wenig verlautet. Wenn man wollte, könnte man in diesem



Stabsoffiziere beobachten von einer Düne aus die Beschießung Libaus durch unsere Flotte. Hofphot. Kählewindt phot.





88

Proviantkolonne auf dem Vormarsch nach Libau. Hofphot. Kühlewindt phot.

88

Vorstoß an der Küste, der zuerst sehr schnelle Fortschritte machte, seitdem sich aber verlangsamte, wahrscheinlich weil das besetzte Gebiet durch Feldbefestigungen erst gesichert werden mußte, sogar eine Bedrohung Petersburgs sehen, selbst auf die Gefahr hin, für einen Phantasten gehalten zu werden. Jedenfalls aber haben wir in diesen von uns bisher in Besitz genommenen Landstrichen ein Pfand gegen Rußland in der Hand, wenn beim Friedensschluß die zerrütteten Finanzen des Zarenreiches verfallen. Daß das große Rußland, das zu

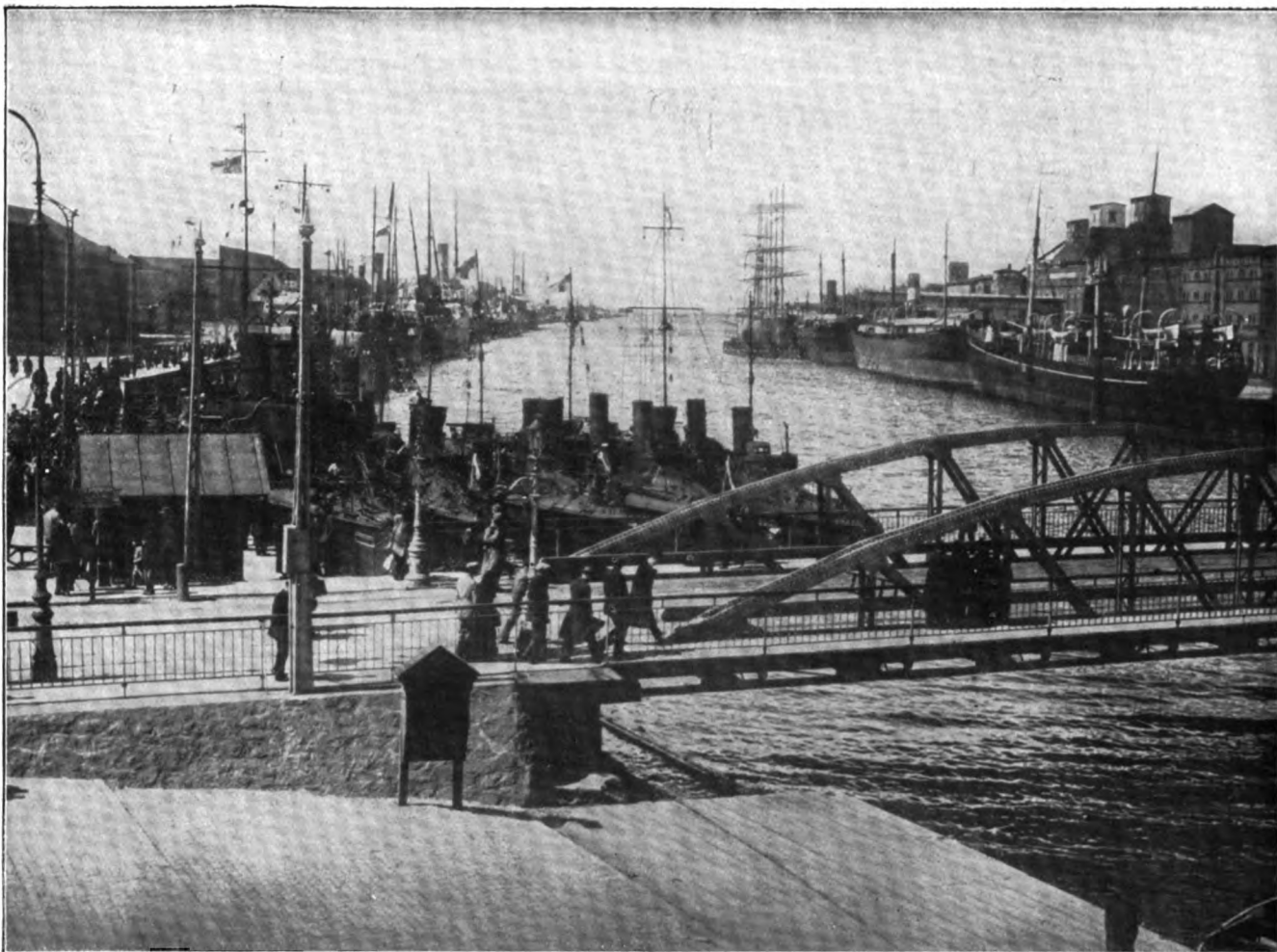
Beginn des Krieges prahlte, seine Heeresmassen nach Deutschland hineinzuwälzen, um in Berlin mit den Franzosen sich die Hände zu reichen, es nicht einmal zu verhindern vermochte, daß ohne erheblichen Widerstand unsere Truppen Hunderte von Kilometern vorstoßen und dann sich festsetzen konnten, daß der Libauer Hafen ungehindert von einem Eingreifen der russischen Flotte unseren Schiffen dienen kann, das alles ist bezeichnend für das Maß von Erschöpfung, von der das Reich trotz seiner gewaltigen Hilfsmittel befallen ist. Alle seine



88

Maschinengewehrkompanie rückt durch das Stranddorf Stare nach Libau vor. Hofphot. Kühlewindt phot.

88



Der Stadthafen von Libau, hinter der Brücke eine deutsche Torpedobootsflottille. Hofphot. Kühlewindt phot.

Kräfte sind in der immer noch wütenden Schlacht in Galizien gebunden; hier hat es alles eingesetzt, was es an Truppen besitz, auch die Bosphorusarmee und Truppen aus der Mandschurei und Wladiwostok, und es mag richtig sein, was ein Militärkritiker sagte: daß man den russischen Reserven auf den Grund sehe. Und so besteht ein ursächlicher Zusammenhang zwischen unserer fortschreitenden Besetzung Kurlands

und dem Fortschreiten der galizischen Schlacht. Eilen dort unten die russischen Massen der Aufreibung entgegen, richten wir uns im Norden an der See immer fester ein. Man hört nur wenig von diesem Kriegsschauplatz, aber es ist dort außerordentlich interessant. Er wird uns eines Tages vielleicht eine ähnliche freudige Ueberraschung bringen wie seiner Zeit der Durchbruch am Dunajec.



Im Zeppelin über der Nordsee.



Leichte Nebel brauen über der See. Erst als die Sonne höher steigt, lösen sich die Schleier. Hier und da blinken die Wogen der Nordsee herauf in mattem Silber. Nur wenige hundert Meter hängen wir drüber. Windschnell geht die Fahrt. Wir haben einen leichten Ost im Rücken. Da ist gut vorwärts kommen. Drunten werden die Farben immer satter; an Bord legt sich, wenn auch noch weit voraus bei dem Stand der Sonne, unser eigener Schatten düster über die Wellen; jede Wendung des Schiffes macht er mit. An seiner Form läßt sich genau unser Kurs verfolgen.

Die See ist leer. Nur fern im Osten lastet so was wie Land. Vor uns gedehnte Fernen. Kaum setzt die Kimmung deutlich sichtbar vom Himmel ab. In den Weiten steht noch der Dunst. Ins gleichförmige Wogen da unten spritzen hier und dort weiße Kämme. Immer mehr schäumen auf. Unregelmäßig. Blinkweiß und leuchtend.

Von West nach Ost ziehen sie eilends vorüber; wir stehen scheinbar still. Hinter uns, schräg oben, kreisen die Propeller mit lautem, tönendem Summen, das nur noch vom Knattern des Motors der vorderen Gondel ab und zu übertönt wird. Unsere Stimmen verklingen wie Tritte in Plüsch. Durch die zahlreichen Fenster des Auslugs am Bug beherrscht das Auge rings den Horizont und die ganze See bis über den Fußpunkt nach achtern hin; nach oben zu springt der Schiffskörper breit ausladend vor und nimmt die Sicht. Starr und steif steht das Gefänge, nur die Außenhaut schlägt bei jeder leisen Wendung Falten, wenn die Luft, die zur Kühllhaltung der Gaszellen dient und von der Spitze her sich pfeifend durch die Luftschächte preßt, im Augenblick der Wendung sich erst neu auf die Lage einstellen muß. Um die Schraubenflügel zittert jede Linie, so gackeln es die gepfeiften Wellen der Luft dem Auge vor. Und wenn die Sonnenstrahlen die Propeller streifen, so blizt es auf wie eine blanke Stahlscheibe in flimmerndem Rund.

Unser Schatten voraus rückt immer näher zu uns heran: die Sonne steigt höher und höher. Und drunten wechseln die Farben, die Schatten in den Wellentälern schwinden mehr und mehr. Aber häufiger noch als vorhin quellen die gischenden Kämme auf. Treibeis steht ähnlich aus, bloß fehlt ihm das wechselnde Kommen und Schwinden. —

— Schon seit einiger Zeit wachsen über den Nordhorizont zwei niedrige Rauchschwaden, darunter schlanke schwarze Schiffskörper. Für einen Augenblick nur deutlich sichtbar gegen den Himmel. Dann quellen sie über den Rand und treiben der Tiefe zu, die zu unsern Füßen zu wogen scheint. Nun sehen wir nichts mehr als Bugwelle und Rauch. Und erst allmählich kommen sie unserm Fußpunkt so nah, daß die Aussicht so stark wird, daß wir deutlich zwei unserer eigenen Boote erkennen; Hochseetorpedoboote, Schwesterfahrer.

Wir sinken. Inzwischen haben längst die Funken gesprochen. Unser Kapitän weiß schon ganz genau, was es von denen zu wissen gibt. Bereits hängen wir sehr tief, die Boote an Steuerbord haben die Fahrt gestoppt. Von der Brücke des vordersten winken die Flaggen, irgendwoher achtern bei uns kommt die Antwort. Dann schwillt der Ton der Propeller wie eine Kreissirene heulend an. „Achtung . . . Anstieg: 500 Meter!“ Die Boote unter uns schrumpfen zusammen, je größer der Horizont beim Steigen wird. Wir sehen noch, wie die Bugwellen beim neuen Gang der Maschinen plötzlich aufschäumen und der Rauch gedrängt aus den Schloten quillt, dann nimmt uns die Gondel hinter uns die Sicht . . . Die Höhensteuer sind angezogen. . . „500 Meter. Geradeaus!“ Die Schraubenflügel rasen mit der größten Umdrehungszahl. Ein feines Beben läuft durchs ganze Schiff. „Kurs halten!“ . . . Heiß! Windschnell gen Westen!

Die Sonne zieht Wasser. Schon ist's kein klares Licht mehr, das uns trifft. Unser Schatten nimmt an Tiefe merklich ab. Der ganze Osthimmel überzieht sich nach und nach. Von

der See sind alle leuchtenden Farben geschwunden. Grüngrau und schmutzig wogt die Flut. Nur die weißen Köpfe blieben. Doch den Glanz haben sie verloren, nirgends blitzen mehr frohe Sonnenspiegelungen zu uns empor.

„Steuerbord voraus ein Dampfer!“ meldet der Mann am Auslug. Vorderhand ist davon nicht mehr zu sehen, als eine starke Trübung des Horizontes an einer Stelle im Nordwesten. Nach zehn Minuten erkennen wir schon mit dem Glas die norwegische Flagge. Aber das will ja nichts heißen. Also hinunter.

„400 Meter Fall!“ Nach einer Weile hängen wir schräg in Steuerbord über dem Norweger. Absichtlich zwischen ihm und der Sonne. Aber der Kerl ist harmlos. Tatsächlich ein Norweger. Und keine Konterbande. Neutraler Anlaufhafen. Wir glauben's ihm. Auch der Fall wäre erledigt. —

Die Zeit vergeht, und wir kreuzen von Süd zu West zu Nord. Längst ist der gemächliche Norweger unter den Südhorizont gesunken. Rings breitet sich wieder die Ode der See. Wir frühstücken umschichtig. —

Da winkt mich hastig der Mann am Auslug zu sich heran. Im Westen, hart am Wogenrand, taucht gerade ein winziges dunkles Etwas über dem Horizont auf uns zu. Bugwelle und Rauch nicht sichtbar. Ein treibendes Boot? Ein sinkendes Boot? Auch das Glas läßt nichts Genaueres erkennen, so hat sich das Wetter verdichtet. „Und da an Backbord!“ Noch so ein Ding. Schon taucht in der Richtung des ersten ein drittes über den Horizont. . . . Wir greifen zum Fernsprecher, aber auch mittschiffs müssen sie es schon bemerkt haben. Uns zuvor kommt die Weisung: „Steilanstieg!“

Nun schrägt sich der Boden, doch wir sind es gewohnt; für eine Weile fällt der Horizont, als sänte er in unendliche Tiefen. Erst als wir wieder wagerecht hängen, taucht er wie eine Riesenwelle neu empor. „Stopp!“ 1200 Meter zeigt der Höhenmesser. Das Geräusch der Propeller schwillt ab und verstummt. Die Motore laufen leer. Wir hängen vor dem Wind und treiben, nachdem die Eigenbewegung vererbt ist, langsam nach Westen.

Die Aussicht, die sich immer mehr vergrößert, je näher wir herantreiben, zeigt uns deutlich langgestreckte Schiffskörper, vom Wasser zu drei Vierteln überflutet. Ächtern ein milchiger Strudel, von schlagenden Schrauben emporgeworfen, der noch eine Strecke weit das Kielwasser, wenn auch nur schwach sichtbar, zeichnet. Unterseeboote! Eine Halbflotte. Und zweifelsohne Engländer. Schon das ist bezeichnend, daß sie keine Flagge zeigen, denn sie müssen uns lange gesichtet haben. Aber auch den letzten Zweifel behebt die Form, die wir jetzt, wo wir lotrecht über den Booten hängen, deutlich gegen die dunkle Meerestiefe sich abheben sehen.

Also ran! Mit wildem Geheul schwingen die Propeller wieder an, und während die letzten Vorbereitungen zum Kampf geschehen, gleitet unser Zeppelin in flacher Spirale tiefer und hängt in gleichem Kurs wie der Feind. Der zeigt nun die englische Flagge. Wir sehen, wie die Boote unten auseinanderhaften, um so viel Seitenstellung zu gewinnen, daß sie den Angriff erwidern können. Zweifellos haben sie Geschütze. Aber das Führerboot lassen wir nicht los. Es macht lobenswerte Anstrengungen, uns zu entziehen, schert bald nach Backbord, bald nach Steuerbord. . . . hilft ihm alles nichts. Wir fahren jetzt West-Ost und haben etwas Gegenwind. Doch der erleichtert es uns nur, dieselbe Fahrt zu machen wie das Boot unter uns. Für unsere Begriffe kriecht es ja nur, mit seinen vierzehn Knoten Höchstgeschwindigkeit an unsern fünfzig gemessen. Jetzt gibt er gar „äußerste Kraft zurück“. Hilft nichts, können wir auch. Wären wir allein, so wäre es belustigend, dieses Spiel: der reine flüssige Wüstenritt.

Aber die andern Boote haben mittlerweile klar zum Gefecht gemacht. Nun heben sie die Nasen immer höher aus der See. Wie das Ged über Wasser ist, fliegen die Türnedel auf, wir sehen durchs Glas, wie sie ein plummes Gewehr herausreichen, das verzweifelte Ähnlichkeit hat mit der Abbildung, die ich erst neulich von dem neuen englischen Maschinengewehr gegen Luftfahrzeuge sah. Obwohl der Seegang nicht bedeutend sein kann, scheint er doch den kleinen Booten, die wegen ihrer Schmalheit leicht Schlingergelüste bekommen, recht unbequem zu werden; die Mannschaften zeigen Neigung zu Balanzierungsübungen, so wie sie der Luke entstiegen sind. Bis jetzt ist nicht anders, als wie wir's schon hundert Mal erlebt haben; so lange wir so hoch schweben, hat kein Gedanke Raum, der von Gefahr redete für uns. Unsere Lage hier oben hat etwas Objektives. Aber je tiefer wir hinuntergehen, um so persönlicher wird sie. Unsere Maschinengewehre fangen langsam an zu sprechen. Man hört es kaum im lauten Surren der Propeller. Aber ich sehe, wie drunten ein Mann plötzlich in die Knie sinkt und sich schwer überlegt; er wird ins Bootsinnere gezogen. Wenn man nur alle gleichzeitigen Vorgänge auch gleichzeitig erfassen könnte! Betisch, betisch. . . . brrettisch, klingts vom Laufgang her, in dem unsere Gewehre stehen. Immer noch senkt sich unsere Spitze. Unmerklich langsam.

Jetzt schwingen drunten aus den Lufen die Geschütze hoch auf ihren Verschwindlafetten, unsichtbare Hände reichen Granaten aus den gähnend dunklen Lufen herauf. . . . Die anderen Boote sind noch nicht ganz so weit. . . . Der Kapitän ruft mich nach achteln. Jetzt sind wir in der Feuerzone. Im Gang draußen pfeift die Luft kalt und scharf. Ist kein Mailüfterl. Hinter der vorderen Gondel stehen die Leute fertig zum Bombenwurf. Aber bis jetzt ist kein Befehl da. Friedlich liegen die Dinger nebeneinander. Gekannt verfolgt alles die Vorgänge unter uns. Da!

„Achtung“. . . . Mit einem Ruck steigt plötzlich das ganze Schiff. Ich muß bei der unerwarteten Bewegung mit beiden Händen einen Halt greifen. Mitten im Laufgang. Dann zum nächsten Fenster! Da wo wir eben noch hingen, plakten zwei Schrapnells der Ballonabwehrkanonen; vorzüglich gezielt. Nur die plöbliche Ballastabgabe rettete uns vor Havarie. Noch augenblickslang steht der Geschößqualm wie ein Wattenbausch unter uns, bis er im Wind zerflattert. Jetzt wird es kritischer. Ein Manöver folgt dem andern. Unablässig zwingen wir den Gegner die Schußentfernung zu wechseln. Die Bewegungen des Schiffes sind rudweis und hart. Gewehrgeschosse schlagen öfters ein, aber die tun nicht viel. Der Hülle erst garnichts. Aber im Führerstand hats einen Kameraden ein bißel geritzt, der darf nun zusehen. Ich springe für ihn ein und weiß bald kaum, wo mir der Kopf steht, so jagen sich jetzt die Befehle. Von Hebel zu Hebel tasten die Hände. Weh, wenn sie einen falschen greifen! Siedend heiß überkommt mich das Gefühl der Verantwortung. Ich sehe nur noch die Apparate, höre nur noch die eine Stimme, die mir befiehlt.

Nur mein Unterbewußtsein nimmt Vorgänge wahr, die von drunten herauf greifen und uns zum Ziel haben. Wie durch eine Wand bin ich getrennt von dem Krachen da draußen, das oft bedenklich nah sein muß in seinen Bruchstücken. . . . Dazwischen durchzuckt mich wohl manchmal, wenn das Schiff schwankend sein Gleichgewicht sucht, der Gedanke: jetzt fuhr eine Bombe hinab. Aber ich kann nichts wahrnehmen von dem, was sie anrichtet. Vor mir stehen die Apparate und hinter mir der Kapitän. Und die Befehle jagen sich. . . .

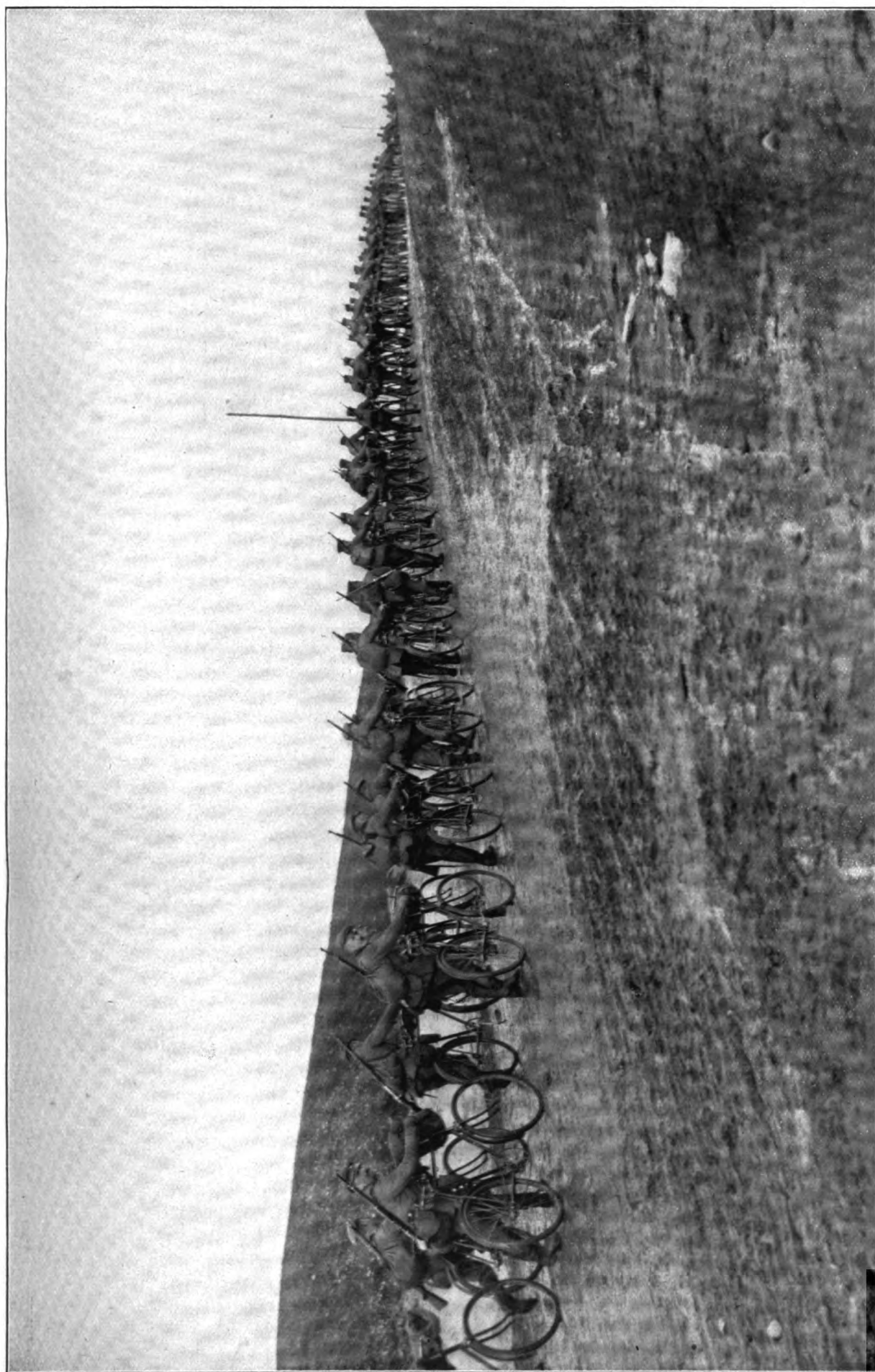
Da kommt der Kamerad wieder, um die Stirn künftgerecht eine weiße Binde. Und der Kapitän ist froh, daß er wieder kommt. Aber ich auch. Denn ganz beherrschen kann doch jeder nur seine eigne Arbeit. Und für die allerdings ist er verantwortlich. Wie ich durch den Laufgang zurückhafte zu meinem Posten, sehe ich auch, daß manche von den Bomben fehlt. Doch erst eine traf. Streifte das eine Boot, das in Steuerbord hinter uns dreinhinkt und nur noch mit langen Zwischenräumen sein Geschütz löst. Während ich im engen Gang nach vorn eile, senkt sich der Boden plötzlich so stark, daß ich unversehens fast zum Sitzen komme. Selbst als ich den Auslug wieder betrete, hat die Bewegung nicht aufgehört. Jetzt starkes Schwanken, und, während das Schiff noch im Pendeln ist, ein neuer mächtiger Stoß in entgegengesetzter Richtung. Eine Luftwelle reißt uns nach oben, und, alles andre übertönend, donnert die Explosion der eben geworfenen Bombe zu uns herauf. . . . Also war sie ein Treffer! . . . Noch grade sehen wir, wie drunten eine Riesenfontäne in sich zusammenstürzt, aus der geborstene Schiffstrümmen weit ab ins Meer fliegen und gelberd versinken, da entzieht uns eine Wolke von Feuer und Qualm jede Sicht. . . .

Fast im gleichen Augenblick stoppt der Feind das Feuer. Auch bei uns sehen die Maschinen aus. Unheimlich wirkt die plöbliche Stille. Alles fiert nach unten. Wie sich der Qualm verzieht, ist die See leer. Mit Mann und Maus versackte das feindliche Boot. Wenige dunkle Körper treiben regungslos auf dem Wasser. Die andern Boote zeigen nur noch ihre Periskope, so ist ihnen der Schrecken in die Glieder gefahren. Leider hat sich auch das im Anfang getroffene Boot noch unter Wasser vertriehen können. Das eine freilich ist drunter und kommt nie mehr drüber. Als wir wieder Tiefensteuer geben, schwerten die Schatten in der Tiefe sofort nach Westen zu. Selbst die Sehrohre sind eingezogen. Das war das letzte, was man von ihnen sah.

Wir gehen so tief hinunter wie möglich und können mit den Gläsern sogar die Züge der vier erkennen, die in Schwimmwesten etwas seitlich der Stelle treiben, an der das Boot sank. Da gibts nichts mehr zu retten. Die nahm der Tod in seinen Arm. . . . der von uns kam. Töten ist unsre schwerste Pflicht! . . .

Langsam steigt der Bug unseres Schiffes; hell hebt er sich gegen die dunklen Wollen. Mechanisch folgt mein Blick dem Stiff des Höhenmessers 400 500 650 da blizt das Glas auf. . . . ringsum eine Flut von Gold. . . . So brach sie zuletzt wieder durch, die Sonne, die früh uns verheißend gegrüßt. Schnell weitet sich die Blänte im Westen. Noch liegen die Wasser trüb wie der Tod. Aber wir fliegen dahin im Äther, sonnenumglutet heimwärts, gen Osten.

Uns voraus mit Gedankeninschnelle sprechende Funten. Die erzählen schon in der Heimat, wie die „Drüber“ und „Drunter“ die Waffen gekreuzt. Zum ersten Mal. Und wer unterlegen.



Radschwer-Kompagnie eines deutschen Jägerbataillons in Rußland. phot. E. Benninghoven.

Triefst, die Spitze des deutschen Schwertes. Von Alfred Geiser, Generalsekretär des Vereins für das Deutschtum im Auslande.

Nun hat Deutschland auch seine letzte unglückliche Liebe begraben! Nach Frankreich und England nun auch Italien, das Land uralter deutscher Sehnsuchtsträume, das von uns wie kein anderes mit der ganzen Inbrunst geliebt worden ist, die den Nordländer hindrängt zu den sonnigen Gestaden des Südländes, das für ihn gleichzeitig die unerschöpfliche Fülle der geistigen und künstlerischen Schätze einer alten Kulturwelt birgt, als deren Erben und tiefgläubigen Verehrer das Volk Lessings und Goethes sich immer bekannt hat. Nun haben die feilen Römerentel selbst in ruchloser Schamlosigkeit die Nachtheit ihrer erpresserischen Ländergier vor aller Welt enthüllt, uns deutschen Träumern die Binde von den Augen gerissen. Seit Monaten bereits wußten wir, daß unser „Bundesgenosse“, der uns seine nationale Existenz nicht weniger wie seine Großmachtsstellung und die Anfänge seines Kolonialreiches zu danken hat, in seiner Bundestreue wankend geworden war. Wir sahen, wie die „wohlwollende Neutralität“, hinter die er sich bei Kriegsausbruch zurückgezogen hatte, sich immer mehr in eine übelwollende wandelte, wir sahen, wie der russische Rubel und der englische Sovereign in der großen italienischen Presse herrschten und diese als Einpeitscher für eine nationalistische Stimmung benutzten, die sich immer mehr zur Herrin der Straßen und Plätze der italienischen Großstädte machte. Aber wir glaubten, daß der König und seine verantwortlichen Berater die Kraft und vor allem den ehrlichen Willen hätten, dieser künstlich aufgepeitschten Volksströmung zu widerstehen, die nach der Befreiung der „unerlösten“ italienischen Volksteile im Habsburger Reiche schrie, während sie das Gedächtnis für die unerlösten Brüder im saronischen Stammlande des eigenen Königshauses, im französischen Nizza und auf Korsika und im englischen Malta völlig verloren hatte. Einzig der Glaube an diesen ehrlichen Willen der leitenden Männer Italiens hat uns und unseren treuen Verbündeten bewogen, in Verhandlungen einzutreten, deren letztes Ergebnis die außerordentlichen Zugeständnisse waren, die Österreichs ehrwürdiger Kaiser blutenden Herzens, aber um seinen geliebten Völkern und dem ihm in Nibelungentreue verbundenen Deutschen Reiche weitere Todesopfer zu sparen, Italien als Preis für dauernde und ehrliche Neutralität anbot. Dieses Angebot war so groß und schwerwiegend, daß im deutschen Reichstage auch die ältesten Parlamentarier vor Staunen und Erregung von ihren Sitzen emporgerissen wurden, als der deutsche Reichskanzler seine Einzelheiten zum ersten Male bekanntgab und erklärte, daß das Deutsche Reich gegenüber Italien die Bürgschaft hätte übernehmen wollen! Warum Italiens Regierung diese beispiellos glänzenden Anerbietungen nicht angenommen hat, denen gegenüber es keine weitere Pflicht übernahm als die, das Blut seines eigenen Volkes zu schonen, wird vorläufig ein Rätsel bleiben, wenn man auch heute schon die Zusammenhänge dunkel zu ahnen vermag. Inzwischen hat das italienische Grünbuch den Beweis erbracht, daß der ehrliche Wille zur Verständigung auf der anderen Seite offenbar von vornherein fehlte. Am 8. April stellte nach ihm der Minister des Auswärtigen, Sonnino, der Sohn eines Livorneser Juden und einer englisch-levantinischen Mutter, an Österreich folgende Forderungen:

1. Abtretung Südtirols mit allen zum alten Königreich Italien im Jahre 1811 gehörigen Gebieten.
2. Abtretung von Ost-Friaul, Malborget, Plesso, Tolmino, Gradisca, Görz, Monfalcone, Cosmons, Nabresina.
3. Triefst, Capodistria, Pirano und die Inseln Lissa, Lesina,

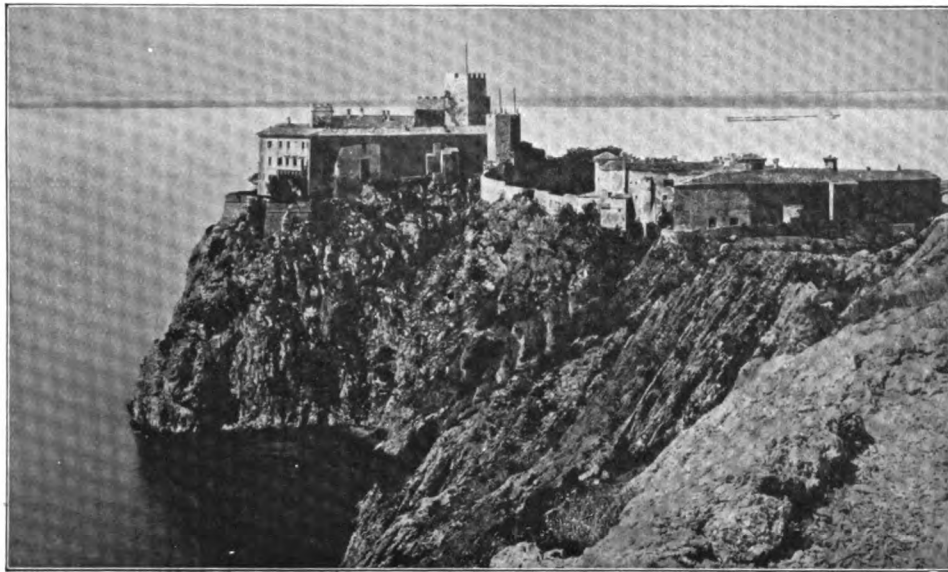
Curzota und Lejosta werden ein von Österreich unabhängiger Staat.

4. Desinteressent Österreich-Ungarns in Albanien und Anerkennung der italienischen Herrschaft in Balona.

Diese Forderungen sind nichts als eine ungeheuerliche Unverschämtheit. Italien hatte es wohl nur der damals noch ungeklärten militärischen Lage im Osten zu danken, daß auf sie hin Österreich die Verhandlungen nicht sofort abgebrochen hat. Heute hat Italien selbst seine Sache dem Schwerte anheimgegeben, und wir vertrauen, daß an ihm das alte Bibelwort wahr werden wird: „Wer das Schwert nimmt, der soll durch das Schwert umkommen.“

Für uns, die wir selbstverständlich auch in diesem Falle unserem österreichischen Kampfgenossen die Bundestreue wahren, ist es von hohem Wert, daß Italien selbst uns Gelegenheit gegeben hat, die Ziele seines Ehrgeizes bis in ihre letzten Winkel kennen zu lernen. Diese Erkenntnis belehrt uns darüber, daß Italien uns nicht nur ein treubruchiger Bundesgenosse gewesen ist, sondern in seinem letzten Willen unserm Volke wie unserem Staate ein Todfeind. Diese Todfeindschaft

befindet sich in seinem Streben nach Triefst. Die selbständige Staatsform, die es für Triefst, Istrien und die Dalmatiner Inseln fordert, ist denn doch ein gar zu fadenscheiniges Mäntelchen, das es seiner nackten Gier nach diesem adriatischen Küstengebiet umgehängt hat. Selbstverständlich würde und sollte dieser Staat völlig unter italienischer Obhut und in italienischer Dienstbarkeit leben. Wer aber auf sol-



Triefst: Kastell Duino. Phot. Stengel & Co., Dresden.

chem Wege Triefst losreißen will von einem Staate, der so eng und unverbrüchlich und dem Deutschen Reiche so organisch in Stammesbrüderschaft verbunden ist wie das Habsburger Reich, der greift mit verwegener Hand an die Lebensinteressen unseres Deutschen Reiches und Volks, und für den gibt es keine andere Antwort als den schmetternden Hieb des deutschen Schwertes, als dessen Spitze kein Geringerer als Fürst Bismarck gerade Triefst bezeichnet hat.

Triefst bedeutet für das deutsche Volk wie für das Deutsche Reich den freien Zugang zum Mittelmeere und damit den freien Weg zum Orient. In diesem einen kurzen Satz ist die Lebensbedeutung Triefsts für uns unerschütterlich verankert. Triefst in Österreichs Händen gibt uns die Möglichkeit, das wichtigste aller Binnenmeere, das heute noch wie vor Jahrtausenden den Brennpunkt der bedeutsamsten, weltwirtschaftlichen Interessen bildet, zu erreichen, unabhängig von Englands Kanallotte und den Geschützen der Felsenfestung Gibraltar. Triefst ist der natürlich gegebene Endpunkt der deutschen Wanderungs- und Siedlungsbewegung, die schon in den Zeiten des Karolingerreiches von den Bajuwarenherzögen eingeleitet, die lebendige Verbindung des deutschen Volkes mit dem Mittelmeere anstrebte und über deren Etappenstraße hin deutscher Handel, deutsche Sprache und deutsche Kultur ihren Einfluß nach dessen östlichen und südlichen Uferländern hin ausdehnten. Kärnten, Steiermark, das Herzogtum Krain, die alte Grafschaft Görz und das Markgrafenamt Friaul waren die Etappen auf diesem Wege. Wohl gelang es nur, das geschlossene deutsche Gebiet bis in den Süden der grünen Steiermark vorzuschieben, wohl drängten sich in Zeiten deutschen Niederganges die Winden oder Slawen zwischen die deutschen Grenzmarken und die Küste der Adria, aber auch in diesen Zeiten blieben als Stützpunkte des deutschen Vormarsches nach Süden die deutschen Sprachinseln erhalten: die deutschen Städte Marburg und Cilly in Süddeutschland, die deutsche Grafschaft Gottschee im Herzogtum Krain



88

Triest: Die Giuseppina-Mole. Phot. Stengel & Co., Dresden.

88

und die deutschen Minderheiten in den Städten Laibach, Goerz und Triest, die, wenn auch ziffernmäßig weit hinter der slowenischen oder italienischen Bevölkerung zurückstehend, doch durch ihre überragende Kultur und Wirtschaftskraft für das Emporblühen dieser Städte von größter Bedeutung waren. Gerade in der neuesten Zeit hat eine erfolgreich einsetzende deutsche Siedlungsarbeit begonnen, die deutsche Volkstrait über die geschlossenen Sprachgrenzgebiete hinaus nach Süden vorzuschieben, um zunächst die große Marburger Sprachinsel mit dem deutschen Festlande zu verschmelzen und von dort aus die anderen Punkte als Brückenpfeiler zu benutzen, über die hinweg sie die feste deutsche Volksbrücke zur Adria führen will, deren Brückenkopf wiederum Triest bildet. Gleichzeitig haben die modernen Verkehrswege und Mittel dieser Stadt einen so außerordentlichen Zuwachs an Menschen und Wirtschaftskraft gebracht, daß sie, die noch gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Kleinbürgerstädtchen von etwa 6000 Einwohnern war, heute deren über 220000 zählt. Diesen Wirtschaftsaufschwung verdankt Triest zunächst dem Ausbau der

Semmeringbahn, durch die es mit dem Herzen des österreichischen Staates, mit Wien und den industriereichen Südbotenländern verbunden wurde. Den letzten und gewaltigsten Antriebs für seine Entwicklung brachte der Bau der Tauern- und Karawankenbahn. Sie ist nicht nur eine der schönsten, landschaftlich und technisch interessantesten Schienenlinien Europas, sie ist gleichzeitig wirtschaftlich von allergrößter Bedeutung, weil sie die schnellste und kürzeste Verbindung zwischen dem Deutschen Reich und dem Mittelmeer darstellt.

So bildet Triest nicht nur für das verbündete Österreich, sondern auch für unser Reich selbst das Ausfallstor in die außerordentlich aufnahmefähigen Wirtschaftsgebiete des Mittelmeeres und zu den fast unbegrenzten Entwicklungsmöglichkeiten eröffnenden kleinasiatischen Gebieten der befreundeten und verbündeten Türkei. Mit der Fertigstellung der Bagdad-Bahn unter deutscher Führung wachsen diese Möglichkeiten hinaus

bis zum Persischen Golf und greifen damit unmittelbar hinein in die wichtigste Interessensphäre unseres britischen Weltwirtschaftsgegners, in den Indischen Ozean. Sie schaffen uns eine Wirtschaftstrasse, für die weder die Sperre von Gibraltar noch die Durchfahrt des Suez-Kanals, selbst wenn sie in englischen Händen bleiben sollten, noch von Belang sein werden.

Die Deutschen und Deutsch-Österreicher bilden in der Stadt selbst zwar nur eine kleine Minderheit von etwa 12000 Köpfen, aber ihr Einfluß im Wirtschaftsleben der Stadt ist sehr erheblich und dürfte hinter den 75 Prozent Italienern kaum zurückstehen, während die 20 Prozent Slowenen überhaupt nicht ins Gewicht fallen. Überall in den Hauptstraßen Triests treten uns deutsche Firmenschilder entgegen. Ich konnte von meinem Gasthofzimmer im Hotel Wolpiß aus allein deren 14 zählen. Die Deutschen haben ein blühendes Vereinsleben, das sich in dem schönen Saale und Garten des Hauses des deutschen Turnvereins „Eintracht“ zusammenandrängt. Eine deutsche Triester Zeitung vertritt mannhaft und unabhängig den deutschen Volksgedanken. — Die Stadt selbst bietet das Durchschnittsbild moderner

Hafenstädte ohne wesentliche bedeutungsvolle geschichtliche Baudenkmäler. Man sieht ihr auf Schritt und Tritt an, daß sie sich erst in jüngster Zeit von der Kleinstadt zum Welthafenentwickelt hat. Die breiten Granitplatten der Pflasterung in den Straßen und auf den Plätzen, die Vorliebe, beim Anstrich der gewaltigen, vielstöckigen Quadrate der Miethäuser neben



88

Aquileja: Kanalbrücke. Phot. Stengel & Co., Dresden.

88

Weiß hellleuchtende Farben wie hellblau und rosa zu verwenden, kennzeichnen den vorherrschend italienischen Charakter. An eigentlichen Sehenswürdigkeiten besitzt die Stadt außer dem in seinen Anfängen bis auf das 6. Jahrhundert zurückgehenden hochgelegenen Dom von San Giusto nichts Wesentliches. Dagegen sind die drei mächtigen Häfen und der Canale Grande mit ihrem lebhaften Schiffsverkehr sowie auch die Schiffswerften und sonstigen technischen Anlagen des Österreichischen Lloyd und des Stabilimento tecnico außerordentlich sehenswert. Im Straßenleben Triests spielt

die Sartorella, die Schwester der Pariser Midinette, das kleine Lauf- und Geschäftsmädel, eine große Rolle. Immer truppweise beisammen, aber niemals in männlicher Begleitung, beleben sie überall das Straßenbild, da die verschiedenen Industrien Triests, vor allem aber auch das Kaffee-, Reis- und Südfucht-Geschäft, sehr viele weibliche Arbeitskräfte benutzen.

Unvergleichlich schön ist das Gesamtbild der Stadt sowohl vom Meere aus, wie sie sich vor den Augen des Einfahrenden in stolzen Terrassen an den Hängen des Karstgebirges emportürmt, in weiten Bogen die Häfen umfassend, an deren nördlichem Flügel in Zypressen und Lorbeer gebettet das weißschimmernde Schloß Miramar wie ein Meeresmädelchen zwischen dem strahlend blauen Himmel und der fast noch tiefer leuchtenden Bläue der Adria wogen schwimmt. Vielleicht noch eindrucksvoller ist der Blick auf Stadt und Hafen, der sich dem Reisenden erschließt, wenn ihn der Fußweg über die kahle Felsküste des von Regen und Borastürmen



Grado: Stefanie-Straße. Phot. Stengel & Co., Dresden.

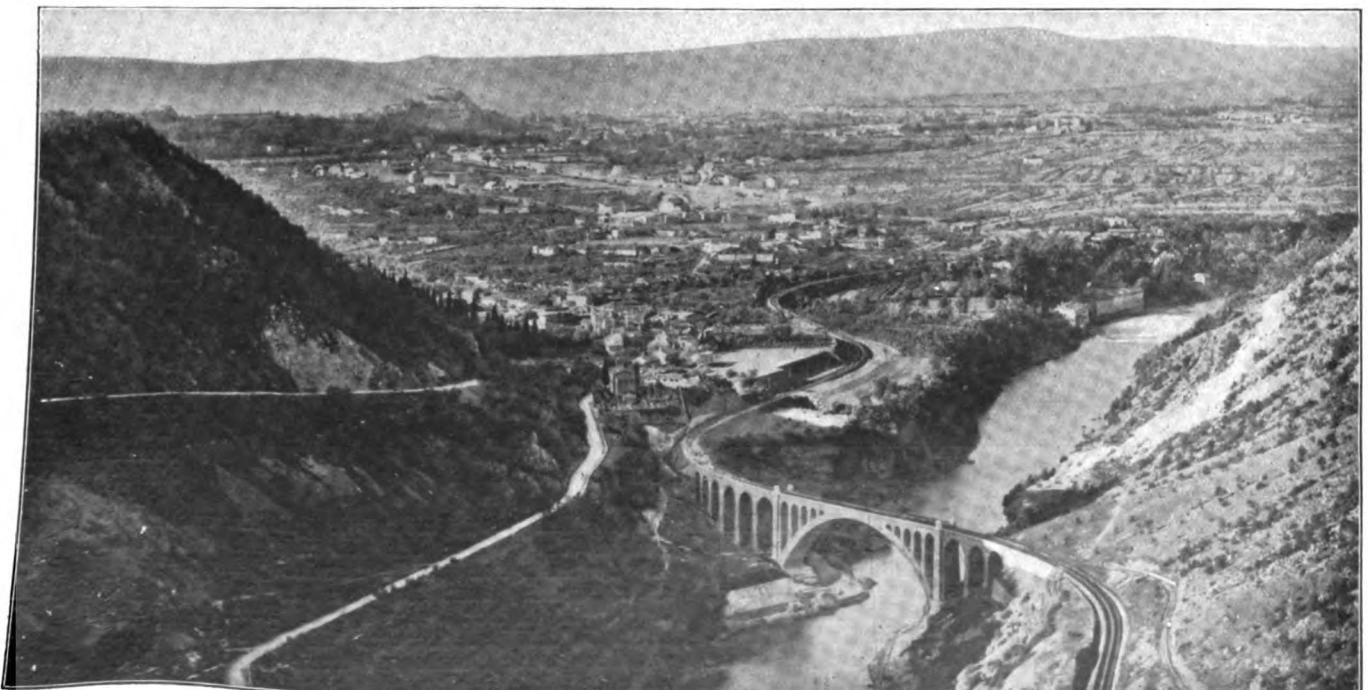
gerwetterten Karstgebirges hinübergeführt hat und er nach einer letzten Biegung mit einem Schlage die weite blaue Adria und die an den Berghängen emporstehende weißschimmernde Stadt unter sich ausgebreitet sieht, und weit in der Ferne wie ein dunkler Schattenstrich das flache Uferjumpsland verdimmt, an dem die traurigen Reste Aquilejas von einer großen und glanzvollen geschichtlichen Vergangenheit träumen, deren Erbe Venedig und neuerdings in steigendem Wachstum Triest geworden sind.

Welchen Anspruch hat Italien auf dieses herrliche Stück Land und diese blühende Stadt? Gewiß, das alte Lagersum wurde schon 120 Jahre vor Christi Geburt durch Römerkraft gegründet; aber solange wie es den Römerknechten gehörte, ein Besitz der stolzen Seefürstin Venedig war, vegetierte es kümmerlich. Es wurde ihm nicht erlaubt, groß zu werden. Nun steht es seit dem Jahre 1882 unter dem Schutze des habsburgischen Adlers. Alles, was es heute ist und be-

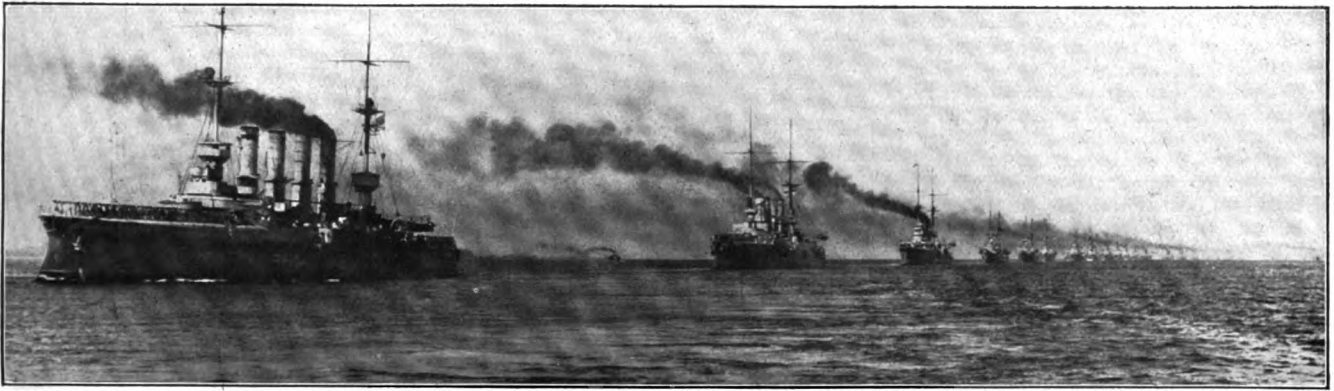
deutet, dankt es Österreich und vor allem deutscher Wirtschaftstüchtigkeit und Unternehmungskraft aus den beiden verbündeten Reichen. Gewiß, italienisch ist die Sprache der Mehrheit seiner Bevölkerung geblieben, wie dies auch an der ganzen istrischen und Dalmatiner Küste herab wenigstens bis vor wenigen Jahrzehnten der Fall war. Aber soweit nicht reichsitalienische Volkselemente in neuer Zeit der ausblühenden Stadt sich zugewandt haben, ist die Urbewölkerung dieser Gebiete südslawischer Rasse und Art, die in vergangenen Zeiten die Sprache ihrer italienischen Herren übernommen hat.

Blind und verrannt wie die gegenwärtige Kriegspolitik Italiens ist auch der Irredentismus derjenigen italienischen Minderheit in Triest, die „Erlösung vom österreichischen Joch“ und die Heimholung ins italienische Mutterhaus ersehnt. Diese Heimholung dürfte für die Stadt eine Heimfuchung werden, von der sie sich kaum wieder erholen würde. Triest ohne das österreichische und deutsche Hinterland, von al-

len seinen Verbindungen nach rückwärts durch eine feindliche Zollschranke abgeschlossen, Triest als italienischer Konkurrenzhafen gegenüber Venedig und Genua wäre zum Absterben bestimmt. Eine italienische Universität aber in Triests Mauern, wie Österreich sie bewilligen und das Deutsche Reich sie verbürgen wollte, würde die unversiegbare Quelle dieses selbstmörderischen Irredentismus geworden sein. Ich gestehe offen, daß ich Italiens Ablehnung des von Österreich ihm Gebotenen mit tiefster Freude als eine Erlösung von schwerer nationaler Sorge für unseres deutschen Volkes Zukunft in seiner wichtigsten Südmart begrüßt habe. Wenn heute unsere Söhne und Brüder auch gegen den verbrecherischen Treubruch des Bundesgenossen von ehemals ins Feld ziehen müssen, so sollen sie wissen: sie kämpfen, sterben und siegen nicht nur, um schimpflichen Verrat zu strafen: es gilt auch dort im Süden unseres Deutschen Reiches und Volkes, unseres deutschen Handels- und Gewerbefleißes Erhaltung und größere Zukunft!



Görz, im Vorbergrunde die große Salkanobrücke. Phot. Stengel & Co., Dresden.



Deutsche Schlachtschiffe in Gefechtslinie. Phot. Möller, Danzig.

Seeherrschaft? Von Graf E. Reventlow.

Im letzten Drittel des Monats Mai hat die englische Flotte vor den Dardanellen vier Schlachtschiffe verloren: eines durch den kühnen Angriff eines Torpedobootes, die anderen, und zwar im Laufe von zwei Tagen, durch Torpedos deutscher Unterseeboote. Zwei dieser Schiffe „Triumph“ und „Majestic“ sanken sofort, während das dritte, der „Agamemnon“, noch bis zur Küste der naheliegenden kleinen Insel Imbros geschleppt werden konnte. Wie das türkische Hauptquartier wenige Tage nachher berichtete, zog die verbündete englisch-französische Flotte darauf ihre großen Schiffe von der Einfahrt der Dardanellenenge und aus den Küstengewässern der Halbinsel Gallipoli zurück. Ob diese Zurückziehung dauernd sein wird, steht im Augenblicke, wo diese Zeilen niedergeschrieben werden, dahin. Wenn sie es sein sollte, so würden damit die auf Gallipoli gelandeten englisch-französischen Mannschaften des ihnen so nötigen Rückhaltes der Schiffsgeschütze beraubt sein.

Die deutschen Unterseeboote im Mittelländischen Meere und vor den Dardanellen — das ist eine neue Erscheinung dieses Seekrieges, die zugleich weltgeschichtliche Bedeutung und bei unseren Gegnern, soweit sie zur See fahren, Beunruhigung und Aufsehen erregt hat. Als vor einigen Monaten Gerüchte umliefen: deutsche Unterseeboote seien im Atlantischen Ozean, dann bei Gibraltar und dann in den Gewässern des Mittelländischen Meeres gesehen worden, verzeichnete die feindliche Presse das Gerücht wohl, aber man hatte den Eindruck, daß sie nicht recht an die Wirklichkeit, ja nicht einmal an die Wahrscheinlichkeit der Tatsache glaube. Andere ebenso ungläubig behandelte Gerüchte sprachen davon, daß deutsche Unterseeboote in zerlegtem Zustande über Land nach österreichischen Adriahäfen gebracht worden wären. Wir können unseren Feinden die Entscheidung und Wahl überlassen, welchen Weg der deutschen Unterseeboote nach den Dardanellen sie annehmen wollen. Auf alle Fälle hat der Verlust der Schlachtschiffe, „Triumph“, „Majestic“ und „Agamemnon“, ihnen jeden Zweifel daran genommen, daß die deutschen Boote gesund und tatenlustig an den historischen Meerengen angelangt sind. In diesem Ereignis liegt eine große Bedeutung, besonders wenn wir es im Zusammenhange mit dem Wirken der Unterseeboote in den nordeuropäischen Gewässern vergleichen. Dort sind die Unterseeboote schon nach den ersten Kriegsmonaten Ursache geworden, daß der Kern der großbritannischen Schlachtflotte, also alle modernen Kampfschiffe mit ihrem umfangreichen Zubehör von Kreuzern usw. sich aus den Nordseegewässern zurückgezogen haben, teils nach der ostschottischen, teils nach der westschottischen und irischen Küste. Nur zuweilen machen Teile dieser Flotte, meist die am schnellsten fahrenden, Kreuzfahrten durch die äußeren Teile der Nordsee. Die anfänglichen Pläne der großbritannischen Seekriegsführung sind ohne Zweifel wesentlich anders gewesen. Die Admiralität wird von vornherein weder die von deutschen Torpedobooten, noch die von Unterseebooten und Minen drohende Gefahr verkannt haben, aber man glaubte nicht, daß vor allem die Macht des Unterseebootes so weit reichen würde. Die britische Admiralität dürfte den Gedanken gehegt haben, daß die britische Hauptflotte, auf die Häfen der englischen Ostküste gestützt, sicher gute Gelegenheiten haben würde, um nicht nur gegen die deutsche Nordseeflotte vernichtend vorzustößen, sondern auch in die Ostsee einzudringen. Daß hieraus und aus anderen Plänen nichts geworden ist, muß in erster Linie der Tätigkeit der deutschen Unterseeboote zugeschrieben werden. Die stärkste Flotte der Welt sieht sich so in eine merkwürdige und weder politisch noch militärisch angenehme Lage hineingedrängt. Man tut der britischen Admiralität und den englischen Admiralen Unrecht, wenn man ihnen Verzagtsein oder gar Furcht unterstellt. Als Empfindung ist die sicherlich vorhanden. Wohl aber wird die Strategie der großbritannischen Flotte von dem Gedanken geleitet, nur in dem Augenblicke loszuschlagen, — soweit es wenigstens die Verhältnisse gestatten — wenn man sicher sein könne, die deutsche Hauptflotte

ohne allzu großes Wagnis zu vernichten. Es ist nicht nur eine militärische, sondern eine hochpolitische Frage für Großbritannien, mit wieviel Schiffen seine Flotte aus einem solchen Entscheidungskampfe und gar aus dem Kriege überhaupt hervorgehen werde. Denn von der Größe dieses Restes würde die Stellung und das Ansehen und das Gewicht seiner Macht abhängen, in Europa sowohl wie in der ganzen Welt. Das ist die Schicksalsfrage, die gewissermaßen als Hypothese auf jeder Erwägung und auf jedem Plane der verantwortlichen britischen Marinestrategen liegt und lastet.

Das ist es aber nicht allein. Durch die unterseeische Kriegsführung Deutschlands wird noch ein anderer, annähernd unschätzbarer britischer Wert tief berührt und in Frage gestellt: die Seeherrschaft. Die großbritannischen Fachleute, Politiker und Historiker umschreiben den Begriff der Seebeherrschung ungefähr dahin: man beherrscht die See, insofern man sie mit Kriegs- und Handelsschiffen oder Truppentransporten ungestört und ungefährdet befahren kann und der Feind außerstande ist, solche Gefahren oder Störungen zu verursachen. Solange dieser Zustand nicht besteht, kann von einer Seeherrschaft im Sinne des Begriffes auch nicht die Rede sein. Daraus geht hervor, daß die See nur dann beherrscht wird, wenn alle Kriegsschiffe und alle Kriegsmittel des Feindes vernichtet worden sind oder dauernd in den feindlichen Häfen eingeschlossen liegen.

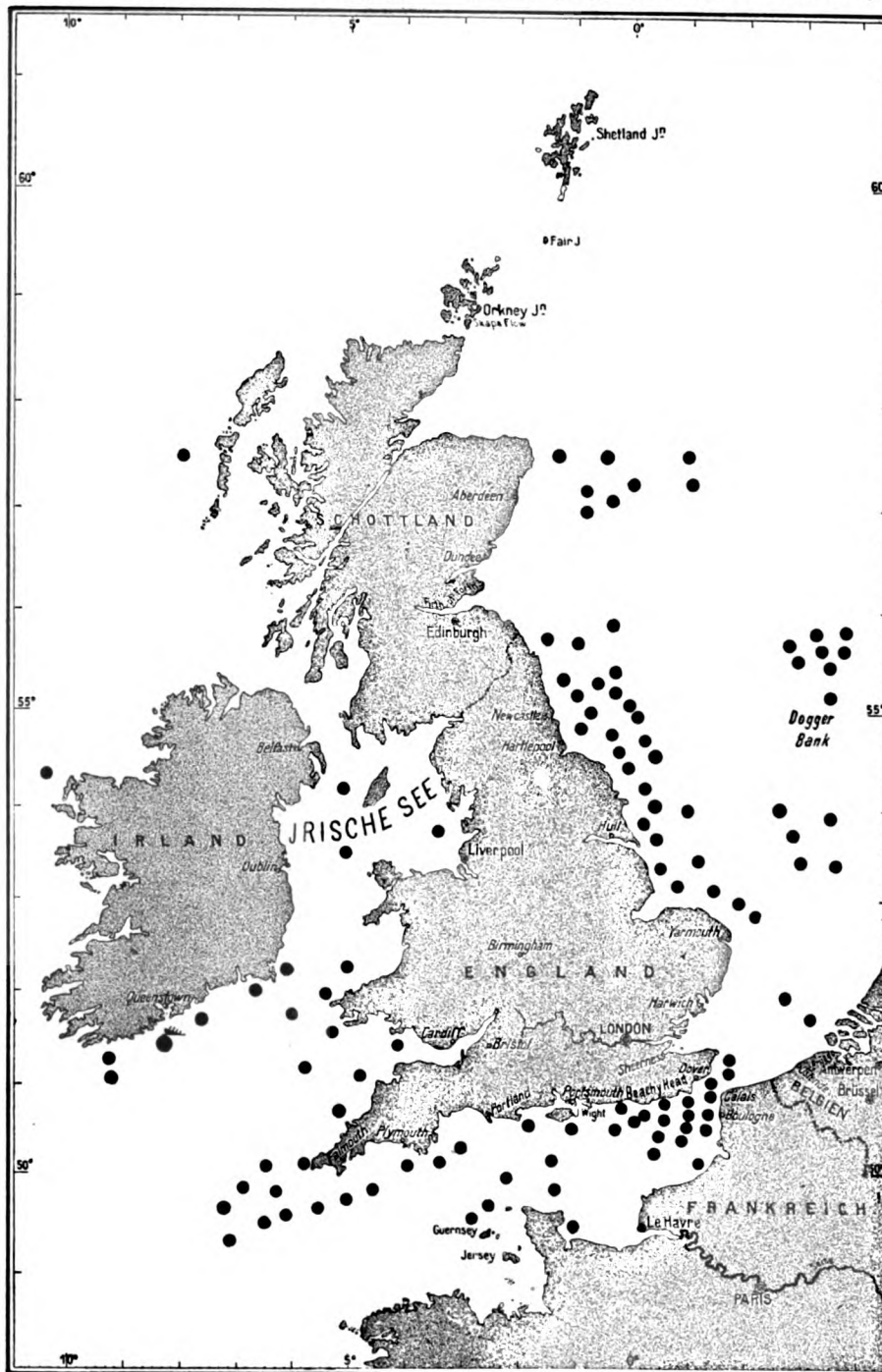
Die Anwendung dieser Erklärung des Begriffes der Seeherrschaft auf den gegenwärtigen Krieg zeigt zunächst, daß die Gewässer der Ostsee annähernd uneingeschränkt von der deutschen Flotte beherrscht werden, denn nicht nur ihre Kriegsschiffe fahren hier ungehindert, wohin sie wollen, sondern auch der Ostseehandel nimmt unter dem Schutze der deutschen Flotte ungehindert seinen Fortgang. Freilich, sobald die, wie es heißt, in der Ostsee befindlichen englischen Unterseeboote Erfolge deutschen Kriegsschiffen gegenüber erzielt haben würden, wäre vor der Vernichtung dieser Unterseeboote von einer vollkommenen deutschen Seebeherrschung nicht die Rede. Was den Stand der Dinge in der Nordsee anlangt, so kann hier von einer sicheren und ungehinderten freien Bewegungsmöglichkeit der britischen Flotte ebenso wenig gesprochen werden, wie von einer solchen großbritannischer Handelsschiffe. Andererseits wäre es falsch, wollte man behaupten, daß die großbritannische Kriegsflotte nicht in der Lage sei, in irgend einem Augenblicke in der deutschen Bucht der Nordsee oder an einem sonstigen Punkte dieses Gewässers zu erscheinen, und Teile von ihr haben, wie gesagt, verschiedentlich von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht. Die Schiffe oder Verbände nehmen aber dann die Gefahr auf sich, durch deutsche Unterseeboote und Minen Beschädigungen und Verluste zu erleiden. Diese Gefahr wird, wie die Erfahrung der vergangenen zehn Monate zeigt, als so hoch betrachtet, daß man nur gelegentliche Vorstöße in die Nordsee macht, im übrigen sich aber mit der Hauptflotte an den nordöstlichen oder westlichen Küsten der großbritannischen Inseln hält. Schon aus diesem Grunde kann von einer Beherrschung der Nordsee durch Großbritannien nicht die Rede sein. Auf anderem Wege wird der Beweis hierfür durch die Erfahrungstatsache geliefert, daß nicht nur die deutschen Unterseeboote die Nordsee durchqueren und, sei es durch den südlichen, sei es durch den nördlichen Ausgang ihren Weg in den Ozean finden, auch die Zufahrten nach englischen Häfen unsicher machen, daß nicht nur deutsche Minen nach wie vor vor großbritannischen Häfen gelegt werden, sondern daß auch die deutsche Hochseeflotte, so bald und so oft ihre Führer es für zweckmäßig halten, die Nordsee befährt und sogar an den englischen Küsten erscheint. Selbstverständlich setzt die deutsche Flotte sich während solcher Unternehmungen, ebenso wie die englische einem Risiko aus, und zwar ist dieses Risiko unter Umständen erheblich höher, insofern die englische Flotte erheblich stärker ist, wenn es ihr in einem solchen Falle gelingen sollte, vollständig und gesam-

melt zur Stelle zu sein. — Man sieht, daß der moderne Minenrieg und vor allem das Unterseeboot den Begriff der Seebeherrschung stark verdunkelt, zum mindesten ihm seine frühere Einfachheit genommen haben. Das Unterseeboot freilich kann die Nordsee nicht beherrschen, denn es kann nicht verhindern, daß feindliche Kriegsschiffe sie befahren, sondern es vermag diesen nur gefährlich zu werden. Auch deshalb beherrscht das Unterseeboot die See mit ihren Ozeanzugängen nicht, weil es nicht zu verhindern vermag, daß die englischen

Kriegsschiffe im Vereine mit Minen die deutsche Handelschiffahrt und überhaupt jede von ihnen nicht gewollte deutsche und neutrale Handelschiffahrt nach und aus der Nordsee unterbinden. Kehrt man dieses Verhältnis wieder um, so ergibt sich, daß auch die britische Ozeanbeherrschung keine vollständige mehr ist, denn der deutsche Unterseekrieg hat dem überseeischen Handel mit den großbritannischen Küsten die Betriebsicherheit genommen. In wie hohem Maße das geschieht, wird in der Hauptsache von der Menge und der Güte der für diese Aufgaben in Anspruch genommenen Unterseeboote und der Geschicklichkeit mit der sie geführt werden, abhängen. Erst nach Ende des Krieges wird es möglich sein hierüber, wenigstens bis zu einem gewissen Grade abschließend, zu urteilen. Darüber aber kann man sich keinem Zweifel mehr hingeben, daß das Unterseeboot am Fortbestehen des Begriffes der unbeschränkten Seeherrschaft schon erheblich genagt hat. Ob das Unterseeboot an sich einmal die See

wird beherrschen können, ist eine Frage, die sich heute auch nicht vermutungsweise beantworten läßt. Bis jetzt hat es sich auf die in erheblichem Maße erfolgreiche Verneinung einer absoluten Seeherrschaft durch die Überwasserflotte beschränkt. Dabei ist zu bedenken, daß das Unterseeboot als eine neue Waffe, und besonders nachdem man in diesem Krieg gesehen hat, wie wirksam diese Waffe ist, über kurz oder lang militärische Abwehrerfindungen auf den Plan rufen wird, wie die Granate den Panzer, wie das Torpedoboot den elektrischen Scheinwerfer, die Schnelllanone und die große Steigerung der Geschwindigkeiten der Linienfahrzeuge und Kreuzer. Auch das Torpedoboot hat länger als ein Jahrzehnt als Waffe gegolten, gegen welche es „ein Gegenmittel nicht gab“. Ob es mit dem Unterseeboot ebenso sein wird, muß dahingestellt

bleiben, und es wäre ebenso gefährlich wie kurzfristig, auf diesem Gebiete Hoffnungen oder Befürchtungen als Zukunftstatsachen zu behaupten. Nach amerikanischen und englischen Zeitungsnachrichten hat man den Atlantik für Unterseeboote durch mächtige unter Wasser hängende Drahtnetze gesperrt; wir wissen nicht mit welchem Erfolge, aber es ist klar, daß der Feind mit Gegenmitteln arbeitet und alles daran setzt, um unsere Unterseeboote unwirksam zu machen. Aber es wird niemals möglich sein, breitere Meeresbereiche für Unterseeboote erfolgreich zu sperren. Außerdem steht technisch fest, daß das Unterseeboot der Zukunft an Fähigkeit, große Meeresstrecken mit hoher Schnelligkeit zu durchqueren, wachsen wird, und zwar wahrscheinlich sehr stark. Daraus ergibt sich, daß das Unterseeboot, ebenfalls in steigendem Maße, den Begriff der absoluten Seeherrschaft zernagen wird, nicht nur auf Binnenmeeren, sondern auch auf den Ozeanen und an ihren Küsten. Daß dieses Zukunftsunterseeboot aber selbst die See unbeschränkt wird beherrschen können, halte ich im allgemeinen für unwahrscheinlich. Nur unter gewissen Verhältnissen und Umständen könnte dieser Fall eintreten und zwar schon heute. Um ein Beispiel zu haben, kehren wir zu den türkischen Kriegsgewässern zurück. Hier haben die Schlachtschiffe den deutschen Unterseebooten weichen müssen und sich vorläufig in Häfen der ägäischen Inseln zurückgezogen, weil sie annehmen, dort unangreifbar zu sein. Man kann ohne Übertreibung im Augenblicke, wo diese Zeilen geschrieben werden, sagen, daß die deut-



Die Verluste der feindlichen Handelsmarine an der englischen Küste in der Zeit vom 18. Februar bis 18. Mai 1915. (Die Punkte geben an, wo die einzelnen Schiffe versenkt wurden; der Punkt südlich Queenstown bezeichnet die Stelle, wo die „Lusitania“ unterging.)

schon Unterseeboote jenen Meeresteil beherrschen. Wie lange, — das hängt davon ab, ob es leichten englischen Seestrekräften gelingt, die deutschen Fahrzeuge zu vernichten oder zu vernichten. Alles in allem: man steht noch mitten in dem großen Probleme. Dessen Lösung ist aber schon so weit vorgeschritten, daß die Welt erfahrungstatsächlich sieht: der großbritannischen Flotte ist es innerhalb von zehn Kriegsmontaten unmöglich gewesen, die Seeherrschaft zu erringen, unmöglich auch, sich den feindlichen Küsten mit erfolgreichen Operationen nahezuhalten, sobald dort Unterseeboote tätig sind. Nicht nur für die augenblicklichen militärischen und politischen Fragen, sondern für die schon jetzt weltgeschichtlich feststehende Erschütterung der britischen Ozeanbeherrschung sind diese Tatsachen von denkbar hoher Bedeutung.



Mit der Landwehr in Russisch-Polen. Von Hauptmann Erich Deetjen.

Es war am 12. Mai $\frac{1}{2}$ 2 Uhr, als festgestellt wurde, daß der Gegner den Schlüsselpunkt seiner Stellung, das Dorf Lopuschno vor unsrer Front geräumt und im Anschluß daran auch über die uns gegenüber liegenden Höhen den Rückzug nach Osten zu angetreten hatte. Noch um $\frac{1}{2}$ 2 hatten vorgeschickte Patrouillen heftiges Feuer aus Lopuschno erhalten; groß konnte der Vorsprung des Feindes also nicht sein, und es hieß eilen, den Russen an der Klinge bleiben. So ging's denn in viertägigen ununterbrochenen heftigen Kämpfen siegreich vorwärts. — Es war klar, daß der große Sieg der verbündeten Armeen in Galizien auch auf die hiesige russische Front nicht lange ohne Einfluß bleiben konnte. Beinahe fünf Monate lang hatten sich die Russen hier behauptet, nun aber mußten sie zurück, um eine Gefährdung ihrer Flanke von Süden her zu vermeiden. — Mit Hurra wurde in die gegnerische Stellung eingerückt, und in

nur mit dem Fernglas beobachten konnten: dort lag unsre Stellung, aus jenem Walde feuerte meine Batterie; hier russische Unterstände, Beobachtungsstellen; an jenem Abhang scheint eine Batterie gestanden zu haben. Manches Rätsel wurde gelöst, manche Frage ließ sich beantworten. Mit Genugtuung konnten wir feststellen, wie vorzüglich unsre Stellungen ausgebaut waren, wie nachdrücklich sie auf den Gegner wirkten mußten. — Nach langem, langem Stillliegen begann nun wieder der Bewegungskrieg, das Wanderleben, da man nur das Allernotwendigste bei sich hat, um den Vormarsch nicht aufzuhalten, die Bagagen weit hinter sich. — So eilig es der Feind hatte, ließ er trotzdem nicht von seiner alten Gewohnheit, mit Feuer säulen seinen Rückzug und unsere Vormarschrichtung zu bezeichnen. Es ist militärisch begreiflich, wenn die Russen Vorräte uns nicht in die Hände fallen lassen wollen. Aber un-



Ein deutsches Jägerbataillon auf dem Marsch. Phot. E. Benninghoven.

ihr die Meldungen der fliegenden Kolonnen abgewartet, die dem Gegner dicht auf dem Fuß folgten und seinen Verbleib feststellen sollten. — Unsere erste begreifliche Frage war, wie sieht's drüben aus, wie sind die russischen Stellungen beschaffen, gegen die wir so lange gekämpft haben, und wie hat unser Feuer gewirkt. Was von Dörfern in der feindlichen Linie lag, bildete eigentlich nur noch wüste Trümmerhaufen, zerschossen, verbrannt. Nur selten war ein Haus infolge besonders geschützter Lage erhalten geblieben. In den Schützengraben, Unterständen, Stützpunkten Granatloch an Granatloch, Graben an Graben, Hindernis an Hindernis. Dort eine Ortschaft, die durch die Granaten meiner Batterie in Flammen aufgegangen war. Da liegt auch das Schaufelwäldchen, so von uns benannt, weil wir dort öfters Russen auf einer Schaufel sich in den Ruhepausen vergnügen sahen, bis ein deutscher Schuß dem unzeitgemäßen Idyll ein Ende machte. Mitten im Walde hinter der Front Schulbänke und eine große Schultafel. Hier dürften Offiziere neu eingestellten Mannschaften Unterricht erteilt haben. Patronen, Gewehre und andere Beute überall verstreut; es kamen die ersten Gefangenen, teils Leute, die durch die Unfern abgeschnitten worden waren, teils solche, die vom Kriege und vom Zarendienst genug hatten. Unter den Letzteren waren wie immer viele, die vor dem Feldzug als Arbeiter in Deutschland gearbeitet hatten und wußten, daß wir keine solche Barbaren sind, als die wir von den russischen Offizieren den Soldaten gegenüber geflüßentlich hingestellt werden, damit die Überläufer nicht überhand nehmen. — Es war ein eigenes Gefühl, jetzt mitten in der so lange bekämpften Front zu stehen und alle jene Ortlichkeiten persönlich in Augenschein nehmen zu können, die wir bisher

begreiflich und kulturwidrig ist es, wenn sie so ganze Dörfer des eigenen Landes den Flammen übergeben. Ein Bündel Heu oder Stroh in jedes Haus, dann stieg der rote Hahn aufs Dach. Vom ersten Tag bis heute verließ uns nicht der Anblick brennender Dörfer. — Welch schauriges Schauspiel war der Brand von Wierzbica, eines beträchtlichen Marktflezens. Einige Schrapnells brachten der russischen Nachhut das Laufen bei; vor einer halben Stunde waren auf der Höhe, von der wir feuerten, noch 900 Kosaken gewesen. Jetzt sah man einige Trupps von ihnen in weiter Entfernung in der Nähe dreier Windmühlen. Auf den langgestreckten Höhen in weiter Ferne starke Staubsäulen; hier und da wurde auch eine marschierende Kolonne vorübergehend sichtbar. Unsre Vorhut entwickelte sich gegen die Windmühlen, die Kosaken verschwanden eiligst. Nur kurze Zeit darauf war das Schicksal des unglücklichen Städtchens besiegelt. Dichte, schwarze Rauchwolken stiegen hinter den Hügeln hervor, verbreiteten sich rechts, verbreiteten sich links, stiegen zu Himmelshöhe, wie der Brand einer Riesenpetroleumquelle. Unser Feuer verstummte; wir beobachteten die Unglücksstätte, froh, daß wir den Jammer der Armen nicht zu hören brauchten. Wir dachten an die gesegnete deutsche Heimat; möge Ostpreußens Schicksal sich an keiner Stelle des Reiches jemals wiederholen! — Unsre Truppen waren, wie schon gesagt, den Russen zu eilig auf der Spur, und daher konnten diese ihre Vernichtungspläne nicht mehr überall durchführen, und der größte Teil der Dörfer blieb unangestastet. Und da kam für uns eine große freudige Überraschung. Wir glaubten das Land ausgefogen, ohne Vieh, ohne Futtermittel und erblickten nun überall auf den Weiden und in den Wäldern versteckt reiche Rinderherden, Schweine, Hammel, Hühner,

Gänse, in Hülle und Fülle. Reich gefüllt waren die Scheunen noch, wir fanden Hafer, Heu, Stroh, Roggen, Gerste in großen Mengen. Na, unsere Pferde machten Augen; so gut hatten sie es im ganzen Feldzug noch nicht gehabt. Dazu die saftigen Weiden, der reichlich

angebaute Klee, was wollten wir mehr. Brach liegt hier nichts; außerordentlich gut sehen alle Saat aus, und der Roggen ist schon stattlich in die Höhe geschossen, an vielen Stellen reicht er dem Reiter bis ans Knie. Die 70 Kilometer, die unsere Armee in den letzten Tagen nach Osten zu erstritten hat, bedeuten für die Heimat eine ganz erhebliche Entlastung der Inanspruchnahme unserer Vieh- und Futterbestände. Wieder ein Beweis dafür, wie falsch man vor dem Kriege den

Wohlstand Polens eingeschätzt hat. Und was ließe sich hier noch Alles schaffen! Wohl 4 Tage lang sind wir fast ununterbrochen durch herrliche Waldungen gezogen, nicht kümmerliches Holz, sondern meist gut schlagbares Bauholz. Mag der Krieg dem Lande auch Millionen und aber Millionen Schaden zufügen, es gibt hier Werte, die fast unerschöpflich sind. —

Eine zurückgehende Armee scheint immer mit Siebenmeilenstiefeln zu marschieren. So auch hier. Früh ging's schon los, aber fast regelmäßig erreichten wir den Gegner erst in den späten Nachmittagsstunden. — Dichter Kiefernwald,

Staub, kein Luftzug; schwer hat's die arme Infanterie. Die Einwohner haben in allen Ortschaften Trinkwasser bereit gestellt, fast ist's wie im Manöver. — Mittagsrast! Die Feldtischen werden vorgezogen, ein Jeder ißt und sucht dann ein schattiges Plätzchen zum Ruhen. Wieder geht's weiter; doch bald wiederum Halt. Born scheint irgend etwas nicht in Ordnung zu sein. Einzelne Schüsse knallen, die Artillerie der Vorhut wird herausgezogen und geht in Stellung.

Aber es sind nur schwächere feindliche Kavallerieabteilungen, die sich auf ein Gefecht nicht einlassen. Doch das waldige Hügelland im Gebiet der Enja Gora zwingt zur Vorsicht. Es erleichtert es in besonderer Weise dem Feind, mit schwachen Kräften uns Aufenthalt zu bereiten, es ist sogar außerordentlich geeignet, uns eine Falle zu stellen, in der auch zahlenmäßige Über-



Eine von uns genommene Stellung. Phot. E. Benninghoven.



Ein österreichisch-ungarischer 30,5 cm-Mörser wird in Stellung gebracht. Phot. E. Benninghoven.

legenheit unterliegen muß. — Wieder ein neues Tal-
beden mit Wiesen und einem langgestreckten Dorf. Rechts
und links, nur wenige hundert Meter entfernt dichter
Wald auf den Höhen. Was steckt darin? Dort auf-
klären erscheint fast unmöglich. Die Kolonne hält wieder.
Es ist 4 Uhr nachmittags. Da — jetzt geht's los, unsere
Vorhutartillerie hat das Feuer eröffnet. Im scharfen Ga-
lopp segt an der langen Kolonne ein Meldereiter entlang:
„Die Herren Batterieführer nach vorn auf jene Höhe, Abteilung
antraben!“ — Vorn ist schon lebhaftes Gesecht. Auf scharf
markierter Höhe, auf der neben der Straße ein weißes weit-
hin sichtbares Kirchlein liegt, stehen schon einige Geschütze von
uns im Feuer. Bräselnd schlagen feindliche Infanterie-
geschosse gegen die Kirchhofsmauer, in die Bäume und Zäune.
Dort unten vom Wiesengrunde und dort von jenem Wald-
rand scheint's herzukommen. Höchste Eile ist geboten, um
unser Infanterie Luft zu machen. Schwer leuchtend bringen
die wackeren Batteriegäule in tiefem Ader die Geschütze auf
die Höhe. Noch ist das Abproben nicht beendet, da — schisch!
— hauch, und noch einmal: russische Schrapnells plagen über
uns, sie haben also auch Artillerie drüben und scheinen ernstesten
Widerstand leisten zu wollen. „Verbedte Aufstellung!“ —
Schleunigst fort mit Pferden und Gespannen, sonst gib't starke
Verluste! Doch auch Infanterie schießt auf uns. Wie Bienen
summen, so zischen und singen ihre Geschosse daher. Doch es
geht glimpflich ab, nur ein Fahrer erhält einen Rücken-
schuß. Trotz seiner nicht unbeträchtlichen Verwundung will
er bleiben; es hilft aber nichts, er muß zum Verband-
platz. — Mühsam heißt es nun den Feind erspähen. Wo
steht die feindliche Artillerie, wo steckt seine Infanterie? Von
einer nahen Bergtuppe schauen wir hinab; aha, dort
am Waldrand sind Schützen, und an jener Walbede rattert
ein Maschinengewehr. — Feuereröffnung. Mit mehrfach sich
wiederholendem Echo von den Bergen her hallt der erste
Schuß zu Tal. Schuß auf Schuß folgt. Unsere Infanterie
entwickelt sich rechts und links, um dem Gegner energisch zu
Leibe zu gehen. Aber noch immer ist die feindliche Batterie
nicht zu finden; bald vermutet man sie hinter dieser Höhe,
bald hinter jener. Das Gesecht geht stetig vorwärts, unsere
Schützenlinien gewinnen immer mehr Gelände. Viel Schaden
richtet die feindliche Artillerie nicht an, sie schießt mit ziem-
licher Genauigkeit auf ein und dieselbe Stelle, wo nichts von
uns ist. Immerhin ist sie unbequem. Es ist allmählich dämm-
rig geworden, jetzt kommt vielleicht der günstige Augenblick!
Und richtig. Immer deutlicher sieht man jetzt hinter jenem
Höhenkamm Mündungsfeuer ausblitzen. Nun aber schnell,
ehe es dunkel wird! Schrapnell auf Schrapnell hagelt
in die feindliche Artilleriestellung, bis es dort muds-
mäuschen stumm und still wird. Vorn erklingt das Hurra
unser braven stürmenden Infanterie, hier und dort in
der feindlichen Linie werden weiße Tücher zum Zeichen
der Ergebung geschwungen.

9 Uhr! Es ist stockfinstere Nacht. In den Wäldern klingt
noch mancher Schuß, aber das Gesecht flaut ab; der Gegner
rettet, was er retten kann. Nicht vergebens ist die fünfstün-
dige Arbeit der Truppe gewesen. Da kommen Gefangene in
dichten Haufen: 800 Mann; sie werden in die Kirche ge-
bracht, um am nächsten Tage weiter nach rückwärts abge-
schoben zu werden; 2 Maschinengewehre sind erobert. Auch
ein Bataillonskommandeur ist gefangen, und seinem treuen
Burschen, der schon ängstlich seinen Herrn sucht, kann tröstlich
versichert werden, daß er ihn oben in der Kirche finden wird.
Alarmquartier im nächsten Dorf. Totmüde aufs Stroß,
kaum noch aufnahmefähig für etwas Essen.

Der Tag graut; weiter geht die Verfolgung. Wie
am vorigen Tag, Wald und Berge, Berge und Wald.
Höhe, Sand und störender Vormarsch. Rast in einem wohl-
habenden Dorf; Einwohner erzählen von einem russischen
Offizier, der sich bei ihnen hatte verstecken wollen, um sich
uns zu übergeben. Die Wachsamkeit seines Hauptmanns, der
den unsicheren Kantonisten wohl kannte, vereitelte sein löb-
liches Vorhaben. — Wieder ist's später Nachmittag; wir stehen
vor einem großen Ort mit Fabriken, Erzschächten und allerlei
andern industriellen Anlagen, tief am kleinen Flüsschen ge-
legen. Die Vorhut hält. Kavalleriepatrouillen jagen gegen
die nächsten Gebäude, gegen den Bahnhof; Schüsse daraus
melden schon vor Rückkehr der Patrouillen, daß der Feind
noch da ist. Und wieder ist's wie am Tage zuvor. In mehr-
stündigem Kampf, der auch für uns nicht ohne Verluste ab-
läuft, müssen wir den Gegner zurückwerfen, uns unsere Nacht-
quartiere erobern. Kaum sind wir im Finstern unter Dach
und Fach, da geht betäubender Gewitterdonner los, und
vom Himmel regnet es Bindfaden. Wohl dem, der jetzt Ruhe
hat. Dies kann Leutnant M., mein Batterieführer, nicht von sich
sagen. Die Verbindung mit der benachbarten Division ist bei
dem hitzigen Draufgehen verloren gegangen, ein Offizier, der
dorthin reiten sollte, ist Rosalen in die Hände gefallen. Jetzt
muß ein anderer reiten: statt Ruhe, vierzig Kilometer reiten,
in dunkelster Nacht, bei strömendem Regen und äußerst

schlechten Wegen. Um vier Uhr früh erreicht er richtig sein
Ziel, aber eben so pünktlich hat er sich auch einen gehörigen
Hexenschuß zugezogen. Aber was hilft's, es heißt eben weiter,
immer weiter. — Nächster Tag. Zur Abwechslung beginnt
der Tanz diesmal ganz programmwidrig schon in der Morgen-
frühe. Wir haben noch nicht den Versammlungsort der
Division erreicht, da rast im vorderen Walde ein ganz mörder-
isches Schnellfeuer. Die ersten Verwundeten kommen zurück,
sogar der Divisionskommandeur ist leicht getroffen worden.
Aber wir atmen doch auf: haben wir diesen letzten Wald
erobert, dann haben wir endlich diese ungemütliche Zone, in
der man niemals einige hundert Meter vor sich sehen kann,
überwunden. Allerdings — dahinter liegen die gewaltigen,
seit Monaten vorbereiteten neuen Stellungen der Russen von
Ilscha. Stunden und Stunden dauert dieser letzte Waldkampf.
Die Verluste steigen, die Russen wehren sich hartnäckig
und scheinen uns überlegen. Manche Todesstunde kommt.
Leutnant H. gefallen, Oberleutnant N. schwer verwundet,
Oberst S. leicht verwundet, der Pionierhauptmann M., der
liebe lustige Kamerad und tüchtige Offizier, hat im benach-
barten Dorf an schwerem Halschuß sein Leben ausgehaucht.
Noch vor wenigen Stunden sagte er: „So, jetzt habe ich
meinen Urlaub eingereicht, ich habe ihn mir wohl redlich ver-
dient, ich brauche Ruhe.“ Er fand die Ruhe eher, als er es
sich wohl dachte! — Der jenseitige Waldrand ist unser; jetzt
geht's im Sturm über flaches Feld gegen die feindlichen
Schützengräben und das brennende Vorwerk. Mitten zwischen
den Stürmenden der Oberst S.; obwohl leicht verwundet,
verläßt er sein Regiment nicht. Mit dem geschwungenen Krück-
stock in der Hand, feuert er laut seine Braven an, ein Bild
echt preußisch-fredericianischen Führergeistes. Graben auf
Graben wird, ungeachtet des heftigen feindlichen Schrapnell-
feuers, genommen, bis man am Fuße der großen Höhen,
die die Hauptstellung des Gegners sind, angelangt ist. Atem
schöpfen bis zum Abend, dann erst soll der allgemeine
Sturm einsetzen. — Meine Batterie steht vor dem Walde,
in dem der Kampf tobt; hier ist's schwer, die eigene In-
fanterie zu unterstützen. Man sieht nichts, kann nie wissen,
wie weit die Truppen vorwärts gelangt sind; man muß sich
beschränken, die Reserven des Gegners hinter dem Walde
unter Feuer zu nehmen. Patzsch, patzsch! Kleine Staub-
wölkchen im Ader, auf dem die Batterie steht, bezeichnen
das Einschlagen feindlicher Infanteriegeschosse. Manchmal
plagen sie mit beträchtlichem Knall. — Einschießgeschosse mit
Zündhütchen wahrscheinlich. Rechts hinter uns liegt hinter
einer flachen Höhe gedeckt ein Regiment in Bereitschaft. Auch
dorthin pfeifen Geschosse, und manche finden in der dichten
Masse ihr Ziel. Ein Landwehrrmann schläft müde mit dem
Kopf auf dem Tornister; er träumt wohl von der fernern
Heimat, von den Lieben daheim. „Eine Kugel kommt
geflogen“; ohne aufzuwachen schlummert er ins bessere
Land hinüber! —

Es wird Abend; die Batterie hat lebhaft bei der Weg-
nahme der feindlichen Vorstellungen mitgewirkt, die äußersten
Waldstücke gründlich vom Feinde gesäubert. In wenigen
Stunden soll der allgemeine Sturm beginnen. Mit meinem
vielsach bewährten Unteroffizier G. reite ich noch auf-
klären; die Dunkelheit ermöglicht es mir, dicht an die russi-
schen Stellungen heranzukommen. Weit und breit kein deut-
scher mehr. Durch die rauchenden Trümmer eines Dorfes geht es:
keine Menschenseele, ein hungriger Hund, schnatternde Gänse;
links die russischen Höhen mit Schützengräben und Verhaufen,
von hier aus ließe sich gut das Feuer der Batterie leiten.
Aber nur gut verborgen, zwischen Hausstrümmern oder aus
jenem tiefen Graben, denn vorläufig ist hier noch kein deutscher
Soldat, nur das Telephon würde die Verbindung mit den
Unsrigen darstellen. Hinter uns auch wieder so ein unglück-
seliger Wald, in dem wohl noch viel Russen stecken dürften.
Kein Schuß fällt. Ruhe hüben und drüben. Zurück zur
Batterie, die auf abgeholzter Fläche am Waldrand ab-
geprobt hat. Herrliche warme Nacht, aber stockfinster. Feuer
anzumachen ist wegen der Nähe des Feindes unstatthaft.
Die Feldfläche bringt warmen belebenden Kaffee heran.
Von Müdigkeit keine Spur, alles erwartet gespannt den Be-
fehl zum Sturm. — Tüt, tüt! „Hier zte Batterie.“ — „Der
Sturm auf die feindliche Stellung erfolgt heute noch nicht,
Batterie hat sich nach D. heranzuziehen, weitere Befehle
folgen dort am Ostausgang.“ — Da hatten wir die Bescherung!
Überall, bei allen Truppen, auch bei den bereitgestellten
Sturmkolonnen allgemeines Bedauern. Wir waren ja alle
unseres Sieges gewiß gewesen! — „Wie schade, die Kerls
hätten wir bis an die Weichsel gejagt!“ So und ähnlich hörte
man überall das Bedauern. — Aber es half nichts, unsere
Division mußte sich höheren Interessen fügen, aus strategischen
Gründen mußte der Angriff unterbleiben; das richtige plan-
mäßige Zusammenwirken aller Glieder einer Armee ist wich-
tiger, als ein noch so schöner Teilerfolg, der nicht aus-
genutzt werden kann, vielleicht noch in seinen letzten Folgen
Gefahr mit sich bringt.



Morgenpatrouille der Honved-Husaren, der „roten Teufel“. Phot. Welt-Press-Photo.



Auf Lemberg!



Auf Lemberg marschieren die Verbündeten. Die deutschen und die österreichisch-ungarischen Truppen haben als nächstes großes Ziel im Auge, wieder in Lemberg einzuziehen und die Russen von dem letzten Fußbreit galizischer Erde zu vertreiben. Wie einfach das nach den Zeitungsnachrichten klingt; und

doch welch ungeheures Geldentum, welches nervenzerrüttende, rasillose Vorwärtsdringen, welches Ertragen von Entbehrungen und Strapazen liegt darin beschlossen! Wenn einmal die Geschichte der Kämpfe in Galizien geschrieben wird, so wird die Welt staunen über die unerhörten Einzelheiten dieses



Maschinengewehr im Kampfe mit feindlichem Flieger. Photothek-Aufnahme.





General Böhm-Ermolli.
Phot. Josef Sebalda.

wehrten sich zwar wie die Löwen und harrten unter fürchterlichen Verlusten bis zum Letzten aus. Aber alle ihre Anstrengungen waren vergeblich, und siegreich dringen unsere Truppen auf Lemberg vor. — Hauptächlich sind es neben der Armee Mackensen drei Heeresgruppen die bei diesen Kämpfen wieder und



General Graf von Bothmer.



General Szurmay.
Sofphot. Josef Jahodka.

furchtbaren Ringens unserer Truppen mit dem an Zahl weit überlegenen Feinde; es wird ein Heldenlied der vereinigten Deutschen und Österreich-Ungarn sein, so groß und so gewaltig, wie nur je eins gesungen worden ist.

Am Dunajec fing es in den ersten Tagen des Mai an. Dann führte die Verfolgung der Russen bis an den San. Aber nicht in gemächlichem Vor-

marß, sondern unter ständigen schweren Kämpfen. Denn die Russen, die es unter allen Umständen durchsetzen wollten, daß ihre Truppen sich in einer starken

Verteidigungsstellung sammeln und festsetzen könnten, warfen neue und immer neue Regimenter den vorrückenden Verbündeten entgegen. Aber vergeblich, denn Przemyśl fiel nach wenigen Tagen in unsere Hand. Jetzt kam der dritte Abschnitt der Kämpfe. Am mittleren San gelang es dem Generaloberst von Mackensen einen Keil in die russische Linie zu treiben, der immer weiter auf Lemberg zu vordringt. Gleichzeitig wurden die im Sanwinkel stehenden russischen Kräfte, die die linke Flanke der Verbündeten bedrohten, zurückgetrieben; und an der Dnjestr- und Bruth-Front wurden den Truppen des Jaren in Angriffen und Gegenangriffen solche Schläge versetzt, daß sie weiter und immer weiter zurückweichen mußten. Die Russen

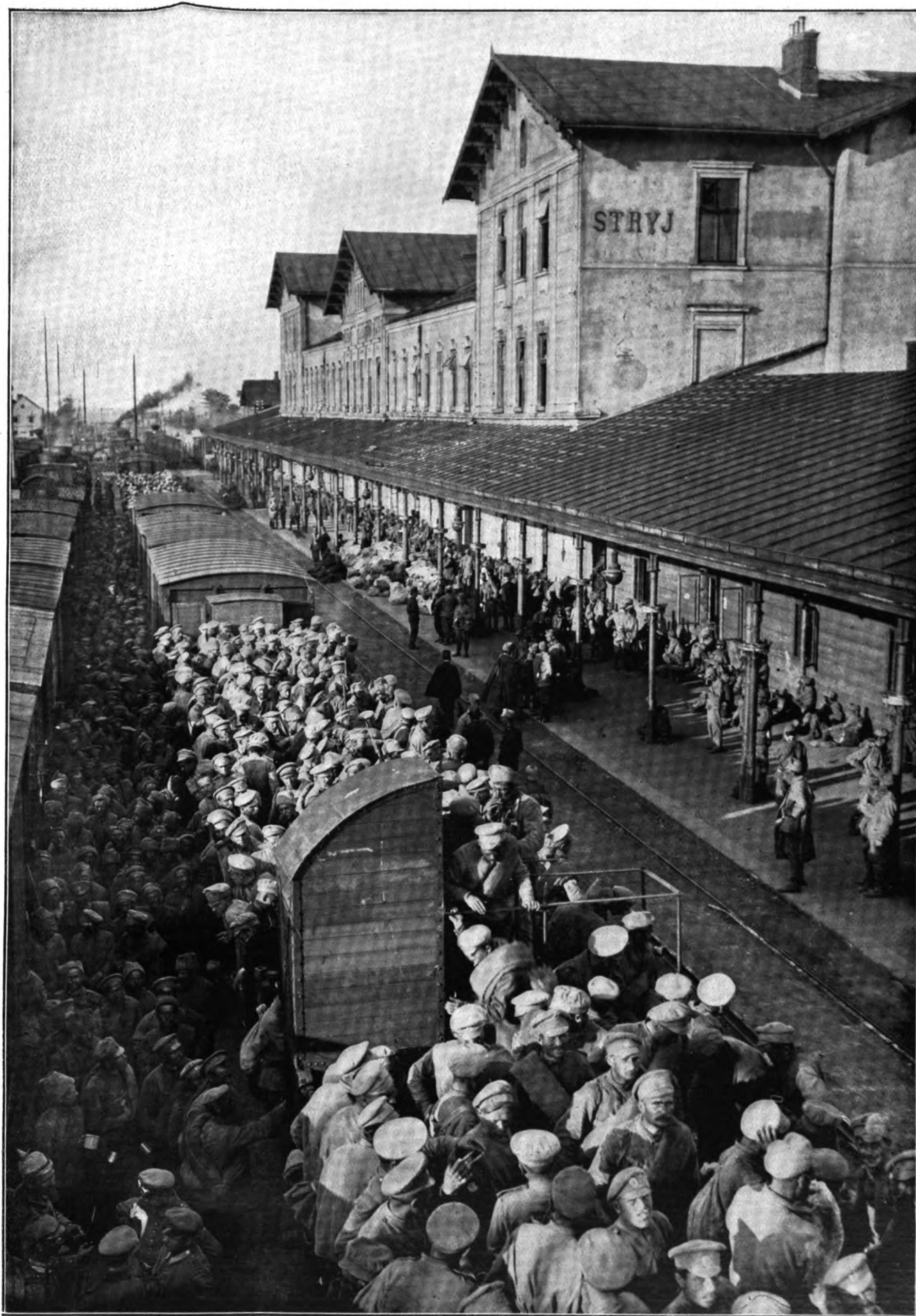
immer wieder genannt worden sind: von deutscher Seite die Armeen von Vinzingen und von der Marwitz, von Seiten unserer Verbündeten die Armee Pflanzer-Baltin. Daneben aber haben auch andere Truppen mit höchster Auszeichnung gekämpft und damit ihren Namen unverlöschlich in das Buch der Geschichte eingegraben. So die heldenhaften Regimenter unter dem General

Graf Bothmer, die bei dem Sturm auf Struj den eisernen Ring sprengten und nahezu 10000 Gefangene machten. Glänzende Leistungen haben aber auch aufzuweisen die Truppen der Generale Böhm-Ermolli und Szurmay, die am Gelingen des Kampfes hervorragenden Anteil gehabt haben.

Die Armee Vinzingen hatte zeitweilig einen sehr schweren Stand. Aus der Gegend Mitolajow — Rohatyn (südlich und südöstlich von Lemberg) war es den Russen gelungen, neue Kräfte nach dem Süden vorzuwerfen, gerade als General von Vinzingen mit seiner bisher nach Norden gerichteten Heeresgruppe teilweise gegen Osten schwenkte, um die rechts neben ihm kämpfenden österreichisch-ungarischen Truppen zu entlasten. Es kam zu heißen Kämpfen, die erst allmählich zu unsern Gunsten entschieden wurden. Die Armee Pflanzer-Baltin dagegen verteidigte unter dem Druck großer russischer Heeres-



Der Oberbefehlshaber der deutschen Südarmerie, General von Vinzingen, am Scheerenfernrohr während der Gefechte am Struj. Phot. E. Benninghoven.



Russische Gefangene aus den Schlachten in Galizien auf dem Bahnhof in Stryj.
Phot. E. Benninghoven.



88

Ruhe tag am San. Phot. R. Sennede.

88

massen in heldenmütigem Kampfe die Bruthstellungen und ging dann am linken Flügel mit starken Kräften zum Angriff über. Ein besonders bedeutender Erfolg dieser Armee war die Wiederbesetzung der Stadt Zaleszczyki und ihrer Umgebung,

da sie einen gewaltigen Eindruck in Bukarest machte. Aber alle diese Erfolge der Verbündeten sind nur Vorstufen und Vorbedingungen für die Erreichung des nächsten großen Zieles: Befreiung der Stadt Lemberg aus der Gewalt der Russen.

88

Die Italiener. Von Prof. Dr. Ed. Heng.

88

So hat es die Weltgeschichte selber übernommen, das monumentale Drama der Verblendung, des Verrates zu entrollen, so wie es ein Euripides, ein Shakespeare, ein Schiller nicht meisterhafter mit psychologischer Fülle hätte ausrunden können. Und daß dem Tragischen sogar das alte Satyrspiel nicht fehle, ist die Parodiefigur des vergötterten d'Annunzio dabei, des Wechselbalgs von Dekadenz und Schlaueit mit den von allen Erkundungen des Lebemanns gebleichten Zügen, — das Bild des kleinen verlebten Clowns, wie er zwischen den würdig berodeten und beglinderten pausbäckigen Männern, die die Pathetik des Patriotismus darstellen, mit ausgeschnittenen Lachschücheln, Pariser Bonvivant-Anzug und hängend erschlaftem Halse delinquentenhaft schleifend zur Rede schreitet, die er ablesen muß und für die der Corriere della Sera, der gutbezahlte Regisseur, diese Puppe gekauft hat. Wie uns auch der Zorn durchbeben mag, daß wir nun auch noch gegen dieses rückgratlose Volk, das sich von England mit seinen Farbigen und Mietlingen zusammenscharen läßt, das edle germanische Blut aufbieten müssen, — es zuckt uns doch auch ein verachtender Humor um die Lippen; es war unmöglich, als der Chorus der Machiavellisten sich in den Phrasen von ihrer Ehre, von Herrn Sonninos verpfändeten Schwüren fast bis zum Glauben dran trunken redete — es war unmöglich zu vergessen, wie aus diesem Lande als eins seiner echten Produkte seit 2000 Jahren alles, was Gaukler und Possenreißer heißt hervorging, die Kasperles, die Harlechini und Pulcinella, die würdigen Pantaloni und Dottori (die pffiffig-ignoranten Rechtsstudierten), die Buffoni und prahlerischen Capitani, die Taschenspieler und Falschspieler allerart bis zum Formate der Cagliostro und Casanova.

„Römer!“ sprach d'Annunzio zu diesen Neu-Italienern von Rom, denen das Kapitol der einstigen Roma nur gerade gut ist, es durch eines der schauderhaftesten Denkmäler moderner Unkunst zu vernichten, zu diesen windigen Hauptstädtern eines Volkes, das, in seinen Gärten und Vignen herumschleichend, die kleinen Singvögel niederhakt und sich dabei nicht schämt, von Jagd zu reden. Aber in einer langen, allzulangen Epigonzeit hat der italische Durchschnitt die Empfindung für Lüge und Phrase verloren. Wenn wir den Engländern, die so verständnisvoll den Trug des unerfättlichen Alt-Rom zu erneuern wußten, es lassen müssen, daß sie für den eigenen Gebrauch vortrefflich den nüchternen Menschenverstand vom Unfönn, den good sense vom nonsense unterscheiden, so gehört zur Selbstbelugung der römischen Italiener die Gewöhnung an Bombast und Phrase, auch wo sie zum lächerlichen Unfönn

werden. Alles wird in dieser hohlen Rhetorik zum Superlativ, jedermann wird zum Illustrissimo, alles bellissimo, mit den großen Namen des Mario, Cesare, Scipione staffiert die Bevölkerung ihre wie Affen gekleideten Kinder, und kommen wir in das kleinste Schmutznest — nennen wir es, da lordo Dred heißt, Lordiano — so lesen wir im antiken Pathos Senatus Populusque Lordinus. Was dieser alten Nation vollklich zu eigen ist, ist die Gebärde der anmutvollen Form, Erzogenheit durch die zweitausendjährige Anschauung des Künstlerischen, durch die körperlich freiere Bewegung, die leichtere, schmückende Kleidung, die ein glückliches Klima, ein leuchtender Himmel geben. Ich spreche vom Volke, nicht von den Pantaloni. Wer sein Benehmen verständig und taktvoll einzurichten weiß, wird mit dem Volke nur angenehm auskommen, wer vollends die Heerstraßen des Reiseverkehrs und der durch ihn geweckten Uebervorteilung verläßt, den auch die kleinen Leute bald erlernen, wer in ländliche Gegenden kommt, wo man kaum einen Fremden kennt, wird bestätigen, daß die Bewohner dort so ehrlich, gutherzig und bescheiden sind, als irgendwo in Deutschland. Aber wo in der Welt ist es das wirkliche Volk, das das Verhalten der Nationen bestimmt? In dieser Hinsicht ist es längst ganz falsch, so viel von den Unterschieden der Völker zu reden und sie allgemein hin bestimmen zu wollen. In allen Ländern zeigen die einander entsprechenden Berufe oder Schichten die ungefähr gleichen Eigenschaften, die sich nur in den Temperamenten klimatisch abwandeln; aber davon hängt das Wesen des Ganzen ab, welche dieser Berufe und Schichten auf die Lebensgedanken der Öffentlichkeit am meisten einwirken und der Nation das sichtbarste Gepräge geben. Insofern sind ja auch die Engländer heute den Zeiten Shakespeares merklich entfremdet, ja schon denen des Vicar of Wakefield oder des trefflichen Pickwick, und unser Deutschland — doch von uns ist nicht der Augenblick, zu reden.

Wer über die Alpen kommt mit Goethes Italienischer Reise im Kopf oder mit Lustspielen Goldonis, mit Bildern jenes höflich-geistlich-aristokratischen Italien, zu dem so eng die gebildeten Fremdenkolonien gehörten, die Verbreiter des klassischen Italien und der mit diesem Wort verbundenen Sehnsüchte, mit Bildern poetisch-heiteren Volkslebens, der findet in der heutigen öffentlichen Gegenwart diese Vorstellungen nicht wieder. Italien erhob sich unter der kraftvollen Führung der Piemontesen zur geeinigten Monarchie. Doch so oft man auch die Piemontesen die Preußen des Landes genannt hat, so hat doch die Krone sich Formen der Erfüllung angepaßt, die Preußen seit dem Wahltaifer-Angebot an Friedrich Wilhelm IV.

bis unter Wilhelm I. und Bismard mit festerer Voraussicht mied. Ohne den derzeitigen Träger der italischen Krone persönlich zu kennzeichnen oder ihn mit dem entschlossenen König Konstantin von Griechenland, der in ähnlicher Bedrängnis durch „Entente“ und Minister war, zu vergleichen, ist in Italien die Monarchie, obwohl sie nach dem Tripolistriege von weströmisch-mitteländischem Kaisertum träumte, zum Spielball jener Kräfte geworden, die seit der französischen Revolution, genauer seit 1791, am erfolgreichsten in den romanischen Ländern sich zwischen Krone und Volk einschoben, aber auch dem Volke, dessen Vertreter sie sich nennen, mit wenig selbstloser Sachlichkeit dienen. Der Pantalone und schwadronierende Dottore sind jetzt Herren, die nicht mehr belustigend sind, aber das ehemals so heitere, melodienreiche Volk ist nicht zufriedener, nicht schöner, nicht glücklicher geworden. Dem französischen Mittelrande des berufspolitischen Advokatentums in streberischer Gemeinsamkeit mit den Geldleuten und Geschäftsjournalisten steht Italien in der Erfüllung des Klixhees am nächsten, was denn weit mehr als das beiderseitige Romanentum der Schlüssel für die politische Hinneigung zu Frankreich ist, die so viele Widersprüche der nationalen Interessen totschweigen oder sie durch Verzichte lösen muß. Bismard und die italienischen Staatsmänner seiner Zeit haben es anders gemeint, mit der savonisch-piemontesischen Dynastie, wie mit dem Erbe des alten Rom, der gefundenen Entfaltung im Mittelmeere in stetiger Überflügelung des kinderarmen Frankreich. Ein um so traurigerer Erfolg ist das den neuitalienischen Politikern leichtgewohnte Spiel mit den altrömischen Erinnerungen, das wesentlich ihrem Liberalismus und Republikanismus die katholischen und päpstlichen Erinnerungen des Landes zurückzudrängen dient.

Das ist diese zu ihrer Minderheits Herrschaft gelangte Schicht des Landes, die genau so wie ihre geistigen Väter, die Machtkliquen Frankreichs seit 1791, die Presse als Mittel zur Mundtotmachung der ungeheuren Mehrheit, nebst dem Straßenaufmarsch zur Fälschung der wirklichen Volksstimme, wieder einmal in einem drastisch beispielhaften Fall handhaben konnte. Diese Umstände alle mindern sehr die Wichtigkeit, sich über die Zusammenfassung nach Volkstum und Rasse geschichtliche Rechenschaft zu geben. Was in den großen Städten Politik macht, mit den Zeitungen zusammen, regiert das Land trotz allen Verfassungen, Wahl- und Stimmrechten und selbst den Plebisziten, wobei erst recht die Regisseurstunst, darin Napoleon III. Lehrmeister war, alles ist. Man hat denselben nachgemachten Abklatsch von Paris, der auch von Butarelli aus den Rumänen die französische Führung in der Freiheit und Zivilisation einredet und auch dort, wenn es nach ihm allein ginge, die aufopferungsvolle Arbeit und Erziehungsleistung der besten Männer, voran des König Karl, in gewissensleichter Selbsttäuschung verhandeln würde.

Was von Verwandtschaft diese Länder verbindet, ist einzig der Umstand, daß ihre Sprachen aus der Zeit und der Herrschaft der alten Römer stammen. Von einem gleichartigen, gleichstammten Volkstum, wie in den germanischen Ländern des Festlands und Nordens, ist keine Rede. Die Franzosen sind romanisierte Kelten und Basten mit oberen germanischen Einschlägen, die Rumänen sind Daker mit slawischen und anderen Zusätzen. In keinem Lande aber lebt soviel voneinander verschiedene Rassen- und Volkstum, wie in Italien, durch wiederholte Ausgleichungen verschmolzen. Ehe Indogermanen, Arier in die Halbinsel einrückten, saßen dort Oberer, Urwohner der Mittelmeerlande, ferner im westlichen Oberitalien unvorwiegend Ligurer, denen man die Eigenschaften der altgehaßten Genuesen zuweisen will — *donne senza vergogna, uomini senza fede, treulos und schamlos*. Es kamen hinzu die lebensvoll regen Etrusker, verwandt mit den Rättern der Alpen. Sodann sind Arier in drei auseinanderzuhaltenen Gruppen von Norden her aus ihrer mitteleuropäischen Heimat eingedrungen, die hier, wie auf der Balkanhalbinsel die arischen Griechen und Thraker, die Bezwingen der Mittelmeerrassen geworden sind. Erstlich die sogenannten Staliter, die sich in

samnitisch-labellische, ostische, latinische, umbrische Stämme gliedern. Rom ist eine Gruppe von latinischen Hügelansiedlungen am Tiber, die durch die vorgeschrittenen Etrusker zur städtischen Einheit gemacht wurde, den Namen des Etruskergeschlechtes der Ruma trägt und die schließliche Abschüttelung der Etrusker in Sagen der alten Königsgeschichte erzählt. In das fruchtbare Oberitalien drängten als zweite arische Gruppe Kelten, „Gallier“, nach, engten Umbrer und Etrusker ein und dehnten ihre Streifzüge bis Rom (das *Vae victis* ihres Brennus) und darüber hinaus. Arische Ägypter saßen als Veneter in den Lagunen der Adria, als Japyden und Messapier in Unteritalien. In Unteritalien und Sizilien hatten aber auch die arischen Stämme Griechenlands wichtige Kolonien, und endlich gab es noch solche der semitischen Phöniker.

Nachdem die Stadt Rom durch einen unvergleichlich kraftvollen, rücksichtslos klugen Aufstieg diese alle unterworfen und ihre städtische Mundart, die latinische oder lateinische, staatlich ausgebreitet, entsteht das römische Weltreich durch fortgesetzte weitere Machtausdehnung, die sich aber bald durch den Zustrom unzähliger sittlich minderwertiger, feiler, geschmeidiger, für alles „brauchbarer“, gewinnlüstiger Elemente, namentlich aus dem syrischen Küstenlande, rächt. Das soziale Aufkommen dieser Überlieferungslosen, Wurzellosen, die von ursprünglichen Sklaven und Freigelassenen die alles besitzenden und in der Kaiserumgebung schaltenden Leute werden, ward das „Ferment der Dekomposition“, wie es der vorsichtige Mommsen ausdrückt, zerstörte das geschichtliche Römertum, den Rest des Männlichen, Sittlichen, Soldatischen, und sozial von innen her das Reich. Aber es kommen auch schon wieder gesunde, aufbauende Bestandteile ins Land, die es zunächst als soldatische Garden und Miettruppen kennen lernen und sich schließlich zu Herren im Lande machen (Odo-wasser). Germanen gegen Germanen kämpfen um den Besitz Italiens, teils in eigener Politik, teils als zeitweilige Werkzeuge von Byzanz; auf das Truppengemisch des Odo-wasser folgen die Ostgoten, auf diese die Langobarden, auf diese die Franken, die karolingischen und mittelalterlichen Deutschen, im Süden die ursprünglich skandinavischen, wikingischen Normannen, und zu diesen verschiedenen Germanen tritt das gleichfalls jugendliche Element der Araber und sarazenischen Nordafrikaner, als der Siegeslauf des Islam über das Mittelmeer nach Spanien und Sizilien, Unteritalien, Sardinien hinüberspringt.

Indessen das Nationalisieren durch die staatliche Hoheit, das einst die Römer so bündig ausübten, ist erst wieder ein Verfahren sehr viel neuerer Herrenvölker geworden. In dem mittelalterlichen Zeitraum, der dazwischen liegt, haben durchweg die Beherrschten kraft ihrer Alteingesessenheit und Mehrheit die Herrschicht in ihre Sprache und allmählich in ihre Gewohnheit und Sitte, auch wenn sie die minder edle war, hineingezogen. Bis in die italische Zeit Dantes, der den verwelschten germanischen Familiennamen *Alighieri* trug, verfolgen wir den Adel germanischer Geistigkeit und Gesinnung, doch längst nun in romanisierter Gewandung. Germanischen Blutes ist der hohe Dichter, durch den der toskanische Volksdialekt zur nationalen Sprache wird; seit den mittelalterlichen Kämpfen haben Männer germanischen Adels oder germanischen Familiennamens, wie noch Garibaldi, für die Freiheit und Größe Italiens gestritten; noch erkennt man das niederelbische Langobardentum in den blondbrötlichen Haaren und den friesischen Augen so vieler Lombarden und Norditaliener, und durch anderweitige Abkunft deutsch, nämlich ostfälisch-niederländisch, ist das savonisch-piemontesische Königshaus.

Nun steht ihr Erbe in der Verantwortung derer, deren Geist das Nachtreten der entadelten Franzosen ist. Es war ein historisches Sinnbild, daß ihnen noch einmal, vergeblich, ein Piemontese, Giolitti, entgegentrat, und so soll denn baldige Zukunft erweisen, wohin ihre Kunstfertigkeit, die nicht nur Bündnistreue, Verträge und Dankbarkeit vergißt, das Werk der savonischen Monarchie und diese selber führen wird.



Aus meinem Kriegsbilderbuch. Von Hans Weber.



XV. Wieder hinaus.

Das ist die bangste Zeit für jeden, der mitten aus dem Kriege fort mußte, um die empfangenen Wunden heilen zu lassen: die Zeit der Wiedergenehung. Es prickelt in allen Nerven, es dehnt alle Muskeln, in den Adern treibt das Blut wie der Saft in den Frühlingsbäumen, und die Lazarettluft ist zum Ersticken schwer und dick geworden. „Raus! Wieder raus, unter die andern zurück, an die Front, an den Feind, den immer noch nicht niedergeworfenen Feind!“ — Das ist der immerwährende, inbrünstig heiße Wunsch an jedem Morgen und Abend, zu jeder Tagesstunde.

Gewiß: das war ja eine große Wohltat, wochenlang in lieber Pflege liegen und die Augen schließen und ganz langsam die erschütterten Sinne ruhig werden und den rasen-

den Herzschlag wieder in gesunden Takt einkehren lassen zu können. Eine Wohltat, die für immer die innigste Dankbarkeit im Gedächtnis zurückläßt. Mit unermüdlich frühlicher Selbstverständlichkeit haben sie uns die Schmerzen fortgenommen, die Wunden mit vorsichtigen, fleißigen Händen geheilt, mit sonnigen Augen unsere trüben, grübelnden Blicke aufgehellt. Sie legten alles daran, uns gesund zu machen; aber dann, als wir soweit waren, wie sie uns haben wollten, dann war auch ihre Macht am Ende. Dann half's nicht mehr, daß sie unsere Ungeduld mit Warnen und klugen Rat schlägen beschwichtigen wollten; sie wurden überboten, übertönt von den hallenden Stimmen, die von weither über die Grenzen herbeilamen, von der Front, aus dem großen Strom des Krieges herauf: „Kommt wieder! Kommt wieder!“ —

Und da kam die bangste Stunde. Denn nun durften wir nicht etwa, wie's uns in den Gliedern zuckte, das Gewehr in die Hand und den Tornister auf den Rücken nehmen und den rufenden Stimmen entgegenlaufen. Ein kleiner Zettel, mit ein paar Worten beschrieben, hing uns ein Zentnergewicht an den Fuß: „Der Ersatztruppe zur weiteren Veranlassung zugeeilt.“ Das will heißen: begib dich in deine Garnison und höre dort dein Urteil. — Schon einmal hatten wir das durchgemacht, nach der Kriegserklärung, als wir in hellen Haufen die Kasernen stürmten: „Nehmt uns mit! Nehmt uns mit!“ Da antwortete man uns: „Jawohl, wenn ihr tauglich seid.“ Und nun nach Kriegserlebnissen und Wunden zum zweitenmal die Tauglichkeitsfrage. —

Es ist eine wahre Herzensfreude, die Leute bei der Untersuchung zu sehen, wenn sie aus den Lazaretten kommen. Das müßte ihr nur erleben, was sie alles für Kräfte und Schliche erfinden und erfinden, nur um das Wörtchen „felddienstfähig“ hinter ihren Namen zu bekommen. Denn hinaus wollen sie alle wieder, wenn sie nur einigermaßen auf ihren Beinen stehen und mit den Fingern zugreifen können. Haben sie's dann erreicht und sind um die Klippe des „nur garnisondiensttauglich“ glücklich herumgekommen, so atmen sie tief und freudestrahlend auf.

Und nun beginnt für sie eine schöne, fröhliche Zeit, die ihre Seelen und Körper wie neugeboren werden läßt. Ich habe diese prächtigen Wochen jezt hinter mir und kann aus eigener Erfahrung davon erzählen. Zunächst gab's vierzehn Tage Heimatsurlaub für jeden einzelnen. Darin allein liegt schon der Beweis einer ganz außerordentlichen Kraft und Überlegenheit. Von der „Genesungskompagnie“ unseres Regiments (die sich natürlich durch eintreffende und abrückende Mannschaften täglich verändert) werden jede Woche durchschnittlich etwa hundert wieder felddienstfähig gewordene Leute auf Urlaub geschickt. Das gleiche geschieht bei den Ersatzteilen aller übrigen Regimenter. Wie stark und überschüssig reich muß eine Armee sein, die dazu imstande ist.

Als wir dann nach diesen zwei Erholungswochen von Muttern zurückkamen, wurden wir in die idealste Kur genommen, die sich nur denken läßt. Der Kasernenhof als Sanatorium — auch dieses Wunder hat der Krieg vollbracht. Kein Drill, keine Spur von ermüdender Anstrengung, keine gleichgültig lassenden Griffe und Paradeschritte, sondern nur Übungen mit dem augenfälligen, handgreiflichen Zweck und Ziel, die nach überstandenen Leiden noch schwächlichen und erholungsbedürftigen Körper wieder gesund und widerstandsfähig, die von Schuß und Narben steif gewordenen Glieder wieder gelenkig und brauchbar zu machen. Wir spürten's ordentlich, wie wir aufstauten, und hatten eine Wortschneide dran, wie täglich mehr und mehr die alte stählerne Kraft und Ausdauer wiederkehrte und das Blut wieder im alten heißen Strom durch die Adern kaskierte. Ganz erstaunlich, wie bald das schwerfällige Übungsgewehr wieder zum handlichen Spielzeug wurde, die langstielige Bajonettierflinte zwischen den Fingern federete. Erst eine Viertelstunde nur, dann allmählich immer ein wenig länger bis zur halben und ganzen Stunde am Tage. Dazu kamen gleich von vornherein ein paar famose Spielfunden täglich: Schleuderball, Stafettenlaufen, „Schinkenklappen“ oder „Jakob, wo bist du?“ und sonst noch solch ergötzliche Sachen, die uns ungeheuren Spaß machten. Wie herzerfrischend gesund das alles war! Wir waren mit Leib und Seele dabei und brauchten gewiß nicht kommandiert zu werden. Im Gegenteil: es wurde mit gewissenhaftem Eifer dafür gesorgt und darüber gewacht, daß keiner in der Genesungsfreude sich mit Anstrengungen übernahm. „Ihr sollt euch nicht abplagen, sondern spielend gesund werden,“ das betamen wir alle Tage auf die Seele gebunden. Erst als wir wieder zu wirklicher Kraft und Ausdauer gelangt waren, begannen die kriegsmäßigen Übungen im Feld- und Schützendienst. Und die waren eigentlich auch nur Kinderspiele gegen die Strapazen, die wir draußen durchgehalten hatten.

Die schönsten Stunden dieser schönen Wochen aber brachten uns die Ausmärsche in frühlinggrüner, sonniger Morgenfrühe. Ohne Gepäck, nur die handliche Exerzierknarre über die Achsel gelegt und die qualmende Kurzpfeife im Mundwinkel, so streiften wir nach allen Richtungen hin die Gegend ab. Und was für eine Gegend! Unsere kleine Garnison liegt nur einen Kanonenschuß weit von der Grenze Frankreichs entfernt. In den Nächten, wenn wir bei offenen Fenstern auf dem Strohsack lagen, dröhnte der ferne Geschützdonner bis in unsere Stuben hinein, daß wir mit verhaltenem Atem lauschten und einander anstießen: „Hört ihr's?! Hört ihr's, wie's in den Gosegen wettert?! Ach, dabei sein dürfen, dabei sein dürfen!“ . . . Hier auf dem Gelände, das wir abstreiften, fand eines der ersten und bedeutungsvollsten Gefechte dieses Krieges statt, vom 18. bis 23. August 1914. Kaltblühend haben in diesen riesenhaften Talmulden hinter den Hügelwellen unsere Truppen auf der Lauer gelegen und zugehört, wie die Franzosen in Scharen aus den Schluchten und Verstecken des Wasgenwaldes herbeistürzten. Und dann, als eine hübsche Masse bei-

sammen war und sich recht stolz und siegreich vorkam hier auf „erobertem“ deutschem Boden, dann brachen sie hervor, unsere Preußen und Bayern und Schwaben, und zerrieben in fünfzigem Ringen die gewaltige Übermacht des Feindes zu Atomen.

Ein ungeheures Schlachtfeld. Stunden und Stunden marschierten wir über die Landstraßen, die Ader und Wiesen, kletterten alle Höhen hinauf und konnten den ganzen Bereich jenes Kampfes doch nicht einmal mit den Augen ausmessen. Damals, als dieser Strich Erde von den Schlägen der Geschütze bebte und die Luft voller Staub und Pulverdampf und Geknatter und Geschrei war, stand die Ernte in goldenen Garben, und an den Bäumen reiften die Früchte. Der Herbst ist drüber hingegangen, der lange Winter; jezt ist der neue Frühling gekommen, hat die Zweige wieder belaubt, die Wiesen wieder blumig gemacht und aus den dunklen Ädern die junge grüne Saat hervorgezaubert, an der die Hungerpläne unserer Feinde zuschanden werden müssen. Aber immer noch kommen die dumpfen Donnerschläge aus Frankreich herüber, immer noch wütet und würgt der blutige Schnitter Krieg. Auf diesen Grenzgebirgen hier liegen die Wunden noch bloß, die er schlug. Die weißen und rostigen Blütenkleider der Rirschen und Apfel und die hundertfarbigen Teppiche können sie kaum überdecken.

Noch eine Saat hält dieses Land in seinem Schoß geborgen, eine Saat, aus der eine Ernte gedeihen wird, die unsere Kinder und Kindeskiner mit frohen, andächtigen Händen schneiden werden. Unzählige Holzkreuzchen bezeichnen die Stellen, wo der kostbare Same ruht. Über die ganze Gegend sind sie ausgestreut, auf allen Höhen und in allen Talentungen stehen sie, an den Bächen lehnen sie gegen die grünen Weiden und säumen in langen Reihen die Landstraßen: Kriegergräber. Schweigend und frommer Gedanken voll marschierten wir vom einen zum andern. Wahrlich, diese Erde ist heilig, die das Blut unserer Väter von 70 und nun wieder die beste Kraft unserer jungen Heere getrunken hat. Wer das Brot ißt, das hier wächst, der soll's mit Schauern der Ehrfurcht tun und jeden Bissen mit einem Treuschwur segnen.

Einzelgräber und Massengräber. „Hier ruht ein deutscher Soldat.“ . . . ein deutscher Offizier, . . . ein französischer Hauptmann.“ Eine gewaltige Erdbterrasse trägt zwei Kreuze: 300 Bayern und 400 Franzosen schlafen drunter. Und tief unten am Bach eine ganze Gräberstadt: 1800 Franzosen und 22 Deutsche. Feldgraue Gärtner arbeiten tagaus, tagein, die Hügel sommerlich zu schmücken, und viele Vergißmeinnichtkränze leuchten ihr helles Himmelblau. Auf den Feldern könnten Schlachtenbummeler noch gute Jagd halten. Da liegen Tornister und Kochgeschirre, Uniformen, Stiefel, Trinkbecher, geleerte Konservebüchsen, rostige Messer, Böffel und Gabeln, Patronenhülsen, Granatköpfe und Sprengstücke noch jezt in unglaublicher Menge umher, hauptsächlich Dinge, die der geschlagene, fliehende Feind von sich warf. Die Schützengräben stehen noch in langen gelben Schlangelinien offen, die breiten Artilleriebedeckungen gähnen noch wie Rautermäuler aus der Tiefe herauf, die halbzerstörten Drahtverhaue sind noch da, — alles, als wäre hier vor Tagen erst die große blutige Schlacht geschlagen worden. Was konnte einladender und begeisternder für unsere Gefechtsübungen sein als dieses ruhm- und ehrenreiche Kampfgeschehen?!

So haben wir unsere gesunden Leiber gestählt und unsere wiedergeborenen Kräfte in trohigen Sturmangriffen auf die Höhen erprobt, deren Freiheit und Unverletzlichkeit unsere gefallenen Kameraden mit ihrem letzten Herzschlag besiegelt haben. Wunden und Leiden liegen weit hinter uns wie verwehte Träume. Unsere Wangen sind wieder rot, unsere Muskeln wieder straff, unsere Glieder wieder geschmeidig und unsere Blicke wieder hell und zukunftsbedürftig geworden. Nun wollen wir nicht nur, nun können wir auch wieder hinaus, dorthin, wo wir schon längst mit unserer Sehnsucht sind: an die Front, an den Feind, unter den rauschenden Purpurflügel unserer Regimentsfahne.

Es gehört gewiß zu den unvergeßlichen Erinnerungen, den Ausmärschen unserer Truppen beim Beginn des Feldzuges erlebt zu haben. Aber viel gewaltiger ist doch der Anblick der feldgrauen Riesentonnen, die zum zweiten Male in den Kampf ziehen. Sie kennen den Krieg, sie wissen vor allem, was ihrer wartet — aber sie wissen nun auch, daß sie unbesiegbare sind. „Wir müssen siegen!“ riefen wir damals in flammender Wut, heute lagen wir mit stolzer Sicherheit: „Wir werden siegen.“ Funkelnagelneu gerüstet und gewappnet von der grauen Helmspitze bis zu den Sohlennägeln geht's mit dröhnenden Marschritten zum Bahnhof hin, durch die wintenden Menschenmauern hindurch haßt unser Kriegsgesang:

Es sind die alten Schwerter noch,
Es ist das deutsche Herz;
Ihr zwingt sie nimmermehr ins Joch,
Sie dauern aus wie Ery.

Des Sieges sicher. Von Dr. Peter Rosegger.

Das liebe „Daheim“ läßt mich ein, ihm meine Gedanken über den Krieg zu schreiben. Nun ist über diesen Krieg schon so viel gesagt worden, daß mir zu sagen nichts mehr übrig bleibt. Abgesehen davon, daß einer, der selber nicht mittun kann, am besten tut, zu schweigen. Und wem gelänge es, die Gefühle, die uns beherrschen, stets mit dem richtigen Worte zu decken? Unzulänglich sind fast alle Versuche, das unfaßbare Geschehene zu sagen und zu singen. Wir sind mit dem Worte weniger mächtig als mit der Faust. Und es ist gut so. Der Entrüstung, der Trauer, der Hoffnung ist das ihre geworden — über das Ereignis an sich wird man erst sprechen können, wenn wir es in einer gewissen Entfernung hinter uns haben.

Und doch, das volle Herz geht bei jeder Erschütterung über — man sollte es lieber nicht anrühren. Eines wird man wohl gestehen müssen, daß uns Dabeimgebliebenen härter geschieht, als ihnen, die vor der Front stehen. Tatlos sein müssen, wenn man sie in schwerem Ringen weiß! Unheimlich ist der Kriegslärm, der Sturmhauch, der durch den Blätterwald rauscht; aber wenn es dann einmal still wird, — man hört nichts, erfährt nichts — das ist noch unheimlicher. Mich wundert es nicht, und ich nehme es dem Menschen nicht übel, wenn er zeitweilig verzagt ist, deshalb muß er noch lange kein Klageweib sein. Liebste Angehörige vor dem Feinde zu wissen, den Sohn, den Gatten, den Bruder, den Freund — das gibt schon manchmal das Recht, lange aufzuseufzen, es mag der Opferwille und die Zuversicht noch so groß sein.

Und hier könnte einer, dem das Wort geläufiger ist, als das Schwert, hier könnte er einsehen, um zu beruhigen, aufzurichten mit aller Herzensteilnahme. Manche Wunde, die das Schwert geschlagen, ist zu lindern mit liebevollem Wort: mit solchem Worte auch zu Hilfe rufen alle, die im Wirken und Geben helfen können: das wäre die Aufgabe des Schrifttums in diesen Tagen.

Wir haben unsere Herzen ja offen zu halten für ungeahnte Freuden. Fast jeden Tag bringt uns das Geschick etwas Trostreiches. Trotz aller Not, die der Krieg irgendwie in jede Familie geschleudert hat, stehen wir unter einem beispiellosen Segen des Himmels. Die Gnade kam vorausgegangen schon in jenen ersten Augusttagen, als die gewaltigsten Mächte der Erde mit allen ihren Mitteln über uns herfielen. Zwei Kaiserreiche Mitteleuropas, die man auf der Karte schier mit der Fingerpiße zudecken kann im Vergleich zu den weiten Ländern der wütenden Gegner! Und diese zwei Brüderreiche haben sich nicht gefürchtet. Mit entschlossenem Mute nahmen sie den Kampf auf. Tag um Tag, Woche um Woche mußte Leben und Land erstritten sein. Eingekreist sahen sie sich von Kanonen und Bajonetten — einer Dornenkrone, wie sie so stolz noch

kein Volk getragen hat. Und heute, nach mehr als zehn Monaten, reich an grausen Schlachten, stehen wir der Welt von Feinden noch ebenso stark und zuversichtlich, wie am Anfang gegenüber. Große Teile des Feindes sehen wir erlahmen, neue aufstehen — wir bleiben aufrecht und kämpfen um unser Dasein. Da sieht man, was das im Volke wie im Einzelnen für eine Macht ist, sich schuldlos und im Recht zu wissen.

Immer wieder hört man, — hier zur Anklage, dort zur Rechtfertigung — die Frage: Wer hat angefangen? Natürlich wir. Den Doppelschuß von Serajewo, den türkischen Mobilisierungsvorstoß der Russen, sowie die plötzlich enthüllten Abmachungen der übrigen Spießgesellen hätten wir wohl bloß dandend zur Kenntnis nehmen, im übrigen ergebenst um ein Gnabengehalt bitten sollen? — Nein, wir rissen die Pforte des umzingelten Hauses auf: Zurück, ihr Schurken! — Was sie nun auch sagen mögen, wir waren in jener Notwehr, die von jedem Kriegs- und Zivilgericht freigesprochen wird. — Das sind feldgraue Gedanken; wenn sie auch auf der Fläche des Alltags stehen, bleiben sie doch wahr. — An Eines erinnere ich noch: wären die Deutschen aufgerufen worden, einen Eroberungszug in fremde Länder zu machen, um Krämer Vorteile oder Ruhmesglanz zu erwerben, niemals hätten sie Erfolge geleistet, am wenigsten in so geschlossener und entschlossener Einheit. Für Raub und Schacher und Eitelkeit opfert der Deutsche die Besten seines Volkes nicht. Nein, jetzt geht es um seinen höchsten Preis — um ihn selbst.

Wir können nicht sagen, wie dieses Schlachten enden wird. Wir ist auch nicht behaglich, wenn Einzelsiege allzu übermäßig ausgeschrien werden. Das Schicksal hat's nicht gern, wenn man ihm den Jubel vorweg nimmt. In der Seele fühle ich die Gewißheit, daß wir bestehen. Was dieser Krieg an äußeren Werten vernichtet, das wird er an unserem inneren Werte vermehren.

Vor Jahresfrist noch, als man die Leute so dahinrasen sah nach Gewinn und Genuß und wie sie in verhängnisvollen Abarten der Kultur versanken, damals hatte ich größere Sorge um das Deutsche Volk, als heute, da es im heiligen Feuer der Not steht, in der Hand das Schwert, im Auge das Licht des Gottvertrauens.

Wie anders, mein Volk, wie groß bist Du geworden! Die Feinde, erfüllt von grimmigem Haß, sie sind gezwungen Dich zu achten, Dich — das sie zertreten wollten — zu bewundern! Geläutert wie edles Metall gehst Du hervor aus dem Feuer, bestimmt für eine andere größere Aufgabe, als Deine heutigen Gegner ahnen können.

So, meine Freunde, lege ich mir dieses ungeheuerere Erlebnis zurecht, so ertrage ich es — und so bin ich des Sieges sicher.

Unsere Verteidigungsstellung im Westen.

Der Kampf um Ypern hat zeitweilig an Heftigkeit nachgelassen. Wir lassen uns zunächst an den dort errungenen erfreulichen Erfolgen genügen und sind zufrieden, daß wir die feilschförmig in unsere Linie vorspringenden Stellungen der Feinde zurückgedrängt und die Länge unserer dortigen Front erheblich verkürzt haben.

Was liegt schließlich zunächst an dem Besitz der fast völlig zerstörten Stadt selbst! Zur rechten Zeit werden unsere Truppen schon die verwüsteten Straßen durchziehen. Die Verheerung, die hier der Krieg in den monatelang hin und herwogenden



Kronprinz Rupprecht von Bayern mit General von Breitkopf in Flandern. Phot. Hoffmann.

Kämpfen angerichtet hat, soll unbeschreiblich sein. Das blühende Land ist von Granaten durchwühlt, wie von Pflugscharen, die Häuser, die Ortschaften sind weggefeht wie von einem Taifun. Eine Weile klauten hier die Kämpfe ab; um so wütender jagt zur Zeit der Sturm der Schlacht über einen anderen Teil der Front: an der Loosdrechtshöhe. In lieblichen Farben steigt der flache Höhenzug von sanften Hängen begleitet, aus der Ebene empor, ein Laubwald, das Bois de Boevigny, krönt die Kuppe; sie grüßt den Beschauer wie eine deutsche Landschaft. Aber auf

der Höhe herrscht das Grauen. Seit Wochen, seit Monaten wird hier um jeden Zoll Bodens gerungen. Nach den sachlichen Berichten der Heeresleitung sehen wir das von Granaten zerwühlte Erdreich; Tausende, Freund wie Feind, sanken hier oben dahin. Die Wallfahrtskapelle von Notre Dame de Lorette liegt in Trümmern. Aber um eben diese Trümmer entbrannte neuerdings der Kampf so furchtbar wie wohl nächst Ypern an keiner Stelle der westlichen Front. Denn ein Aberglaube hängt daran, ein Aberglaube, der erst in den letzten Wochen entstanden zu sein scheint, den vielleicht ein kluger Führer den Soldaten ins Ohr geraunt hat: wer die Kapelle auf der Loretohöhe in Besitz hat, auf dessen Seite wird der endliche Sieg fallen. Arme Toren, die aus solchem Grunde wieder und wieder gegen die Kuppe stürmen und dahinsinken und ihr Leben verhauchen. Gewiß, wir wollen den Mut und die Todesverachtung, mit der die Franzosen alles daransetzen, die Höhe zu gewinnen, nicht unterschätzen. Aber wenn man einmal psychologische Schlüsse machen will, muß man doch sagen: es muß mit der Siegeszuversicht, mit dem Vertrauen in die eigene Kraft bei den Franzosen doch sehr schlecht bestellt sein, wenn sie sich an solche Vorstellungen binden. Das ist die Art des Spielers, der sein Glück an den Zufall und an Talismane knüpft, bis die Stunde kommt, da er alles verlor und ihm nur eines als Ausweg scheint: der Selbstmord. Ob so das Ende unserer Feinde sein wird? Unserer Feinde ringsum?



„Dolomitenkletterei“ im Schützengraben.

Es könnte sein, daß an ihnen wieder wahr würde zu ewigem Beispiel in der Weltgeschichte: quem deus perdere vult, eum obcaecat — wen Gott verderben will, schlägt er mit Blindheit — an England, an Frankreich, an Italien und an Rußland. Die Zeichen mehrten sich. Unsere Offensive im Osten schreitet von Sieg zu Sieg — 122 000 Gefangene brachte uns die erste Hälfte des Juni zu den vielen Hunderttausenden, die wir schon in unserm Lande ernähren müssen — neue Überraschungen für den russischen Koloß, der elend ins Wanken gekommen ist, bereiten sich vor. An den Dardanellen haben die feindlichen Flotten Verluste erlitten, die sich kaum wieder gut machen lassen. Die Landungstruppen, ohne den Schutz der Schiffe, werden bald aufgerieben sein. Unsere Defensive im Westen steht unerschüttert. Mag bald hier bald da an der Front aus Funken ein Brand werden und zum Himmel lodern, er stinkt in sich zusammen. Mögen hier und da ein paar hundert Meter unserer Front abbröckeln, was macht das auf einer Linie von 500 Kilometern, und wenn heut ein Graben verloren ging, so nehmen wir ihn morgen oder übermorgen wieder. Freilich Opfer müssen wir bringen, hart und schwer, aber es ist gut, daß wir uns wieder einmal unser Vaterland so teuer mit Blut und Tränen erkaufen müssen. Und aushalten müssen wir bis zuletzt, bis England am Boden liegt und seine Bundesgenossen mitreißt. Ein halber Sieg ist eine ewige Niederlage; ein fauler Frieden ist ein ewiger Krieg.



Der Kriegsschauplatz südlich der Loretohöhe: der Weg, der von Villers au Bois nach der heißumstrittenen Zuckfabrik von Souchez führt. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.



88

Reservetruppen während der Kämpfe zwischen Neuve-Chapelle und Armentières. Phot. W. Braemer.

88



Nach dem Kampf zwischen Neuve-Chapelle und Armentières: Zerbrochene Unterstände unserer vordersten Stellungen. Phot. W. Braemer.



Der alte z. D. Von Margarete von Frankenberg.



Durch Zeil und Straßen hör' ich's im festen Schritt und
Tritt,
Da ziehen sie zu Felde: Komm mit, komm mit, komm mit!
Mich braucht ihr nicht zu rufen, ich stehe schon bereit,
Ich trage ja noch immer des Königs Ehrenkleid,
Und mein Gewappen hängt schon so lange scharf und blank,
Daß ich's mit schnellem Griffe mir von der Stelle lang'.
Mein Vater schwang die Klinge im deutschen Bruderkrieg,
Mein Bruder trug sie siebzig glorreich von Sieg zu Sieg.
Auch mir willst du nun dienen, du liebes, teures Schwert,
Halt fest nur, gute Klinge, Herr Gott den Arm mach' stark,

Daß sie den Feinden fahre wie Blizschlag in das Mark.
Nur laßt mich vor, ihr Jungen, vorn ist mein Platz für-
wahr,
Hab' ich doch auf dem Scheitel so manches schöne Jahr.
Und wo die Schlacht am schwersten, der Kampf am schärfsten
steht,
Da ist die rechte Stelle, die ich für mich erwählt.
Möcht' auf dem Stroh nicht sterben, will sterben auf dem Feld,
Wenn meine heiße Klinge uns Feind auf Feind gefällt,
Wenn uns nach wilden Stürmen der Siegesruf erschallt
Und Dank und heller Jubel zum hehren Himmel hallt.

Die Deutsche Burg. Von Walter Vierter.

Wir bauten an unsrer Welt
Friedlich und redlich.
Wir haben Stein über Stein gestellt,
Keinem Reider und keinem schädlich.
Türmen wollten wir unsern Bau,
Zu einer schimmernden Edelburg,
Der Menschheit eine verheißende Schau,
Augendorn nur für Schuft und Schurk' ...

Und Schufte kamen, und Schurken kamen.
Und hoben die freche, begehrlige Hand.
Die Reider in der Gerechtigkeit Namen:
Nun brennt und sengt, nun soll sie sein
Geschmettert in Grund,
In Schutt zermalmt und zerbrannt,
Verschlungen von Krieges höllischem Untiermund ...

Aber nicht, ihr vielen Feinde, allein
Aus hartem Stein
Bauten fleißige Hände den strahlenden Bau —
Da ward ein Mörtel gemengt,
Durch den ist Quader an Quader gezwängt

Wie Eisen sich schmiedet an Eisen.
Trifft ein Wurf hart auch und rauh,
Dröhnt er wohl, vom Sturmbock bedrängt,
Steht in tausender Zungen schimpfendem Schwall:
Fern doch dem Fall,
Fest bleibt der Mörtel, der die Quadern hält,
Stählerner sich als Stahl zu weisen ...

Denn der Mörtel ist nicht von dieser Welt ...
Denn der Mörtel ist aus den Herzen gehoben,
Die haben ihn zwischen die Quadern gehoben,
Heißen Mörtel aus Herz und Hirn ...
Da wird kein Stein gesprengt, keine Quader gespellt.
Da trugt eine Burg mit eherner Stirn.
Und der Feind hat ihrer nicht Macht.
Da mag es gegen die Wehren rennen,
Mag himmelauf branden, mag himmelauf brennen:
Die stürzt kein Krieg in Grauen und Nacht ...

Denn den Bau, die schimmernde Edelburg,
Augendorn nur für Schuft und Schurk',
Glühender Herzen Glaube hat ihn ewig gemacht.



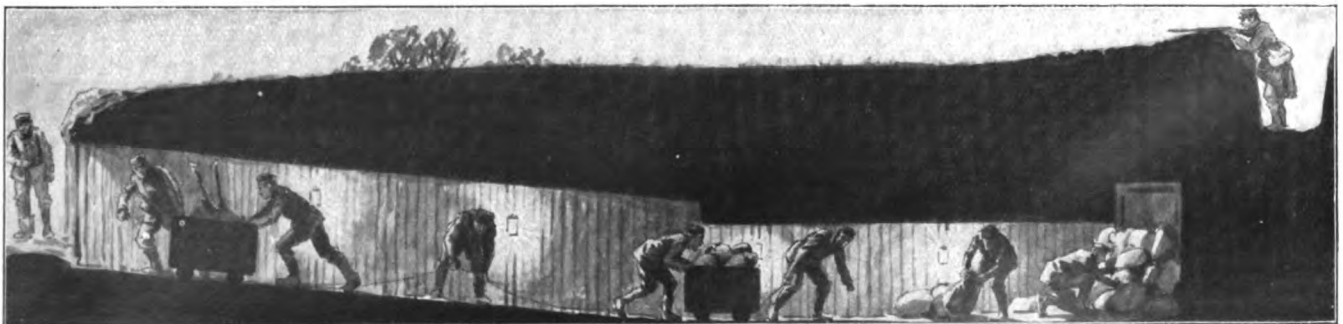
Der Minenkrieg. Von Generalleutnant z. D. Schott.



Der Minenkrieg ist in des Wortes wahrster Bedeutung
das dunkelste Gebiet aller Kampfhandlungen. Während der
Flieger im unbegrenzten Lichtraum des Äthers seine Kreise
zieht, um den Gegner zu erspähen oder Tod und Verderben
bringende Geschosse auf ihn hinabzuschleudern, arbeitet im
finsternen, schmalen und niedrigen Stollen kauernd der Mineur
tief unten im Boden sich langsam und mühselig dem Feinde
entgegen. Dem Kämpfenden auf und über der Erde dient
das Auge zu seinem Erkennen. Dem Mineur ist das Sonnen-
licht ver sagt. Im Dunkel seines Gebietes kann er sich nur
auf sein Ohr verlassen. Täuscht es ihn, hört er nicht früh-
zeitig genug das Scharren und Klopfen und Hämmern des
Gegenmineurs, dann gräbt und schaufelt er sein eigen Grab!
Die feindliche Mine, die nur einen Augenblick vor der seinen
gezündet wird, zermalmt und verschüttet ihn in seinem engen

Stollen, rings alles vernichtend, was Leben und Odem hat.
— Früher konnte man sich den Minenkrieg im Gegensatz zu
den Sprengarbeiten im Felde nicht anders vorstellen, als einen
Teil des Nahangriffs auf Festungen. Man wollte mit Hilfe
großer Minen Bresche in die äußere Grabenwand legen, die
durch ihre Lage der Geschützwirkung entzogen war. Das In-
breschelegen der inneren Grabenmauer dagegen fiel den Bresch-
batterien zu, die mit indirektem Schuß von weither diese Auf-
gabe zu erfüllen hatten. Die Breschen bildeten die Gassen
für die Sturmtruppen, um in das Innere der Werke einzu-
bringen. Es war Ehrensache des Kommandanten die Festung
nicht eher zu übergeben, bis die letzte Verteidigung auf der
letzten Bresche niedergekämpft worden war. —

Den Sturmangriff aber erst auf die Breschierung zu grün-
den, bedeutete ein Unternehmen von langer Dauer. Denn



Mineure im Stollen. Skizze von Alfred Koloff.



Vorrückende Infanterie. (Zum nebenstehenden Aufsat.) Zeichnung von Alfred Höllof.

dem Minenangriff des Belagerers setzte der Verteidiger einen Gegenangriff mit Minen entgegen. Zur Durchführung dieses Gegenangriffes besaßen die Werke vielfach sogenannte Kontermineer-Systeme. Das waren nach bestimmten Regeln angeordnete, vom Graben aus vorgetriebene, massiv ausgebaute Haupt-, Zweig- und Horchstollen, die wie die Arme eines Polypen tief unter der Glacisfläche den Boden auf gewisse Entfernungen durchzogen. Bei drohender Belagerung wurden diese Kontermineer-Systeme ausgebaut, d. h. die Horchstollen durch Schurzholzbau verlängert und alle Vorbereitungen zur Durchführung des Minenkrieges getroffen.

Schritt der Sappenangriff bis in den Wirkungsbereich des Kontermineers heran, so suchte dieser die vordersten Laufgräben aus den Spitzen seiner Horchstollen durch Bohrminen zu zerstören und die Grabenarbeiter zu verschütten. Der Belagerer wurde hierdurch erst zum Minenriege gezwungen, bevor er seinen Sappenangriff fortsetzen konnte. Er setzte daher sobald als möglich von einem „Minenlogement“ d. h. einem breiten Laufgraben aus seinen Angriff an. Er ging mit einer Reihe von „Schleppschächten“, das sind schräg nach unten fallende Stollen, vor, um von deren Ende mit starken Ladungen möglichst große Trichter auszuwerfen. Ein solcher Trichter bot natürlich Schutz gegen Feuer und Sicht von der Festung her, und man konnte von hier aus neue Schleppschächte gegen das Kontermineer-System ansetzen, um neue verheerende Trichterreiben zu sprengen.

Der Verteidiger suchte dieses Vorgehen dadurch zu verhindern, daß er in seinen äußersten Horchstollen Horchposten aufstellte, die nach dem Gehör beurteilen mußten, in welchen Richtungen und Entfernungen der Angreifer seine Stollen vortrieb. Waren sie in erreichbarer Nähe angelangt, so suchte er sie „abzuquetschen“, d. h. es wurden kleinere Ladungen in der Richtung des Geräusches abgeschossen und so die feindlichen Stollen zerstört — „abgequetscht“ —, bevor von ihnen aus große Trichter gesprengt werden konnten. Es kam darauf an, diese Quetschladungen so klein wie möglich zu halten, damit auf der Erdoberfläche dem Angreifer keine Deckung geschaffen wurde. Gelang das Quetschen, so war er gezwungen noch einmal von vorn anzufangen. Das bedeutete für ihn Zeitverlust, für den Verteidiger Zeitgewinn. Gelang es ihm aber recht große Trichter zu sprengen, so vernichtete er einen Teil des Minen-Systems des Verteidigers, dem es schwer war, in dem zerstörten und mit giftigen Gasen verseuchten Boden wieder Raum zu gewinnen.

Ein schneidiger Angreifer versuchte auch wohl, durch einen Schachtminenangriff dem Minenriege ein frühes Ende zu bereiten. In dunkler Nacht schlichen Pioniere bis nahe an den Glaciskamm vor und tauschten so schnell als möglich über den Zugängen zum Kontermineer-System Schächte ab, brachten dort große Ladungen zur Explosion und schnitten so das ganze System einfach ab, alles was darin lebte und arbeitete dem Tode weihend.

In einem Kriege, in dem schon so viele Werke umgewertet sind, wurde gegen eine belagerte Festung kein Minenrieg mehr geführt. Diejenigen, die wir bezwangen, fielen durch die unmittelbare Gewalt moderner Kampfmittel und durch unerhörten Mut und Schneid unserer Sturmtruppen! Aber was kein Mensch mehr gedacht und geahnt... der umständliche, langwierige und schaurige Minenrieg, den schon so mancher begraben gehofft hatte, lebte plötzlich wieder auf... in Schützengräben! Ja der alte Minenrieg, von dessen Schrecknissen noch manche Überlieferungen erzählen — man braucht nur an Schweidnitz und Gwaßtopol zu erinnern — ist wieder erstanden in neuer Form und in alter Furchtbarkeit!

Nicht an das alte Schema eines fein ausgeklügelten Systems bindet er sich, das Verfahren ist weniger verwickelt, und die Zwecke sind andere geworden. Entweder will man einen stark besetzten feindlichen Stützpunkt oder einen Schützengraben vernichten, dessen Besetzung durch offenen Sturmangriff unzählige Opfer fordern würde, oder man will vor seinen vordersten Linien Deckung bietende tiefe Gruben erzeugen, die dann durch Sappeurarbeit zu einer zusammenhängenden vorgeschobenen Stellung ausgebaut werden.

Aber das ist doch nicht so ganz einfach. Der Offizier bestimmt Richtung und Fall des Stollens. Dann fängt die Arbeit an. Der Mann vor Ort kniet mit der Lettenhaue den Boden loder und schafft ihn mit kurzem Spaten zurück, ein zweiter und ein dritter sind ihm behilflich. Sobald ein schmaler rechteckiger Raum geschaffen ist, setzen die Pioniere den Rahmen. Zuerst wird die Schwelle verlegt, dann die Seitenbretter aufgestellt und verzapft und schließlich das Firstbrett darüber befestigt. Dann wird Aufraum für den nächsten Rahmen gemacht und dieser dicht an den ersten angelegt. Das geht zuerst ganz gut und leicht, aber je weiter man im Boden fortschreitet, desto schwieriger und schließlich gefahrvoller wird die Arbeit. Man denke sich drei Leute vor Ort und über hundert Meter weit vom Eingang in tiefer Dunkelheit, die nur vom trüben Licht der Minenlampen spärlich erhellt wird. Der gewonnene Boden wird von anderen Leuten in dem niederen Gang immer in

gebückter Haltung mit Minenhunden zum Ausgang befördert. In welcher Atmosphäre müssen die Leute vor Ort atmen, trotzdem man durch Ventilatoren die schlechte Luft abzusaugen und Frischluft einzudrücken bemüht ist. Dauernde Beobachtung hält den Stollen in der gegebenen Richtung und Tiefe. Je mehr man sich dem Feinde nähert, um so mehr wächst die Gefahr. Oft muß die Arbeit durch Horchdienst unterbrochen werden. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauscht der Horchposten, das Ohr gegen den Boden gedrückt. Es ist alles still. Wieder werden einige Rahmen gesetzt, und wieder wird atemlos gehorcht. Wieder nichts, und weiter geht die Arbeit. Dann Messung: Der Punkt ist erreicht. Die Pulvertammer wird ausgehoben und wieder in Spannung gehorcht. Man glaubt ein Geräusch zu vernehmen. Irrtum. Alles bleibt still. Nun schleppen die Pioniere das Pulver in Säcken heran, die fest in die Kammer gepackt werden. Andere strecken die elektrischen Leitungen, die Sprengkapseln werden in Ladung gebracht und mit der Leitung verbunden. Dann wird verdammt, d. h. man bringt schwere Verriegelungen aus Holz vorn im Stollen an, fest gegen die Ladung gepreßt, dahinter lange Sandsackpackungen und wieder Verriegelungen, damit der Widerstand hier größer ist, als der nach oben und die Mine nicht nach rückwärts „ausblasen“, sondern nach oben ihre volle Wirkung ausüben kann. Nun wird alles aus dem Stollen gezogen. In gebückter Stellung steht der Offizier am Zündapparat. Meldungen und Befehle fliegen durch die Fernsprecher, Infanterie und Pioniere mit Handgranaten und Berzengern stehen vorn in den Deckungen bereit. Nervöse Spannung auf allen Gesichtern. Das Feuer der Artillerie, das bisher ununterbrochen gewirkt, wird weiter nach vorwärts verlegt. Jetzt spricht der Pionier! — Eine kurze Handbewegung des Offiziers am Apparat... ein dumpfer, grollender Donner. Eine furchtbare schwarze Säule von Boden, Rauch und menschlichen Gliedern tost empor aus den Tiefen der Erde. Dies ist das große Signal: Die Sturmkolonnen brechen vor. Tod, Verzweiflung und Verwirrung beim Feinde — schon blitzen die Bajonette auf der Brustwehr, Handgranaten halten furchtbare Ernte... das Werk ist in unserem Besitz! —

Aber auch unter der Erde kommt's oft zum Kampf. Der Horchposten hört ein Geräusch vorwärts, halbrechts. Telefonisch meldet er zurück. Der Offizier befiehlt Ruhe. Er eilt an Ort. Totenstille. Da — ein Scharren und Klopfen. Der Feind arbeitet entgegen. Mit geübtem Ohr wird die Richtung festgelegt. Das Geräusch wird deutlicher. Der feindliche Stollen schreitet quer ab vor der eigenen Spitze, etwas höher vorbei. Es vergehen Stunden. Jetzt ist es Zeit. Der Minenbohrer wird angelegt. Langsam, möglichst lautlos drehen die Leute. Der Gegner stellt die Arbeit plötzlich ein. Auch er horcht. Der Bohrer steht. Kein Laut. Der Feind arbeitet weiter, der Bohrer auch. Nun die Ladung. Wieder elektrisch gezündet, nachdem die Leute aus dem Stollen herausgenommen sind. Man hört fast nichts. Die Gase werden abgelaugt, endlich kann man den Stollen wieder betreten. Der feindliche Stollen ist abgequetscht, die tapferen Mineure, die dort auch für ihr Vaterland kämpften, liegen im Boden verschüttet, verflümmelt — erstickt...

Kürzlich wurde man durchschlägig, d. h. ein Stollen des Gegners, in dem gerade nicht gearbeitet wurde, wurde von einem der unsrigen erreicht. Die braven bayrischen Pioniere stießen dabei auf eine fertige Ladung. Jeden Augenblick konnte sie explodieren. Aber die Leute behielten kalt Blut, holten Pulverlad nach Pulverlad heraus, schnitten die Leitung durch und hatten den Humor, die Pulverfäße durch Sandsäcke zu ersetzen. „Nun lassen's schieß'n!“ Die Franzosen werden vergeblich auf den Erfolg ihrer Mine gewartet haben!

Auch mit den Waffen in der Hand wird in dem Stollen gekämpft. So stieß neulich eine Handvoll waderer Pioniere auf einen feindlichen Stollen. Zeit zum Quetschen war für beide Teile nicht mehr vorhanden. Die Franzosen wurden niedergemacht, die Pioniere drangen vor und befanden sich unerwartet im feindlichen Schützengraben. Die Überraschung dort war, als man plötzlich leibhaftige Deutsche mit Handgranaten vor sich sah, so groß, daß man sich schleunigst von Traversen zu Traversen zurückzog, immer Schutz suchend vor den elenden Konservenbüchsen mit dem todbringenden Sprengstoff-Inhalt. Und ehe noch französische Verstärkungen herankommen konnten, kam unsere Infanterie zu Hilfe: der Graben war uns!

Viel Mannesmut und Heldentum wirkt auch auf diesem dunkeln Kampfgebiet, auch wenn dies nach außen nicht so in die Erscheinung treten kann. Über überall, wohin auch der Pionier gestellt worden ist, hat er mit Mut und Unererschrockenheit sein Leben in die Schanze geschlagen. Wie er in offenem Kampf am 22. August 1914 bei Vertrieß eine französische Fahne erobert, erkämpft er im finsternen Schoße der Erde Zoll um Zoll den Weg, der in die feindlichen Werke führt. — Nicht beim Überstreiten von Strömen, beim Überwinden von Hindernissen, beim Sturm auf Festungen allein, auch hier beim Vordringen in nächtigem Dunkel, tief unter Tag, ist der Pionier der Vorläufer und Bahnbrecher zum Sieg! —

Kriegschronik:

17. Juni: Kämpfe bei Souchez, Moulin sous Touvent, Meheral. — In Galizien Dachnow und Lubaczow erstürmt, ebenso der Westteil von Grodek. Rückzug der Russen auf Tarnogrod.
18. Juni: Vergebliche Angriffe bei Arras und nördlich des Kanals von La Bassée; bei Arras entzogen die blutigen Verluste der Gegner denen in der Schlacht in der Champagne. — Beiderseits Tarnogrod werden die Russen gegen den Tanew-Abschnitt zurückgeworfen.
19. Juni: Kämpfe bei Corettohöhe, Neuville, Arras, Embremenil und Hilfsenst; ebenso bei Sewale und Wolkomzina. — In Galizien wurde die Grodek-Stellung der Russen durchbrochen; Grodek, Komarno und Ulanow besetzt.
20. Juni: Mänsen von den Franzosen heftig beschossen. — In Galizien wurden die Russen hinter die Straße Solkiew-Ramarska geworfen; die russischen Stellungen beiderseits der Lemberger Straße gestürmt. — Italienische Brigade östlich des Falsales geschlagen. — Der englische Panzerkreuzer „Roxburgh“ von deutschem U-Boot torpediert.
21. Juni: Kämpfe in den Argonnen und auf den Maashöhen; Meheral von uns geräumt. — Ramarska genommen.
22. Juni: Angriffe bei Dixmuiden, an der Corettohöhe und bei Arras abgefallen. — Lemberg

durch österreichisch-ungarische Truppen erstürmt. — Bei Seddul Bahr erneute Niederlage der Engländer und Franzosen. — Deutsches Flugzeug vernichtet russisches U-Boot.

23. Juni: Dünkirchen, Bergues, Furnes und Cassel erfolgreich beschossen. Kämpfe bei Souchez, Luneville, auf den Maashöhen und bei Ban de Sapt (Dogesen). — Die Szczerek-Stellung zwischen Dnjeſtr und Lemberg genommen. — Italienische Angriffe an der Isonzo-Front abgewiesen.
24. Juni: Kämpfe an der Corettohöhe, bei Souchez und auf den Maashöhen. — Die Armee Cinsingen überschreitet zwischen Halicz und Surawno den Dnjeſtr; Ostrowiczow und Sandomierz von unseren Truppen besetzt. — An der Kärntner Grenze starker italienischer Angriff zurückgeschlagen.
25. Juni: Französische Angriffe in den Argonnen und auf den Maashöhen scheiterten. — Armee Woyrsch überschreitet in der Verfolgung das Nordgebiet südlich Ilza; nordwestlich Halicz mußten Teile der Armee Cinsingen auf das Südufer des Dnjeſtr zurückgenommen werden. — Italienische Angriffe östlich Ronchi und gegen Görz abgewiesen.
26. Juni: Kämpfe bei Souchez, Neuville, Souain, Perthes, auf den Maashöhen und östlich Luneville. — Südöstlich Oglenda (nördlich Pragny) russische Stellungen erstürmt. — Armee Cinsingen ist in fortschreitendem Angriff auf dem nördlichen Dnjeſtr-Ufer; Kämpfe nordöstlich Surawno und bei Choborow.
27. Juni: Kämpfe bei Arras, in den Argonnen, auf

den Maashöhen und südwestlich Les Eparges. — Die Höhen des nördlichen Dnjeſtr-Ufers zwischen Bukaczowce und Choborow erstürmt; feindliche Stellungen nordwestlich Ramarska genommen; bei und südlich Bobrka die neue russische Front durchstoßen.

28. Juni: Angriffe der Franzosen bei Arras, am Labyrinth nördlich Ecurie, in den Argonnen und hart östlich Meheral abgewiesen. — Halicz besetzt; der Dnjeſtr auch hier von Armee Cinsingen überschritten. Nördlich Lemberg nähern wir uns dem Bugabschnitt. Plazow erstürmt. — Marineflieger bewirft italienischen Fesselballon und feindlichen Artilleriepark mit Bomben.

29. Juni: Kämpfe bei Arras und Les Eparges, östlich der Tranche, bei Les Remabois und westlich Leintrey-Goebrexon; Beobachtungsposten auf der Kathedrale von Soissons durch unsere Artillerie beseitigt. — Die Russen über die Gnila-Cipa geworfen, die auch nördlich Kamionka über den Bug gehen und bei Ramarska und Tomasow zurückgeschlagen werden.

30. Juni: Angriffe im Labyrinth und auf den Maashöhen zurückgeschlagen. — Zwischen Bug und Weichsel erreichen wir Belz, Komarow, Zamocz; auch auf dem linken Weichselufer in Gegenb Samidost und Ozarow gehen die Russen zurück. — Italienische Angriffe bei Plava, Sagrado, Selz und Monfalcone abgefallen. — Die Werft von Belgrad durch Luftzeuggeschwader mit Bomben belegt.

Lemberg befreit!

Als am Spätabend des 22. Juni die Glocken läuteten, wußte jeder, daß Lemberg, die schöne, wichtige Hauptstadt Galiziens, den Russen wieder entzogen war, und alles jubelte laut. In Lemberg selbst atmen die Bewohner auf, daß der russische Alp, der seit dreiviertel Jahren schwer auf der Stadt gelastet hatte, von ihnen genommen ist, und in ganz Österreich-Ungarn und Deutschland sieht man die Befreiung der Stadt durch die Verbündeten als ein Wahrzeichen dafür an, daß nun bald die Stunde schlagen wird, wo der letzte Russe flüchtend den Boden Galiziens verläßt. Durch ganz Mitteleuropa jubeln die Glocken, von der Maas bis an die Memel, von der Elbe bis an den Belt, von den vergessenen Dörfern Ungarns an über die Alpen hin, über Wien und Berlin zum Rhein und darüber hinaus: ja selbst in Lille, wo

sonst aus Besorgnis vor Spionage nicht geläutet werden darf klingen die Glocken: Lemberg ist frei!

Als in den ersten Septembertagen die Nachricht kam, daß die österreichisch-ungarischen Truppen vor der russischen Übermacht zurückgehen mußten und Lemberg von den feindlichen Heeren besetzt worden sei, ging ein schmerzliches Bedauern durch unsere Herzen. Aber wir sahen ein, es ging nicht anders, und gaben uns der Hoffnung hin, daß es sich nur um einen Übergang handle. So ist es ja nun auch gekommen.

Beim Beginn des Krieges gegen Rußland war die österreichisch-ungarische Armee vom Sanwintal aus nordöstlich vorgestoßen, und in der dreitägigen Schlacht von Krasnif gelang es ihr auch, die Russen in 70 Kilometer breiter Front zu schlagen und zum fluchtartigen Rückzug gegen Ljublin zu zwingen.



Das befreite Lemberg.

Dieser Erfolg war aber nur gegen den schwächeren rechten Flügel der Russen erzielt worden, deren Hauptmacht 150 Kilometer weiter nach Südosten auf Lemberg marschierte. — Hier waren etwa 40 russische Infanterie- und 11 Kavalleriedivisionen angelegt, deren Ansturm um so wichtiger wirkte, als sie durch zahlreiche moderne schwere Geschütze, die den Verteidigern große Verluste zufügten, unterstützt wurden. Am 2. September wurde Lemberg noch von den österreichisch-ungarischen Truppen gehalten; aber die Heeresleitung gab doch schon bekannt, daß die Lage der Stadt gegenüber dem starken Vorstoß sehr überlegener russischer Kräfte schwierig sei. Sie wurde so bedenklich, daß noch in derselben Nacht die österreichisch-ungarischen Truppen aus Lemberg zurückgezogen wurden, um weiter westlich an den Grodeker Tischen in günstigerem Gelände neu aufgestellt zu werden. Als die Russen am Morgen des 3. September die im weiten Umkreis um die Stadt Lemberg errichteten Erdwerke mit Granaten und Schrapnells belegten, erhielten sie von dort keine Antwort; die österreichisch-ungarischen Truppen waren bereits abgezogen, um die offene Stadt vor einer Beschießung zu bewahren. Die Russen zogen nun in Lem-



Das Rathaus in Lemberg.



Die Jezego-Kathedrale in Lemberg.

berg ein und machten sie zur Hauptstadt eines neuen Gouvernements; russische Polizei und russische Behörden kamen, ja sogar die Schulen erhielten in Rußland hergestellte Schulbücher. Schließlich, kurz vor dem Durchbruch der Verbündeten am Dunajec, kam auch der Zar, der feierlich erklärte, die Stadt, wie ganz Galizien, gehöre nun für immer dem „ungeteilten Rußland“.

Nun dies „Immer“ des Zaren hat recht kurze Beine gehabt!

Lemberg ist ja, wie die österreichisch-ungarische Heeresleitung gelegentlich erklärte, „militärisch gewiß nicht einer der Waffenplätze, die für den Gang des Krieges maßgebend sein können.“ Trotzdem aber war sein Fall im vorigen September ein schwerer Schlag für unsere Verbündeten, und ebenso ist jetzt seine Befreiung vom Russenjoch für sie ein Grund zum Jubeln, und wir Deutsche jubeln in treuer Waffenbrüderschaft mit. Köstlich ist übrigens die Berichterstattung des russischen Generalstabs auch in diesem Falle gewesen. Über den Tag, an dem die Verbündeten nach Erstürmung der Festungswerke in die Hauptstadt Galiziens einzogen, und an dem das russische Heer fluchtartig weiter nach Osten zurückging, meldet er: „Aus Richtung Lemberg Gewehrfeuer.“



Der Bernardynski-Platz in Lemberg. Neue Photographische Gesellschaft phot., Berlin-Steglitz.

Die Freiwilligen. Von Paul Mohmann.

Tief bog ihren Leib des Tornisters Last,
Die wanken Knie brachen fast.
Gleich einem eisernen Ring umpreßte
Der Helm die Stirne, die schweißgenähte.
Wie glühendes Blei lag die Zunge im Mund,
Und die Füße waren so weh, so wund.

Sie meinten zu sterben vor Elend und Qual — —
Da gellte: „Zum Sturm!“ durch die Luft das Signal.
Sei, wie die Leiber da, die erschlafften,
Mit einem Male sich streckten und strafften!
Das quälende Traumbild verwehte, zerfiel,
Dem Feind entgegen die Stirn sich hob.

„Wo steckt er? — Wir werfen ihn wieder ins Meer!“
Und fester umklammert die Hand das Gewehr.
Die Kugeln, die ihre Häupter umfingen,
Die roten Brünnelein, die hoch aufsprangen,
Die schrillen Schreie — nichts hielt sie auf:
Sie stürzten vorwärts im Sturmeslauf.

Und plötzlich — weiß keiner, wer es begann —
Da hub auf einmal ein Singen an.
Die Füße glitten auf moorigem Grunde,
Doch jauchzend sprang es aus jungem Munde,
Und „Deutschland über alles!“ klang
Weit über das Schlachtfeld der Sturmgesang.

So singend vor in des Feindes Bau
Krochen sie über Verhaad und Verhau,
Über Wassergräben und berstende Hügel:
Das Lied von Deutschland, es trug sie wie Flügel.
Und singend führten sie Stach und Schlag,
Bis die Feinde besiegt und gewonnen der Tag. —

Und schlafen auch viele den ewigen Schlaf,
Die dort die tödliche Kugel traf,
Ihr Eltern und Freunde, ihr dürft nicht klagen!
Laßt euch das eine zum Troste sagen:
Wofür sie erglühten, sie haben's erreicht!
Singend und stehend stirbt es sich leicht.

Alltagsleben im Großen Hauptquartier. Von Oskar A. S. Schmitz.

Auf dem Anhalter Bahnhof in Berlin steht jeden Morgen und jeden Abend ein D-Zug mit der Aufschrift Berlin-Charleville. Er fährt geradenwegs in das besetzte Frankreich und ist fast ganz feldgrau bekleidet. Die wenigen Personen im Bürgerrod, die weiter als nach Diederhofen fahren, müssen einen besonderen Geleitschein haben, der nur denen ausgestellt wird, die in dem besetzten Gebiet etwas zu tun haben. Wer mit diesem Zug auch nur bis Frankfurt am Main fährt, was natürlich jedem gestattet ist, der kann bereits Beobachtungen über den neuen deutschen Menschen machen. Der Krieg hat gezeigt, wie wenig unsere Art im Ausland verstanden wird, und tiefere einheimische Beobachter erklären dies unter anderem damit, daß eben unsere Art noch nicht die klare Übersichtlichkeit gewonnen hatte, wie die der Franzosen, Engländer, ja der Amerikaner. Alle diese Völker zeigen einen mehr oder weniger ausgeprägten Typ, der einem angenehm oder unangenehm sein mag, der jedenfalls aber erkennbar und überstichtlich ist. Die leichte Verständlichkeit hängt möglicherweise mit geringerem Inhalt zusammen. Ein solcher deutscher Typ hat bisher noch gefehlt, nun aber steht er klar vor uns: in jenen feldgrauen Männern, die wir täglich sehen. Es ist nicht einfach der Typus des deutschen Offiziers, wenn der auch dem neuen deutschen Menschen den Umriß gibt, aber innerhalb dieses Umrisses leben gar verschiedene Seelen. Alle diese Männer, die heute den Offiziersrod tragen, haben im Leben irgend etwas geschaffen, organisiert, erfunden, geleitet, wissen über vielerlei Bescheid, und das hat ihnen jene bestimmte Sachlichkeit und den Wirklichkeitsinn gegeben, der selbstlicher aus all ihren Äußerungen spricht. Der Offiziersrod gibt ihnen die äußere Haltung und zugleich eine Verbindlichkeit des Benehmens, die meilenweit entfernt ist von dem Offiziersgerrbild, das seit Jahrzehnten harmlose und gehässige Witzblätter zu verbreiten liebten. Hier sieht man den neuen deutschen Führermenschen, den dieser Krieg zwar nicht geboren, aber doch erst gültig ausgeprägt hat. Auf den Bahnhöfen sieht man bisweilen eine dieser bald schlanken, bald stattlichen Gestalten aus dem Fenster lehnen, jemand von den umherstehenden Mannschaften herankommen, hört eine freundliche Frage stellen und eine ruhige, verständige Antwort erhalten. Auch diese Mannschaften, diese Menge der Geführten, haben durch diesen Krieg eine neue Ausprägung erhalten. Ihre zuchtvolle Einordnung hat ebensovienig von der willenlosen Füglamkeit des russischen Menschen, in dem noch die Seele des Leibeigenen steckt, wie von jener Unmaßlichkeit des nichts anerkennen wollenden Bengels, der vor dem Krieg bereits in allzugroßer Verbreitung das Pflaster auch unserer Großstädte trat. Die Pflichterfüllung dieser Menschen hat etwas Williges, Verständiges, denn jeder hat begriffen, daß er der Erfüllung eines Gemeinschaftswertes dient, dessen siegreiche Vollendung auch seine innerste Sehnsucht mehr oder weniger klar erhofft. Äußerlich sieht er heute braun und zottig aus, so daß kleine Kinder zunächst vor ihm Angst haben, bis sie erkennen, wie gutmütig er im Grund ist. Wären nicht diese feldgrauen Menschen, man merkte in diesen Zügen, die das friedliche deutsche Land durchfahren, nichts von dem Kriege. Vor Weh sieht man die ersten, heute natürlich leeren Schützengräben und Drahtverhaue. Im Bahnhof sah ich einen langen Zug aus Belgien, voll von wallonischen Frauen und Kindern, die über die Schweiz nach Frankreich gebracht werden, ein dunkeläugiges schwächliches Volk

in bunten Stoffen, aber, obgleich aus Dörfern stammend, ausgesprochen städtisch gekleidet: ein Volk, dem seit langem die Wurzeln abgeschnitten sind.

In Aubun le Roman die ersten zerstörten Häuser. „In den leeren Fensterhöhlen wohnt das Grauen, und des Himmels Wolken schauen hoch hinein.“ Der Zug überfährt viele von den fliehenden Bewohnern geprenge Steinbrücken, die mit Holz ausgebessert sind. Er fährt langsamer als eine Pferdebesatzung. Bisweilen gehen die Geleise über die früheren Fußsteige der Brücken, so daß man sich wie auf einem schmalen Gebirgspfad zwischen zwei Abgründen fühlt. Überall bemerkt man stark besetzte Höhen, die unserem Sommersturm nicht standgehalten haben. Vor Montmedy sieht man deutsche Landstürmer französisches Vieh weiden. Wie wenig mag das ihrer Friedensbeschäftigung entsprechen! Der Krieg wirkt alles durcheinander. Die Frau des einen oder des anderen dieser unberufenen Hirten bedient vielleicht zu Hause einen Straßenbahnwagen, was sie vor einem Jahr ebensovienig für möglich gehalten hätte wie die heutige idyllische Beschäftigung ihres Mannes.

In der Nachmittagssonne liegen französische Dörfer, von friedlichen Menschen bewohnt. Man kann von der Bahn aus Blicke in die offenen Fenster der Häuser werfen und im Schatten der Stuben die hochgeschichteten französischen Betten erkennen. In den Gärten arbeiten schweigende alte Leute. Dazwischen ist überall feldgrau gesät. Einer bewacht einen Straßenübergang, zwei stehen vor einer Wirtschaft und schwätzen. Ich sehe einen, dem ein französischer Bauer Feuer für das Pfestchen gibt. Dennoch fällt die geringe Belebtheit dieser fruchtbaren Gegend auf. Bei weitem der größte Teil der Bevölkerung hat sie fluchtartig verlassen.

Auch im Frieden ist das französische Dorf öder als das deutsche. Der Zauber der deutschen Dorfstreße findet sich selten bei den Romanen. Runkel und unbehaglich pflegen sie ihre engen Dorfhäuser aufzubauen. Alles dient der Lebensnotdurft, fast nichts dem Schmuck: wenig Biergärten, wenig Blumen. In stärkstem Gegensatz dazu stehen die kleinen französischen Landsitze. Sie sind lachend und freundlich trotz der Menschenleere, die jetzt in ihnen herrscht. Nur das städtische Leben vermögen die Romanen wirklich reizvoll zu machen. Zwischen den Obstbäumen lugen die behaglichen weißen Häuser mit den grünen Läden an den großen Fenstern hervor. Überall Blumen und Früchte und ein sinniges Behagen ringsum. Ist dieses wie ein stiller Garten rechts und links von der Bahn liegende Land wirklich jenes bis zur Siedehitze des Deutschenbasses aufgepeitschte Frankreich, mit dem wir im Krieg liegen? Nein, es ist vielmehr der Teil Frankreichs, den wir von Paris abgeschnitten haben, der dem Einfluß der dortigen Schwäger und Ränkeplaner entzogen ist. Unter diesen Umständen aber, frei von dem Pariser Einfluß, sind die Franzosen, wie ich auf dieser Fahrt mehrfach beobachten konnte, vielleicht das leitbarste, verständigste Volk Europas. „Wir waren so glücklich vor diesem Krieg“, erzählen einem die Menschen, „warum mußte man uns in diesen Krieg stürzen?“ — „Die Zeitungen sind an allem schuld.“ — „Die Schulen haben alles Übel über uns gebracht. Wir wurden im Haß gegen die Deutschen erzogen und erkennen nun, daß sie Menschen sind wie andere auch.“ — „Wie lange wird der Krieg noch dauern? Noch länger als vier Wochen?“ So fragten diese Menschen schon im Februar,

und viele hofften in den letzten Wochen, Italien möchte doch nicht eingreifen, denn das bedeutete doch auf alle Fälle eine Verlängerung. So äußern sie sich. Im Inneren mag es wohl anders aussehen. Es wäre nur zu menschlich, wenn sie die Häute in den Taschen ballten, während sie auf die Eroberer blicken, die, wenn sie sich auch noch so gemäßig benehmen, doch ihre eigene Scholle besetzt halten und ihnen im Augenblick Befehle geben. Aber diese verständliche Gesinnung hat nichts zu tun mit jener sinn- und grundlosen Wut, die wir heute in den französischen Zeitungen erkennen. Die oberen Schichten der besetzten Gebiete sind freilich ins Innere des Landes geflohen und sind sicher heute von der Verblendung angesteckt, die von Paris ausgeht. Die Zurückgebliebenen aber sind stille und brave Menschen, die gerade durch ihre harmlose Gutgläubigkeit stets das Opfer von Paris gewesen sind, und dieses selbe Paris hat sie immer als dumme Provinzler verachtet. In keinem Lande blickt die Provinz mit solcher urteilslosen Bewunderung auf die Hauptstadt, verachtet die Hauptstadt mit so herzloser Unkenntnis die Provinz.

Der Zug fährt weiter durch grüne Landschaften, die rührend daliegen in ihrer Verlassenheit, in einem himmlischen Frühling, der auf die Menschen zu warten scheint, die dieses Jahr nicht kommen wollen. Auf den blumenbesäten Flächen weiden Pferde in Koppeln, Ulmen und Pappeln bilden Wände zwischen den Wiesen, dazwischen schlängeln sich erlen- und weidenbesetzte Bäche. Auf einer Haltestelle sind junge Franzosen mit Erdbarbeiten beschäftigt, hübsche braune Bengel mit lustigen Augen, mit weiten Samthosen und mit hochroten Gürteln um den Leib. Sie lachen den Feldgrauen zu, die aus den Bahnfenstern ihnen zuschauen. Es werden lachende, aber vergebliche Verständigungsversuche gemacht.

Auf einer Sägemühle sieht man noch die Aufschrift: Défense d'entrée, darüber in deutscher Sprache: Gott strafe England. Die deutschen Schilder auf den Bahnhöfen mit Warnungen wie „Langsam fahren“ und dergleichen sind bereits verwittert und vom Regen verwaschen. So lange sind wir schon hier.

Ist dies alles ein Traum? Man weiß es, daß wir nun seit bald zehn Monaten Nordostfrankreich besetzen, aber, wenn man dieses alte Frankreich früher gut gekannt hat, dann ist es geradezu erstaunlich, wie sich hier die neue deutsche Lebensschicht über die alte französische legt, sich zum Teil mit ihr durchdringt, sie oft ganz verdeckt, und dann wieder von ihr durchbrochen wird. Warum können sich die beiden Völker nicht vertragen? Wo sie die Notwendigkeit zwingt, sich kennen zu lernen, wie schon während des Boxerkrieges in China, haben sie sich immer verstanden, aber ohne solche Notwendigkeiten steht immer wieder etwas zwischen ihnen, und das ist nicht Potsdam, sondern Paris mit all seinen die Geister vergiftenden Ausstrahlungen.

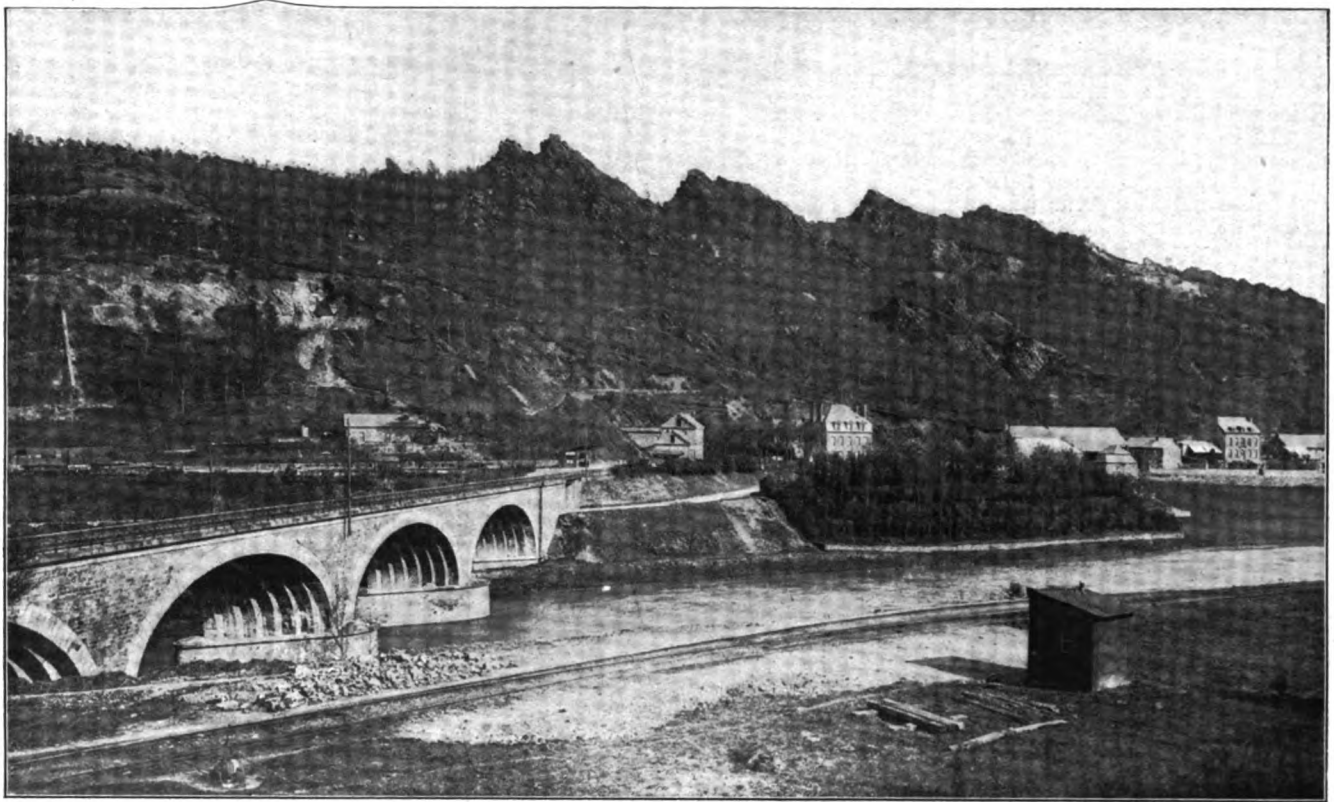
Vor Sedan wird die Landschaft flacher. Ein Zug voll deutscher Soldaten fährt an dem großen Schlachtfeld von 1870 vorüber. Kurz nach Bazeille, heiligem Boden deutscher Geschichte, sehe ich das erste deutsche Soldatengrab: ein Holzkreuz, davor in der Erde steckend eine kleine schwarz-weißrote Fahne, die Wind und Wetter schon etwas zerzaust haben. Unweit der Bahn zwischen zerbrochenen Häusern das unberührt gebliebene weiße Häuschen von Donchéry, wo 1870 Bismarck und Napoleon zusammentrafen.

Gegen sieben Uhr Ankunft im Großen Hauptquartier. Eine freundliche französische Landstadt. Ich begeben mich sofort auf die Kommandantur, um Unterkunft für die Nacht zu finden. Zwei Drittel der Bevölkerung, natürlich besonders die oberen Schichten, sind törichterweise vor den Deutschen geflohen. Nun ist Platz genug in den Häusern für unsere Behörden, zum angenehmen Wohnen für unsere Offiziere, Beamten und die Durchreisenden. Der deutsche Offiziersverein benutzte für seinen Verkauf ein altes französisches Warenhaus, ein deutscher Zahnarzt sitzt in dem „Kabinett“ eines geflohenen französischen „Dentiste“, dessen Einrichtungen er vermutlich benutzte. In einem sehr stattlichen Bürgerhaus, wo früher ein Bankleiter wohnte, befindet sich die Kommandantur. Dort wird mir von einem freundlichen Unteroffizier, im bürgerlichen Leben Großkaufmann, mein Quartierschein gegeben, sowie eine Erlaubnis, nach neun Uhr abends auszugehen, denn die bürgerliche Bevölkerung muß um diese Zeit in den Häusern sein: eine besonders an schönen Frühlingsabenden harte, aber notwendige Maßregel. In dem Gartengebäude der Kommandantur wird in französischer Sprache die Gazette des Ardennes herausgegeben, ein sehr verdienstvolles Unternehmen. Sie wird nicht nur von der Bevölkerung des besetzten Gebietes als die einzig zugängliche Zeitung gelesen, sondern sie hat auch eine besondere Anziehungskraft für das übrige Frankreich, da sie nämlich im Gegensatz zu den französischen Zeitungen alle in deutsche Gefangenschaft geratenen Franzosen namentlich aufführt. So suchen sich die Angehörigen französischer Krieger dieses Blatt eifrig zu verschaffen, denn es ist die einzige Möglichkeit, unter Umständen etwas über das Schicksal ihrer Nächsten zu erfahren. In großer Anzahl geht dieses Blatt über die Schweiz nach Frankreich hinein, und so rinnt wenigstens in kleinen Bächlein die Wahrheit hinüber. Man hat mir auch einzelne Nummern gezeigt, die in eigentümlicher viereckiger Faltung dafür bestimmt sind, von unseren Fliegern hinter der französischen Front abgeworfen zu werden, um auf diese Weise die Wahrheit über den Stand des Krieges und die deutschen Triebfedern zu verbreiten. Das Blatt ist in mustergültigem Französisch geschrieben.

Ich begeben mich in mein Quartier. Eine alte französische Frau, die einmal eine Schönheit gewesen sein muß und unter



Aus dem Großen Hauptquartier: Der Marktplatz. Phot. Leipziger Presse-Büro.



ihrem reichen weißen Haar noch ein Paar glühender schwarzer Augen hat, empfängt mich und führt mich mit großer Liebenswürdigkeit in ein kleines aber reinliches Zimmer mit einem ungeheuren, bequemen französischen Bett. An der Tür befindet sich eine Anschrift der Kommandantur, daß man der guten Madame Brassot für dieses Lager 50 Pfg. und für das Frühstück 50 Pfg. zu entrichten hat.

Ich mache noch einen schönen Abendgang durch die reizend mit Bäumen bewachsenen Hauptstraßen der freundlichen weißen Landstadt. Das Abendessen nehme ich in dem Lion d'argent, dessen Besitzer freilich geflohen ist. Dafür aber hat der hannoversche Gasthofbesitzer Kasten die Erlaubnis erhalten, hier ein vortreffliches Speisehaus einzurichten. So sitzt man in einem weißen französischen Spiegelrestaurant mit dunkelroten Sammetsofas zwischen lauter feldgrauen Offizieren, trinkt Deidesheimer oder Hochheimer aus deutschen Römern und zahlt mit deutschem Geld deutschen Kellnern, die ein paar französische Jungen zur Hilfe unter sich haben.

Als ich nach dem Essen hinaustrete, ist es neun Uhr vorbei, man sieht nur noch feldgraue Menschen. Einige Bekannte, die sich hier betätigen, führen mich an die dämmernde Maas, auf die Flußstraße mit wohlhabenden Bürgerhäusern. Eine alte Brückenmühle steht mitten im Strom, jenseits liegt grünes dunkelndes Hügelland, über dem ein unermeßlicher Friede liegt. In den Häusern der Stadt wird es langsam dunkel, nur hier und da sieht man noch erleuchtete Türen hoher Patrizierhäuser. Man erklärt mir: Dort ist das Kriegsministerium, hier wohnt der Reichskanzler, da drüben Herr von Tirpitz. Hinter diesem abgesperrten Park liegt die Wohnung des Kaisers. Man kann kaum an die Wirklichkeit solcher Tatsachen in dieser kleinen französischen Landstadt glauben.

Als ich mich in meinem bequemen Quartier zu Bett legte, fand ich in dem Nachtkästchen das Tagebuch des geflohenen Bewohners, eines Monsieur Junot, agent d'affaires. „Un personnage très sérieux“, wie Madame Brassot sagt. Ich konnte mich nicht enthalten, ein wenig darin zu lesen, und ich muß sagen: Niemals habe ich mehr das empfunden, was die Pariser Romanschriftsteller stets mit soviel Spott die Sinn- und Bedeutungslosigkeit (insignifiance) des Provinzlebens genannt haben. Einige Proben: „15. Mai. Um 5 $\frac{1}{2}$ Uhr aufgestanden, zur Messe gegangen, um 6 Uhr Kaffee mit zwei Brötchen. Zwei Briefe geschrieben. Dann den Herrn Pfarrer besucht, kurzes Gespräch über geistliche Gegenstände. Beruhigt zurückgekehrt. Um 11 Uhr mageres Frühstück, zwei Gemüsegänge. $\frac{1}{2}$ Stunde geschlafen. Dann zwei Stunden im Park. Nachmittags bei meinem Schneider einen Überrock bestellt. Englische Form. Sie sind teuer, diese Schneider! Abends zur Messe. Zum Essen eine magere Suppe, etwas Fleisch. Nach dem Essen leichtes Unwohlsein. Vor dem Schlafengehen ein Pulver genommen.“ In dieser Weise gingen so ziemlich alle Tage des Herrn Junot hin, nur mit dem Unterschied, daß er zu seinem Seelenheil manchmal statt des Pfarrers einen gewissen Abbé besuchte; auch nahm er nicht jeden Abend ein Pulver,

sondern trant manchmal einen Lindenblüten- oder einen Kamillentee. Gelegentlich besuchte er auch jemand und kam etwas niedergeschlagen nach Haus, weil die Geschäfte schlecht gingen. Einmal kam seine Tante Jeannette, eine brave Frau, wie er versichert. Sie reiste aber schon den nächsten Tag wieder ab, und Herr Junot war darüber, wie er sagte, recht beruhigt. So ging dieses Tagebuch wochenlang, bis in die letzten Julitage. Alles was Herr Junot in dieser Zeit aß und einnahm, war liebevoll verzeichnet. Da brach das Buch plötzlich ab, und die Geschichte berichtet nicht, was aus Herrn Junot geworden ist, in dessen Bett ich nun schlafe, von dessen Geschirr ich esse und von dem ich noch ein paar vertragene Schlips im Schrank finde. Sic transit gloria mundi. Das alles ist wohl zum Lachen, aber es gibt doch ungefähr einen Begriff davon, was uns dadurch erspart worden ist, daß unsere Truppen den Feind vom eignen Lande fernzuhalten wußten.

Am anderen Morgen leistete mir beim Frühstück Madame Brassot, die ein bißchen geschwätzig ist, Gesellschaft. Es war mir nicht unangenehm, denn ich erfuhr von ihr so manches. „Warum sind nun die Leute vor uns geflohen?“ fragte ich. „Ja, mein Herr, warum? Das ist alles die Schuld des Herrn Bürgermeisters. Er war übrigens sonst ein guter Bürgermeister, wir alle hielten ihn dafür; aber als die Deutschen kamen, sagte er, alles müsse fliehen. Natürlich fuhren die Reichen auf ihren Autos fort, wir aber liefen Hals über Kopf davon; die Bahnen gingen nicht mehr, und so blieben wir nach einigen Stunden in einem sumpfigen Gelände in der Nähe der Stadt stecken und konnten weder vor- noch rückwärts. Am folgenden Tag kamen noch einige aus der Stadt und sagten, die Deutschen seien angekommen. Nun, was machen sie?“ fragte ich und erhielt die Antwort: „Sie sind ruhig und bezahlen alles was sie nehmen.“ Da entschloß ich mich, wieder in die Stadt zurückzukehren. Ich kam vor ein Haus, wo eine deutsche Schildwache stand, da fragte ich ganz einfach: „Wer wohnt da?“ und bekam zur Antwort: „Der Prinz X.“ Da dachte ich mir, ein Prinz hat einen Küchenchef, und ein Küchenchef hat in Frankreich gelernt und muß Französisch können. Ich ging also nach der Küche des Hauses, das ich wohl kannte, und ließ mich bei Monsieur le Chef melden. Er kam in seinem weißen Anzug heraus, und ich fragte ihn gleich, ob er eine gute Köchin brauchte. Allerdings, sagte er, nötiger als das Brot. Nun, ich bin eine gute Köchin, und so bot ich mich ihm an. Er nahm mich gleich mit in die Küche, und ich begann sofort Kartoffeln zu schälen. Als dann der Prinz die Stadt verließ, gab man mir eine Empfehlung an die Kommandantur, und die beauftragte mich damit, dieses Haus für durchreisende Offiziere in Ordnung zu halten. Nun hätte ich nur noch einen Wunsch, nämlich daß mein Sohn, ein Sous-Lieutenant bei den Kürassieren, und meine Tochter, die als Krankenpflegerin in Reims war, erfahren, wie gut es mir geht, und daß ich etwas von ihnen höre.“

Ich hätte gar zu gern der tapferen Frau die Beziehungen zu ihren Angehörigen vermittelt, aber es ist aufs strengste

verboten, daß die Bevölkerung des besetzten Gebietes mit dem Inneren des Landes in Beziehungen tritt. Spionage würde die unausbleibliche Folge sein.

Als es mir schien, daß ich das Vertrauen der Frau bis zu einem gewissen Grad gewonnen hatte, ermutigte ich sie, mir ganz offen ihr Urteil über die deutschen Soldaten zu sagen; ich kenne Frankreich sehr gut, und ich wüßte, daß alle Völker ihre Fehler und Vorzüge hätten. Sie konnte es mir ruhig sagen, wenn sie sich über etwas zu beklagen hätte. Sie überlegte eine Zeitlang und dann sagte sie: „Nun, im Grund sind die deutschen Männer genau wie die anderen, vielleicht ein klein wenig besser.“ Und nun erzählte sie mir folgende Geschichte: In dem Hof des Hauses war anfangs Schmutz und Unordnung gewesen, in der Mitte erhob sich ein schmutziger Haufen von Steinen. Diesen Anblick wollte Madame Brassot ihren feldgrauen Gästen ersparen und bat auf der Kommandantur, daß man ihr zwei Soldaten schicken möchte, die diese Wüstenet wegräumen. „Was glauben Sie nun, mein Herr? Es kamen zwei Männer, schafften alles fort und brachten mir obendrein Samen mit und säten Gras. Nun habe ich hier diesen grünen Rasen im Hof; c'est gai, n'est-ce pas?“

In der Hauptstraße des Städtchens befindet sich eine kleine bescheidene Badeanstalt. Die Besitzerin ist mit dem Geschäftsgang nach kurzer Unterbrechung recht zufrieden. Die Franzosen baden, wie sie sagt, nur wenn es der Arzt verordnet, aber gerade der Arzt, der Bäder zu verordnen pflegte, ist geflohen, und der zurückgebliebene verordnet keine. Die Deutschen aber baden immer, auch ohne ärztliche Verschreibung, und das kommt der guten Frau natürlich sehr zu Nutzen.

Am Mittag (es ist Sonntag) findet ein deutsches Militärkonzert auf dem schönen von Renaissance-Giebelhäusern umstandenen viereckigen Platz statt. Die Bevölkerung kümmert sich nicht darum, und man kann es ihr nicht übelnehmen; nur einige Gassenbuben lungern umher, die bereits gelernt haben, stramm zu stehen und zu rufen: Gott strafe England!

In den sonntäglichen Straßen sieht man viele hübsche, gepuhte Mädchen, die heute das Fest der Jeanne d'Arc feiern.

• Zum Mittagessen im Offizierskafino, einem ehemaligen Vergnügungsort: Ein großer Bau aus Glas und Eisen mitten in einem Garten mit einer großen Aufschrift: Salon de famille. Auch hier lugt unter dem militärischen deutschen Leben noch manches französische hervor. Da es keine Damen gibt, ist der Damenwaschraum den Männern geöffnet, und da sieht man noch einige ausgetrocknete Schminktöpfechen, einen leeren Kristallzerstäuber und ein paar Puderquasten herumliegen, die an friedlichere Zeiten erinnern.

Nach dem Essen nahmen wir den Kaffee wieder auf dem Marktplatz. Einer meiner Begleiter erzählt mir, daß die Besitzerin des Kaffeehauses einen unliebsamen Wortwechsel auf der Kommandantur hervorgerufen hat. Sie wollte, um Kinderwäsche zu holen, die Erlaubnis haben, auf ein Dorf in der Umgegend zu gehen, hatte aber, als einige Schwierigkeiten entstanden, sofort trotzig den Raum verlassen und die Tür laut zugeschlagen. Darauf rief man sie zurück, ließ ihr durch eine Ordonnanz zeigen, wie man in Deutschland Türen schließt, worauf sie es lautlos nachmachte und wegging. Sie begrüßte uns gleich mit den Worten: „Haben Sie schon gehört, was ich auf der Kommandantur gemacht habe? Der Herr dort ist sehr böse gegen mich gewesen, aber ich war auch sehr böse zu ihm.“ Schon war sie wieder guter Laune und sie hoffte, daß man es auf der Kommandantur auch wieder sei. Diese Menschen sind wie Kinder und wahrhaftig nicht allzu schwer zu behandeln. Hoffentlich hat sie die Erlaubnis erhalten, ihre Kinderwäsche zu holen.

Aber den Markt ging ein altes Fräulein. Man wies mich auf sie hin. Durch irgendein Mißverständnis war die Gute der Meinung, sie könne deutsch, und so hatte sie es unternommen, ein französisch-deutsches Wörterbuch herauszugeben. Meine Freunde verehrten mir zum Abschied diese Merkwürdigkeit. Danach heißt das französische Wort „l'uniforme“ das Eingleichförmig, „les yeux“ heißt Orchideenöl. Dem Ungläubigen kann ich es schwarz auf weiß zeigen.

Am Nachmittag führte mich mein Weg weiter nach der Front, und ich verließ dieses deutsch-französische Friedensidyll mitten im Kriege in der Hoffnung, es auf der Rückreise wieder zu sehen.



Im Nordfranzösischen Überschwemmungsgebiet. Phot. Presse-Photo-Vertrieb.

Nach Przemyśl. Von Karl Hans Strobl, Kriegsberichterstatter.

Was war uns noch vor einem Jahre Galizien? Was bedeuteten uns diese Landschaften und Städte mit den fremdklingenden, unaussprechlichen Namen? Man hatte von ihnen nur undeutliche Vorstellungen eines sehr östlich anmutenden Lebens, man kannte nur komische Geschichten von „polnischer Wirtschaft“ und von einem greisenhaften, seltsam verdorrten Judentum voll absonderlicher Bräuche.

Städte und Landschaften der andern Kriegsschauplätze liegen wie klare Bilder vor uns. Belgien, das Land der alten, köstlichen Stadtkulturen und der modernsten Industrien, Flandern mit seinen Kanälen und seinen feinen und vornehmen Badeorten, das nördliche Frankreich mit den Umriffen seiner gotischen Kathedralen, die nur ein Stück unserer eigenen Sehnsucht und unseres Geistes sind, die Champagne mit ihrem lehmigen Hügelgewelle, die Waldberge der Vogesen, Ostpreußen mit seinen Seen und kleinen Städten von Aderbürgern, selbst Russisch-Polen mit dem barbarischen Pomp von Czestochau und dem Schornsteinwald von Lodz und Warschau verblühender Mischung von pariserischer und asiatischer Kultur. Aber Galizien — wer kannte dieses große Land? Die wichtigste Stadt seines Westens, die Stadt der polnischen Könige, Krakau, liegt ein paar Schnellzugstunden von Wien, und dennoch wußte man selbst in Österreich nicht viel mehr von ihm als anderswo. Man wußte, in Galizien lagen die großen Garnisonen, die im Leben jedes österreichischen Offiziers die dunkeln Punkte der Laufbahn waren, ein militärisches Fegefeuer, das man leuchtend durchmachte. Das ganze hieß man nicht anders als „Standalitzien“. Wie die weißen Flecken, die man früher in den Karten von Afrika sah, lag dieses Land im europäischen Kulturbewußtsein zwischen Europa und Asien und wer dort nicht dringend zu tun hatte, den führte keinerlei Reisehnsucht nach den weiten Gebieten zwischen Weichsel und Karpathen.

Und nun ist dieses Land bei uns allen an erste Stelle gerückt. Eine der großen Entscheidungen, wenn nicht die Entscheidung des Weltkrieges wird dort fallen. So weit die deutsche Jungereicht, müht sie sich um die fremdklingenden Städtenamen. Przemyśl und Lemberg sind uns brennender Schmerz gewesen — nun sind sie uns Stolz und innigste Siegeshoffnung geworden. —

Als unser Kraftwagen das Hauptquartier verließ, standen Spalier von Soldaten in den Straßen der freundlichen Stadt. Schwarz-gelbe und schwarz-weiß-rote Fahnen wehten hell und jubelnd von allen Häusern. Der deutsche Kaiser war gekommen, alle Menschen auf der Straße trugen ihre Herzen auf den Händen, alle Augen waren voll Licht. Man liebt diesen Kaiser bei uns wie den eigenen greisen Herrscher, seine Besuche sind Feste für das Land, man hat in seinem Wesen den umfassendsten und klarsten Ausdruck dafür gefunden, was uns den Sieg verleihen wird: innere Festigkeit und Reinheit des Willens, die ethische Kraft, die in diesem durch Mord eingeleiteten, durch Lüge und Verrat verlängerten Krieg schließlich die Entscheidung bringen wird. In einer Welt voll blöden Irrsinns, voll Raserei niedrigsten Eigennutzes, voll bösester Entartung der sittlichen Mächte, jubelt man diesem Herrscher zu, weil er ein Mann ist, weil er weiß, was Treue heißt, weil er frei und aufrecht steht, weil er darzut, daß Rechtfertigung auch für Könige eine Tugend ist.

Heiter und frei wie unser Siegeswille ist die Landschaft. Unser Kraftwagen saust auf guten Straßen ostwärts. Und als wolle Himmel und Erde unsern Gedanken ein begleitendes Schauspiel geben, wandelt sich mit dem Vorrücken des

Tages zum Abend die Lieblichkeit des Sommertages ins Heroische. Ein schweres Gewitter zieht auf, lagert rings auf den grünen Waldwellen, verdüstert die Ackerbreiten und hängt schon in der Ferne mit grauen Regenmänteln nieder. Unser Weg führt ihm entgegen, aber wir sind ohne Furcht. Zuversicht und Festigkeit lassen nicht von uns, denn dort, hinter Gewittern liegt Przemyśl, die Stadt, die uns wiedergewonnen wurde, weil wir siegen wollen und siegen müssen.

Saubere und volkreiche Städte mitten am Wege. Die Buben lassen ihre Spiele, laufen zum Straßenrand und schreien Heil und Hurra, die Mädchen winken mit weißen Tüchern, Soldaten grüßen stramm und lebhaft. Manche sehen uns verwundert nach. Wir sind unser Drei: ein Ungar, ein

Schwede und ich. Der Schwede kommt eben von den Dardanellen, er hat gesehen, wie unsere Bundesgenossen kämpfen, und hat zur Erinnerung einen türkischen Offiziershelm mitgebracht, eines dieser seltsamen, aber sehr sinnreichen Gebäude, die dort an Stelle des Fez getreten sind. Dazu trägt er einen gelben Leinenanzug, und so mag ihn mancher wirklich für einen der braven Offiziere des Sultans halten. Er dankt immer sehr gnädig, salutiert mit einer Reitpeitsche und ist überhaupt unserer Gesellschaft größte Sehenswürdigkeit und bedeutendste Person.

Wir laufen wild in den schweren Gewitterregen hinein. Unsere beiden Wagenlenker, zwei junge Soldaten, ziehen das Regendach auf, die Aussicht ist begrenzt. Ein wundervolles Ereignis lebenden Sonnenunterganges hinter den prasselnden Güssen begibt sich neben und hinter uns. Die stürzenden Wasser vermögen den Brand des Abends nicht zu verschleiern. Städte und Wälder zwischen dem Schwarzblau des Gewitterhimmels und der orangefarbenen und purpurnen Blut dieser abendlichen Herrlichkeit. Und wir in voller Fahrt aus dem Hellen ins Dunkle. Durch

hoch aufspritzende Lachen, in Wassergüssen dahin, in prächtigster Erregung über alles das, in einem Kraftgefühl, in einem unvergleichlichen Rausch der Bewegung. Wir wollen noch in dieser Nacht Neu-Sandec erreichen, wir schleudern die Kilometer achtlos hinter uns, sind nun ganz von Gewittern umhüllt, deren Donner den Horizont erdröhnen machen.

Nach einer kurzen Abendrast weiter in der Herrlichkeit dieser Sturmnacht. Bäume und Gebüsch, blaugrün und flach ausgeschnitten, wie Theaterkulissen; die Schnelligkeit der Bewegung ist so groß, daß sich plastische Formen nicht zu bilden vermögen.

Allmählich bleibt das Gewitter hinter uns zurück. In kleinen Ortschaften hat jedes Häuschen Lichter in seine Fenster gestellt, alle Dörfer regen sich noch, Menschen sitzen vor den Türen, unfähig, sich ihre Freude vom Schlaf wegnehmen zu lassen; nach langen, bangen Monaten ist tiefes Aufatmen der Seelen. Und immer wieder zwischen grünen Wegkulissen dahin, und dann wieder die kleinen Lichter des Sieges, die Dorf-gassen entlang. Je weiter wir kommen, desto kürzer brennen die Stimpfen, im letzten Dorf, gegen Mitternacht, flackern nur noch targe Lichtchen hier und da. Der Schein unserer Laternen fliegt voraus, unverdrossen die nächtliche Straße dahin. Plötzlich schlägt mein Herz heftiger. Am Straßenrand sind Löcher und Gruben, dann langgezogene Gräben. Kriegsland ist da, Schützengräben, Furchen im schlummernden Antlitz der Mutter Erde. Kleine Hügel mit schlichten Holzkreuzen springen aus schwarzgrüner Dunkelheit vor und fallen zurück. Kriegsland, blutgetränkter Boden. Der Finger sucht auf der windgezaunten Karte . . . Limanowa.

Ein Name, den vordem niemand kannte. Jetzt ist dieser Name Weltgeschichte geworden, der Wendepunkt für das



General von Kneußl, der Führer der bayrischen Truppen bei der Erstürmung von Przemyśl, erhielt den Orden Pour le Mérite. Phot. S. Hoffmann.

kriegerische Geschick der Russen in Galizien; ein Markstein des Weltkrieges trägt diesen Namen: Limanowa. Von da an zählt der Zusammenbruch der moskowitzischen Macht. Schon stand der Feind drohend vor den Werken von Krakau, schon hatte er dort Vorteile errungen. Da traf ihn der Stoß von Limanowa in die Flanke und warf ihn über den Dunajec zurück. Der nächste Akt im Schauspiel des Niederganges heißt „Die Karpaten“, der dritte: „Von Gorlice bis Przemyśl“.

Noch ein Stück in die Nacht hinein, dem Anbruch eines neuen Tages entgegen; dann knattert unser Kraftwagen über eine lange Eisenbrücke; gekreuztes Gefüge flieht in der Lichtflut unseres Wagens neben uns her, Sterne spritzen dazwischen wie Funken ferner Feuergerben, vor dem Brückenausgang tanzen Lichter. Auch der Fluß, über den wir fahren, trägt einen weltgeschichtlichen Namen. Es ist der Dunajec, und vor uns liegt Neu-Sandec.

In eine galizische Stadt um zwei Uhr nachts einzufahren, mag schon in Friedenszeiten ein Wagnis von höchst ungewissem Ausgang sein, sofern man darauf rechnet, den Rest der Nacht in einem Bett zu verbringen. In Kriegszeiten aber scheint es ein ganz und gar aussichtsloses Unternehmen. Der Ungar, der früher schon einmal in Neu-Sandec war, meint, man müsse im Hotel Imperial einkehren. Die Stadt liegt einsam und dunkel da. Wir fahren die Straßen entlang, nirgends ladet eine freundliche Gasthauslaterne zur Einkehr. Vor der Türe eines Lazarettes stehen zwei Schwestern vom Roten Kreuz. Sie weisen uns zurück: wir seien am Hotel vorüber gefahren. Wir wenden den schweren Wagen mühsam in der engen Straße, es ist ein Augenblick, als müßten wir eines der schlafenden Häuser einrennen. Dann rattern wir die Straße hinab, lange, bis es uns wieder unheimlich wird. Wir zögern, spähen, fragen endlich zwei deutsche Unteroffiziere, die einen späten Heimgang haben. Sie meinen wiederum, wir seien am Hotel vorbeigefahren und müßten umkehren. Wir kehren um, rennen mit den Hinterrädern in ein Hausstor, das dröhnend aufbrüllt, fahren zurück. Lange. Bis zu den zwei Schwestern am Tore des Lazarettes. Sie lachen, als wir wieder daherkommen. Es ist aber nichts zum Lachen, dieses vergebliche Suchen nach einem verwunschenen Hotel. Fünf müde Menschen wollen zu Bett. Wir fahren wütend in der ganzen Stadt herum, so wie jemand, der etwas an seinem richtigen Platz nicht finden kann, der hoffnungslos alles durcheinander wirft, um sich irgendwie an der mangelhaften Weltordnung zu rächen. Endlich führt uns ein Einheimischer gegen eine Entlohnung von 20 Hellern zum Hotel Imperial. Es liegt in der Straße, die wir ein halbes Duzend mal auf und ab gefahren, liegt zwischen anderen Häusern, nicht, wie es sich für ein Hotel gehört, durch irgend etwas Auffallendes ausgezeichnet, sondern ebenso still und dunkel wie alle anderen Häuser, ebenso schläfrig und ungaslich wie seine Nachbarn. Die Glode schrillt irgendwo im Hintergrund der Begebnisse. Ein Junge, dessen maßlose Schmutzigkeit selbst in dieser Finsternis nicht zu übersehen ist, gloht uns verständnislos an, als wäre es etwas Unerhörtes, nachts in einem Hotel drei Betten zu verlangen. Dann teilt er uns vorwurfsvoll mit, daß alles vergebens sei, und verschwindet. Gegenüber vom Hotel Imperial ist aber noch ein anderer Gasthof, wie uns der Einheimische mitteilt. Er liegt ebenso still und dunkel und ungaslich in seiner Häuserreihe, wie sein Gegenüber in der seinen. Daß er Hotel Zentral heißt, steht irgendwo unter einem Balkon, hoch oben, wo es niemanden einfallen würde, eine Aufschrift zu suchen. Wir klingeln lange, klingeln Sturm. Endlich taucht etwas Scheußliches aus dem nächtlichen Schlund des Haustores, ein Monstrum im Umhängetuch, eine von Macbeths Hexen ins Galizische übertragen. Sie sieht meine Kappe und des Schweden exotischen Helm und kreischt logisch: sie brauche ja Einquartierung. Eine lange Verhandlung beginnt, sie scheint uns nicht zu glauben, daß wir nicht als Einquartierung kämen, sondern als Gäste, die zahlen können und wollen. Widerstrebend und mißtrauisch läßt sie uns ein, quält uns durch langes und verworrenes und albernes Reden. Wie eine Nachtmahr ist dieses Weib im Umhängetuch und zerzausten Haar, unaufhörlich redend und leisend, betuernd und anklagend. Wir werfen sie hinaus; sie kommt wieder, bringt drei Anmeldezettel, die wir ausfüllen sollen, jetzt gleich, um halb drei Uhr morgens. Als ob das nicht ebenso gut sein könnte, wenn wir ausgeruht und ausgeschlafen sind. Aber das Weib besteht auf ihrem Recht; zähneknirschend schreiben wir Namen, Stand und alles, was sie von uns verlangt. Wir dürfen keine Spalte unausgefüllt lassen, überall muß etwas hingeschrieben sein. Daß wir aus dem Kriegspressequartier kommen, ist ihr unverständlich, und ich weiß auch nicht, wie ich das um halb drei Uhr nachts dieser Frau verständlich machen soll. Sie will durchaus die Nummer unseres Regiments wissen, sie will eine Zahl sehen. Unser Verstand verwirrt sich: eine Zahl... eine Zahl... blödsinnig lächelnd schreibe ich „Feldpost 90“... das genügt ihr.

Unsere Kraftfahrer haben das Gasrohr, das gestern noch

kurz vor Neu-Sandec einen Bruch erlitt, löten lassen und in der ganzen Stadt um Benzin betteln müssen; die Fliegerabteilung erbarmt sich ihrer. Aber über all dem rückt der Morgen in den Vormittag, wir stehen herum, nehmen unser Frühstück im Kaffeeraum des Hotels Imperial und überzeugen uns, daß wir nichts Besseres hingeben haben, als wir vor den Pforten dieses Hauses abgogen. Um 9 Uhr donnert unser Wagen heran, und wir fahren in den hellen, heißen Tag.

Wie im Thüringerland ist es hier, oder wie im Harz, oder in irgend einer der anderen lieblichen Berglandschaften Mitteldeutschlands. Die Straße windet sich bergab und bergan, ein kleiner Fluß, die Kopa, hat sich ein sanftes und heiteres Tal geschaffen, das ganz wie ein deutsches Tal unter einer jungen Sonne daliegt. Aber Gott behüte das Thüringerland und den Harz und alles deutsche Land davor, daß jemals eine solche Stadt zwischen seinen Wäldern zu finden sei, wie dort Gorlice. Es ist ein Trümmerhaufen, von Granaten zerrissen, von Rauch geschwärzt, mit Häusern, die in breiten Wunden auseinanderklaffen oder gespalten sind, daß die eine Hälfte in Schutt liegt, die andere mit heraushängenden Eingeweiden da steht. Auf einer Straßenhöhe, um die Kirche baut sich diese schredliche Stadt auf; man fährt durch die Straße, Balkone drohen herabzustürzen, man blüht plötzlich in Zimmer, darin noch Bilder an den Wänden hängen und der Kachelofen noch an der Kaminwand klebt. Ein Stuhl steht da. Drei Beine hat er noch auf einem Rest des Fußbodens, das vierte ragt in den Abgrund, in den das ganze übrige Zimmer versunken ist. Der Bahnhof besteht, dieser Stadt der Verwüstung würdig, aus einer Reihe von Brandruinen; eine Petroleumraffinerie ist von den Explosionen des brennenden Naphthas umgestülpt, sie steht schwarz und wie verfault, die großen Tanks sind zusammengeschmolzen wie die Bleitapeln einer Flasche, die man spielend in die Kerzenflamme gehalten hat; zwischen dem Brandschutt schillert der Boden in Blau, Grün, Gelb und Rot von Strömen vergossenen Petroleums.

Wochenlang lagen die Heere einander in den Schützengräben gegenüber, bis auf fünfzig oder vierzig Meter, aus dem Winter in den Frühling hinein, bis alles bereit war und tausende von Geschossen den eisernen Keil eintrieben, der den Wall der Russen auseinander sprengte. Auf allen Hügeln, auf den Wiesen, am Straßenrand: Gräber und Gräber. Drei kleine Kreuze wollen besonders beachtet sein. Drei Helben liegen unter ihnen, österreichische Radfahrer, Deutschböhmern. In der bösen Zeit, als unser Sieg noch im Schoß der Zukunft heranwuchs, schlichen die Drei nachts oft an die russischen Gräber heran, tasteten die Stellungen auf fünf- hundert Meter Länge ab, trachten wertvolle Kunde heim. Eines Nachts kamen sie nicht mehr zurück. Sie waren in Fußfeilen geraten und wurden von den Russen getötet. Deutschböhmern waren es, die drei; ihre Landsleute sollten ihnen ein Denkmal errichten.

Das Kopatal leitet nach Jaslo. Angesichts der Stadt plagt der Reifen unseres linken Hinterrades. Unser Wagen ist zu schwer für die Martern solcher galizischen Straßen, über die der Krieg gezogen ist. Unzählige Trainkolonnen haben sie aufgewühlt, Granaten haben Löcher in sie gerissen, nun bessert man sie aus, indem man diese Löcher mit Schollen füllt. Knatternd wühlt der Wagen die Steine auf, bis die Mäntel oder Schläuche hin sind. Das ist immer ein böser Aufenthalt für Leute, die rasch vorwärts wollen. Ich gehe ein paar Schritt zu einem zerfallenen Gebäude neben der Straße. Das mag einmal eine Scheune gewesen sein und später vielleicht den Russen als Pferdestall gedient haben. Unsere Geschosse haben hineingeschlagen, nur die zwei Giebelmauern stehen noch und einige Pfeiler. Auf diesen Resten liegt das Blechdach, die Sparren, die es getragen haben, sind gebogen wie spanisches Rohr oder zerknickt; wie zerknittertes Papier liegen die Blechplatten im Schutt. Der Wind hämmert im Blech, es ist wie Schnabelhiebe von Vögeln.

Ein Stück über Jaslo hinaus, auf den argen Straßen weiter, und der Reifen des linken Hinterrades entläßt mit pfeifendem Fauchen wieder seine Luft. Polnische Frauen und Mädchen arbeiten längs der Straße, sie heben die Gräben aus, vertiefen sie, um dem Regenwasser guten Abzug zu schaffen. Es sind viele gut gebaute Gestalten darunter, mit klugen und ansprechenden Gesichtern. Es ist die Gegend der hübschen Frauen, eines kernhaften Schlages; sie schreiten und bücken sich kraftvoll, handhaben Schaufel und Spaten fest, sind aber mehr geneigt, sie ruhen zu lassen und zu plaudern. Krieg und Russenzeit haben ihnen Lachen und kindliche Harmlosigkeit nicht genommen.

Gegen Krosno zu gewinnt die Landschaft ein seltsames Gesicht. Ich muß immer an irgend einen Film denken, den ich einmal im Kinotheater sah, Aufnahmen aus einer sehr entfernten Gegend, Alaska oder so. Leichte Holztürme ragen da auf; viele Holztürme, in einer Talmulde und längs der Straße, etwas Amerikanisches drängt sich vor. Es sind Bohrtürme von Naphthaquellen, und man staunt, daß die Russen



Eine Stellung, wie sie für die Kampfsart der Russen kennzeichnend ist. Links vier Schützengräben, davor ein Drahthindernis. Phot. Eito-film G. m. b. H.

hier nicht die übliche Verwüstung angerichtet haben. Aber wir erfahren, daß diese Quellen und Bohrtürme guten Freunden der Russen gehören, einer englisch-amerikanischen Gesellschaft. Auch Krosno selbst hat weniger gelitten. Hinter der Stadt ist ein Lager gefangener Russen. Tausende von Gefangenen sind da, in Gruppen von zweihundert bis dreihundert Mann, werden sie zum Bad im Fluß getrieben.

Unsere Straße wendet sich nach Nordosten, schwer zerklüftet ist sie, und der Wagen springt ächzend von Furche zu Furchen. Unsere Herzen bangen bei jedem Stoß, denn wir fühlen, daß kein Gummi der Welt solche wilden Würfe aushalten kann. Auf einer Höhe über hübschen Wald- und Wiesengründen ereilt uns wieder das Geschick. Der Abend ist da, unsere Leute sind am Rand ihrer Kräfte, nur ein einziger Schlauch und ein Mantel unserer Reserve ist noch halbwegs brauchbar. Wir müssen Raft machen und im nächsten Dorf, wo eine Etappenstation ist, über Nacht bleiben. Der Morgen wird uns vielleicht besseres Glück und neuen Mut bringen.

Ein Oberleutnant, ein Leutnant und ein deutscher Arzt sind die Offiziere der Station. Reisen kann man uns hier nicht geben, aber man nimmt uns freundlich auf und will

liche Landschaft können unsere Sorgen nicht zerstreuen. Ein paar Kilometer, dann pfeift auch unser letzter Reiter auf seinem letzten Loch. Wir polstern ihn mit Stroh, aber das Gewicht des Wagens zermalmt es zu feinstem Mehl, und bald fahren wir wieder auf den Felgen. Nur noch vierzig Kilometer: dann sind wir in Przemyśl. Wir flüchten uns in ein landesübliches Fuhrwerk, einen langgestreckten, schmalen Leiterwagen, der mit zwei ausdauernden polnischen Pferdchen bespannt ist. Noch viel unmittelbarer als im Kraftwagen empfinden wir nun die 'Güte' der Straße: unsere Glieder werden in den Gelenken gedreht, geschüttelt wie Medizinflaschen holpern wir vorwärts, mit jedem Kilometer werden Gehirn und Unterleib mehr durcheinander gewirrt, aber wir kommen voran, wir nähern uns dem Ziel. Wir können wieder lachen, und dankbar preisen wir die Güte der Natur, die es so eingerichtet hat, daß Pferde nicht aufgepumpt zu werden brauchen. Es ist eine Freude, den acht schlanken, sehnigen Beinchen zuzusehen, wie sie wader und unverdrossen im Staube strampeln.

Ein Flußtal kommt zur Straße heran, weicht zurück, kommt wieder und bleibt nun, hinter Waldwindungen, immer



Deutsche Artillerie beim Überschreiten einer neuerrichteten Brücke über den Dunajec (Neu-Sandec). Phot. R. Sennecke.

das Abendgulasch mit uns teilen. Wir stehen noch vor dem Stationsgebäude, da beginnt die Landstraße, die von Osten heranzieht, zu qualmen, ein großer Zug von Gefangenen ist auf dem Wege, von Gefangenen aus Przemyśl, die hier in einem weitläufigen Weierhof zur Nacht rasten.

Es gibt noch immer viele ansehnliche Gestalten unter ihnen, kernhafte Soldaten, aber es sind keine Soldaten mehr, die zu kämpfen bereit sind, es sind kriegsmüde Menschen oder junge Burschen, die keine Begeisterung haben: alle sind sie froh der Gefangenschaft. Nur die eine Ungewißheit quält sie, ob sie in Österreich bleiben oder nach Deutschland gebracht werden sollen. Sie blieben lieber in Österreich, denn sie haben von Deutschland eine böse Ahnung strengerer Zucht und schärferer Haltung. Ein jüdischer Feldwebel aus Warschau verdolmetscht ihre Gefühle. Sie sind von Bayern gefangen genommen worden, und er hat darum wenig Hoffnung, im gemüthlicheren Österreich zu bleiben: „Wir kommen zu die, von denen wir fennen gefangen genemmt worden!“ Dieser Feldwebel kommt aus dem Kaukasus. Nach zehntägiger Fahrt sind sie um Mitternacht angekommen, um drei Uhr morgens sind sie ins Gefecht eingesetzt worden, um fünf Uhr waren sie gefangen. „Wer soll das aushalten, wenn die Bayern stürmen? Ra Mensch kann das aushalten! Das san kann Menschen, de Bayern, das fennen Wilde.“ Ein anderer fragt, wie lange der Krieg noch dauern werde. Man habe ihnen versprochen, bis Weihnachten werde der Krieg zu Ende sein, dann habe man Ostern als Endtermin gesetzt, und es dauere immer noch weiter. Nun hätten sie ausgemacht, sie wollten nicht mehr. . . .

Unsere Leute sind um halb drei Uhr morgens an die Arbeit gegangen, haben sich bis fünf Uhr gemüht; aber Schlauch und Mantel sind dringend verdächtig. Es sind alte vulkanisierte Schläuche und Mäntel, die für den schweren Wagen zu leicht sind. Der schönste Morgen und eine freund-

in der Nähe. Die Wellen der Landschaft bäumen sich auf, bauen um den San schöne Kuppen. Fern in Staub- und Sonnenglast eine Stadt, nur ein Glimmern von Türmen und ein Funkeln verlorenen Lichtes. Nun sind lange Traintolommen neben uns, endlose Schlangen knatternder Wagenzüge, heiß und grell ist alles, alles von Sonne durchtränkt, von Staub umqualmt. Unsere Pferdchen greifen lebhafter aus.

Näher drängen sich die Waldberge an die Straße, aber es sind keine harmlosen Wälder der Erholung und tiefer Ruhe der Seelen, sondern Mastenwälder, die feuerspeiende Schlingen verbargen, in denen Schützengräben kreuz und quer ziehen und statt der wilden Rosen Stacheldrahtverhaue wachsen. Man sieht bisweilen auf Lichtungen die dunkeln Striche der festen Betongräben, ganze Strecken des Waldes sind künstliche Wildnisse gefällter und wird durcheinander liegender Bäume, schmale Geleise von Feldbahnen gleiten neben der Straße hin. Geschosse wurden hier verladen und zu fernem Geschützstellungen gebracht. Dann kommen Kampfgebiete, wo der Granatenhagel die Stämme zerfetzte, Wipfel spaltete und Splitter in Splitter bohrte. Bis endlich eine quer über die Straße ziehende Schanze anzeigt, daß wir in den inneren Bezirk der Festung einfahren.

Alle Häuser haben sich geschmückt, es genügte ihnen nicht, Fahnen auszustrecken, sie haben ganze Sträuße der Freude vorgebunden. Aus Teppichen, Fahnen, Leuchtern, Kerzen und Blumen haben sie ganze Altäre aufgebaut, wie am Frohnleichnamsfest. Sehr schöne alte Teppiche sieht man da und allerlei seltsam-buntes altes Geschirr von unbekannter Verwendung. Unzählige Kaiserbilder sieht man, und ich weiß nicht, wie man alle diese Bilder vor den Augen der Russen verborgen hat. Der Kaiser in allen Altern, vom Jüngling bis zum Greis, sogar einmal an der Seite der Kaiserin; am rührendsten aber sind doch die Bilder seiner Jugend, des faltenlosen Jünglings, hier in dieser Stadt, die seinem Reich schon einmal entrisen

war und nun wiedergewonnen wurde. Der ganze schwere Reichtum, die tragische Schicksalsfülle dieses Lebens, spricht aus diesem Bilde des Kaisers im Krönungsornat des Jahres 1848, hier, an der Brust eines Hauses von Przemyśl, das die Vertreibung der Russen feiert.

Die Straßenzeilen führen durch die Vorstadt. Der Hauptteil der Stadt erhebt sich, im Halbrund stufenförmig ansteigend, am rechten Ufer des San. Während aller Belagerungen und Stürme hat die Stadt nur wenig gelitten,

nirgends drängen sich die schwarzen, traurigen Merkmale der Zerstörung vor, und so wirkt es doppelt, jezt beim Einbiegen zum San, alle Brücken als wüste Trümmerhaufen in den Fluß gestürzt zu finden. Zwei Straßenbrücken und eine Eisenbahnbrücke verbanden die Ufer miteinander, jezt ist das alles ein Gewirr verbogener Eisenstangen, ganze Brückenglieder sind abgesprengt, liegen vor den Pfeilern, die sie einst getragen haben. Die Russen, die sich auf ihrem Rückzuge an allen Brücken vom Dunajec bis zum San einüben konnten, haben hier ihr Meisterstück im Zerstören gemacht. Eisenbogen und Geländer, Träger und Spangen, die meterdicken Traversen, das ist alles wie verhakelter Spargel, unentwirrbar verfilzt. Aber Wagenkolonnen drängen hüben und drüben zum Fluß, Kraft- und Trainwagen und „Landesübliche“, gleich unserem, und schon ziehen sie auf zwei Notbrücken nebeneinander hin, in zwei Zügen, der eine in die Stadt, der andere aus der Stadt, auf Brücken, die auf Rähnen schwanken, in deren jedem ein bayrischer Pionier sitzt. Und drüben bauen schon Pioniere an einer neuen, starken Brücke hoch über dem Fluß, sie ziehen im Takt die schweren Rammen hoch und lassen sie auf die Pflöcke sausen und ihr Arbeitslied ist:

Haltet aus — haltet aus

Haltet aus im Sturmgebräus . . .

Mit diesem Lied treiben sie die dicken Pfeiler in den Grund des San . . .

Am anderen Ufer steht ein bayrischer Infanterist, einer der Stürmer der Nordforts. Er macht ein sehr nachdentliches Gesicht. Wie es geht, frage ich. „Gut“, meint er, „mir haben's denen Russen zagt, nur, sagrateuß, Bier gibt's bei nôt in dem Perzemiesel!“

Er hat recht, Bier gibt's hier leider nicht, es gibt auch keinen Wein, auch kein Mineralwasser, es gibt nicht einmal Sodawasser. So bleibt nichts anderes, als schwarzer Kaffee und Tee, bis auch der ausgeht, ich weiß nicht, warum. Es ist überhaupt noch nichts in Przemyśl zu haben. Den Russen scheint es gelungen zu sein, die meisten Vorräte zu entfernen, und die Magazine der Kaufleute sind erschöpft. Viele Läden sind überhaupt gesperrt, denn die Russen haben eines Tages eine ganze Menge der Einwohner zusammengetrieben und mehrere tausend von ihnen als überflüssige Esser oder als Geiseln oder unter irgend einem andern moskowitzischen Vorwand aus der Festung weggeschleppt.

Die Stadt ist sauber. Und sie ist mit ihren unregelmäßigen, wintelligen und hügeligen Straßen malerischer als irgend eine außer Krafau. Auf dem Rynek (alle Marktplätze polnischer Städte haben diesen dem Deutschen entlehnten Namen) defilierte bayrische Infanterie vor dem Feldmarschall Österreichs, dem Erzherzog Friedrich. Das war Zusammenklang eherner Glieder, Dröhnen und Pflasterstampfen, daß alle Häuser des Rynek erzitterten. Jezt bummeln die Leute lässig und

mit schweren Beinen durch die Straßen und spähen, das Land des Maßtrugs mit der Seele suchend, vergebens in die trüben, leeren Scheiben der Restauracys.

Ich steige zur Domkirche hinan, trete ein. Eine andächtige Menge füllt die Bänke, alle Kerzen brennen, und Weihrauchwolken schwimmen über den Köpfen der Beter. Weißgekleidete Jungfrauen, ein Bund von frommen Mädchen, tragen vergoldete Heiligenbilder auf Tragbahnen, Männer schleppen schwere Kirchenfahnen vor ihnen her, dahinter schreitet, in Weihrauch und Glodengebimmel, ein Prälat unter goldgesticktem Baldachin. Die Monstranz verdeckt sein Gesicht. Auch hier sind Bayern; abgefezt, schmutzig, zerrissen, wie sie aus den Schützengräben kommen, tragen sie ihren Dant und ihre Bitten vor Gott.

Nun halten wir Przemyśl fest in unseren Händen, und keine Macht wird es uns jemals wieder entreißen. Ein Menetekel hat sich hier zugetragen, ein Begebnis, von dem die ganze Stadt weiß und mit Bedeutung spricht. Der Zar weilte Ende April in Przemyśl. Er besichtigte Stadt und Werke, fuhr, geschützt von einem Aufgebot starker Truppenmassen,



⌘ Geschosse der österreichisch-ungarischen 35,5 cm-Mörser. ⌘



⌘ Vor Przemyśl: Gefangene Russen beim Abtransport ihrer eigenen Geschütze. Phot. Ed. Frankl. ⌘

durch die Straßen und vereinigte am Abend die Spitzen seiner Armee und der Stadtbehörden zu einem Festmahl im Offizierskafino. Hier erhob er sich zu einem Trinkspruch. Sein väterliches Herz sei geschwellt von Stolz über die herrlichen Waffentaten seiner Heere. Für immer werde die Eroberung von Przemyśl einen leuchtenden Markstein in der Geschichte Rußlands bilden, und das Geschick dieser Stadt sei von nun an untrennbar mit dem Schicksal des großen russischen Reiches verbunden. Er leere sein Glas auf das russische Przemyśl und auf die herrliche, strahlende Zukunft des Slawentums. — In diesem Augenblick, als die Gläser klangen, erlosch plötzlich das elektrische Licht, und der Zar und seine Gäste waren minutenlang in tiefste Finsternis getaucht.

Ein Zufall, ein Fehler in der Leitung, eine Stromunterbrechung — aber Gerüchte drangen hinaus, und Deutungen liefen um, und Hoffnungen entstanden. Und wenige Tage später, bei Gorlice, begann die Zerbröckelung des russischen Kolosses.

Mit Einbruch der Nacht verließen wir die Stadt. Am Ufer wurde ein Scheinwerfer aufgestellt, am gegenüberliegenden Ufer hockte ein Feldtelephonist an seinem Tischchen, die bayrischen Pioniere saßen in den Rähnen der Notbrücken und rauchten Zigaretten. Drüben, an der großen Brücke, hob und senkte sich die Kamme zum Hieb auf die Pfähle, und mit dem Schlag und Takt der Arbeit klang das Lied der Soldaten über die blaueschwarze dunkelnden Wellen des San.

Zwei Gedichte von Hans Caspar von Zobeltitz.

Opattowice.

Das war ein Stücklein! Donner, Heil und Sieg!
Aufplackte hell das Dorf in tausend Flammen,
Und drinnen hieben wir das Paß zusammen.
Das nenn' ich frische Arbeit — das ist Krieg!

Und anfangs war's uns allen nicht geheuer:
Dicht die Kolonnen, rabenschwarz die Nacht,
Und keiner hatte recht an Feind gedacht,
— da plötzlich — schlägt auf uns das Höllefeuer.
Zur Erde wirft sich alles blitzschnell nieder,
Still wird es dann — und vorwärts geht es
wieder —

Und wieder prasselt mörderisch uns entgegen
Aus hundert Flintenläufen Eisenregen.

Jetzt nur nicht warten! Auf — fällt das Gewehr!
Wir stürmen hin, woher die Schüsse knallen,
Hinein ins Dunkel — fünf, zehn, zwanzig fallen,
Doch hundert rasen über ihnen her. —

Es dröhnt die Nacht vom preußischen Hurra,
An einem Dache jezt ein Flämmchen leckt,
Springt weiter, flammt, und hell mit Licht bedeckt
Stehn über tausend Russen vor uns da.
Jetzt sind sie unser! Ringsum eingekreist,
Wie Hindenburg es uns im Großen weist,
Und dann noch 'mal „Hurra!“ Das klang nicht
schlecht.
„Die Hände hoch!“ — Gewonnen das Gefecht.

Madonna im Gefecht.

Im Dorfe, in das die Granaten schlagen,
Steht stumm im Lärme ein Madonnenbild:
„Maria, die du so viel Leids getragen,
Fühlst du, daß dieser Tag dem Kampfe gilt,
Daß dieser Tag ein großes Sterben ist,
Daß hier der Tod die reichste Ernte hält,
Ein Kampf, als ob die ausgewählte Welt
Den Ruf zu dir und deinem Sohn vergißt?“

Stumm steht sie da. Ihr Haupt ist leicht gesenkt,
Die Strahlenkrone glänzt im Sonnenlicht,
Unendlich edel ist das Angesicht,

Es spricht zu mir, was wohl Maria denkt:

„Sie stießen sieben Schwerter mir ins Herz,
Sie haben meinen Sohn ans Kreuz geschlagen;
Ich hab in meinem Leben größ'ren Schmerz
Als alle Völker dieser Welt getragen
Und war zu neuen Schmerzen stets bereit.
— Ich weiß, es werden die, die heute sterben
In Kampf und Not — doch noch die Krone
erben,
Denn droben thront Gott-Vater und vergeißt!“

Verwundete gehn starren Blicks vorbei,
Die Straße kreuzt im Trab die Artillerie,

Geschosse schlagen ein — schrill tönt ein Schrei,
Wild hastend stürzt nach vorn die Infanterie. —
Stumm steht Maria. — Ihr zu Füßen hält
Ein hoher Stab jezt. Adjutanten sprengen
Vom Dorf hinaus aufs kampfsbedeckte Feld.
Ordonnanz kommen. Drei Soldaten hängen
In schneller Arbeit Drähte ins Geäst:
Am Bilde nieder hockt ein Offizier,
Der sich den Fernsprechkörner reichen läßt.
Nachrichten treffen ein, es pulst das Leben.
Befehle werden eilend ausgegeben. —

Stumm steht Maria — und kein Blick gilt ihr.
Gefangene treibt man im Zug vorbei,
Moskauer Grenadiere, Baitalschützen;
Als ob es ihnen so Gewohnheit sei,
Greifen zwei — drei an ihre Lammfellmützen.
Da huscht verklärend hell ein Sonnenstrahl
Ueber Marias edles Angesicht. —

Zu Pferde wieder steigt der General
Und reitet ab. —

Und weiter rollt die Pflicht.
Geschosse fliegen. Fernes Hurraschrein.
Stumm steht Maria, einsam und allein.



Einmarsch Schweizerischer Infanterie in Chiasso.



Die Schweiz auf der Wacht. Von Oberst Egli in Bern.



Seit dem Eingreifen Italiens in den Weltkrieg ist die Schweiz auf allen Fronten von kriegführenden Staaten umgeben. Wie an einer Felseninsel in dem vom Sturme aufgewühlten Ozean schlagen ringsum die Wellen des Krieges an ihr empor. Dicht an ihrer Grenze endigen die Draht- hindernisse, Schützengräben und Batteriestellungen der krieg- führenden Staaten, und mehr als einmal haben auch Schweizer- truppen im Feuer gestanden — ohne daß sie es erwidern

konnten. Das gibt das Bild des neutralen Binnenstaates: er leidet unter dem gegenwärtigen Kriege in vielen Beziehungen ebenso sehr, wie die Kriegführenden, ohne daß er seine Lage nach seinem eigenen Willen ändern kann.

Als anfangs August des letzten Jahres der Weltkrieg ausbrach, mobilisierte die Schweiz zum ersten Mal seit ihrem Bestehen ihre gesamte Streitmacht: Auszug, Landwehr und Landsturm. Früher waren selbst in Zeiten größter Gefahr



Fliegerstation im Kanton Tessin.

immer nur Teile der Armee aufgeboden worden; in vielen Fällen rückte nicht einmal der ganze Auszug ins Feld. Im Kriege 1870/71 waren zu der Zeit, als Wanteuffel die Armee Bourbaki gegen die Schweizergrenze drängte, nur einige schwache Divisionen (wenig mehr als 20 000 Mann) unter den Waffen, und als etwa 60 000 Franzosen bei Pontarlier-les Verrières auf Schweizer Boden übertraten, standen dort nur zwei Bataillone, die der herandrängenden Flut Halt geboten.

Dieses Mal war der Eindruck des beginnenden Völkerverzusammenstoßes so gewaltig, daß man gar keinen andern Gedanken haben konnte, als auch in der Schweiz das ganze wehrfähige Volk unter die Waffen zu rufen. In dem Augenblick, als die vielen, um diese Zeit anwesenden Fremden fluchtartig die Gasthäuser verließen, nahmen auch die Schweizerischen Wehrmänner Wehr und Waffen zur Hand und eilten auf die Korpsammelsplätze. (In der Schweiz hat jeder Wehrpflichtige seine Uniform und seine Waffen bei sich zu Hause.)

Die Mobilmachung traf die Schweiz in einem ungünstigen Zwischenakt. Im Jahre 1912 war eine neue Truppenordnung angenommen worden, deren vollständige Durchführung auf eine Reihe von Jahren verteilt war. Noch war sie nicht vollendet, ebensowenig wie die Neubewaffnung der Infanterie, die eben erst begonnen hatte. Auch die Vorteile der verlängerten Dienstzeit, nach dem in der Volksabstimmung vom 3. November 1907 mit großer Mehrheit angenommenen Wehrgefeße, hatten sich noch nicht vollständig geltend machen können. Trotz alledem klappte die Sache, und als die Franzosen gleich nach Beginn der Feindseligkeiten von Belfort her in das Oberelsaß einbrachen, standen an der Nordwestecke des Landes, vom Elsgau (Gegend von Porrentruy) bis nach Basel mehrere Divisionen bereit, jede Verletzung schweizerischen Gebietes, wenn nötig, mit Waffengewalt abzuwehren.

Die Schweiz kennt im Frieden den Titel General nicht; auch die großen Heereskörper — Brigaden, Divisionen und Armeekorps — werden von Obersten kommandiert. Nur bei einem Aufgebot zum aktiven Dienst wird von der Bundesversammlung ein General als Höchstkommandierender ernannt. Als Nachfolger der Generale Dufour (1847) und Herzog (1870) wurde Ulrich Wille gewählt, der auch in Deutschland wohl bekannt ist. Als Generalstabschef der Armee ist ihm Oberstkorpskommandant Sprecher von Bernegg beigegeben. Außerordentliche Verhältnisse erfordern außerordentliche Maßregeln und Gewalten, namentlich in einer Republik. So erhält der schweizerische General von der Regierung, dem Bundesrate, nur Weisung über den durch das Truppenaufgebot zu erreichenden Endzweck; er befiehlt dann alle militärischen Maßnahmen, die er zur Erreichung dieses Endzweckes des Truppenaufgebotes für notwendig und dienlich erachtet. Er verfügt über die wirtschaftlichen und militärischen Streitmittel des Landes nach seinem Befinden. Der General kann die Kriegsgliederung des Heeres ändern, Offiziere im Kommando einstellen und Offiziere vorübergehend Kommandos übertragen. Der General bestimmt, ob Truppen aufgeboden oder entlassen werden sollen. Er besitzt also in militärischen Dingen gewissermaßen die Gewalt eines Diktators.

Unter den Waffen blieben nach der Mobilmachung zunächst alle sechs Divisionen des Auszuges, jede zu drei Infanterie-Brigaden und einer Artilleriebrigade mit den dazu gehörenden Sondertruppen und Trains, ferner die Festungsbesatzungen, die vier Kavalleriebrigaden, die sechs Landwehrbrigaden und der zur Eisenbahnbewachung usw. erforderliche Landsturm.

Das war notwendig, trotzdem alle kriegsführenden Staaten die Achtung der schweizerischen Neutralität zusagten, denn in nächster Nähe der Landesgrenze spielten sich größere Kämpfe ab, deren Verlauf sich nicht voraussehen ließ. Erst als diese entschieden waren und zwischen Belfort und Altkirch-Pfirt am Largabschnitt allmählich eine Gleichgewichtslage eintrat, konnte daran gedacht werden, einen Teil der Truppen zu entlassen. Immerhin wird der Stand der Truppen stets so hoch gehalten, daß allen Überraschungen entgegengetreten werden kann.

Als aber Italien auf Pfingsten Österreich den Krieg erklärte, mußte auch die schweizerische Südgrenze stärker als bisher besetzt werden.

Der Grenzbeobachtungsdienst ist undankbar und keineswegs leicht. Ruhm und Ehre lassen sich dabei kaum erwerben, und doch fordert er ganze Männer, die unverdrossen Tag und Nacht, bei Regen und Sonnenschein, bei Hitze und Kälte ihre Pflicht tun. Außer dem strengen Wächtdienst an der Grenze mußten ausgedehnte Feldbesetzungen gebaut werden, um einen Durchbruch durch neutrales Gebiet nach Möglichkeit zu verhindern. Besondere Aufmerksamkeit erfordert die Abwehr fremder Flieger, die schon mehrmals Schweizer Gebiet überflogen haben. Für die kriegsführenden ist außerdem die Verletzung sehr groß, das neutrale Gebiet als Flankenanlehnung zu benützen und Beobachtungsstände, Batteriestellungen usw.

so dicht an die Grenze zu bauen, daß der Gegner das Feuer nicht eröffnen kann, ohne Schweizer Gebiet zu verletzen. Dies führt natürlich zu Beschwerden, die aber bis jetzt ohne ernststen Zwischenfall erledigt werden konnten. Daß dieses alles ohne allzu große Schwierigkeiten möglich war, hat wohl seinen Hauptgrund darin, daß die kriegsführenden selbst ein Interesse an der Erhaltung der schweizerischen Neutralität haben, weil diese ihrer Kriegsführung einen sichern



Schweizerische Soldatenstube im Kanton Tessin.

Abschluß gibt. — Die Aufrechterhaltung ihrer Neutralität fordert von der Schweiz außerordentlich große Opfer. Es ist nicht allein die Truppenaufstellung, die große Ausgaben verursacht, auch Handel und Industrie leiden sehr. Dazu kommt noch, daß die Schweiz für ihre Zufuhr auf das Ausland angewiesen ist. Nicht nur der größere Teil der Lebensmittel, sondern auch die Bedürfnisse ihrer Industrie, Kohlen und Rohstoffe, müssen eingeführt werden. Ein großer Vorteil ist es dagegen, daß die Ausbildung und Schlagfertigkeit der Armee in den Kriegsmonaten ganz bedeutend gefördert werden konnte, da man sich selbstverständlich nicht allein darauf beschränkte, an der Grenze zu wachen und zu schaukeln. Alle irgendwie verfügbare Zeit wird zu Übungen verwendet. Auch ein Laie in militärischen Dingen erkennt ohne weiteres, von wie großem Nutzen für eine Milizarmee mit kurzen Ausbildungsperioden der langdauernde Dienst in ernster Zeit ist. Führer und Mannschaft haben viel gelernt, und die Truppenteile konnten im kleinen und großen Verband geschult werden.

Die durch die Mobilmachung verursachte Entziehung von Arbeitskräften ist natürlich ein Nachteil; soviel als möglich wurde den dringendsten Bedürfnissen des Landes, namentlich aber der Landwirtschaft abgeholfen, indem die Armee nach Möglichkeit Gepanne und Hilfskräfte stellte.

Doch auch für das Wohlbefinden der Truppen wurde gesorgt; wie in den kriegsführenden Ländern sandte auch das Schweizervolk Liebesgaben an seine an der Grenze stehenden Soldaten. Die Feldpost arbeitet rasch und sicher. Um den Mannschaften außer der Dienstzeit einen angenehmen Aufenthalt zu schaffen, wurden mehr als hundert Soldatenstuben eingerichtet, in denen die Soldaten, außer billigen Speisen und alkoholfreien Getränken, Lesestoff und ein gemütliches Heim finden.

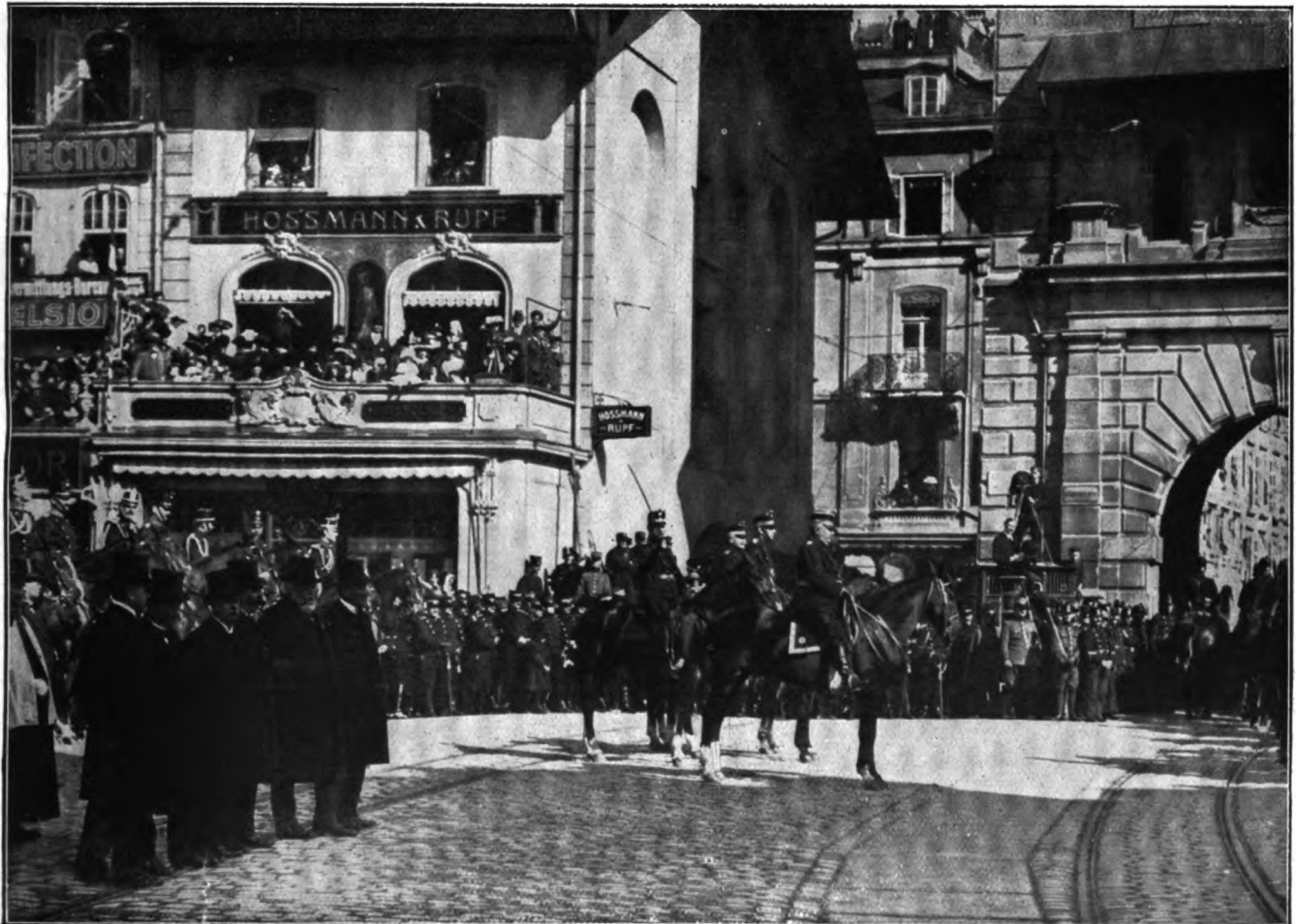
Das Vertrauen der Kriegführenden in die schweizerische Neutralität kann natürlich nur solange erhalten bleiben, als Regierung und Volk tatsächlich gewillt sind, sie ehrlich zu erfüllen. An Lockungen, sie zu brechen, fehlt es freilich nicht, aber jeder Schweizer weiß, daß die Selbständigkeit und Freiheit seines kleinen Landes erst recht in Gefahr geraten, wenn es sich in die Hände der Großstaaten mißt. Die von der Schweiz aus eigenem, freiem Entschluß gewählte politische Richtlinie strenger Neutralität setzt das Land manchen Angriffen aus, sie gestattet aber auch, etwas zur Vinderung der Schrecken des Krieges beizutragen. Im Deutschen Reich übernahm die Schweiz den diplomatischen Schutz der Italiener und in Italien den der Deutschen. Als im letzten August der Krieg ausbrach, kamen aus Deutschland und Frankreich scharenweise notleidende Ausländer an die Schweizergrenze und begehrten Einlaß und



Schweizerische Patrouille in der Nähe der italienischen Grenze.

Heimtransport. Mehr als 60 000 notleidende Frauen, Kinder und alte Männer aus den von den Deutschen besetzten Gebieten Nordfrankreichs wurden durch die Schweiz nach Frankreich gesandt. Für den Austausch der dauernd dienstunfähig gewordenen Schwerverwundenen wurden die schweizerischen Sanitätszüge und schweizerisches Personal verwendet. Die schweizerische Post vermittelt die Sendungen für die kriegsgefangenen Deutschen in Frankreich und die kriegsgefangenen Franzosen in Deutschland. Täglich fahren z. B. ein bis zwei Sonderzüge von Genf nach Basel, die nur mit Paketen für die französischen Gefangenen in Deutschland beladen sind.

Wo es not tut, wird die Schweiz immer helfen, soweit es in ihren Kräften liegt. Sie wird aber auch in Gefahr unverzagt ihre Pflicht tun und alles einsetzen, ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu bewahren.



Die Spitzen der schweizerischen Armee und der Bundesbehörden in Bern bei der Rückkehr der 3. Division von der italienischen Grenze. Links im Bilde die Bundesräte, unter ihnen Bundespräsident Motta (der Zweite von links); Höchstkommandierender, General Ulrich Wille, (××) Generalstabschef der schweizerischen Armee Oberst-Korpskommandant Sprecher von Bernegg (×).

Lugano — das Exil. Ein Stimmungsbild von Dr. Hans Barth.

Lugano, im Juni.

Daß das Brot der Verbannung bitter ist, das hat lange vor uns auch der größte Sohn Italiens gefühlt, da seine Florentiner Landsleute ihn von sich stießen, als wäre er . . . ein deutscher „Barbar“ des Jahres 1915. Auch uns ist es doppelt bitter, das Exil, wenn wir all der Süße gedenken, die Italien uns geschenkt hat — all der Süße seines Himmels, seiner Kunst, seines Weins. — Und jetzt hat uns ein herbes Schicksal aus dem Eden getrieben, wie einst einen Dante Alighieri.

Das Exil der italienischen Deutschen heißt Lugano. Und marschierten nicht den ganzen Tag die strammen Deutsch-Schweizer Grenadiere im Potsdamer Paradeschritt durch die Gassen und wimmelte es nicht an allen Ecken von blonden Kriegern und Offizieren, deren Anblick ein deutsches Herz erfreut, wir hätten die Vorstellung, nicht im „Exil“, sondern noch in unserem alten italienischen Eden zu sein . . . Die Palmen, Cypressen und Pinien, die köstlichen Rosenhage, so üppig wie in Fürst Bülow's römischer Villa, der blaue Himmel mit seiner prallen Sonne, der lachende See von grünen Bergen umrahmt: „Das ist Italien noch, das ich in Schmerzen verließ!“ Nur die traurigen Beigaben der letzten zehn Monate fehlen, Gott sei Dank. Kein blöder „Strillone“ brüllt uns von Morgens bis Mitternacht die „neuesten Niederlagen der Deutschen“, den „Untergang der deutschen Flotte“, die tausend Lügen unserer Feinde ins Ohr, mit allerhöchster Genehmigung einer Regierung, die bis zum Kriegsbeginn mit uns „verbündet“ war.

Freilich, die große Mehrzahl der Bevölkerung steht auch in Lugano nicht auf unserer Seite, ganz und gar nicht. Schon deshalb nicht, weil die Stadt zur Hälfte von Reichsitalianern bewohnt ist. Und von diesen Verständnis verlangen, wäre doch wohl töricht. Auch bei den italienisch sprechenden Kreisen der Schweiz hat der Lügenfeldzug unserer Feinde alles klare Urteil getrübt. Die guten Luganesen, sogar diejenigen, die Schweizer Bürger sind, glauben allen Ernstes an die Greuel unserer Soldaten, an die Verstümmelung der Kinder und derlei Wahnsinn. Aber dürfen wir uns darüber wundern angesichts der aus Mailand bezogenen geistigen Tagesnahrung?

Die plötzliche Ueberflutung mit Deutschen hat nun die anmutige kleine Stadt in eine seltsame Stimmung versetzt. In eine ähnliche Stimmung, wie jenes berühmte Grautier, das zwischen zwei Heubündeln stand und sich weder für den einen noch den anderen entscheiden konnte — ein Bild, das man mir nicht verübeln wolle, denn ich wende es nur deshalb an, weil es — von so vielen Philosophen angewendet wird und in jeder Geschichte der Philosophie steht. Sollte Lugano sich freuen oder sich härgen, daß all die Tausende fliehender Deutsch-Italiener sich, für die ersten Tage wenigstens, in seinen Mauern niederließen? In einer Zeit, wo alle Kur- und Fremdenorte der Welt vereinsamt und verödet sind, wie Theater, wo ein gutes Stück gespielt wird? Die Wirte freilich rieben sich die Hände und mit ihnen das andere Volk, das von der Fremdenindustrie lebt und das, nebenbei bemerkt, auch in Italien den Krieg ins Pfefferland wünscht. Doch, wie gesagt, davon war in dem klugen Lugano nicht im geringsten die Rede.

Dafür war eine Menge Deutschen da, die in dem „Teutonen-eisfall“ eine schwere Herausforderung erblickten und alsbald allerlei Demonstrationen ins Werk setzten. So bescheiden sich die fremden Gäste, die Flüchtlinge, auch verhielten, ihre bloße Anwesenheit erregte die Entrüstung mancher Heißsporne, und bald bedeckten sich viele Männerbusen mit belgischen, französischen und italienischen Fähnchen . . . Ja, auf dem Marktplatz gab es sogar ein Revolutionchen in Duodez-Format, und die Herren Gymnasten in niedlichen Pumphösli sangen Garibaldimarsch und Marseillaise. Von diesem kleinen Zwischenspiel abgesehen, ist aber Lugano ein ganz köstliches Nest und Exil.

Unter den Kolonnaden der Altstadt spielt sich ein Treiben ab, fast wie in Neapel (obwohl es dort bekanntlich keine Kolonnaden gibt), vom See her erschallen die Canzonen, die uns noch wehmütiger stimmen als je, und da und dort steht in eng verschwiegenem Gäßlein eine stattliche Padrona in roter Bluse vor ihrer Tür und ladet zu rotem Wein ein. In ihrer engen Taverne aber sitzt ein Publikum mit bunt genialen Kravatten und lauter Leoncavallo- und Mascagnitöpfen . . . natürlich nicht Helvetier, sondern Reichsitaliener. Sintermalen es selbst dem Diogenes selig Schwerfiele, im Lugano einen echten Luganesen auszutüfteln. Ebenso schwer fast, als in Berlin z. B. einen echten Berliner . . . Wer aber die kleine Reize von zehn Minuten im Motorboote nicht scheut und nach dem andern Ufer hinüberfährt, nach

dem Berge von Caprino, der wird dort Felssteiler finden, so herrlich und kühl und poetisch, wie der eine oder andere der Leser sie aus der Republik San Marino und aus meiner „Ostria“ kennt . . . Nur darf der Asti Spumante, der den armen Flüchtling in den Grotten von Caprino erwartet, (man verzeihe das schöne Bild) dem herben Weißen von San Marino nicht die „Schuhriemen lösen“. Es ist ein Asti für Abstinenten, ein Apothekerafti aus Zuderwasser und sei allen Herzkranken empfohlen. Hier in der Cantine versammelt sich Sonntags ganz Lugano, denn es gibt auch noch andere Getränke als den von uns Deutschen leider so gefeierte Asti.

Es kommen Hunderte schwärzer-bütscher Krieger, die unter den Kastanien im Freien sitzen, während ein fetter Kerl mit einem Scheunentor von Maul den Tripolis-Marsch gröhlt, daß uns Hören und Sehen vergeht . . . Damit hat's angefangen . . . o weh, o weh! . . . Und Erinnerung überkommt uns, die mit sehr viel Vermut (aber nicht aus Turin) gewürzt ist . . .

Wer des Abends auf dem Kai spaziert, der braucht durchaus kein Phantast zu sein, um sich nach Rom zurückversetzt zu fühlen, nach dem niedlichen, ach so niedlichen Dorfe von Deutsch-Rom, das all seine Bewohner an die Ufer des blauen Luganersees ausgespien hat. Genau wie all die andern italienischen Städte ihre deutschen Kolonien. Wer kommt mir denn da auf einmal entgegen? Ausgerechnet mein Doktor! Und hinter ihm? Natürlich, mein Apotheker. Vielmehr alle beiden deutschen Apotheker der Ewigen Stadt . . . Was aber gar nichts auf sich hat, denn in der nächsten Minute stoßen wir bereits auf die Hochfinanz, die ihrem Kassenschrante Ballet gesagt hat und sich erinnert, daß es noch teurere Güter als den Geldsack gibt . . . Und kaum haben wir dem Krösus die Hand gedrückt, so tauchen aus der Menge schon der Herr Hofbuchhändler auf und ein halb Duzend Gastwirte, die wir zu der üblichen Flasche römischen Ferroni-Bieres lüden, wenn die gleichfalls nach Lugano geistigen Gebrüder aus „Leibzich“ einen Ableger ihrer römischen Wurst- und Frühstücksbude aufgemacht hätten. Ja sogar ihre diplomatische Vertretung hat die deutsche Flüchtlingskolonie, vielmehr hat sie Deutschland in Lugano, in der Person des klugen und angenehmen Dr. von Mühlberg und eines Bayerischen Diplomaten. Das merkwürdigste ist, wieviel gemischte Familien hier sind, nämlich wieviele Deutsche, die italienische Frauen und leider auch italienisierte Kinder mit sich führen. Ich bin entzückt, wenn ich jene berückende „Romana“, jene Agrippina oder Poppäa vor mir sehe, als wäre sie die Göttin Roma selbst, herniedergetiegen vom Kapitol, wo jetzt Antonie Salandra tront, und in himmlischem Wolkengepöhl nach der fernen Helvetia geflogen. Aber die wundervolle Matrone ist noch viel mehr Flüchtling als wir! Sie ist dem Namen nach Deutsche, aber ihr Herz weilt am Tiber, und sie spricht kein deutsches Wort. Ihr Exil ist noch unendlich herber als das unsere, denn sie mußte aus dem eigenen Vaterlande fliehen.

Da sind auch, und das ist das unbegreifliche, das wider-natürliche, deutsche Eltern, die mit ihren in Italien geborenen Kindern selbst im Exil italienisch reden. Eine Mutter schämt sich nicht, auf offener Straße mit ihrer Tochter beharrlich italienisch zu sprechen. Sie kann es nicht einmal ordentlich, während das Kind ebenso beharrlich fliehend deutsch antwortet. Und ein siebzehn- oder achtzehnjähriger deutscher Bengel aus Mailand, der in den Schützengraben gehört, entblödet sich nicht, mit seinen deutschen Eltern nur Mailänder Dialekt zu reden, obwohl er sehr gut deutsch versteht. Und dabei ist all dies Volk von Haus und Hof verjagt; man hat seine Habe angezündet und zerstört, aber sie sprechen nicht die stolze Sprache ihres großen, stolzen Vaterlandes, sondern die Sprache ihrer Feinde.

So hat sich das halbe, vielleicht das ganze Deutsch-Italien Tage und Wochen lang in Lugano gesammelt, ehe es weiterstrebt einer ungewissen Zukunft entgegen. Wie Tauben, die rohe Hände aus dem Schläge vertrieben. Sie setzen sich noch einmal in der Nähe nieder, umkreisen ihr Heim in langen traurigen Flügen, um sich dann zu zerstreuen in alle Welt.

Aber nicht traurig sein! Auch in Lugano sind wir nicht ganz in der Fremde! Auch in Lugano! Und nicht bei unseren Schicksalsgenossen allein finden wir deutsche Herzen und deutsches Fühlen. Was höre ich da, wie ich abends den Kai hinabgehe. Aus einer Seitengasse schallt es wuchtig in vollem Chor: O alte Burschenherrlichkeit!

Und wie ich näher eile, da schaue ich in einer echt italienischen Schenke eine ganze Stube voll blonder Schweizer Soldaten, Akademiker und Nicht-Akademiker, aber jedenfalls Leute, die empfinden wie wir und die singen wie wir . . . wie wir „Barbaren“!

Wir sollen auch unser Leben
für die Brüder lassen

1. Joh. 3. 15.



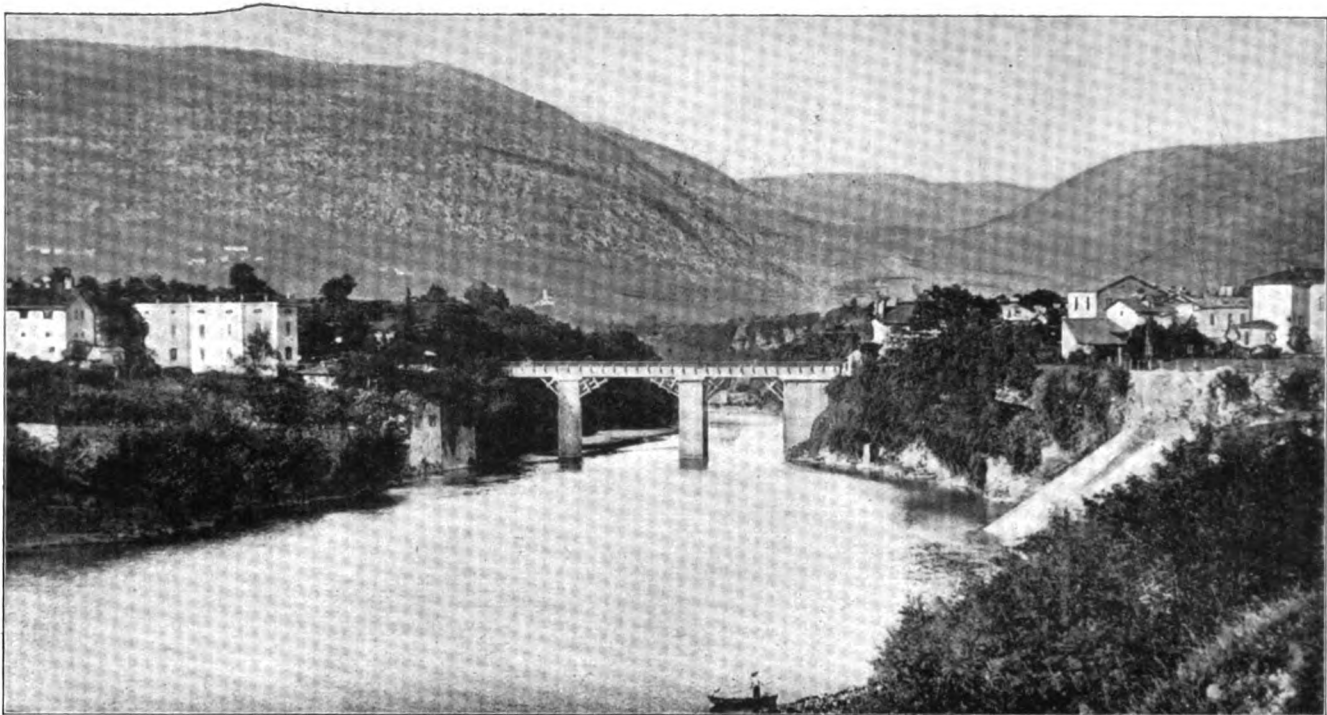
Zum Gedächtnis des
Er starb fürs Vaterland
am

Wilhelm
R.



E. Doepler d. J.

Gedenkblatt für die Angehörigen unserer gefallenen Helden.
Ausgeführt im Auftrage des Kaisers von Prof. Emil Doepler d. J.



88

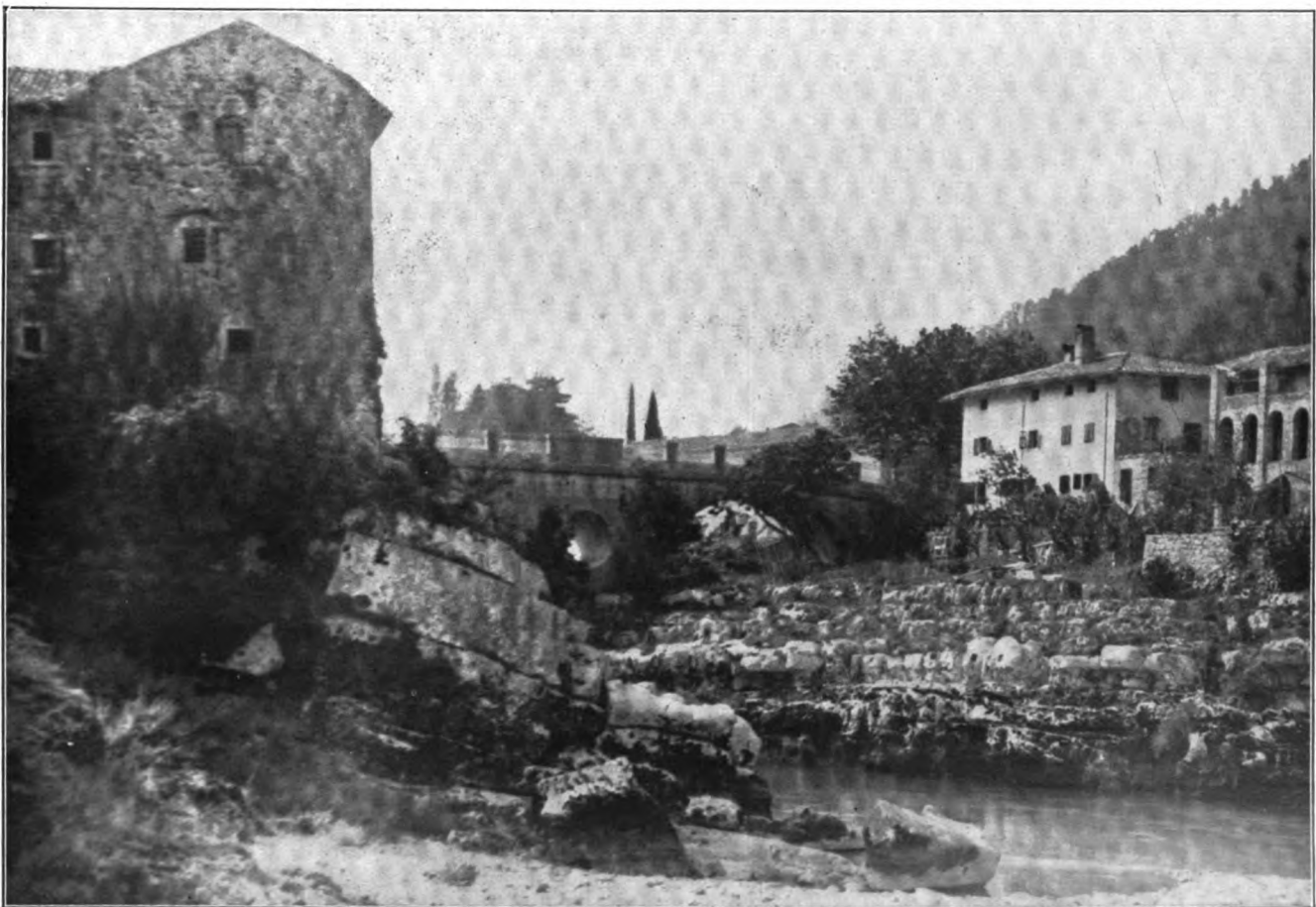
Görz: Sonzo und Neue Brücke. Phot. Stengel & Co., Dresden.

89

Von der italienischen Grenze.

Aus dem Spaziergang nach Triest, von dem die italienischen Kriegsheer vom Schlage eines Gabriele D'Annuncio in hochtrabenden Worten redeten, scheint doch nichts werden zu wollen, da die österreichisch-ungarischen Truppen so anmaßend sind, die Grenzen ihres Reiches zu verteidigen und dabei sogar zu schießen! In Italien macht sich deshalb schon in weiten Kreisen eine gewisse Enttäuschung geltend, die gewiß noch stark zunehmen wird, wenn die dort so stark unterschätzten Österreicher zum Angriff übergehen sollten. Sehr erfreulich

war, was der Generalstab unserer Bundesgenossen in der letzten Juniwoche zusammenfassend berichten konnte. Er schrieb: „In dem nun abgelaufenen ersten Kriegsmonat haben die Italiener keinen Erfolg erzielt. Unsere Truppen behaupten ihnen gegenüber, wie zu Beginn des Krieges, ihre Stellungen. An oder nahe der Grenze, an der Sonzofront, am befestigten Grenzstamm Flitsch—Malborghet, am Karnischen Ramm und an allen Fronten von Tirol brachen sämtliche Versuche feindlichen Vordringens unter schweren Verlusten zusammen.“



88

Aus dem Sonzotal bei Salcano. Phot. Leipziger Presse-Büro.

89



88

Cormons bei Görz. Phot. Leipziger Presse-Büro.

89

Und so ist es auch in der Folge geblieben, obgleich es die Italiener nicht an Versuchen haben fehlen lassen, die eiserne Mauer zu sprengen, die von den Fluten der blauen Adria bis zu den Höhen der Karnischen Alpen sich ihren Einfällen entgegenstellt. Besonders heftig waren diese an den beiden Enden dieser Grenzsperrre. Im Norden galt es für sie, den Eingang in das Drautal zu erzwingen. Die aus Italien von Udine kommende Bahnlinie nimmt den Weg Pontafel, Malborghet, Tarvis — landschaftlich eine herrliche Gegend voll

unvergeßlicher Reize, militärisch aber, wenn von entschlossenen Verteidigern besetzt, unbezwingbar. Im Süden der Sperrlinie aber richteten sich die italienischen Angriffe besonders gegen den Brückenkopf von Goerz. Die westlich von der Sonzoline liegenden Gebietsteile der österreichischen Provinz Küstenland wurden, da sie nur schwer zu verteidigen sind, kampflös geräumt; aber alle hier liegenden Ortschaften wie Aquileja und Cormons werden bald wieder in den Händen unserer Verbündeten sein. Ebenso wie bei Goerz und dem nahe da-



88

Das an der kärntnerischen Grenze gelegene Städtchen Tarvis. Phot. Leipziger Presse-Büro.

89

bei liegenden Salcano brachen die italienischen Angriffe bei Gradisca, am Kanal von Monfalcone südlich Sagrado und an vielen anderen Stellen der Sonzofront unter ungeheuren Verlusten zusammen.

Angriffsweise sind unsere Bundesgenossen gegen die Italiener bisher nur zu Wasser und in der Luft vorgegangen.

Verschiedene Kreuzerfahrten der österreichisch-ungarischen Marine haben in den italienischen Adriastädten Schrecken und Entsetzen verbreitet, und auch die Flieger haben mit zielführender geschleuderten Bomben schon vielen Schaden angerichtet. Aber freilich Entscheidungen irgend welcher Art sind an der italienischen Grenze noch nicht gefallen.

Die Sängerin bei den Blinden. Von Frida Schanz.

An Wanda Jentsch.

Wie wenn im dunkeln Tal ein Vogel singt,
So silberstrahlend hob sich deine Stimme,
Die köstliche, die tief zu Herzen dringt. —
Zu reiner Wohltat wandte sich das Schlimme:

Dicht stellten sich die Seelen um dich her
In ungeteiltem hörendem Genießen.
Blindheit ertrank in einem tiefen Meer
Des Lauschens, drin sich alle Augen schließen.

Das Leben in einem Divisionsstab. Von Oscar A. S. Schmitz.

Das Große Hauptquartier bietet den Anblick einer friedlichen, alltätig bewegten französischen Stadt, in der die deutschen Behörden augenblicklich zu Besuch weilen, so wie in manchen heißen Ländern während der Sommermonate die gesamte Regierung an einen kühleren Ort verlegt wird, wo sie sich, so gut es eben geht, einrichtet. Fährt man dagegen vom Großen Hauptquartier mit der Bahn weiter, so fühlt man von Weile zu Weile immer mehr, daß man sich dem Kriegsgebiet nähert. Rechts und links vom Bahndamm erblickt man russische Gefangene, die unter der Obhut deutscher Landsturmlente die Strecke und die benachbarten Straßen in Stand halten. Sie wohnen in alten Eisenbahnwagen, wo sie sich, solange es nicht zu heiß wird, gewiß ganz behaglich fühlen.

Auf der Vorderplattform eines Wagens, in dem wie ich vermute, die deutschen Landstürmer wohnen, sah ich eine Blechbadewanne zwischen das Gitter und die Wagentür mühsam eingeklemmt. Man hilft sich wie man kann.

Es ist ein sonniger Sonntagnachmittag. Überall in der grünen Landschaft sieht man wandernde Offiziere, die sich heute etwas Bewegung machen, denn nicht wenig unserer Kriegsarbeit wird auch draußen in den Amtsstuben geleistet.

Diese überaus wichtigen Männer sehen vom Krieg bisweilen ebenso wenig, wie mancher Forstbeamte vom Wald.

Freilich ist wohl jeder von ihnen beim Beginn des Feldzugs eine Zeit lang draußen gewesen. Jetzt fehlt manchem die gewohnte Bewegung im Freien. Auch viele Radfahrer in Feldgrau sieht man als Sonntagsausflügler auf den Wegen.

Alle Dörfer sind voll von Soldaten in Reservestellung. Vorige Woche waren sie an der Front, und die nächste Woche werden sie wieder draußen sein. Hier läßt man ihnen nun so viel Freiheit, wie ihnen heilsam ist, sorgt aber durch tägliche Übungen dafür, daß sie nicht allzumüßig gehen. Dies ist die Zeit, wo der deutsche Krieger zum Lesen und Briefschreiben kommt, wo mancher Handwerker zum Schmuck oder zum Nutzen des Gemeinschaftslebens gern zum gewohnten Werkzeug greift.

Der Zug hielt um 7 Uhr in einem kleinen Städtchen, wo ich von einem Offizier vom Stab der . . . Division im Kraftwagen abgeholt wurde. Wir fahren zwischen öden abendlichen Feldern dahin. Hier verliert die Landschaft jeden Reiz, denn wir sind in der lehmigen, sogenannten Laufschampagne (Champagne poulleuse), dem ödesten Teile Frankreichs. Am abendlichen Himmel sehe ich links den ersten Erkundungsflieger,



Kraftwagenkolonnen des Stabes in Bereitschaft. Phot. A. Sennede.

der die französischen Stellungen beobachtet, rechts schwebt ein Fesselballon.

Wir befinden uns nun etwa 5–6 Kilometer hinter der Front. Über die Felder ziehen dicke Rauchwolken des hier verbrannten Mistes, da man ja so dicht hinter der Front keine Landwirtschaft treiben kann.

Der Stab der Division bewohnt einen großen Gutshof, der einem geflüchteten Notar gehört: nach der Straße zu ein stattliches Herrenhaus in rotem Backstein, freilich seit Jahren vernachlässigt, mit ein paar größeren Zimmern im Erdgeschoß. In den beiden oberen Stockwerken befinden sich kleinere Räume, zum Teil Kammern, die von den Offizieren bewohnt werden. Hinter dem Haus erstreckt sich ein auffallend großer Hof, der von weitläufigen Stallanlagen umgeben ist. Daran grenzt ein bescheidenes Gärtchen.

Der Divisionskommandeur, der mich freundlichst eingeladen hatte, empfängt mich. Ich erhalte einen ziemlich großen Raum unter dem Dach, in dem aber nichts fehlt, was man nun einmal zum Leben braucht. In der Ecke steht ein riesenhaftes französisches Bett, sogar ein Schreibtisch und ein stroherner Lehnstuhl davor grüßen mich. Bald klingelt es zum Abendessen. In dem Speisezimmer sitzt etwa ein Duzend Offiziere an einem langen Tisch, an einem Seitentisch ein paar jüngere Leutnants. Alles ist gut und von würdiger Einfachheit. Es wird deutscher Wein getrunken. Nach dem Essen begibt man sich in das angrenzende Wohnzimmer.

So einfach die Räume sind, so bequem und geschmackvoll sind die Möbel. So befindet sich in der einen Ecke des Salons ein Tisch mit Sofa und Sesseln im Stil Ludwigs XV. mit heitrem Beauvais-Stoff überspannt, in der Ecke gegenüber eine ähnliche Zusammenstellung aus dunklem Mahagoniholz mit blaugrünen Ueberzügen im Stil des ersten Kaiserreichs. Die elektrischen Lampen an der Decke sind mit gelber Seide umwickelt, die wohl von zurückgebliebenen Kleidungsstücken der Frau Notar stammen dürfte. Ein großer Kaminspiegel verdoppelt den in gelbliches Licht gehüllten Raum, in dessen ganz und gar französische Formen nun feldgraue Offiziere bei der Zigarre und einem Glas Bier von ihrem verantwortungsreichen Tagewerk ausruhen.

Bisweilen wird der Generalstabsoffizier an den Fernsprecher gerufen, bald aus einem Schützengraben, bald vom Korpskommando. Auch Gespräche mit Berliner Behörden und Angehörigen in der Heimat kommen vor.

Raum zur Hälfte sind die Herren Berufsoffiziere, vielmehr sind da alle möglichen Lebensschichten vertreten, der katholische und der protestantische Divisionspfarrer, der Kriegsgerichtsrat, der Generaloberarzt, der Verpflegungsoffizier ist ein Großkaufmann, der Ortskommandant ein Notar. So bildet ein Divisionsstab im Krieg abends die reizvollste deutsche Herrengefelligkeit.

Die Stäbe einer Brigade oder eines Regiments sind zu klein, um so vielseitig zu sein. Der Stab eines Korps dagegen ist wiederum so groß, daß er sich in mehrere Abteilungen zer splittert, in denen immer die engeren Kollegen beisammen sitzen und wahrscheinlich sehr zur Fachsimpelei neigen. Die Stabs-, die Intendantur-, die Sanitätsoffiziere, alle haben dort ihre eigene kleine Messe, und so kann nicht dieses vielseitige Zusammenleben entstehen, wie im Stabe einer Division.

Am jenem Abend war außer mir noch ein Gast zugegen, ein höherer Beamter in Landwehr-Kavallerie-Uniform, den seine Frau mit dem traurigen Auftrag geschickt hatte, die Leiche seines hier im Februar gefallenen Sohnes ausgraben zu lassen und nach der Heimat zu bringen. Derartigen Wünschen wird Rechnung getragen. Ich höre, bei den Franzosen sollen derartige Ausgrabungen streng verboten sein.

In jener Nacht war die Angelegenheit besonders dadurch erschwert, daß die Stelle des Grabes nicht sicher vor feindlichen Geschossen war. Natürlich werden für die traurige Aufgabe nur Freiwillige verwendet.

Wer jemals einer solchen Ausgrabung beigewohnt hat, ist noch tagelang von dem Entsetzen erfüllt und meint, es sollte eigentlich verboten werden. Zudem sagt jeder Soldat, er läge am liebsten an der Stelle, wo er gefallen sei.

Die Mütter freilich denken anders, sie wollen das Grab in ihrer Nähe wissen, an einem bestimmten Ort haben, auf den sich ihr Schmerz richten kann. Übrigens ist das Bedenken, die Franzosen könnten nach dem Krieg unsere Soldatengräber verwüsten, durchaus unbegründet. Nach 70 Jahren ist sie geschont, und zudem liegen meistens gefallene Franzosen zwischen gefallenen Deutschen.

Gegen 10 Uhr führte man mich hinaus auf den Hof. Ich hörte das erste Mal heftigen Kanonendonner, der die ganze Nacht anhält.

Es ist ein seltsames Gefühl, nun in sinnlicher Nähe alles dessen zu sein, was man bisher nur in der Einbildungskraft gesehen hat.

Am andern Morgen weckten mich die Klänge von Bagners Rheingold. Die Mufft äbte.

Nach dem Kaffee erschien der Kommandierende General zu einer taktischen Besprechung mit dem Divisionär und dem Generalstabsoffizier. Die drei Herren in den feldgrauen Röcken mit den roten Streifen auf den Hosen standen im Hof beisammen im eifrigen Gespräch. Was sie da ausmachten wird vielleicht im großen Generalstabswerk in ein paar Jahren zu lesen sein. Für den bürgerlichen Menschen war es immerhin ein bedeutender Augenblick, vom Fenster aus dieser Beratung zuzusehen.

Dann traten die Herren ins Haus, während ich mit den jüngeren Offizieren in den anstoßenden Garten ging.

Am Tag vorher war die Sprengung eines französischen Schützengrabens gelungen; die Herren hatten von einem nahen Hügel aus zugehört. In der Frühe aber waren wir wieder aus einem Teil der gewonnenen Stellungen zurückgenommen worden. Das ist das gewöhnliche Hin und Her des Stellungskrieges: dauernd kleine Unternehmungen, die keine Partei weiterführen, aber beiden Teilen edles Blut kosten.

Aber die Notwendigkeit solcher Unternehmungen sind die Meinungen geteilt. Der Laie fragt natürlich, leichtfertig mit dem Wort: „Warum wird das gemacht?“ Aber es geschieht nicht nur auf Befehl von oben, um die Angriffsluft der Truppen nicht einschlafen zu lassen, sondern die Truppen selbst verlangen im Schützengraben, daß etwas geschieht.

Wir alle wissen, wieviel Übermensliches unsere Krieger dort aushalten müssen. Darüber hört man wenig Klagen, mit Humor wird von der überstandenen Mühsal berichtet. Gelagt wird hier und da nur über die Langeweile, wenn aus irgend einem Grund nichts getan werden kann. Räte der Befehl zum Vorgehen nicht von oben, die Mannschaften würden ihre Führer zum Vorgehen drängen. So machen sich jene kleinen wenn auch häufigen Verluste bezahlt, denn der Erfolg liegt nicht nur in dem gewonnenen Gelände, sondern auch in der Erhaltung und der Steigerung des Angriffsgeistes.

Inzwischen war der Kommandierende wieder weggefahren. Der General der Division und der Ortskommandant forderten mich zu einem Spaziergang durch das Dorf auf.

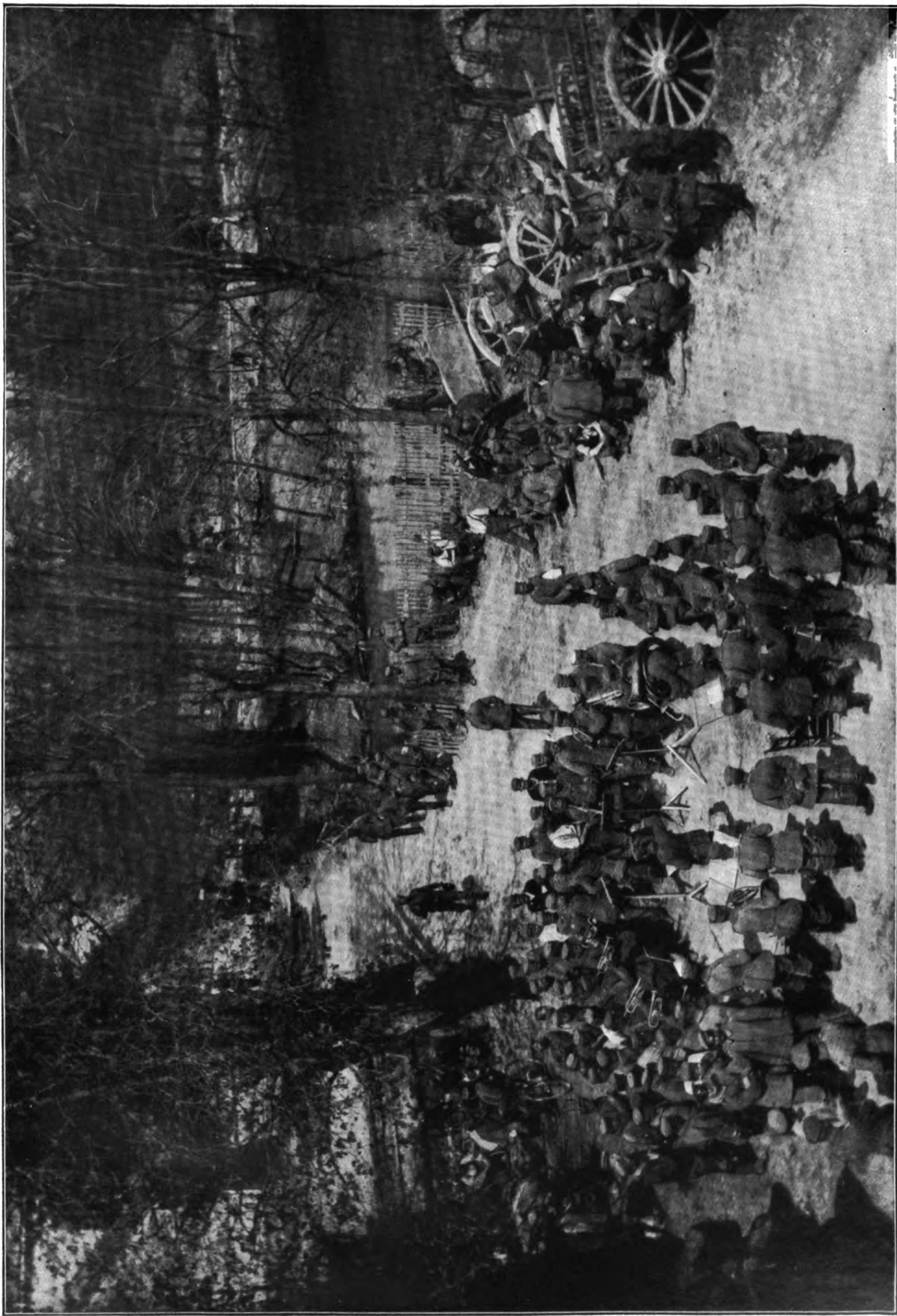
Ich bezweifle, daß es in Deutschland überhaupt so verelendete Dörfer gibt. Dabei hatten unsere Leute schon recht tüchtig für die Reinlichkeit gesorgt. Die augenblicklich überflüssigen Misthaufen, die in der Champagne vor jedem Bauernhaus offen daliegen, waren weggeschafft worden. Statt dessen sah man vor den Häuschen trauliche Birkenlauben und Bänke, häufig mit humorvollen Aufschriften. Überall waren Blumen gepflanzt. Hier ist die Bevölkerung fortgeschafft worden. Nur ein paar alte Frauen sind geblieben, die man in einem zwischen den Häusern hinfließenden Bach für unsere Leute waschen sieht. In den Bauernhäusern wohnen meistens Unteroffiziere.

Jeder hat seinem Häuschen irgendwie den Stempel seiner Eigenart aufgedrückt. Einer pflegt Blumen, ein anderer hält Tiere, wieder einer hat sein Haus hübsch bemalt oder mit einer sinnigen Aufschrift versehen. Das Lustigste ist wohl der zoologische Garten, den einer angelegt hat. Allerlei Tierzeug, das man in der kahlen Umgebung finden konnte, hat der Feldgraue teils lebend hier angeliefert, teils ausgestopft.

In einem Aquarium sieht man Fische und Wassertiere zwischen Algen umher schwimmen, in einem Terrarium winden sich zwei bunte Ringelnattern. Ein kleines Nagetier, ein Stiebschläfer, ergötzt sich in einem Holzstab. Mehrere ausgestopfte Störche zieren das Dach. Im Innern des Hauses wird ein Schlangenskelett gezeigt, der Rest einer Ringelnatter, der man Mäuse zu fressen geben wollte, die aber ihrerseits die Schlange bis auf die Knochen aufgezehrt haben. Damit es aber auch ein echter deutscher zoologischer Garten ist, hat man eine kleine Rasenfläche angelegt, nur um darüber eine Aufschrift anzubringen: „Es ist verboten, die Rasenfläche zu betreten.“ Alles dies ist so friedlich, daß man sich so fern vom Krieg wähnen könnte, wie in Tibet, hörte man nicht von Zeit zu Zeit Kanonendonner.

Wir gehen zum Dorf hinaus. Ein grauer Himmel wölbt sich über dem weißen staubigen Kalkland. Rechts liegt die Schlächterei. In einem Verschlag sehe ich eine dampfende Gulaschkanone. Es ist gerade Wurst fertig geworden. Ein Leutnant aus Berlin lädt uns zum Frühstück, und wir müssen die vortreffliche Leber- und Blutwurst versuchen.

Das einzige Trauliche dieses verstaubten Dorfes (mit Ausnahme dessen, was die Deutschen daraus gemacht haben), ist die katholische Kirche mit ihrem völlig mit Schiefer umkleideten Turm und einem verrosteten Hahn darauf. Er wirkt wie der unzerstörbare Ortsgeist dieses uralten französischen Dorfes. Wir treten in die kleine düstere Kirche ein, die für den deutschen protestantischen und katholischen Gottesdienst, sowie zu Lazarettzwecken verwendet wird. Es ist gerade ein rotbärtiger, blasser Mann eingeliefert worden, der wegen Scharlachverdacht beobachtet werden soll. Das erschreckt aber niemand. Vereingelte Fälle von ansteckender Krankheit kommen natürlich bisweilen vor, aber die Vortrefflichkeit unserer Einrichtungen



Platzmuff in einem Feldlager an der Aisne. Phot. Leipziger Presse-Büro.

hat es bis jetzt, Gott sei Dank, immer verhindert, daß Seuchen entstanden sind.

Um die Kirche herum liegt der Dorffriedhof mit alten französischen Gräbern. An diesen Friedhof grenzt eine neuangelegte Grabstätte: weißgestrichene Holzkreuze mit schwarzer Inschrift. Die allermeisten tragen deutsche Namen, dazwischen

aber findet sich auch einmal ein gefallener französischer Soldat. Auf jedem Kreuz liegt man in der Mitte die Inschrift: „honorez les morts“.

Auf den französischen Gräbern steht: „tombé pour sa patrie, enterré par les Allemands“; Sanitätsoldaten sind damit beschäftigt, neue Gräber in die weißgraue, freidige Erde zu graben.

Am Nachmittag lud mich die Exzellenz zu einer Autofahrt ein. Der Generaloberarzt und ein Berliner

Hauptmann, im bürgerlichen Leben Assessor, fuhren mit. Zunächst ödes Lehmland, dann aber kamen wir in die Argonnen und sahen ein Stück von dem malerischen hügeligen Lothringen. Auf allen Straßen begegneten uns lange Kolonnen mit Kutschern, die vielleicht im bürgerlichen Leben Professoren oder Justizräte sind. Viele tragen Brillen in den klugen Gesichtern. Auch hier sind die Dörfer fast ganz von der Bevölkerung verlassen, ganz von Feldgrau belegt. In einem Ort grenzt Lazarett an Lazarett. Ein Dorf ist unfreundlicher als das andere. Ich glaube, die ärmsten Gegenden Deutschlands kennen nicht die freund- und schmucklose Einförmigkeit dieser Dorfstraßen.

Am Abend fand der allwöchentliche Bierabend in der

gemütlichen Barade des Offizierkasinos statt. Ich weiß nicht, ob überall in unserem Heer der Humor eine solche Rolle spielt wie dort. Bei dieser Division wird er von oben her so sehr wie möglich gefördert und ermutigt, wozu die lebensfrohe Persönlichkeit des Divisionärs ganz besonders beiträgt. Bisweilen kann man sich draußen an der

Front auf künstlerische Leistungen gefaßt machen, denn überall, wo viele Deutsche beisammen sind, finden sich ein paar hervorragende Musiker. So auch hier.

Ein Klavierspieler, ein Geiger und ein Bratschenkünstler erfreuten durch einwandfreie Leistungen, besonders aber erstaunte mich ein aus Frankfurt a. M. gebürtiger

Opernsänger des Kieler Theaters durch seine ungewöhnlich herrliche Stimme. Die Exzellenz trug selbst manches humoristische vor.

Später wünschte man aus dem Kommerzbuch einige Lieder anzustimmen, die aber der Kapelle unbekannt waren, und so geschah es, daß ich mich, wie in längst vergangenen Studententagen, wieder einmal als „Bierorgel“ d. h. am Klavier betätigte. Mit vorrückender Stunde wurde der Kreis enger, und wieder war eine Vereinigung aller möglichen Berufe zu beobachten: ein Privatdozent, ein Landrat, ein Richter, mehrere Ärzte und Beamte saßen schließlich noch an einem runden Tisch in einer feuchten Ecke.

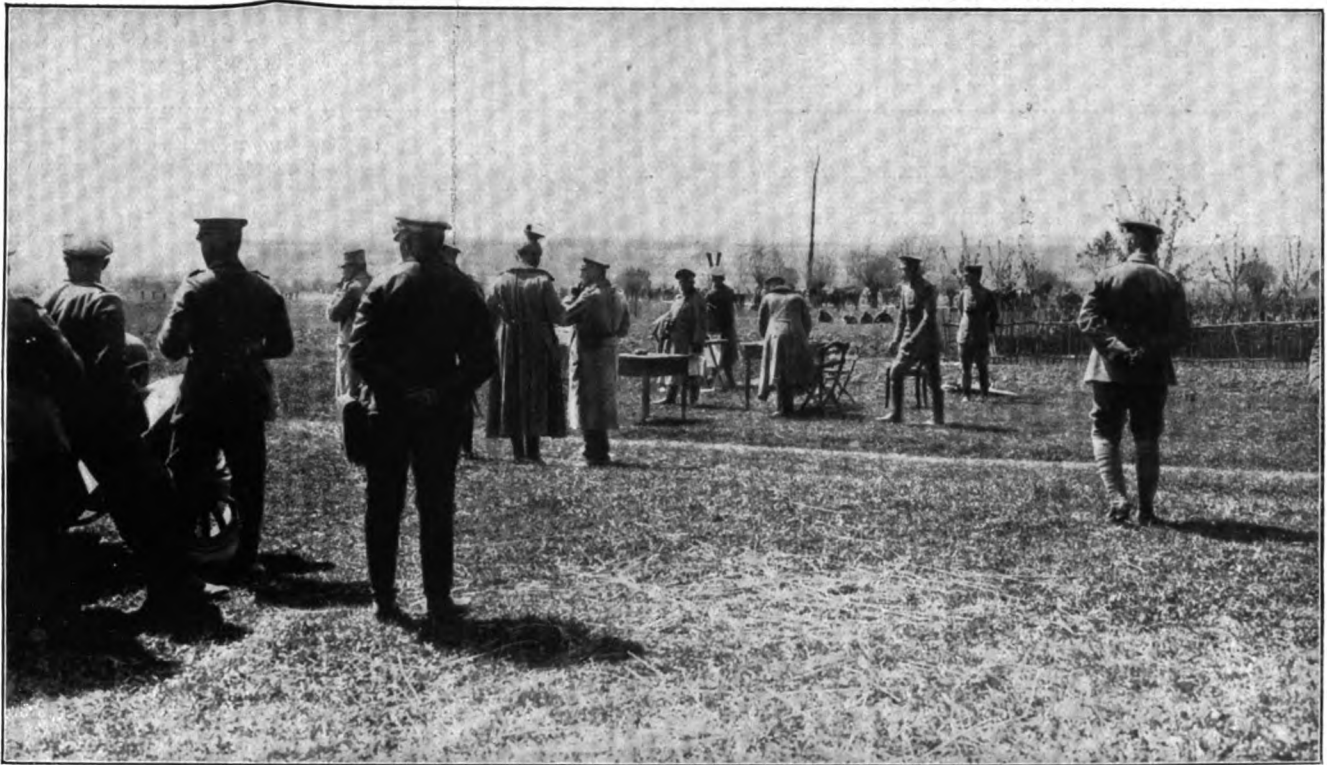
Wie bei den Herren vom Stab, waren auch hier die verschiedensten deutschen Landschaften nebeneinander vertreten. Der Nord- und der Süddeutsche, der Ost- und der Westdeutsche haben sich bisher noch viel zu wenig gekannt. Jetzt aber



Geschäftszimmer eines höheren Stabes. Phot. W. Braemer.



Stabsoffiziere bei der Mittagsuppe. Der zweite Offizier von links (liegend) ist der Erbgroßherzog von Oldenburg. Phot. R. Sennede.



88

Beobachtung eines Gefechts. Phot. R. Senncke.

89

treten sie in ihrer Eigenart auch für den einfachen Mann, der weniger herumgekommen ist, deutlich hervor. Der Kölsche Jung und der bayrische Bua wissen nun von einander, und jeder verbindet mit dem anderen eine bestimmte schätzenswerte Vorstellung.

So ging unter Studenten- und Volksliedern und ernstesten musikalischen Vorträgen der Abend dahin.

Indessen sah man draußen bei einem Ausschank im flackernden Licht aus der Dunkelheit Mannschaften heranziehen, die sich hier noch einmal stärkten, ehe sie, die heimatischen Lieder in der Seele, hinaus in die Stellung, ins Dunkel zogen.

Es ist ganz gewiß keine Leichtfertigkeit darin zu erblicken, daß hier die einen trinken und lachen, während die anderen ins ungewisse Dunkel hinaus müssen. Morgen sind die Rollen umgekehrt, jene ruhen, und diese stehen vor dem Feind. Daß

auch angesichts des Todes deutsches Lachen, deutsche Sangesfreude und Lust an Geselligkeit sich unverfälscht erhalten, das ist nicht Leichtfertigkeit, sondern ungeheuerste Lebensfähigkeit. Ohne solche Stunden der Erholung wäre das Übermenschliche, das die Truppen leisten, auf die Dauer nicht durchführbar.

Am nächsten Tag wohnte ich einer Beerdigung auf dem bereits geschilderten Friedhof der Dorfkirche bei. Ein junger Leutnant, im bürgerlichen Leben Referendar, war gefallen. Nach dem Geistlichen traten zwei seiner Bundesbrüder an das offene Grab. Einer rief in schlichten, schmucklosen Worten die Erinnerung an die kaum verfllossene Warburger Studentenzeit zurück, und alle Herzen erschütterte das durch diese Rede vor uns aufsteigende Bild des jungen Rheinländers, der lebensfroh und hoffnungsvoll gerade seine Laufbahn beginnen wollte und im Kreise der Kameraden von einer Kugel dahingerafft worden war.



88

Beim Kartenspielen. Phot. Paul Wagner.

89

Der geheimnisvolle Wald. Feldpostbrief aus dem Westen. Von Professor Dr. Georg Wegener, Kriegsberichterstatter.

Von einem Walde will ich erzählen, der in Flandern liegt, im Bereiche der großen, wilden Kämpfe. Näher werde ich seine Lage nicht bezeichnen, aus naheliegenden Gründen. Es gibt ihrer viele dort, aber dies ist ein Wald sehr merkwürdiger Art. Wenn Du mit einem Automobil daran vorbeifährst, so wirst Du nichts Besonderes an ihm gewahren, als daß er aus herrlichen, großen Bäumen und dichtestem Unterholz besteht. Ja auch wenn Du in einer Flugmaschine darüber hinsegeln solltest, wirst Du aus Deiner luftigen Adlerhöhe nichts anderes wahrnehmen, als ein Meer grüner Wipfel. Wenn Du ihn aber wie ich mit einem seiner Geheimnisse kundigen Führer durchwandertest, so würdest Du sehen, daß er voller Wunder und Rätsel ist, fesselnder und wichtiger als irgendein Märchenwald, den ein Dichter erfunden hat. Diese hier sind aber Wirklichkeit.

Folge mir in den Wald! Rechts und links dichtes Unterholz, das den Blick umschränkt, Morast und Sumpf, kaum zu durchschreiten. Wir selbst gehen aber vortrefflich, wir wandern auf einem glatten Brettersteig, der über die Schwellen eines Eisenbahndammes gelegt ist, mitten zwischen den schweren Schienen in Vollspurbreite. Sonderbar! Wo kommt hier mitten im Walde diese großartige Eisenbahn her, die auf keiner Karte, auch der neuesten nicht, eingetragen ist? — Schnurgerade zieht die Straße vor uns dahin, von den mächtigen Eichenwipfeln, deren späte Blätter noch die helle Frühlingsfarbe tragen, vollkommen überwölbt, so daß sie wie in einem lichten grünen Tunnel läuft. In der Ferne vor uns wallt es wie sonniger Nebel. Etwas Großes, Graues, Unförmliches liegt dort, gebuddt wie ein Tier auf der Lauer; weißlicher Qualm umschwelt es. So könnte die Lagerstätte des Lindwurms der Gnita-Heide ausschauen. — Jetzt dringen Dampf Wolken in langsamen Stößen aus seinen Rüstern, schwerfällig bewegt sich die graue Masse auf uns zu — es ist ein Panzerzug! Ein belgischer Panzerzug, den wir früher einmal erobert und für unsere Zwecke hergerichtet haben. Fünf eisengraue Wagen, von denen zwei Lokomotiven sind, setzen ihn zusammen. Sie sind an den Seiten mit schrägen, oben mit horizontalen Stahlpanzerplatten gedeckt und gestaltet wie riesige Sargbedeckel. Kein Fenster ist zu gewahren; nur in der Nähe siehst Du schmale Schießschartenschlitze, die von innen geschlossen werden können. Auch die Räder sind mit schweren Panzerplatten geschützt und die Dächer der Wagen schließen so

dicht aneinander, daß der ganze Zug wie ein einziges langes drachenartiges Tier aussieht. — Auf einen Wink unseres Führers hält das schnaufende Ungeheuer gehorham vor uns still. Nicht ohne einige Mühe schlüpfen wir durch eine schmale Tür ins Innere. Die Mannschaftswagen stellen sich uns dar, wie eine Schiffstajüte; sie bilden jeder einen einheitlichen

Raum, den das Licht der Schießscharten matt erhellt. In zwei Reihen liegen die Betten, an den Wänden hängen die Gewehre. An einigen Stellen sind Maschinengewehre vorhanden, die durch größere Schlitze feuern können; an den Enden befinden sich Schnellfeuergeschütze. In einem der Wagen sah ich auch an der Decke einen gepanzerten Ausguck.

Das Eisenbahngleis ist erst von unsern Truppen geschaffen worden, und zwar unter dem

Schutze des Waldes bis so nahe an die feindlichen Stellungen herangeführt, daß der Panzerzug wirklich in den Kampf mit eingreifen konnte. Eine Menge Beulen, die außen in die Wände hineingetieft sind, bezeugen, daß die eisernen Schildkröten schon reichlich im Geschosshagel gestanden haben, aber kein feindliches Projektil konnte bisher ihre mehrere Zentimeter dicke Schale durchschlagen. — Aber diese Bahnlinie hier ist keineswegs die einzige, die diesen Wald durchzieht, und dieser Zug nicht der einzige, den ich auf ihnen sah.

Sumpfig und moorig ist auf weite Strecken der Grund des Waldes, stellenweise besteht er aus klebrigem Lehm, der nach dem Regen sich an die tief einsinkenden Füße hängt und die Räder der Wagen und Kanonen, die hindurchwollen, wie mit Polypenarmen festsaugt. Die Franzosen haben einmal in diesem Walde einen Angriff gemacht, der einfach dadurch zum Scheitern kam, daß die Stürmenden in ganzen Scharen bis an den Gürtel im Schlamm stecken blieben und hilflos preisgegeben waren. Der lange, lange, nebelseuchte und regenschwere Winter dieser so nahe an der See und den Gebieten der künstlichen Überschwemmungen der Belgier gelegenen Gegenden hatte den Boden allmählich in einen solchen allgemeinen Brei verwandelt, daß kaum ein Durchkommen mehr war. Und doch brauchten wir diesen Wald — wie viele andere, wie alle Arten von Deckung in diesem heißumkämpften Gebiet — zur Untertunft für unsere Leute in ihrem unablässigen erbitterten Ringen mit dem Gegner, der nicht nur das letzte Stückchen Belgien mit äußerster Zähigkeit verteidigte, sondern auch immer wieder ver-



Die langumkämpfte Kirche von L. in Flandern. Phot. Prof. Dr. Georg Wegener.



Verstörtes Haus mit Muttergottesbild in Flandern. Phot. Prof. Dr. Georg Wegener.



88

Englischer Schützengraben der von uns genommenen Stellungen in Flandern. Phot. Prof. Dr. Georg Wegener.

88

suchte, hier oben vorzustoßen, um unserer Schlachtlinie in den Rücken zu kommen. Anfänglich haben die Unsern unter diesen Wipfeln in Erdhöhlen gelegen, wie Urwaldwilde, bis das steigende Wasser des Bodens das nicht mehr menschenmöglich erscheinen ließ. Da verfiel die Armeeführung dann auf das ausgezeichnete Austunftsmittel, jene Bahnlinien anzulegen und auf ihnen Wohnzüge aufzustellen.

Suchen wir einen solchen auf! Auf Bretterbahnen geht es über Sumpfstreden, Wassergräben, zwischen dichtem Gestrüpp hindurch zu einem anderen Bahngeleise. Auf ihm steht ein solcher Wohnzug, fast unabsehbar lang. Aber erst dicht daran erkennt man ihn, denn er ist ganz und gar in Grün ge-

borgen. Stangen sind auf beiden Seiten von außen gegen die Wagen gelegt, an denen belaubte Zweige, immer wieder frisch grün, oder im Nadelwaldbereich frischenäste befestigt sind. Grüne Zweige liegen auch auf dem Dach. Kein Flieger kann sie entdecken. Hier hausen nun die Truppen, die auf eine Reihe von Tagen, in dem bekannten regelmäßigen Wechsel, aus den Schützengräben und ihren Unbequemlichkeiten und ihrem unablässigen nervenaufreibenden Kampf zurückgezogen werden in die hinteren Stellungen, und finden in behaglichster, bequemer und trockener Unterkunft ihre Erholung. Wagen vierter Klasse und Gepädwagen sind zu geräumigen Quartieren umgeschaffen, mit Betten und Tischen versehen, mit allerlei bunten Bildern und Ansichtspostkarten ausgeschmückt. Andere Wagen sind als Vorratsräume, als Kleiderkammern, als Pferdestall usw. eingerichtet; ja sogar einen Kantinenwagen gibt es darunter. Ebenso Dienstbüros. Die Offiziere wohnen zum Teil in D-Zug-Wagen und Schlafwagen. Ihr Kasino ist in einem eleganten modernen Speisewagen eingerichtet, und wir sehen sie dort an den Fenstertischen wie auf einer großen deutschen Durchgangsbahnstrecke sitzen. Längs des ganzen Zuges läuft ein Bretterweg dahin, und da der Bahndamm hoch aufgeschüttet ist wegen des Sumpfbodens, so führen von ihm zu den einzelnen Wagentüren bequeme, abnehmbare Holztreppe oder Rampen hinauf. Nach der andern Seite hin vom Wege, in das Gehölz hinein, haben

sich die Leute gegenüber ihren Wohnwagen überall allerliebste kleine Gärten angelegt. Das ist geradezu eine Art Leidenschaft von ihnen, und sobald sie nur ein wenig Zeit haben, pflücken sie an ihren Gärten. Wahrscheinlich ist dies eine Wirkung der neuerlichen Sitte der Schrebergärten und Laubkolonien in den Großstädten. Und da ist es auch ganz gleichgültig, ob die Bewohner manchmal nur wenige Tage in ihren Wagen zu hausen haben: sie machen sich doch sofort an diese Gärten und schmücken sie weiter aus, rein aus Freude an dieser Tätigkeit, an Blumen und freundlichem Behagen. Sie schaffen sich Kieswege — den Kies liefert ihnen die Armeeverwaltung gern —, sie umzäunen sie sich mit zierlichen

Gittern, sie suchen sich Waldblumen und Sträucher und pflanzen sie, sie legen bunte Teppichmuster an: Eiserne Kreuze, Adler, auch wohl Porträts des Kaisers oder Hindenburgs aus bunten Steinen, Glascherben und dergleichen; sie zimmern sich Bänke und schaffen sich lustige oder gefühlvolle Aufschriften ihrer Lauben. Sogar bis zu einer Regalbahn haben sie es an einer Stelle gebracht. An einem Ende des Zuges dampft aber tagaus, tagein eine Lokomotive; teils um



Granatplitterfächerer Unterstand in einem flandrischen Dorfe. Phot. Prof. Dr. Georg Wegener.

das nötige warme Wasser für Wäscherei und sonstige Bedürfnisse zu liefern, teils auch um den ganzen Zug jeden Augenblick mit seinen Insassen fortführen zu können bis hart an die Frontlinie und dort die Ablösung aufzunehmen oder die Truppen in den Kampf werfen zu können, wo sie gerade nötig sind.

So sah ich mehrere solcher Züge, alle ähnlich vortrefflich eingerichtet, und durchwanderte kreuz und quer die zugehörigen Gärten. Freilich nur soweit wie die Knäppeldämme und Bretterbahnen reichten. Es war hier umgekehrt wie gewöhnlich: nur solange man sich auf dem „Holzwege“ befand, ging die Sache gut, und es war mit dem Wägen gerade da zu Ende, wo die Welt — aufhörte „mit Brettern vernagelt“ zu sein.

Alle diese Einrichtungen verdanken ihre Entstehung der unermüdblichen Fürsorge des Kommandierenden dieses Armeekorps in . . . , des Generals Freiherrn v. S. und einiger

findiger Herren seines Stabes, über deren bereitwilliges Entgegenkommen gegenüber allen möglichen Wünschen der mannigfachen Bewohner dieser sonderbaren Waldsiedlung ich nur uneingeschränktes Lob hörte. Ein Gegenstand besonderen Stolzes für den Kommandierenden, auf den er mich eigens vorher aufmerksam gemacht hatte, schien aber noch eine andere Schöpfung zu sein, so sehr sein eigenstes Werk, daß es schwer ist um das Wortspiel herumzukommen,

seiner einen Schulter lieft man das Wort „Krieg“, auf der andern „neutral“. Poincaré lüftet den Zylinder vor Kaiser Wilhelm, um Waffenstillstand zu erbitten, und aus der Ecke, über eine Kluft herüber, winkt der Deutsch-Amerikaner uns mit einem Taschentuch zu. —

Über der geheimnisvolle Wald enthält noch mehr Dinge. In einer anderen Gegend, wo es trodener ist, birgt er eine ganze Lagerstadt von festen Blockhäusern, auch sie „mit allen Errungenschaften der Neuzeit“ versehen. Hier ist, um gutes Trinkwasser zu erhalten, ein Brunnen gebohrt worden, der nicht weniger als 131 Meter tief hinabgeht, also weit unter den Meerespiegel. Man gewinnt infolgedessen aus ihm auch ein hervorragendes Wasser, das mit langen Röhrenleitungen durch den ganzen Wald verteilt wird. Den Wasserturm bildet eine Gruppe mächtiger Stämme, zwischen deren Wipfeln das große Druckbassin eingebaut ist wie ein Baumhaus in Neuguinea. Nicht weit davon saß unten im Schatten eine Gruppe unserer Jungen — Marine-Infanterie von der Wasserfante — an einem Tisch und spielte Stat. Einer, schmal, mit pfiffigem Gesicht, sagte gerade einen Grand mit vieren an. Unser Führer schaute in seine Karten und sagte: „Wenn Sie den gewinnen, kriegen Sie von mir eine Mark besonders.“ — Er gewann ihn! Die Karten wurden neu gemischt, und der Spieler kündigte von neuem an: „Grand! — Riskieren es der Herr Oberleutnant noch einmal?“ — „Na ja, mal los!“ — Wieder war die Mark verfallen. Und wahrhaftig, noch ein drittes Mal. Als aber die Karten zum viertenmal gemischt wurden, sah ich, zum erstenmal, einen deutschen Offizier schleunigst davonlaufen.

Nicht vergessen endlich will ich noch eine andere Einrichtung sehr ernster und segensvoller Art, die ebenfalls unter diesen Wipfeln liegt. Ich meine den großen Verbandplatz für die Verwundeten, der unter der Fürsorge des Professors R. in überragender Vollständigkeit und Vortrefflichkeit hier eingerichtet ist. An einer besonders schönen und geschützten Stelle

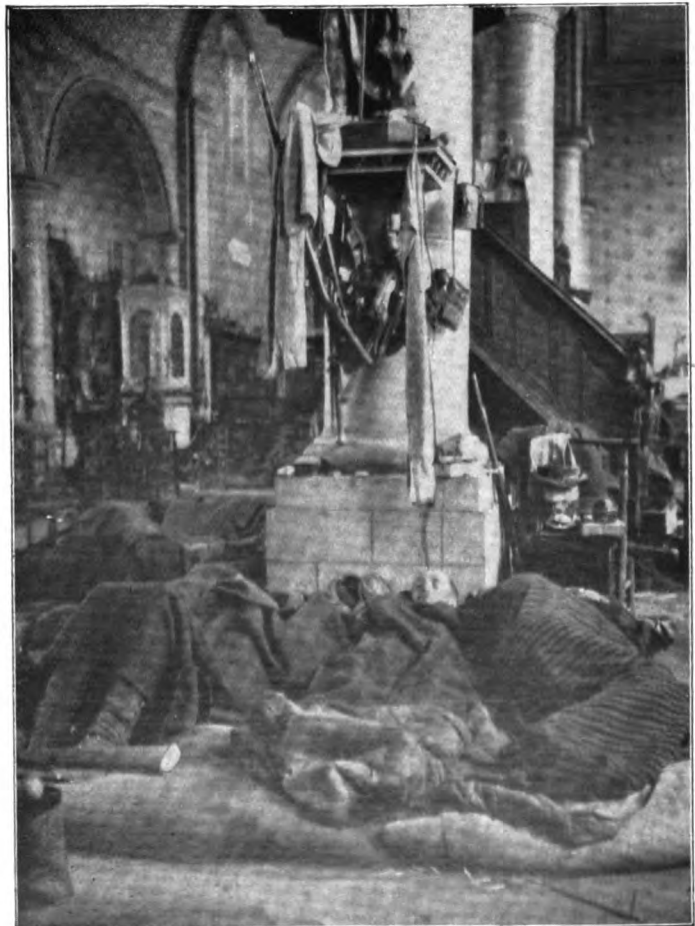


Der Soldatenfriedhof in Flandern. Phot. Prof. Dr. Georg Wegener.

daß es ein persönlicher schöner „Zug“ von ihm gewesen sei. Das war nämlich ein Badezug. Nicht ein Sonderzug, der etwa die Badelustigen an die Küste von Ostende oder Blankenberghe führte, sondern einer, in dem unsere Leute mit allen möglichen Bequemlichkeiten, auch im Winter, baden konnten.

Dieser Zug dient sowohl dem Reinigungsbedürfnis der Gefunden und wird von diesen so reichlich in Anspruch genommen, daß immer viele wartend davorstehen, ferner dem Bedürfnis der Kranken, endlich auch denen, die sich in einem Zustand befinden, der gewissermaßen in der Mitte zwischen den beiden anderen liegt, leider aber im Feldzuge mit seinen zeitweilig so ungenügenden Unterkünften, seinen Strohschüttungen usw. so schwer vermeidlich ist, dem Zustand, Ungeziefer zu haben. Der Zug hat einen Wassermagen, wo in vier mit Zinkblech ausgeschlagenen Behältern mit Hilfe eines hindurchgeführten zweizölligen Dampfrohres von der Maschine her in etwa einer halben Stunde 36 Kubikmeter Wasser badheiß gemacht werden. Die anderen Wagen enthalten, für die verschiedenen genannten Zwecke getrennt, Auskleideräume, Duschräume mit zahlreichen Warm- und Kaltwasserbrausen, Einrichtungen zur Vertilgung des Ungeziefers und zur Desinfektion und Wiedertrocknung der Kleider. Je 40 Mann können gleichzeitig in den Brauseräumen baden, die inwendig mit Zinkblech verkleidet sind und zu denen das Wasser vom Wassermagen her mit Röhren geleitet wird. Durchschnittlich baden hier 700 Menschen täglich. Der Desinfektionsapparat erhitzt die Kleider auf 105 Grad und kann 40 Uniformen auf einmal fassen. Endlich ist auch noch eine allgemeine Wäscherei an den Zug angeschlossen.

Der ganze Zug kann wie die übrigen dorthin gefahren werden, wo Bedürfnis vorhanden ist; meist liegt er aber an der Stelle, wo ich ihn sah, und wie bei einem Badeort haben die Leute in seiner Nachbarschaft, unter den hier besonders dichten und hohen Wipfeln eine ausgedehnte Parkanlage geschaffen, die sie zu Ehren ihres Generals den „S...-Park“ genannt haben. Geschlängelte Wege durchziehen ihn, alle eingefast mit senkrecht gestellten Schieferplatten, deren Herkunft ich leider nicht erfahren konnte. Bänke sind angebracht, ein Rondell mit einer Glastugel wie bei einem Landhaus in einer Vorstadt. Ein kleiner Bach läuft hindurch, den sie sich an einer Stelle durch ein Mauerchen aufgestaut haben, und dort hat ein geschidter Basler und Bildner unter seinen Leuten das größte und mannigfachste mir bekannte Beispiel jener durch ein kleines Rührbad getriebenen Bewegungsspielwerke angelegt, die bei unsern Truppen sich einer so großen Beliebtheit erfreuen. Auf einem grottenartigen Steinaufbau sieht man allerlei aus Blech geschnitzte und buntbemalte Männerchen, die, durch Zahnräder, Stangen und Fädchen getrieben, verschiedene Tätigkeiten ausüben. Der Russe bekommt Prügel, der Engländer noch mehr. Der dicke Joffre wischt sich unausgesetzt den Angstschweiß von der Stirn; der Türke macht ihm dabei eine lange Nase. Der Italiener — es war gerade noch vor der Kriegserklärung, als ich das sah — schüttelt unablässig sein Haupt hin und her; auf



Deutsche Truppen ruhen nach einem Kampfe aus. Phot. Prof. Dr. Georg Wegener.

ist er geschaffen, ebenfalls in der Nähe der Bahn, damit die Verwundetenzüge dorthin verkehren können. Natürlich gibt es aber auch Fahrwege, auf denen Krankenkräftwagen und Sanitätswagen hingelangen können. Fähnchen an den Stämmen und nachts rote Lampen kennzeichnen im Dicht sein Ort. Alle elf Abteilungen, die die Feldsanitätsordnung für einen Hauptverbandplatz vorsieht, sind an verschiedenen Stellen angelegt und mit sauberen Bretterhäusern und Zelten ausgestattet, die Sammelräume, Operationsräume, Erfrischungsräume, Schlaf- und Wohnräume für die Patienten, Ärzte und Sanitätsleute enthalten, desgleichen Küche und Kasino. In jedem Platz stand deutlich lesbar angeschlagen, wozu es dient, damit man ihn ohne Zeitverlust finden könne; nur bei dem Platz für die Hoffnungslosen und dem für die Toten, die der Bestattung harren, fehlte die Aufschrift. Mitten in der Einsamkeit erbaut wie die Blockhausansiedlungen in den Wäldern des „fernen Westens“, war der Verbandplatz doch so reich und vortrefflich mit den besten Mitteln für die erste Verwundetenhilfe ausgestattet, wie nur irgendwo an der Front, und auch hier versuchte man trotz aller schweren Arbeit noch nebenher das Gehölz durch Anlage von festen, eingefriedigten Wegen zu einem freundlichen Park umzugestalten. Besondere Liebe aber verwandte man auf die Schmückung der Stätte, wo man diejenigen bettete, die keine ärztliche Kunst mehr retten konnte und die hier ihren Wunden erlagen. Unter blumenbedeckten Gräbern schlummerten sie, auf einer Waldblichtung; auf den Grabkreuzen standen die Namen der für das Vaterland Dahingegangenen, und an dem Eingang zu dem Friedhof besetzte man gerade ein Portal, über dem geschrieben wurde: „Ich hatt' einen Kameraden.“

Lange, lange bin ich in diesem Walde umhergestreift. Und ich könnte verraten, daß er noch andere, noch merkwürdigere und eigenartige Wunder in seinem tiefsten Blätter Schatten barg; aber davon kann ich nicht reden. Vielleicht später einmal, und Ihr werdet dann wissen, warum heut nicht.

Leider kann ich diesmal nicht wie sonst meine Schilderungen auch noch mit Bildern verdeutlichen; meine Aufnahmen aus dem Walde sind durch ein Mißgeschick verunglückt. Ich füge aber dafür ein paar andere bei, die den Leser vielleicht nicht minder interessieren werden. Sie stammen auch aus Flandern, und zwar aus den Gegenden der jüngsten großen Kämpfe, die ich unlängst durchstreifen konnte. Der Leser sieht auf dem ersten die Kirche von L., die den ganzen Winter lang umkämpft wurde und schließlich bei dem glorieichen Vorstoß am Anfang des Mai in unsere Hände geriet, seitdem aber nun von der Gegenpartei unter Feuer gehalten worden ist. Das Ergebnis der fürchterlichen monatelangen Kanonade sieht man hier. Die Kirche, ein ungewöhnlich stattlicher Bau für den kleinen Ort, ist hier vom Park des Schlosses L. aus gesehen. Man erblickt sie über einen von hohen Bäumen umgebenen Weiher hinweg, und das war ehemals ein Bild von hoher Schönheit. Heut ist die Stätte ein Wirrsal der Verwüstung. Die Kronen der Bäume

sind in Fegen gerissen durch die Granaten, wüster Unrat nimmt die Stelle der ehemaligen Blumenbeete und Rasenflächen des Parkes ein, und die Kirche selbst ist zu einer fast großartig schauerlichen Ruine zusammengeschossen. Es regnete in Strömen, während ich dies Bild aus der Halle des ähnlich zerstörten Schlosses heraus aufnahm; tief hingen die Wolken herunter wie zerrissene Vorhänge, und ein ödes, trübes Grau umhüllte das Ganze und machte den Eindruck des trostlosen Bildes so lastend wie möglich.

Ein anderes ergreifendes Bild aus der Nachbarschaft von L. Ein fast ganz zusammengeschossenes Häuschen, wo in einem sonst leeren und dem Wind und Regen offenstehenden Zimmer an einer Tapetenwand ein buntes Bild der Madonna hing, unter dem eine Hand mit Kreide die Worte geschrieben hatte: „Protège nous.“ — Sodann ein Beispiel, wie sich die Unseren in den Dörfern jener Gegend trotz ihrer gänzlichen Zerstörung Quartiere zu schaffen wissen, indem sie an den Häusern, diese selbst als Kugelfang benutzend, sich Hütten aus schweren Balken, Steinen und mit Erde gefüllten Weiden geflochten anleihen, in denen sie nun, wenn auch nicht gegen Vortreffer, so doch gegen Granatsplitter und Schrapnellkugeln gesichert sind. — Ferner ein Stück der englischen Verteidigungsstellung, die wir im April mit so großem Erfolg überrannten. Der Leser sieht



Verwundete Gefangene in einem belgischen Redemptoristenkloster.
Phot. Prof. Dr. Georg Wegener.

den gewundenen Schützengraben mit seinen Sandsäcken und Schulterwehren. Von links her kam an jenem Abend die unheimliche grünlige Wolke, die das betäubende Gas enthielt und den Feinden einen so panischen Schrecken einjagte. Flieger haben beobachtet, wie sie langsam herantrotzte, an der Brustwehr einen Augenblick innehielt, sich emporstaute und gleichsam über den Grabenrand spähte und sich dann wie ein lebendiges Wesen in seine Tiefe hinabsenkte. Ein einziger Schrei des Schreckens ertönte in dem Graben, und voll Entsetzen stob die Besatzung von dannen. — Es folgt das Innere einer Kirche in einem anderen Dorf, noch unzerstört, in der gerade eine Abteilung unserer Soldaten, die soeben, zum Tode erschöpft, aus der Schlacht gekommen war und sich nun, wie sie ging und stand, dort im Schatten der Heiligen zu gesicherter Ausruhm geworfen hatte. — Weiterhin ein Blick in den Garten des Redemptoristenklosters in R..., das zu einem Lazarett von uns eingerichtet ist. Verwundete aus den Reihen des Gegners werden hier versorgt, und ich sah in der Obhut der Priester und Nonnenschwestern ein seltsam buntes Gemisch von Franzosen, Engländern, Kanadiern, Senegalnegeren, beturbanten Marokkanern u. dgl. versammelt, eine Musterkarte von den Völkern, die unsere Feinde aus allen Teilen der Welt gegen uns heranschleppen. — Endlich den Soldatenfriedhof in derselben Stadt, wo in langen Reihen die Tapferen ruhen, die vor Ypern gefallen sind. Die in der Form des Ehrenzeichens dieses Krieges, des Eisernen Kreuzes, gehaltenen Grabkreuze geben den Namen und den Todesort und -tag des Gefallenen an. Wo man ihn zuweilen nicht mehr ermitteln konnte, steht dann etwas anderes. Auf einem Grab sah ich z. B. geschrieben: „Hier ruhen neun tapfere Deutsche. Gott der Herr kennt ihre Namen.“

Deutscher Weg. Von Max Bittrich.

Deutschland, Gott will dir die Straße weisen:
Eisen ist deine Zukunft, — Eisen.

Grell fällt sein Blitz auf alle Lauen;
Ehern mußt du die Heimat bauen.

Daß sich dir Blüte und Frucht erneue,
Trennt er heut donnernd Reid und Treue.

Zwischen Männern und Krämertüde
Sprengt seine Hand die letzte Brücke.

Schenkt dir Gewalt doch aller Gewalten:
Treue darfst du dir selber halten.

Einen Weg will er, — deinen weisen:
Eisen ist deine Zukunft, — Eisen!



Auf dem Marsch. Phot. Ed. Franck.

☛ Mit der Landwehr in Russisch-Polen. Von Hauptmann Erich Deetjen. ☛

Die Nacht ist keines Menschen Freund. Dasselbe läßt sich auch in militärischer Hinsicht von dem Wald sagen, namentlich von den Kiesenwäldungen mit dem dichten Unterholz, wie wir sie hier haben. Angreifer wie Verteidiger empfinden sie gleich unangenehm. An ein Umgehen derselben ist bei den langen zusammenhängenden Kampffronten nicht zu denken, man muß überall das Gelände so in Kauf nehmen, wie es nun einmal ist, beim Angriff sowohl wie in der Verteidigung. Der Angreifer muß in solchen Wäldungen gewärtig sein, daß seine Linien die Geschlossenheit verlieren und daß Zwischenräume entstehen, die der Verteidiger zu einem Gegenangriff in Flanke und Rücken ausnützen kann. Und selbst wenn dies nicht eintritt, fehlen einem solchen Angriff im Walde doch fast stets die Wucht und einheitliche Durchführung, da die höhere wie die niedere Führung wegen der Unübersichtlichkeit des Kampffeldes mit zu großen Schwierigkeiten zu rechnen haben. Während der Angreifer noch den Vorteil der Überraschung des Gegners für sich hat, auch dicht an diesen gedeckt herankommen kann, hat der Verteidiger den Nachteil eines sehr beschränkten Schussfeldes; er kann seine Feuerwirkung nicht voll ausnützen und schwebt in steter Gefahr überrannt zu werden. Die Verteidigungslinie quer durch einen großen Wald kommt eigentlich nie zur Ruhe. Zu sehen ist nichts, da heißt's unaufhörlich durch Patrouillen nach vorwärts aufklären. Diese stoßen dann häufig auf feindliche Abteilungen, ohne deren Stärke genau ermitteln zu können; es entsteht eine heftige Schießerei, meist ohne großes Ergebnis, aber die Verteidigungslinie ist einmal wieder alarmiert und kommt nicht zur Ruhe. — Die Führung solcher Waldpatrouillen erfordert große Umsicht und Entschlossenheit. Auch in schwächerer Zahl kann eine stärkere feindliche Abteilung bei etwas Glück und geschicktem Verhalten ganz gehörig geschädigt werden. Die feindliche Patrouille zieht ohne Kenntnis von uns weiter nach vorn; da tönt plötzlich heftiges Feuer in ihrem Rücken auf nächste Entfernung: das erschüttert selbst die beste Truppe. So ist es schneidigen Patrouillenführern von uns häufig gelungen, mit nur wenigen Mannschaften eine ganz erheblich größere Zahl von Russen zu Gefangenen zu machen. Aber auch die Russen haben schneidige Patrouillenführer, und sie verstehen es auch im Großen, Fallen zu stellen. Mitunter haben wir fast einen Indianerkrieg zu führen, bei dem die Russen unverhältnismäßig im Vorteil waren, da die Einwohner der Dörfer, die wir besetzten, ihnen fast stets Nachrichten zukommen ließen oder sie anderweitig zu unserm Schaden unterstützten. — Mit solchen Fällen hatten wir auf dem ganzen Vormarsch zu rechnen. In eine besonders kritische Lage geriet am 17. Mai eine Seiten-Abordnung, bestehend aus einem Bataillon und einem Zug meiner Batterie unter Leutnant F., während wir die schweren Kämpfe bei D. hatten. Unter ihrem entschlossenen Führer sollte diese kleine Abteilung unsere Flanke decken und nötigenfalls unsern Angriff unterstützen. — Ein lang gestrecktes Dorf liegt an der Vormarschstraße, rechts und

links in nächster Entfernung dichte Wäldungen. Geradeaus vor uns weitere Dörfer in buschigem Grün verborgen, einige unangenehme Windmühlen, — unangenehm, weil sie häufig Beobachtern zum Ausguck dienen und auch schon oft mit der Stellung ihrer Flügel dem Feinde Signale gaben — dahinter mächtige Höhen: die russische Hauptstellung, die nach glaubwürdigen Nachrichten sehr stark sein soll. Bald knallt rechts im Wald ein Schuß, bald links, — Patrouillen, nichts Wesentliches. Da — starke Staubwolken in der Ferne. Rasch fährt die Artillerie in Stellung, und deutlich ist in den zurückgehenden Kolonnen des Feindes ihre vorzügliche Wirkung wahrzunehmen. Jetzt dröhnt es dumpf weit, weit ab. Pause. Gilt das uns? Nichtig, mit Heulen und Säusen kommt's geflogen, schlägt hinter der Geschützeinstellung ein. Und wieder! Der erste Wurf liegt weit vor, der nächste schon dicht vor der Stellung, die Russen haben sich richtig eingeschossen: ein peinliches Gefühl so in einer Range festzustehen. Aber glücklicherweise trifft ja nicht jedes Geschöß. Doch bald wird es ernster. Zur feindlichen Feldartillerie hat sich jetzt noch schwere Artillerie gesellt. Löcher, viele Meter im Quadratmesser, werden von ihren Granaten in den Ader gewählt. Aber ruhig wie auf dem Exerzierplatz schießt unsere Artillerie weiter. Jetzt muß sie in den Infanteriekampf eingreifen, denn das Bataillon ist schwer bedrängt. In dem unübersichtlichen Gelände sucht der Gegner uns in beiden Flanken zu umgehen. Aber das gemeinsame Wirken von Infanterie und Artillerie lassen ihn mit schweren Verlusten von seinem Vorhaben abstecken. Immerhin muß, namentlich im Hinblick auf die herankommende Nacht, von der Artillerie eine weniger gefährliche Stellung eingenommen werden. — Prohen heran! Da kommt's noch einmal von drüben geflogen, es ist fast das letzte feindliche Schrapnell an diesem Tage; krachend schlägt's in die Bepannung: alle sechs Pferde liegen auf dem Boden, vier gleich tot, die beiden anderen hoffnungslos verwundet. Während der Vorderreiter und der Stangenreiter mit dem Schreck davongekommen, ist's um den Mittelreiter geschehen. Armer, braver Kerl! Aber er hat wenigstens nicht zu leiden gehabt und ist den schönsten Soldatentod gestorben. Wenige Tage darauf schrieb ich der Witwe, und wieder wenige Tage darauf gelangte ein Besuch dieser Frau, das schon lange unterwegs war, in meine Hände; sie bat um einige Tage Urlaub für ihren Mann, zur landwirtschaftlichen Arbeit, und — sie wolle ihren Mann so gern noch einmal sehen! Nun ist es anders gekommen, als sie gehofft. — Auch in der Nacht wurde noch wiederholt gefeuert, aber ein Angriff der Russen unterblieb. Strahlender Sommermorgen, tiefe Stille. Vorwärts geht's nicht, dazu ist der Feind zu stark, es heißt nur, hier aushalten. Nichts regte sich drüben. Es wird Mittag, die Leute essen. Es wird Nachmittag, es wird 4 Uhr. Da rattert's mit einem Male rechts und links im Wald und vorn in der Front: Maschinengewehre und Infanteriefeuer. Wieder greift die Artillerie mit Erfolg ein. Die Lage wird ernst, sehr ernst. Leutnant F. jagt nach vorn;

dort im vordersten Haus des Dorfes war vorher der Führer gewesen; er will sich weitere Befehle holen. Leute, Soldaten stehen an einem Hause in einer Gruppe zusammen, also dort hin! Da auf fünf Schritt Entfernung — Rufen! Beide Teile eine Sekunde lang übertraut. Stoj! Wie der Blitz kehrt; die Dorfstraße entlang fegen russische Kugeln hinter dem preußischen Artillerieoffizier her. Patsch, eine Kugel durch den Stiefel — macht nichts. Dort sind schon die Unsern, vorwärts! Jetzt fängt der brave Braune an stark zu lahmen, doch das preußische Pferd versteht durchzuhalten. Mit letzter Kraft trägt es seinen Reiter treu hinter die deutschen Linien, dann bricht's nieder: ein feindliches Geschöß hat schwer das rechte Fesselgelenk verletzt. — Schon glauben die Russen ihres Erfolges gegen das deutsche Häuflein sicher zu sein, von allen Seiten stürmen sie an. Doch ihr Jubel ist verfrüht. Deutsche Hilfe naht rechtzeitig, und vor ihrem Schnellfeuer muß der Russe weichen. Wenn auch die Verluste schwer sind, die Stellung ist gehalten worden; die Falle konnte von den Russen nicht ausgenutzt werden, da sie zu schwerfällig vorgingen, als daß sie hätten verhindern können, daß den Unsern Hilfe kam. Müde und matt treffen meine Leute bei der Batterie ein, aber doch mit Recht stolz auf ihre Leistungen. Den gefallenen Kameraden ist eine würdige Ruhestätte bereitet. —

So war denn die Batterie wieder bei der Division vereinigt, aber es gab doch noch recht sorgenvolle Tage und Nächte. Unsere Division war von der ganzen Armee am weitesten ostwärts vorgebracht, in der blauenden Ferne ahnte man schon die Weichsel. Wann werden wir bei ihr angelangt sein?! — Es hieß warten, bis die andern Teile der Armee Raum gewonnen hatten, also wieder einmal: Stellungskampf und dazu noch in dieser so ungemütlichen Waldgegend. An den ersten Tagen sah man mit eintretender Dämmerung recht ernst auf seine Truppe. Was wird die Nacht bringen? — Vier Regimenter Russen im Walde vor uns, und nur zwei Züge Infanterie und meine sechs Kanonen in der Nähe. Wenn drüben preußische Führer wären —! Aber die hatten die Russen eben nicht, und deshalb lief alles gut ab. Von Tag zu Tag besserte sich unsre gefährvolle Lage, und jetzt hat der Feind längst den günstigen Augenblick verpaßt. Jeden Tag, jede Nacht Patrouillengefächte, ein paar artilleristische Grüße, ein paar brennende Dörfer mehr, das ist so ziemlich alles.

Stellungskampf: das heißt, natürlich neben dem notwendigen Interesse, das man weiter dem Feinde schenkt, wieder einmal Seßhaftmachung nach verschiedenen Tagen und Nächten, die man im Straßengraben zubrachte, sowie schüchternen Versuch, sich durch ergiebige Reinigung äußerlich wieder zum Kulturmenschen zu machen. — Quartier für die Batterie: Dorf B. Die Quartiermacher haben es diesmal leicht. Die Belegung ist nicht eng, die Dorfeinwohner sind teils geflohen,

teils eingesperrt, damit wir endlich der dauernden Spionage Herr werden. Die Gebäude sind nach hiesigem Maßstab recht brauchbar. In dieses Gehöft kommen die Offiziere mit ihren Burtschen und Pferden, in jenes der Batteriestab, dorthin der Wachtmeister; hier wird die Feldküche untergebracht, die Handwerker der Batterie, der Quartiermeister, der Futtermeister, und so geht es weiter fort, bis alles unter Dach und Fach ist. Die Geschütze bleiben mit einem Teil der Bedienung, die in bestimmten Zwischenräumen abgelöst wird, nebst der Munition in der Feuerstellung; ebenso ist die Beobachtungsstelle dauernd besetzt. Die Fernspreerverbindung von dort bis zur Feuerstellung wird nach dem Quartier verlängert und an die Leitungen der Stäbe angeschlossen, die ihrerseits wieder den Anschluß an die Hauptfernprechlinien der Armee suchen. So konnte ich mich beispielsweise von meinem Beobachtungsstand 300 m vor den Russen mit einem Freund in Berlin Amt Umland oder Pfalzburg oder in ähnlicher vornehmer Gegend unterhalten, auch nach seinem werten Befinden fragen, ob im Hippodrom noch fleißig geritten wird, noch viel Leben auf der Tauengienstraße herrscht, und konnte mich auch schließlich erkundigen, ob es noch keine Genesungsheime für die Modelfünftler, die die Kriegsmode 1914/15 erfunden haben, gibt; konnte ihm auch gleich sagen, daß mit den Russen nicht mehr viel los ist und daß es uns ausgezeichnet ergeht.

Es sei aber versichert, daß der Fernsprecher nicht nur im Frieden, sondern auch im Kriege ein schrecklicher Quälgeist ist und daß, wie zu Hause sonst gute Freunde, diesmal wißbegierige Vorgesetzte gerade dann anlauten, wenn man sich mal totmüde aufs Stroh geworfen hat. — Unsre braven Pferde haben es gut, Futter in Hülle und Fülle, warme Ställe, nachts und bei Tage prachtvolle Weide. Nun heißt's aber auch die Verluste der letzten Gefechte ausgleichen, denn acht Pferde sind tot und verwundet, und für sie muß Ersatz geschafft werden. Und es gelingt, weil hier viel herrenloses Vieh herumläuft, namentlich in den Wäldern, was unsern Pferdebestand und unsrer Feldküche gut zu statten kommt. Das Gepäc haben wir wieder in erreichbarer Nähe; lange Zeit mußten wir uns mit den Habseligkeiten begnügen, die wir in den Packtaschen auf den Pferden mit uns führten, also nur mit dem allernotwendigsten. Jetzt geht zunächst das Großreinemachen los. Irgend eine Waschbütte gibt's in jedem Dorf; und sie dient alsbald als Wannenbad. Reine Wäsche! Die Kleidung wird ausgebessert, fahnenflüchtig gewordene Knöpfe werden ersetzt. Mit der Sauberkeit kommt auch neuer Appetit. Aber schlimm steht's mit unsern Vorräten nach solch eiligem Vorratsschub; manches ist in Verlust geraten, und an Ersatz ist erst zu denken, wenn wir wieder geregelten Etappenverkehr haben. O wie arg sind unsre Zigarrenvorräte zusammengeschmolzen! Es waren zwar zuletzt nur noch die



Feldbahn zur Versorgung unserer Truppen in Russisch-Polen. Phot. L. Boedeker.

Marken „Bestialis“ und „Infernalis“ vorhanden, aber auch diese, von denen man sich sonst in der Heimat wohl schauernd abgewandt hätte, erfüllten ihren Zweck und waren uns lieb geworden. Das Essen liefert die Feldküche ja stets in bekannter Güte; und wenn's mal gelegentlich damit hapert, das Mittagessen zu fett geworden ist, oder wenn zu wenig Kartoffeln vorhanden sind — das Kartoffelschälen für etwa 175 Köpfe ist ja keine Annehmlichkeit —, so hilft ein leiser, aber entschwiegener Wink meinerseits an den Führer der Feldküche, den Batterieleiher W., doch meistens so gut, daß wir am nächsten Tage speisen, als ob wir in Berlin bei Dressel oder Kannenberg unsere Nahrung suchten. — Endlich kommt auch wieder Feldpost mit Briefen aus der Heimat und mit Zeitungen, die uns auf dem Vormarsch natürlich nicht erreichen konnten. Auch andre Lektüre wird uns häufig gesandt und ist uns in solchen Zeiten der Ruhe sehr willkommen. — Abends kommt der Gesang zu seinem Recht. „Deutschland hoch in Ehren“, „Die Vöglein im Walde“, „Das Lied vom schwarzen Kragen“, „Es hat die reitende Artillerie der alte Fritz erschaffen, drum nennt mit vollem Recht man sie die Krone aller Waffen“, so tönt im Chor. Wir haben bei der Batterie auch ein ganz vortreffliches Quartett; einige Kriegsfreiwillige, meist Abiturienten, angehende Referendare u. a. verschönen uns manchen Abend. Mitbekannte traute deutsche Lieder: „In einem kühlen Grunde“, „Morgenrot“, „O Strahburg, du wunderschöne Stadt“, dann ein Einzelgesang, das Lied an den Abendstern aus „Tannhäuser“. Aber an keinem Abend dürfen die Sänger fort, ehe sie mir nicht mein Lieblingslied gesungen: „Guten Abend, gute Nacht Bon Englein bewacht.“

Viele glückliche Stunden nach Tages Last und Hitze haben wir so schon erlebt.

Daher hängt aber auch alles, was zur Batterie gehört, wie die Kletten zusammen; heißt es mal einen Mann zu einem Stabe abgeben, so ist Holland in Not; keiner will freiwillig fort, und der schließlich Kommandierte scheidet meist mit Tränen im Auge, nachdem ich ihm die tröstliche Versicherung gegeben habe, daß ich ihn sobald als möglich wieder zur Batterie zurückholen werde. — Ja, unsre braven, braven Leute! Heimat, ich wünschte, du könntest deine deutschen Jungens hier draußen sehen. Wie könnte je eine solche Armee geschlagen werden! Und überall ist's so. Vor wenigen Tagen ritt ich noch spät in der Nacht zu einem benachbarten Dorf. Still ist's, tiefer Frieden. Die Pferde nur schnauben, leise knirscht das Sattelleider, klingt ein Ketten vom Zaumzeug. Am ersten Gehöft blinkt ein Licht, die Dorfschmiede ist's. Töne schlagen an mein Ohr. Näher heran kann man's schon deutlicher unterscheiden, das sind ja Instrumente! — Langsam und leise im Schritt weiter. Die Tür steht offen. Um das von Zeit zu Zeit auflohnende Herdfeuer herum, ein Bild, eines Meisterpinsels würdig: drei Gestalten, hemsärmelig; braun von der Sonne gebrannte Arme führen den Bogen einer Geige, eines Cellos, schlagen die Tasten eines Klaviers. Andächtig und feierlich spielen sie, unbekümmert um die Welt draußen, in ihrer halberfallenen, halbdunklen, rußigen Hütte beim flackernden Schein des Feuers, spielen den großen Lobgesang:

Te deum landamus —

Großer Gott dich loben wir!

Das ist die Pfingstfeier deutscher Soldaten! —

Unsere Gebirgsartillerie.

Hat der gewaltige Krieg, den wir nun seit beinahe einem Jahre durchkämpfen müssen gegen eine ungeheure Übermacht von Feinden, eine Umwertung vieler Begriffe und Anschauungen gebracht, so doch ganz besonders auf dem Gebiete der Artillerie. Daß die großen nach allen Regeln der Pioniertunst ausgebauten, ganz modernen belgischen Festungen dem vernichtenden Feuer unserer schweren Belagerungsgeschütze nur wenige Tage standhalten konnten, da die stärksten Panzertürme aus Stahl und meterstarke Betondeckungen durch einen einzigen Volltreffer zerrissen wurden, als wäre es Blech und Lehm, schlag, erregte schon Staunen und Bewunderung. Daß dann aber Anfang Mai das Durchbrechen der russischen Front am Dunajec, die mit vortrefflich ausgebauten Feldstellungen gesichert war und für unangreifbar gehalten wurde, möglich wurde infolge der geradezu furchtbaren Wirkungen der in großer Menge herangezogenen schweren Artillerie der Verbündeten, hat in den militärischen Kreisen unserer Feinde geradezu Entsetzen hervorgerufen. Ein französischer Oberst prägte denn auch das Wort, wenn die Zentralmächte Erfolge gehabt hätten, so dankten sie diese nur ihrer überlegenen Artillerie.

Auf einem kleinen Gebiete der Artillerie aber vermochten wir bisher unseren Gegnern nichts Ebenbürtiges oder Trefflicheres gegenüber zu stellen, und das hat sich in den Vogesen und im Argonnenwalde mehrfach unangenehm genug geltend gemacht: wir hatten keine Gebirgsartillerie.

Nachdem aber erst einmal der Mangel festgestellt und das Bedürfnis anerkannt war, ist sofort Abhilfe geschaffen worden. Es ist ja doch bekanntlich eines der schönsten Ruhmesblätter unseres vortrefflichen Heeres, daß es sich mit jugendlicher Anpassungsfähigkeit in alle Lagen zu finden weiß. Haben doch unsere Matrosen und unsere Reiter in den Schützengräben gekämpft, als

hätten sie ihr Leben nichts anderes gemacht. Man denke: Reiterei und Matrosen in den Schützengräben! Und so hat denn das Bedürfnis uns nun auch die Gebirgsartillerie gebracht. Württemberg, dessen Landeskinder ja fast durchgängig an bergiges Gelände gewöhnt sind, war meines Wissens einer der ersten Bundesstaaten, der die neue Truppe hinaus sandte ins Feld; andere Teile wurden von Bayern aufgestellt — natürlich, denn Bayern ist ja der einzige deutsche Staat, der Hochgebirge besitzt.

Es machte im Schwabenlande großes Aufsehen, als König Wilhelm II. die neue Truppe besichtigte. War es doch ein durchaus ungewohnter Anblick, der sich den Zuschauern darbot. Keine Lafetten und Progen auf Rädern mit vorgespannten vier Pferden, sondern nur die Teile der auseinander genommenen Geschütze, die auf die Packfüße mehrerer Pferde geschnallt sind. Beritten sind außer den Offizieren nur die Wachtmeister und Unteroffiziere sowie die Weidereiter; sonst ist alles zu Fuß. Die Munition befördert man mit ganz leichten und schmalen Wagen, die durch zwei vor einander gespannte Pferde gezogen werden. Ebenso benutzen die Proviantkolonnen und Feldküchen unserer Gebirgsartillerie leichte Wagen. In anderen Armeen benutzt man bei der Gebirgsartillerie nicht Pferde, sondern Maultiere, die sehr ausdauernd sind und vortrefflich klettern; aber die Maultiere

sucht ist bei uns in Deutschland bisher sehr vernachlässigt worden, und so haben wir Pferde verwendet. Man hat mittelgroße, aber kräftige und sehr zähe Tiere gewählt, und diese haben die auf sie gesetzten Hoffnungen auch in keiner Weise enttäuscht. Das Ungewöhnteste beim Anblick unserer neuen Gebirgsartillerie ist die Uniform. Sie ist ganz anders, als alles, was wir sonst in Deutschland kennen. Sie ist aber dem



Gebirgsartillerist zwischen Packpferden. Phot. A. Lauterbach.



88

Gebirgsartillerie vor dem Aufbruch. Phot. R. Braun.

88

Bedürfnis angepaßt, und darauf kommt es doch einzig und allein an. An den neuen Anblick werden wir uns bald genug gewöhnt haben.

Wenn sonst die Artillerie vorbeizieht, so klirren die Fenster Scheiben, und die Häuser schüttern. Auf der Landstraße aber hört man in der Nacht das Rassel der Räder kilometerweit. Die Gebirgsartillerie dagegen kommt fast unhörbar heran. Ihr größter Vorzug aber ist, daß sie auf ganz schmalen oder auf grundlosen Wegen und in bergigem Gelände in größter Schnelligkeit vorwärts kommen kann. Auf Saumstraßen klettern die wackeren Pferde hinauf in die Berge. Ist der Bestimmungsort erreicht, so nimmt man die einzelnen Teile des Geschützes von den verschiedenen Pferden. Die Räder werden an die Achse gesteckt, darauf kommt dann die Lafette mit dem langen kräftigen Sporn, der sich in die Erde einbohrt, um einen sicheren Schuß zu gewährleisten, und schnell ist auch das Rohr eingebaut, das die todbringenden Geschosse gegen die Feinde schleudert. Sind noch die stählernen Schutzhüllen angebracht, so ist das Geschütz gebrauchsfertig, wenige Minuten, nachdem die Teile erst von

den Padsätteln abgeschnallt worden sind. Alles ist eben aufs genaueste durchdacht und aufs praktischste eingerichtet. Und die Führung der Batterien ist, soweit es anging, solchen Offizieren anvertraut worden, die bereits in Deutsch-Südwestafrika Gebirgsbatterien unter sich gehabt haben und also aus eigener Erfahrung wissen, worauf es ankommt.

Aber die gänzliche Zerlegung wird nur im Notfalle vorgenommen; wenn es das Gelände irgend zuläßt, werden die Geschütze dagegen auf ihren Rädern gefahren, denn das Zusammensetzen ist doch recht umständlich. Zur Beförderung sind im Tale zwei Pferde davorgespannt und im Gebirge, wenn es heißt, die kleinen Haubigen bergauf zu schaffen, gar bis zu vier Pferden und zwar hinter einander gehend.

Die ungewohnte Uniform unserer Gebirgsartillerie, von der ich schon sprach, ist übrigens sehr fleißsam. Rock und Hose sind aus grauem Loden, und ebenfalls aus Loden sind die Widelgamaschen. Dazu kommen dann als Ausrüstung Bergschuhe, Rucksack, Zeltbahn, Bergstock und der getreue Karabiner; das Seitengewehr, das als Bajonett aufgepflanzt werden kann, natürlich nicht zu vergessen.

89

Brennendes Naphta.

Von Karl Fr. Nowak.

89

Zu Boryslaw in Südostgalizien, am Rande der Ebene, die sich dort an die äußersten Ausläufer der Karpathen anschmiegt, flammte in diesen Tagen des Weltkrieges größte Brandfadel empor: die Naphtaquellen, die Erdölgruben, die Bohrtürme und die Riesenbehälter in weiter Runde brannten. Die wilden Honveds kamen über die Berge daher. Vom Uzsoker Paß, den sie in schwerer Winterstarre, in Nächten grauenhafter Fröste gegen unablässig anstürmenden, hundertfach überlegenen Feind mit eisernem Widerstand gehalten hatten, vom Uzsoker Paß trieben sie den gleichen Feind als eine verwirrte, furchtzitternde Herde vor sich her. Die Städte, durch die er kam, verwüstete er. Aus dem hübschen, romantisch gelegenen Turka machte er eine brandgeschwärmte Ruinenstadt. In einigen andern galizischen Städtchen, in Drohobycz, in Starý Sambor, wo die armen, gepeinigten Juden unmittelbar nach der Russenflucht die versteckten silbernen Leuchter hervor holten und sie mit Weihkerzen in die Fenster stellten, konnten sie nicht allzu viel Unheil stiften. Sie hatten wenig Zeit. Um so gründlicher war die Zerstörung des Naphta-bezirkes, die sie, schon als die ersten Fluchtgedanken näher rückten, aufs allergewissenhafteste vorbereitet hatten.

Noch knatterten vor Boryslaw keine Honvedgewehre, aber der Zug, der Rückzug der Russen, war schon in voller Bewegung. Durch die Naphtastadt schoben sich in endloser Reihe russische Infanterie und Artillerie, schob sich in einem Gedränge, das hundert Wagen in einer Stunde durchbringen wollte, sechshundertfünfzig Stunden lang der russische Train. Sie

hatten es alle eilig, in der Richtung nach Strynj zu entweichen, in das festumschanzte, uneinnehmbare Strynj, das man ihnen dann gleich darauf fortnahm. Aber so groß alle Eile auch war: für das Zerstörerwerk hatten sie Muße. Mitten unter den zurückflutenden Russen rückten drei Kosakenotnien in die Stadt und blieben da. Eine halbe Sotnie russischer Dragoner war mit den Kosaken gekommen. Die Kosaken hatten, wie man dann rasch genug erfuhr, die Brandstifterarbeit zu besorgen. Die Dragoner hatten das Volk, falls es murren sollte, mit der Nagaita zu überzeugen, daß der Brand der Naphtaquellen von Boryslaw ein festliches Ereignis sei.

Erst schien es, als ritten die Kosaken ziemlich planlos in der Stadt und ihrer Umgebung herum. Selbst eine Kessel-explosion in dem benachbarten Modricz und die über dem Kessel emporschlagenden Flammen machten niemand in Boryslaw unruhig: noch konnten Explosion und Brand ein unglückseliger Zufall sein, der überdies fern von Boryslaw spielte. Auch dies konnte noch kein triftiger Grund zur Sorge sein, daß man die Kosaken am Nachmittage des Tages, da drüben die Explosion sich ereignet hatte, rund um Boryslaw alle Kessel eifrig untersuchen sah. Vielleicht wollten sie den Inhalt der Behälter in Fässern auffangen, wollten von dem kostbaren Öl, von dessen Urbrunnen sie sich nunmehr für längere Zeit und, wie es aussieht, wahrscheinlich für immer, verabschieden mußten, einen möglichst großen Vorrat mitnehmen. In Wahrheit aber trieben die Kosaken an all den Kesseln eingehende ethnographische Studien. Sie wollten feststellen, welche Be-

hälter, welche Gruben französisches oder englisches Gut wären, das ein Befehl sie schonen hieß. Und sie trieben ihre Studien so genau, daß sie dann später beim Anzünden alle Nationalitäten liebevoll verwechselten.

Am nächsten Morgen fuhrn Männer und Frauen von Borzyslaw, fuhr die ganze Einwohnerschaft aus dem Schläfe empor. Schwere Donnerschläge schlugen durch die Stadt. Sie konnten keinesfalls von Artilleriekämpfen herrühren, die vielleicht vor der Stadt im Gange waren, denn die Donnerschläge, unter deren Wucht die Luft und der Boden erzitterten, indes gleichzeitig die Fenster Scheiben in Splittern aus ihren Rahmen auf die Straße klrten, diese Donnerschläge übertrafen an Kraft das Aufbrüllen der schwersten Mörser. Und ein beizender, giftig gasiger Geruch durchzog die Straßen, die immer noch vom Abmarsch der russischen Bataillone hallten. Jetzt wußte man: die Explosion von Modricz war kein Zufall gewesen, die Kosaken hatten drüben den großen Erdölbehälter angezündet, die Kosaken gingen heute daran, das Unheil auch in Borzyslaw zu entfesseln.

Der erste Kessel war schneller in die Luft geflogen, als selbst die Kosaken erwartet hatten. Vielleicht hatten sie ihn

dem Erdbinnern neugespeiste Leuchte durch Tage und Nächte loderte.

Schließlich stand mehr als ein Halbhundert von Behältern in hellen Flammen, und zahllose Gruben schickten ihre gelben, flackernden, vielmeterhohen Feuerzungen in den Himmel. Das in den Behältern aufgehäufte Millionengut, jeder Behälter ein Millionenstück, verflammte, verqualmte unwiederbringlich. Es gab keine Rettungsmöglichkeit; zum wenigsten die Behälter — manche enthielten allein sechzehntausend Wagenladungen an Öl — brannten hilflos nieder, da selbst der an sich freilich wenig aussichtsvolle Versuch eines Löschwerks aus Mangel an Löschmannschaft unterbleiben mußte. So wurde das Feuer im ganzen Umkreis der Unglücksstadt ein Naturereignis, das zu seiner schaurigen Schönheit die ganze Furchtbareit einer Gefahr fügte, die alles und alle vernichten konnte. Die Kosaken, die Dragoner waren noch am Abend des Brandtages abgezogen, denn die schwächeren Donnerschläge, die man am Nachmittage aus der Ferne hören konnte, waren nicht mehr Kesselexplosionen. Die Donnerschläge sandten jetzt die nahenden österreichisch-ungarischen Haubitzen. Und allmählich begann auch schon verdächtiges Gewehrfeuer zu knattern. Da waren



Die Rauchfahne der brennenden Naphtagruben. Phot. R. Sennack.

an verschiedenen Stellen zugleich in Brand gesetzt, und die Erwärmung des Öls geschah mit ungeheurer Schnelligkeit; die Hitze griff — noch vor dem Plagen der Gashaube, in der sich die erhigten Gase unter furchtbarem Druck angesammelt hatten — auf die Nachbarkessel über, die übrigens französisch waren und bald lichterloh emporflamnten. Noch waren die Kosaken keine Brandkünstler großen Stils, noch begegneten ihnen kleine Ungeschicklichkeiten etwa in der Art, daß sie die ausgenommenen Ölteiche mit Streichhölzern entzündeten wollten. Fünf Kosaken, die sich lachend an das Wagnis machten, waren in wenig Sekunden von der hochhochaufliegenden Flamme erfasst und verzehrt. Die Kameraden bemühten sich von da ab, vorsichtigere Feuerwerker zu sein.

Sie entdeckten die „Mannlöcher“ der Kessel. Sie hoben diese Rundscheiben, durch die sonst die Reiniger in die Behälter zu klettern pflegen, einfach aus, so daß das Öl in breiten Strömen über die Erde strömen konnte. Die Abgrenzungsdämme zwischen den einzelnen Becken ließen nun von selbst, rund um die geöffneten Kessel, ganze Ölteiche entstehen. Und nun holten die Kosaken Lappen und getränkte Puhwolle hervor, steckten das Zeug an und warfen es — schon im Davonlaufen — in die Teiche. Sie ritten gegen die Abhänge hinaus, die südwärts von Borzyslaw in die Karpaten hinunterführen, tränkten die dortigen Bohrtürme mit Petroleum; schnell flammte auch das Holzwerk der Türme über den Gruben von ihrer Brandfadel auf, bis die Flamme unter dem zusammengebrochenen Holzwerk die aus der Tiefe kommende Quelle selbst ergriff und als fast unlösliche, stets aus

die Kosaken schleunigst ausgerissen. Was sie noch nicht hatten ansetzen können, gaben sie jetzt für den Kaufpreis von dreißig Rubeln für den einzelnen Behälter frei . . . Aber das Feuer, der Qualm, die Gase blieben in der Stadt.

Die Rauchsäulen hatten Kirchturmshöhe. Ganz Borzyslaw war umstellt von rauchenden, feuervermischten Türmen, die die Sonnenscheibe verdeckten, bis die Temperatur des heißen Tages zur schneidenden Kälte sank. Endlich wurde die Sonne völlig unsichtbar: am Tage nach dem Kosakenabzug, mit dem Glodenschlage mittags um zwölf, war die Stadt in finstere Nacht getaucht. Regen ging nieder, der die Gesichter der Menschen schwarz bemalte. Der Rauch beherrschte alles, er machte das Atmen fast unmöglich und trug in alle Häuser, alle Zimmer giftige Gase. Das Entsetzen der Menschen hatte sich, als die Kosaken fort waren, freilich gelegt. Man brauchte für die Wohnhäuser, die ursprünglich die Kosaken gleichfalls hatten anzünden wollen, nicht mehr zu fürchten. Nur die Zeit hatte den Mordbrennern dazu geholfen . . .

Der Brand der Naphtaquellen ging weiter durch Tage und Nächte. Weit stand das Land, so oft die Sonne sich nach Westen geneigt hatte, in hellem, grellem Licht. Das Wunder Schauspiel anzustarren, hatten die Russenverfolger nicht Muße, als sie von den Bergen die Stadt zu ihren Füßen sahen. Noch konnte man bis hinauf in die galizische Hauptstadt die Freiheitsmusik nicht hören, die die Kanonen im Rücken der fortjagenden Russen sangen. Aber bis Lemberg hinauf muß man den Widerchein der ungeheuren Fadel gesehen haben, die vom neuen Niederbruch, von der neuen Flucht der Russen und — von neuer, näher Erlösung auch für Lemberg sprach . . .

Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

Kriegschronik:

1. Juli: Kämpfe bei Arras — Armee Cinsingen stürmt die russische Stellung östlich der Gnila-Cipa zwischen Kunize und Luczynne und nördlich Ronatyn. — Angriffe der Italiener gegen das Plateau von Doberbo abgeschlagen. — Die deutsche Ostseeflotte beschließt die Hafenanlagen von Windau.
2. Juli: Kämpfe nordwestlich Four de Paris und in den Vogesen am Hilsenfirst. — Russische Höhenstellungen bei Kalmarja und südöstlich Kuroto-woice gestürmt. Die Russen von Marjampol bis nördlich Firlejew zum Rückzug gezwungen. Auch Armee Mackensen treibt sie über den Labunka- und Por-Abchnitt zurück; Stroza und Krasnik genommen. Kämpfe bei Sienno und Ilza.
3. Juli: Angriffe bei Souchez und Les Eparges zurückgewiesen; Kämpfe am Hilsenfirst. — Vorstoß unserer Truppen nördlich des Dnejsr und zwischen Weichsel und Bug. — Die Italiener bei Sacrado, Palezzo, auf dem Doberbo-Plateau und am Görzer Brückenkopf blutig zurückgeschlagen. — Unser Minenschiff „Albatros“ im Kampf gegen überlegene russische Kreuzerflotte auf Gotland auf Strand gesetzt.
4. Juli: Unsere Angriffe in den Argonnen erfolgreich fortgesetzt; Kämpfe auf den Maashöhen und bei Les Eparges. — Armee Cinsingen wirft die Russen gegen die Blota-Cipa zurück. Schwere Kämpfe am

- Por-Bady und an der Wyznica. — Italienisches Unterseeboot vernichtet. Angriffe gegen das Plateau von Doberbo zurückgeschlagen.
5. Juli: Kämpfe nördlich Upern, bei Croix des Carmes und bei Souchez. — Größerer Flugzeugangriff der Engländer gescheitert. — Armee Cinsingen besetzt das ganze Westufer der Blota-Cipa; am Bug räumten die Russen den Brückenkopf Krylow. Kämpfe bei Krasnik. — Südlich Polazza am Rande des Plateaus von Doberbo zwei italienische Divisionen zurückgeschlagen.
6. Juli: Westlich der Straße Suwalki-Kalmarja wurde der stark besetzte Wald Biale-Bloto erstürmt. — Heftiger Angriff von vier italienischen Korps vom Görzer Brückenkopf bis zum Meere blutig abgewiesen. — Französisches Truppen-Transportschiff vor den Dardanellen von deutschem U-Boot versenkt.
7. Juli: Vergebliche französische Angriffe bei Souchez sowie zwischen Maas und Mosel. Arras von uns in Brand geschossen. — Kämpfe südlich Borzymow und nördlich Krasnik.
8. Juli: Gegenangriff bei Rilly-Apremont abgewiesen. — Kämpfe bei Komno und nördöstlich Prasnyz. Die österreichisch-ungarischen Truppen auf die Höhen nördlich Krasnik zurückgenommen. — Der italienische Panzerkreuzer Amalfi versenkt.
9. Juli: Kämpfe im Priesterwalde und bei Ban de Sapt. — Desgleichen auf den Höhen nördlich Krasnik. — Die deutsche Befahrung in Deutsch-Südwest (etwa 3200 Mann und 200 Offiziere) kapitulieren, von etwa 40000 Mann kapländischer Truppen eingekreist.

10. Juli: Gefechte bei Launois, bei Ban de Sapt, nordwestlich der Beauféjour-Ferme, zwischen Rilly und Apremont, im Priesterwalde und bei Leintrey östlich Lunéville. — Bei Ossowiec russischer Angriff zurückgeschlagen.
11. Juli: Wiederholte Angriffe der Engländer bei Upern abgewiesen; Kämpfe bei Souchez-Ablain, bei Fricourt, östlich Albert, bei Beauféjour-Ferme, zwischen Rilly und Apremont, im Priesterwalde und bei Sonbernach, südwestlich Münster.
12. Juli: Kämpfe südöstlich von Upern, am Westrand von Souchez, bei Combres, im Wald von Rilly, nördlich der Höhe von Ban de Sapt und bei Ammerzweiler (nordwestlich Altkirch). — An der Straße von Suwalki nach Kalmarja, in der Gegend von Cipina, die feindlichen Vorstellungen erstürmt.
13. Juli: Kämpfe bei der Zuckerfabrik von Souchez; das Cabaret Rouge an der Straße nach Arras genommen; zwischen Maas und Mosel Artilleriegefechte; Angriffe im Priesterwalde zurückgeschlagen. — Ein Angriff mehrerer italienischer Regimenter bei Rebipuglia wurde abgewiesen.
14. Juli: Handgranatengriffe bei der Zuckerfabrik von Souchez abgewiesen. — In den Argonnen südwestlich Bourvillies stürmten unsere Truppen die feindliche Höhenstellung in einer Breite von 3 km und einer Tiefe von 1 km; die Höhe „La Fille Marie“ ist in unserm Besitz; 3000 Gefangene gemacht, 2 Gebirgsgechühe, 2 Revolverkanonen, 6 Maschinengewehre erobert.

Nördlich der Weichsel. Eine Bilderreihe von Rolf Brandt, Kriegsberichterstatter.

L i b a u.

Mariampol, Ende Juni.

Vor vierzehn Tagen war es etwa, im Juni. Der Flieder blühte in den lurländischen Blumengärten um Libau. Ich fuhr an dem letzten Posten vorbei in den breiten Streifen Land, der zwischen der deutschen Linie und den russischen Vortruppen war. Frieden, Stille, Sonne auf den Feldern, die Dörfler staunen das Wunder des Autos an. Ich denke an die Front im Westen, wo jeder Handbreit Boden zwischen den Linien

von Granaten überschüttet ist, und mir kommt der Unterschied zwischen den Fronten — in Galizien wird es ja freilich auch nicht viel anders sein wie im Westen — so deutlich wie nie ins Bewußtsein. Denn ich bin hier an der Front, vor der Front sogar, und wenn ich es nicht anders wüßte, könnte ich an eine Frühlingsfahrt durch Kurland glauben. Da weht es an dem weiten, silberwolkigen Horizont dunkel herauf. Rauchfahnen flattern hoch, ich sehe den Feuerschein. Die russische Artillerie schießt ein paar Gehöfte in Brand. Sie



Beschießung eines russischen Fliegers von einem Motorboot auf dem Njemen. Gofphot. Kühlewindt.

weiß natürlich, daß sie nicht besetzt sind, aber sie will nur bei einem etwaigen Vorrücken die Unterkunft erschweren. Ein paar Bauern fahren auf ihren kleinen Wagen, die mit Hausrat beladen sind, auf Vibau zu. Die stillen Strohhäuser und die Fliederbüsche, die leicht wiegenden Felder und der spielende Sonnenschein haben auf einmal etwas Trauriges an sich, sie wecken Erinnerungen an gestern, und die schwarzen, flattrigen Rauchfahnen sprechen von morgen und von dem, was kommt.

Am Strande von Vibau ist gegen abend, wenn die Sonne feuchttrot halb noch über der Ostsee schwimmt, ein helles Leben. Sie sitzen auf den Bänken, Kurländer, Polen, Juden, Letten, und sehen das leuchtende Abendspiel über dem Wasser. Weiße Kleider, freudige Blicke. Deutsche Offiziere dazwischen. Man grüßt, man lächelt. Vor ein paar Wochen hatte ich just diese Stelle vor dem Kurhaus, in dem jetzt der Schein eines friedlichen Lebens allabendlich stärker wird, zuerst gesehen; von der See aus in dem kleinen Kutter, der eine Landungsabteilung an den Strand setzen sollte. Es war am Tage vor der Einnahme von Vibau, und die deutsche Flotte lag in großem Halbbogen um Hafen und Strand. Vibau rührte sich nicht hervor, als ob in dem Gewirre von Türmen und Türmchen, diesen Häusern und Hafenbauten kein Leben wäre, Wir sollten damals die Festung anpacken mit starker Hand. Und dreihundert Meter vom Strand, gerade an dieser Stelle, von der die Vibauer Damen und Herren in die sinkende Sonne sehen, bekam unser Boot Feuer, daß es patsch, patsch dicht vor dem Boote wie Sprühregen aufging. Ein Torpedoboot und ein Kreuzer mengten sich auch noch orgelnd in den ungleichen Handel. Oben hinter der Batteriestellung, in der freilich nur russische Infanterie lag, ein paar hundert Meter von den Brücken, liegt heute das russische Grab für die gefallenen Verteidiger. — Da geht die Sonne mit einem letzten dunkelroten Aufflammen über die Horizontlinie. Das Meer schlägt kleine Wellen, Wind kommt auf. Der Strand wird schnell leer, bald muß alles in den Häusern sein. Der Zapfenstreich klingt, und nur die Schritte der deutschen Patrouillen hallen noch durch die abenddüsteren, so deutschen und heimlichen Straßen.

Bei Mariampol.

Die Russen haben stärkere Kräfte gegen die Straße, die von Mariampol genau östlich nach Iglitzany führt, geworfen. Deutsche Kavallerie ist zum Fußgefecht abgefeilt und will den Durchbruch verhindern. Hinter einem kleinen Hügel weht der spitze Wimpel des Stabes. In einem verlassenen russischen Unterstand ist der Fernsprecher untergebracht; der Stabschef liegt auf dem Bauch und schreit dem Offizier am Apparat zu, daß er wissen möchte, wie weit die andere Brigade wäre.

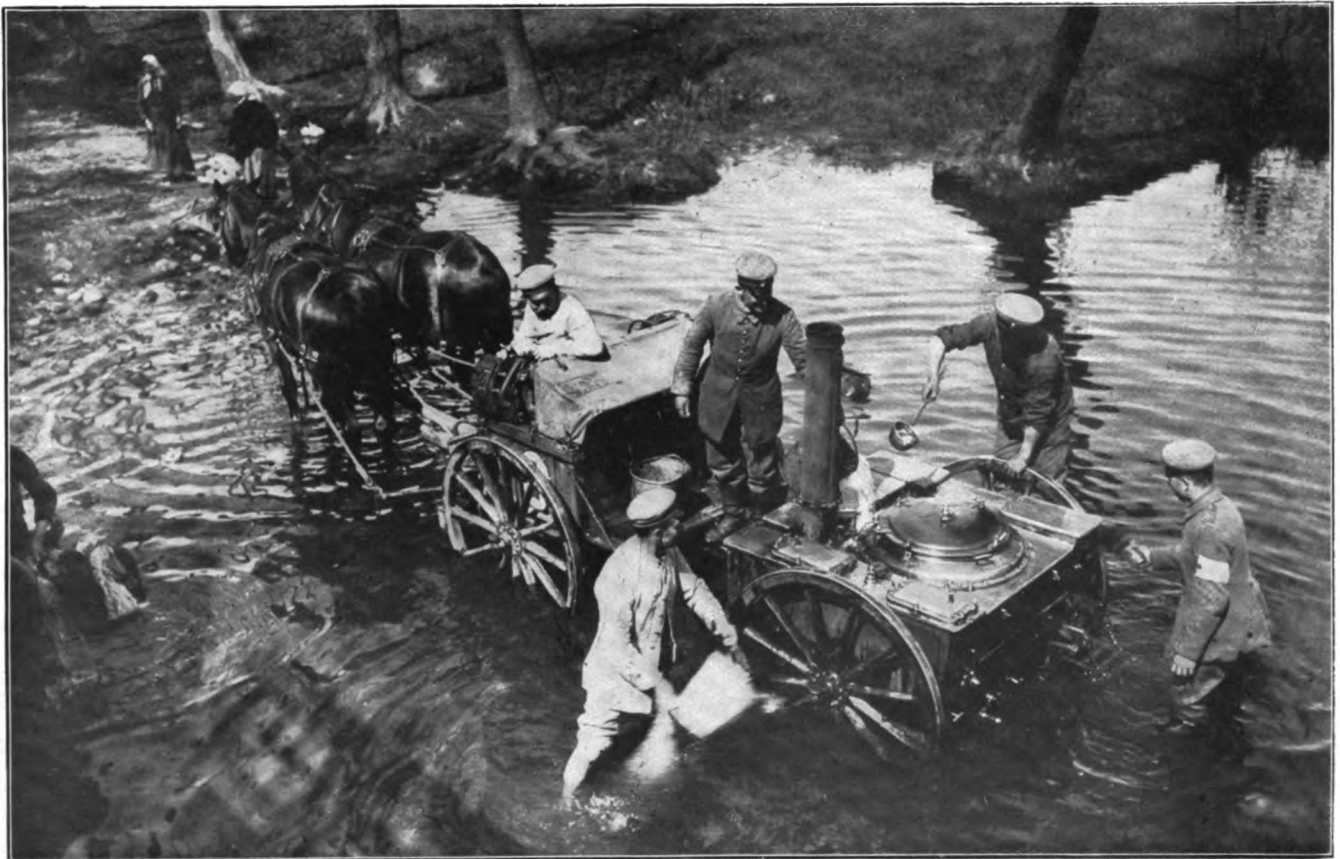
Der Kommandierende steht am Scherenfernrohr und sieht, wie die eigene Artillerie vorgeht. Eine schwere Batterie setzt ein. Bums, bums, bums, bums. Man erkennt, wie die Granaten dicht bei der gelbgrauen Linie, der frischen russischen Stellung, einschlagen. Ein neues Regiment greift ein. Die Pferde werden hinter einer Scheune gesammelt, dann nach dem Gefecht in einer kleinen Mulde; sie stehen da dicht zusammengedrängt. Ihre Herren tun Infanteriedienst; das Geknatter der Karabiner setzt ein, weiter nördlich muß es vorwärts gehen. Da löst sich aus einem Waldstück eine dunkelbraune Reihe, noch eine, es scheinen fünf Linien zu sein. Die Russen gehen zum Sturmangriff vor. Sie wollen an dieser Stelle wenigstens vorwärts kommen, weil der Besitz der Straße ihnen wichtig genug erscheint, sich rücksichtslos einzusetzen. Da — die dünnen Linien haben noch nicht die Mitte der Wiese erreicht — beginnt eine deutsche schwere Batterie auf das neue Ziel zu feuern. Schnellfeuer. In unheimlicher Regelmäßigkeit spritzen gelbe Erdwellen aus dem Wiesenrund auf, und die zerrissenen weißen Wolken, in denen es aufflammt, die Sprengpunkte der Brennzündergeschosse, erscheinen. Nach ein paar Minuten laufen ein Duzend Gestalten in den schützenden Waldrand zurück; in das Wiesenstück sind jetzt graubraune Punkte eingeprengt. Der russische Vorstoß ist zu Ende.

Weiter nördlich nach vorn setzt wieder Kleingewehrfeuer ein, die abgefeilte Kavallerie dringt weiter vor. Ein dichter feuchtgrauer Regenvorhang schiebt sich jetzt vor das Gefechtsbild. Die Herren vom Stabe rufen nach den Umhängen, durch das Scherenfernrohr ist nichts mehr zu erkennen. Der trockene Boden trinkt gierig das Naß, und ein paar Duzend gefangene Russen, die eben nach rückwärts getrieben werden, halten die Gesichter dem Regen entgegen, so daß es aussieht, als ob sie nach fremdem Ritus eine fremde Gottheit mit diesen zum Himmel gewandten, demütigen und stumpfen Gesichtern anbeten wollten.

Im Stabsquartier eines der gemütlichsten und liebenswürdigsten Stäbe, die ich kenne, zeigt mir Exzellenz die beiden in der letzten Woche bei Kowno erbeuteten Fahnen. Die schwere Seide knistert unter dem schwarzen Überzug. „Unsere eroberten Fahnen“, sagt der General, und sein Gesicht leuchtet noch mehr gütige Freude auf seine „herrlichen Leute“ als sonst.

Vor Szawle.

An der Dubissa war's blutig. Stoß und Gegenstoß. Dabei wuchs das Gefecht von Tag zu Tag zu stärkerer Bedeutung. Die Russen wollten durch, wir wollten halten. Es waren keine leichten Tage an der Dubissa, die trockenen Waldstücke flammten auf, als die Infanterie vorging durch Rauch und Hitze. Endlich war die Angriffskraft der Russen



Große Reinigung einer Gulafkanone in einem Fluß. Phot. A. Groß.



88

Eine Etappenbrücke über den Njemen. Hofphot. Kühlewindt.

88

gebrochen. Unsere schweren Mörser nahmen die letzte beherrschende Stellung vor Szawle unter Feuer. Unter dem vernichtenden Granatenhagel war nicht zu atmen.

Ich ging das letzte Stück der breiten schönen Reichsstraße Tauroggen-Szawle weiter an den deutschen Batteriestellungen vorbei zur russischen Stellung, die nun zwischen den beiderseitigen Kanonen lag. Eine kleine Kirche hatte auf der Hügelkuppe gestanden; ihr zierliches Mauerwerk war zerrissen, das braune Schindeldach lag in armseligen Stücken umher, Eisenteile und Mauerwerk waren über den russischen Graben gehagelt. Trichter bei Trichter saß in der Linie, das Drahthindernis war an vielen Stellen zerlegt, davor und dazwischen klangen die mächtigen Granatlöcher. Ich glaube wohl, daß

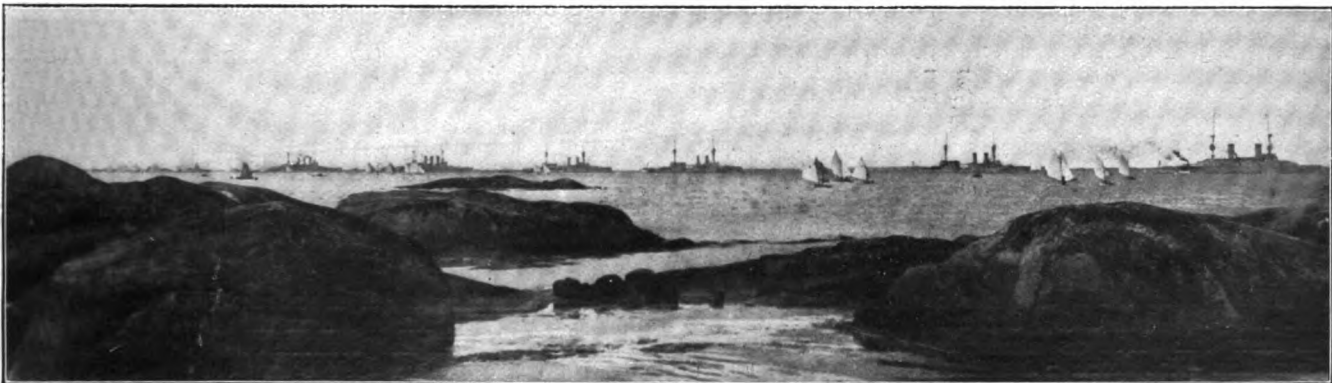
hier „die Hölle war“, wie der gefangene russische Hauptmann erklärte. Von der Spitze der Stellung konnte ich — es waren keine acht Kilometer mehr — den Rest der Stadt Szawle sehen. Unsere Geschütze beherrschten die arme Stadt vollständig; die Vorstadt diesseits der Bahnlinie war damals, als ich dort war, noch ziemlich unverfehrt. Jetzt ist der Bahnhof unter Artilleriefeuer, ebenso die Vorstadt und die Bahn. Lepary, der kleine Ort dicht vor Szawle, brannte, die dichten gelben und grauen Schwaden trieben auf die Stadt hin. Weiß und hoch leuchtete der schöne spitze Kirchturm, das Wahrzeichen von Szawle, herüber, schlant, steil, unberührt, wie er über jener blutroten Brandnacht gestanden hatte, als wir zum ersten Male einzogen.

☐ Schweden und Rußland in der Ostsee. Von Graf E. Reventlow. ☐

In der deutschen Bevölkerung ist bis jetzt die Tatsache merkwürdig wenig gewürdigt worden, ja, wohl überhaupt kaum zum Bewußtsein gekommen, daß die deutsche Flotte vom Beginn des Krieges an in der Ostsee die Herrschaft behalten hat. Rein militärisch bedeutet das eine ansehnliche Leistung, weil bekanntlich der Schwerpunkt der deutschen Wehrkraft zur See in der Nordsee und an den deutschen Nordseeküsten liegt. Bedenkt man, daß die deutsche Kriegsflotte sich erst seit einem halben Menschenalter in geregelter Entwicklung befindet und daß sie vor fünfzehn Jahren noch eine militärisch unbeachtliche Größe war, daß sie ferner heute nicht nur der größten Seemacht der Welt, und zwar deren voller Stärke gegenüber steht, sondern außerdem unmittelbar auch

der russischen Flotte und mittelbar der französischen, japanischen und italienischen, — so ist es in der Tat ein glänzendes Ergebnis zu nennen, wenn die unbestrittene Beherrschung der Ostsee seit bald zwölf Monaten bei uns als eine beinahe selbstverständliche Tatsache angesehen wird.

Was bringt und nützt diese Beherrschung? Zunächst ist da festzustellen, daß durch die deutsche Seeherrschaft vollständig freier Seehandelsverkehr und Schiffsverkehr überhaupt zwischen Deutschland und den skandinavischen Ländern gewährleistet wird, außerdem die Möglichkeit, etwaige Versuche russischen Schiffsverkehrs zu überwachen. Stellte man sich das Gegenteil vor: daß etwa die russische Flotte mit einem Teile der englischen vereint, die Ostsee beherrschte und unsere Küsten



Der Strand von Gotland, der bei dem Seegefecht mit S. M. S. „Albatros“ von den Russen in völkerrechtswidriger Weise beschossen wurde. Phot. Leipziger Presse-Büro.

blodierte, so ergibt das ohne weiteres die Größe der Er-rungenschaft, daß wir bis jetzt tatsächlich die Ostsee beherrschen.

Dasjenige Ostseeland, dessen Handelsverkehr mit Deutsch-land am lebhaftesten ist, Schweden, ist von Anfang an neu-tral gewesen, und zwar im loyalsten Sinne des Wortes ver-standen. Schweden unterhält außer mit Deutschland auch Handelsverkehr mit Großbritannien und mit Rußland, es hat sich aber stets geweigert, die englische und russische Forderung zu erfüllen, Kriegsmaterial auf dem Landwege nach Ruß-land zu befördern, das auf dem Seewege von England oder Amerika gekommen ist. Großbritannien rächt sich dafür, indem man der schwedischen Schifffahrt die größten Schwierigkeiten macht und sie auf jede Weise belästigt. Die großbritannische Regierung verlegt außerdem die Würde und Selbständigkeit Schwedens tief durch die Spionagetätigkeit britischer Agenten. Diese sollen die Handelstätigkeit auskundschaften und insbeson-dere feststellen, ob und welche von Übersee eingeführten Waren nach Deutschland weiter verhandelt werden. Dann hinterbringen sie, was sie festgestellt zu haben vorgeben, und veranlassen eine Vermehrung der von London ausgehenden Belästigungen.

Auf der anderen Seite drückt Rußland auf Schweden und versichert es gleichzeitig seiner wärmsten Freundschaft. Gegen diese Versicherungen ist freilich wohl der größte Teil des schwedischen Volkes gefeit. Man weiß in Schweden seit vielen Jahren, daß die russische Politik neben ihren anderen Zielen darauf hinarbeitet, Schweden und Norwegen dereinst das Los Finnlands zu bereiten. Eine umfangreiche und mit der üb-lichen russischen Unverfrorenheit betriebene russische Spionage erregte schon in den Jahren vor dem Kriege in Schweden be-rechtigte Empörung. Jene russische Spionage, über deren Charakter man in Schweden wie auch in Deutschland recht genau unterrichtet war, verfolgte in erster Linie militärische und maritime Zwecke, d. h. sie bildete einen Teil der von langer Hand betriebenen russischen Vorbereitungen für einen bei Gelegenheit auszuführenden Angriff auf die Unabhängig-keit und Selbständigkeit Schwedens. Die Stimmung in Schweden kennzeichnete sich deshalb schon seit Jahren vor dem Kriege durch steigende Beunruhigung. Erinnerunglich sind noch die Kämpfe um die schwedische Heeresreform und die große opfermutige Volksbewegung, um durch freiwillige Spenden den Bau von Kriegsschiffen zu ermöglichen. Immer drohender sah man den russischen Koloß sich nähern und er-kannte von Tag zu Tag deutlicher die feindlichen Absichten, die zu verbergen die russische Regierung sich kaum mehr Mühe gab.

Danach ist ohne weiteres klar, daß deutsch-russische See-kämpfe in der Ostsee für Schweden stets einer gewissen Wei-nlichkeit nicht entbehren. Man braucht nur einen Blick auf die Karte zu werfen, um das zu verstehen. Schweden hat, wie auch die anderen skandinavischen Mächte, in neuerer Zeit nur wenig für seine Flotte getan. Wie ganz anders würde Schwedens Stellung zur See und damit überhaupt gegenüber den Mächten sein, wenn es im Laufe der letzten zehn Jahre sich einen Bestand von nur etwa zwanzig guten Unter-seebooten angeschafft hätte. Das ist nicht geschehen, und mit den Streitkräften, die Schweden besitzt, ist gerade angesichts der heutigen Kriegsmittel nicht viel zu erreichen. Auf die Frage, was denn Schweden erreichen könnte, lautet die Antwort: unbedingte Achtung vor seiner Neutralität. Dieser Gesichtspunkt liegt um so näher in Anbetracht der Enge der östlichen Ostsee zwischen der schwedischen und der russischen Küste. Diese Enge erreicht ihren höchsten Grad an der Süd-küste von Finnland, wo die Gruppe der Ålandinseln eine Art Brücke nach der schwedischen Küste nördlich von Stockholm darstellt. Diese Ålandinseln dürfen, internationalen Ver-trägen zufolge, von Rußland nicht besetzt werden. Die russische Regierung hat sich aber über ihre Verpflichtungen einfach hinweggesetzt und gleichwohl Befestigungen auf den besonders geeigneten Inseln der Gruppe angelegt. Sie sind von langer Hand her als Brückenkopf für ein späteres russisches Vordringen gegen Schweden gedacht. Gestaltete sich so die strategisch politische Lage für Schweden bei Eintritt eines

russisch-deutschen Krieges von vornherein sehr unbehaglich, so mußte sich dieses Gefühl in dem Augenblicke verstärken, wo russische Seestreitkräfte von Libau, Windau, Reval, Helsingfors usw. gegen die deutschen Streitkräfte und Küsten vorzustößen versuchten. Das in gefährlicher Nähe von Memel gelegene Libau ist inzwischen von den deutschen Truppen besetzt worden. Windau ist noch russisch und scheint besonders als Stützpunkt für russische und englische Unterseeboote, für russische Torpedoboote und Minenfahrzeuge zu dienen. Im Minendienst sind die Russen, wie beiläufig bemerkt werden mag, schon seit vielen Jahren besonders tätig gewesen und haben sich häufig geschickt und rührig dabei gezeigt. Das be-wies auch der russisch-japanische Krieg.

Während der Winterszeit verbieten sich bekanntlich nördlich von Libau für die russische Flotte Bewegungen infolge der Eisverhältnisse. Deshalb hat man bis zum Früh-sommer nicht viel von der russischen Flotte bemerkt. Dazu kam, daß nach russischer Gewohnheit die Ostseeflotte bei Aus-bruch des Krieges wohl nicht genügend in Ordnung war. Eine Anzahl neuer großer Panzerschiffe befand sich im Bau. Heute, nach Jahresfrist, darf man aber annehmen, daß sich in der russischen Ostseeflotte einiges geändert habe; im Ein-zelnen sind wir darüber allerdings nicht unterrichtet. Jeden-falls ließ sich bereits seit einiger Zeit, den Zeitungsnachrichten zufolge, eine erhöhte Tätigkeit der russischen Ostseeflotte fest-stellen, und es konnte keinen unbefangenen Beobachter wundern, als am 2. Juli von einem Zusammentreffen russischer und deutscher Streitkräfte berichtet wurde. Freilich war es ein militärisch sonderbares Zusammentreffen, von dem man zu hören bekam. Vier russischen Panzerkreuzern und anderen Fahrzeugen war es gelungen, den kleinen deutschen Minen-dampfer „Albatros“ von den deutschen Streitkräften abzu-brängen und bewegungsunfähig zu machen. Der „Albatros“ war ein Schiff ohne Panzerschutz und mit ganz geringer Artillerie, lediglich zum Minenlegen bestimmt. Natürlich kann man es den Russen nicht verdenken, wenn sie ein solches Schiff zer-stören, sobald es in wirksame Reichweite ihrer Geschütze kommt. Dieses aber als eine militärisch bedeutende Tat, als einen „Sieg“ auszurufen, ist echt russisch. Das Zusammentreffen fand statt nicht weit von der Ostküste der schwedischen Insel Gotland, ungefähr auf der Höhe des an der Festlandküste gegenüberliegenden russischen Hafens von Windau. Als der Kommandant des „Albatros“ sah, daß sein völlig zusammen-gebrochenes Schiff verloren war, griff er zu der einzig richtigen Maßnahme, den „Albatros“ an der Küste Gotlands bei Östergarn auf den Strand zu legen. Die vier russischen Panzer-kreuzer legten ihr Massengefeuer auf den „Albatros“ jedoch fort, auch als er in das Gebiet der schwedischen Hoheits-gewässer eingelaufen war. Diese Hoheitsgrenze umfaßt einen Wasserstreifen von drei Seemeilen Breite, von der Küstenlinie an gerechnet. Innerhalb dieser Zone befindet sich ein Schiff also auf dem Boden der betreffenden Macht, und die Nichtbeachtung der Küstenhoheitsgrenze bedeutet ebensoviel eine Verletzung der Unantastbarkeit, Hoheit und Neutralität eines Landes, wie die Verletzung seines Landge-bietes. Natürlich muß man auch auf diesem Gebiete Ab-stufungen unterscheiden, kann aber dem russischen Verhalten vom 2. Juli das Zeugnis geben, daß es eine überaus grobe und rücksichtslose Verletzung der schwedischen Neutralität be-deutete. Ein Streifen von drei Seemeilen ist nur schmal und bildet angesichts der ungeheuren Tragweite der modernen Kanonen nur eine kurze Entfernung. Deshalb und wegen des schlechten Schießens der Russen fielen die russischen Granaten nicht nur in die Küstengewässer von Gotland, sondern sie flogen weit landeinwärts und zwangen die Bevölkerung, zu flüchten und sich hinter die naheliegenden Berge zu retten. Wie durch ein Wunder ist der Leuchtturm von Östergarn der Zerstörung entgangen. Die schwedischen Beobachter haben tausende von russischen Schüssen gezählt, von denen freilich nur ein sehr kleiner Teil den ungeschützten „Albatros“ traf: kurz, nach jeder Seite hin ein echt russischer Vorgang.

Trauermantel. Von E. Albrecht-Doussin.

Du junger, bunter Garten du,
Früher wen erblüht dein Rosenkranz?
Wer sieht dir diesmal zu
Und sonnt das Herz in Duft und Glanz?

Du, eine einz'ge Stunde hing
In allen Purpur Trauerflor.
Ein stummer, schwarzer Schmetterling
Sitzt flügelnd auf dem Gittertor.

Sappenspaziergang. Von Oscar A. S. Schmitz.

Wir verließen das Quartierhaus des Divisionsstabes morgens früh im Auto, der Divisionskommandeur, sein Adjutant und ich. Es war ein etwas dunstiger, kühler Vormittag. Nach etwa 200 Metern befanden wir uns in dem von den französischen Soldaten täglich bestrichenen Ge-biet. Lächer, in denen etwa 100 Menschen bei einander

Platz finden könnten, durchrissen die öden Felder rechts und links. Unser nächstes Ziel war eine etwa 150 Meter hohe Bergnahe, jenseits deren sich unsere Frontlinie befindet. Die Erhöhung, wegen ihrer dauernden Beschießung der „Kanonenberg“ ge-nannt, bietet nach rückwärts, d. h. also zu uns gewandt, verhältnismäßig sichere Unterstände. Fröhlich oder sehr Ter-



Schützengraben und Grabensperre, 40 m vor dem Feinde. Beim Eindringen des Feindes in den Graben wird der darüber schwebende „spanische Reiter“ heruntergelassen und der Gegner aus den Blenden von der Mitte her beschossen. Phot. Max Wipperling.



Schützengraben mit Artillerieunterstand, 40 m vor dem Feinde. Phot. Max Wipperling.

rassen sind übereinander angelegt, von denen aus Türen in die einzelnen Erdhöhlen führen. Wie Zimmer im Gasthof liegen sie nebeneinander. Man wird etwas an die Zigeunerwohnungen gegenüber der Alhambra in Granada erinnert. Die Unterstände selbst gleichen teils Höhlen, teils sind sie auch stubenähnlich. Sie haben Türen, oft mit Glascheiben, die vor Kälte schützen und doch etwas Licht hereinlassen. Die Leute haben hier, natürlich mit unterbrechenden Ablösungen, den ganzen Winter zugebracht. Ein Bohlenweg führt die letzte Strecke bis an den Fuß des Berges, dann steigt man zwischen den Terrassen eine von Lehm glitschige Treppe hinaus. Die Terrassenwege, die sich rechts und links der Treppe hinziehen, sind mit zahllosen Blumengärtchen geschmückt, die vor den Höhlen liegen. Ein besonders begrünter Teil heißt die Gartenstadt und ist mit Bänken aus Birken-

als wir. Wer in Frankreich nach 2 Uhr zu Mittag oder nach $\frac{1}{2}$ 9 Uhr zu Abend essen will, der erregt Verwunderung und findet wenig Entgegenkommen. Auch in Bezug auf das Schießen halten sich die Franzosen meist an bestimmte Stunden. Wir hatten uns auf ihren Ordnungssinn verlassen, der sie bisher stets zwischen 8 und 11 Uhr vormittags eine Pause machen ließ. Aber wer weiß, was ihnen eingefallen war; an diesem Tage wurden sie ihrer Überlieferung untreu und schossen gerade zwischen 8 und 11 Uhr. Meine ganze Anschauung von der Ordnungsliebe der Franzosen fiel zusammen. Dafür aber bekam ich etwas vom Granatfeuer zu sehen. Wir stiegen bis zu dem Hügeltamm, ein junger Hauptmann begleitete uns. Oben verteilte er uns in eine Schwarmlinie, um nicht die Aufmerksamkeit des Feindes auf unsere Gruppe zu lenken. Diese fürsorgliche Anordnung ließ mich zum ersten



Schützengraben vor dem Feind. Phot. Max Wipperling.

holz versehen. Von dort aus hat man einen schönen Blick hinunter in die Ebene, aus der wir gekommen sind. In den Höhlen der Mannschaften, wo durchschnittlich zehn Leute im warmen Erddunkel haufen, sind wie in Schiffstajüten die Holzbettstellen übereinander angebracht. Man schläft natürlich auf Strohsäcken. In der Mitte befindet sich meistens ein Holztisch mit ein paar Kerzen, an den Wänden steht man Bretter mit einigen Habseligkeiten, darunter nicht selten Bücher. An einer Wand hängen die Gewehre. Bombensicher sind diese Unterstände nicht, rings sieht man überall tiefe Granatlöcher. Dagegen gibt es viele Stollen, die noch tiefer in die Erde führen und völlige Sicherheit bieten. Sie haben immer zwei Ausgänge, für den Fall, daß der eine durch eine Granate verschüttet wird. Hier kriecht während der Beschießung, die jeden Augenblick beginnen kann, alles unter. An einem Eingang liest man die Aufschrift: „Einwurf 10 Pfennige.“ Auf einer der Terrassen befindet sich das „Offizierskafino“ mit bequemen Bänken im Freien. „Zur schönen Aussicht“ genannt. Der vorbeiführende, gut gepflegte Kiesweg heißt die Kurpromenade. Mitten darauf macht sich eine feldgraue Kaze breit, die kürzlich Mutter geworden ist. Man führt mich in einen Unterstand und zeigt mir die zahlreiche quietende Familie. Auf der anderen Seite der Promenade liegt halb unterirdisch eine Amtsstube, der Mittelpunkt der Verwaltung dieser Menschengemeinschaft.

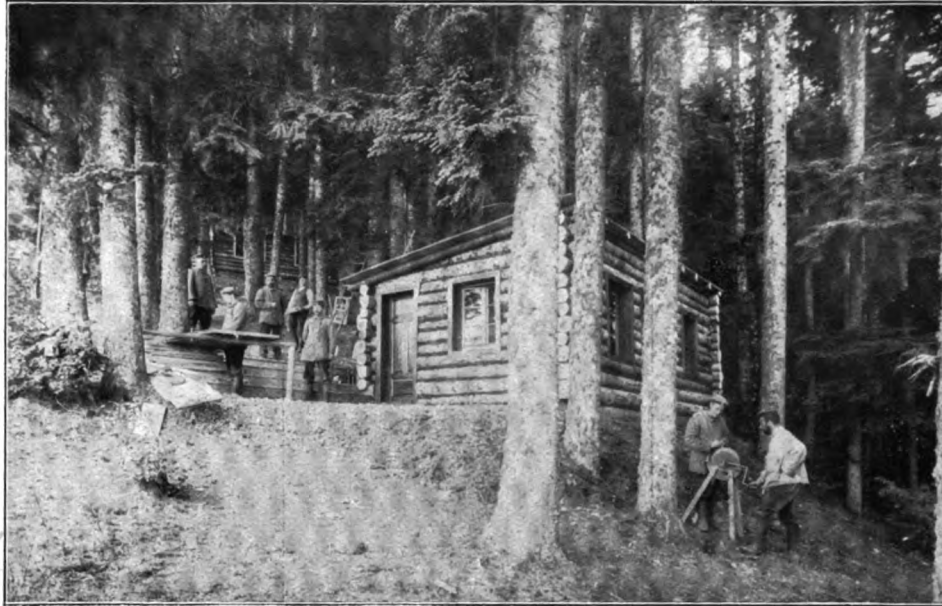
Die Franzosen sind ordentliche Leute. Es ist bekannt, daß sie die Stunden ihrer Mahlzeiten viel genauer einhalten

Mal den Krieg selber spüren. Auf der anderen, dem Feind zugekehrten Seite des Hügels beginnt nun eine mehrere Kilometer lange Sappe, die zu den Schützengraben führt. Es ist ein etwa mannshoher, in den weißen Kreideboden geschnittener Gang. Die herausgegrabene Erde bildet rechts und links zu unseren Häuptern kleine Wälle. An der weißen Wand entlang geht das Kabel, das die vorderste Linie der Schützengraben mit jener Amtsstube des Kanonenbergs und den dahinter eingebauten Batterien verbindet. Während wir im Gänsemarsch hintereinander gehen, hören wir dauernd das Donnern der Granaten und Schrapnells. Man lehrt mich sofort die Verschiedenartigkeit des Geräusches dieser beiden Geschosarten zu unterscheiden. Für den Augenblick habe ich es auch begriffen, aber meine musikalische Erinnerung hat die beiden Geräusche nicht festgehalten. Sie und da befanden sich in der Sappe Ausgucke. Da konnte man denn die Granaten in der Nähe einschlagen und den schwarzen Rauch in die Höhe steigen sehen, während die Schrapnells bekanntlich in der Luft plagen und weiße Wölkchen abgeben. In der Sappe begegnet uns plötzlich eine Wache, die dem uns führenden Hauptmann meldet, daß die Franzosen begonnen haben, einen neuen unterirdischen Gang gegen uns vorzuschieben. Die Meldung scheint dem Hauptmann von Bedeutung zu sein, und er wendet sich zu mir mit den Worten: „Da haben Sie nun einmal eine Kriegsnachricht aus allererster Hand.“ Die knallenden und pfeifenden Geräusche über unseren Köpfen halten an. Bei den Kehren kann man bisweilen über den Sappenrand hinausblicken. Dort sieht man

nicht selten Reste alter französischer Drahtverhaue, auch sogenannte spanische Reiter in Form von Holzböden. Es ist erst ein paar Wochen her, daß hier die Franzosen eingegraben lagen. Nun aber ist das Gebiet unser. Die Sappe macht einen ziemlich großen Bogen, und man kann durch Löcher ins Land hineinsehen: gegenüber ein flacher Hang, auf dem ein Soldatenfriedhof liegt, daneben sieht man wieder Unterstände, ähnlich denen des Kanonenberges. Nun befinden wir uns etwa 1 Kilometer von der französischen Stellung entfernt und machen Halt vor dem Eingang in eine tiefe Erdhöhle. Dort lebt unterirdisch ein Oberleutnant als Abschnittskommandant. Auch er hat sich vor seiner Höhle in einer Nische der Sappenwand eine Bank angelegt.

Davor steht ein Tisch, auf dem ein Buch liegt. Wir steigen von der Höhe hinab. Der Hauptmann nimmt etwas Bligendes von der Wand, das Hörrohr eines Fernsprechers. „Die Herren machen mir doch das Vergnügen, mit mir zu frühstücken?“ fragt er uns. Inzwischen hatte er Anschluß bekommen und sprach mit seinem Burschen: „Franz, Franz, bist du's? Also in einer halben Stunde das Frühstück, und für 4 Personen. Ich habe Gäste. — Sawohl.“ Es war nicht anders, als wenn in einem ersten Gasthof der Großstadt eine Bestellung gemacht wird. Wir stiegen wieder hinauf und gingen bis zu einer Stelle, wo über der Sappe ein eisernes Schutzdach angebracht war mit einer Spalte wie in einem Briefkasten. Man konnte etwa zwei Stufen hinaufsteigen und durch die Spalte genau die gegenüberliegende französische Stellung sehen. Dicht vor uns lagen unsere Schützengräben. Exzellenz wollte mich noch bis zu der sogenannten Bereitschaftsstellung führen, aber der Hauptmann weigerte sich, weiter die Verantwortung zu übernehmen, da die Gräben augenblicklich zu sehr „belegt“ wären. In diesem Augenblick pläzte in einer Entfernung von 30 Metern vor uns eine Granate. „Unter diesen Umständen können

wir nicht weitergehen,“ sagte der Hauptmann entschieden. So ließ sich der Divisionskommandeur zur Umkehr bewegen, obwohl er auf dem Standpunkt steht, daß er sich für sein reiches Leben keinen schöneren Abschluß denken kann, als von einer Kugel getroffen zu werden. Wir kehrten um. Der Hauptmann meinte, die Franzosen müßten uns entdeckt haben, da das Feuer ziemlich zunahm. Da sehen wir, wie vor uns an der abfallenden Hügelwand ein feldgrauer Mann aus der Sappe klettert und über die Halde hinweggeht. Der Hauptmann wettet. Die Sappe zu verlassen, ist den Leuten strengstens verboten, weil sie dadurch nur die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich ziehen und nicht nur sich selbst, sondern auch die Kameraden gefährden. Auf meine Frage, was den Mann denn zu einem so gefährlichen Spaziergang veranlassen könne, sagt der Hauptmann: „Immer die alte Geschichte, er will Granatringe auflesen. Diese Messingringe von den feindlichen Geschossen sind bei den Leuten sehr beliebt. Sie werden zu Armbändern für die Braut verarbeitet und dann nach Hause geschickt. Sie sind so erpicht darauf,



Die Wohnung eines Generals. Phot. Max Wipperling.

daß sie sich selbst während starker artilleristischer Belegung nicht abhalten lassen, aus den bombensicheren Stollen herauszulaufen und sich um die Ringe zu balgen.“

Unter zunehmendem Feuer mußten wir jetzt die ganze Sappe bis zu dem Kanonenberg zurückgehen, dessen Kamm wir von neuem überschritten. Wir befanden uns nun wieder auf den Terrassen. Auf einer hatte der Hauptmann seinen Unterstand, ein fast behagliches, doch nicht bombensicheres, im Abhang eingebautes Zimmer. Hinten in der Ecke stand ein breites französisches Bett, vorn ein runder Tisch mit bequemen Sesseln. Hier harter unser das vorher durch den Fernsprecher bestellte Frühstück: ein vortrefflicher Kaffee und allerlei Aufschnitt aus der eigenen Schlächtereier. Während wir im behaglichen Gespräch um den Tisch herum saßen, bemerkte



Eine Bahn zur Beförderung von Verwundeten. Phot. Max Wipperling.

ich aus der Ebene häufig Wollen aufsteigen und vernahm auch deutliches Knallen. Ich konnte mir gar nicht vorstellen, was das wäre, denn ich nahm in laienhaftem Unverstand an, wenn dies Batterien wären, so müßten sie in der Richtung auf uns schießen, während wir doch nichts davon bemerkten. Man erklärte mir, daß es in der Tat Haubitzen in Deckung waren, die über den Kanonenhügel, das heißt also über unsere Köpfe hinweg, die französische Stellung beschossen.

Natürlich fehlte auch in der Behausung des Hauptmanns nicht das Büchergestell mit allerlei Lesestoff. Der Hauptmann ist selbst in seinen Mußestunden Dichter. Mit Stolz zeigte er uns die Photographien seiner schönen Frau und seiner geradezu entzückenden Kinder.

Die Frauen daheim wissen gar nicht, wie hoch sie in dieser Zeit in der Bewertung gestiegen sind.

Das Verhältnis des Kriegers zu der Frau hat wieder eine Ursprünglichkeit erhalten, die im „Kulturleben“ der letzten Jahrzehnte etwas verloren gegangen war. Man kann das auch bei der Auswahl der Lieder bemerken, die im Feld bevorzugt werden. Manches, was veraltet schien, ist wieder jung geworden, so z. B. das halb vergessene Lied: „Ich schieß den Hirsch im wilden Forst.“ Die harten Umbilden des Jägerlebens, die darin geschildert werden, sind im Leben des Soldaten wieder wirklich geworden, und darum scheut er sich auch nicht vor dem treuerherzigen Kehrreim: „Und dennoch hat die harte Brust die Liebe auch gespürt.“ Wie lächerlich wäre gar manchem jungen Großstädter vor einem Jahr eine solche Gefühlsäußerung erschienen, und auf den Lippen eines Herrchens im Smoking wäre sie auch wirklich zum Lachen gewesen. Jetzt gewinnt das alles neues Leben.



Im befreiten Lemberg.



I. Die Stadt. Von Karl Hans Strobel.

Das Geschlecht, das diesen Krieg erlebt, ist dasselbe, das ein hochgespanntes Lebensgefühl allerlei Wagnisse unternehmen ließ, gefährliche Wagnisse, in deren glücklichem Gelingen es eine stolze Befriedigung fand.

Es ist ein Geschlecht von überaus kühnen Bergsteigern, von Männern, denen rasende Fahrten im Kraftwagen, Forschungsreisen in unzugänglichen Gegenden der Erde eine Notwendigkeit geworden waren. Es ist ein Geschlecht, in dem sich die Bezwingung der Luft vollendet, ein Geschlecht von Fliegern, von Verächtern der Gefahr und des Todes. Die Vorsicht und Bedenlichkeit früherer Zeiten gelten ihm wenig, es ist etwas in seinem Blut, daß es antreibt, das Leben einzusetzen, um dafür sein Höchstes zu gewinnen.

Nun wird ihm auch noch das größte, umfangreichste und packendste aller dieser Überwindergefühle zuteil, der Rausch des Sieges. Es gibt eine Krankheit der Berge, nicht im Sinne eines ängstlichen Herzklopfens vor steilen Schneefeldern und hohen Gipfeln, sondern im Sinne einer ewigen Sehnsucht nach den Höhen, eines Antriebs zu waghalsigen Klettereien und Begehung tödlicher Gletscher. Man weiß, daß es Fliegern unmöglich ist, von Herrlichkeit und Freiheit des Fluges zu lassen. Und ich kann mir nun, da ich Lemberg gesehen habe, vorstellen, daß es siegreichen Feldherren ähnlich ergeht.

Was ist dies alles, Bezwingung von Felsen, von wilden und unbekannten Landschaften, von Luft und Wasser gegen diesen Rausch von Glück und Kraft? Man vergißt beinahe, daß er nur durch ungeheure Opfer von Leben möglich ist, daß sich in den Lorbeerkränzen auch blutrote Todesrosen flechten.

Um der Macht willen haben unsere Feinde den fürchterlichsten aller Kriege angezettelt. Gott aber wendete ihren Plan und gab uns das Schwert und den Glanz des Sieges.

Lemberg gesehen zu haben, in diesen Tagen nach der Vertreibung des Feindes, ist ein Erlebnis von solcher Größe und Gewalt, daß es bis zum Verlöschen aller Sinne unvergessen bleiben muß. Ein feuriger Brunnen von Verzücktheit, ein Sturz von braunen, sonnendurchstrahlten Wassern. Es ist, als hätte man eine stumpfe, dumpfe Lehmsticht durchbohrt, und aus Tiefen steigt eine Säule von flüssigem Gold und hellem Kristall empor.

Eine Stadt, die schön war und sich in Trauer und trübe Farben hüllte und nun wieder plötzlich sich ihrer Schönheit und Heiterkeit besinnt. Eine Prinzessin, die als Aschenbrödel dienen mußte und jetzt die groben Gewänder abwirft und wieder in Brokat und Seide geht.

Es gibt keinen Soldaten in Lemberg, der nicht Blumen an der Brust trüge. Er kann geradenwegs aus dem Schützengraben kommen mit zerrissenem, schmutzigen und von Kugeln durchlöcherter Rock oder vom Marsch, mit klaffenden Schuhen, mit grauem Gesicht, auf dem Schweiß und Staub eine Kruste zusammengebacken haben: er darf die vornehmste Dame auf der Straße ansprechen und sie um die Rosen oder Nelken bitten, die sie in der Hand trägt, sie wird sie ihm lachenden Auges geben. Oder sie wird seinen Blick auffangen, seinem Wunsch zuvorkommen und wird schenken, ehe er noch ein Wort gesprochen hat.

Wir hassen die Engländer.

Wir verachten die Italiener.

Die Franzosen tun uns beinahe leid.

Gegen die Russen jedoch richtet sich kein Groll, obzwar sie uns Ostpreußen verwüstet haben und obzwar Galizien eine Brand- und Trümmerstätte geworden ist. Denn es ist das Schicksal Rußlands, an Asien gekettet zu sein und sich von asiatischem Wesen nicht befreien zu können, wenn es nicht die Hälfte seiner Macht einbüßen will. Asien hat gebrannt, gemordet und geplündert, nicht Rußland.

Rußland hat uns Turgenjew, Dostojewski und Tolstoj

gegeben. Sie liebten die Deutschen nicht, aber sie sind tot, und ihre Werke leben. Es ist trotz allem ein allgemein Menschliches in ihnen, das uns mit ihnen verknüpft, und was sie uns an Geheimnissen der Seele erschlossen haben, das verpflichtet uns. Und es ist auch so, daß ihre Besten nicht auf deutsches Wesen verzichten können und wollen. Einer der größten Buchhändler Lembergs erzählte mir, daß er zur Rußenzzeit viele Bücher an Offiziere verkauft habe, besonders viele deutsche Bücher. Und vor allem philosophische Werke. Welch ungeheuerlicher Spannungsbogen zwischen dem plündernden Kosaken und dem gebildeten Offizier, der Hartmanns „Philosophie des Unbewußten“ oder Nietzsche „Morgenröte“ liest.

Es ist Rußlands Unglück, daß nicht der lesende Offizier seine Geschichte lenkt und sein Wesen ausdrückt, sondern die halben Tiere, Kosaken und Tscherkessen und eine Schar von Beamten, die frech und dumm und räuberisch sind. Dieses russische System weiß nichts vom Wert der Persönlichkeit. Wie in den Schlachten tausende von Leben sinnlos geopfert werden, so möchte die russische Verwaltung alle bürgerlichen Tugenden, Selbständigkeit, Verständnis für den Staat, Achtung vor dem Gesetz, Entschließungsfreiheit ersticken in einem einzigen grauen, dumpfen Gefühl der Angst vor dem Pristaw, dem Büttel.

Der Büttel ist die ganze Quintessenz von Rußlands Regierungsweise. Das Heer ist anders. Wer etwa erwartete, es an innerer Fäulnis zusammenbrechen zu sehen wie im japanischen Krieg, der mußte enttäuscht werden. Schwindelhafteste Heereslieferungen scheinen nicht öfter vorzukommen als anderswo. Das russische Heer ist in den zehn Jahren der Vorbereitung auf den europäischen Krieg von Grund auf umgewandelt worden. Es ist gut ausgerüstet und verpflegt und hat manches vor unseren Armeen voraus. In Moskau zeigte uns der deutsche Kriegsbeuteoffizier ein Dampfbad, das die Russen in einem verlassenen Bauernhaus eingerichtet hatten. Die Fenster waren zum Teil vermauert, eine eingebaute Lokomotive lieferte den Dampf, in einem großen Raum waren Terrassen aus Holz errichtet, auf denen man vom Fußboden bis zur Decke alle Grade der Hitze auf sich wirken lassen konnte. Auch einen Eissteller hatten die Russen hier erbaut, dessen Inhalt jetzt unseren Verwundeten zu gute kommt.

Nach diesen Beispielen von Fortschritt und kluger Voraussicht war man nicht abgeneigt zu glauben, auch die russische Verwaltung müsse sich gebessert haben.

Ich muß gestehen, daß ich selbst annahm, es sei mit der russischen Herrschaft gar nicht so arg.

Es ist aber so arg.

Ja, es ist noch ärger.

In Lemberg hat es sich erwiesen, daß Rußland vollkommen unfähig ist, westeuropäische Verhältnisse zu erfassen und Westeuropäern das Leben unter seiner Verwaltung erträglich zu machen. Alles, was man aus den Romanen der russischen Dichter an Bedrückung, Zwang und Willkür kennt, steht auch in der Geschichte der zehnmonatlichen Russenherrschaft in Lemberg. All dieses: Empörendes und Lächerliches, Sinnloses und Rohes, Erniedrigendes und Hirnverdrehtes hat sich auch hier zugetragen. Grundlose nächtliche Verhaftungen, Übermut niederer Polizeiorgane, Bestechlichkeit vom Büttel bis zum Präsidenten hinauf, Erpressungen, ein fürchterliches Netz von Angebern und gemeinstem Spitzelwesen, an dem die Russen schon zur Zeit der österreichischen Herrschaft zu weben begonnen hatten. Das war die Dschanna, ein Bündnis aller geheimen Agenten der Russen, dem über Freiheit und Leben der Bürger Gewalt gegeben war. Die Dschanna war überall; die ganze Gesellschaft war von ihr durchsetzt, sie war in jedem Haus, beobachtete mit den Augen des Hausmeisters unten im Flur dein Kommen und Gehen, belauschte mit den Ohren der Köchin deine Gespräche in der Familie, kam mit dem Studenten, der deinen Jungen Unterricht erteilte, besuchte dich in

der Person der eleganten Dame, der es angeblich bloß darum zu tun war, deine Frau, ihre wertvolle Freundin, wieder einmal zu sehen.

Man hat mir viele Geschichten von der Dohanna erzählt. Ich will nur eine davon wiedergeben, weil sie moralisch endet, mit dem Sieg des Guten, denn sonst behält zumeist die Niedertracht das letzte Wort. — Es begab sich, daß in einem dichtgefüllten Straßenbahnwagen die Luft schlecht war und sich ein Geruch nach faulen Fischen verbreitete. Einer der Herren beschwerte sich darüber und meinte, es sei doch unerträglich, in so schlechter Luft sitzen und einen solchen Gestank einatmen zu müssen. Man müsse doch für etwas frische Luft sorgen, warum man denn die Türen so ängstlich geschlossen halte?! Plötzlich erhob sich eine mitfahrende Dame, faßte den Herrn scharf ins Auge und steckte das Schild der Dohanna

haben, als wollten sie das Herz herausreißen. Auf den Gewölben spielt, singt und betet eine lustige, buntbeflügelte Himmelswelt. Viele Wolkenbauschen sind ihre Sitze und dazwischen schimmert das Blau der Ewigkeit. Fast in jeder dieser Kirchen hängt ein „schwarzer“ Christus. Denn die Domkirche auf dem Wawel in Krakau hat einen sehr berühmten schwarzen Christus, ein wunderbares Bildwerk aus schwarzem Holz, das überlebensgroß vor dem Hintergrund einer ornamental getriebenen Silberplatte hängt. Da wollen die Lemberger Kirchen nicht zurückstehen, und jede von ihnen hat einen Altar mit dem dunklen Leib des Gekreuzigten. Der gibt dann in das Gejubilium von Blau und Weiß und Gold einen sehr ernsten Ton. Auch die schwarze Muttergottes von Czestochau fehlt nirgends. Sie und das Kindlein sind immer mit den prächtigsten Gewändern aus



Einzug der siegreichen Truppen in Lemberg. Phot. Welt-Press-Photo.

an die Brust. „Sie haben sich,“ sagte sie, „über die russische Herrschaft mißbilligend ausgesprochen. Ich weiß schon, was Sie mit schlechter Luft und Gestank sagen wollen. Ich verhafte Sie hiermit im Namen Seiner Majestät des Kaisers von Rußland!“ Der Herr sprang auf, funkelnden Auges: „Und ich, Verehrteste, gebe Ihnen im Namen Seiner Majestät des Kaisers von Österreich, Franz Josef des Ersten, zwei Ohrfeigen.“ Sprach's, tat's, drang durch die Menge, sprang ab und war fort. Niemand wollte ihn gefasst haben.

Es war eine Dame, und die zwei Ohrfeigen wären, höre ich, dem Watschenmann im Wiener Prater zu viel gewesen. Aber dennoch ist diese Geschichte ungemein moralisch.

Und es wirkt moralisch, erhebend und herzerquickend, wenn man jetzt durch die Straßen Lembergs Wagen fahren sieht, in denen stolze Hüte mit Reihersfedern zwischen zwei blinkenden Bajonetten schaukeln oder helle Seidenblusen zwischen zwei verschwitzte, fleckige, einmal hechtgrau gewesene Uniformen gezwängt sind.

Lemberg ist eine Stadt mit vielen Kirchen. Sehr viele Kirchen sind da, modernen Stiles zumeist, aber auch Barock oder Rokoko, mit schwunghaften Heiligen, die in großen Geberden zum Himmel weisen oder die Hände gegen die Brust getrampt

Silberblech mit Goldblumen und eingesetzten Steinen angehen. — Alle Kirchen Lembergs sind heute voll von Betern und Beterinnen, die den Dank ihrer Herzen für die Gnadenspenden der Liebe und Hoffnung vor Gott bringen. Sie knien Kopf an Kopf, sie sind keine einzelnen Menschen mehr, ein Gefühl hat sie alle umschlungen.

Vor dem schwarzen Christus in der Krakauer Domkirche hängt als Botengabe der Steigbügel Kara Mustafas zur Erinnerung an die Abwendung der Türkengefahr. Vor der Bernhardinerkirche zu Lemberg kniet auf einer Säule der heilige Jan von Dufka, dem die Stadt ihre Errettung aus der blutigen Hand des Kosaken-Hetmans Bogdan Chmielnicki zuschreibt.

Immer war es hier so, daß der Osten mit Brand und Mord gegen den Westen stürmt. Was wird man weihen und bauen zur Erinnerung an die Russenzeit?

In allen Kirchen brausen die Orgeln über die Köpfe der Beter hin. Da sind die kopftücher alten Frauen und die Federhüte junger Damen neben den sommerlich kahlgeshorenen Soldatenschädeln und dem wirr-struppigen Haarwuchs der polnischen Bauern. Und alle Köpfe sind gebeugt unter diesem Strom dankefüllter jubelnder Musik, der wie schwerflüssiger Sonnenschein von der Orgelbrüstung herab-

stürzt und durch die Schiffe hin an die Fenster brandet. Wenn man aber aus den Kirchen kommt, so sind die Straßen noch einmal so bunt und heiter und übermütig laut. Auf den Marktplätzen lebhafteste Handelsbewegung, Soldaten kaufen weißes Brot, Kuchen, Früchte, und wenn sie zahlen wollen, dann hält plötzlich eine vorüberfahrende Dame ihren Wagen an, steigt aus, zahlt rasch für sie und fährt schon wieder den Verdachten vor der Nase davon.

Vor einem Laden auf dem Rynek (alle polnischen Hauptplätze heißen aus den Zeiten deutscher Kultureinflüsse her Rynek, das ist Ring) ist ein besonders ungestümes Gedränge. Der Laden ist geschlossen, aber die Leute stürmen wie in Verzweiflung gegen das Haustor an. Man sieht emporgeworfene Arme, hört die Ausrufe der Begehrten. Wie ein klumpender Schwärm der Bienen am Flugloch, so hängt dieser Menschenhaufen an dem Haustor, das sich von Zeit zu Zeit zu einem schmalen Spalt öffnet, um ein paar Leute hinaus und ein paar hinein zu lassen. Über dem geschlossenen Laden sagt die Firmmentafel nur ein paar Worte, aber es sind Worte von Gewicht: J. A. Baczewski gegründet 1782.

Baczewski ist für Lemberg das, was das Louvre für Paris, die Linden für Berlin oder der Kölner Dom und das Kölnerwasser für Köln: Sehenswürdigkeit und Symbol. Baczewski ist der berühmteste Erzeuger polnischer Schnäpse im ganzen Bereich des alten Königreiches vom weißen Adler. In Lemberg gewesen zu sein und keinen Baczewski getrunken zu haben, ist schlimmer, als in Rom nicht beim Papst gewesen zu sein.

Ich richte an einen alten Juden die überflüssige Frage, was die Leute hier wollen. „Was se wollen, Herrleben? Was werden se wollen? Schnaps woll'n mer uns faasen. Zehn Monate hat uns der Ruß schmachten lassen.“

Er hat sie schmachten lassen, der Ruß. Denn das ist wahr, daß er streng darauf sah, seinem Alkoholverbot Geltung zu verschaffen. Was aber nicht hinderte, daß hinten herum doch ein Handel mit allerlei Erntbarem stattfand. Zu fabelhaften Preisen freilich, denn die Gefahr einer Verschickung nach Sibirien mußte ja mitbezahlt werden. Und wer keinen Verkäufer fand, oder diese ungeheuerlichen Preise nicht zahlen konnte, der half sich, indem er Kölnischwasser, Bay-Rum, Zahnwasser oder Mentholspiritus trant.

Jetzt drängen alle die Verschmachteten gegen Baczewskis Haustor. Aber Baczewski hat innen zwei baumlange Hausnechte aufgestellt, die halten die Türen gegen den Sturm. Uns macht man sogleich auf, denn die schwarzgelbe Pressebinde ist ein Paß für alle Türen. Im Laden ist kein Unterschied zwischen der Käuferseite und der Verkäuferseite. Verrentk hängen die Verkäufer an den schon zur Hälfte geleerten Regalen, die Menge unten streckt fünfzig Arme zugleich empor. Es geht nicht um eine Flasche oder zwei, sondern immer gleich um zwanzig oder dreißig.

Am Morgen, solange Lemberg noch nicht ganz erwacht ist und seinen Freudenlärm noch nicht begonnen hat, hört man in den schönen Partgärten die Stimmen der Kanonen.

Sie halten noch im Osten mit einander Zwiesprache. Das heißt, unsere Geschütze führen das große Wort, und die Russen werfen hier und da etwas ein, aber es hat nicht viel zu bedeuten.

Wir fuhrten bis zu dem Dorf Winniki, ein paar Kilometer von der Stadt, und sahen von einer Straßenhöhe Feld und Wald und brennende Dörfer.

Die Russen schossen nach Mitaszow hinein, und dort qualmte es tüchtig um den Kirchturm herum. Als wir ankamen, sahen wir noch dreimal oder viermal die braunen, aus den Ädern losbrechenden Wirbelsäulen russischer Granateinschläge. Aber das waren nur noch die letzten Einwürde der russischen Artillerie. Was nachher kam, das stammte von uns und ließ an Überwindungsgabe nichts zu wünschen übrig.

Da war ein Wald in der Ferne, blau im Blauen, über dem erschienen regelmäßig alle drei Minuten drei kleine Schrapnellwölken. Sie hätten ganz harmlos ausgesehen, wenn nicht ein blutroter Fegen in ihnen angezeigt hätte, daß sie den Tod in sich tragen. Wie ein flatternder blutiger Fegen war dieses Rot, wie ein mit fließendem Blut getränktes Kleidungsstück.

Es muß furchtbar sein, in einem solchen Wald zu liegen und mit der Uhr in der Hand wahrfragen zu können, wann wieder ein solcher Segen von Blei und Eisen und splitternden Baumästen niedergehen wird.

Unter uns, neben der Straße, bei dem Dorfe Winniki, dessen Tabakfabrik als Brandruine dasteht, war ein großes Lager. Wagen und Pferde, zwischen denen Menschen mit Kübeln hin- und hergingen und mit großen Bündeln von Stroh und Heu.

Ein paar Soldaten waren zu uns hinaufgestiegen und saßen am Straßenrande in einer Reihe. Sie sahen beglücklich nach dem fernen Wald, über dessen Eden alle drei Minuten drei Schrapnellwölken an den Himmel sprangen.

Von den Häusern des Dorfes, in denen vor zweimal vierundzwanzig Stunden noch die Russen gehaust hatten, zuckten kleine Fähnchen in Schwarz-gelb und Rot-weiß in den Abend. Ein kleiner Junge lief zwischen den Wagen umher und ließ einen Papierdrachen fliegen.

Als wir nach Lemberg zurückkehrten, da mußten unsere Wagen Halt machen, weil die Straße von zwei einander begegnenden Zügen gesperrt war. Von Südwesten her kam ein Regiment bosnischer Infanterie. Prachtvolle, braune Kerle, groß und sehnig, den feldgrauen Fetz mit verschwiehtem Rand aus der Stirne geschoben. Die Gewehre hingen ihnen wie leichte Rohrstöcke über den Schultern.

Von Osten her schob sich diesen Soldatenreihen entlang ein endloser Zug russischer Gefangener, denen eine Menge von Wagen folgte, die voll waren von Gewehren, Tornistern, Mänteln und Patronentisten.

Vom Balkon des Kaffeehauses regnete es Blumen auf die braunen Bosniaten, und sie brüllten ihr tosendes Jivio hinauf. Und es mag den Russen seltsam vorgekommen sein, hier als Gefangene diesen Ruf der serbischen Brüder von ihren grimmigsten Feinden zu vernehmen.

II. Die Sieger. Von Karl Fr. Nowak.

Alles war wunderbar, alles phantastisch in diesen drei ersten Tagen unseres Einzugs in Lemberg: alles überhellt vom grellroten Horizont unerhörten, historischen Geschehens. Was wir von alten Bildern kannten, all der Jubel rund um einmarschierende Truppen in eroberten Städten, die fahnenüberwehten Häuser, all die Bewegtheit der Massen war da, — dennoch weit mehr. Sicherlich ist die wiedergewonnene Stadt ein Symbol. Wir haben Galizien die Hauptstadt wieder gegeben. Wir haben den Feind empfindlich und entscheidend geschlagen, mit dem wir seit zehn Monaten im furchtbarsten aller Kämpfe stehen, den je die Welt erlebt hat. Aber vor Lemberg vollzog sich doch noch anderes, als nur ein großer Schlachten triumph und die Zuriickerobierung einer Kronlandhauptstadt. Wer in den drei ersten Einzugsagen in Lemberg war, erlebte sie: die sichtbar gewordene Neukraft, die nunmehr allen sichtbar gewordene Siegesbeglaubigung unserer Armee.

Alles konnte man über des Einzugs Formen im voraus wissen, konnte Szene um Szene im voraus malen. Aber der Krieg ist ein Dichter, wie Schicksal und Leben selbst: just das Unerwartete und Überraschende hat er auch in Lemberg gezeigt. Regiment um Regiment zieht ein, und schließlich spürt die Menge gefühlsmäßig die Theaterverwandtschaft aller größten Stils: sie klatschen sich im Beifall, wie wenn sie im Parterre ständen, wie wenn sie droben auf ihren Kaffeehausterrassen in Logen saßen, die Hände wund. Aber plötzlich naht eine ganze Division. Sie kommt mit klingendem Spiel, mit flatternder Fahne, die Soldaten haben die Mützen, die Köpfe die Mähnen mit Flieder und Jasmin betränkt. Mitten unter dem brausenden Jubel, mit dem man die Division empfängt, ereignen sich allerlei seltsame, merkwürdige Dinge, unter denen schließlich der Dichter Krieg der Sieger und der großartigste aller Regisseure bleibt. Die Siegberaufchten auf der Straße, auf Plätzen, Balkonen und Laternenmasten wissen es nicht, ob es Ungarn, Deutsche, Kroaten sind. Aber plötzlich hat es einer herausbekommen: Ungarn. Er schmettert ein „Eisen!“ von seinem Balkon. Hunderttausend „Eisen!“ fallen ein. Eine Weile später hat ein anderer den führenden Offizier einer Kompanie als Freund erkannt. Jetzt weiß er: südslavische Leute! Er schmettert sein „Jivio!“ Hunderttausend „Jivios“ branden über der Straße. Und genau, als die Wiener kamen, die von der Wiener Landwehr, die den ersten, furchtbaren und entscheidenden Hieb von Grodel her auf die Russen niederlassen ließen, genau dann, als es kein Ende nehmen wollte mit den „Hochs!“, mit dem immer mächtiger anschwellenden „Hoch Österreich!“, — gerade da kam der Dichter Krieg. Unsere Soldaten marschierten gegen Ost. Mit klingendem Spiel, mit flatternden Fahnen und blumenbetränkt . . . Gegen West aber, die goldbetränkten, waffenlosen Offiziere voran, marschierte gleichzeitig ein Gefangenenzug, der endlos war. Und was immer an Haß, an Verachtung, an gewaltig zurückgebrängtem, tödlichem Haß in all den jubelnden Menschen dort unten zehn Monate lang geschlummert hatte, war jetzt in einem Augenblick entsefelt, entsacht und auf die Wehrlosen geschleudert . . . Jetzt fragten sie, von Mann zu Mann, diese „Moscalis“, wie es ihnen denn jetzt erginge, wie es ihnen denn jetzt in Lemberg gefiele, in der „auf alle Zeit“ russisch gewordenen Stadt, in der sie fast ein Jahr lang die Herren gewesen und durch die sie nunmehr als eine klägliche Herde zogen . . .

Alle unsere Soldaten aber waren still. Sie sahen die Gefangenen nicht. Sie marschierten. Sie waren alle mager, waren von den Spuren der Strapazen überdeckt, die sie seit Wochen und Monaten hinter sich hatten, erdsah! war ihr graues Kleid. Sie sahen schmächtig aus, wenn man sie gegen

die trottenenden Russen drüben hielt, fast knabenhaft. Und unbegreiflich schien, wie die Jünglinge die ausgefütterten, baumstarken Kerle von drüben hatten schlagen, hatten so furchtbar schlagen können. Aber da man sie vorbei marschieren sah, mit den dünnen, abgemagerten Beinen, die doch wie Stahl auf das Lemberger Pflaster niederfederten, da man ihren versonnenen, in die Tiefe leuchtenden Blicken begegnete, da man drüben den stumpfen, teilnahmslosen Tierblick sah, begriff man schnell, begriff man alles . . .

Und die Offiziere schickten unablässig den Grüßenden ihren Dank mit einem Lächeln herauf, das die reine Glückseligkeit war und die reine Kindhaftigkeit. In diesem Lächeln war die Siegesbeglaubigung und Siegesüberzeugtheit der Armee, der Siegerwillen der ganzen Monarchie. Sie wußten es ja freilich alle selbst, daß sie in jeder Schlacht, in jedem Ringen, seit sie vor drei- viertel Jahren hinausgezogen waren, ihren ganzen Mann gestellt. Daß nur die Übermacht es gewesen war, wenn sie trotz allem Schneid hatten weichen müssen, und daß sie längst schon Sieg an Sieg gereiht. Aber der sichtbare Sieg, der ausgetastete Sieg war doch erst Lemberg. Jetzt zogen sie ein, wie wir's auf alten Bildern kennen, genau so . . . Sie kosteten das Flattern der Rosen, das Wehen der Fahnen, jeden Jubelschrei der Menge aus. Jetzt wußten sie wieder, spürten es ganz, daß sie die alte, ruhmreiche Armee waren. In neuer Kraft vor den Feind gestellt. . . . Und sie lächelten alle, glücklich, verklärt und kindhaft, halb über das Toben der Befreiten, halb über die Wirbel des Radekymarsches, der nur in abgerissenen Takten von vorn, von der Spitze der Division her, durch den Lärm, durch das Brausen, der Straße flog.

Lemberg war für die Russen ein Symbol. Sie saßen dort als die Herren Galiziens, als Herren der neugewonnenen, rot-russischen Erde, die für immer dem Mütterchen Rußland angegliedert bleiben sollte. Es galt, die Herzen der Bevölkerung zu erwerben. Es galt den Beweis, daß man kein Barbarenvolk war, daß es den hochmütigen Menschen des mittleren Europas nur immer so gefallen hatte, den Begriff des russischen Halbasiens zu betonen. Nicht vor Larnow war die Front. Dort mochten die Frontoffiziere nicht immer Zeit haben, Kultur und Sitte vorzuweisen. Aber in Lemberg waren Ruhe und Zeit. In der Hauptstadt des neuen russischen Gouvernements sollte sicherlich das besten, russischen Wesens Abglanz leuchten.

Aber was immer man uns erzählte: überall war es doch noch Halbasien. Magaitahiebe, von Tscherkessen einfach vom Pferde herab ahnungslosen Fußgängern verabreicht. Man holt heute einen Juden, morgen einen Deutschen, an dem man kein Mütchen kühlen will, beschließt, ihm fünfundzwanzig Rutenhiebe zuzumessen, aber man schämt sich doch, dies in der Hauptstadt zu tun. Man schleppt ihn also nach Sambor, natürlich zu Fuß, prügelt ihn dort halbtot und läßt ihn auf offenem Markte liegen . . . Im ersten Wirtshaus der Stadt findet ein betrunkenen Offizier — sie wußten zu trinken, obwohl dreitausend Rubel Strafe jede einzelne Flasche bedrohte — eine Dame am Nachbartisch besonders anziehend.

Er bittet sie, sich das Auge auszuwählen, das er ihr gleich darauf ausschließen werde . . . Sie werfen mit Tellern, mit Gläsern, mit Stühlen und Tischen. Teppiche und Sophas zerfechten sie, weil das Zerfechten ein kindliches Vergnügen ist.

So waren sie in Lemberg. Nicht viel anders als in Nischni Nowgorod oder hundert Werst hinter Petersburg. Sie waren auch wie Tschitschikoff und Chlestakoff in Nikolaus Bogols Büchern.

Sie fingen die armen Juden bei der Blagmusik. Sie brauchten Schanzarbeiter vor der Stadt, von der sie schworen, daß sie ewig russisch bleiben würde, und also machten sie Blagmusik. Indes die Lemberger russischen Weisen lauschten, umstellte russische Infanterie den Konzertplatz. Und man schleppte dann auf die Schanzen hinaus, was man nur beim Musizieren hatte fangen können. Auch das war russisch, daß man natürlich keinerlei Unterschied machte, daß man siebzehnjährige und zwölfjährige, Mademiter, Juristen, Ärzte, vor der Krute zum Schaufeln trieb. Aber richtig: man schleppte doch nicht alles hinaus, was man erwischte. Denn mit Seelen lassen sich ja Geschäfte machen.

Zunächst ging man zum Herrn Kommissär. Er „ent- hob“ gegen bestimmte Beträge. Wer also konnte, ließ sich „entheben“. Bald wurde dem Herrn Kommissär die Einzelenthebung langweilig, es kam auch hinzu, daß die Kosaken, die Konzertgarde, vorgaben, nicht auf den Kopf gefallen zu sein. Der Herr Kommissär verkaufte die Enthebungen im großen, die Offiziere verkauften sie den Unteroffizieren. Bald freilich waren die Blagmusiken vereinsamt. Jetzt umzingelt und verhaftet man auch ohne Musik. Alle nährten sich redlich. Wir sind mitten in einem Roman Bogols.

Aber eines Tages war es doch mit all solchen Scherzen vorbei. Früh wurde die Stimmung recht trüb seit der Karpathenschlacht. Heere hatte man hinunterfahren gesehen, wie die Pharaos zum roten Meer. Aber eigentlich kamen von all den zahllosen Scharen nur die Kaufleute zurück, die immer die marschierenden Russenheere zu begleiten pflegten. Sie erzählten dunkle, verworrene Dinge. Und die Verwundeten sprachen: „Die Karpathen hat der Teufel erfunden.“ Die Kosaken hatten jetzt zweierlei Angst. Aber im Norden, dort um Warschau herum war dieser schreckliche deutsche Kaiser, den fünftausend Kosaken zwar schon eines Tages überfallen und gefangen genommen hatten. Nur daß der Kaiser dreieinhalb Meter groß ist und einen beinahe ebenso langen Säbel hat und an jeder Seite, rechts und links, ein Maschinengewehr, mit dem er alle fünftausend kurzweils niederstößt, worauf er nachhauseging . . . Und dann waren noch die Berge des Teufels da. An den Sieg glaubten die Offiziere schon lange nicht mehr: „Gegen die Germanen gibt es kein Siegen.“ — Und die Mannschaften glaubten überhaupt nichts. Sie waren fast wie Tiere im Urzustande . . .

Die Furcht schlich endlich immer näher, ja, die Panik kam heran. Die Kosakensonne wird unsterblich bleiben, die an jenem Frohnleichnamstage, da Brzemysl wieder den Verbündeten gehörte, vor den zur Prozession ausrückenden Feuer-



Der Kaiser bei seiner Erbsuppe in Galizien. Phot. R. Sennede.

wehrlenten der Stadt Lemberg — sie trugen Helme — mit dem Schreiesruf: „Germans! Germans!“ die Waffen strecken wollten. Sie stoben so schnell auseinander, daß es ein paar Duzend blutige Köpfe, zerschundene Nasen und einen Toten gab, den der eigene Offizier niedergeschossen hatte. Aber die Furchtahnungen behielten recht, die Kosaken mußten sich am letzten Sonntag, den sie in Lemberg noch verbringen durften, mit ihren Plünderungen beeilen. Die Juden aber wußten, was die Stunde geschlagen hatte, sie bewaffneten sich mit Haden und Messern in ihren Gassen. Die Kosaken wollten schon an die Geschäfte, doch vor den Juden liefen sie davon, vor diesen armen, getretenen, unendlich geschlagenen, tausendfältig gepein-

nigten Wesen, die sich nun in äußerster Verzweiflung erhoben: so weit waren die guten Kosakenhelden gekommen!

Dann aber ritten und stürmten die Hechtgrauen ein. Der russische Traum von Lembergs Besitz war jählings zerronnen. Sie waren davon mit ihren Generalen und Kosaken, mit ihren heimlichen Kehrausdamen, die die harmlosesten Leute, aus der Straßenbahn im Namen des Zaren geholt, mit ihren Petersburger und Mostauer Lehrern, sie waren davon mit Sack und Pack, mit Stumpf und Stiel. Die Schüsse in den Vorstadtgassen hallten nur noch kurze Zeit. Die letzten Russen rannten dort noch, als auf der Westseite schon die ersten Rosen auf unsere Hechtgrauen hernieder wehten.



„Wovon sich eure Schulweisheit nichts träumen läßt . . .“



Aus dem Feldpostbrief eines Offiziers an einen früheren Lehrer.

Seit meinem Abiturientenexamen haben Sie zwar nichts mehr von mir gehört, aber heute muß ich Ihnen einmal schreiben. Wir liegen für ein paar Tage in Ruhestellung hinter der Front. Zwei Tage nach der Mobilmachung wurde ich befördert und kam mit hinaus nach Belgien und dann hinüber nach Frankreich; es war oftmals wie in der Hölle. Nun wissen Sie vielleicht, daß ich aus einer religiös gleichgültigen Familie stamme, und die Religion hat mir — offen zugegeben, auch in Ihren Unterrichtsstunden — wenig Kopfzerbrechen gemacht. Doch ist manches Wort unbewußt hängen geblieben, und in Kampf und Not lernte ich einsehen, daß Sie doch recht hatten, wenn Sie uns lehrten: „Das Christentum ist die heldenhafte Form des Lebens“; und glücklicherweise sind die meisten unserer tapferen Feldgrauen solche Helden mit dem Willen zum Leben und dem Willen zum Siege! —

Nun zum Anlaß meines Schreibens. Da muß ich etwas weiter ausholen. Vielleicht entsinnen Sie sich noch, daß wir in Prima, besonders wenn wir mal nichts gelernt hatten, oft versuchten, irgend eine anscheinend wichtige Frage aufzuwerfen, um so dem Stundenpensum zu entgehen. Meist war der Zweck der Übung verfehlt, denn Sie merkten die Absicht, hörten die Aufgabe, wenn auch etwas kürzer, doch ab und verbreiteten sich erst nachher über unser gestelltes Thema. Oft erspähten Sie auch unsern Plan, namentlich wenn er gar zu durchsichtig war — mit einem einzigen Blick. Da darf ich Ihnen wohl jetzt mitten aus dem Herzen Frankreichs heraus nachträglich noch eine Freundlichkeit sagen, weil Sie nämlich nie gekraft und nie gescholten haben, sondern nur mit Ihren Blicken die Klasse regierten, so daß keiner nebenhinaus konnte. Als nämlich im Feldgottesdienst über das Wort von Jo einem alten Propheten gepredigt wurde: „Ich will dich mit meinen Augen leiten!“ da habe ich an Ihre Stunden denken müssen.

Also. Wir warfen eines Tages die Frage der Willensbeeinflussung, der Telepathie und anderer mystischer Dinge auf. Damals sagten Sie: „Es gibt tatsächlich viele Dinge zwischen Himmel und Erde, wovon sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt“, und Sie erzählten von einem Ihnen bekannten jungen Holzhauser, einem fröhlichen Gesellen, der eines Morgens trübsinnig seinen Tod im Kreise seiner Genossen vorausgesagt hatte und der wirklich am Abend „zufällig“ von einem stürzenden Baum erschlagen ward. Und von jener Dame, die in hochgradigem Fieber ihrem über alles geliebten Gatten Tag und Stunde ihres Todes im voraus genau mitgeteilt hat, und wie Sie selbst eines Nachts aus dem Schlaf geschreckt wurden, weil Sie die Stimme Ihrer Mutter laut und deutlich Ihren Vornamen hatten rufen hören, und am Morgen sei eine Depesche eingetroffen, daß um dieselbe Zeit in weiter Ferne Ihre Mutter gestorben war und in der Todesstunde wiederholt nach Ihnen verlangt hatte.

Etwas Ähnliches haben ich und mehrere Kameraden hier im Felde erlebt. Mit einem Unteroffizier und ein paar Mann machte ich mich im verflossenen März abends gegen halb elf Uhr auf. Wir wollten uns durch unsere Drahtverhaue durchwinden, uns bis an die feindlichen Stellungen heranschleichen und diese erkunden. Es war die Zeit des Neumondes, der Himmel stand voll schwerer Wolken, und es war infolgedessen sehr dunkel. Gar bald konnten wir aufrecht gehen und brauchten — außer völliger Lautlosigkeit — keine weitere Vorsichtsmaßregel zu befolgen, als daß wir uns in der Nacht und nach zu tiefer Finsternis sich auswachsenden Dunkelheit nicht verloren.

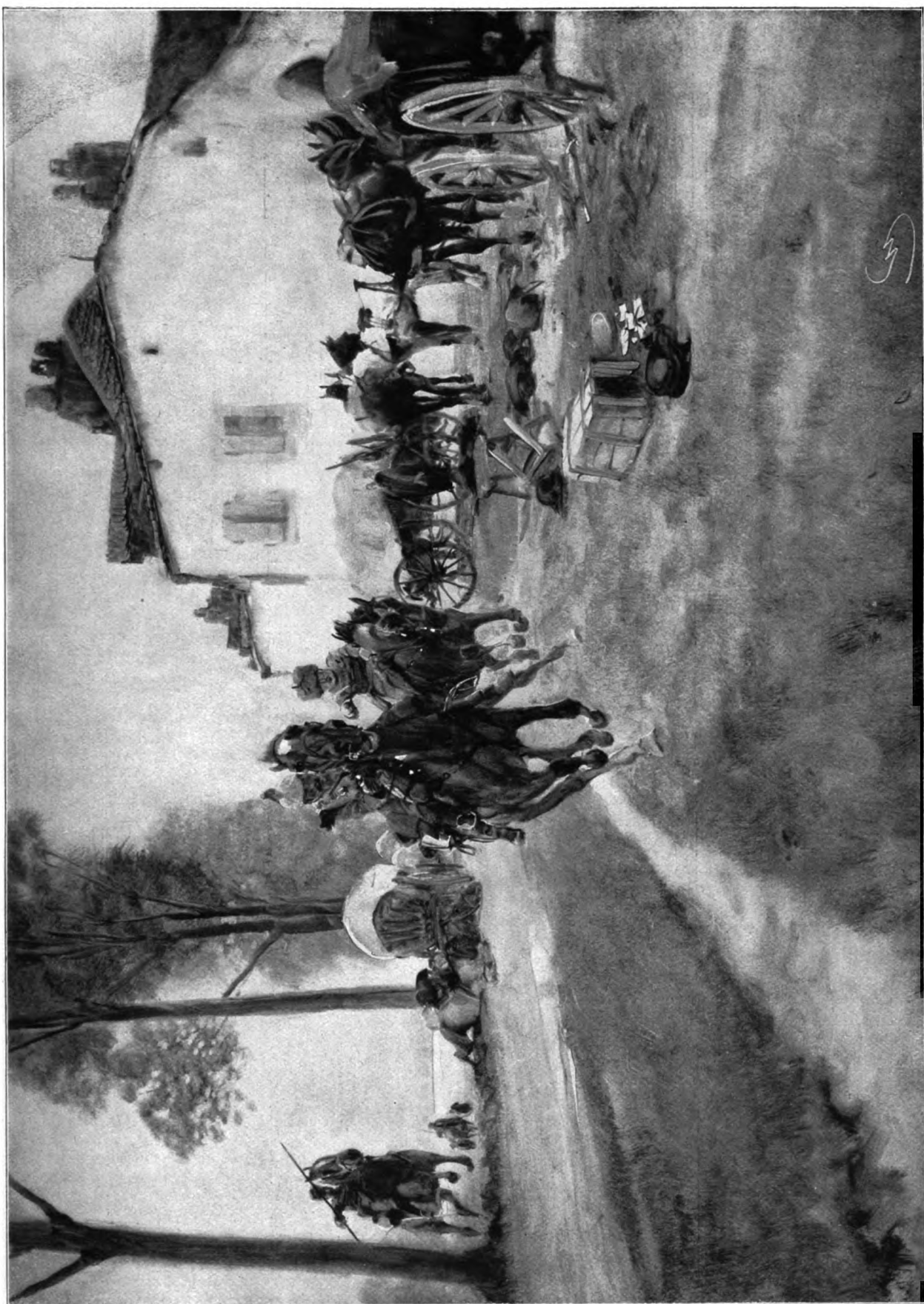
Unser Marsch war übel, das ganze Feld war durchpflügt von Granaten, und tappend und tastend mußten wir um die Erichter uns herumfinden. Wir erreichten auch richtig die ersten feindlichen Stolperdrähte, die, wie wir schon wußten, ziemlich weit vorgebaut waren, und trachteten jetzt an die Haupthindernisse der Feinde heranzukommen. Da ein Geräusch — wie Mauern stehen wir lautlos und horchen. Ist's eine Patrouille? Ein Horchposten? Minuten vergehen, sie scheinen uns Stunden, da hüpfet es in unregelmäßigen Sprüngen davon: es war nur ein Häschen. Also weiter. Schrittweise schieben wir uns vor, nein, viel langsamer, höch-

stens fußweise oder nur zentimeterweise. Dabei eine Finsternis, daß man keine Hand vor den Augen sehen kann. Doch wiederholt stelle ich flüsternd fest, daß wir noch alle beisammen sind. Einmal ziehe ich die Uhr mit den leuchtenden Radiumzeigern. Es ist schon ein Uhr, wir sind schon zwei und eine halbe Stunden unterwegs und haben noch keine feindliche Stellung erreicht! Haben wir uns verlaufen? Wo sind wir denn?

Der Boden erlaubt etwas schneller auszuschnellen, wir müssen uns auch dranhalten, denn vor Einbruch der Morgendämmerung müssen wir wieder zurück sein. Aber keine Möglichkeit und keine Spur von Orientierung, kein Aufzug, kein Stern, kein Mondstrahl: dichte, dichte Finsternis. Also weiter in beschleunigtem Marsch. Meine Uhr zeigt halb zwei. Da plötzlich bleibe ich mitten im Vorwärtstasten entsezt stehen und höre, wie der Unteroffizier, der anscheinend neben mir ist, gleichzeitig mit keuchendem Atem Halt macht. Was ist das? Lähmendes Grausen und Entsetzen überfällt mich; was ich noch nie, auch bei keinem Todessturm erlebt habe — wahrhaftig, das Haar sträubt sich mir auf dem Kopfe; es ist mir, wie wenn ein Rieser eine gewaltige Reule über mir schwänge und im nächsten Augenblick zerschmetternd herabfallen lassen wollte. — Das war das Ende! Ich fühlte deutlich, ich und wir alle waren dem Tode verfallen.

Da plötzlich überkam mich eine wunderbare, ruhige Entschlossenheit. Ich kann's wirklich nicht beschreiben. Meine Seele ward still: „Wenn's denn sein muß, gut, dann wollen wir hier sterben.“ Leise wandte ich mich um und sagte halblaut zu den Kameraden: „Kniet nieder, wir wollen beten!“ Ich hörte, wie sie sich zur Erde niederließen, und dann sprach ich ihnen das Vaterunser vor. Wie oft habe ich es gedankenlos und gleichgültig zu Beginn Ihrer Religionsstunde gebetet! Aber jetzt gewann jedes einzelne Wort seinen tiefen Sinn, d. h. seinen tiefen Sinn für mich ganz allein und fürs ganze Leben unvergänglich — welch wunderbares Gebet! Ich vernahm, wie der Unteroffizier weinte und auch die übrigen Leute nur mühsam das Schluchzen unterdrückten. Völlig ruhig stand ich auf, und da geschah etwas Wunderbares. Zum ersten Male seit Stunden teilte sich der dichte Wolkenschleier, und in funkelnder Helle strahlten die Sterne hernieder und — spiegelten sich wieder in der Tiefe vor unseren Füßen, keine zwei Schritte entfernt auf der Oberfläche einer schwarzen, trägen Wasserflut. Wir waren am Kanal La Bassée angelangt und zwar an einer Stelle, wo ein fentrecht abfallendes Mauerwerk jede Rettung unmöglich gemacht haben würde, wenn wir in der Dunkelheit weitermarschiert wären. Unfehlbar wären wir abgestürzt. Gott hatte uns sichtbar geschützt, und das Vaterunser, das ich hier gesprochen, vergesse ich nie; denn die zwei Minuten Aufenthalt waren unsere Rettung. Ich glaube bestimmt, daß irgend eine fromme Seele aus der Heimat mich, als wir noch ein Schritt zwischen mir und dem Tode war, hier gewarnt und zurückgerufen hat. Nur ein einziger von meinen Leuten hatte nichts verspürt; er sagte mir nachher: „Ich wäre einfach dem Herrn Leutnant nachgegangen“; die anderen und besonders der Unteroffizier — er ist seitdem gefallen — hatten eine ähnliche Empfindung wie ich verspürt.

Jetzt war für uns die Sachlage leicht erklärt. Durch das Umgehen der vielen Erdtrichter hatten wir in der Finsternis die Richtung verloren und waren tatsächlich nicht weiter als bis zum ersten feindlichen Stacheldraht gekommen und dann fortwährend in der Mitte zwischen unserer und der feindlichen Stellung weitergegangen, eine Strecke von ungefähr ein und einer halben Wegstunde. Für weitere Erkundigungen war es schon zu spät, da wir sonst in den Morgen hineingeraten wären. So traten wir den Rückweg an. Ich mußte Ihnen mein Erlebnis aber doch mitteilen und Ihnen sagen, daß Sie recht hatten mit Ihren Worten, es gäbe viele Dinge zwischen Himmel und Erde, wovon sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt. Damals habe ich etwas spöttisch dazu gelächelt, aber sofort hatte mich Ihr Blick erreicht. Und noch eins: Wenn ich glücklich wieder heimkehren darf, bin ich ein anderer, als der ich auszog . . .



Französische Bagage wird von Fußaren genommen. Gemälde von Wilhelm Schreier.

Feldpostschmerzen. Von Ernst Niemann.

„Ich bitte Sie um alles in der Welt, liebster Herr Blücher, Exzellenz General Vorwärts, was ist das für eine infame Konfusion mit dem Feldpostamt; ich habe meinen Traugott bei den Gardejägern, er kennt Ew. Exzellenz Vorwärts genau und gut, schon zweimal habe ich ihm Zulage geschickt, aber er hat nichts bekommen. Ich bitte Ew. Exzellenz demütigst, korrigieren Sie die Kerls doch einmal, aber nach alter preußischer Manier; das wird schon helfen; denn es ist um die Schwere- not zu kriegen, wenn man den Kindern, die fürs Vaterland streiten, was schickt, und sie nichts bekommen.“ Das schrieb im Jahre 1814 der wackere Schornsteinfeger Matthias Keller zu Schweidnitz an den alten Blücher. Auch 1870/71 sind viel Briefe an das Reichspostamt geschrieben worden — der Buch- binder hat ein beträchtliches Aktienstück daraus gemacht — Briefe mit viel Ausrufungs- und Fragezeichen, die nicht recht zu dem noch heute lebendigen Lob der damaligen Feldpost passen wollen. Was aber in den ersten Monaten dieses Welt- krieges von mehr oder weniger temperamentvollen Beschwerden auf die Feldpost niedergehagelt ist — dagegen waren die Klagen aus allen früheren Kriegen ein Schäferhündchen- geplauder. Der alte Ruf der deutschen Post drohte ernstlich Schaden zu nehmen.

Es war aber auch ein Jammer: die ganze deutsche Mo- bilmachung verlief im Reize strahlender Ordnung. Militärisch war alles bereit und wohl durchdacht. Glänzend bewährten sich unsere Eisenbahnen. Unsere geldliche Kriegsbereitschaft erfüllte die Welt mit Staunen und Neid. Und nur die Feld- post versagte.

Nach Westen und Osten waren unsere Soldaten ausgezogen, Land und Volk zu schützen. Tage, Wochen voll heißer Span- nung. Wir lebten zwischen den Fronten wie im Land des Friedens, aber alle Sinne horchten nach den Grenzlinien hin, wo die deutsche Zukunft entschieden werden sollte. Von schweren Schlachten und herrlichen Siegen meldete der Generalquartier- meister. Dazwischen, auf andern, schleichenden Wegen, kamen Kriegsgerüchte, kam viel Klatzsch von Hunger, Not und Tod und schürten die Kriegsneurose. Aus der Seelennot der bangenden Mütter und Frauen schrie es nach Briefen, nach der Feldpost. Aber die Feldpost war auf Wochen wie ver- schwunden.

Dann kamen die ersten Briefe und Karten aus dem Felde, aus Lazaretten. Es kamen Klagen und Vorwürfe: „Warum schreibt Ihr gar nicht? Wir schmachten nach der Heimatpost und bekommen nichts!“ Ja, was war denn das? Hatten wir

denn nicht schon ein Duzend Briefe geschrieben — warum er- hielten die Soldaten die nicht? Wo in aller Welt war die Feldpost? Briefe und Päckchen kamen in die Heimat zurück: „Nicht aufzufinden.“ „Verwundet, Lazarett unbekannt“ und — „Starb den Heldentod.“ O, du trostloses Lieb des Herzens, wo wolltest du hin mit deiner Klage anders als zur Feldpost! Bittere Anklagen, höhnische Urteile, beißender Spott im Volke, in den Zeitungen und Witzblättern; ja sogar in öffentlichen Todesanzeigen habe ich sie gefunden. Selten einer, der be- ruhigend gegen den Strom des Unmuts anfocht. Nützte auch nicht viel. Aus dieser Zeit schrieb ein Feldpostbeamter nach Hause: „Wie es in der Heimat über uns herzieht, das ist rein- weg, um es satt zu kriegen. Wir tun ja unsere Pflicht und noch etwas mehr, unbekümmert um Lob und Tadel. Machen die Nacht zum Tag, um der ganz ungeheuren Schwierigkeiten Herr zu werden. Aber ein bißchen mehr Gerechtigkeit könnten wir wohl verlangen. Kennt man denn die Zusammenhänge nicht?“

Nein, die kannten wir nicht. Wir erfuhren es erst im September durch einen Erlaß des Generalquartiermeisters, daß die Feldpost, wenn die militärischen Verhältnisse es gebieten, strategisch mitarbeiten müsse, anstatt Briefe zu befördern. Die Geheimhaltung des deutschen Auf- und Vormarsches, die Ver- schleierung des kühnen Vormarsches der Kluck'schen Armee vor dem Feinde wäre nach der Erklärung jenes Erlasses nicht möglich gewesen, wenn man die Feldpost hätte gewähren lassen, d. h. wenn die Briefe nicht zurückgehalten worden wären. Denn bis zu dieser Stunde ist sie ein begehrtes Arbeitsgebiet der feindlichen Spionage geblieben. Vielleicht wäre es aber rich- tiger gewesen, die Feldpost erst später in Wirksamkeit treten zu lassen, anstatt sie sogleich mit mobil zu machen und dann unter wochenlange Briefsperrre zu legen. Das Publikum hätte dann Bescheid gewußt und sich weniger über die Feldpost auf- geregt. Und die heranwogenden Briefmassen hätten sich vor dem militärischen Hindernis nicht zu den ungeheuerlichen Bergen aufgetürmt, die bis Mitte August die verschiedenen Dienststellen zu sprengen drohten. Wie dann gearbeitet werden mußte, um diese Millionen und aber Millionen von Sendungen endlich in Bewegung zu bringen, kann sich auch der Laie vor- stellen. Das war aber das wenigste, wenn nur nachher auch die Etappenstraße immer frei für den regelmäßigen Verkehr der Postzüge gewesen wäre. Darin ist aber in den ersten Wochen und Monaten stets große Not gewesen, besonders auf dem Wege nach Belgien und Frankreich. Die postalische Be-



Ankunft der Feldpost in Neufchâtel an der Aisne. Phot. H. Sennede.

dienung unserer Soldaten ist gewiß eine Notwendigkeit; notwendiger aber sind die Truppentransporte, und nötiger als Briefe sind Kanonen, Brot und Munition. Vor den unendlichen Reihen dringender Militärtransporte mußte natürlich die Post zurückstehen. Störungen und unfreiwillige Aufenthalte der Postzüge gehörten zu den täglichen Ereignissen. In der ersten Hälfte des September ist es vorgekommen, daß auf einer nur 40 Kilometer langen Eisenbahnstrecke in Belgien gleichzeitig 127 Züge gelegen haben. Tagelang mußten Postzüge auf Nebengeleisen, eingeteilt zwischen anderen Zugreihen, des Augenblicks warten, wo die militärischen Maßnahmen eine Lücke zum Einschlüpfen für sie gestatteten. Das war im Westen wie im Osten so. Nun stelle man sich vor, daß jeden Tag, den Gott werden läßt, die Feldpost nach Belgien und Nordfrankreich 40 vollbeladene Eisenbahnwagen ergibt, und man kann sich ein Bild machen, welche Postanhäufungen und Unordnungen im Feldpostbetriebe entstehen müssen, wenn die regelmäßige Zuführung nur einige Tage stockt. Aus den Ärgernissen und Verdrießlichkeiten aber, die diese Zustände für das Publikum zur Folge haben mußten, formte es mehr oder weniger unfreundliche Objektiv auf die ganz unschuldige Feldpost. Und diese hat alles geduldig eingestekt, selbst die Rangierverfehen der Eisenbahn.

Ja, aber 1870 ging's doch besser! Ach nein, es ging auch 1870 nicht besser. Dabei war die Arbeit der siebziger Feldpost ein Kinderspiel gegen die Aufgaben der heutigen, und ich habe die Verfasser, deren stürmische Dichterseelen den alten Herrn von Stephan in unsere Erdennot zurückzitierten, im Verdacht, daß sie den deutsch-französischen Krieg nicht mit Bewußtsein miterlebt haben. In diesem sind — vom 16. Juli 1870 bis letzten März 1871 — rund 90 Millionen, d. h. täglich 315 000 Sendungen durch die Feldpost besorgt worden. Im gegenwärtigen Weltkrieg hat es die Feldpost mit täglich 9 bis 10 Millionen zu tun; was damals die Arbeit des ganzen Krieges war, schaffen wir heute in zehn Tagen. Aber die Masse hat noch keinen deutschen Postmann geschreckt. Die Arbeiterschwermis kommt ihm aus

dem Unübersichtlichen, fortwährend Veränderlichen dieses Zweifrontenrieges, aus dem geheimen Hin und Her zwischen Ost und West und aus der verwirrenden Fülle der Truppenverbände. In den Postsammlstellen muß nach 13 000 Einheiten sortiert werden, die solchen Verschiebungen unterliegen, daß die 500 Druckseiten starke Leitübersicht alle drei bis vier Tage neu erscheint. Im siebziger Krieg hatten wir nur eine Front und in der Hauptsache Kämpfe um besetzte Plätze, so daß die Feldpost meist ein bestimmtes, sicheres Ziel für ihre Bewegungen hatte. Ganz anders diesmal. Die Hindenburgsche Strategie, in ihren kunstvollen Plänen meist auf großen Märschen und Truppenverschiebungen aufgebaut, ist ein wahres Kreuz für die Feldpost. Aber auch im Westen waren die beiden ersten Kriegsmonate von Dauermärschen ausgefüllt, die unsere Truppen bis nahe vor Paris

führten. Seitdem sind, wovon wir wenig erfahren, die ungeheuren Fronten trotz des Stellungskampfes in fortwährender Bewegung zwischen Ost und West. Truppen, die schon in den Argonnen und in Flandern, an den Masurischen Seen und in Polen gekämpft haben, stehen jetzt vielleicht in Galizien oder an den Dardanellen. Und die Feldpost immer auf den Fersen. Nein, immer nicht. Denn die Truppenverschiebungen vollziehen sich in der Regel im geheimen, auch gegenüber der Post.

Die Heeresteile sind dann auf einmal nicht mehr da, sind auf Tage oder Wochen wie von der Erde verschluckt. Und nun steht die Feldpost da mit ihren hundert zum Plagen vollen Briefsäcken und mit ihrem guten Willen, der ihr nichts nützt. Wartet und wartet; die Soldaten bekommen keine Briefe, und daheim werden die Posthäuser eingekannt, und es rumort gewaltig über die skandalösen Zustände bei der Feldpost. Hilft aber alles nichts. Hindenburg pflegt nicht erst bei der Post nachzufragen, ob ihr seine Pläne auch genehm sind, sondern zieht bei Nacht und Nebel los. Und die Post weiß nicht wohin. Sehr im Nachteil sind Truppen, die kurz hintereinander den Armeeverband wiederholt wechseln. Die Post läuft dann wochenlang hinter ihnen her; denn wenn sie von der Änderung Nachricht erhält, haben inzwischen Hunderttausende von Feldpostsendungen schon einen Hunderte von Kilometern langen toten Weg genommen, eine Zeit von ein bis zwei Wochen, die sich nicht wieder einholen läßt.

An der Front trifft die Feldpost die Truppenteile nie beisammen; diese stehen gewöhnlich in Entfernungen bis zu 50 Kilometer verstreut auseinander. Die eine Kompanie liegt im Schützengraben, die andere ist auf Vorposten, auf Feldwache oder in Reserve. Fuhrpark, Bäckereikolonnen sind irgendwo. Während der Schlacht ruht die Postausgabe überhaupt; die Straßen im Rücken der Truppen gehören dann dem Meldeverkehr, dem Munitionsschub und der Verwundetenbeförderung. Die Feldpostillone beschränken sich darauf, in den Pausen Briefe einzusammeln. Im jetzigen Kriege sind einzelne Divisionen drei Wochen hindurch ständig in Gefechten, Schlachten oder auf Eilmärschen

gewesen. Die mit diesen marschierenden Feldpostanstalten konnten keine Marschquartiere nach rückwärts melden und waren somit in den meisten Fällen von der Postzufuhr abgeschnitten. Während der wogenden Schlacht sind ganze Truppenteile aus ihrem Verbands aufgelöst oder sind anderswohin geraten. Wo sie stehen, weiß zunächst niemand. Ihre Post sammelt sich an, und die Feldpost kann sie nicht an den Mann bringen. Andererseits tauchen plötzlich Truppenverbände



Feldpostbriefkasten in der Front hinter den Unterständen. Phot. Leipziger Presse-Büro.



Deutscher Feldpostbriefträger. Phot. A. Grohs.

auf und fordern ihre Postfächer. Die Feldpost weiß nichts von ihnen; sie kommen irgendwoher, mit geheimem Marschziel, und die Post hat keine Nachricht erhalten. Oder: dreißig, fünfzig, hundert Postfächer sind angekommen und sollen an die Truppen verteilt werden. Da plötzlich Alarm! Alles eilt zu den Gewehren, der Ort muß geräumt werden. Die umfangreiche Post mitzunehmen, ist unmöglich, sie wird irgendwo sicher

versteckt. Drei Wochen später findet sie ein anderer Truppenteil. Kommt alles auf das Schuldkonto der Feldpost.

Es gehen auch Briefe, Päckchen, Pakete verloren. Aber bitte: nicht gleich an ungetreue Postbeamte zu denken. Gewiß, es ist gestohlen worden. Leider; vier Beamte und siebzig Aus helfer sind überführt und schwer bestraft worden. Aber das wenige, was diese Gefellen in den dreiviertel Jahren veruntreuen konnten, kommt kaum in Betracht gegenüber der Zahl der Verlustfälle, für die niemand die Feldpost verantwortlich machen kann. Wieviel Postwagen (mit Ladungen bis zu 300 schweren

Briefsäcken) sind nicht schon infolge Selbstentzündung im Felde verbrannt, weil es trotz aller Mahnungen die Leute nicht lassen können, Zündhölzer in die Päckchen zu schmuggeln.

Die bayerische Feldpost hat schon an die 20 Saß „Mus“, zertrümmelte Päckchen, gesammelt. Postkraftwagen sind in Feindeshand gefallen, die Begleitmannschaften niedergeschossen. In Ostpreußen haben die Postbeamten ihre Feldposten auf Befehl des Militärs verbrennen müssen, weil sie vor dem Einfall der Russen nicht rechtzeitig in Sicherheit gebracht werden konnten. Hunderte von Postbeamten haben für tapferes, todesmutiges Verhalten das Eisene Kreuz erhalten; aber der Krieg bringt es mit sich, daß trotz aller Vorsicht mancher wohlgefüllte Feldpostbeutel durch feindliche Artillerie oder Fliegerbomben vernichtet wird. Es ist auch nicht alles verloren, was von den Beteiligten vermißt wird; verschiedene Truppenteile haben die Gepflogenheit, und glauben dabei im Sinne der Absender zu handeln, daß sie unanbringliche Feldpostpäckchen an bedürftige Soldaten weitergeben.

Ah, und das Rainzeichen der Unbestellbarkeit tragen so viele in der Aufschrist. Ein Wunder ist das nicht, denn unser Heer ist mit einer so großen Anzahl unterschiedlicher Truppenformationen ins Feld gezogen und ihre Bezeichnungen sind so mannigfaltig, zum Teil fremdartig, daß man nur an alle die braven Soldatenwäter, -mütter und -bräute auf dem Lande und in den Vorstädten zu denken braucht, um sich ein Bild von dem Zustande der falschen Feldadressen zu machen, die täglich zwischen der Millionenflut in der erschreckenden Zahl von 155 000 in den Postsammlstellen zusammenströmen. Trotzdem wir mehr als 7200 Feldpostschreibstuben und Verpackungsstellen im Lande haben, die den weniger Beholfenen mit Rat und Tat zur Hand gehen! Aber auch der gebildete Mann, der sonst wohl seine Adresse zu machen versteht, der wohl auch die grundsätzlichen Unterschiede zwischen Linien-, Reserve-, Ersatz-, Landwehr- und Landsturmmtruppenteilen beachtet, Armee und Armeekorps verwechselt er doch einmal, und bei Benennung all der zahlreichen Kolonnen, Bataillone, Halbbataillone und Gruppen, die nicht im Regimentsverbande stehen, passiert ihm leicht ärgerliches Mißgeschick. Und wenn dann die Soldaten

keine Briefe bekommen, weil diese wegen einer einzigen falschen oder auch nur falschgerückten Ziffer oder wegen des Fehlens des Wortes „Reserve“ wochenlang umherirren und schließlich müde und abstrapaziert wieder heimkehren, dann steigt der Unmut, und ein Rattenschwanz von Beschwerden läuft durch die Zeitungen. Hätte man sich gleich an die Postbehörde gewandt und Feldadressen nachprüfen lassen, so wäre es nicht zu dem

Sturm auf die Feldpost gekommen, an den heute, wo es ruhig geworden ist, so viele nicht gern erinnern sein mögen, weil ihnen inzwischen der tiefe Sinn des lateinischen Spruches: si tacuisses... aufgegangen ist. Ist es nicht auffallend, daß sich die Daheimgebliebenen oft so bitter beschwert fühlen, während die Krieger da draußen verwundert erklären, sie hätten nichts zu klagen? Der

Krieg ist ein Ausnahmezustand und die Feldpost auch. Das erkennen die im Felde besser als wir, die wir zu wenig beachten, daß sich der Feldpostbetrieb nicht in den geregelten Bahnen der Friedenspost vollziehen kann.

Es soll natürlich nicht bestritten werden, daß auch bei der Feldpost Fehler vorgekommen sind, die die Ankunft der Briefe verzögerten. Man bedente, daß die Post bei der Mobilmachung 70 000 Beamte zu den Fahnen abgeben und darum ihr Personal stark mit privaten Hilfskräften durchsetzen mußte, die sich erst einzurichten hatten, bei einem Riesenmaß von Arbeit. Ein Mangel war es wohl, daß die Feldpost mit Pferdegespannen, anstatt mit Autos, ins Feld ziehen mußte.

Aber der Fehler ist bald gutgemacht worden; es laufen jetzt mehr als 600 Postautos auf den Etappenstraßen. Die Feldpost arbeitet fast so rasch wie die Friedenspost, wenn sie freie Hand hat. Aber auf den Kriegsschauplätzen können jederzeit größere Veränderungen eintreten, die auch wieder den Postverkehr stark beeinträchtigen. Und wenn es dann einmal bei der Feldpost wieder nicht klappt, so müssen wir uns damit abfinden, daß Mars die Stunde regiert und daß die kriegerische Notwendigkeit vor allen anderen Notwendigkeiten steht. Die Feldpost tut, was sie kann, daß die Kämpfer in Feindesland stets die freundlichen Geister der Heimat umschleichen. Mag der Philister zu Hause auch weiter schmäheln, die Feldgrauen draußen wissen anders Bescheid. In der „Jugend“ schließt einer sein Loblied:

„Wir lernten sie kennen, die Helden der Pflicht. Uns sind sie teuer, wir schelten sie nicht. Und bleiben auch manches Mal tagelang aus Die Grüße und Gaben der Lieben zu Haus, Wir warten geduldig, wir warten getrost, Wir kennen den Krieg und die feldgraue Post, Wir kennen die Helden und sehn ohne Neid Das Eisene Kreuz auch auf ihrem Kleid.“



Die Feldpostsendungen werden den einzelnen Truppenteilen mit Feldpostwagen zugestellt. Phot. A. Grohs.



Ein Feldpostamt im Eisenbahnwagen (Flandern). Phot. R. Sennede.

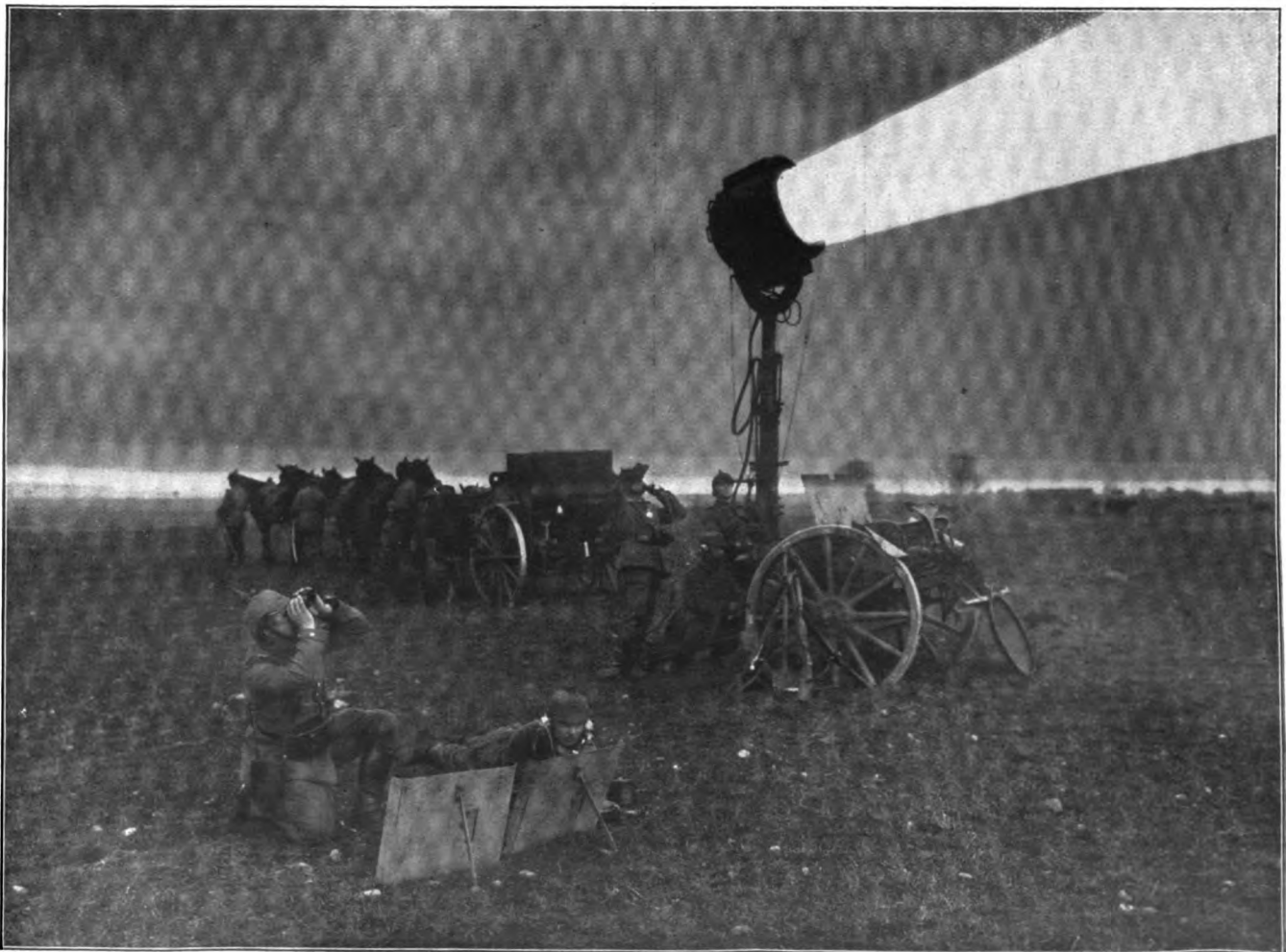


Patrouille. Aufnahme der Photothek.

Dinge am Kriegsrund. Von Georg Queri.

Am 15. Juni trafen sich die beiden Doppeldecker über dem Raume von Essen. Das bayrische Flugzeug war vom nördlichen, das französische vom südlichen Voëvre gekommen. Sie flogen beide auf etwa zweitausend Meter Höhe und sahen

beide die Gelegenheit für den Luftkampf als günstig an. Die Bayern brannten darauf, den Feind herunter zu holen und an den Franzosen Rache für eine Tat zu nehmen, die das Konto seines östlichen Verbündeten seit einigen Tagen schwer



Der Scheinwerfer in Tätigkeit. Links der beobachtende Offizier, daneben der Telegraphist, der der nächsten Artilleriestellung den feindlichen Flieger ankündigt. Phot. A. Grohs.



81

Ausrücken einer Scheinwerfer-Abteilung. Phot. H. Grohs.

82

belastete: die bayrischen Oberleutnants Leonhard und Emmerich, die mit wack geschossenem Apparat vor einem russischen Schützengraben hatten landen müssen, waren von den Soldaten erschlagen worden, brutal erschlagen. Was nach Eroberung des russischen Grabens noch an Einzelheiten über die feige Tat nach der bayrischen Feldfliegerstation im Westen gemeldet worden war, klang noch grausiger, russischer, und wenn Ende Juni nicht weniger als drei französische Flugzeuge auf dem südwestlichen Kriegsschauplatz im Luftkampf herunter geholt wurden, so mag das als eine Teilquittung gelten für die Summe an Genugtuung, die den toten Kameraden zuteil werden wird.

Den Oberleutnant Leonhard hatte ich im Felde kennen gelernt; ich erinnere mich gern an das Fliegerquartier im Westen, in dem der schlanke, hübsche, grundmännliche Offizier einer der einzig zusammengeschworenen und zusammen gearbeiteten Dreizehn war, die die Feldfliegerabteilung zu darstellten. Leonhard hatte damals schon seinen Treff bekommen; der Franzose hatte über ihm getreift und mit seinem Karabiner ein leichtes Ziel gefunden; als wir uns morgens wuschen, sah ich die Narben: Einschuß an der

Schulter, Ausschuß unterhalb der Rippen. Auch die anderen Herren des Quartiers hatten ihre Kriegsschicksale zu verzeichnen; die Station hatte damals — am 9. Februar — bereits 498 Kriegsflüge mit 44876 Kilometern hinter sich, und manches Widerwärtige hatte sich auf diesen Strecken ereignet. Wenn auch der „Matin“ wie gewöhnlich aufgeschnitten hat, als er die beiden verkohlten Leichen der beiden Leutnants W. und S. am 13. Oktober vor Nancy gefunden wissen wollte, so waren immerhin schwere Stunden erlebt und grobe Zufälle durchgehalten; auf den vielfach gestickten Tragflächen der Apparate las man aus vielen Kreuzen und Datumeintragen zahlreiche Ereignisse in den Lüften.

Aber wir schreiben den 15. Juni und sehen im Raume von Esen die beiden Flieger hoch oben und wissen, daß das bayrische Flugzeug erst seit vier Tagen im Felde steht und eben doch noch ausprobt werden muß. Leutnant Schl. hat heute seine Abwehrkanone mit dem Flugzeugsteuer vertauscht, und Oberleutnant B. sitzt am Maschinengewehr als Beobachter.

Hurra, der Franzose kommt!

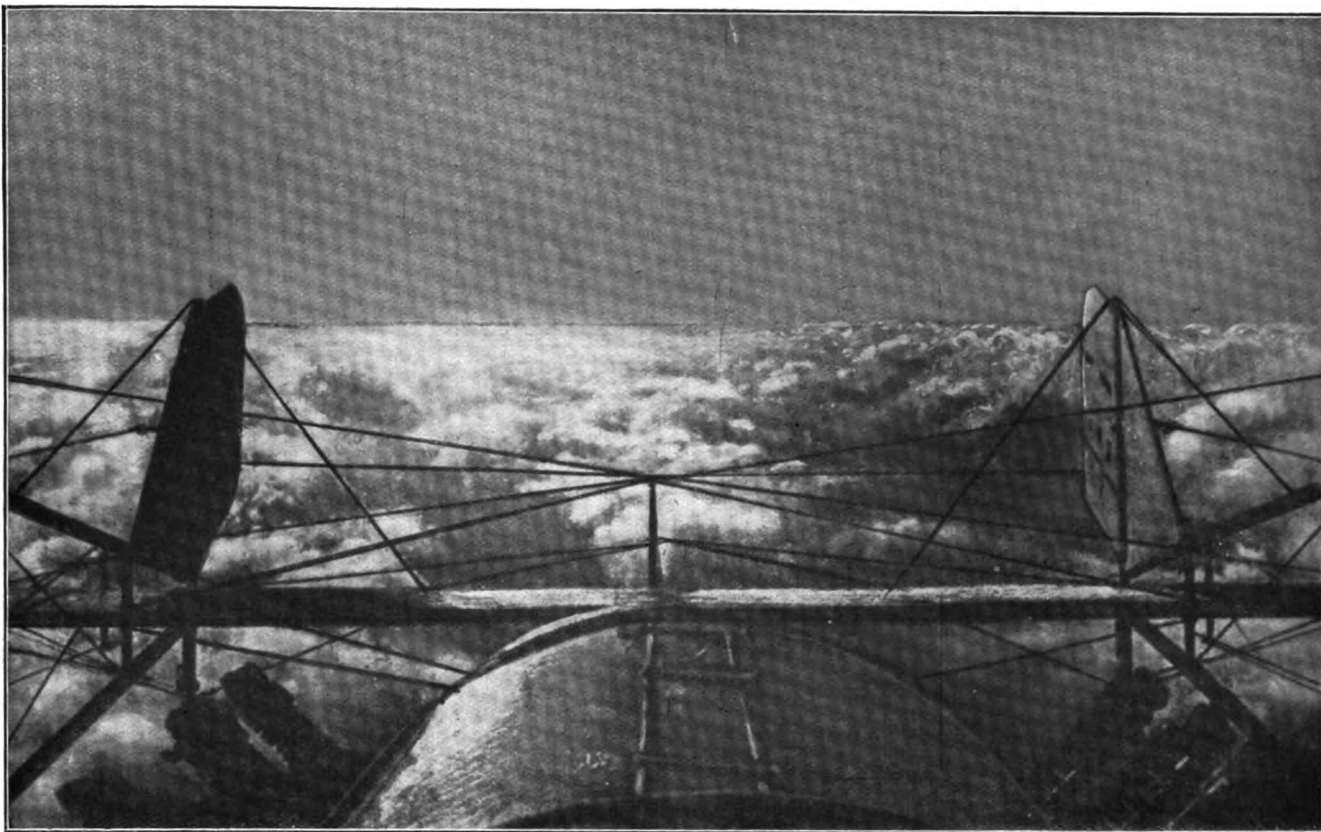
Ein heller, schönster Junivormittag — und wären blaue



83

Französischer Angriff auf die deutsche Linie an der Maas. Fliegeraufnahme. Phot. Emil Liftenow.

84



82

Ausblick von einem Flugzeug auf ein Wolkenmeer. Phot. Emil Listonow.

83

riesige Berge auf die Hochebene des Woëvre getürmt, so würde man droben zwei Adler zu sehen meinen, die sich zum Kampf aufgesucht haben. Sie nähern sich fortwährend auf geringe Entfernungen, um fortwährend wieder abzuweichen. Sie fliegen bald höher, bald tiefer, und wenn man von der Ebene aus auf zwei Kilometer Höhe hören könnte, so würde man von Zeit zu Zeit das Knattern eines Maschinengewehres vernehmen. Jetzt saust der Franzose an, mit einer kühnen Wendung die Flanke seines Feindes suchend — da ist der Bayer schon wieder abgeglitten, um neu aufzustößen und seine Schüsse zu landen. Zehntausend Patronen an Bord! Eine Kugel muß treffen; der Franzose muß herunter geholt werden.

Ein Stunde, anderthalbe — immer wieder das Schauspiel des Gegen- und Auseinanderrennens. Der Beobachter

schreit durch den Haß der Motore durch: „Reicht das Benzin?“ — „Genug. Runter muß er.“

Die zweite Stunde geht ihrem Ende zu, und das Band im Maschinengewehr mag beiläufig noch mit vierzig Patronen gespeist sein. „Um alles in der Welt — näher ran!“

Sie fliegen jetzt etwas tiefer als der Franzose und scheinen von ihm abschwenken zu wollen. Aber im gleichen Augenblick knattern die letzten Schüsse — taktaktakt — — —

Da neigt sich das französische Flugzeug vornüber. Eine unsicher gewordene Hand ist ans Tiefensteuer gegangen. Dann fällt es . . .

Ein dunkler mächtiger Körper fällt rasend schnell voraus — dann zwei Menschen — dann das Flugzeuggestell.

Die Bayern eilen mit dem letzten Benzin nach dem Schuppen.



82

Fliegeraufnahme einer französischen Stadt aus einer Höhe von 3000 m. Phot. Emil Listonow.

83

Eine Schar deutscher Soldaten stürmt über die Ebene, um die Leichen zu bergen. In der Erregung, mit der sie den Kampf in den Lüften beobachtet haben, in dem plötzlichen Erstarren, mit dem sie den Absturz erlebten, wissen sie noch nicht, wer von beiden. —

Franzosen! Ein Kapitän und ein Sergeant. Als das Flugzeug abstürzte, hatten sie schon das tödliche Blei in ihren Körpern.

Der Apparat ist völlig vernichtet. Tief hat sich der schwere Motor in die Erde hineingearbeitet. Man kann nur noch die Leichen bergen.

Und siehe: jetzt kreist ein französischer Flieger über dem Schauplatz der Tat, und der Feldstecher des Beobachters bestätigt dem Flugzeugführer, was man von der französischen Linie aus zu sehen glaubte: hier gingen zwei tapfere französische Soldaten in den Tod. . .

Aber trotz der restlosen Erfindung der Tatsachen, zieht der Flieger weiter über dem Schauplatz seine Kreise, ganz enge kunstvolle Kreise. Und jetzt weiß die französische Batterie: auf der Unglücksstätte scharen sich Soldaten um die Toten, hier gibt es Ziele. Und schon kommen die ersten Schrapnells — sie verpuffen wirkungslos.

Die beiden Toten sind weggetragen. Sie werden mit soldatischen Ehren bestattet. Ein Offizier spricht ihnen den ehrenhaften Nachruf. Da — ein französisches Flugzeug in den Lüften! Wie? Will es die feierliche Handlung stören? Nein. Es fallen Rosen herab. Blutrote Rosen.

Sie liegen entblättert auf dem Grab der beiden Flieger.

In einem bayrischen Fliegerquartier: Herr François Fernand Franiotte, Hofbesitzer und — seinen staatlichen Ehrentitel in unsern Sprachgebrauch übersezt — Ökonomierat, lag in seinem Bette und war trant, als bei ihm Quartier gemacht wurde. Zu seiner Krankheit trat eine starke Verstimmung über den feindlichen Massenbesuch. Aber der Mann war dann doch angenehm überrascht über deutsches Gebahren und deutschen Anstand und wurde willig und nett.

Als die Flieger den alten Hof untersuchten, fanden sie einen etwas verwitterten Edelsitz mit zwei schönen epheubewucherten Türen; aber im allgemeinen waren die Hauptkennzeichen französischer ländlicher Kultur übel wahrzunehmen: Dred, Dred und wieder Dred. Na ja, das ließ sich ändern; nach einigen schönen Kraftsprüchen machten sich unsere Soldaten ans Werk und säuberten das Gehöft notdürftig, bis sie endlich daran gehen konnten, es behaglich zu machen. Aber eines ließ sich nicht mehr verwischen: die Spuren französischer Einquartierung. In dem Gehöft hatten Grenztruppen gelegen; das sah man daraus, daß sämtliche Bilder zerstört und die Füllungen der Kasten und Schränke mit Beilen bearbeitet waren. Und am Geldschrank hatte sich ein Stemmeisen mit Erfolg betätigt! Herr Franiotte gab's mit bitterer Miene zu: seine bewaffneten Landsleute hatten sich sehr schlecht genommen.

Allmählich hatten sich unsere Leute wohnlich eingerichtet. Allmählich, und als man behaglich wohnen konnte, wurde der und jener wieder abberufen, um anderwärts eine neue Station zu gründen und wieder sich heimisch zu machen, bis ihn ein Kriegsruf wieder anderswohin schickte. . . Wie's eben zugeht im Krieg.

Als ich das Fliegerheim besuchte, lebten die dreizehn bereits in netter Häuslichkeit — von dem etwas kleinen gemeinsamen Schlafraum natürlich abgesehen. Sogar ans Ausschmücken der Räume hatten sie gedacht, und die artige L. E. B. K. (lies nicht: „Lebtuchen“, sondern im Gegenteil: Landwehreisensbahnbautompagnie) hatte ihnen ein aus gebleichten Kalbsknochen- und Kalbschäufelknochen lustiges Fliegerzeichen gestiftet, das natürlich ein Flugzeug darstellt und fast abergläubisch verehrt wird. Man war auf der Station empfangsbereit, und es gab sogar ein Gästebuch: eine Gitarre, die schon in der München-Schleißheimer Station berühmt war, und auf deren Leib jetzt der Gast in Brandschrift seinen Namen eintrug zur Erinnerung an die Kriegszeit. Ein ganz nettes Gästebuch also.

Eine frische Briese blies draußen. Aber eine neue Artilleriestellung ersuchte durch den Fernsprecher um Schußbeobachtung. So stiegen zwei Flieger bei starkem Gegenwind auf. Vom Flughafen zu war eben die Wettermeldung eingegangen: „wechselnde Bewölkung, lebhafter böiger Wind, mit der Höhe stark zunehmend.“ Schon in 500 Meter über zehn Metersehtunden, darüber stark weiter wachsend. Wolken auf 600 Meter.“ Na ja, Vergnügen ist da keines beim Fliegen. Begleitet von unsern Wünschen stiegen die beiden Flugzeuge auf. Man war nicht ohne Sorge; denn erst am Tage vorher hatte der Sturm in der Station ein Zelt umgelegt und dabei einen Apparat beschädigt. Genau so hatte die Briese begonnen, wie heute. Der Wind blies eben wieder in ein Zelt und füllte es auf wie einen Ballon, versuchte die verantworten Pföde aus dem Boden zu reißen und die Beute von dannen

zu tragen. Zugleich schoben sich schwere Wollenbänke am Himmel auf, und die Schnelligkeit, mit der sie segelten, ließ uns erwartungsvoller als sonst nach den Freunden ausbliden. Na, sie landeten bald wieder nicht eben ganz sacht, aber doch ganz brav. Kleine Panne an einem Tragged.

Der Abend einte uns zu heller Fröhlichkeit. Ein Haufen Post, auch Liebesgaben. Ein zartes Brieflein aus Amerika: „Ich denke auch an euch. Wir haben gehabt ein Fest in Philadelphia für die Wohltätigkeit. Es ist entstanden für das Rote Kreuz Deutschland 5000 Dollars. . .“

Dann Klavier, Geige, Gitarre. Dann ein Spielchen. Nicht von der Art, die man früher Jeu nannte, sondern von einer neuen gemütlichen Art, ein im Feld erdachtes Fliegerwettspiel mit winzigen Flugzeugmodellen, die nach dem Willen des Würfels über eine sauber gezeichnete Rennstrecke voller Hindernisse zu gehen haben.

Der gefallene Oberleutnant Leonhard hat das Spiel eronnen und die Strecke gezeichnet; es wäre wirklich nett, wenn die deutsche Spielzeugindustrie sich für die dankbare und zeitgemäße Sache einsehen wollte, umsonst, als das Modell gegen eine Spende für die Hinterbliebenen von Fliegermannschaften abgegeben werden soll. Das Spiel führt durch alle Stufen des Fliegerlebens; mißglückter Start in den Lachsausschweif; Motorpanne; der sonst so geschickte Beobachter läßt seine Karte in die Tiefe fallen; die arge Ballontanone schickt ihre Grüße herauf; Flug vor dem Wind; Verfolgung eines losgerissenen Fesselballons; Umweg um eine gefährliche Fliegerabwehrbatterie; eine Bombe versehentlich ins eigene A. D. K. (Armeeoberkommando) geworfen (wenn auch weit vom Ziel).

Der „Franz“ warf eine Bombe da

Versehentlich ins A. D. K.

Der Flieger wird heruntergeschossen

Und hat damit den Flug beschlossen.

Die Schlußstrophe des launigen Spiels hat uns den Namen „Franz“ gebracht, der im Zusammenhang mit dem Flugwesen etwas unverstanden wirkt. Aber er ist bereits längst in einer technischen Zeitschrift gedeutet worden, und Oberleutnant G. hat ihn mir früher einmal schon enträtselt, als er mir von dem gefallenen Sohn des Dichters Viktor Blüthgen manches lustige und liebenswürdige Leutnantsstückchen erzählte.

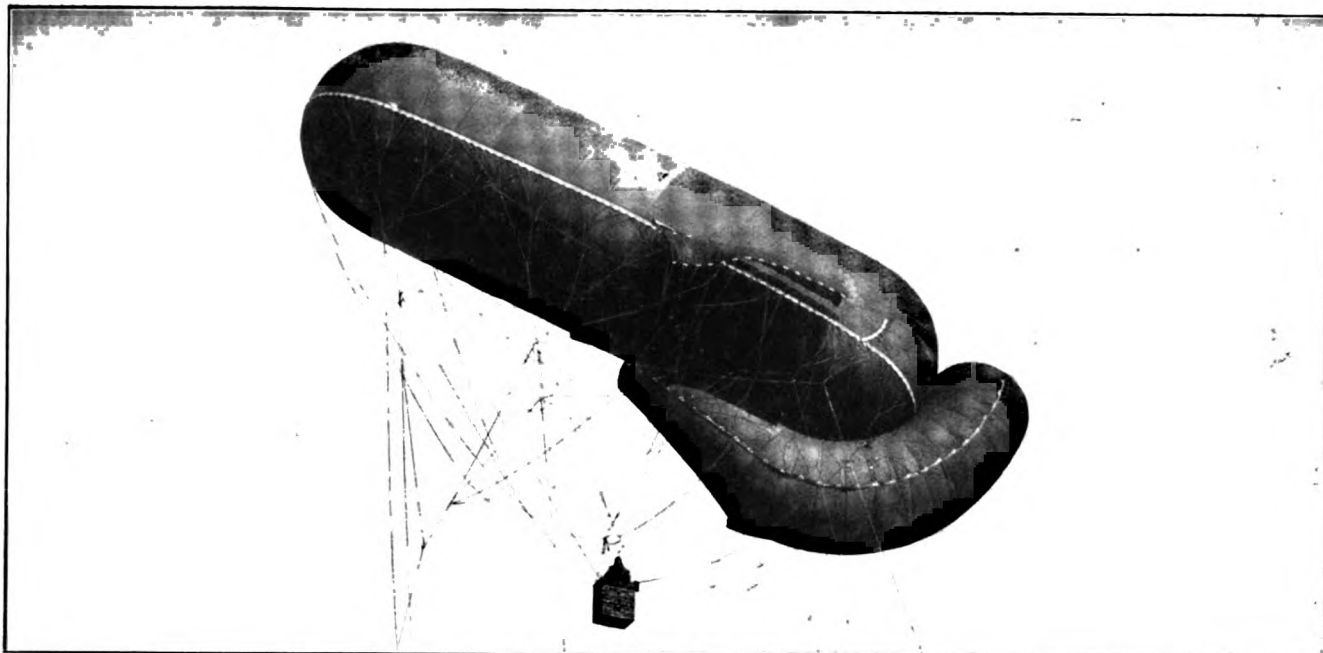
Blüthgen hatte einen erfolgreichen Flug hinter sich, und der General hatte sich vorgenommen, ihn und seinen Beobachter zu beloben. Und als er mit dem Flieger gesprochen hatte, fragte er: „Und wie heißt Ihr Beobachter?“ — „Ich weiß nicht, Exzellenz, ich nenne ihn immer Franz.“ Und dabei blieb's; seitdem heißt der Beobachter einfach „Franz“ der — wenn seine Meldungen nicht viel taugen — die Sache „verfranz“ hat.

Der Beobachter im Fesselballon hat es noch nicht zu einem ständigen Sondernamen gebracht; für ihn gäbe es wohl nur die Wahl zwischen zwei Titeln: „Herr Seefest“ oder „Herr Seelrant“. Denn nichts Abscheulicherer unter der Sonne, als der Aufenthalt im Fesselballon, wenn der Wind ungemütlich zu werden beginnt.

Ich habe ein paar Fahrten über den atlantischen Ozean hinter mir, die mir auch bei haarigstem Unwetter gemütlich erscheinen gegenüber dem Aufenthalt in dieser schauderhaft ungemütlichen, engen Gondel. Immer hin und her wie ein Chinesenzopf; die Beine bohren sich in den Leib und werden in raffinierter Art langsam wieder herausgezogen; die Seele, voll von unsäglichem Gefühl, wandert von einer Körperseite nach der andern; und zwischen Lee und Luv wird der Wetter der Seele hin und her gebeutelt, ach, der Herr Wetter, der sich Wagen nennt. . .

Es gibt wirklich Leute, die diesen groben Unfug heroisch aushalten; man sagt, ihre Namen seien würdig, in ein goldenes Buch eingetragen zu werden. Aber andere, und wenn sie vor Maschinengewehren noch zu lächeln wissen, kommen mit totenbleichen Armesündermienen von den Höhen nieder, ohne Hoffnung, je in diesem Leben wieder froh werden zu können. Seasickness — gestatten Sie, daß ich das gemeinste Neebel der Welt englisch benamse.

Bis auf 1000 Meter kann der neuzeitliche Fesselballon steigen; allerdings nur bei völlig windfreiem Wetter und wenn zu der Belastung von 35 Pfund auf 100 Meter Drahtseil, also zu dreieinhalb Zentnern, nur ein Körpergewicht des Beobachters von allerhöchstens 150 Pfund hinzuzurechnen ist. Aber man sieht den Ballon sehr selten auf 900, manchmal auf 700 Metern und meistens auf etlichen 600. Und wenn man Gelegenheit hat, ihn auf Tagesdauer zu beobachten, so weiß man auch, daß der arme Beobachter manchmal ein volles Duzendmal an einem Tage niedergeholt und wieder aufgelassen wird, — wenn der Wind bedroht, wenn Flieger erscheinen oder wenn die feindliche Artillerie sich verdächtig gut auf dieses Ziel eingeschossen hat.



Der Fesselballon in Beobachtungsstellung.



Das Einholen des Fesselballons mittels der großen Gleitrolle.



Das Füllen des Ballons aus Gaswagen.

Der Fesselballon im Kriege. Photographien von A. Grohs.

Eine Johanniterfahrt nach Galizien I. Von Fedor von Zobelitz.

Der Leser entsinnt sich wohl noch der Schilderungen meiner Fahrten nach dem Westen und nach Rußisch-Polen, die ich im Dienste des Johanniterordens unternahm; diesmal möchte ich ihn einladen, mich auf ein anderes Kampfgebiet zu begleiten: in jenes Land, das Karl Emil Franzos noch vor dreißig Jahren zu „Halb-Asien“ zählte und in dessen seltsames kulturelles Zwielicht die Brandfeuer des Krieges einen um so helleren Schein geworfen haben — nach Galizien.

Im Laufe des Juni waren Liebesgaben gesammelt worden, die der Orden an seinen Herrenmeister, den Prinzen Eitel Friedrich, für die von ihm befehligte Garde-Division absenden wollte. Die Kaiserin sowie die Gattin des Herrenmeisters, Prinzessin Sophie Charlotte, nahmen lebhaften Anteil an der Sendung, auch die allgemeine Wildtätigkeit setzte kräftig ein, und so gelang es, binnen Kurzem fast zwei Wagen mit Eßwaren, Wein, Kleidungsstücken und allerhand praktischen Dingen mehr zu füllen, so daß am Sonntag, dem 20. Juni, die Reise losgehen konnte. Der Kommandator der Brandenburgischen Provinzialgenossenschaft des Ordens, Kammerherr von Waldow und Reichenstein, war der Transportleiter, und ihm war ich, gewissermaßen als Adjutant, beigegeben worden. Außerdem begleitete uns im Auftrage des Malteser-Ordens ein Mitglied der Rheinisch-westfälischen Ritterschaft, Graf Max Wolff-Metternich zur Gracht, der gleichfalls Liebesgaben an den Prinzen und an ein Kriegslazarett der XI. Armee zu bringen hatte. Wir trafen uns in Dresden, der Sammelstelle der für den Südosten bestimmten Provianttransporte, nachdem die Verladung der Gaben bereits in Berlin erfolgt war. Und da man uns gesagt hatte, daß unsere Wagen ohne Schwierigkeit an jeden Schnellzug angehängt werden könnten, so hofften wir mit leidlicher Schnelligkeit vorwärts zu kommen. Ich allerdings war nach früheren Erfahrungen etwas mißtrauisch und — wurde glänzend gerechtfertigt. Denn in Dresden erfuhren wir, daß eine Mitführung der Wagen durch Elzjüge unmöglich sei; die Wagen seien nicht entsprechend eingerichtet, die Bremsvorrichtungen für Schnellzüge unzureichend und was weiß ich — jedenfalls ging es nicht, es ging beim besten Willen nicht. Zur Erleichterung wählten wir einen Mittelweg: streckenweise begleiteten wir unsere Wagen bis zur österreichischen Grenze in Militär- und Sammelzügen, hin und wieder fuhren wir auch in Elzjügen ein Stückchen voran, was sich ganz gut machen ließ, da wir einen Feldwebel und einen Sanitätsoldaten zur Hand hatten und diesen die Bewachung unserer Liebesgaben übertragen konnten.

So ging es denn von Elb-Florenz aus teils schneller, teils gemächlicher dem Osten zu, bis uns in Kosel ein erstes, gebieterisches Halt zugerufen wurde. Truppen- und Munitionstransporte verperrten hier den Weg; in Schleifen lagen ganze Reihen von Zügen fest und konnten nicht weiter — immerhin hatte man die Güte, uns zu versichern, daß im Laufe von sechs Tagen die Strecke über Oberberg wieder frei werden würde. Das war insofern eine unerfreuliche Aussicht, als sich unter unseren Liebesgaben auch solche befanden, die leichtem Verderben ausgesetzt waren, abgesehen davon, daß bei aller Achtung vor Kosel ein sechsstägiger Aufenthalt dabeist auch sonst seine Schattenseiten haben konnte. Zum Glück kürzten unsre Geleitscheine den unfreiwilligen Aufenthalt erheblich ab, so daß wir uns nach längerer Pause wieder in fröhliche Bewegung setzen durften — wenigstens bis zur Grenzstation Oberberg, jenem Städtchen, in dem die Oder sozulagen preußisch wird, wenn sie hier auch noch einen etwas „nuttigen“ Eindruck macht, um mich berlinerisch auszudrücken. In Oberberg gab es wiederum einen angenehmen Aufenthalt, zudem verlagte auch die Bracht der zweiten Wagenklasse. Wir wurden in einem Abteil Dritter untergebracht, wogegen sich sonst nichts hätte sagen lassen (zumal in diesen kriegerischen Zeiten), wenn die Bänke weniger kurz gewesen wären. Längere Menschen müssen sich auf den Holzprippischen eigenartig zusammenrollen, was wir dann auch taten; ich versuchte sogar zu schlafen, aber es gelang mir nicht recht, da der Zug unter grossem Pfeifen auf jeder Station hielt und hier und da ein Gendarm in Erscheinung trat, der mit höflicher Bestimmtheit um unsre Ausweise bat. Wir näherten uns bereits dem österreichischen Festungsgebiet, und da galt die Uniform nicht mehr als einzige Legitimation.

Nach neunstündiger Fahrt trafen wir endlich in Krakau ein, um uns zu überzeugen, daß unsere Wagen gegen alle Beredung, Versicherung und Beteuerung abermals irgendwo abgehängt worden und liegen geblieben waren. Es war gegen zwei Uhr morgens und vorderhand nichts zu machen. Zunächst sehnten wir uns auch nach einem guten Bett, und da uns in Dresden ein bestimmter Gasthof mit Wärme empfohlen worden war, so machten wir uns dorthin auf den Weg. Droschken gab es zu dieser nachtschlafenden Stunde nicht, ebensowenig Gepädträger; zwei umherlungrende Burtschen

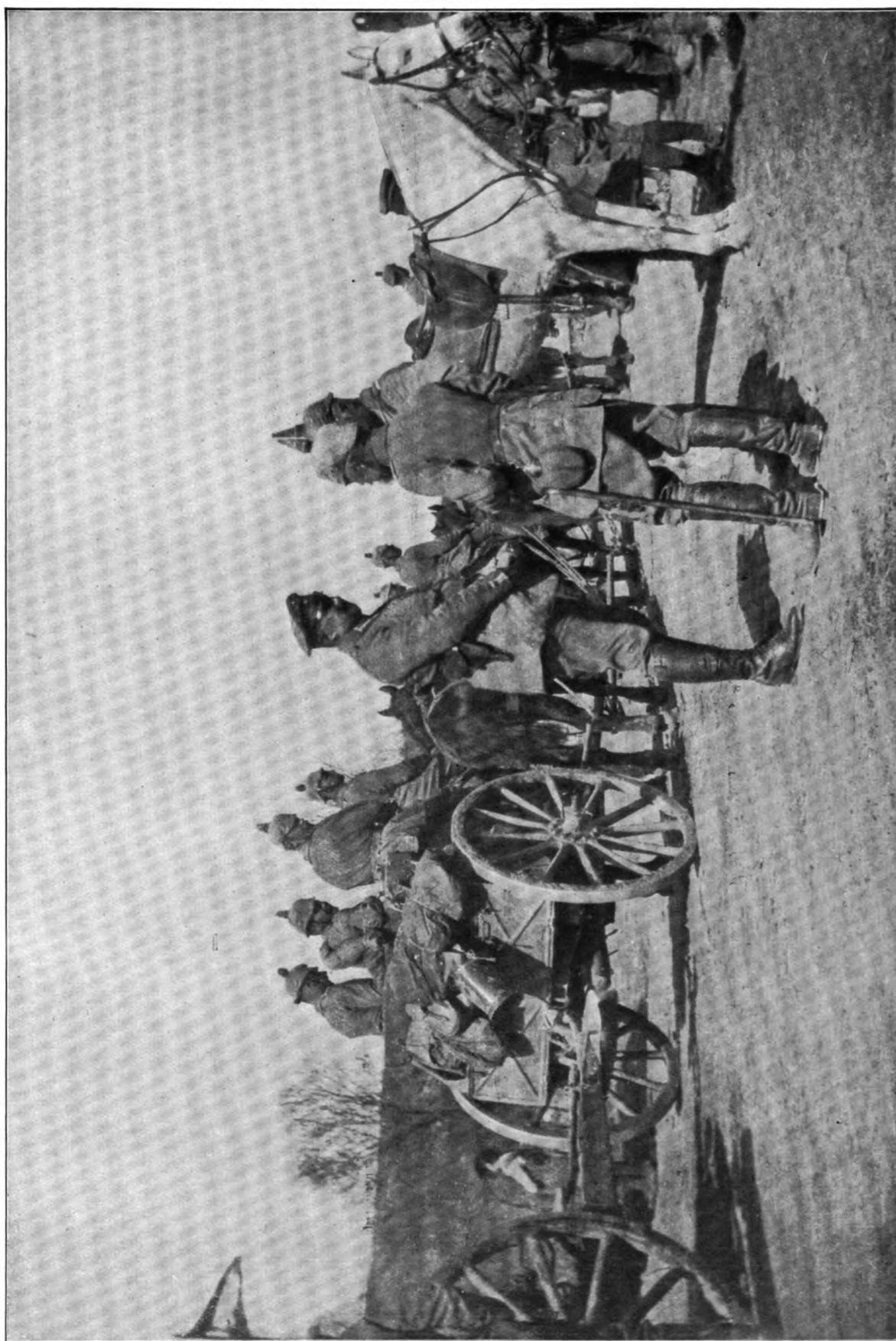
bemächtigten sich aber nach dem (in Ermangelung polnischer Vokabeln durch entsprechende Zeichen gegebenen) Versprechen eines guten Trintgeldes unserer Koffer, und hierauf marschierten wir durch die in grauen Dämmer gehüllte alte Krönungsstadt eine halbe Stunde weit zu dem empfohlenen Gasthaus. Dieses erwies sich leider als ein vollkommenes Insektarium. Als wir uns am folgenden Morgen wieder zusammenfanden, machten wir einen leidenden Eindruck; ich muß es aussprechen, wir juckten uns auch, weil wir nicht anders konnten, und als Graf Metternich uns an seinen Nachtiisch führte, um mit schweigender Geberde auf drei dort niedergelegte gemordete Wanzen zu deuten, stand unser Entschluß fest: zunächst das Quartier zu wechseln. In dem zweiten Gasthof ging es uns besser; er war leidlich gehalten, wenn auch teuer, und strahlte im Flaggen Schmuck, denn am Abend vorher hatte sich die Nachricht verbreitet, daß Lemberg den Händen des Feindes entrissen worden sei.

Also Krakau prangte in Flaggen Schmuck. Weißrot, Schwarzgelb und Schwarzweißrot wehte es von allen Häusern, und wo sich an öffentlichen Gebäuden ein Wappen des Kronlandes befand, das seltsame Wappen mit der schreitenden schwarzen Dohle auf blauem Schilde, war es mit Blumen und Grün umkränzt. Für uns galt es zunächst, unsere Wagen wieder zu finden. Die große Liebeshüchlichkeit der österreichischen Beamten erleichterte uns das. Auf einem Geschäftszimmer mit sehr langem Namen — ich glaube, es hieß „i. t. Transport- weitervermittlungsamt“ (oder so ähnlich) — nahm man sich sofort eifrig und freundlich unserer an, telegraphierte und telephonierte nach allen Richtungen der Windrose und konnte binnen kurzem feststellen, daß die Wagen infolge einer mißverstandenen Anweisung auf einer kleinen Station abgehängt worden waren. Da waren sie also und mußten nun herangeschafft werden. Daß dies gelingen würde, war unzweifelhaft, aber es erforderte etwas Zeit, weil der in das Herz Galiziens führende Schienenweg noch immer stark belegt war.

Nun hatten wir also Muße, uns Krakau etwas näher anzusehen: die „türmende“ Residenz des ehemaligen Polens, über die die Jahrhunderte im Sturm hinweggebraut sind und immer neue Umwälzungen gebracht haben. Es würde über den Rahmen dieser Plauderei hinausgehen, wollte ich eine Beschreibung Krakaus geben. Ich lernte es zum ersten male kennen, und ich gestehe, daß diese Stadt mit ihren zahlreichen Denkmälern romanischer und gotischer Kunst einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat. Das Riesenschloß auf dem Wawelberge ist trotz aller Verwüstungen noch immer einer der großartigsten Profanbauten und seine Umgestaltung durch die Jahrhunderte gewissermaßen ein steinernes Zeugnis für den Wechsel des Geschmacks wie in der Art der Befestigungskunst. In den ältesten Teilen ist die Gotik überwiegend; nach dem Brande von 1499 kam dann die italienische Renaissance zu ihrem Rechte, die in dem zwei Stockwerke hohen Arkadenhof mit seinen, von schlanken, überaus kunstvollen Doppelsäulen getragenen Galerien und der eigenartig schönen Gliederung der Wandflächen wahre Triumphe feiert. Das Land Galizien kaufte das Schloß (das längere Zeit als Kaiserne gebient hat) dem Militärkassier ab und schenkte es dem Kaiser Franz Joseph, der es zum Nationalmuseum bestimmte und mit freigebiger Hand große Summen für seine Wiederherstellung gestiftet hat.

Auf zwei berühmte Namen stößt man bei dem Besuch Krakaus immer wieder: auf Bett Stof und Peter Bischer. Namentlich Bett Stof hat dem Bilde der Stadt und seiner Kunststrichtung für alle Zeiten einen kräftigen Stempel aufgedrückt. Das Kreuz auf dem Triumphbogen der Marienkirche, der wundervolle Hochaltar, das Grabdenkmal Kasimirs IV. im Dom, der Obelisk in der Barbarakirche sind zu redenden Wahrzeichen geworden für die hohe Kultur der Krakauer Bürgerschaft, die den Nürnberger Meister, „dessen Verstand und Arbeit in der ganzen Christenheit von Ruhm strahlt“, in ihre Stadt beriefen. Der andere große Nürnberger, Peter Bischer, war nie persönlich in Polen, und doch sind von keinem weiteren fremdländischen Künstler so viele Werke hierlands zu finden wie gerade von ihm. Neben der Grabtafel von Callimach und den Bronzereliefs des Peter Rnita sowie der drei Patrizier Salomon stammt auch das prächtige Denkmal des Bischofs Friedrich des Jagellonen von dem volkstümlichen Rotgießer aus Franken.

Der Tag verging rasch. Die Vormittagsstunden gehörten dem architektonischen Zauber des Wawel und dem bunten Volkstreiben in der Tuchhalle, die nach der letzten Aufreißung und dem Abbruch aller stillosen Zutaten den alten Glanz ihrer malerischen Linien und die Anmut der über dem Kranzgesimse sich erhebenden, durch Nischen und Pfeiler anmutig gegliederten Attika wiedergewonnen hat. Den Nachmittag verträumten wir im Dämmer der Gotteshäuser: der Domkirche oben am Schloß mit ihrem Kapellenkranz, in dem



Prinz Eitel Friedrich von Preußen auf dem öffentlichen Kriegsschauplatz. phot. Leipziger Presse-Büro.

Thornwaldens vielgerühmter segnender Christus merkwürdig ausdruckslos wirkt — in dem gotischen Prachtbau von St. Marien, im Chor der Dominikaner und in der malerischen kleinen Florianstirche neben den Resten der alten Befestigungswerke Krakaus in der Vorstadt Kleparz. Um die Zeit des Sonnenuntergangs aber standen wir im Hofe der Jagellonischen Bibliothek; da floß der Purpur des Himmels über Arkaden von einziger Schönheit, schlankte Säulenstellungen, einen Balkon von wundervollen Formen, über eine Porta Aurea mit geschweiften Spitzbögen, über Einfassungen von Türen und Fenstern, die mit ihren Wimpergen und Fialen die ganze reiche Fülle spätgotischer Motive in verblüffender Mannigfaltigkeit zeigten. Das war unser Abschied von Krakau.

Krakau hat alle Ursache, sich über den Rückzug der Russen aus Galizien einem Freudenrausch hinzugeben. Der Feind stand näher vor den Mauern der alten Stadt, als uns seiner Zeit die Blätter berichteten, und viele Familien, vor allem der Adel und das reichere Bürgertum, verließen schon zu Beginn des Winters die Heimat, als jenseits des Krakauer Berges der Donner der Geschütze vernehmbar wurde. Im Farbenhewühl der Tuchhalle wurde auch ich für einen der Sieger von Lemberg gehalten: eine alte Bäuerin in safrangelbem Rock und brandrotem Nieder streichelte lösend meine Witewka und überhäufte mich mit einem Schwall polnischer Schmeicheleiworte. Das war rührend, aber es schmerzte mich doch ein wenig, daß die gute Alte ihre Liebe an einen verschwendete, der leider nicht „mit dabei“ gewesen war . . .

In später Abendstunde erfuhren wir, daß unsere Wagen inzwischen eingetroffen seien und auf dem Bahnhofe ständen. Am nächsten Morgen um Zwei sollten sie mit einem österreichischen Lazarettzuge weiter befördert werden. Es galt also, früh aufzustehen. Nach wenigen Stunden Schlaf waren wir wieder auf dem Bahnhofe, überzeugten uns davon, daß alles in bester Ordnung war, und erhielten dank der Vermittlung des gefälligen Kommandanten sogar einen Wagen für uns. Der Lazarettzug wurde von einem Regimentsarzt geführt, der sich auch um unser leibliches Wohl bemühte, so daß wir bis zur Etappenstation also keinerlei Mangel zu leiden hatten.

Aber nicht um zwei, wohl aber ein paar Stunden später verließ unser Zug Krakau, und nun kamen wir bald in das Gebiet heißer Kämpfe hinein. Anfang Dezember vorigen Jahres wurden die Russen südöstlich von Krakau aus ihrer Stellung Dobczyce-Wieliczka verdrängt und zogen sich hinter Bochnia zurück. Hier, in der Umgebung der kleinen Kreisstadt, deren bedeutende Salzbergwerke mit denen des berühmten gewordenen Wieliczka zusammenhängen, trafen wir denn auch auf die ersten Verwüstungen und die ersten russischen Befestigungslinien: zerstörte Häuser in Massen, Schützengräben und ein Gewirr sich wie schwarzes Gewürm durch das Land ziehender Drahtverhaue. Mitte Dezember war Bochnia wieder in österreichischem Besitz. Die Russen waren durch die gemeinsame Gegenoffensive der Verbündeten — Hindenburg in Polen gegen den rechten, die österreichisch-ungarischen Truppen in West-Galizien gegen den linken Flügel des Feindes — richtig überrascht worden und versuchten nun, sich durch einen südlich der Weichsel gegen Bochnia-Krakau geführten Stoß Luft zu schaffen, der zugleich mit entsprechenden Nebenunternehmungen

über die Karpathen nach Ober-Ungarn zu verbunden sein sollte. Der Plan konnte gelingen, denn die Russen waren schon bis Wieliczka vorgedrungen und hatten nur eine schwache Frontgruppe vor sich. Nun aber wurden hier schleunigst Verstärkungen herangezogen und diese in zwei Armeen geteilt; während die linke gegen Neu-Sandec vorging, versuchte die rechte Flankierungsgruppe Bochnia zu umfassen. Der Umklammerung konnte der Feind nur durch einen raschen Rückzug entgehen, dessen Spuren man noch heute zwischen Bochnia und Bogumilowica beobachten kann. Aber auch die Folgen des letzten und jüngsten russischen Rückzuges, der Flucht des Feindes im Osten Galiziens, flogen wie Wandelbilder an unsern Augen vorüber. Unaufhörlich begegneten wir langen Zügen mit Gefangenen, die es sich in ihren Viehwagen auf Strohschütten recht behaglich gemacht hatten: lange, starke und wohlgewachsene Burschen mit gutmütigen, offenen, hier und da auch stumpfsinnigen Gesichtern. Die Züge wurden meist nur von wenigen Wachtmannschaften begleitet, und es machte auch den Eindruck, als brauchten die Gefangenen gar keine Bewachung. Sie waren sichtlich zufrieden mit ihrem Schicksal und dachten gewiß nicht an Flucht. Wohin auch? Eine seltsame kleine Szene erlebte ich auf dem Bahnhofe von Biadoliny. Dort hielt ein Gefangenenstreckwagen, und plötzlich rief einer der Russen aus seinem Wagen einem vorüberfahrenden Bürger zu: „Se du Czernak! — erkennst du mich nicht?“ — Einen Augenblick stutzte der, dann trat er an den Wagen heran und begrüßte den Gefangenen mit kräftigem Handschlag. Es stellte sich heraus, daß Beide aus Lodz stammten und wohlhabender Väter Söhne waren; aber während der eine sich hatte dem russischen Dienste entziehen können, war der andere in Uniform gekleidet und in den Kämpfen um Lemberg gefangen genommen worden. Nun führte der Zufall sie in einem galizischen Neste für wenige Minuten zusammen. Sie sprachen Deutsch miteinander. Der auf dem Bahnsteig lagte, und der Russe schimpfte. Er schimpfte auf Rußland und Väterchen und seine Offiziere unentwegt, und als sein Zug schon im Abfahren war, beugte er sich noch aus dem Wagen und rief: „Beeilt Euch, daß wir bald Frieden kriegen! Auf Wiedersehen in Lodz! . . .“

Außer den Gefangenen transporten begegneten uns große Züge mit Beutestücken aller Art, mit Geschützen, Munition, Gewehren, auch mit zahllosem zerbrochenen Material, einem ganzen russischen Fuhrpark, zerhockten Kraftwagen. Die vielen eisernen Petroleumbehälter in den offenen Wagen waren ein sichtbarer Beweis dafür, daß auch das Naphetagebiet wieder zurückerobert worden ist. Wie toll die Russen gerade in diesen Gegenden gehaßt haben, davon erzählte mir später in Jaroslaw ein Grubenbesitzer aus Urycz. Allerdings ist mir vielfach versichert worden, daß man russische Soldaten nicht allgemein als eine Horde wilder Plünderer betrachten darf; aber wo die Kosaken hinkamen, da ging ein Schrei durch die Städte und Dörfer. Von einem gefangenen, sehr klugen Russen deutscher Abstammung, auf den ich noch zurückkomme, hörte ich übrigens, daß die russischen Heerführer selbst die Schwierigkeiten in der Behandlung der Kosakenregimenter nicht verkennen.

Unser Zug näherte sich nun dem Dunajec, und neue Bilder rollten sich auf.

Der letzte Brief. Von Kurt von Derthel.

„Dies dieses Brieflein, Mutter, lies es gut, —
Es ist das letzte und mit Herzensblut
Und tausend frommen Wünschen dir geschrieben.
Auf kühler Aue lieg' ich, wund und rot, —
Sei stille, Mutter! Stärker als der Tod
Ist unser heißes, heißes, letztes Lieben.“

Drei Tage ging die Schlacht mit wucht'gem Stoß,
Da warf es mich vom Sattel — Reiterlos!
Im Frühjahr ist es und im schönen Flandern.
Warum gerade mich die Kugel traf? —
Viel Brüder schlafen schon den ew'gen Schlaf,
Und traf sie mich nicht, traf sie einen andern.

Und drückt in meine wunde Fieberhand
Ein Reislein, Dornen für das Vaterland!
Das tät mir alle, alle Schmerzen nehmen.
Und saßt verriegelt der Strom, der mich durchbebt.
Sieh, Mutter, ja — das habe ich erlebt!
Wißt du dich noch um deinen Jungen grämen?“

Ja, kurz und gut: Wie ich, im Marl zerfetzt,
So liege, geht es leise übers Feld,
Wie Rauschen, weißt du, vor dem Sturmbeginn.
Es ist so seltsam, Mutter, frage nicht —!
Mir war, als glitte Christi Angesicht
Ganz leicht und langsam übers Schlachtfeld hin,

Als rühre er mit sanftem Lilienhauch
Die Brüder, die in ihrer Jugend Kraft
Gefunken, treu erfüllter Pflicht zum Lohne.
„Herr, bleibe bei uns,“ sagt' ich, „denn es will
Jetzt Abend werden —!“ Feierlich und still
Hob er vom Haupte da die Dornenkrone

Friedliche Arbeit hinter der Front. Von Oscar A. H. Schmitz.

Das am meisten verbreitete Schlagwort dieses Krieges heißt Militarismus, und es richtet sich als Vorwurf hauptsächlich gegen uns. Nun kann wohl ein Heer nicht gut anders als militärisch sein, aber unter Militarismus will man ja die Übertreibung des Militärischen verstehen, das alles andere verschlingt. Niemals hat jenes Schlagwort schlechter gepaßt als heute, denn niemals waren neben militärischen so viele andere Eigenschaften und Fähigkeiten so ausschlaggebend als in diesem Kriege. Niemals hatte das Militärische ein so schweres Gegengewicht, niemals wurde es so schwer gehindert, sich in einen alles andere verschlingenden Militarismus zu übertreiben. Es gibt kaum eine Tätigkeit des Friedens, die innerhalb unseres Heeres heute nicht weiter ausgeübt würde. Die vier Fakultäten sind durch die Feldgeistlichen, die Sanitätsoffiziere, die Kriegsgerichtsrate, die

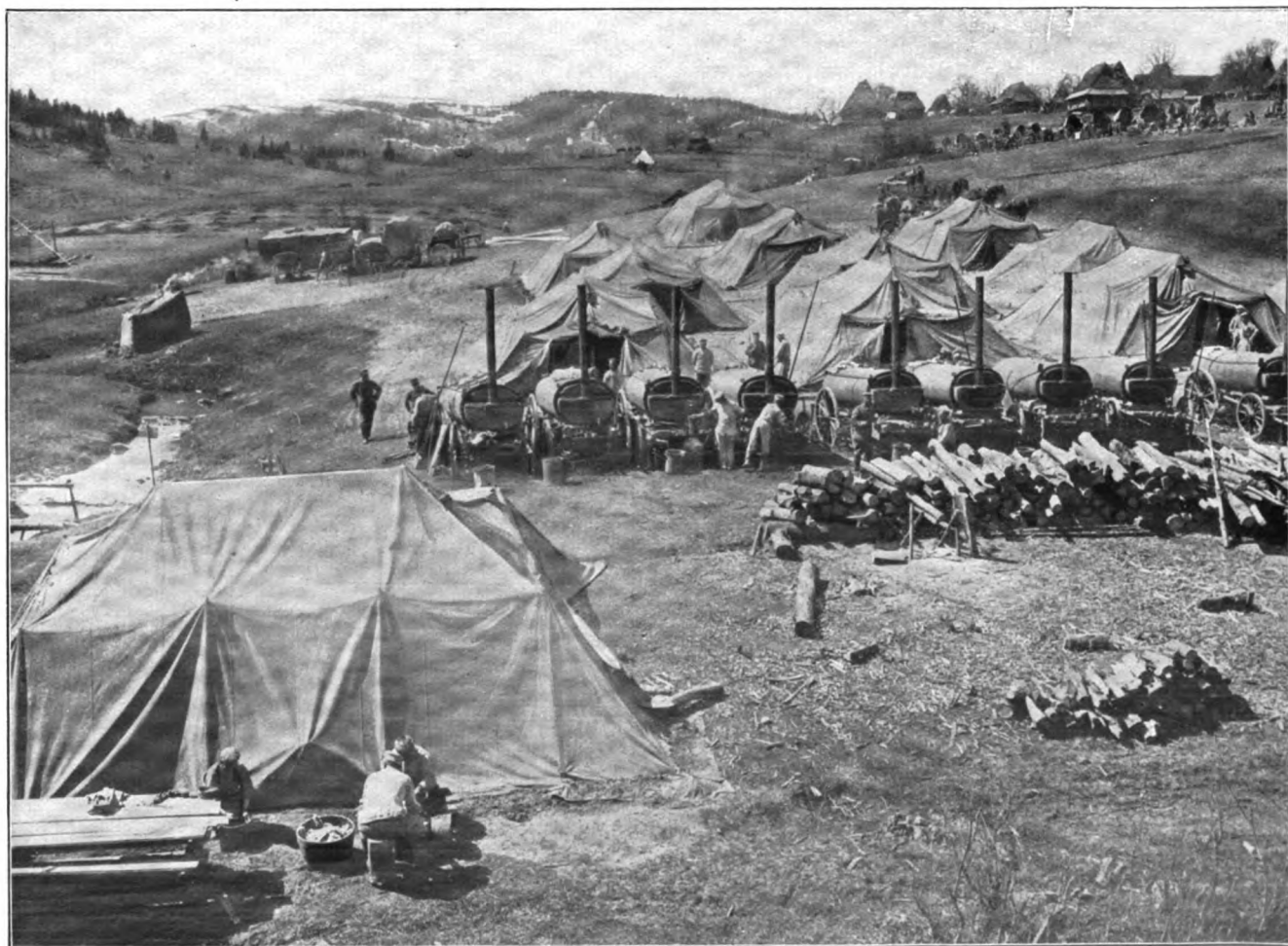
Berichterstatter vertreten. Der Techniker ist ganz unentbehrlich geworden; in der Intendantur begegnen wir zahlreichen Kaufleuten mit Warenkenntnis und einer im Frieden geübten

Fähigkeit, anzuordnen. Fast alle Handwerke sind vertreten, der Maurer, der Bäcker, der Schreiner und viele andere bis zum Straßenbahnarbeiter und dem Steinklopfer. Die Folge dieser Durchdringung der militärischen Leistung durch massenhafte friedliche Arbeit ist, daß heute kaum noch einer vollkommen dienstuntauglich ist. Die Begriffe tauglich und untauglich haben sich vollkommen verschoben. Zwar ist nach wie vor nur ein bestimmter Teil der Gemusterten felddienst-



Bei Arras: Bienenkörbe in ausgehöhlten Baumstämmen. Phot. Leipziger Presse-Büro.

fähig, aber irgendwie verwendbar sind fast alle. Die erste flüchtige Musterung hat nur den Zweck eine Ordnung in ganz großen Zügen zu schaffen, erst nach der Einstellung zeigen sich die Fähigkeiten des Einzelnen, und dann gelingt es



Felddäckereien hinter der Front. Phot. Ed. Franck.

in den meisten Fällen, jeden an seine Stelle zu setzen. Man braucht nicht Prophet zu sein, um anzunehmen, daß diese Tatsachen nach dem Kriege das Verhältnis des einzelnen Deutschen zum Heer auf eine andere Grundlage stellen werden. Der nicht Felddienstfähige, der oft ein ganz leistungsfähiger Mann ist, wird nicht mehr nach Hause geschickt werden, um jede Beziehung zum Heere zu verlieren. Schon in Friedenszeiten wird man ihn zu allerhand brauchen, seine Fähigkeiten erproben, ihn gelegentlich zu Dienstleistungen einziehen, ihm die Möglichkeit verschaffen, einen Dienstgrad zu erwerben, so daß im Fall des Krieges jeder Deutsche weiß, wo er hingehört. Diese wirklich durchgeführte allgemeine Dienstpflicht, die man früher fälschlich für eine Härte gehalten hat, wird gerade die heute unvermeidliche Härte ausschließen, daß ungediente Menschen mit einer Lebensleistung, gesellschaftlicher Stellung und bereits schwankender Gesundheit in vorgerückten Jahren zum ersten Mal ins Heer eingestellt werden, was heute natürlich nur in der Gestalt von Rekruten möglich ist.

Von den älteren ungedienten LandsturMLEuten schienen mir bei meiner Reise an die Front jene beneidenswert, die im Krieg ihre frühere Tätigkeit einfach fortsetzen durften, nur unter veränderten Bedingungen als unmittelbaren Vaterlandsdienst, von dem einfachen Arbeiter an, der hinter der Front die dauernd durch den außerordentlichen Verkehr von Truppen, Pferden und Fuhrwerken beschädigten Wege ausgebaut bis zu dem hochentwickelten Hirnmenschen, der in einer kleinen Baracke chemische Untersuchungen von Blut und Wasser macht oder gar dem weltberühmten Arzt, der mit überraschender Kunst so viele Wunden heilt, die der Krieg geschlagen hat.

Der Divisionsstab, bei dem ich zu Gast war, bewohnte einen Gutshof unweit der Gefahrenzone. Jeden Abend hörte man das Donnern der Granaten, und des Morgens ließ sich dann feststellen, daß sie etwa 200 Meter entfernt in die Felder eingeschlagen waren und zimmergroße Löcher gerissen hatten. Die Möglichkeit bestand, daß der Gutshof selbst eines Tages mit Geschossen belegt werden könnte, und darum war man damit beschäftigt, ein paar hundert Meter weiter rückwärts eine neue Unterlunftsöglichkeit zu schaffen, die „Kolonie“ genannt. Eines Nachmittags fuhr man mich mit dem Kraftwagen dorthin, ein paar Kilometer weit. Dort sah ich nun deutsche Handwerker und Arbeiter aller Art, natürlich selbgrau gekleidet, bei der Tätigkeit. Es sah nicht anders aus, als ob in der Eile für die Sommermonate ein Lustkurort errichtet würde. Was mag der Bauer, dem das Grundstück gehört, für Augen machen, wenn er eines Tages zurückkommt, und das Ergebnis deutscher Arbeit findet? Als ein verwildertes Baumstück hatte er seinen Besitz verlassen, als Villenanfsiedlung wird er ihn wieder finden. In der Mitte hat man einen Aushau gemacht. Dort wird ein kleiner Teich angelegt, um den sich Beetenlagen mit Kieswegen herumziehen werden. Jeder ist erfinderisch, das Leben so behaglich zu gestalten, wie die Verhältnisse es ermöglichen. Um jene Beetanlage herum, halb von Birken umhüllt, erheben sich trauliche deutsche Giebelhäuser, jedes mit etwa 4 Zimmern und einer Badeanlage. Ein etwas größeres Haus dient als Offiziersmesse. Auf einem bequemen kurzen Waldweg erreicht man eine stille, weitvergente Wiese, an deren Rand eine Laube errichtet wird, wo im Lauf dieses Sommers wohl abends manche Bowle getrunken werden mag. — Was die Heilwissenschaft in unseren heimischen Krankenhäusern an Fortschritten hervorgebracht hat, wie auf Flügeln hat man es bis an die Front getragen. Eigentliche Lazarette waren so nahe beim Feind ursprünglich nicht geplant. Aber dem Generaloberarzt der... Division war es gelungen, aus einem einfachen Verbandsplatz eine musterzügige Anlage für Kranke und Verwundete zu schaffen. Man findet hier die ganz Leichtverwundeten, die in ein paar Tagen wieder hinaus können, und die sehr schwer Verwundeten, die nur dadurch gerettet werden, daß man ihnen eine anstrengende Fahrt erspart. Alle die Räume, mögen sie nun in vorhandenen besseren Bauernhäusern oder in neu aufgeschlagenen Holz- oder Wellblechbaracken oder in Ställen sein, sind selbstverständlich von äußerster Einfachheit, ja hier und da dürftig; aber was die Wissenschaft hier an Vorteilen bietet, wetteifert mit den Leistungen der üppigsten Kurorte. So wie man hier bei einer geselligen Zusammenkunft unter Umständen einen allerersten Künstler hören kann, so geschieht es nicht selten, daß Verwundeten, die im Frieden sich an einen Kassenarzt zu wenden gewöhnt sind, hier von den teuersten Berühmtheiten die zerstoßenen Gliedmaßen geheilt werden. Die fürchterlichsten Kopfschüsse sind unter solchen Umständen nicht hoffnungslos. Manche Leute kommen blind an, haben nach Kurzem wieder Lichteindrücke und sehen dann wieder. Ein berühmter Hochschullehrer zeigte uns mit Stolz Photographien von den entsetzlichen Hirnwunden, die ihm zu heilen gelungen war. Kaum ein Fach menschlichen Wissens ist durch diesen Krieg mehr an Erfahrung und Können gewachsen als die Wundbehandlung. Überall steht man auch die äußeren Baracken und die gereinigten weißgestrichenen Häuser mit reichtragenden Gemüsegärten, zu denen erst ein

Unternehmungslustiger den Samen aus der Heimat kommen ließ, was ihm dann die anderen schnell nachmachten. In einem dieser Wellblechhäuser befindet sich eine richtige bakteriologische Anstalt, in der dauernd wissenschaftliche Untersuchungen gemacht werden. Vor allen Dingen wird das Wasser streng geprüft, und dadurch ist es bisher gelungen, Seuchen zu verhindern.

Von großer Wichtigkeit ist die vielbelächte Entlausungsanstalt. Am Eingang des kleinen Gebäudes prangt die Überschrift:

„In diesem niedlich kleinen Haus

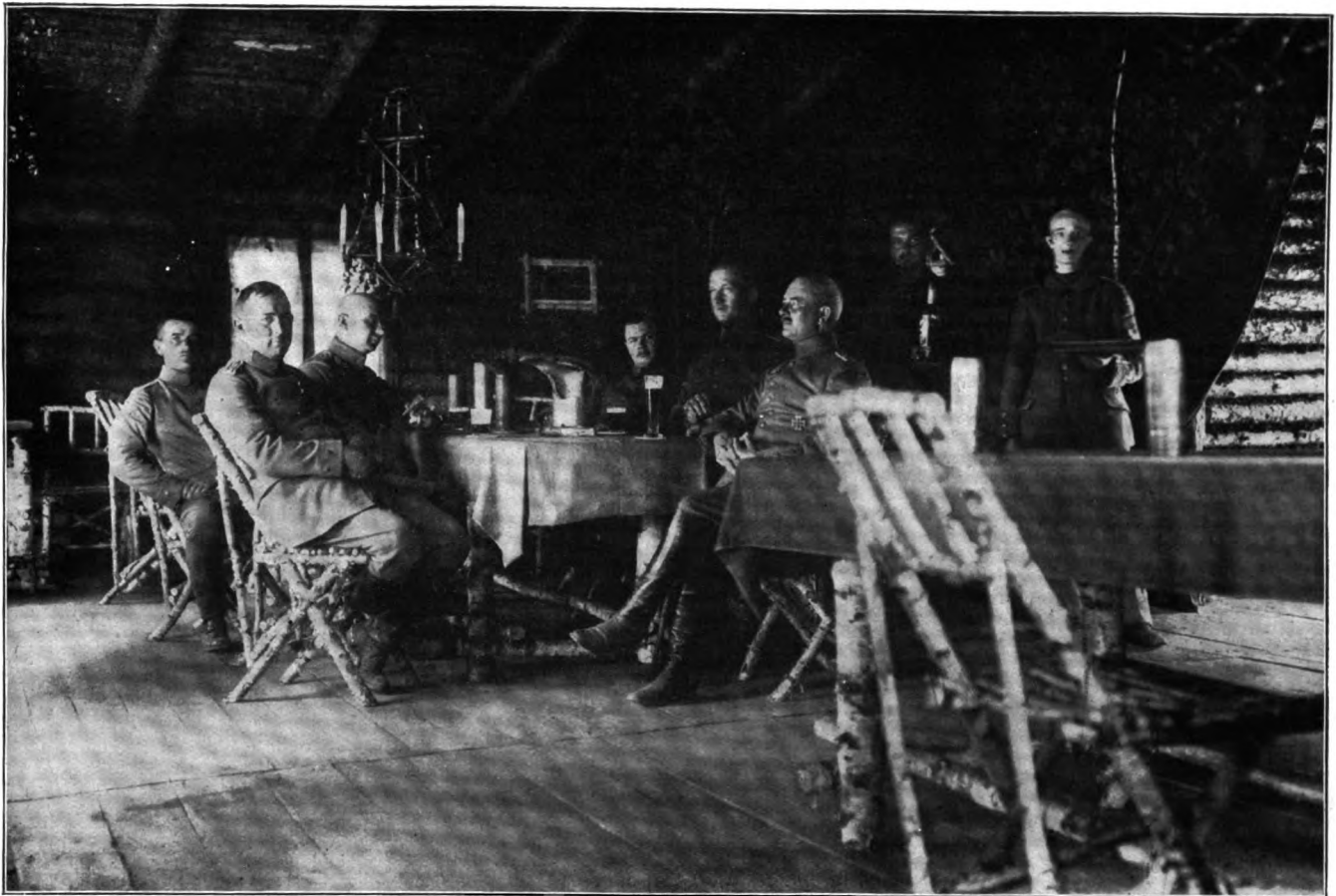
Lebt auf der Mensch und stirbt die Laus.“

Die Leute, die diese Einrichtung im Gang halten, bewohnen einen anstoßenden Holzverschlag, in dem sie es sich besonders behaglich gemacht haben, und auf große Reinlichkeit halten. An der Wand sah ich eine Zupfgeige hängen. Ueber dem Eingang dieses Verschlags steht man: „Villa Elli“. — „Wer ist denn Elli“, fragte der Divisionskommandeur, als wir uns dieses kleine Heim ansahen. „Meine Braut, Exzellenz“ antwortete strammstehend einer der Leute. „Hübscher Name.“ „Ja wohl, Exzellenz.“

Am anderen Morgen fuhr ich mit einem Leutnant der Intendantur nach einem etwa 10 Kilometer auch hinter der Front gelegenen Bahnhof, wo die Verpflegungslager für etwa 40 000 Mann untergebracht sind. Ein unübersehbarer Wagenpark bedeckt die Felder. Fuhrwerke aller Art fahren hin und her, dazwischen ragen die Gendarmen zu Pferde empor, alles leuchtend. Man blickt in dunkle Schuppen voll Niefenmassen mit Nahrungsmitteln, Kartoffel- und Mehlsäcken, Konserven aller Art.

Noch etwas weiter rückwärts liegt ein Pionierpark mit Schuppen und noch in ihren ursprünglichen Kästen aufbewahrten Bomben aller Art und Handgranaten. Auf den Kästen sieht man die Fabrikmarken wie auf harmlosen friedlichen Lieferungen. Natürlich wird diese Gegend mit Vorliebe von feindlichen Fliegern besucht. Infolgedessen ist für alle, die hier beschäftigt sind, schnell erreichbar unter der Erde ein bombensicherer Unterstand aus Beton geschaffen worden, worin sich eine ganze Kompanie schützen kann.

Von aller friedlichen Arbeit, die ich hinter der Front gesehen habe, war wohl das wichtigste die Verhandlung eines Kriegesgerichts. Schon dieses Wort erfüllt manche mit einem gewissen Grauen, ist ja doch bekannt, daß das militärische Strafgesetzbuch an sich strenger ist als das bürgerliche und ganz besonders im Krieg ohne äußerste Strenge nicht auskommen kann. Nichtsdestoweniger habe ich niemals in meinem Leben einer Gerichtsverammlung beigewohnt, die so — ich kann wohl sagen, — väterlich geführt wurde. In einer niedrigen französischen Bauernstube saßen fünf selbgrau Herrn um einen langen Tisch, drei Richter, ein Schreiber und ein Kriegesgerichtsrat, der Vertreter der Anklage. Vor ihnen stand der jeweilige Angeklagte. Anwälte gibt es nicht. Man hat aber den Eindruck, daß gerade dadurch die Unparteilichkeit des Richters und die schon erwähnte Väterlichkeit bewirkt wird, hat er doch selbst den Angeklagten nach vielem für ihn günstigen zu fragen, was sonst der Anwalt von selbst vorzubringen pflegt. Die drei Männer, die dort sitzen, haben zu richten, das ist gewiß, aber zugleich haben sie auch allein die Wahrheit an das Tageslicht zu bringen, und man merkt ihrer Art und ihren Fragen an, daß sie nichts freudiger begrüßen, als die Unschuld oder wenigstens die geringe Schuld des Angeklagten. Alle Möglichkeiten der Milderung werden genau geprüft, und dadurch wird vor allem auch dem wenig Gebildeten die Selbstverteidigung leicht gemacht. Ist die Schuld festgestellt, so gibt es freilich auch in leichteren Fällen meist längere Gefängnisstrafen; aber auch dann bleibt die Möglichkeit, durch gute Führung bei Beendigung des Krieges Begnadigung zu erwirken. Der bei weitem ergreifendste Fall war der eines etwa 40-jährigen, stattlichen Wachtmeisters, eines blondhaarigen offenen Menschen mit treuherzigen blauen Augen, der der Unterschlagung von 100 Mark bezichtigt war. Er trug das Eisener Kreuz. Sein Rittmeister, ein Graf F., bezeugte, der Mann habe sich menschlich wie militärisch bisher als eine hervorragende Persönlichkeit erwiesen. Ohne ihn hätte im Herbst der Vormarsch der Truppe sich nicht so glatt vollziehen können. Auch dem Belastungs- und dem Entlastungszeugen stellte der Rittmeister ein günstiges Zeugnis aus. Der Belastungszeuge, ein ängstlicher Mensch mit glänzenden verjüngten Augen, war von dem Wachtmeister mit 800 Mark in das nahe Städtchen zum Wechseln geschickt worden und hatte irrtümlich 900 Mark zurückgebracht. Der Wachtmeister soll nun die 100 Mark behalten und die Bemerkung gemacht haben, diese 100 Mark könne man nach dem Frieden zu Hause lustig vertun. Der Entlastungszeuge dagegen erzählte den Hergang vollständig anders in einer für den Wachtmeister unverfänglichen Art. Nun aber behauptete der erste Zeuge, jener Zweite sei überhaupt nicht im Zimmer gewesen, hätte garnicht darin gewesen sein können. Beide befragten ihre Aussagen mit dem Eid. Die Richter hatten nun die Wahl, welchem von beiden sie Glauben schenken wollten, und da weder für noch gegen einen



88

Offiziersmesse. Phot. Hohlwein & Girde.

89



Eine Mannschafthube. Das Holz für die Betten und Truhen wurde frisch aus den Wäldern geholt. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

Arbeiten unserer Pioniere hinter der Front.

der beiden Zeugen irgend etwas besonderes sprach, glaubten sie dem Entlastungszeugen. Der Wachtmeister wurde freigesprochen, und jeder Anwesende atmete auf voll Befriedigung, daß der treffliche Mann dem Heer erhalten blieb. Als ich das Gerichtsgebäude verließ, waren Rühle und Nebel des Tages verschwunden. Ein roter



Aus den Vogesen: Heubeförderung zur Front. Phot. R. Sennede.

Sonnenuntergang kündigte sich an. Mit einigen Herren bestieg ich einen nahen Hügel, den Mont Bellevue, von wo aus man durch ein treffliches Scherenfernrohr im Dunst die französische Stellung sehen konnte. Und wir fragten uns, ob es wohl da drüben auch so geordnet und zielbewußt zginge wie auf unserer Seite.



Geerntete in den Vogesen. Phot. Max Wipperling.

Furor teutonicus.

Am Abend des 25. Juli 1914 bei der Kriegserklärung an Serbien im Löwenkeller in München.

Mitten ins lärmende Humpentreiben,
In lachende, wiegende Walzerweisen
Die grüne Depeschekunde!
Aufbrüllte fragend der Riesenchor,
Ein Jüngling sprang zum Orchester empor
Und las mit schallendem Munde:

Krieg, Krieg! und brausend und donnergleich
Echo der Ruf: Hoch Österreich!
Aufsprang die begeisterte Menge,
Hell bligten die Augen, und feuerdurchglüht
Erscholl wild-wüchtig das Deutschlandlied
In die schmetternden Hörnerklänge.

Und als verhallt der Brudergruß,
Da kam der furor teutonicus
Über Bänke und Stühle gefahren,
Daß die welschen Dämchen am Nebentisch
Die Köpfe duckten wie Flederwisch
Vor der Kraft der deutschen „Barbaren“.

Ja, rede die Fänge, österreichischer Aar,
Wir wollen sein ein Bruderpaar,
Da nun die Würfel gefallen!
Und droht es im Osten und spukt's im West,
Schon weht im nordischen Eichennest
Der deutsche Aar seine Krallen.

W. Wolter, stud. phil. S. S. 1914 in München. Gefallen am 16. April 1915 in der Champagne.

Verfolgung.

Grad hundert Jahre waren in diesen heißen, kampffrohen Junitagen verfloßen, daß die Kriegsgeschichte die letzte große Verfolgung und ihre glänzenden Erfolge verzeichnen konnte: die Verfolgung des geschlagenen Napoleonischen Heeres nach der Schlacht von Belle Alliance durch Blücher und Gneisenau, die zur völligen Vernichtung der flüchtenden Masse führte. Seither war es still geworden von Verfolgung und Verfolgungskämpfen großen Stils. Die Lehre predigte immer wieder, daß erst eine rücksichtslose Verfolgung die Früchte eines Sieges in die Scheuer bringen könnte. In der harten Wirklichkeit der Kriege des letzten Jahrhunderts stieß sich die Lehre fast stets an den Tatsachen, kam es wohl zu Ansätzen, zum Wollen, aber nie eigentlich zur starken Durchführung des Verfolgungsgebantens.

Und nun erleben wir staunend und bewundernd in diesen Junitagen eine Reihe von Verfolgungskämpfen, wie sie die Kriegsgeschichte aller Zeiten nicht kannte; nicht an räumlichem Umfang, nicht ihrer großartigen Anlage, nicht der beispiellos tatkräftigen Durchführung, nicht ihren Erfolgen nach. Die Kämpfe in Galizien, die mit dem kühnen Durchbruch der unter dem Befehl Madsen's vereinigten deutschen und österreichisch-ungarischen Armeen bei Gorlice einsetzten und die ruhmreichen Feldzügen in einem Siegeszuge bis weit über Lemberg hinaustrugen.

Man kennt weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart einen bedeutenden Feldherrn, der der Verfolgung nicht das Wort redete. Friedrich der Große erklärte: „Sachez vaincre et surtout user de la victoire.“ Napoleon befahl: „Poursuivez l'ennemi l'épée dans les reins et coupez-lui toutes les communications!“ Blücher wies darauf hin, daß man sich bei der Verfolgung an die Klagen der Truppe über große Anstrengungen nicht lehren dürfe, „denn wenn man so große Zwecke, als die Vernichtung einer ganzen feindlichen Armee erreichen kann“, könne es darauf nicht ankommen. Moltke schrieb: „Was die Strapazen einer rastlosen Verfolgung tonumarmen, das wird durch die von Tag zu Tag sich steigende Schwächung und Verletzung des Gegners hundertfach ersetzt... Eine in dieser Art rastlos vorschreitende Verfolgung kann ein derartiges Endresultat ergeben, daß eine einzige große Waffenentscheidung zugleich die Erfüllung des ganzen Kriegszwecks herbeiführt.“ Allerdings sagt Moltke an anderer Stelle auch: „Nach der Theorie soll dem Siege die Verfolgung sich unmittelbar anschließen, eine Forderung, der alle, besonders auch die Laien zustimmen, und doch wird derselben in der Praxis selten entsprochen.“

Woran liegt das? Worauf beruht die Tatsache, daß die Kriege des letzten Jahrhunderts so selten, fast nie, eine glücklich durchgeführte Verfolgung aufwiesen, daß selbst ein so energisch geführter Feldzug, wie der von 1870/71, wohl einige Ansätze zu solchen (etwa nach den Loireschlachten) zeigte, aber keine weitgreifende Durchführung? Die Ursachen dürften in moralischen und in taktischen Umständen zu suchen sein.

Die heutige Schlacht ruft bei der Führung und bei der Truppe, auch bei den Siegern, einen Zustand höchster Erregung, stärkster Abspannung aller Kräfte, der körperlichen wie der geistigen hervor. Die Führer sind bei dem ungeheuren Raum der Schlachthandlung, trotz aller technischen Hilfsmittel unserer Zeit, trotz Telegraph und Telephon und Fliegermeldungen, selten in der Lage, den Umfang des Errungenen am Schluß des Tages klar zu überschauen. Der Stabskommandierende weiß wohl, daß er gesiegt hat. Aber es strömt zu gleicher Zeit eine Flut von Meldungen, oft widersprechender Art, auf ihn ein, die erst nach der Sichtung einen Überblick gestatten; die Sorge um den Nachschub an Munition, an Verpflegung, die Neuordnung der Verbände nehmen seinen Stab außerordentlich in Anspruch. Er erfährt auch, wie schwer das Ringen für seine Truppen war, wie blutig der Kampf. Auch er ist Mensch. So gehört ein fast übermenschlicher Wille dazu, im rechten Augenblick alles, was noch verfügbar ist, zur Verfolgung einzusetzen — auf die Gefahr und Verantwortung hin, daß dem Sieg ein Rückschlag folgen könnte. Auf der unteren Führung, auf der in vorderer Linie kämpfenden Truppe lastet bei aller Siegesfreude, bei allem Siegesjubel die Schwere des vielstündigen Kampfes. Man ist müde, erschöpft, ausgepumpt, körperlich und seelisch. Man hungert und durstet, man ersieht eine Stunde der Ruhe. Man hat seine Schuldigkeit getan bis zum äußersten, der Feind wich: nun will man essen, trinken, schlafen. Auch der Tapferste versagt dann vielleicht mit behebenden Nerven.

Der Abend ist herabgesunken. In den heißen Kämpfen sind die vorderen Truppen vielfach durcheinander gekommen, sie müssen erst entwirrt werden. Wohl sind noch Reserven vorhanden, aber bei der heutigen Tiefengliederung stehen sie weit zurück, kostbare Zeit vergeht, Ehe sie vorgezogen werden

können. Die Reiterei, die man ehemals mit Recht als die eigentliche Verfolgungstruppe bezeichnete, kann heute nur ausnahmsweise Erfolge ernten; sie stößt bald auf schwer überwindliche Hindernisse, auf Drahtverhaue, zerstörte Brücken, Maschinengewehrfeuer. Auch der nachfolgenden Infanterie stellt sich schnell neuer Widerstand entgegen. Es muß schon ein vollkommen erschütterter, gänzlich demoralisierter Gegner sein, der nicht die Mittel findet, mindestens dem ersten Nachsturm solchen Widerstand entgegenzusetzen. Wir wissen, wie zumal die Russen Stellung hinter Stellung zur Aufnahme der zurückgehenden Truppen ausbauten. Solch ein neuer Schützengraben, mit dem Drahtverhaue davor, mit schnell eingebauten Maschinengewehren, selbst mit wenigen Geschützen besichert, ist schwer zu überlaufen, er bedingt Kampf und wieder Kampf, und auch eine gut eingeleitete Verfolgung bricht sich leicht an ihm. Gelingt es dem Gegner, in dunkler Nacht etwa, mit zurückgehaltenen Kräften, selbst mit geringen, einen energischen Gegenstoß auszuführen, so kann der Verfolgungskampf völlig ins Wanken kommen, und erst der Morgen bringt dann vielleicht Klärung. Inzwischen aber ist es dem Feinde wahrscheinlich gelungen, sich loszulösen, genügenden Raum zwischen sich und den Verfolger zu legen, um sich sammeln, ordnen, zu weiteren Kämpfen vorbereiten zu können.

So war die Verfolgung unmittelbar hinter dem geschlagenen Gegner her, vom Schlachtfelde aus, immer schwieriger geworden. Man forderte sie mit Recht, in allen Anweisungen legte man den größten Nachdruck auf sie, und verhehlte sich doch nicht, daß sie nur ausnahmsweise voll in Wirksamkeit treten würde. Dafür sollte die mittelbare Verfolgung einsetzen, die auf Nebenwegen, Parallelwegen gegen die Flanken, die Marschlinie des abziehenden Feindes zu wirken hatte. Strategisch gleichsam sollte ausgebeutet werden, was taktisch erreicht war. Gewiß lassen sich damit große Erfolge erzielen. Nur stellen sich in der Wirklichkeit auch hier meist schwere Hindernisse in den Weg. Heute sind solche Nebenwege bei den ungeheuren Truppenmassen, die drüben wie hüben zur Verfügung stehen, bei der gewaltigen Breite der Fronten, in der sich die Kampfhandlungen abspielen, vom Gegner meist rechtzeitig gesperrt, wieder mit allen Mitteln der heutigen Feldbefestigung, mit allen Mitteln der Waffentechnik.

Es schien daher wirklich, als wäre die Zeit der großen Verfolgungen, der rechten höchsten Ausbeute der Siege vorüber.

Und doch schien es nur so. Wir haben bewiesen, daß das scheinbar Unmögliche auch heute noch möglich ist.

Im Westen war unser Einmarsch eigentlich eine einzige Reihe von Verfolgungskämpfen, die uns den weitaus größten Teil von Belgien und Nordfrankreich errangen. Im Osten gab Hindenburg in beiden Masurenschlachten den Beweis glänzenden Siegerwillens. Und nun folgte, in Galizien, Schulter an Schulter mit den Bundesgenossen, dem gewaltigen Durchbruch der russischen Front die rastlose Verfolgung durch den Feldmarschall v. Madsen, die das gesamte Kriegsbild auf dem östlichen Kriegsschauplatz durchgreifend veränderte.

Es ist heute noch nicht möglich, diesen Siegeszug in den Einzelheiten zu verfolgen. Dazu sind die Berichte der deutschen und der österreichisch-ungarischen Heeresleitung zu knapp gehalten; sie geben, mit Recht, nur die Tatsachen, erläutern aber nicht das Wie. Das aber ist doch jetzt schon mit aller Klarheit zu erkennen, daß in den Tagen, die vom Dunajec über den San bis östlich Lemberg führten, so manche hochpreisliche Lehre neuerer Theorie über den Haufen geworfen wurde, so manche ältere Kriegserfahrung wieder zu vollen Ehren kam. Der Durchbruch einer feindlichen starken Front galt fast als verpönt, nur die Umfassung auf einer oder womöglich zwei Flanken sollte Erfolg verheißen. Hier, unter der Zwangslage des heutigen Stellungskrieges, wurde dank einer außerordentlichen Vorbereitung trotz allem der Durchbruch glücklich erzwungen. Und dann setzte eine Reihe von Verfolgungskämpfen ein, die von Abschnitt zu Abschnitt führten und, fast möchte man sagen: nebenbei, dem Sieger eine vielumstrittene große Festung, Przemyśl, zu erobern gestattete.

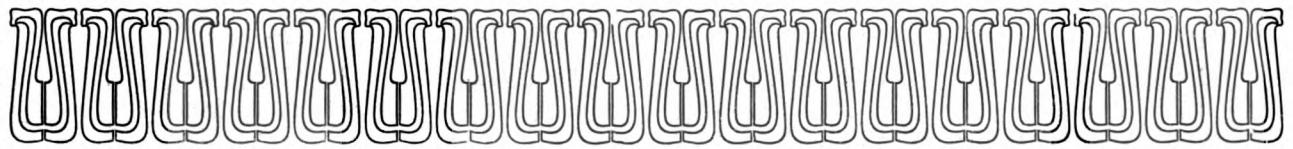
Aber auch das läßt sich heute schon übersehen, daß alle nur möglichen Abarten der Verfolgung zur Anwendung kamen, von der taktischen Verfolgung vom Schlachtfelde aus, die einmal sogar, wenn wir recht unterrichtet sind, zum Teil mittels Kraftwagen beschleunigt wurde, bis zur strategischen Ausnutzung jeder Möglichkeit, wie sie schon im großartig entworfenen Gesamtplan der Kampfhandlung vorgesehen war. In meisterhafter Weise wurde z. B. das gewalttame Vorrücken unserer „Dampfwalze“, der Armeen Madsen's, durch den Stoß der österreichisch-ungarischen Armee Böhm-Ermolli und des deutschen Besatzungskorps unter Generaloberst v. d. Marwitz über die Karpathen hinweg unterstützt, während weiter östlich wieder die Armee v. Linington unter schwersten wechselseitigen

Kämpfen über den Dnjester drang und gleichzeitig das Ringen ganz im Osten Galiziens und der Bukowina den Bundesgenossen zu erleichtern strebte. Man darf es wohl aussprechen: es griff hier in unvergleichlicher Weise ein Rad in das andere.

Das alles gegenüber einem Feinde, der — vielfach unterschätzt — unter den schwierigsten Verhältnissen, bedrängt allerorten von einer weit überlegenen Artillerie, immer noch eine erstaunliche Widerstandskraft entwickelte. Es mag ganz dahingestellt bleiben, ob die strategischen Maßnahmen der Russen richtig waren, ob sie nicht hätten versuchen müssen, sich nach dem ersten großen Mißerfolg gänzlich vom Feinde loszulösen und einen breiteren Raum zwischen sich und ihm zu schaffen, anstatt sich in immer neuen, dicht hintereinander liegenden Stellungen wieder zu setzen und zu schlagen. Jedenfalls aber hat sich die Zähigkeit der russischen Truppen in diesen, sich

fast Tag um Tag erneuernden Kämpfen glänzend bewährt — ihnen diese Anerkennung zu verjagen, wäre unrecht. Ehre auch dem Feinde!

Was uns aber den großen Erfolg gab, war neben der Tapferkeit und Ausdauer unserer Feldgrauen und neben einer augenscheinlich mustergültigen Verwendung unserer Artillerie der unwiderstehliche Siegerwille der höchsten und auch der unteren Führung. Das eine Streben nach vorwärts beherrschte alles. Es traf zu, was Freiherr v. d. Golz fordert, als er von den Verfolgungen Napoleons spricht: „Der Vernichtungstrieb, welcher in der Seele der größten Feldherren dämonisch wirkte, brachte die Verfolgungen bis zum äußersten in Gang. Sie werden wieder eintreten, wenn unsere Kriegsführung an Leidenschaftlichkeit gewinnt und ihr zugleich die alte Besonnenheit zur Seite bleibt.“



Auf der Verfolgung in Ostgalizien.
Gemälde von Professor Angelo Jank.

Tiroler Landsturm.

Am Vormittag hatten wir zu Innsbruck im „Breinöhl“ einen bayrischen Frühlingschoppen gemacht. Das helle Breinöhl-bier war prachtwoll, und der Heinerle zwinkerte mit den Kenneraugen: „Der Stieglbräu in Salzburg macht kein bessers nicht. Mein Lieber, das gibt's nicht, daß der ein bessers macht.“ Er stieg tief ins Krügl, und schon während er den leeren Krug ablegte, schrie er laut durch die Gaststube: „Stasi, was is's!? Seit ara Viertl'stund sig ih truch da. Es is a Sünd und a Schand.“ — Und die Stasi lief.

Wir saßen an der Fensterfront und konnten über die Maria Theresia-Straße in ein Kaffeehaus gucken, in dem Studenten waren. Und der junge Tiefenbrugger sagte, mit dem Daumen verächtlich über die Schulter weisend: „Da signs' jetzt, die Wallischen, und zuzeln einen Kafeh! Er dehnte das Wort empört; aber der Heinerle meinte fröhlich: „Die schaun wir uns aber an!“

Na ja, wir gingen hinüber und tranken unser Viertele. Italienische Studenten saßen uns gegenüber — sie tranken wahrhaftig Kaffee, um zwölf Uhr mittags, bei ihrem „offiziellen Frühlingschoppen“, den sie den deutschen Studenten abgegudt hatten. Kaffee!

„Und die wolln amal was wern!“ — Der Heinerle räusperte sich stark, als er den Satz geprägt hatte. Und der alte Tiefenbrugger, den zu besuchen wir nach Innsbruck gekommen waren, nickte bedächtig: „Das geht nit in die Knochen, das Gesäß. Und wann's einmal soweit ist und das große Kaufen geht an, aber dann wern sie schaun, die Wallischen! So eine Brüh tut keine Mannsbilder nit machen!“

Dann hielt der Heinerle den Anblick nicht mehr aus; der junge Tiefenbrugger ärgerte sich außerdem rechtschaffen über das „wallische Geschnadder“, und wir bummelten weiter. Es war ein wundervoller Tag unter blauen Himmeln. Die Sonne beschien das bunte Bild Tiroler Landestrachten; ich glaube, es war damals große Trachtenschau in Innsbruck, und der Nachmittag sollte ein riesiges Kellerfest bringen. Fein, so was. Durch die Straßen wanderten die Scharen in Grün und Rot und Grau mit Riesenhüten und schillernden Hahnenfedern. Weiße schön gestricke Zwickelstrümpfe über festen Tiroler Wadeln. Derbe Schuhe, die der Gürtler durch silbernes Schnallenwerk zum Sonntagsstaat gepaßt hatte. Fahnen mit dem Tiroler Adler. Und Wädel, frische Tiroler Wädel — das Sntal hatte einen Festtag.

Der alte Tiefenbrugger führte uns ins Panorama: die Schlacht am Berg Isel. Er erklärte voll Stolz und freute sich, daß wir dann einen Ausflug auf den Berg Isel vor-schlügen. Als wir das Gelände des großen Bauernkampfes absritten, ging sein ganzes Herz auf, und der junge Tiefenbrugger warf in seine Rede fast eiferfüchtig dazwischen: „Sch bin bei die Kaiserjäger gestanden bis vorigs Jahr — sein auch keine schlechten nit, die Kaiserjäger. Und wann uns Tirol einmal brauchen tät...“

Die Iselbahn führte uns wieder nach der Maria Theresia-Straße zurück. Wir sahen an der Endstelle viele Menschen sich um einen Mann drängen, der ein Telegramm anschlug: „Der Mord in Serajewo...“

Wir keilten uns in den Leutehaufen ein, der nach dem Telegramm starnte, lautlos, kaum atmend.

Und dann rollten die Tiroler Trachtler die Fahrentücher um die Stangen und schulterten die Stangen — heimwärts. Das Kellerfest fand nicht statt. Die Musikbänden zogen ab, die Instrumente unterm Arm. Innsbruck leerte sich. Und alle die Schwärme, die die Stadt verließen, waren schweigsam, und die Tiroler kochten in ihrem tiefsten Innern Meinungen und Folgerungen über das Ereignis aus. Die Wädel gingen erschrockenen Blicks neben den Männern her, die sie nicht zu stören wagten.

Der Straße fehlten alle Szenen der öffentlichen Gebärden und der lauten Sprache. Die Tiroler blieben sich treu: starke Gefühle im Innern verarbeitend ohne Haß und ohne Gesehenwerden.

Die beiden Tiefenbrugger gingen stumm in unserer Reihe, und wir störten sie nicht. Aber als wir an dem Kaffeehaus wieder vorbeifamen, in das uns die Frühlingschoppenlaune geführt hatte, sah mich der alte Tiefenbrugger an und brummte: „Was die Serbischen sein, die ham's auch mit der Kaffeebrüh. Das sein alle keine richtigen nit. Und die Wallischen — Hund seins, das sag' ich euch!“

Jetzt redte der junge seine vierundzwanzig Jahre hoch und breit: „Paß nur auf — der Kaiser Franzl wird an seine Kaiserjäger schreiben; das sein die schlechtesten noch lange nit in der Welt!“

„Und sein wir leicht die lösen!“ knurrte ihn der Vater an. „Meinst, die Standschützen kann der Kaiser nit brauchen!“

Ich sah mir den Jungen und den Alten an. Der Vater schleppte den linken Fuß etwas nach — beim Zirbenfällen am

Gelände über den Allerheiligenhöfen hatte ihn einmal ein Stamm „derwischt“. Aber der Mann war breit und derb, und die hellen Augen unter den wilden Brauen waren zielfischer. „Meinst, die Standschützen gehen leicht nit mit? Denen braucht er nit erst zu schreiben, der Kaiser Franzl.“

Der Kaiser hat ins Landl geschrieben...

„Der alt' Kaiser Franzl, was der alles aushalten muß in seinem Leben — und das Schicksal kann ihn doch nit der-zwingen. Immer ist der gache Tod im Haus und reißt alles weg. Und dem Kaiser sein Weib — Gott hab' sie selig — die hat ein Wallischer umbracht. Aber den Kaiser derzwingt das Schicksal nit.“

„Die serbischen Hund' — und die andern stecken dahinter.“ Der alte Tiefenbrugger spricht zu seinem Sohn und spricht zu den zwei alten Knechten, zum Niklas und zum Much.

„Das merkt's euch,“ schreit der Tiefenbrugger, „daß ein Wallischer die Kaiserin umbracht hat. Und die Serbischen und die Wallischen, die sein sich gleich. Tagdieb' und Ragle-macher, die passen schon zusammen.“ Der junge Sepp Tiefenbrugger klopft sein Pfeiferl aus und steckt es in die Tasche. „Pad' z'amm, Bue,“ schreit der Tiefenbrugger, „pad' z'amm. Der Kaiser laßt sich nit mehr gefallen von bene Schlawiner. Hau' zu und laß keinen Streich nit daneben gehn. Ich kann halt nimmer mit. Saubagafel, Hundsterl seins alle miteinander. Sepp, du mueßt hart zuehaun!“

Der alte Much: „Wann's mir nit immer so g'starrig sein tät im Kreuz, ich wüßt schon woaus und wohin.“

Wie der Sepp Tiefenbrugger den Hof verläßt, sagt der Much: „Niklas, meinst nit auch, daß wir zwei iht unser drei stellen müssen? Wär eine Schand, wann wir das nit täten.“

Der Niklas: „Das Daheimbleiben is eine Schand.“

Am nächsten Sonntag standen sie alle drei auf der Schießstatt, der Bauer mit seinen zwei Knechten. Der Tiefenbrugger schoß etwas schneller als sonst, aber der Much hielt die alte Büchse noch viel länger hin als gewöhnlich. Der Lauf suchte schwankend, aber zäh, und wenn's knallte, war's ein Treffer. Der alte Standschütz hatte sonst nur immer genickt, wenn der Zieler anzeigte, aber heut stieß er jedesmal den Niklas an: „Dieselbig Kugel is sein wieder nit daneben gangen, das mueßt dir merken.“

Aber der Niklas hatte nur seinen Bauer im Auge und schalt: „Er zieht halt viel zu schnell ab. Das ist keine Art und Weis' nit, wann einer so hinauspulvert.“

Dann guckte auch der Much nach den Bauern und setzte im Schießen aus. Er wollte ihn ansprechen, aber er besann sich wieder und zündete sich erst ein Pfeif an. „Halt staad,“ sagte er sich und schmauchte die Pfeif zu Ende, „halt staad.“ Und dann hatte er sich beruhigt und den Fall überdacht; er tupfte dem Bauer auf die Schulter und wisperte: „Bauer, daselbig ist keine Schießerei nit. Das ist eine Kracherei, aber keine Schießerei nit.“

Und der alte Tiefenbrugger: „Wann ich halt einen Zorn in mich hineingefressen hab'. Die serbischen Hund' — und die andern stecken dahinter.“

Der Much wehrte bedächtig ab: „Drum darf kein guter Standschütz sein Pulver nit vertun. Der Kaiser braucht's, daselbig Pulver.“

Der junge Tiefenbrugger schrieb heim:

Der Hauptmann sagt, daß die Wallischen eine Saubagafel sein. Da heißt's vorn und hint ausschlagen. Aber der Kaiser braucht seine Leut überall, und für die Bagafel sein die Kaiserjäger viel zu gut. Die Jungen sein die schnellen und müssen weit ins Rußland hinein. Und die wo da nit mitsaufen können, die müssen dafür sorgen, daß das Landl sauber bleibt. Kein Wallischer darf nit herein, so lang als der Berg Isel steht. Da hat der Vater meine Meinung, und wann die zwei alten Knecht daheimbleiben wollen, das wär wohl gut für die Ämt. Sonst bringt man ja den Traid nit herein, und der Traid ist so gut als wie Pulver und Blei. Und auf den Niklas und den Much kann sich der Vater schon verlassen, was alte Roß sein, die ziehen auch noch ihren Wagen. Muß man halt die Weiberleut vorspannen. Weibslent sein genug auf der Welt...

Als der alte Tiefenbrugger am Pfingstsonntag nach der Alfswies zog, zur Heerschau der Innsbrucker Standschützen, mühte er sich, das linke Bein stramm zu halten, wie damals, als er ein zweitesmal auf die Freit hatte gehen wollen. Und breit und fest und derb ging er in den Reihen, die den Wallischen den Tod geschworen hatten. Der Niklas frug beifällig: „Wie alt ist iht der Bauer?“

Der Tiefenbrugger log zwei Jährl weg und verharrte auf zweiundsechzig.

Gut, log der Niklas auch und verjüngte sich straffen

Leibs: „So sein wir alsdann in die gleichen Jahr. Und das sein die allerbesten, die mit zweiundsechzig. Aber der Much halt, das ist ein ganz alter Knochen“ . . . Und die beiden marschierten weiter.

Hinter dem Haufen ging er bekümmert her, der Much. Gebückt als sonst und in seinem Innersten weinend: Wann man halt zu gar nix mehr wert ist!

„Much!“ schrie der Tiefenbrugger plötzlich, „Much!“

Der alte Knecht hörte den Ruf ins Herz hinein und freute sich an dem Klang. Er horchte auf den Schall und dichtete das Wörtl um: Mein lieber alter Much! Mein lieber alter Much — ich kann ruhig ausziehen, wann du dableibst, mein lieber alter Much!

„Bauer!“ schrie er und rannte nach.

„Much, gel, du halst mein Sach z'samm! Much!“

Er wollte ganz laut Ja schreien, aber es ging nicht. Und als er endlich die Stimme wiederfand, da wurden aus der einen Silbe ganz andere Sachen: „Aber lang hinhalten, Bauer! Und nur keine Kracherei nit, wo man ein jedes Körndl Pulver . . .“

Dann brach er ab, und sein Rücken wurde wieder krumm. Er kehrte um und ging heim und sah nach dem Vieh.

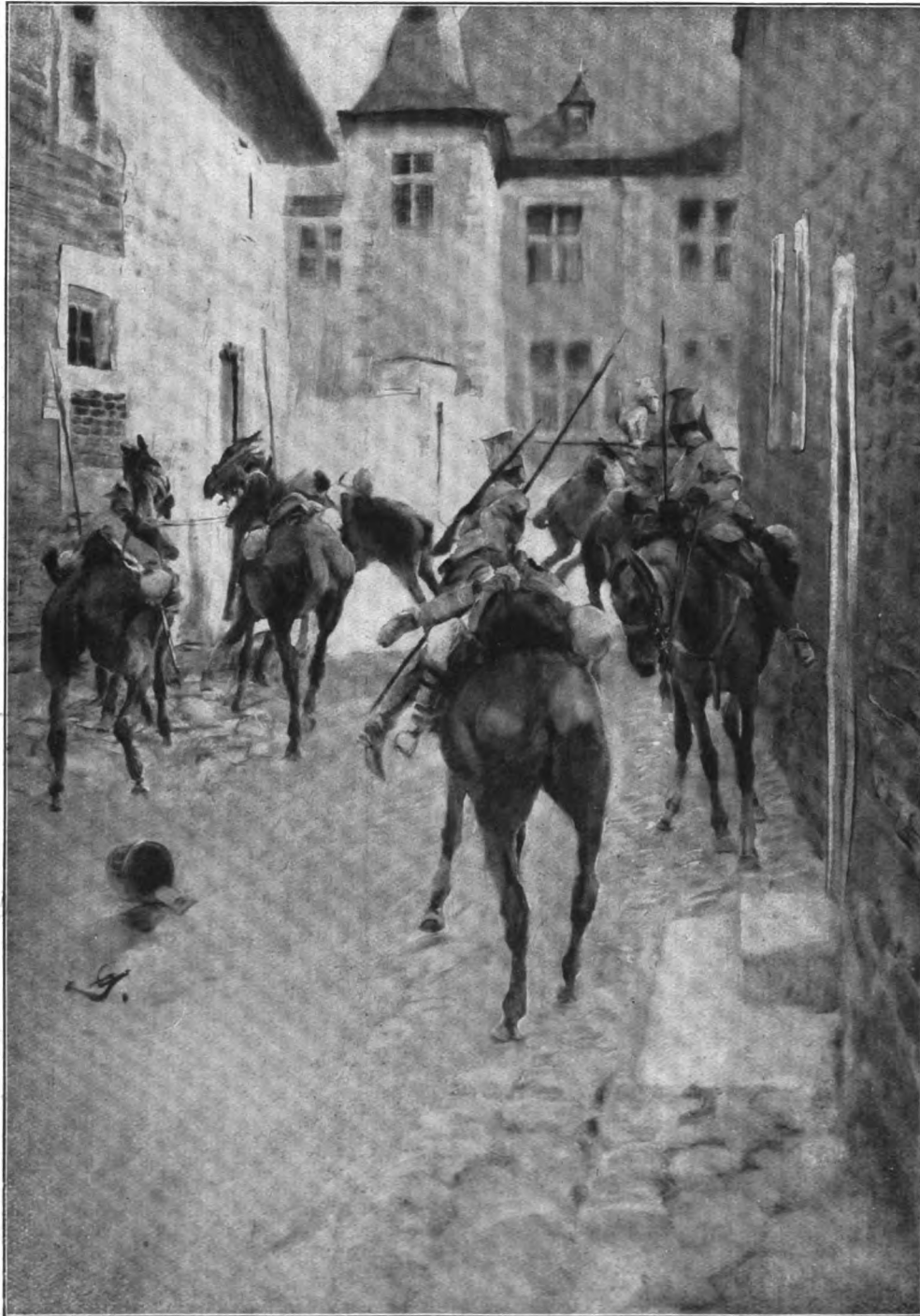
Die Jungdirn, das Moidele, hatte eine Frage.

„Much, wie mueß man ein Blei gießen?“

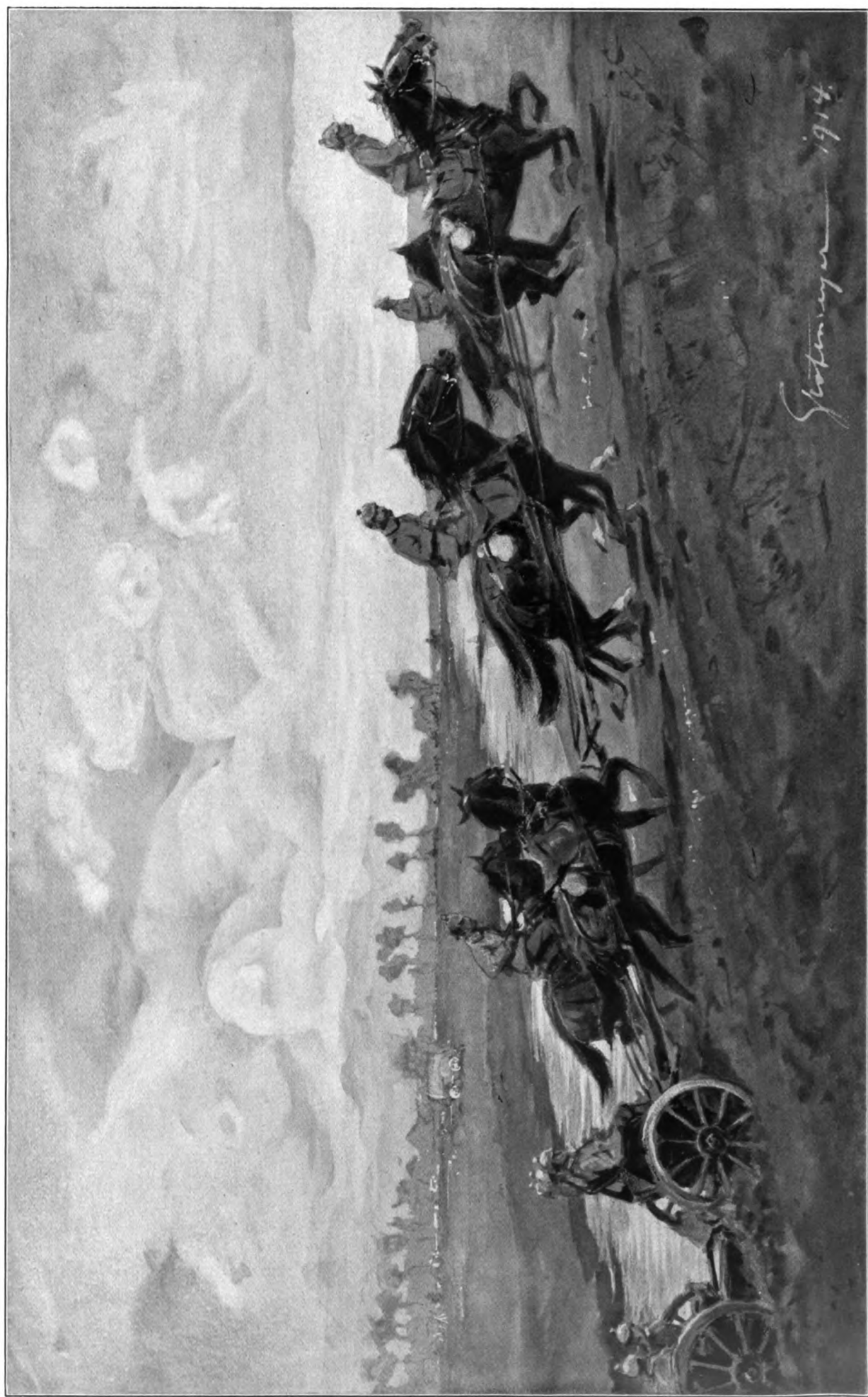
„Was schafft?“

„Wie daß man Bleifugeln gießen mueß?“

Der Much schrie sie an: „Ich muß den Nachbar fragen.“ Und als das Mädel erschrocken den Stall verließ, streichelte er seinen Lieblingsgaul und lehnte sich an ihn und weinte wie ein Kind.



Marm. Gemälde von Wilhelm Schreuer.



Auffahrende Batterie am Merkanal.

Zeichnung von Fritz Grottemeyer, der zurzeit auf dem Kriegsschauplatz in Flandern weilt.

Kriegschronik:

15. Juli: Angriffe in den Argonnen zurückgewiesen. — Die Russen zünden Windau an. Kämpfe bei Franciszkowo, Ojowa, Olzanka, Krusca und Tartak-Lipniki. Praschnyz wieder von uns besetzt. — Vergebliche Angriffe der Italiener am Plateau von Doberbo.
16. Juli: Die Windau nördlich Popeljany überschritten; Siege bei Kolno und südlich Praschnyz. Erstürmung russischer Stützpunkte bei Sokal am Bug. — Angriffe bei Ruffredo und Schluderbach — Teufelstein abgewiesen.
17. Juli: Zurückweichen der Russen östlich der Windau und zwischen Pissa und Weichsel gegen den Narew. Sieg bei Krasnostaw. Kämpfe westlich Gragowiec, an der Bystrza und nördlich Krasnik.
18. Juli: Kämpfe bei Les Eparges. — Sieg über die Russen bei Alt-Ruz; 3600 Gefangene; Kurshany genommen. Erstürmung von Poremby und Wyk, Durchbruch bei Miodzianowo. Krasnostaw und Höhen von Jolkiwka genommen. — Der italienische Kreuzer »Giuseppe Garibaldi« torpediert.
19. Juli: Tuckum und Windau besetzt. Zwischen Ostrolenka und Nowo-Georgiewsk 28.000 Gefangene. Kämpfe bei Pilaszkowice und Ciepilow. Uebergang über die Wolica bei Grabowice und über den Bug bei Sokal; 16.000 Gefangene.
20. Juli: Angriffe bei Hooge-Üpern, Souchez und

Fricourt abgeschlagen. — Kämpfe bei Groß-Schmarben, Gründorf und Ufingen. Vorwerke von Ostrolenka erobert; Erstürmung von Kofrzyn, Befestigung von Rabom. — Vergebliche Angriffe der Italiener bei Pogora, Sdrauffina und Monte Cosich.

21. Juli: Kämpfe bei Münster, Mühlbach und südwestlich Reichsackerkopf. — Rückzug der Russen östlich Popelany und Kurshany sowie aus der Blonie-Grojec-Stellung; ihre Niederlagen nördlich Smolen, Borzechow, Plaski-Biskupica und nordöstlich Krasnostaw.

22. Juli: Heftige Kämpfe am Reichsackerkopf. — Vor Warschau werden die Russen in die Linie Blonie-Nabarzyn-Gora-Kalwarja gebrängt. Iwagorob eng eingeschlossen. Kämpfe bei Szawle, Chobel und Borzechow. — Heftige Angriffe der Italiener bei Monte Cosich bis Palazzo, gegen den Görzer Brückenkopf und auf Monte Sabotino abgewiesen.

23. Juli: Vergebliche Angriffe auf die Linie Eingeckopf-Barenkopf. — In Kurland 6500 Russen gefangen. Die Deutschen rücken an den Narew und an Warschau näher heran. Die Russen nordwestlich Grubleszow und an der Bugstrecke Kamionka-Strumilowa-Krystynopol-Sokal zurückgeworfen.

24. Juli: Sieg bei Szawle, Rozalin und Szabow. Rozan und Pultusk erobert, den Narew überschritten. Nördlich Pilicamündung deutsche Truppen an der Weichsel; südlich von ihr bis Kozi-

nica die Russen über die Weichsel gedrängt. — Die österreichische Flotte zerstört zahlreiche Bahnlinsen der italienischen Ostküste.

25. Juli: Kämpfe bei Caunois, südlich Ban de Sapt. — Bei Szawle noch 6000 Gefangene. Nafelsk-Gzow erreicht. Südlich Warschau wurden Uftanow, Ebiska und Jazgarzew erstürmt. Vergebliche Angriffe bei Iwagorob und südlich Krylow. — Italienische Angriffe bei Doberbo abgewiesen.

26. Juli: Nördlich des Njemen bei Poswol und Poniwiz 1000 Gefangene. Auch oberhalb Ostrolenka wurde der Narew überschritten; einige Tausend Russen gefangen. Bei Grubleszow 1500 Gefangene. — Vergebliche Angriffe der Italiener am Plateau von Doberbo und im Görzischen.

27. Juli: Vorstoß aus Mitau abgewiesen, ebenso Angriffe aus der Linie Gomerowo-Wyszkow-Serock (3300 Gefangene). Nördlich Grubleszow 3900 Gefangene. — Heftige italienische Angriffe bei Doberbo zurückgeschlagen.

28. Juli: Erfolgreiche Kämpfe bei Souchez und am Eingeckopf. — Zwischen Mitau und Njemen 1000 Gefangene. Östlich Rozan wurde Gomerowo genommen. Vergebliche Angriffe nördlich Serock beiderseits des Narew und südlich Nafelsk. Westlich Blonie wurde Pierunow erstürmt. — Der zweite Durchbruchversuch der Italiener am Isonzo abgeschlagen; ihre Gesamtverluste dabei rund 100.000 Mann. — Die Eisenbahn von Ancona bis Pescara von österreichisch-ungarischen Kreuzern beschossen.

Ablösung. Von Leutnant v. Donop.

Über der Ebene nach Süden und Westen liegt ein leichter Mondnebel und hüllt die weißgrauen, zerflossenen Dörfer, die dichten Wälder und die Wiesen in ein ungewisses Dämmerlicht. Lautlos steigen am Horizont weiße, blendend helle Funken für Augenblicke auf, dann rötliche Sterne, die länger leuchten:

deutsche und französische Leuchtkugeln. Dem Neuling ein Feuerwert, dem Kundigen ein Zeichen, daß dort weit unten irgendwo eine faden dünne Linie liegt, ein Strich nur, eine lüdenhafte Reihe von Männern, geduckt in einem Graben hinter Sandsäcken und Stahlschilden. Und dieser Faden, das ist unsere



Sturmangriff deutscher Truppen auf eine Höhe in den Argonnen. Phot. Leipziger Presse-Büro.

neue Grenze, dahinter liegt letzten Endes unsere Kultur und unser Leben, unser Arbeiten, unser blühendes Land. Reizt der Faden, dann leb wohl Arbeit von Geschlechtern und langen Jahrzehnten! — Über uns steigt schroff ein Bergkegel empor; verwegend sitzt auf der äußersten Kante ein altersgraues Gemäuer, seiner Form nach schon an Böcklin'sche Märchenbilder machend, ein alter Sommerfisch mittelalterlicher Bischofs, jetzt zum friedlichen Gutshof herabgesunken. Und unten am Hang liegt geduckt eine kleine Stadt, bei deren Anblick der Beobachter sich zunächst vielleicht an eine Laubenkolonie in Berlin MD. erinnert fühlt. Kleine Häuschen aus Brettern mit Dachpappe gedeckt, schmale, roh gepflasterte Wege, gehauene Treppenstufen und dazwischen kleine verstaubte Sträucherlein. Weinreben! Und auf einmal sieht man vor sich, welch graufiges Bild der Verwüstung diese geschäftige Steinanlage deckt. Unten das Dorf ist als Bohnstätte einmal gewiesen, und wo der Wein reifte, da haben die Fremdlinge ihre Hütten aufschlagen müssen. Aber solche Gedanken liegen den Insassen der geheimnisvollen kleinen Stadt fern, müssen ihnen mit Notwendigkeit fern liegen, denn sie, die seit endlosen Monaten hier einen eintönigen, nie endenden und dabei so nervenzerrisenden, lebensgefährlichen Wachdienst ausüben, können sich die mitleidigen, nachdenklichen Gedanken nur in wenigen Feiertagen gestatten. Und gerade jetzt heißt es wieder „Ablösen“. Langsam schlürfen graue Gestalten über die Steine und sammeln sich zu einer langen Reihe. Ist das eine Wachablösung? Formlose runde Deckel bedecken den Kopf; wo sonst eine Helmpitze saß, flattert ein leerer Zipfel. Das Gewehr hängt beliebig über der Achsel oder um den Hals; der trägt ein Paketchen, der eine Zigarrentafel in der Hand, die Rechte stützt sich auf einen, oft recht abenteuerlich gestalteten Handstock. Der trägt Stiefel, der ein paar Widelgamaschen um die Beine, man möchte annehmen, daß sich da eine Anzahl verwitterter Hochwildjäger in aller Frühe zum Treiben versammelt hätte. Ein leises Zeichen, und die lange dünne Schlange setzt sich in Marsch. Durch die bleiche Ruinenstadt, wo an zerfallenen Mauerecken kleine Bretterbuden stehen, geht es hinaus auf die Landstraße. Zur Linken steigen drohend die steilen bewaldeten Hänge an, das vielumstrittene Waldgebiet, wo irgendwo weit vorn unsere Gräben liegen. Gleichgültig tappt die Kolonne dahin, die dicke Staubluft legt sich auf die Lunge, und ein Windhauch treibt uns einen üblen Verwesungsgeruch in die Nase. Das sind die Pferde vom vorigen Jahr. Wer hatte damals Zeit, sie tief eingraben? Ganz allmählich, aber lange, lange steigt die Straße an den steilen Hängen empor; rechts und links hohe Buchenheden, und dann sind wir oben auf der endlos langen geraden Straße, die fast unaufhörlich durch den dichten, urwaldartigen Forst läuft.

Es ist still, nur aus der Weite klingt ein dumpfes, tonloses Poltern, ganz fernes Feuer schwerer Artillerie. Uns entgegen tönt Gesang! Noch sind wir in der sicheren Zone, und von vorn kommen die Abgelösten aus der Stellung. Wieder einmal haben sie ihre Tage hinter sich, und mit dem unverwundlichen leichten Sinn des Feldsoldaten haben sie damit zunächst einmal alles überstanden. Wer hielte diesen Krieg aus ohne solche Einbildungskraft?!

Rechts und links im Walde ein geheimnisvolles Leben. Nichtlein huschen hin und her, kleine Feuer brennen im Dickicht, und das Auge gewahrt die Umrisse von Laubhütten und festen Blockhäusern, ja, ein kleines gefälliges Schweizerhäuschen scheint man da gebaut zu haben.

Wagen rasseln uns entgegen. Stumm und formlos hocken die Fahrer und Begleiter auf ihnen, und gebeugte Gestalten, mit einer Hand sich festhaltend, traben hinterher.

Plötzlich brüllt es im Walde auf, und entseht duckt sich der Neuling zusammen, angstvoll schaut der Unerfahrene nach der Seite. Die alten Leute stapfen weiter! Ein Freund hat sich hier bemerkbar gemacht, eine der schweren Batterien, die, im Dickicht versteckt, ihr Feuer auf einen Gegner, wer weiß wo hinten hinter den Bergen, richten. Wie anders kündigt sich der Feind an! Auch den Abgehärteten durchschauert es, wenn er das ferne Summen hört, das sich blitzschnell zu einem fürchterlichen Pfeifen steigert, um in einem wilden Donnerschlag sein Ende zu finden. Endlos dehnt sich der Weg, und lautlos kommen uns jetzt die dunklen Reihen der Abgelösten entgegen: wir sind in der Gefahrzone. Noch einmal geht es bergauf, bergab, dann biegt der Weg nach einem etwas steileren Anstiege ab in den dichten Wald, auf einen Fußweg. Die kurze Nacht ist im Schwinden: ein mißfarbenes graues Licht liegt über dem Ganzen, und das Auge des Übernächtigen überblickt fröstelnd ein widerwärtiges Bild der Verwüstung. In Schlangenlinien windet sich der Pfad durch das Dickicht, in das hier und da anscheinend eine rohe Riefenfaust gegriffen hat. Wie ein Bündel Gras ist das Jungholz zusammengeknickt und zu Boden gedrückt; auf dem Wege hier und da ein Loch, an den zackigen Rändern leuchten die weißen Bruchsteine, und an den hochstämmigen Buchen hängen die starken Äste zerknickt, fegenartig herunter.

Und laut wird es! Rechts und links scheinen übermütige Pferdetreiber zu stehen, die mit langen Peitschen sich im grellen Knallen gegenseitig überbieten wollen, und dann wieder faucht etwas Unsichtbares — einer gereizten Kage gleich — über uns weg. Hastig und lautlos strebt alles weiter, wie ein gewaltiger Magnet zieht es diese anscheinend müden, übernächtigen Männer nach vorn in das graue Unbekannte, wo irgend etwas Entsetzliches zu lauern scheint. Mit Schritt und Tritt nimmt das Grauen der Zerstörung zu, und endlich steht man in einem Hochwald, einem ehemaligen Hochwald, wo tausend Teufel sich ein mörderisches Ringen geliefert zu haben scheinen. Stück für Stück sind die starken Bäume in der Mitte zerschmettert, die mächtigen Kronen oft wie ein Rohrkopf unmittelbar neben das Stammende gestellt. Kein Baum hat sein Gezweig mehr; wie traurige Besenreiser starren die entblätterten Äste in den Morgennebel. Und auf dem Boden ein Gewirr von rostigen Drähten, das Erdreich zermühlt und zerrissen wie eine Kraterlandschaft. Dann wieder ein Gewirr von schmalen Gräben, als ob Mäuse den Wald zernagt hätten; schwarze, kleine Erdböhlen gähnen uns entgegen, in deren Rahmen bisweilen flüchtig menschliche Gestalten auftauchen, Erdmännchen und Gnomen gleich. Und immer lauter und gellender wird das Peitschentnallen der unsichtbaren Lärmacher, und immer häufiger faucht und summt es über uns. Und dann wieder zwei erschütternde Schläge weiter vorn, vor deren Wucht die kleineren Geräusche zu ersterben scheinen. „Unsere Minenwerfer“, sagt kurz der Unteroffizier an der Spitze, und mit einer gewissen Befriedigung vernimmt man die Kunde, daß diese donnernden Gewalten in unserem Dienste gearbeitet haben.

Plötzlich ist der Wald zu Ende. Hastig drängt alles über einen schmalen Wiesenstreifen, und dann stehen wir an einem steilen Abhang, dessen Fläche von oben bis unten mit weißen Steinhäufen bedeckt ist. Ein Höhleneingang neben dem anderen führt in den Berg, und hier und da kündigt ein schwacher Lichtschimmer, daß Menschen darin hausen. Wie heimlich und geborgen kommt man sich hier vor, das Gellen und Pfeifen hat fast ganz aufgehört.

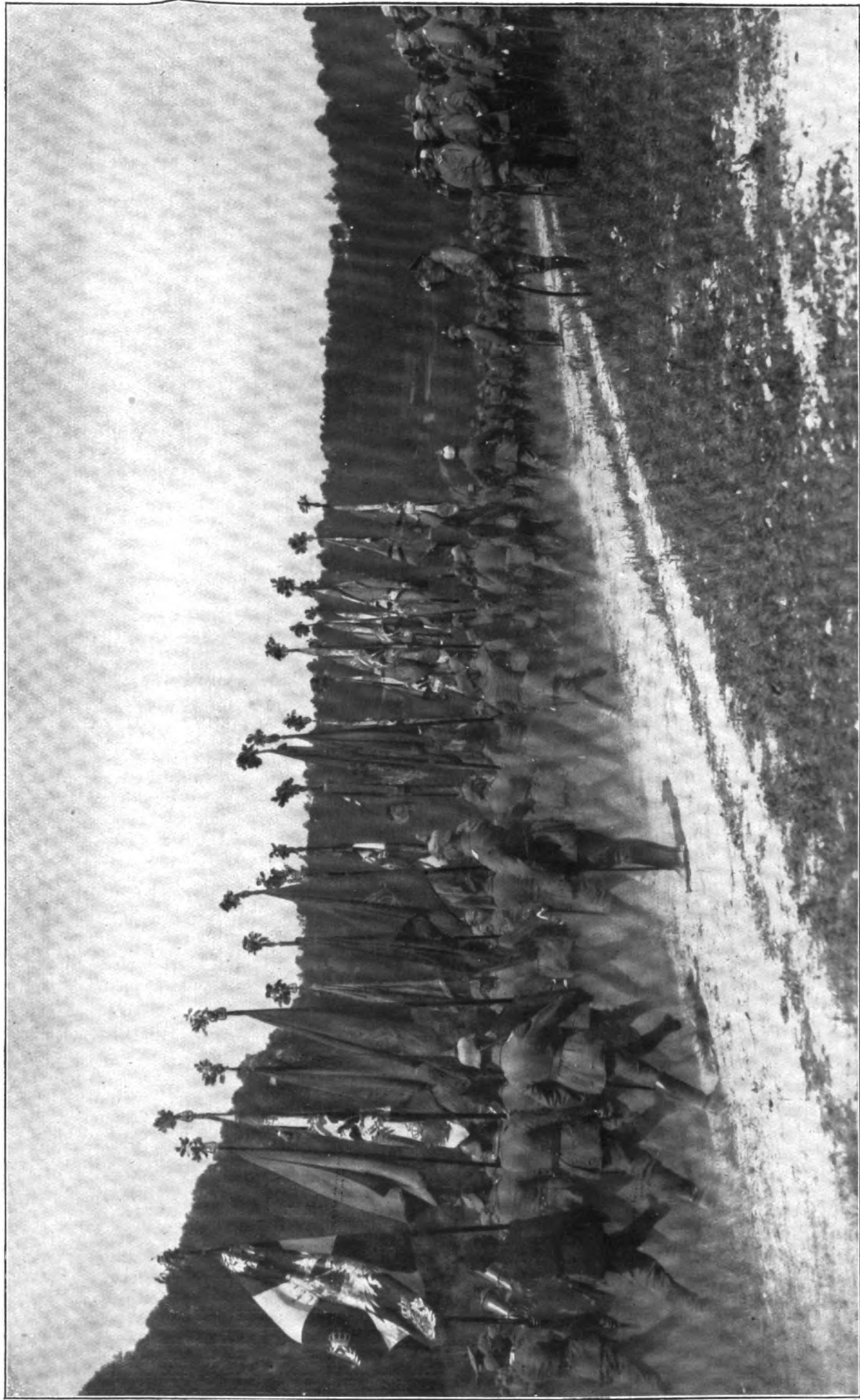
Aber weiter geht es, den Hang entlang und dann in einen schmalen Einschnitt, anscheinend geradewegs in den Berg hinein. Doch es bleibt oben hell; wir schieben uns durch einen ganz schmalen, fortwährend die Richtung ändernden Graben vorwärts. Jetzt beginnt auch das Konzert wieder. Tada, tada, gellt es uns in die Ohren, jiu, jiu pfeift es, und schmetternd schlagen schwere Körper irgendwo zwischen die Stämme. Der Weg erweitert sich, der Graben wird breiter, dafür aber noch tiefer, hin und wieder stehen bewegungslos dunkle Gestalten in Nischen und Winkeln und starren nach vorn, ohne unser zu achten. Ein Licht flammt auf, das Astwerk der Bäume wirft seine Schatten wie feines Filigran über die steilen Wände und die dunklen Gestalten, dröhnend prallt es am jenseitigen Hang, und alles versinkt wieder in Nacht.

Plötzlich stockt der Vorderste, eine kleine Seitenrinne öffnet sich, eine Gestalt erhebt sich, flüstert dem ersten Mann ein paar Worte zu. „Stellung A. 1. Führer —“. „Ablösung“ haucht es zurück. Geduckt geht der Führer, geduckt schleicht alles hinterher. Rechts eine Nische. Ein breiter Stahlschild unter Zweigen, einige zusammengefauerte Gestalten, Blechkästen; schwachleuchtendes Metall: ein Maschinengewehr in Feuerstellung. Nun heraus aus dem Graben aufs freie Feld in zertretenes Buschwerk. Jetzt hört das rätselhafte Peitschentnallen auf, und auch der größte Anfänger erkennt nun einwandfrei, daß dreißig bis vierzig Meter vor ihm mit Gewehren geschossen wird. Zu sehen ist nichts. Um alles in der Welt, wir laufen doch anscheinend auf ebenem Boden spazieren, und ein paar Meter von uns schießt man auf uns! Warum liegen wir eigentlich nicht schon alle getroffen da? Ja, es ist unerklärlich; erst am anderen Morgen begreifen wir.

Noch einige Schritte, halb kriechend halb gehend, und vor uns schimmerte etwas Weißes, eine Reihe aufgeschichteter Säcke und davor ein dunkler Einschnitt. Wir rutschen heran, und da liegt wieder ein Graben, und da stehen wieder Leute, jeder starr nach vorn gerichtet. Nur ein Offizier wendet sich zu uns. „Alles gut.“ flüstert er, „nur kleiner Feuerzauber vorhin, es wird wohl ruhig bleiben.“ Ruhig? Und dabei diese Knallerei? „Sind nur Anglisthüffe. Der Gegner denkt, wir wollen angreifen, und bei uns sind auch mal wieder welche wild geworden und mußten Patronen los werden.“

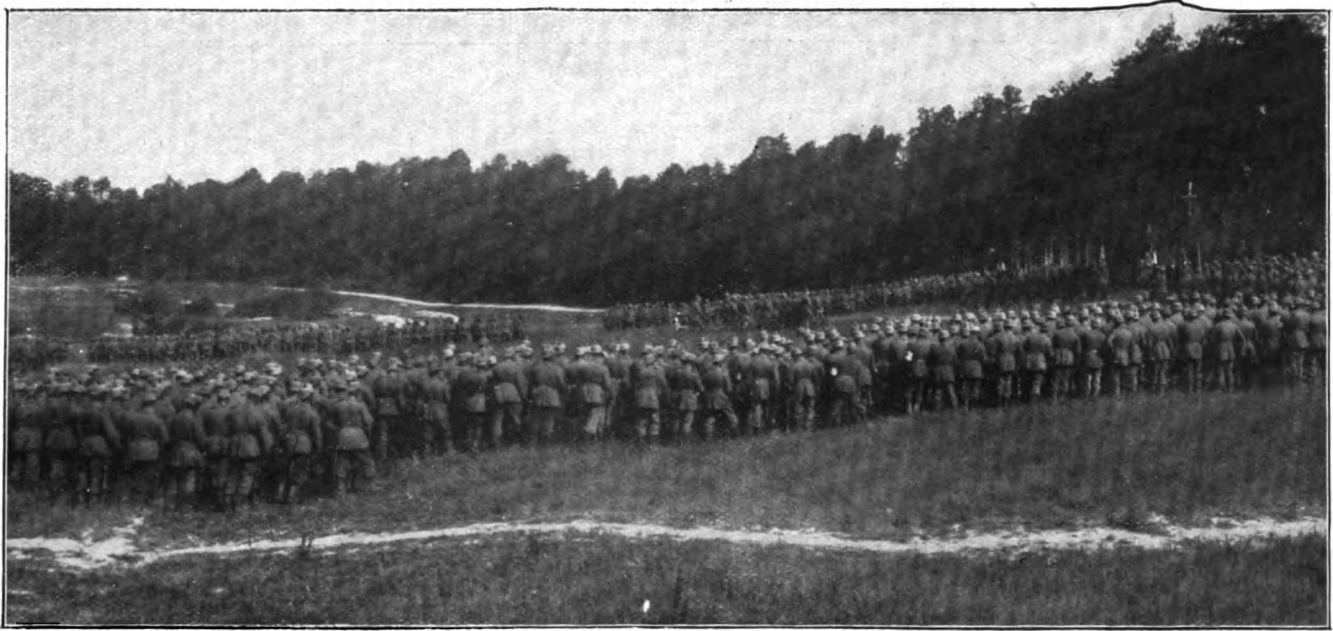
Alles schiebt sich nacheinander in den Graben, ein jeder Mann stellt sich neben einen der stummen Wächter, und nach einigen geflüsterten Worten zieht dieser sein Gewehr aus der Scharte, der Neue schiebt seins hindurch und starrt nun seinerseits nach vorn. Langsam drängen sich die Abgelösten zurück, die neue Stellung ist noch eng, in den schmalen Gräben können sich zwei Leute kaum ausweichen.

Es ist wirklich ein ruhiger Tag heute, und auch den Neuling überkommt bald ein gewisses Gefühl der Sicherheit, wenn er erst an seinem Blage steht und sich



Parade der Siegreichen württembergischen Regimenter in den Argonnen vor dem Kronprinzen; hinter dem Kronprinzen Generalfeldmarschall Graf Haefeler.

Mus. a. Montanlauf



Dankgottesdienst der siegreichen württembergischen Regimenter in den Argonnen, an dem auch der Kronprinz teilnahm. Phot. A. Menzendorf.

nun wirklich als Grenzwehr im eigentlichen Sinne fühlt. — Die dünne Linie, jener Faden, den die Heeresleitung über Berg und Tal gespannt hat, hält. Er dehnt sich einmal, er reißt vielleicht sogar, aber wie die Drähte des hundertmal zerstoßenen Feldtelefons wieder und wieder erneuert

werden, so ist auch hier der Erlatz nur eine Frage weniger Tage und Stunden. Und es kommt eine Zeit, da werden die Fäden weiter und weiter gezogen werden, und diese Aussicht hilft manchem hinweg über das unheimliche Einerlei der „Ablösung“.

☒ Eine Johannerfahrt nach Galizien. II. Von Fedor von Zobelitz. ☒

Der Zug durchfährt eine Reihe kleinerer Stationen: Slotwina, Biadoliny, Bogumlowice, dann kommen wir nach Tarnow, einer stattlichen Bezirkshauptstadt am Dunajec unweit der Mündung der Biala. Vom November bis zum Mai haben die Russen sich hier nach ihrer Art wohnlich eingerichtet. Schon im Herbst waren die österreichischen Truppen gezwungen, die Stadt zu räumen, und damit begann auch die Flucht der Reicheren. Am 9. November verließ die letzte Patrouille heimischer Soldaten Tarnow, und am folgenden Nachmittag ritt eine Eskadron ein, der bald darauf eine ganze russische Division, Infanterie, leichte Artillerie und Kosaken, folgte.

Wir hatten einen längeren Halt in Tarnow, und auf dem wiederhergestellten Bahnhofe konnte ich einen mit der Binde des Roten Kreuzes geschmückten Einwohner sprechen, der die halbjährige Russenzeit in allen ihren Abschnitten mitdurchlebt hatte. Er konnte über das Benehmen des Feindes nicht klagen. „Die Division bestand aus anständigen Menschen“, sagte er. Nur den Juden ging es auch hier schlecht; die Reicheren wurde ohne weiteres verhaftet und als Geiseln nach Rußland geschafft, die Ärmern zum Straßenfegen und zu Arbeiten an den Schützengräben gezwungen. Die Juden spielen in Galizien eine bedeutende Rolle. Seit unter Stephan Bathori die katholische Wiederherstellung immer weiter um sich griff und damit die Gleichberechtigung der Protestanten aufhörte, wanderte allgemach die deutsche Bevölkerung aus, und das bis dahin rechtlose Judentum trat an ihre Stelle und verbreitete sich riesenhaft. Für die Juden Galiziens hat Franzos einst das Wort geprägt: „Jedes Land hat die Juden, die es verdient.“ Galizien ist ja nun allerdings lange, lange Zeit hindurch ein Stiefkind der Wiener Regierung gewesen, die sich ebensowenig um die Polen wie um die Ruthenen und die Juden kümmerte. Was ich selbst von galizischen Juden gesehen habe, den Juden des Markts und des Straßenhandels, ist ein jämmerliches Volk. Überall wimmeln ihre charakteristischen Erscheinungen umher: in langen, unsagbar schmutzigen Kastranen mit Ringelbändern vor den Ohren.

Eine eigentümlich zweideutige Rolle in diesem Kriege scheinen die galizischen Ruthenen gespielt zu haben. Sie stehen kulturell tiefer als die ungarischen, und es ist auch zweifellos, daß sie — vielleicht schon deshalb, weil sie größtenteils der griechisch-unierten Kirche angehören — ausgesprochene Zuneigung für Rußland haben. Aus Lemberg sind seit der Wiedereinnahme tausende von Ruthenen mit den abziehenden Truppen über die russische Grenze gewandert. Daß die Russen schonend mit ihnen verfahren, davon habe ich mich selbst überzeugen können; während die polnischen Dörfer rücksichtslos niedergebrannt und verwüstet wurden, ließ man die ruthenischen stehen. Die Ruthenen verstellen sich auch nicht, obgleich sie im allgemeinen aus ihrer eigentümlichen Verschlossenheit nur ungern herausgehen. Wenn finstere Blicke den deutschen und österreichischen Soldaten entgegenprühen — sie kommen sicher aus den Augen rußnatischen

Volks. Eine seltsame Gesellschaft: ausgebeutet von den Juden, verachtet von den Polen, verlassen von ihrer Regierung, durch die fortgesetzte Bodenerstüchelung immer mehr verarmend und der Trunksucht anheimfallend, bilden sie vielleicht das bedauernswerteste (und auch das gefährlichste) Element im galizischen Kronland. —

Der Dunajec ist grün wie der Rhein, und die Schneefelder der Tatra mögen ihn gespeist haben, denn er strömt mit reißenden Wassern seiner Freundin, der Biala, entgegen. Die große Gitterbrücke über den Fluß wird noch ausgebessert. Zweimal ist sie gesprengt worden: am 9. November von den abziehenden Österreichern, die das Mittelstück in die Luft fliegen ließen, und dann wieder Anfang Mai von den Russen, die noch gründlicher dabei zu Werke gingen. Auch über die Biala ist wie über den Dunajec eine Notbrücke gezimmert worden, als Erlatz für die gleichfalls gesprengte eiserne. Es hat den Anschein, als hätten die Russen vielfach Knallgasgebläse verwandt. Die Eisenteile sind an den Bruchstellen wie geschmolzen, das Gitterwerk hängt zerrissen herab, ein Berg von Trümmern lastet in den verschulften Ufern des Flusses. Aber fleißige Hände sind tätig an der Arbeit; auch gefangene Russen hat man herangezogen, und unter ihnen sind neben vielen Kosaken mit tartarischer Gesichtsbildung auch Mannschaften von der Transamur-Grenzwehr zu erkennen. Aus allen Tiefen der russischen Steppen, vom Ural und von den Hängen des Kaukasus, aus Persien und von der Krim hat der kommandierende Großfürst Hilfstruppen herangerufen, um Rotrußland zu schützen. Aber es half nichts.

Um Tarnow erkennt man sinnfällig, mit welcher verzweifelten Anstrengung auf beiden Seiten gekämpft worden sein muß. Monatelang nisteten die Gegner in den Schützengräben gegenüber. Hier liegen die Laufgräben unserer Freunde, drüben auf dem andern Ufer des Flusses hatten die Russen sich eingegraben. Die tief ausgehobenen Linien durchschneiden dunkel die Erde und ziehen sich bis zu den Böschungen hinab. Andere Gräben sind schon wieder ausgefüllt und eingebaut worden; an den Rändern der noch offenen wuchern wilde Blumen; Drahtverhaue knäueln sich über die Felder. Ja, die Felder! Es mutet seltsam an, wie auf diesem Gebiet unausgesetzter Kämpfe die Ernte reift. Weizen- und Roggenmeere in goldig wogender Pracht: der Russe war klug und schonte die Ader, denn er wollte ja hier bleiben und hatte mit der neuen Ernte zu rechnen.

An der Bahn sind alle Gebäude zerstört; die Wärdhäuser bilden eine ununterbrochene Reihe kleiner Trümmerhaufen. Den Bahnhof zündeten die Russen vor ihrem Abzug noch schleunigst an, die großen gewerblichen Gebäude in seiner Umgebung sind zu Ruinen geworden, so eine Brauerei des Fürsten Sanguszko-Lubartowicz, des Herrn der Grafschaft Tarnow, der in der Nähe auch das Schloß Gumniska besitzt und im ganzen Kronlande reich begütert ist; ähnlich wie die Czartorisky, die Potocki, Sulkowski, Czertwytynski, Tarnowski und Mielzynski. Auch den polnischen Adel Galiziens haben

die Russen nicht mit zarten Fingern angefaßt. Viele Aristokraten sind als Geiseln mitgenommen, viele Schlösser und Herrenhäuser bis auf die Grundmauern niedergebrannt worden.

Am zweiten Mittag begann die Erlösung für Tarnow. Auf österreichischer Seite brüllten die Dreißig- und Zentimetermörser und die Zwei- und vierziger Haubizen. Das sind die großen Brummer, die Skoda für unsere Verbündeten geschaffen hat: Nebenbuhler zu Krupps schweren Geschützen und doch grundverschieden von ihnen. Die Mörser sind Kinder gegen die Haubizen, Schöckhündchen gegen Elefanten. Neben das Geschöß kann ein gut gewachsener Sechszehnjähriger sich aufstellen und wird kaum seine Höhe erreichen. Man bedarf der Elektrizität, um es in ein Rohr zu schieben. Hier vor Tarnow hielten die Zwei- und vierziger Skodas ihre Jungferrede. Am Neujahrstage laufen die ersten Riesengeschosse aus dem gerüllten Schlunde der Kolosse zu den Russen herüber. Man erzählt sich, der Kommandeur habe gerade einen Ball gegeben, und als das Dröhnen die Fenster des Ballsaales kirschend zersprengte, da seien die Damen (was für Damen!) freischend vor Entsetzen in ihren eleganten Toiletten in den Winterabend geflohen. Aber auch das tapfere Militär kriegte einen so gewaltigen Schrecken, daß man die Etappe schleunigst ein paar Meilen tiefer in das Land verlegte. Der

Landesmarschall von Galizien, ein Tarnowski, hat hier in der Nähe ein Schloß, das mit russischen Offizieren belegt war; da segten die Granaten alle Steinpuppen von der Terrasse, die Fenster zerklüfteten, die Mauern barsteten, und die Helden des Großfürsten stürzten aus den Betten und liefen in Unterhofen davon.

In den Feldern hinter Tarnow sieht man noch die ungeheuren Löcher, die die Geschosse in das Erdreich wühlten. Mit dieser Beschädigung wurde der Angriff des 4. Mai eröffnet, nachdem der des Tages vorher durch feindliches Flankenfeuer erschüttert worden war. Aber diesmal gelang er. Der Tarnower Brückenkopf wurde gestürmt, und nun zogen die Russen ab: der lebendige Ball, der monatelang auch Krakau ernstlich gefährdete, war endlich geborsten. Das war um dieselbe Zeit, da im Raum von Gorlice die Deutschen unter Madensen die feindliche Front durchbrachen.

Auf der Weiterfahrt nach Czarna und Dembica bis zur Wislota lassen sich die Spuren des russischen Rückzugs ziemlich genau verfolgen. Radko Dimitriew, der Kommandierende, der aus einem eifrigen Bulgaren ein übereifriger Russe geworden ist, hatte Tarnow seiner Bahnverbindungen halber unter allen Umständen halten wollen, und da dies nicht möglich gewesen war, sollte wenigstens der Rückzug gut gedeckt werden. Überall in den kleinen Waldparzellen an der Bahn hatten die Russen sich in glänzend angelegten Schützengraben festgeklemmt und mußten schrittweise vertrieben werden. Längs der ganzen Schienenlinie bis nach Rzeszow ist gefochten worden. Auf flacher Ebene wurden hunderte von schönen alten Bäumen gefällt, um das Schußfeld frei zu legen.

Friedliche Bilder folgen, wechselnde Landschaften: der Ernte entgegenreifende wohlbestellte Felder, üppige Wiesen mit fettem, weidendem Vieh, gut gehaltene Forsten; dazwischen Obland und Striche weißen Sandes, schlecht gepflegte Äcker und weite Strecken mit roten Mohblumen.

Nun sind wir in Dembica, einem freundlichen Städtchen mit altem Radziwillschem Schloß. Weiter nach rechts erstrecken

sich die dichten Wälder von Sandomierz, in denen die entwichenen russischen Abteilungen des rechten Heerflügels letzten Schutz suchten. Staffelförmig ziehen sich die Stellungslinien an der Biala und den Wislota Höhen hin; jeder Fuß Erde hat hier Blut getrunken: mit rasender Verzweiflung, mit unlegbarer Tapferkeit leisteten die Russen Widerstand. Und dann kommen wir allgemach in das Operationsgebiet der Armee Madensen hinein. Nach Rzeszow lautete unsere erste Order; aber inzwischen ist die Etappe bis Jaroslaw vorgeschoben worden, und heute befindet sie sich schon viel weiter im Nordosten Galiziens. Bei Strazow wieder ein endloser Halt. Ein kleiner Teich dehnt sich am Bahngelände aus, das metallisch schimmernde unbewegliche Blau mit dem Grün und Gelb zahlloser Wasserrosen bedeckt. Nackte Kinder baden in dem Tümpel und strampeln lustig umher, und auch auf dem Felde daneben hat ein alter Bauer es sich in der Hitze bequem gemacht: er trägt wahrhaftig nichts als sein Hemde. Jüdische Hausierer bieten uns Zigaretten an — „russische — billig!“ Einer der armen Kerle hat einen verbundenen Kopf; ein Kosak hat sich den

Spaß gemacht, den Kolben seines Gewehrs auf dem Schädel Israels zu erproben. „Es sollte nur ein Scherz sein,“ sagt der Jude mit leidvollem Lächeln. In Lancut finden wir den Bahnhof völlig zerstört, aber das schöne Potockische Schloß in der Nähe scheint man verschont zu haben; durch grünen Baumschlag leuchten seine Türme freundlich zu uns herüber.

Es beginnt zu dämmern. Um den Wald und über die Heide spinnen sich graue Schatten. Wir nähern uns Jaroslaw, unserm vorläufigen Reiseziel. Hier stieß Madensen in der zweiten Hälfte Mai von Gorlice aus vor. Unter täglichen Kämpfen hatten seine Truppen drei Flußlinien überschritten und sich in unausgesehtem halbmonatlichem Ringen den Zutritt zum unteren San erobert. Österreichische Regimenter im Verein mit unserer Garde erzwangen bei

Jaroslaw den Übergang, während hannoversche Truppen einige Kilometer stromabwärts den Fluß überbrückten. Im tiefer sinkenden Dunkel des Abends sehen wir jenseit von Jaroslaw das Schwarz einer Anhöhe. Auf diesem Hügel traf am 20. Mai unser Kaiser mit dem Prinzen Eitel Friedrich zusammen, dessen Division sich in den Kämpfen um Sieniawa ruhmreich ausgezeichnet hatte. Jetzt war der Prinz mit den Seinen längst wieder weiter gezogen und stand vielleicht schon auf russischer Erde; seinen Spuren haben wir noch folgen können, wenn wir ihn selbst leider auch nicht mehr erreichen konnten.

Der groß- und kleinpolnische Uradel hat hier überall seine Schlösser. Jaroslaw ist eine Stadt der Czartoryskis, die der Abstammung nach freilich keine Polen, sondern litauische Dynastien sind, die Bestätigung ihres Fürstenstandes aber auch polnischereits schon im sechzehnten Jahrhundert erhalten haben. Die Stadt hat zu Friedenszeiten eine verhältnismäßig große Garnison und betreibt lebhaften Handel, vor allem mit Getreide und Holz; jetzt haben die Verhältnisse sich natürlich gründlich verschoben. Da wir ziemlich spät am Abend eintrafen und unsere Wagen sowieso nicht weiter gingen, sondern auf dem Bahnhofe stehen bleiben sollten, so übernachteten wir vorsichtshalber im Zuge und suchten erst am Morgen das uns zugewiesene Quartier auf. Das war bei einem Apotheker am Ring, einem kleinen freundlichen Mann, der auch leidlich deutsch sprach. Man wies uns ein paar ge-

Zwei Mauern.

Nach Fahr und Tag.

Wir haben den feindlichen Ansturm vernichtet
Gegen Weichsel und Rhein,
Wir haben zwei Riesenmauern errichtet
Aus Fleisch und Bein.

Die eine reicht auf Frankreichs Erde
Vom Wasgenwald bis zum Kanal,
Die andere dämmt die Russenherde
Von Kurland bis zum Lipathal.

Fragt einer, was zwischen den Mauern liege,
Der fahre von Lodz nach Lille,
Und meint er, uns fehle noch manches zum Siege,
Ich weiß nicht, was der noch will!

Nun mögen Sie munter die Mauern berennen.
— Wir lachen vergnügt!
Sie werden es täglich besser erkennen,
Daß wir gesiegt!

Karl Freiherr von Berlepsch.

räumige Zimmer an, in denen wir vor allen Dingen recht gute Betten voranden; nur an den sonstigen Bequemlichkeiten westlicher Kulturverwöhnung mangelte es etwas. Es gab zum Beispiel nur eine einzige Waschkübel, die wir im artigen Nacheinander benützten, wenigstens Graf Metternich und meine Wenigkeit; unser lieber Transportleiter, der Kammerherr, hatte sich den Luxus gegönnt, eine Gummibadewanne mitzuführen, die wir mit heimlichem Neide betrachteten, einem Gefühl, das sich steigerte, wenn wir ihn nebenan plätschern hörten. Noch unangenehmer war das völlige Fehlen gewisser Gebrauchsgegenstände, die man zu den Notwendigkeiten zu zählen pflegt; ich kann mich darüber nicht näher auslassen und will nur sagen, daß nachts über ein geisterhaftes Fußchen durch die Räume ging, ein eigentümliches Tasten, Suchen und Nichtfinden. Man hat im galizischen Lande, ich kann mir nicht helfen, doch noch recht oft das Gefühl, wenn auch nicht im Dunkel, so doch in einem eigenartigen Dämmer zu weilen. Stätten tiefer Untkultur und oft verhältnismäßig hoher Kultur liegen dicht neben einander, wie Herrenhaus und Bauerndorf; in diesen Kriegszeitern aber verweisen sich die Töne der Färbung fast überall, und man muß mit guter Laune auch das Bedenkliche als unbedenklich hinnehmen.

Die Fenster meines Zimmers führten nach dem sogenannten Ring hinaus. Unten ist Kleinmarkt. Nach Überwindung der Russenzeit, die in Wästen erbrochene Läden, geplünderte Geschäfte und zertrümmerte Fensterstücken hinterlassen hat, setzt das Alltagsleben wieder mit zager Hand ein. Ein buntes Menschengewimmel da unten: Juden zu Haus, in ihren langschößigen Raftanen, schwarze Lupfen bildend auf einer Palette von fabelhafter Farbmischung. Die Freude der Polen an grellen Farbengegenständen hat etwas harmlos Kindliches. Sie erinnert an den Orient. Das Verwegenste und Absonderlichste eint sich zu einem barbarisch anmutenden Wohlklang. Frauen und Mädchen tragen zitronengelbe, kobaltblaue, wiesengrüne Nieder zu ziegelroten, violetten, pfirsichblütigen Röcken und karmesinroten, amarantenen, schwefelfarbenen Kopftüchern, die wiederum in allen Tönen der Iris gemustert, gestreift und getupft sind. Es ist ein Jauchzen der Buntheit. Schuhe und Strümpfe sind bei Frauen und Mädchen so gut wie unbekannt. Es ist ein Volk der Barfüßigen, aber die Weiber haben kleine Füße und einen anmutigen Gang; es ist eine Freude, sie schreiten zu sehen: frisch, federnd und voll unbewusster Anmut, so wie dereinst die Mädchlein im noch nicht neuzzeitlich erkrankten Capri, wenn sie auf ihren hübschen Köpfen schwere Steine den Bergweg hinauf trugen. Wenig Schönheiten, doch zuweilen fein geschnittene Gesichter mit hübschem Näschen und rundem Kinn; und immer haben sie ein freundliches Lächeln um den Mund. Man rühmt den Polen Galiziens nach, daß sie sich während des Krieges vortrefflich benommen hätten — im Gegensatz zu einem anderen Volksstamm in der großen ethnographischen Musterkarte Österreich-Ungarns. Darüber wird erst zu sprechen sein, wenn die Glocken des Friedens geläutet haben.

In aller Frühe suchte uns der Etappenlegierte des

Ordens auf, Graf Friedrich von der Asseburg-Falkenstein, in der Rittmeisteruniform des Garde du Corps, die auch Herr von Waldow trug. Nun hieß es, Beschluß fassen. Auf dem zerstörten Bahnhofe von Jaroslau konnten unsere Liebesgaben nicht untergebracht werden; die Geleise waren hier belegt — wir mußten unsere Wagen also ein paar Kilometer weiter schaffen lassen: bis Labuczow, wo mehr Raum war und auch für gute Bewachung Sorge getragen werden konnte. Dann versuchten wir uns unter eifriger Beihilfe eines wahrhaftigen Fernspruchkünstlers, des Roten-Kreuz-Delegierten und Depotverwalters Herrn Grau, eines Hamburger Kaufmanns, telephonisch mit der Division des Herrenmeisters in Verbindung zu setzen, ein Unternehmen, das wir nach etwa dreistündlicher unermüdlicher Tätigkeit als aussichtslos aufgeben mußten. Zweimal war es beinahe so weit, daß wir Hoffnung schöpfen konnten, einen Adjutanten der Division zu erreichen; aber im letzten Augenblick riß immer wieder die Verbindung ab, und schließlich wurde uns mitgeteilt, alle Drähte „nach vorn“ seien bis zum Abend militärisch belegt. Nun telegraphierte Graf Asseburg an den Prinzen: wir seien hier mit Konserven, Wein und Kleidungsstücken und erbäten uns Befehl, wann und wo wir vor dem durchlauchtesten Herrn in Erscheinung treten könnten. Mehr war im Augenblick nicht zu machen, und bis zum Eintreffen der Antwort konnten wir uns Jaroslau ansehen und den Kriegsschauplatz von hier über Przemyśl bis Lemberg.

In Jaroslau war freilich nicht viel zu bewundern. Das Städtchen ein Heerlager: österreichisch-ungarische und deutsche Truppen begegneten uns auf Schritt und Tritt und hielten gute Kameradschaft. Die Herren der Etappe hatten sich unter dem Vorhitz des Inspektors Exzellenz von Sedendorff ein behagliches Kasino eingerichtet, wo ich mancherlei Freunde, auch viele Bekannte von meinen Reisen in Flandern traf. In diesem Kasino haben wir zuweilen gespeist, nicht so üppig wie drüben in Gent, wo die Nahrungsquellen noch reichlicher flossen, aber auch bei einfacher „dicker Kriegssuppe“ ganz vortrefflich. Für gutes Bier sorgte die Jaroslauer Brauerei. Besondere Freude machte es mir, hier auch den Landrat meines Kreises, Herrn von Bodelberg, vorzufinden, der mit der schwierigen Aufgabe betraut war, die zerstörten Wege im Etappengebiet wieder auf den Stand der Befahrbarkeit zu bringen, und da Herr von Waldow gleichfalls im Lande Ost-Sternberg angefahren ist, so hatte ein liebenswürdiger Zufall dafür gesorgt, daß drei aus demselben heimischen Kreise im galizischen Jaroslau sich die Hände drücken konnten. Einen anderen Bekannten begrüßte ich in Professor Dr. von Drigalski, dessen liebenswürdige Gattin, die Schriftstellerin Liesbeth Dill, ich noch im Winter bei Sudermann zu Tisch geführt hatte; der Professor, nun schon mit dem Eisernen Kreuze Erster geschmückt, wirkt hier als leitender Hygieniker. Am meisten Freude aber machte mir das Wiedersehen mit einem lieben alten Major, den ich länger als dreißig Jahre aus dem Gesicht verloren hatte und der mich trotzdem sofort erkannte; da wurde in ihm und mir ein Stüchlein Jugend lebendig.

Neues von den Kriegsschauplätzen.

Große Entscheidungen bereiten sich menschlichem Ermessen nach im Osten vor. Während die verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Armeen vom Süden her erfolgreich

angriffen, hat Meister Hindenburg mit einer gewaltigen Offensive in zwei Richtungen eingeleitet. Einmal nach Kurland hinauf, wo Windau besetzt wurde und wo heute unsere Reiter



Generaloberst von Woyrsch.
Hofphot. Nicola Perscheid.



General der Artillerie von Scholz.
Hofphot. J. B. Clolina.



General der Artillerie von Gallwitz.
Berliner Illustr.-Gesellschaft phot.

Siegreiche Heerführer im Osten.



88

Das an der österreichisch-italienischen Grenze gelegene Schludersbach. Phot. Conrad Hünic.

88

bereits bis vor die Tore Rigas streifen; dann aber von der so oft hart bedrängten Südgrenze unseres Ostpreußens auf die Narewlinie. In einem Ansturm wurden hier alle russischen Vorstellungen genommen, die Generäle v. Gallwitz und v. Scholz stießen bis zum Narew durch, bedrohen bereits die diese sichernden Festungen, und es ist wohl zu hoffen, daß ihnen das Überschreiten des Flusses und damit die unmittel-

bare Bedrohung der von Warschau ostwärts führenden russischen Verbindungslinien, ja von Warschau selbst gelingen wird.

So greifen die beiden Arme der ungeheueren Zange, die im Augenblick die deutschen Armeen gebildet haben, von Nord und Süd zu einer zermalmenden Umfassung zusammen, wie sie in gleichem Umfange die Kriegsgeschichte aller Zeiten nicht ge-



88

Gebirgskolonie auf dem Marsch. Phot. Ed. Frankl.

88

sehen hat. — Während so im Osten die verbündeten Heere unaufhaltsam vordringen, hat sich an unserer Westfront die Eisenmauer der deutschen Truppen gegen alle Anstürme der weißen und farbigen Engländer und Franzosen unerschütterlich gehalten, und alle Versuche, die Front auch nur an einer Stelle einzudrücken, sind gescheitert.

Gut steht es auch nach wie vor an der Südgrenze, wo unsere Verbündeten die anstürmenden Italiener abzuweisen haben. Der Gebirgskrieg ist für den Angreifer das schlimmste, was sich denken läßt, wenn er es mit einem entschlossenen Gegner zu tun hat. Und entschlossen bis zum äußersten sind die österreichisch-ungarischen Truppen, die in den Bergen von

diese halten in ihren Bollwerken heldenmütig jedem Feuer stand. Auf den Grenzbergen nordöstlich des Kreuzbergglatteis, besonders der Filmoorhöhe, bei Ruffredo, im Gemäkt an der Straße Schludersbach-Beutelsstein, auf dem Eisereich-Kamm, an der Pfannspitze und an vielen anderen Stellen setzten die Italiener nach heftiger Artillerievorbereitung Angriffe an, die aber sämtlich mit großen Verlusten abgeschlagen wurden.

Bezeichnend für die Art des Gebirgskrieges in diesen schroffen Hochgebirgen ist ein Gefecht im Lenotal. Die 90. italienische Alpini-Kompagnie war ungehindert über die Grenzpässe gekommen und versuchte nun das Lenotal abwärts auf Rovereto vorzudringen. Sobald das festgestellt



Eine Artillerie-Deckung im Tiroler Hochgebirge. Phot. U. G. N.

Tirol und Kärnten Wacht halten gegen die Italiener, die über die Grenze hereinzubrechen suchen. Viele hundert Kilometer zieht sich die Grenze hin, und so sind es fast überall nur kleine Abteilungen, die den anrückenden Feinden entgegentreten; aber diese kleinen Abteilungen halten sich so vorzüglich, daß die Italiener an keiner Stelle auf österreichischem Gebiete Raum gewinnen konnten: überall stehen sie noch an derselben Stelle wie beim Ausbruch des Krieges. Die Italiener versuchen meistens, durch heftiges Geschützfeuer die Besatzungen der kleinen österreichischen Grenzbefestigungen mürbe zu machen; aber

war, erhielt ein Zug Tiroler Schützen, der zwei Kanonen bei sich hatte, den Auftrag, die Italiener zu vertreiben. Bei Nacht und Nebel umgingen die Tiroler hoch in den Bergen die Feinde, besetzten beide Talausgänge und überfielen dann frühmorgens das Lager der Gegner. Hierbei wurde gleich zuerst eine italienische Offizierspatrouille getroffen. Dadurch gerieten die Alpini in Verwirrung und hasteten den Talausgängen zu. Aber überall wohin sie kamen, wurden sie vom wohlgezielten Feuer der Tiroler empfangen, und so wurde die ganze Kompagnie bis auf den letzten Mann aufgerieben.

⊞ Kampf am Dnjeſtr. Ein Feldpostbrief von Hellmuth Unger. ⊞

Das aufziehende Gewitter wuchtet schon stundenlang am stahlblauen Himmel. Die zehrende Glut des Mittags hat es heraufgelockt, daß es sich wie ein breiter purpurfarbener Ring am Horizont entlang zieht und drohend seine Wolkenfäuste nach Westen emporreckt. Aber es duckt sich wieder scheu nieder wie ein Raubtier, das zum Sprunge ansetzt, die leuchtende Helle des breiten galizischen Stromes blendet es und macht seinen Grimm klein.

Und ihm entgegen sendet der Abend seine erste Kühle.

Die Regimenter sollen den Strom überqueren, das nördliche Ufer gewinnen. — Dort steht der Feind!

In unaufhaltbarem Siegmarsch ist man ihm auf den Fersen. Seit Wochen schon. Als einen zähen, geschmeidigen Gegner kennt man ihn, der Sturm und Widersturm an den Karpathenpässen ausgehalten. Gegen seine waffenstarrten Zwangstätten ist man angelauten, die schon Auschau hielten ins frühlingblühende Ungarland. Und keiner hat seiner selbst gedacht, sein kleines Leben geschenkt. Der Zwinin wurde erstürmt, die letzten Höhen der Karpathen sind in der Hand der Deutschen,

der Ungarn und Österreicher. Dort lag Galizien, das der russische Veldfraß schon für immer errafft zu haben meinte.

Und nun voran! Die Täler hinab, über gesprengte Viadukte, durch zerstörte Dörfer.

Hernieder! Vorwärts! Nach Osten!

Und fliehend räumten die russischen Heerschaaren Ortschaft nach Ortschaft.

Przemysl wurde stürmender Hand von bayrischen Helden genommen, die österreichisch-ungarische zweite Armee zog siegreich in Lemberg ein, der neuen Hauptstadt von Rußland.

Bäh hielten die letzten Armeen noch am Dnjeſtr unweit Strj, bei Zuraſno, bei Halicz die Übergänge besetzt.

Bei Zuraſno, hieß es, soll der Feind im Rückzug sein, bei Halicz soll eine Armee den Brüdern den Abmarsch decken.

Um Socal herum haben sich die Russen glänzend verschanzet, ihre Schützengräben sind Steinfestungen geworden, nur ungeheure Opfer könnten hier das Ziel erreichen lassen.

Aber nordwärts ist eine Furt, wo das Wasser nur manns-tief ist, der Strom nur sechzig Meter breit.

Österreichisch-ungarische Regimenter sollen hier den Fluß überschreiten, zwei Jägerregimenter, mit ihnen Infanterie. Der Abend soll ihnen ein dritter Bundesgenosse sein.

Die russischen Stellungen am jenseitigen Ufer sind deutlich sichtbar; wie helle Linien heben sie sich von dem flimmernden Purpurgrau des Horizontes ab. Vor ihnen der Strom, das Gewitter wie unheimliche Reserven im Rücken.

Dann und wann ein dumpfes, fernes Grollen, freischend überläßt vom Stimmengewirr der Feldkanonen.

Es gilt!

Wie kleine Schwärme furchbarer Raubvögel, die sich auf gesicherte Beute stürzen, stoßen die eisernen Vögel von Geschossen aus ihren versteckten Nestern. Stundenlang.

Im Abenddämmern soll die feindliche Hauptstellung erschüttert und sturmreif werden.

Wie die Blicke der Soldaten brennen! Knirschend preßt sich die Faust um den Kolben des Gewehrs. Gewehrfeuer vereinzelt hier und da zieht unsichtbare Bänder über den Strom, pritscht in die vielen aufgeworfenen Erdhaufen.

Ein Honvedleutnant liegt zwischen seinen Mannschaften auf dem Bauche und schreibt seelenruhig einen Gruß nach Haus. Wer weiß denn, ob's nicht der letzte ist, der allerletzte vor dem Ruf des großen Trommlers, der nach dem Ansturm zu ewigem Frieden trommelt?

Jetzt ist er fertig, schiebt die Bogen in seine Seitentasche, nimmt wieder die Generalstabstafel zur Hand, überfliegt sie, gibt Befehle.

Da, dort, hat es sich bereits geregelt. Zwei Soldaten, ein Korporal und ein Gefreiter, beide mit der silbernen Tapferkeitsmedaille geschmückt, schieben sich vorsichtig aus der Deckung vor. Sie bleiben unentdeckt, kommen weiter, langsam ... kriechend ... ganz, ganz langsam. Tausend Augen brennen hinter ihnen her, verfolgen gespannten Blicks ihr Tun.

Wie langsam die Zeit doch verstreicht!

Wenn sie nur erst am Uferand wären!

Ob es ihnen gelingen wird?

Die Artillerie schüttet Massen von Eisen über den Feind.



Ein russisches Geschütz, das von einer im Lauf krepierenden Granate aufgerissen wurde. Photothet phot.

Und drüben wird's ruhiger. Eine kalte, eisige, herzbe-klemmende Ruhe ist das: die Ruhe vor dem Sturm.

Die Natur, die Menschen sind zum Bersten mit Sprengstoff gefüllt.

Da ist das Wasser.

Ein Körper klast in die Flut. Zwei Hände leuchten. Jetzt der zweite. Zwei Helden waten im uferseichten Wasser entlang.

Da hat sie der Feind entdeckt. Maschinengewehrshülsen preschen drüben auf, schlagen ins Wasser. Dann Schrapnells. Eins erst, dann eine Gruppe. Die beiden kommen voran, immer näher der Mitte. Hüben und drüben sieht man sie. Über ihre Köpfe hinweg heulen die Granaten der österreichischen Mörser, die Geschosse deutscher Haubizen, vor ihnen prasseln die russischen Schrapnells hernieder.

Ob sie hinüberkommen? Sie sind jetzt mitten in der Strömung. Wie vor einem Atmen, einem tiefen Aufatmen ist alles. Wenn sie nur noch die kurze Strecke halten! Dort ist wieder Deckung, ist hochwillkommene Sicherheit.

Wenn sie nur ... jetzt ... gleich ...

Eine neue Gruppe.

Man sieht die Fluten sich aufbäumen. Sieht einen Strudel tanzen. — Der Strom trägt zwei Menschenkörper, die sich noch wehren wollen, fort. — Das ist vorbei.

Aus den Schützengräben blicken sie, stumm. Zwei von den ihren! Die Spannung läßt schnell nach. Taten des Todes, das große Sterben sehen, ist ja Alltäglichkeit.

Drüben ist's wieder still geworden. Der Feind scheint abzuwarten, was der Angreifer beginnt.

Man muß eine Brücke schlagen, wenn der Übergang sicher gelingen soll. „Deutsche Pioniere!“ Der Ruf flattert auf. Die sind längst in Bereitschaft. Sie warteten nur auf den Befehl zum Bau.

Wie geschäftig das geht. Wagen rollen und rattern, Pferde wiehern, laute Kommandos tönen auf.

Die ersten Pontons sind im Wasser. Jetzt wird's bitterster Ernst. Der russische Beobachter lenkt das Artilleriefeuer glänzend. Schon nach wenigen Minuten hat sich eine



Gefangene Russen müssen ihre eigenen Maschinengewehre abtransportieren. Phot. R. Senned.

feindliche Batterie eingeschossen und deckt die Rähne mit Eisenhagel zu.

Und etwas anderes. Einer bemerkt's erst, deutet hin und zeigt es den Kameraden. Es ist, als ob der Fluß langsam abflaute, leichter würde. Dort hebt sich die Uferböschung noch höher aus den Wellen, hier wölbt uferentlang eine Sandbank, die keiner je gesehen, aus dem Wasser ihren breiten, braunen Rücken.

Oder ist's ein Wunder, das da geschieht? Ein Wunder, das einen breiten Strom zum Verebben bringt?

Doch es ist nicht Zeit, weiter nachzufinnen. Der Befehl zum Vorwärtsgehen kommt. Während die Brücke geschlagen werden soll, versuchen die Regimenter das jenseitige Ufer zu gewinnen. Doch nur auf ein Ziel kann der Russe sein Feuer zusammennehmen.

Dämmerung wächst schon am Himmel entlang, will seine leichten Maschen in das schwere Prunkgewebe des noch immer hangenden Gewitters flechten.

Abshweifen der Gedanken von den graußigen Bildern des Krieges. Sieht den Spiegel des in die Ebene gebreiteten Stromes, verfolgt die große Windung. Und dann plötzlich — wie ein Erstarren überfällt es ihn. Er will schreien, bringt keinen Laut hervor, er will hindeuten, von wo seinen Kameraden unheimlich eine Gefahr entgegeneilt, aber bleischwer ist sein Arm. Nicht einmal den Kopf vermag er zu wenden. Und da ist's auch schon heran.

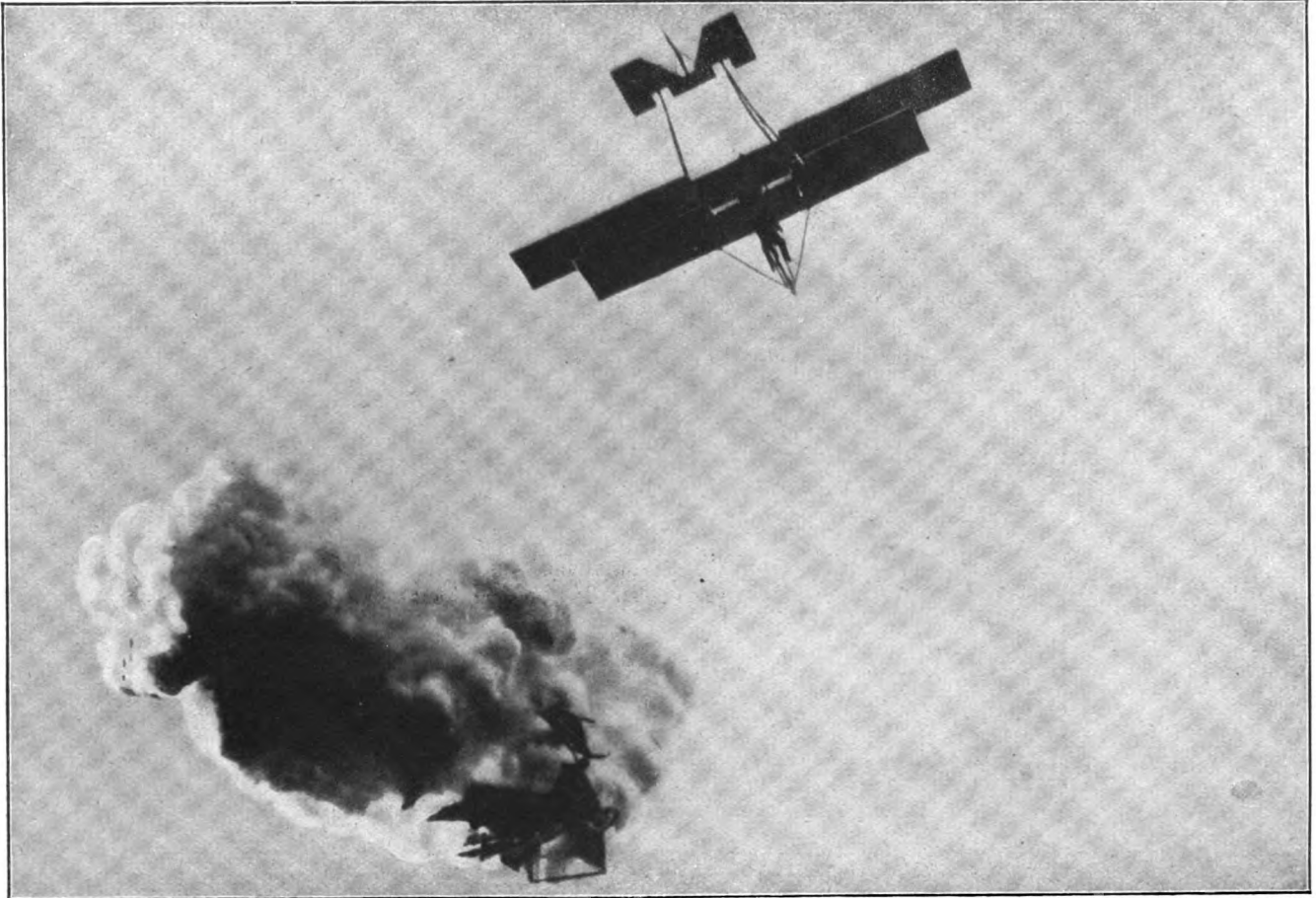
In einem Bette hinter dem Wehr hatten die Russen die Wassermengen gestaut, jetzt ließen sie sie wie eisenkalte Kolonnen gegen die Angreifer stoßen.

Die große Welle kommt.

Unheimlich schwillt sie heran, brandet, rauscht. Und dann springt sie mit lezenden Lauten über die Menschen, sie zu einem Strudel zusammenwirbelnd.

Der sinkt hintüber, dem reißt's das Gewehr aus der Hand, diesen trägt's empor.

Mit verbissenen Lippen kämpfen Schwimmende gegen



Ein herabstürzendes russisches Flugzeug, dessen Benzinbehälter von einem deutschen Doppeldecker durch wohlgezielte Schüsse zur Explosion gebracht ist. Phot. Emil Listinow.

Der Angriff beginnt. Das Regiment hat die Spitze. Die Strecke, die vor wenigen Stunden die beiden Wäderen kriechend hinter sich brachten, ist jetzt mit einigen Sähen durchquert. Der Rausch des Kampfes, der bei jedem Angriff glühend in alle Adern rinnt, hält die Vorstürmenden befangen. In die Fluten hinein. Arme schaffen und schlagen. Hoch ragen Flintenläufe aus den Wogen heraus, weiße Stirnen schimmern. Tatsächlich: der Strom ist abgeflacht, man kann ihn durchwaten; hunderte versuchen es, nebeneinander sich haltend wie im Schützengraben. Hunderte folgen ihnen. Ob der Feind sie annimmt? Wichtiger muß es ihm sein, den Brückenbau zu hindern. Man ist blind geworden für Geschosse, man wird sie erst merken, wenn sie flackerndes Blut wie eine Quelle schlagen.

Und die Kühle des Stromes legt sich lindernd auf die pochenden Herzen, die unter durchnäßten Rücken pochen. Sie macht auch besinnen, daß der Blick das nächste Ziel nicht verliert, das zu erreichen ist: das nördliche Ufer.

Wie im Ausraufen bleibt einer stehen, mitten im Strome, während die andern sich weiter durcharbeiten. Er sieht die Kette von Boten, die man bereits zu Wasser brachte, sieht, wie gerade wieder ein Geschöß einige Planken zersplittert, wie ein Ponton langsam sinkt. Die Umrisse der Landschaft sind im Abenddämmern verschwommen; er empfindet, wie schön dieser Anblick ist, dies ruhige Verweilen und zugleich

die reißende Strömung an. Hunderte von Tausend sind jetzt dem Wirbel entronnen; sie wenden sich nicht einmal um, wo die Gefährten bleiben.

Dort ist die Böschung, das Ufer, Boden. Sand unter den Füßen. Endlich. Und nun gilt es neue Arbeit: einen Graben aufwerfen, Deckung sichern, die herübergeschleppten Maschinengewehre in Bereitschaft bringen.

Wütendes Gewehrgetöse trübelt feindher. Aber keinen kümmert's. Voran und fertig nur! Die Nacht schützt sie ein wenig.

Da ist auch wieder der Offizier. Er versucht seine Leute zu zählen: kaum die Hälfte kann es sein, die sich hier eingräbt. Ob die andern noch kommen werden?

Ein Anruf!

Richtig, vorwärts muß er schauen. Da stürmt auch schon die erste Staffel feindlicher Soldaten heran. Irrlichternd schimmern die erdgrünen Ruffentittel.

Die Maschinengewehre arbeiten. Eine, zwei Minuten. Nur wenige unverwundete Feinde verschwinden wieder im Dunkel.

Und dann brandet's wie Tod und Hölle. Angriff auf Angriff. Die Kanonen sind verstummt, als hätte die Nacht jeden großen Laut genommen. Nur das entsetzliche Gefische der Gewehre; der verbissene Kampf Mann gegen Mann mit Kolben und Bajonett, mit Gebiß und Fäusten.

Und dann ist auch der letzte Gegensturm abgeschlagen. Tiefste Erschöpfung allein. So halten sie Wacht. Die Brücke wird geschlagen. Fieberhaft arbeiten die Pioniere.

Am Frühmorgen ist der Weg fertig. Verstärkungen rücken heran, die Brigade ist flußüber, dicht und Auge in Auge liegt sie am Feinde.

Welch eine Fülle von Einzelheiten, von Erfüllung des Schicksals im großen!

Und der Generalstabsbericht schreibt auf die Ehrentafel seines Tagesberichtes:

„Heute Nacht hat die Armee Linsingen den Dnjestr überschritten.“

Erlebnisse während meiner russischen Gefangenschaft.

„Herr Feldwebel, die Russen sind im Dorf!“

Der kleine Gefreite stürzte in die Tür hinein. Seine Augen suchten einen Ausweg, er selbst hätte ja, da er einen Schulterchuß hatte, noch fortlaufen können. Ich redete ihm zu; aber er wollte es nicht, wollte treulich bei uns bleiben.

Nun war die Sanitätskompanie, die man uns am Morgen versprochen hatte, doch nicht gekommen, wir waren zurückgelassen worden, lagen immer noch in dem Dorf, in dem heute früh das Gefecht stattgefunden. Unsere Division hatte sich hoffentlich durch den ihr in den Rücken fallenden Feind durchgeschlagen.

Ich lag mit einem Kniechuß auf dem Bett. In der Stube hielten sich noch weitere zwölf Verwundete auf, die alle, wie ich am Morgen, verbunden worden waren. Ob noch andere Verwundete im Dorfe sich befanden, wissen wir nicht. Der kleine Gefreite lehnte immer noch bleich an der Tür.

Draußen im Hofe Stimmen, fremde, laute Stimmen. Die Tür wird aufgerissen, russische Bajonette starren uns entgegen. Doch hier liegen nur Verwundete. Einige Russen lehnen die Gewehre an den Herd und beginnen uns zu untersuchen. Alles Eßbare und unseren Tabak nehmen sie uns fort. Dann gehen sie, ohne sich umzusehen.

Nach einer Weile hörte der kleine Gefreite wieder hinaus, dann machte er die Tür leise hinter sich zu. Plötzlich fielen einige Schüsse, die Knatschten durch die Wände unseres Hauses, trafen zum Glück niemand. Atemlos kam der Gefreite zurück. Die Russen hatten rings um das Dorf herum Schützengräben gebaut, sie hatten ihn gesehen und auf ihn geschossen. Ein Entkommen war nun ausgeschlossen; wir ergaben uns in unser Schicksal: russische Gefangenschaft und womöglich Sibirien.

Allmählich machte sich der Hunger bemerkbar. Zum Glück hatten die Russen uns nicht alles genommen. Die wenigen Reste wurden gleichmäßig verteilt, allerdings kam herzlich wenig auf jeden einzelnen.

Bis zum anderen Morgen reichten unsere Vorräte, dann, so hofften wir, würde sich wohl irgend jemand unser erbarmen. Doch der nächste Tag besserte unsere Lage nicht. Die Russen erschienen wieder, tranten in unseren Taschen und Tornistern herum; diesmal nahmen sie uns Geld, die Uhren und Ringe. Zu essen gaben sie uns nichts. Auf unsere Bitten erhielten wir nur das übliche „niema“ (nichts).

Der Tag schlich dahin, einige hatten bereits Wundfieber. Als es dunkelte, trock der kleine Gefreite wieder hinaus. Nach einiger Zeit kam er mit Wasser und Kartoffeln, die er in einer an unserem Gehöft liegenden Erdböhle gefunden hatte, zurück. Mit einem wahren Heißhunger stürzten wir uns auf das frugale Essen. Wir waren nun wenigstens vor dem Verhungern sicher. Am vierten Tage wurden wir endlich abgeholt. Eine größere Anzahl Soldaten, wahrscheinlich Sibirier, drang in unsere Stube ein. Der Führer forderte zunächst alle unsere Waffen. Er schien es auf Selbstladepistolen abgesehen zu haben, die er wahrscheinlich für sich behalten wollte, denn er war sehr ärgerlich, daß wir keine besaßen. Dann ließ er uns durch einen Dolmetscher vor Fluchtversuchen warnen und drohte uns bei dem geringsten Verdacht mit sofortigem Erschießen. Eigentlich war diese Drohung unnötig, denn außer dem kleinen Gefreiten konnte niemand von uns gehen. Die Bewohner des Ortes, die sich bisher nicht gezeigt hatten, tauchten nun auch auf. Fast alle sprachen deutsch, denn um Lodz herum liegen viele deutsche Dörfer. Bezeichnend für die Art und Weise, wie die russischen Soldaten mit der Bevölkerung verfahren, war folgender Vorfall. Der Gemeindevorsteher des Dorfes, ein Mann von etwa 60 Jahren, hatte für die Gestellung der Transportmittel zu sorgen. Als wir verladen wurden, stellte sich heraus, daß ein Wagen fehlte. Mit Flüchen, gegen die das Schimpfen eines preussischen Unteroffiziers ein Flüstern ist, fuhr der Kolonnenführer den Vorsteher an. Dieser entschuldigte sich mit vielen Verbeugungen, beim besten Willen sei kein Wagen mehr aufzutreiben. Schwapp, hatte er ein paar tüchtige Schläge mit der Reitpeitsche über den Rücken, dann folgten ein paar Tritte, daß der arme Mann einige Meter durch die Luft auf den Boden flog. Dort blieb er liegen und weinte, niemand kümmerte sich mehr um ihn.

Unsere 10 bis 12 Wagen starke Kolonne setzte sich langsam in Bewegung. Der Führer lief dauernd hin und her, wie ein Hund umkreiste er seine Herde, schimpfte und hieb auf

die Bauern ein, wenn einer zu dicht auffuhr oder beim Durchqueren der Gräben nicht genügend Obacht gab. Wir fuhren über das Gefechtsfeld der letzten Tage. Hier sah ich den Bordwagen unserer Feldküche wieder, daneben lagen einige der besten Pferde unserer Maschinengewehr-Kompagnie; ja sogar eine große Anzahl gefallener Leute meiner Kompagnie war noch nicht zur letzten Ruhe gebettet. Schnee hüllte sie mit seinem weichen Leichentuch ein. Schmerzhafte Gedanken packten mich, ich mußte fortsehen.

Dann begegneten wir auf der weiteren Fahrt zahlreichen russischen Kolonnen, es waren sibirische Regimenter. Die Ausrüstung der Truppen war gut, unter den Gesichtern sah ich nur selten kluge Züge und Augen. Dumm und stumpfsinnig glogten sie alle uns an. Wir hörten wenig schmeichelhafte Zurufe: Werft doch die verdammten Prustis ins Wasser, schlägt die Hunde tot! Mit Beifallsgrinsen quitierten die Schimpansen-gesichter unserer Bedeckungsmannschaften diese geistreichen Zurufe. Unterwegs machte ich die Bekanntschaft eines russischen Arztes, der sich unserer Kolonne angeschlossen hatte. Er hatte in Bonn studiert und war oftmals in Deutschland gewesen. Zunächst erkundigte er sich bei mir über die Zahl unserer Armeekorps, die bei Lodz gekochten hatten. Ich wußte es nicht. Nun gab er seine Weisheit zum Besten. Unsere Armee wäre in Polen vollkommen geschlagen, zum Teil vernichtet und gefangen genommen. Die Russen befänden sich längst in Königsberg und Thorn, in einigen Tagen müßte auch Posen fallen. Mit Deutschland ginge es jetzt endgiltig zu Ende, Geld und Leute seien bei uns sehr knapp, wir steckten bereits Frauen in die Front. Ich meinte lachend, letzteres wäre doch wohl nur ein Scherz von ihm. Nein, er wußte es bestimmt, hunderte von Frauen wären in der Schlacht bei Lodz, als Soldaten gekleidet, in Gefangenschaft geraten. Solchen Unfug glaubte nun ein Mann, der in Deutschland gelebt, das Deutsche selbst kennen gelernt hatte und sonst einen ganz vernünftigen Eindruck machte!

Hungernd und frierend erreichten wir am Abend Babianice. Wir hatten nur den einen Wunsch: irgend eine warme Ecke und etwas zu essen zu bekommen. Von einem Lazarett wurden wir zum anderen geschickt, die Verhandlungen unseres Kolonnenführers dauerten endlos. Nach drei Stunden etwa fuhren wir in den Hof einer großen Fabrik ein. Hier wurden wir ausgeladen und die Treppen in einen Saal hinauf getragen. Diese Wirtschaft! Deutsche, Österreicher, Russen lagen durcheinander auf Stroh, das eigentlich schon Häcksel war. Die Luft war zum Durchschneiden dick, ein unglaublicher und unbeschreiblicher Geruch strömte von all diesen Leibern aus. Ich würgte meinen Ekel herunter und ließ mich in eine Ecke fallen. An diesem Abend bekamen wir kein Essen. Erst am anderen Morgen brachten mehrere polnische Weiber Tee und Brot. Wenn wir etwas haben wollten, mußten wir es bezahlen. Ein deutscher Unteroffizier schenkte mir Geld, so konnte ich für die anderen und mich etwas kaufen.

Gegen Mittag wurde ein großer Teil der Verwundeten, unter denen ich mich auch befand, in ein anderes Lazarett geschafft. Schon von außen machte das Gebäude einen sehr sauberen Eindruck. Mein Erstaunen wuchs, als ich in dem Zimmer, in das ich getragen wurde, Betten sah, weißbezogene Betten, ich konnte es kaum fassen. Während unseres langen Feldzuges in Polen hatte ich ein Bett nie zu Gesicht bekommen. In diesem Zimmer befanden sich verwundete russische Offiziere, darunter ein Arzt, der etwas Deutsch sprach. Er fragte mich, ob ich irgend einen Wunsch hätte. Ich erklärte ihm, daß ich seit langer Zeit nichts Ordentliches zu essen bekommen hätte und daher großen Hunger hatte. Endlich begriff er mich, rief einen Sanitätsoldaten und verhandelte mit ihm, dann sagte er mir freundlich: „Essen gibt es in einem Jahr.“ Ich war wütend und drehte mich in meinem Bett, ihm den Rücken kehrend, um. Dann fiel mir ein, dem Herrn könnte vielleicht in seinem deutschen Wortschatz das Wort Stunde fehlen und unbekümmert um meinen riesigen Hunger möchte er vielleicht das Wort Jahr dafür gewählt haben. Richtig, pünktlich nach einer Stunde erschien der Sanitätsoldat mit einem Teller Suppe, in der ein winziges Stückchen Fleisch herumschwamm. Ich hätte das Dreifache verzehren können. Leider wurde am anderen Tage mein Gönner in ein anderes Zimmer verlegt.

Die russische Pflanzenschaft in diesem Lazarett, das mit etwa 200 Mann belegt war, bestand aus einem Arzt, einem

Heilgehilfen, zwei Schwestern und einer Anzahl von Sanitäts-soldaten. Außerdem halfen noch einige Pflegerinnen vom Roten Kreuz aus der Stadt. Der Arzt, der etwas deutsch sprach, gab sich die redlichste Mühe, seinen Pflichten nachzukommen. Mit Eifer und großem Fleiß widmete er sich uns Verwundeten, wobei er, ich möchte das besonders bemerken, keinen Unterschied zwischen uns und den Russen machte. Ebenso verhielten sich auch die Schwestern. Sie passierten ständig, selbst bei den Operationen, Zigaretten, am Abend verabreichten sie uns stets zwei Stück ihrer Pappros, wofür wir mit dem russischen „spazibo“ danken mußten.

Durch die Pflegerinnen erfuhren wir, wie es mit unserer Armee stand. Unsere Truppen wären vollständig geschlagen, etwa 40000 Mann wären in den Wäldern von Lodz gefangen genommen. Unsere Stimmung wurde durch diese wenig erfreulichen Nachrichten nicht gerade gehoben. Tag und Nacht hörten wir Kanonendonner. Wir saßen wieder Hoffnung; es schien um unser Heer doch nicht so schlimm zu stehen, wir bauten Luftschlösser, vielleicht nahmen die Unsrigen Pabianice, dann wurden wir befreit.

Endlich schien dieser Tag gekommen zu sein. Der Kanonendonner rückte immer näher an die Stadt heran, einige Geschosse plagten bereits in den Straßen. Am nächsten Morgen warteten wir vergebens auf die Morgengraut. Verstört kamen die Pflegerinnen und erzählten, das Lazarettpersonal sei heute Nacht abgerückt, und wahrscheinlich würde die Stadt noch heute von den Deutschen genommen werden. Ein Freuden-geheul brach aus, wir waren gänzlich außer Fassung geraten. Einige Stadteinwohner und die Pflegerinnen des Roten Kreuzes sorgten nun für uns, so bekamen wir endlich am Nachmittag etwas warmes Essen. Doch was scheerte uns der Hunger, die Unsrigen waren ja in der Nähe, wir würden bald befreit sein! Gespannt horchten wir auf den Kanonendonner. Kam er näher? In der Nacht konnten wir nicht schlafen, wir lagen oder saßen auf den Betten, erzählten und hofften. Am andern Morgen kamen die Deutschen immer noch nicht, im Laufe des Tages klang die Kanonade ab. Gingen sie zurück, oder war es nur eine Kampfpause? Bis zum Abend blieb es still. Um Mitternacht wachten wir vom Kanonendonner auf. Gott sei Dank, sie kommen doch! Am nächsten Morgen tauchten plötzlich die Galtengesichter unserer Sanitätspanjes wieder auf. Wir waren um eine schöne Hoffnung ärmer. Schnell mußten wir uns ankleiden, wurden auf Wagen geladen, und im Trab ging es fort. Wohin? Wir wußten es nicht, wir sahen nur, daß es nach Süden ging. Der Donner der Geschütze wurde immer schwächer, und der kleinste Hoffnungsschimmer schwand damit endgültig.

Etwa zwölf Stunden dauerte diese lange, qualvolle Fahrt. Bei Dunkelheit trafen wir in Petritau ein. Nun fing das gleiche Suchen nach Unterkunft wie damals wieder an. Endlich wurden wir vor einem großen stattlichen Gebäude — es war das Gerichtsgebäude, wie ich später erfuhr — ausgeladen. Ich wurde nach einem Zimmer gebracht, in dem bereits mehrere deutsche und österreichisch-ungarische Soldaten unter russischen Verwundeten lagen. Faulendes Stroh bedeckte kaum den Boden. Ein paar Leute saßen, hielten ihr Unterzeug gegen das spärliche Licht und suchten es mit spitzen Fingern sorgfältig ab. Ich wußte genug. Aus dem Regen waren wir unter Umgehung der Traufe in den dicksten Modder geraten.

Die Mahlzeiten blieben stets die gleichen; morgens sehr süßer Tee mit Brot, mittags Weißbrot mit einem sehr kleinen Stück Rindfleisch, nachmittags wieder Tee, abends Weißbrot ohne Fleisch. Ich habe Weißbrot bisher sehr gern gegessen, jetzt kann ich ihn nicht mehr riechen, so über wurde er mir. Unsere ungebetenen Mitbewohner vermehrten sich unglaublich. Was nützte es, wenn wir einige Hundert dieser „Dreadnoughts“ zur Strecke gebracht hatten. Die Russen besaßen auch hierin gewaltige Reserven.

Eines Tages wurde das Lazarett von einem höheren russischen Offizier, allem Anschein nach unerwartet, besucht. Der Schmutz, den er vorfand, mochte selbst diesem Herrn ein wenig zu viel gewesen sein. Ein gewaltiges Donnerwetter brach los und setzte das Personal in beschleunigte Gangart. Besen, Eimer, Wasser und Schrupplappen, von deren Anwesenheit wir bisher nichts bemerkt hatten, kamen zum Vorschein, und es wurde in großer Eile „Reinschiff“ gemacht. Hierbei regnete es verschiedentlich Ohrfeigen. Ein alter Haudegen, wohl ein Feldwebel, verteilte sie sehr ausgiebig, selbst ein Unteroffizier, der eine Entschuldigung vorbringen wollte, kam mit seiner vorschriftswidrig großen Hand in Berührung. Anstelle des Strohs gab es nun Strohläde; ich hatte sogar das Glück, ein Feldbett zu erhalten. Täglich wurde nun gekehrt und aufgewischt, vor allem erhielten wir endlich reine Wäsche. Vorsichtig wurde die alle in einem Winkel, weit ab von der Lagerstätte, versteckt.

Die Pflegerinnen sprachen auch hier ein wenig Deutsch. Ein evangelischer Pastor, dem die Russen all seine Habe geraubt hatten, war aus einer Nachbarstadt geflohen und befand

sich mit seinen beiden Töchtern ebenfalls unter dem Pflegepersonal. Soviel er konnte, sorgte er für uns, jedoch mußte dies mit größter Heimlichkeit geschehen. Eine abfällige Ausrufung über die Russen hätte genügt, daß er nach Sibirien verschickt worden wäre. Auch die Einwohner der Stadt klagten sehr über die schlimme Behandlung der Deutschrussen durch die russischen Soldaten.

Mir fiel auf, daß tagtäglich eine Anzahl russischer Offiziere, teilweise mit Dämchen am Arm, in der Stadt herum-schlenderten. Ich fragte einen Korporal, der mir entgegnete, das wäre immer so. Die Offiziere ließen sich nur ab und zu im Schützengraben sehen, erzählten dann ihren Leuten, so und so viele Deutsche wären wieder gefangen genommen und eine große Anzahl Geschütze sei erobert worden.

Vor der Stadt waren starke Befestigungen angelegt, aber zu einem Gefechte war es noch nicht gekommen. In den ersten Tagen hörten wir nur Schießen, dann sahen wir Flieger auftauchen. Wie wahnsinnig wurde dann auf diese gefeuert.

Allmählich begann man, die weniger schwer Verwundeten nach Warschau zu schaffen. Die gefangenen Offiziere, die, wie in Pabianice, auch hier im Gefängnis untergebracht worden waren, wurden zuerst abgeschoben. Jeden dritten Tag fuhr ein Transport ab. Am Tage vorher ging der Arzt durch sämtliche Räume und bestimmte, welche Leute fortgebracht werden sollten, und ein Korporal schrieb diese in eine Liste.

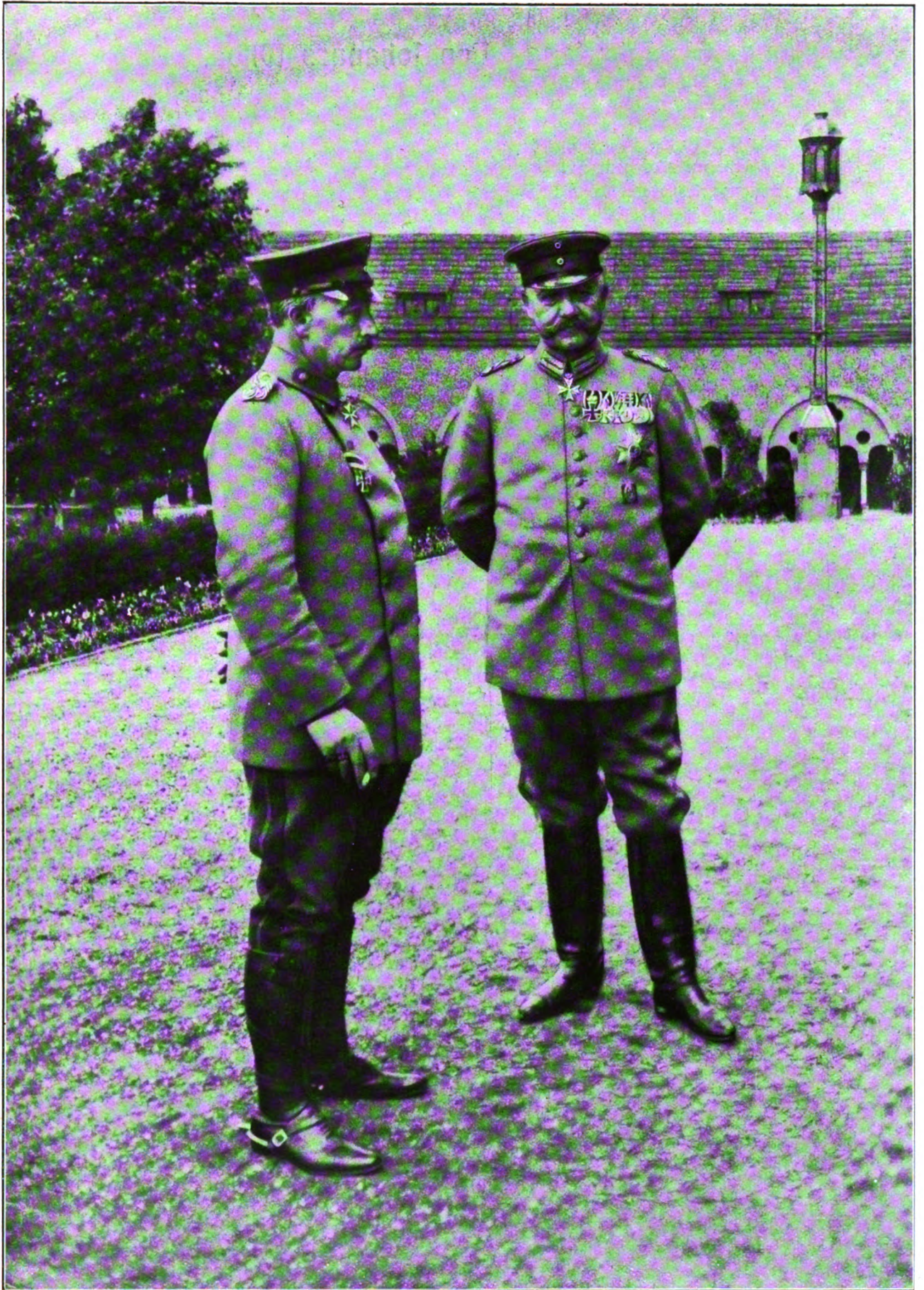
Für mich galt es nun, mich so lange wie möglich vor dem Abschub zu drücken, denn um alles in der Welt, nur nicht nach Warschau, von dort gab es kein Entrinnen mehr. Meine Wunde war sehr gut geheilt, ich mußte daher befürchten, sobald der Arzt mich besichtigte, auch abgeschoben zu werden. Der kleine Gefreite sah wohl schon längst in Sibirien.

Sobald die Besichtigung nahte, verschwand ich in einem bestimmten Ort, was bei der letzten Kontrolle nie auffiel. Auch den Verband legte ich mir nur noch selbst an. Der Arzt war immer froh, wenn er auf seine Frage, ob der Verband noch sähe, ein „ja, ich bin erst gestern verbunden,“ erhielt.

Eines Tages machte sich in der Stadt eine Unruhe bemerkbar, die sich auch auf unser Lazarett übertrug. Flieger erschienen häufiger, auch sonst merkten wir, daß etwas nicht in Ordnung war. Am nächsten Tage hörten wir einen Kanonenschlag. War es eine Fliegerbombe? Wir lauerten gespannt weiter. Jetzt bum, bum — bum, also doch Geschütze. Jemand flüsterte uns zu, die Deutschen seien im Anmarsch; verwundete Russen, die in die Stadt gebracht waren, hätten es erzählt. In der Nacht konnten wir wieder nicht schlafen, wir lauerten: Totensille. Am andern Morgen setzte der Kanonendonner wieder ein. Die Unsrigen waren näher gekommen, einige Schrapnells plagten in der Stadt. Den ganzen Tag hielt das heftige Schießen an.

Werden sie die stark ausgebauten Stellungen nehmen? Bin ich dann noch hier? Diese Frage quälte mich unter Hoffen und Bangen den ganzen Tag. Am Abend erschienen plötzlich zwei Ärzte, die uns auf Transportfähigkeit untersuchten. Auch ich hatte den roten Zettel, den sogenannten Freifahrtsschein, erhalten. Sollte ich mich jetzt, wo Hilfe so nahe war, fort schleppen lassen? Unter keinen Umständen! Mein Entschluß war gefaßt. Als die Ärzte gegangen waren, zog ich mich an, nahm meine Krücken und schnüffelte im Hause nach einem Versteck umher. Eine finstere Dachkammer, die mit altem Gerümpel angefüllt war, schien mir hierzu sich sehr zu eignen. Um acht Uhr früh sollte der Transport abgehen, um sieben Uhr würde ich bereits in meinem Versteck sein. Nun schlich ich mich wieder auf mein Lager und lauerte. Die Geschütze donnerten, und ich glaubte auch Infanteriefeuer zu hören. Der Morgen graute in unsere verhängten Fenster hinein. Plötzlich schien die Hölle losgelassen. Krachend flogen die Granaten in die Stadt, eine zersprang auf dem Hofe unseres Lazarettes. Mirrend fielen die Scherben der Fenster Scheiben auf das Pflaster. Wie wieder habe ich Menschen so schnell laufen sehen, wie unsere Russen. Mit unglaublicher Geschwindigkeit packten sie ihre Siebenstachen und machten die Fahrzeuge marschbereit. Auf unsere Frage, ob sie uns nicht mitnehmen wollten, winkten sie nur schweigend ab. — Das Schützen- und Maschinengewehrfeuer wurde lebhafter und kam näher. Ich sprang hoch, an das Fenster. Ich lachte: in der Straße strömten die Russen, Fahrzeuge, Artillerie, Infanterie, alles vollkommen durcheinander in östlicher Richtung durch die Stadt. Wir winkten ihnen einen fröhlichen Abschied zu. Um 1/2 10 Uhr sprengte die erste Patrouille, sächsische Ulanen, vorbei. Wir begrüßten sie mit donnerndem Hurra. Bald folgte Infanterie. Wir waren frei! Zuerst konnten wir den Gedanken garnicht fassen. Der Generalarzt des Korps besuchte uns, begrüßte uns herzlich und erzählte, die Russen seien überall geworfen und Lodz längst in unserem Besitz. Ich habe noch nie solch eine Freude gehabt, wie damals, als ich diese schöne Nachricht hörte.

Nach einigen Tagen wurden wir verladen, aber nicht nach Warschau, sondern nach der lieben Heimat, nach Deutschland.



Der Kaiser und Generalfeldmarschall von Hindenburg.

Ihre Majestät, die Kaiserin, hat dem Zentral-Komitee der Deutschen Vereine vom Roten Kreuz eine Photographie, die den Kaiser im Gespräch mit dem Generalfeldmarschall von Hindenburg darstellt, mit der Weisung übersandt, diese vervielfältigen und vertreiben zu lassen. Die Kaiserin hat die Photographie persönlich aufgenommen. Der Gesamterlös soll für Zwecke der Kriegsfürsorge verwendet werden. Bilder und Postkarten kommen durch die Rotophot-Gesellschaft, Berlin SW. 68, in den Handel.

Ein Jahr lang. Von Johannes Wilda.

Ihr deutschen Augen,
Wie mußtet ihr lesen!
Vom frühen Morgen zur halben Nacht,
Was sie da draußen alles gemacht!
Und den Zeitungsfriedhof mit Kreuzen der Ehre —
Ob der oder jener auch dabei wäre?
Ein Jahr lang lesen — lesen und lesen!
Kaum ist für anderes Zeit gewesen.

Ihr deutschen Augen,
Wie mußtet ihr weinen!
Vom frühen Morgen zur ganzen Nacht
Haben Tausende tränengebadet gewacht,

Tausende fühlten die große Zeit,
Aber die Augen rötete Leid.
Das ganze Jahr hieß es: froh erscheinen —
Doch heimlich mußten sie weinen — weinen!

Ihr deutschen Augen,
Wie werdet ihr leuchten!
Einst werdet ihr Ruhe finden zur Nacht,
Gewißheit schließt euch: Es ward vollbracht!
Und dauere es auch noch manchen Tag,
Es schwindet die Qual, da man wachend lag,
Vorbei die Zeit der geröteten, feuchten,
So treuen Augen — sie leuchten — sie leuchten!

Hygiene im Kriege.

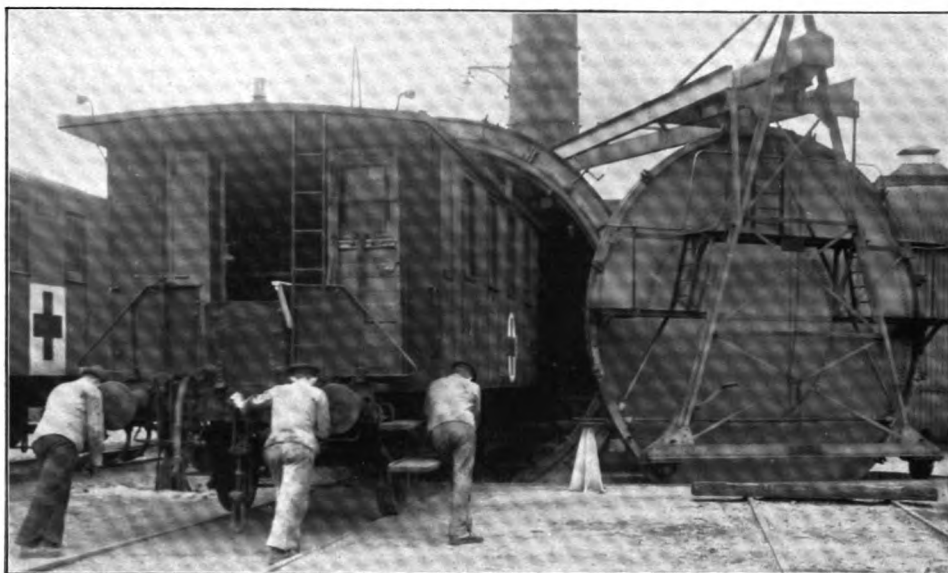
Es ist eine ganz richtige Beobachtung, daß der Vorteil, den Krieg dem eigenen Lande fernzuhalten, durch desto schwerere Anforderungen an die schützende Armee erkauft wird. Denn im fremden Lande kämpft die gesamte Natur, nicht allein das Gelände, sondern die tausend nationalen Eigentümlichkeiten und Besonderheiten mit den Kindern des Landes. Es ist viel die Rede davon gewesen, welcher furchtbare Verbündete den Russen der Schnee und der russische Winter war, und wenn auch in diesem Feldzug der russische Winter seinen graufigen Ruf eingebüßt hat, so tritt dafür ein anderer Bundesgenosse auf den Plan: der russische Schmutz. Welche furchtbaren Gefahren durch die unhygienischen Verhältnisse Russisch-Polens an sich schon unser Heer bedrohen und wie sehr eine Reihe verheerender Krankheiten, z. B. Typhus und Cholera durch den Schmutz begünstigt wird, ist allgemein bekannt. Die musterhafte Reinlichkeit unserer sanitären Einrichtungen indessen, die Schutzimpfung und die unablässige Wachsamkeit der Ärzte verstehen, auch dem Schmutz in der wirksamsten Weise zu begegnen. Allerdings hatte man mit einem nicht gerechnet, mit dem kleinsten und blutigsten der russischen Bundesgenossen, dem Heer jener Lebewesen, als deren Herr und Meister Beelzebub „der Gott der Läuse und Fliegen“ genannt wird. Durch die aufopfernde ärztliche Forschung ist nachgewiesen worden, welcher graufige Bruchteil von schweren Krankheitsfällen auf die Infektion durch Wanze, Floh und Laus zurückzuführen ist. Es ist nachgewiesen, daß eine einzige mit Flecktyphusgift infizierte Laus selbst noch in der nächsten Generation fortwährend, für sich allein mehreren Menschen den Tod bringt. Aber grauenvoll genug ist die Läuseplage für unsere braven Feldgrauen schon ohne die Infektionsgefahr und die zahlreichen Abarten des widerwärtigen Insekts, die jetzt, nachdem die Kenntnis der Laus durch die Not zur anerkannten Wissenschaft geworden ist, festgestellt sind, haben jede für sich ihre besonderen geriffenen Methoden, um ihre Opfer zur Verzweiflung zu bringen.

Vor kurzem wurde in einem österreichischen Lazarett ein Mann eingeliefert, der sich wie wahnsinnig gebärdete und über unerträglichen Schmerz an einer gänzlich unerlegten Stelle klagte, während die Behandlung seiner ziemlich schweren Verwundung von ihm ohne viel Aufhebens ertragen wurde. Man glaubte an Gefühlstäuschungen, über die er sich beruhigen würde, aber in der Nacht bekam der Verwundete fast Tobsuchtsanfälle, so daß man sich entschloß die bezeichnete Stelle unterhalb der Wunde in Augenschein zu nehmen. Hier waren unter dem Verband Läuse eingedrungen und fraßen sich nun in dem lebendigen Fleisch des Unglücklichen vorwärts. Wenn auch so trasse Fälle verhältnismäßig selten sind, es herrscht doch nur eine Stimme darüber, daß das unerträgliche Jucken und Beißen imstande ist, auch dem Geduldigsten das zu nehmen, was dem Soldaten im Felde nötiger ist als das tägliche Brot: den guten Humor. Es sind daher in der Front Einrichtungen getroffen worden, wie sie die Herbergen zur Heimat schon seit vielen Jahren für ihre Kunden in Anwendung bringen: Entlausungsanstalten, in denen täglich einige Hundert unserer braven Feldgrauen von dem fürchterlichen Ungeziefer befreit werden. In einer Vorhalle entkleiden sich die Leute, die Sachen kommen in einen Apparat, in dem sie trocknen, mit Chemikalien geschwängerten Dämpfen ausgesetzt werden, bis die Läuse samt ihrer Brut vertilgt sind. Inzwischen sind die Leute gebadet und die Kopfläuse durch eine Einwirkung heißen Dampfes und karbolgetränkter Umschläge getötet. Wie neugeboren kehren die braven Feldgrauen in ihre Schützengräben und zu ihren Truppenteilen zurück.

Fast ebenso freudig wie die Entlausungsanstalt begrüßt wird an der vordersten Front eine weitere neue Einrichtung: der Badezug. Dieser Zug, dessen Lokomotive einen Wasserwagen, drei Badewagen, einen An- und Auskleidewagen und einen Wohnwagen für das Personal zieht, kam zuerst beim ersten bayrischen Reservekorps in Anwendung und fährt bis in



Eine unserer Entlausungsanstalten im Osten. (Vor Dörowitz unterirdisch eingebaut.) Phot. Paul Wagner.



Desinfektion von Sanitätswagen: Der Wagen wird in den Desinfektionskessel geschoben. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

alle Ortschaften, die mit der Bahn überhaupt erreichbar sind. Welches Behagen es bei unsern lehmbebrusteten Leuten erweckt, kann sich jeder denken, der nach einer langen Fußtour zum erstenmal wieder in die Wanne klettert.

Nicht weniger aber bedürfen auch die aus der Front zurückkehrenden Züge selbst der gründlichen Reinigung und Desinfektion: die Personen- und Schlafwagen, sowie die Gepäck- und Güterwagen. Bei letzteren ist der beabsichtigte Zweck mit verhältnismäßig einfachen Mitteln zu erreichen, weil weniger Rücksicht auf Beschädigung der inneren Einrichtung zu nehmen ist. Anders ist es aber bei den mit Polsterfüßen und Betten ausgerüsteten Wagen. Ohne vollständiges Herausnehmen der ganzen Polsterung und Abnahme der Wandbekleidungen, war bisher eine sichere Desinfektion und Reinigung nicht zu erreichen, und es ist zu verstehen, daß die Verwaltungen der unverhältnismäßig großen Kosten wegen sich nur ungern und nur bei sichtbarer Notwendigkeit zu derartig durchgreifenden Maßnahmen entschließen wollten. Außerdem wurde dagegen geltend gemacht, daß das

zen trotz hoher Wärmesteigerung in Verbindung mit Formalindämpfen, denen sie drei bis sechs Stunden ausgesetzt waren,



Der Desinfektionskessel geschlossen.

später doch wieder erholten. Zudem ist die Höhe der Temperatur auf ein gewisses Maß beschränkt, bei dessen Überschreiten Beschädigungen an der Lackierung und der Politur der Wagen eintreten müßten. Erst das Zusammenwirken von Hitze mit einer durch ein hohes Vakuum bedingten schnellen Feuchtigkeitentziehung und Einblasen von Formaldehyddämpfen in den erhitzten Raum sichert die vollständige Lösung der gestellten Aufgabe. Die königliche Eisenbahn-Hauptwerkstätte zu Potsdam hat sich als erste das Verdienst erworben, einen geradezu genial konstruierten Apparat aufzustellen, der gerade jetzt für unser Eisenbahnwesen von der größten Bedeutung wird.

Das Äußere stellt einen aus fünfzehn gußeisernen Ringträgern zusammengesetzten, etwa 23 m langen Zylinder dar, der einen lichten Durchmesser von 5 m und einen Rauminhalt von etwa 490 cbm hat. Die beiden Stirnseiten sind durch Dedel aus genietetem Flußeisen in Form von Kugelfappen verschließbar. Der



Desinfektion der aus Rußland kommenden Verwundeten-Züge. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.



Ein Badezug für die Westfront: Wasser- und Badewagen mit An- und Auskleidewagen. Phot. W. Braemer.

vordere Dedel ist durch eine besondere Krananlage nach der Seite hin bewegbar, um das Einfahren des Wagens zu ermöglichen. Zur Heizung des Apparates dient Frischdampf, der durch ein in sich geschlossenes Rohrsystem geleitet wird, an dessen Hauptrohr 252 Rohre in Halbringform angeschlossen sind. Zwei in der Mitte des Kessels eingebaute, nach entgegengesetzter Richtung wirkende Ventilatoren dienen zur besseren Verteilung der Dämpfe und zur Beschleunigung des Anwärmens der Luft, die dadurch in enge Berührung mit den Heizrohren gebracht wird. Der Verdampfer zur Aufnahme der Desinfektionsflüssigkeit ist unten in der Mitte des Langkessels aufgestellt und besteht aus einem oben offenen Gefäß mit doppelter Wandung, in die Dampf zum Verdampfen des Formaldehyds eingelassen wird, was in dem luftverdünnten Raume außerordentlich schnell vor sich geht. Die Dämpfe selbst werden durch ein besonderes, mit zahlreichen Ausströmlöchern versehenes Rohrsystem zur Verteilung gebracht. Alle Armaturen, wie Ein- und Auslassventile für Dampf und Frischluft, Spannungsmesser, Vakuumzeiger, elektrische Schaltapparate für die Ventilatoren und die Beleuchtung des Kesselinnern, Ventile für den Verdampfer usw., sind von außen zu bedienen. Im Innern angebrachte Thermometer werden durch ein Schauloch abgelesen und sind elektrisch erleuchtet. Die zur Erzeugung des erforderlichen Vakuums notwendige Absaugung der Luft bewirkt eine mit einem zwanzigpferdigen Elektromotor direkt gekuppelte Luftpumpe. Diese ist imstande, innerhalb zweier Stunden den fast 500 cbm großen Kesselraum luftleer zu machen. Durch eine nach dem Kesselhause führende Rohrleitung wird die abgesaugte Luft unter den Feuerungsrost des Dampfessels gedrückt, zu dem Zwecke, die bei pest- und choleraverdächtigen Wagen etwa mitgerissenen Keime durch Verbrennung vollständig zu vernichten.

Die Wirkungsweise des Apparates ist folgende. Nachdem der Wagen eingefahren ist, wird der Dedel vorgelegt und durch Klappschrauben luftdicht verschlossen. Als dann wird der Kessel mit Dampf auf eine gleichmäßige Temperatur von etwa 50° C gebracht. Ist diese erreicht, so wird unter beständigem Weiterheizen die Luft ausgepumpt, bis eine Luftverdünnung eingetreten ist, in der Wasser bei 40° C zu kochen beginnt. Den in den Polstern vorhandenen Bakterien oder dem Anzeigefier und dessen Brut wird hierbei alle Feuchtigkeit derart schnell entzogen, daß sie vollständig austrocknen und dadurch sicher abgetötet werden, ohne daß Polster, Leder, Wandbekleidungen, Deckleisten usw. abgenommen zu werden brauchen. Wichtig dabei ist ferner, daß an der äußeren Lackierung der Wagen oder an der Politur der Holz- und Metallteile im Wageninnern keinerlei Beschädigungen

durch Fleckenbildung usw. auftreten können, da im luftverdünnten Raume ein Niedererschlagen der eingeblasenen Wasserdämpfe unmöglich ist. Was bei einzelnen Batterien oder Koffenarten das heiße Vakuum noch zu tun übrig läßt, vollenden die Formaldehyddämpfe. Eingehende Versuche haben das erfreuliche Ergebnis gezeitigt, daß selbst die lebenskräftigsten Bakterien, die man in Polster und Matratzen eingebracht hatte und später in Bouillon setzte, auch nach einwöchiger Beobachtungsdauer keine Kulturen mehr treiben konnten, also abgetötet waren. Nach fünf- bis sechsstündiger Erhitzung ist das Desinfektionsverfahren beendet. Mit dem Einlassen der Frischluft saugen die Polsterungen, Heizschalungen, kurz alle im Wagen befindlichen Hohlräume die noch im Kessel befindlichen Formalindämpfe gierig ein, womit eine absolute Gewähr dafür gegeben ist, daß selbst in den unzugänglichsten Poren eine

gründliche Abtötung stattgefunden hat. Bei dem bisher in Anwendung gebrachten Verfahren kann dies als vollkommen ausgeschlossen gelten.

Gegenüber derart hervorragenden Leistungen des Apparates darf die Höhe der einmaligen Anschaffungskosten der Gesamtanlage gar nicht in Frage kommen. Diese betragen einschließlich Fundamentierung und betriebsfertiger Montage etwa 80 000 M. —

Über nicht nur für die gegenwärtige Kriegszeit ist diese hervorragende Erfindung von tiefgehendster Bedeutung. Ihre Anwendungsmöglichkeit erstreckt sich auch auf das Gebiet kommunaler Bekämpfung und Verhütung ansteckender Krankheiten. Man denke an Scharlach, Pocken, Genickstarre, Typhusepidemien in den Städten, an die überhandnehmende Tuberkulose, bei denen allen Desinfektion im großen geboten ist, an Umzüge aus verseuchten Gegenden in seuchenfreie usw. Es ist nur notwendig, den ganzen vollgepackten Möbelwagen ohne Um- und Ausladung in den Kessel zu fahren und der oben beschriebenen Behandlung zu unterwerfen, um mit untrüglicher Gewißheit den Inhalt als seuchenfrei bezeichnen zu können. Auf dem ganzen Gebiet der Hygiene und besonders der Seuchenebekämpfung ist keine Erfindung gemacht worden, die von so einschneidender Wirkung und unwägbare Bedeutung geworden wäre, wie der oben beschriebene Apparat. Eine befriedigende Sicherheit wird durch das öffentliche Leben gehen, wenn große Städteverwaltungen und vor allem unsere Staatsbahnen späterhin an den gefährdeten Grenzübergangsstationen sich derartige Desinfektionsmittel ermöglichen, die in praktischer und hygienischer Beziehung etwas Vollenstes darstellen. Damit wird es auch gelingen, jeder von außen drohenden Seuchengefahr ein „Bis hierher und nicht weiter!“ mit berechtigter Aussicht auf Erfolg gebieterisch entgegenzurufen.



Blick in das Innere der Badewagen mit den Brausen. Phot. W. Braemer.



Sanitätsmannschaften mit ihren Hunden auf dem Wege zur kämpfenden Truppe. Phot. G. Berger.

☐ Eine Johanniterfahrt nach Galizien. III. Von Fedor von Zobeltitz. ☐

Die Delegierten der Ordensverbände und des Roten Kreuzes hatten sich in Jaroslau ein eigenes Klublokal geschaffen. Wenn man vom Ring aus die Ulica Brunwaldska, die Hauptstraße, hinaufschreitet, bleibt rechts zwischen geschlossenen Läden und den Resten eines photographischen Ateliers ein Kaffeehaus liegen, das man als Stellbuchein sämtlicher Fliegen Westgaliziens bezeichnen konnte. Links herum um dieses Fliegenkaffee und noch ein paar Häuser weiter — und man steht vor dem „Klub der Delegierten“.

Zwei Zimmer: ein Vorgemach, in dem man gewöhnlich gebeten wird, Platz zu nehmen; aber das geht nicht, weil sich in diesem leeren Raum keinerlei Sitzgelegenheit findet — und daran anschließend der Speisesaal, ein Zimmer von würdiger Schlichtheit, mit abgebröckeltem Kalk an den Wänden und einem Riß in der Decke; auf dem großen Eßtisch steht als unerhörter Luxus ein Riesentandelaber, den geschickte Hände aus umgekehrten Bajonetten gefertigt haben. Das Zuständige ist also bedeutend anders als in den vornehmen Klub-



Deutsche Kolonne beim Durchqueren einer Furt in Galizien. Hofphot. G. Berger.

räumen Berlins; aber die Delegierten sind nichtsdestoweniger glücklich über diesen bescheidenen Zufluchtsort nach der Arbeit des Tages, die viel anstrengender ist, als der Laie ahnt. Überhaupt: es würde sich lohnen, einmal ein paar auffällende Worte über die Tätigkeit in den Etappen zu veröffentlichen. Selbst in der Front glaubt man vielfach, die Herren auf diesen Wägen führten ein Dasein behaglichen Genießens, während tatsächlich ihr Arbeitsgebiet sehr bedeutend und ungemein verantwortungsvoll ist. Die glänzende Organisation unseres Kriegsetappenwesens ist nicht das letzte mitzuprehende Glied unseres siegreichen Vorgehens; es ist äußerst bezeichnend, daß Frankreich seine Etappenordnung der deutschen nachgebildet hat, und wenn die Russen in ähnlicher Weise für die Sicherung der Verbindungslinien Sorge getragen hätten, würden ihre an sich fast immer gut gedeckten Rückzüge weniger verlustreich gewesen sein.

Im „Klub der Delegierten“ zu Jaroslau habe auch ich manche behagliche Abendstunde verlebt: einmal bei einer Erdbbeerbowle, zu der wir die Beeren in Lemberg aufgetrieben hatten. Die Tafelrunde war nur klein; Graf Asseburg präsidierte, dann kamen wir drei Gäste und die Klubmitglieder Dr. Alfred von Chlapowski als Malteser, Herr von Schweinitz als Johanniter, Graf Konstantin Bninski als freiwilliger Kraftwagenführer, die Herren von Vehrenfeldt und Grau als Delegierte des Roten Kreuzes. Der Koch des Klubs ist ein gefangener Russe, der nicht nur ein tüchtiger Künstler in seinem Fach, sondern auch als Mensch ganz interessant ist. Er stammt von deutschen Eltern aus dem Kaukasus, aus einer jener an vielen Stellen des weiten russischen Reichs hineingeprengten deutschen Kolonien, die sich durch die Jahrhunderte die Eigenart der alten Heimat bewahren konnten. In Kaukasien besonders besteht eine ganze Anzahl solcher deutscher Kolonien (mit viel aus Württemberg Eingewanderten); man treibt Ackerbau, Viehzucht, auch Weinbau, und — wie der Klubkoch mir erzählte — vertrugen die Deutschen zur Friedenszeit sich gut mit den russischen Behörden sowohl wie mit der grusinischen und tartarischen Landbevölkerung. Erst bei Kriegsbeginn begann auch hier die Verfolgung der Deutschen, die in Trans- und Ciskaukasien, im Kuban- und Terekgebiet zum größten Teil zur Auswanderung gezwungen wurden und schließlich zurückkehren durften. Damit verliert Rußland natürlich auch in diesen immer unruhigen Landschaften seinen stetigsten kolonisationsfähigen Bevölkerungsteil und für den Ackerbau den fleißigsten; aber der Haß gegen das Deutschtum tötet jede Überlegung.

Der erste Morgen in Jaroslau brachte uns noch eine besondere Überraschung. Ein Anruf des Grafen Metternich weckte mich. „Kanonade!“ rief er und fuhr aus dem Bett. Ich war noch etwas schlaftrunken, stieß zuerst mit dem Kopf gegen den sogenannten Nachttisch, warf eine Flasche Mineralwasser um und lauschte dann mit mächtig wacher werdenden Sinnen. Es war richtig: es krachte, böllerte und donnerte rings um die Stadt. Ein Überfall?! O, durchaus nicht, die Russen waren ja schon bis fast an die Grenzen Galiziens zurückgedrängt worden! Zu Lande konnten sie uns also nicht mehr besuchen. Aber vielleicht auf dem Luftwege, der vorläufig noch keinen Etappenstich kennt? So war es auch. Irgend ein russischer Flieger mußte Jaroslau ganz besonders in sein Herz geschlossen haben. Er war schon ein paar Mal hier und in der Umgegend gewesen, immer derselbe, und hatte durch seine geschickten Bombenwürfe mancherlei Unheil angerichtet: Häuser zerstört, Bahntransporte vernichtet, Menschen getötet. Aber diesmal mußte er nervös gewesen sein. Ich glaube, er hatte acht Bomben fallen lassen, doch sie hatten zumeist ihr Ziel verfehlt. Die eine hatte auch den Grafen Asseburg aus dem Morgenschlummer aufgestört; er bewohnte zwei Zellen im Dominikanerkloster, und eine der Fliegerbomben war in die nahe Müllgrube gesaust und hatte unter gewaltigem Spektakel deren Gesamtfüllung in die Luft geschleudert, so daß duffige Atome der „Seele der Landwirtschaft“ bis auf die Hauswand des Kaffins gegenüber flogen.

Der niedliche Frühgruß hinderte uns indessen nicht, den freien Tag zu einem Ausflug auf den Lemberger Kriegsschauplatz zu benützen. Aber Lemberg selbst und die Eroberungstage von Przemyśl sind hier aus anderen Federn Beschreibungen von Augenzeugen gebracht worden. Um nicht zu wiederholen, will ich mich also auf die Schilderung unserer Fahrt durch das Kampfgebiet beschränken. Der Tag ist heiß, der Staub legt sich in dichter Schicht auf unsere Uniformen. Wir fahren im Auto, das Graf Bninski mit großer Gewandtheit leitet, auf einer Chaussee, die erst in den letzten Tagen wieder in Ordnung gebracht worden ist und noch mancherlei Wellungen und Unebenheiten zeigt. Wir hüpfen und springen, aber wir kommen wenigstens vorwärts: an Stätten namenlosen Elends vorüber. Im dreißigjährigen Kriege kann es kaum anders ausgesehen haben. Ganze Dörfer sind vollkommen vom Erdboden verschwunden. Gleich rechts am Wege lag noch vor Jahresfrist ein blühendes Anwesen. Im Herbst kamen die Russen und zerstörten es, und so gründlich

war ihre Zerstörung, daß der neue Banz schon wieder die letzten Trümmer grün überwuchern und diesen Ort des Schreckens mit wilden Feldblumen schmücken konnte. Noch ein paar Jahre, und der Pflug zieht vielleicht seine Furchen über das Gewesene, und der Name des Dorfes verfällt der Vergessenheit. In anderen Ortschaften sind nur noch vereinzelte Häuser geblieben. Leere Schornsteine ragen in Massen zum Himmel; da die Häuser zumeist aus Fachwerk bestanden, so sind lediglich die massiven Teile vom Feuer verschont worden. In den Ruinen stöbern hungrige Hunde umher — doch nicht nur das Getier sucht nach Nahrung, auch arme, zerlumpte Menschen, Männer, Frauen und Kinder, kriechen zwischen dem zerbröckelten, verbrannten, geschwärzten Mauerwerk auf der Erde und verjagen die Raben, die ihnen einen Fund streitig machen wollen. Ich sah erschütternde Bilder. In einem zusammengeschossenen Hause, auf dessen First noch ein Storchpaar nistete, haben die Bewohner sich schon wieder eingerichtet. Ein Blick durch das glaslose Fenster in das verödete Innere zeigt mir eine alte Frau auf einer Matratze. Ein Mann und zwei Kinder knien vor ihr, und ihre lauten Gebete schlagen an unser Ohr. Die Alte möchte im Sterben liegen. An anderen Stellen baut und zimmert man das Zerstörte schon wieder von neuem auf. Da regt sich die Hoffnung und wirft ihren Glanz wie Sonnenschein nach trübem Wetter über die Gesichter. Spielende Kinder jagen sich zwischen den Trümmern. Ein flachs-köpfiger Junge sieht einen bunten Zappen aus regenbogenweißer Erde, Mörtel, Lehm und gepulverten Backsteinen hervorlugen und zerrt daran. Er zerrt an einem Weiberrod und zerrt weiter und stößt einen Schrei aus und läuft davon. Er hat den Tod fassen wollen.

In Mucina steht ein Haus am Wege, dessen Vorderseite völlig erhalten ist, aber hinter dieser Front ist alles zusammengeklüppert. Bis hierher und darüber hinaus ziehen sich die Verteidigungslinien von Jaroslau, Stellungen für schwere Geschütze, Verhau an Verhau, ein kunstvolles Durcheinander von Schützengraben. Wahnsinnig sieht es in Radymno aus. Es läßt sich genau erkennen, wie sorgfältig der Feind den Brückenkopf am San befestigt hat. Eine dreifache Linie baut sich vor ihm auf: ein Wirrwirr aus Stacheldraht, das sich vielerorts von den Höhen des Dorfes Ostrow durch sumpfige Niederung bis zum Flusse erstreckt, dahinter eine starke, zweckmäßig ausgebaute Zwischenstellung, und abermals dahinter die Befestigungen des Brückenkopfs, der die Zufuhrstraßen und Brücken über den San schützen sollte. Aber am 23. und 24. Mai gerieten hier die Russen ins Gebränge. Von den Höhen um Jaroslau aus wurde der Angriff geleitet. Die schwere Artillerie eröffnete das Feuer, dann brach die Infanterie aus ihren Sturmstellungen vor: deutsche und österreichische Truppen gemeinsam. Selbstverständlicherweise schienen die Russen auf die Blöhllichkeit des Angriffs nicht vorbereitet zu sein; sie wurden überrascht, und nach wütendem Straßenkampf steckten sie, kopflos geworden, die Holzbrücke über den San in Brand, gossen Petroleum über die Häuserwände Radymnos und flüchteten im Widerschein des höllischen Luftfeuers, das sie entfacht hatten. Radymno war einmal ein freundlicher Badeort. Jetzt fährt unser Wagen Straße um Straße zwischen ungeheuren Trümmermassen zum Santal hinab; auch die stattliche Kathedrale hat es büßen müssen, auf deren Türmen die Russen einen Beobachtungsstand eingerichtet hatten. Und hinter Radymno flogen die Granatenkrüppel den Fliehenden nach, die nicht rasch genug den Schutz der Festungswälle von Przemyśl erreichen konnten. Was inzwischen zerstört werden konnte, wurde zerstört. Rechtsseitig der Chaussee tut ein Parkgelände sich auf; in ihm lag dereinst ein hübsches Schloßchen, dem Bischof von Przemyśl gehörig. Jetzt sieht man nur noch geborstene Mauern und ringsum, zu Häufen getürmt, verkohlte schwarze Baumstämme. Ein Rosenparterre gleicht einem riesigen Aschenhaufen, selbst die Rüssel der Oleanderbäume sind halb verbrannt.

Nun kommen wir, uns durch die Berhaue auf der Chaussee vorsichtig hindurchwindend, in den Fortgürtel von Przemyśl. Die unerhörten Verwüstungen der Forts selbst konnten wir am nächsten Tage besichtigen; mir boten sie nichts Neues, da ich vor Lüttich und Antwerpen ganz Ähnliches hatte sehen können. Aber was uns allen neu war, das waren die geradezu großartigen Waldbefestigungen der Russen vor und zwischen den Forts. Hier hat der Feind in der Tat Außergewöhnliches geleistet. Die Wälder bestehen meist aus Kiefern, haben zum Teil aber auch gemischten Bestand und sind von den Russen nach allen Richtungen hin unterwühlt, durchgraben, durch Berhaue gesichert und in fabelhaft geschickter Weise als Deckung und Vorstellung benützt worden. Die Gräben ziehen sich als unterirdische Gänge, durch Holzpfosten gestützt, betoniert und mit Fächien und Sandsäcken ausgepölkert, weit in das Land hinein. Es macht den Eindruck, als sei hier ein Heer von Riesenameisen an der Arbeit gewesen. Artilleriestellungen sind gewissermaßen schmuckhaft durch frische Pfanzungen verdeckt worden; zackige Knäuel dichten Drahtschlingen

sich durch das Unterholz; auch der Draht der Feldfernsprecher hängt hier und da noch zerrissen von den Bäumen herab. Mit den Unterständen sind verbunden die Beobachtungsposten in den Wipfeln; auf bequemen Leitern steigt man oft zwei bis drei Stockwerke hinauf: es sieht aus, als läge eine Anzahl von Wildkätzeln übereinander. Ich klettere auf eine dieser luftigen Höhenstellungen.

Links von mir liegt Fort Behn, rechts Fort Elz, und ich kann deutlich erkennen, wie sich da und dort die eingeschoffenen Kasematten, die Betonmauern, die abgedeckten runden Stahlhüte der Geschütztürme, der Sand der zerfetzten Böschungen, Stahlschienen und eiserne Decken zu ungeheuerlich wilden Trümmerhaufen türmen. Gerade vor mir eine Wiesen-niederung, auf der in satter Beschaglichkeit eine Rinderherde friedlich weidet, darüber hinaus ein Weizenfeld, unberührt und prachtvoll stehend, weiter die graue Linie der Chaussee und die kleinen flachen Häuserreihen von Zurawiczka mit der abgefeigten Kuppel seiner Synagoge.

Wieder in das Auto und weiter! Bremsen — es geht bergab nach Przemyśl hinein, zunächst in die Vorstadt, wo uns eine Warnungstafel mit der Inschrift „Cholera-Gefahr“

unheimlich grüßt. Also rasch durch die verseuchte Stadt (heute ist sie es wohl längst nicht mehr), links um die Ecke durch schmutzige Straßen und eine Reihe gaffender Kasikanträger, dann über die hölzerne Notbrücke unmittelbar neben der gesprengten Eisenbahn, an deren Wiederherstellung hunderte von fleißigen Händen arbeiten. Die Chaussee bleibt anfänglich in der Nähe der Bahnlinie.

Eine Kolonne Gefangener zieht vorüber: an dreihundert Mann, die nur ein halbes Duzend bewaffneter Wächter brauchen. Es scheint, man kennt die Russen: sie sehen sich nicht nach ihren Regimenten zurück. Der ganze Weg eine wirbelnde Staubwolke. Nun begreifen uns auch noch endlose Kolonnen: preussische Garde, Bayern, Württemberger, Österreicher — Train und Artillerie, Proviantwagen, eine Radfahrer-

Kompagnie, Autos mit dem roten Kreuz. Es fällt auf, daß hier die Felder weniger gut bebaut sind; einige trifft man noch, die in voller Ernte stehen, zumal rings um Przemyśl, wo die Bauern die Granaten unbekümmert über ihre Köpfe fortfliegen ließen — andere sind zerstört und niedergetreten, wieder andere ganz unbebaut geblieben. Man sieht weite Flächen, die noch mit Uniformstücken, Tornistern,



Galizische Ochsen als Reittiere für deutsche Wehrmänner. Phot. Gebr. Saedel.



Österreichisch-ungarischer Panzerzug in Ost-Galizien. Phot. Ed. Franke.

Blechtöpfen, Mützen, mit Fegen und Lappen übersät sind; da ist bivaquiert worden, aber man mußte etwas plötzlich aufbrechen, um den Verfolgern auszuweichen. Schritt um Schritt bezeichnet die Rückzugslinien der Russen. Rechts und links von der Chaussee graben sich tiefe Fahrinnen in die Felder ein. Der chauffierte Weg genügt nicht für den hastigen Abmarsch der Kolonnen nebeneinander, die in breiter Front den Grodel-Stellungen zustreben, wo sie Anschluß und Hilfe zu finden hofften. Ein ruthenisches Dorf, wieder fast ganz erhalten; aber aus einem Hause stoßen österreichische Soldaten gerade ein paar Kerle vor sich her — Spione oder Verräter, die baumeln müssen, weil die Kugel zu gut für sie ist.

Je mehr wir uns der Wereszyka nähern, um so ausgebehter und gewaltiger werden die russischen Stellungslinien. Am Wege liegen alle Bauten in Schutt und Asche; was man stehen ließ, hat man der Türen und Fenster beraubt, um sich Holz zum Heizen zu schaffen. An einer niedergebrannten Mühle hängt noch ein Windmühl; ein Schwarm von Krähen umkreist das Gemäuer: wie die Geier die Türme des Schweigens auf Malabar Hill bei Bombay. Wir fahren durch Medytsa und Woczista, und es ist ein neuer Beweis für die ausgezeichnete Organisation unseres Etappenwesens, daß bis hierher die Bahnverbindung schon wieder in Gang gebracht werden konnte — drei Tage nach der Rückeroberung Lembergs! Wenn man auf der Karte das Dreieck Przemyśl-Woczista-Grodel-Lemberg betrachtet, begreift man auch als strategischer Laie, wie ungeheuer wichtig die Stellung für die Russen gewesen sein muß. Die örtlichen Verhältnisse begünstigten die Verhänzung in jeder Weise und erschwerten einen Frontalangriff. Die Armee Madajens hat hier ein riesiges Stück Arbeit geleistet, und ihr erfolgreiches Vorgehen, zunächst in der Flankenrichtung, dann in frontaler Wendung, machte sich auch sofort auf die übrigen Teile der Grodelstellung fühlbar. Die Russen mußten zurück, wenn sie nicht völlig von ihren rückwärtigen Verbindungen abgeschnitten werden wollten; so bald aber ihr Rückzug begann, setzte der Frontangriff der österreichisch-ungarischen Truppen ein und wurde zu planmäßiger Verfolgung. Daß die Russen Meister in der Rückzugsleitung sind, weiß man aus dem japanischen Kriege her; auch in diesem Falle haben sie es gezeigt.

Der Kampfboden wird hügeliger, dichter fliegt uns der Staub um die Ohren, und heiß erbrennt die Sonne. Auf einem Brachfeld weidet eine Herde von weit über hundert Pferden, gut gepflegten, stämmigen kleinen Gäulen. Anhöhen begrenzen den Horizont, über dem Grün der Wälder schwimmen im lichten Dunst des Tages violette Töne. Nun bergab, und da liegt im Talkessel des Beltew Lemberg zu unsern Füßen. Vor vier Tagen war die alte Ruthenenstadt noch feindlicher Besitz — nun aber wehen von allen Häusern Fahnen und Wimpel, und fröhliches Jauchzen schallt durch die Straßen. Wir frühstücken im Hotel Impérial und lassen uns vom Wirt aus der Russenzeit erzählen. Seltsam, wie den Lembergern als schrecklichster Tag jener langen Reihe von Tagen der Besuch des blaffen Jaren am lebhaftesten im Gedächtnisse haften geblieben ist!

Aber wir haben mit der Zeit zu rechnen und brechen bald wieder auf. Diesmal wählen wir einen anderen Weg: wir schneiden das Dreieck Radymno-Przemyśl-Lemberg durch und lassen die Festung südlich liegen. Nun neigt sich schon der Sonnenball, und alle Mohnfelder schwimmen gleichsam in Blut. Der blühende rote Mohn bildet eine charakteristische Farbe im Landschaftsbilde Galiziens. Während in Lemberg selbst wenig zerstört (dafür um so mehr gestohlen) worden ist, treffen wir in den Vorstädten überall auf die

Wirkungen der Granaten und Schrapnelladungen. Wir winden uns aus dem Kessel heraus und verstehen, daß die Stadt erhalten worden ist: es war ein Kampf von Höhe zu Höhe. Abermals begannen uns Kolonnen; sie marschieren und rücken neben uns auf der Chaussee, auf dem Felde, auch in den breiten Gräben am Wege. Waffen glitzern im Waldgrün. Das sind Deutsche, das Ungarn! Männen und die Rothosen der Honveds! Rassekn und Dröhnen der Artillerie; auf den Proklasten der Munitionswagen sitzen singende Leute, auch die Infanteristen vertreiben sich die Zeit mit lustigen Liedern. Es ist bewundernswert: alle diese Menschen kommen aus der Schlacht, aus einer ununterbrochenen Reihe hartnäckiger Gefechte, aus sturmweisem Vorgehen von einem Schützengraben zum andern — und sie sind so fröhlichen Muts, als sei niemals der Tod mit mägender Sense zwischen ihnen gegangen!

Es ist furchtbar, wie der Tod in diesem Abschnitt zwischen der Wereszyka und den Grodel-Stellungen seine blutigen Triumphe gefeiert hat! Aus den zerstörten Dörfern wirbeln noch Rauchwolken zum Himmel des Sonnenuntergangs. Ein Sonnenuntergang von erhabener Pracht. Eine loderbende Flammenburg, würdig der Zeit und der Landschaft. Gelbe Strahlen schießen aus Purpur und Ziegelrot zum Zenit empor, und da, wo eben das Gestirn untertauchte, schwimmt ein Meer von Altgold, ein geheimnisvoller Glanz. Eine Viertelstunde hindurch liegt die Welt ringsum im vollen Glanz dieser himmlischen Farbenfreude. Dann kommt das mähliche Erlöschen.

Wälder, die bläulich schimmern, darüber in weiter Höhe, kaum erkennbar, ein Flieger. Auf einem Wiesengrund, der schon im Dunkel liegt, entfaltet sich reges Bivakleben. Proviantwagen, Feldküchen, Sanitätszelte in langer Reihe, dahinter angekoppelte Pferde, davor ein Wimmeln und Surren dunkler Menschenlein zwischen kleinen, flackernden Feuern. Dann wieder ein verwüstetes Bauerndorf, dann Janow, die Lemberger Sommerfrische am See, wo der Kampf zu wildem Rasen wurde und Haus an Haus in Flammen aufging. Links bleiben die Sumpfstrecken von Grodel liegen; Dämmergelpfist kriecht über die Niederung — und auf freiem Felde bewegt sich ein graues Etwas. Dann hören wir einen Schrei, fast wie von einer Menschenstimme. Aber es ist ein sterbendes Pferd: drüben verendet ein zurückgelassener Schimmel. Eine Kugel wäre besser für ihn gewesen.

Aber die Wiesen, die sich zwischen die Seen schieben, tintig schwarz zu dieser Stunde, schlägt ein seltsamer Ruch zu uns herüber — ein unbeschreiblicher. Da klopfen die Herzen stärker, als wollten sie springen. Es grüßen die Toten, die Toten . . .

Vor Jaworow halten wir. Ein Auto steht am Wege, in dem ein alter General sitzt. Eine Panne hat ihn zu kurzem Verweilen gezwungen. Wir steigen aus und fragen, ob wir ihm behilflich sein können. Er wehrt dankend ab und stellt sich vor: „General von L. Ich habe die Leiche meines Jungen holen wollen. Da drüben fiel er. Aber ich bin beruhigt: ein Schuß in den Kopf, drei Schüsse in die Brust. Er hat nicht leiden brauchen . . .“ Eine Episode. Ein Stück Tragödie. Ein Blick in ein blutendes Vaterherz. Weiter!

Jaworow ist still geworden. Aber dem bewegungslosen Blaugrün des Sees steht der Mond. In den zerstörten Häusern raschelt es hie und da. Eine schwarze Katze springt über den Weg. Vor einer Schenke marschiert in unerträglichem Einerlei ein Doppelposten auf und ab. Hier liegt der Kommandierende mit den Herren seines Stabes. Durch die Fenster fällt gelbes Licht auf die Gasse: da drinnen arbeitet man noch und sitzt über Karten und Plänen.



Ruthenisches Bauernhaus. Phot. Ed. Franke.

Aber hinter Ja-worow schwin-det wieder die Stille. Neue Kolonnen tau-chen auf. Doch man singt nicht mehr; schwei-gend wälzen sich die dunk-len Massen durch die Nacht, nur die Wagen dröhnen und knarren. Und plötzlich wen-den die Kolon-nen sich rechts-ab auf einen Seitenweg und verschwinden im Däster eines Waldes. Rechtsab — das ist nach Norden: da liegt die russi-sche Grenze . .



☞ Eine der russischen Landstraßen, bei denen die Wagenräder im mahelnden Sande versinken. ☞
Phot. Hohlwein-Girde.

Wieder eine verbrannte Ortschaft. Dann steigt die Melancholie herab. In unendlicher Trostlosigkeit dehnt das Land sich aus. Wir ist, als führen wir in eine Einsamkeit hinein, die keine Grenzen hat. Dunkles taucht zeitweise am Begrande auf — man sieht nicht, was es ist. Aber man sieht

ganz fern am Horizont ein Aufleuchten, erst einen rosa-farbenen Streifen, dann ein rotes Band, dann einen kupfrigen Widerschein. Ir-gendwo lodert wieder ein Dorf, eine Stadt, ein Wald.

Nun biegen wir in die Prze-myßler Straße ein: in das un-selige Nady-mno, das zu die-ser Nachtstunde noch schauer-licher erscheint als am Tage. Hier hat der Kampfgebrüll wie ein wüten-des Tier. Hier

bissen sich die Geschosse in das Heiligste ein und setzten auf der Höhe am San auch die ragende Kirche in Brand. Hier tobte die Schlacht in allen Gassen, und Haus für Haus mußte erobert werden. Und die Stadt zerstäubte. Ein Venztag und eine Maiennacht besiegelten ihr Schicksal.

☞ Dinge am Kriegsrund. Von Georg Queri (3. 3. in Lothringen). ☞

Aus meinem Tagebuch ein paar Geschichten aus Parfondrupt, dem Dörfchen zwischen der Vereinigung der Renanoue mit der Orne.

Der Major von den Bayern wäre froh gewesen, einmal einen Wagen zu besitzen, oder auch nur ein Wägelchen. Man brauchte so ein Fahrzeug kreuznotwendig; aber das war eben überall so, und darum waren allenorts die vier- und auch die zweirädrigen Fahrgelegenheiten aufgebracht und dienstbar gemacht. Der Major guckte zu den Himmeln auf — kein Geschenk aus den Wolken? Aber als er sich zwischen Himmel und Erde auf etlichen acht Metern Höhe umfah, fand er zwischen zwei sich berührenden Dächern vier ganz neue Räder liegen, die so hübsch und fein waren, daß man sich ein ganz vornehmes Gefährt dazu denken mußte. Wo war dieses Gefährt? Der Major fragte bei Madame Vincent an, über deren beiden Häusern die schönen Räder lagen — Madame erschrak und wußte nichts. „Demain“, sagte der Major kurz, „n'est ce pas?“ — nicht wahr, morgen werden Sie es wissen! Aber Madame wußte es auch anderntags nicht und brauchte noch eine Stunde Zeit zum Nachdenken. Und dann erst kam die Erleuchtung über sie, und weiterhin kamen vier bayrische Kanoniere mit Gabeln und Schaufeln an den „fumier“ heran — an den Misthaufen, freundlicher Leser — und legten den Wagen bloß, der da in Sünden und Stank gelegen hatte. Er sah seine Räder wieder, und die Räder hängten sich in der Freude des Wiedersehens glücklich an den Wagen — der Major hatte sein Gefährt.

Es war aber noch ein bemerkenswerter Misthaufen zu Parfondrupt, und die Bayern, die etwas mehr Reinlichkeit in Haus und Hof lieben als die Ostfranzosen, beharrten darauf, den größeren französischen Dreck auf diesen Misthaufen zu schaffen. Die Eigenerin des also bedrängten „fumier“ widersprach dem sehr energisch. Warum den Unrat nicht kurzerhand auf die Straße werfen? Oder irgendwohin hinter Haus? Du lieber Himmel — niemand im Lande kümmerte sich um solche Kleinigkeiten. Pourquoi être bien tourmenté — nicht wahr, warum sich solche Scherereien machen?

Und je eifriger sie in den Feldweibel hineinwälzte, und je weniger der Mann sie verstand, desto strahlender ging ihm ein Licht auf. „Da werd nachgraben in dem Misthaufen! Da werd nachgraben!“ jubelte er.

Zweihundert Flaschen Rotwein förderte die Arbeit der Kanoniere zutage, — zweihundert Flaschen! Man ist im Felde nicht übermäßig empfindlich; man reinigte die Flaschen und kostete den Wein. O weh, o weh! Das Zeug war schon im September in das unartige Versteck gebracht und — mundete nicht mehr. „Huaber“, sagte der Feldweibel zu seinem Freund und Wize, „Huaber, trinkt Du!“ Worauf den Huaber der Respekt vor seinem nächsten Vorgesetzten im Stiche ließ und seine Antwort unfein wurde und etwa so lautete: „Du englischer Italiener, Du sammelpfister . .“

Die Unterhaltung setzte sich nicht weiter fort; denn die

Uhr ging gegen 2 Uhr nachmittags, und die Franzosen pflegen um diese Zeit mittels einer Batterie ihre Visitenkarten abzu-gaben: tagtäglich 10 Schrapnells, keines mehr und keines weniger. Der Feldweibel verschwand, und der Wize verschwand, und die Flaschen standen den Schrapnells zur Verfügung. Sieben Schüsse, achte — auf einigen Dächern empörten sich die Ziegel — neune — na, wo bleibt denn wieder der zehnte so lange? Im Garten des improvisierten Kaffees tarotete der Major mit zwei Herren des Stabes: „Das ist die gemeinste Lausbuberei, wenn sie mit dem zehnten Schrapnell immer so lang warten. Man kommt ganz aus dem Spiel — wer muß denn eigentlich geben!“ — „Immer, wer fragt!“ — Gut, gab er halt, der Major, aber ein kräftig Sprüchlein auf die Schießerei ging zwischen das Geben.

Man regte sich eben damals in Parfondrupt nicht mehr sonderlich über Schrapnells und Granaten auf. Man hatte in den Batteriestellungen genügend erlebt und dann auch in der Ortsunterkunft sich an jederlei Ruhestörung gewöhnt. Eine schwere Granate kam mitten in die Kaffeeküche und explodierte tobend — die drei Mann in der Küche blieben wunderbarerweise heil, und die Gesichtsbälge wick nach einer halben Stunde wieder der frischen Farbe, die der bayrische Soldat haben muß, wenn er nicht felddienstwidrig erscheinen will. Auch die Wirtin, die Madame Vincent, hatte sich an die Zufälligkeiten der Schießerei gewöhnt. Ausgerechnet in dem Schornstein über ihrem Haus entlud sich eine Granate schweren Kalibers, und einmal, da sie ein Nickerchen in ihrem Lehnstuhl machte, grub sich ein „obus“ durch die mächtig dicke Wand ihres alten Hauses. Aber das Geschöß ermattete doch auf dem gewalttätigen Wege und fiel Madame fast sanft in den Schoß, aber wahrhaftig in den Schoß! Ein rechtschaffener Blindgänger übrigens, wie sie die Franzosen vor ihrer ameri-kanischen Erbschaft mit Vorliebe benützten.

Und wie ging's der tauben Magd von Madame: die Schrap-nellkugel schlug durch ihre Röcke und bohrte in den Milcheimer, den sie trug, ein Loch, daß die süße Milch entlaufen ließ und die taube Magd auf den Vorfall aufmerksam machte, von dem sie sonst in ihrem ganzen Leben nichts erfahren hätte. Solches und anderes aber ist wirklich und wahrhaftig geschehen zu Par-fondrupt, dem Dörfchen zwischen der Renanoue und der Orne.

Aber da wir eben im Nordostviertel des Departements Meuse stehen, fällt mir noch eine Geschichte aus der Gegend ein — ein Helbenstück zweier bayrischer Kanoniere. Da sich die Sache bereits in der Nacht vom 10. zum 11. März zugetragen hat, darf ich mich ausführlicher darüber ergehen, um dem frontfremden Leser das Bild einer schweren Nach-arbeit im Felde getreu zu zeichnen.

In der Batterie Autenrieth hatte der Kanonier Karl Schmidt bereits im November sich durch verwegenes An-schleichen an ein schweres feindliches Geschöß ausgezeichnet: das mächtige Rohr konnte die Dynamitwürste, die er ihm in

den Schlund schob, nicht verdauen — es barst und weckte die säumige Wache, als das Unheil bereits geschehen war.

In der ersten Märzwoche hatte dann Schmidt mit seinem Kameraden, dem Einjährigen August Müller, wieder die ungefähre Lage einer schweren feindlichen Batterie von vermutlich zwei Geschützen erkundet, wahrscheinlich am Hang der Höhe 212, vielleicht auch nah am Dörfchen Hennemont: „Herr Hauptmann, wir täten bitten, die Batterie sprengen zu dürfen!“

Aufregung im Kanonierlager. Wird's zu machen sein, wird's schief ausgehen? Hauptmann Autenrieth lag über seinen Karten und studierte das Gelände zum hundertsten Mal, zeichnete auch die winzigsten Bemerkungen des Aufklärungsdienstes hinein und bestimmte schließlich Schleichwege und für die Reihe der „wenn aber“ die Um- und Auswege. Aus der Kompanie Lisinger meldeten sich fünfzehn freiwillige Infanteristen als Verbindungsleute, die bis zum Drahtverhau vor Hennemont vorzuziehen und gegebenenfalls als Nachhut die Freunde herauszuholen hatten.

Es war sieben Uhr abends, und der Mond arbeitete mit ganz schwachem Schein ein wenig an dem Unternehmen mit. Der Weg führte an den Westrand der Höhe 212. Hier zogen sich feindliche Gräben hin, denen zunächst Stolperdrähte vorgelagert waren. Sie wurden leicht überwunden; dann waren zwanzig Meter freies Gelände zu durchkriechen, und dann lag man vor einem fünf Meter breiten Stacheldrahthindernis, hinter dem eben ein umherwandernder Posten auftauchte.

Ein jäher Ruck seines Kopfes zeigte den beiden Anstreicher, daß sein Ohr ein Geräusch aufgefangen hatte. Jetzt riß er das Gewehr von der Schulter und jetzt kniete er schon am Boden und lauschte und spähte in die Nacht. Die zwei Kanoniere preßten sich fester an den Wiesenboden und ließen kein Auge von dem Feinde, der im aufmerksamen Absuchen des Geländes sekundenlang nach ihnen aussah. Die Lage war gefährlich — auf kaum dreißig Meter Abstand nach rechts hörte man Stimmengewirr und das Geräusch eifriger Schanzarbeit. Der Posten hatte also nähere Unterstützungsmannschaft als die beiden. Sie standen im Ernstfall wohl ein paar Duzend Gewehre gegenüber und hatten lebhaft ihre bayrischen Messer — wozu auch andere hinderliche Waffen zu einem solchen Unternehmen mitschleppen?

Aber die Gefahr wich; der Posten vermochte aus den Zügen der schlummernden Scholle die beiden Körper nicht herauszulesen; er richtete sich langsam wieder empor, schulterte sein Gewehr und ging nach einem flüchtigen beruhigten Rundblick weiter, um ein paar Wörtchen der plaudernd schanzenden Kameraden in die Wacheinsamkeit mitzunehmen.

Jetzt schoben sich die beiden Kanoniere um das Drahtverhau an das Grabenstück: ein unbefestigter Laufgraben. Sie sprangen hinüber — der Posten im Rücken konnte ihnen keine Sorge mehr schaffen. Ein Obstgarten am Ostausgang von Hennemont deckte sie bald; dann war ein Wiesenstück zu durchqueren, das zwischen den Höhen 207 und 227 nah am Dorfe liegt. Hier wieder ein Drahtverhau, das wohl der Ortsverteidigung dienen sollte; es mußte überstiegen werden, vor-

sichtig, sehr vorsichtig überstiegen werden, denn in der Nähe dieses Berhaues suchte man die Batterie.

Wieder liegen die beiden am Boden, dicht an die Erde angeschmiegt, und die nachgewohnten Augen suchen die gewellte Fläche ab. Zweihundertfünfzig Meter vor ihnen verläßt die Feldstraße das Dorf; sie schimmert wie ein graues Band und liegt flach und hoch. Vielleicht geht es im Graben neben der Straße — nein, von der Wiese wehte der Geruch frischer Erde her — war die Batterie dort eingegraben?

Sie trocken langsam, langsam vorwärts, bis eine der Bodenwellen sich demastierte: unmittelbar vor ihnen lag frischer Erdaufwurf, und das bische Mondlicht heftete sich über den Schollen an die runden Körper zweier Laufmündungen — die tief eingegrabenen Geschütze waren erreicht.

Ein Sichvorwärtsbewegen in Fünftelsekunden. Nach jedem fast lautlosen Körperruck eine Pause. Und jetzt tauchen zwei Köpfe Zoll um Zoll aus dem Boden, bis die Augen auf Schollenhöhe stehen. Und hier, knapp über der aufgeworfenen Erde sind zwei Geschütz-mündungen zu sehen, ein offenes Rohr und eins mit der Mündungskappe bedeckt.

Noch ein paar Zoll Ausichtshöhe mehr: sie sehen ein Duzend Meter seitwärts schwaches Licht aus einem Raum schimmern — da sind Mannschaftsunterstände. Aber niemand an den Geschützen, niemand in unmittelbarer Nähe.

Der Kanonier liegt vor dem Geschütz mit der Mündungskappe; er spreizt die Finger der Rechten bis zur äußersten Spannweite und vermag den Mündungsdurchmesser doch nicht völlig zu erreichen; er streckt den Arm aus und gewinnt von der Achsel bis zu den Fingerspitzen die Entfernung von der Mündung bis zum Übergangsfeg: ein 15,5 Zentimeter Steilfeuergeschütz! Ein Hurra steckt ihm hinter den Zähnen. . . Aber die Mündungskappe ist nicht loszubringen, und er muß sich begnügen, den Sprengkörper auf dem Rohr anzubringen. Sein Kamerad Schmidt ist glücklicher: er kann in das offene Rohr fühlen und seinen Sprengkörper hineinwerfen.

Nur eine leise Detonation der Sprengkappe, die die Zündschnur in Brand setzt — aber im Unterstand der feindlichen Kanoniere ist man augenblicklich auf den Beinen.

Auf und davon!

Pängpängpäng — schon laufen die ersten Kugeln und pfeifen an den Beiden vorbei. Die Jagd ums Leben beginnt: querfeldein ohne Deckung — Gott sei Dank, der Feind hat in der Eile nicht zu den Leuchtrateten gegriffen! Und Gott sei Dank, da plätschert schon der Rupt de Butel. — Hinüber — drüben am Hang stehen die dicken alten Pappeln.

Und Höhe 212 ist wieder erreicht. Da hallt der Lärm einer Explosion durch die Nacht — der Streich ist gelungen! Und wohlbehalten melden sich die beiden bei ihrem Hauptmann. Er lächelt: der Krach hat ihm von ferne das vollbrachte Werk gemeldet.

„Nichts passiert?“ — „Nein, Herr Hauptmann, nur der Malefizdraht hat mir die Hosen zerrissen.“

Also der Einjährige Müller. Und geht friedlich mit seinem Kameraden schlafen.



Das neueste von den Kriegsschauplätzen im Osten.



„Die Marenlinie ist uneinnehmbar,“ hieß es noch vor wenigen Wochen in der Presse unserer Feinde. „Wenn es den Deutschen auch gelingt, die Russen aus dem schnell eroberten und

noch nicht genügend gesicherten Galizien zurückzudrängen, so werden sie doch die ganze russische Kraft erst zu spüren haben, wenn diese im eigenen Lande stehen, in der Verteidi-



Wasserfall der Windau bei Goldingen in Kurland.

gung ihrer Festungen. Denn aus Festungswällen ist der russische Soldat überhaupt nicht zu vertreiben.“ Nun, der furchtbare Krieg, den wir gegen eine Welt von Feinden jetzt zu führen haben, hat schon manches alte Vorurteil über den Haufen geworfen, da können wir uns nicht wundern, daß auch mit diesen beiden Vorurteilen von der Narewlinie und von der Unernehmbarkeit russischer Festungen aufgeräumt wird.



Generalleutnant von Lauenstein.
Hofphot. A. Kühlewindt.

Der unerwartet schnelle Fall von Przemyśl ließ ja schon manches vermuten; daß es sich aber bei beiden Annahmen wirklich nur um Vorurteile handelte, ist erst ganz klar geworden, seit die Festungen Bialystok und Roschan von unseren tapferen Truppen fast im ersten Anlauf erstürmt, seit der Narew zwischen ihnen in breiter Front überschritten wurde!

Das russische Polen wird in mächtigem Bogen von der Weichsel durchströmt, die in meist recht wildem, d. h. von vielen Inseln durchsetztem Bette, ihre trüben Fluten dahinwälzt. Etwa in der Mitte dieses Laufes erhält der mächtige Strom dicht unterhalb Warschau einen bedeutenden Zufluß, den



Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern.
Phot. Atelier „Eclair“.

Narew, der zwar nicht übermäßig wasserreich ist, aber rechts und links von großen Sumpfstrecken begleitet wird und deshalb

bei höherem Wasserstande für ein großes Heer beim Überspringen fast unüberwindliche Schwierigkeiten bietet. Diese beiden Flußtäler haben die Russen in Polen zur Grundlage ihrer Landesverteidigung gemacht. Im breiten Flußtal der Weichsel wurde das schon von Natur als Festung sehr günstig gelegene Warschau zu einem Waffenplatz erster Ordnung ausgebaut. An diesen beachtenswerten Mittelpunkt der russischen



Generaloberst von Eichhorn.
Hofphot. A. Kühlewindt.

Landesverteidigung schließt sich im Weichseltale stromaufwärts die ebenfalls sehr ernsthaft zu bewertende Festung Swangorod an, während stromabwärts am Einfluß des Narew Nowogeorgiewsk in einem Kranz von Forts und Feldstellungen ganz modern ausgebaut daliegt. So sind diese drei Festungen im Tale der Weichsel die Klippe, an der, nach der Meinung der Russen, die Sturmwelle der deutschen Armeen zerschellen muß. Sie hoffen es um so sicherer, als sich an sie nach Nordosten zu im Tale des Narew eine ganze Schnur von kleinen Festungen hinzieht: Segrzke und Carozt ganz im Unterlauf des



Generalleutnant Frhr. von Batter.
Hofphot. Jungmann & Schorn.



General der Inf. Otto von Below.
Hofphot. Paul Tzschigmann.



Generalleutnant von Dithuth-Harrach.

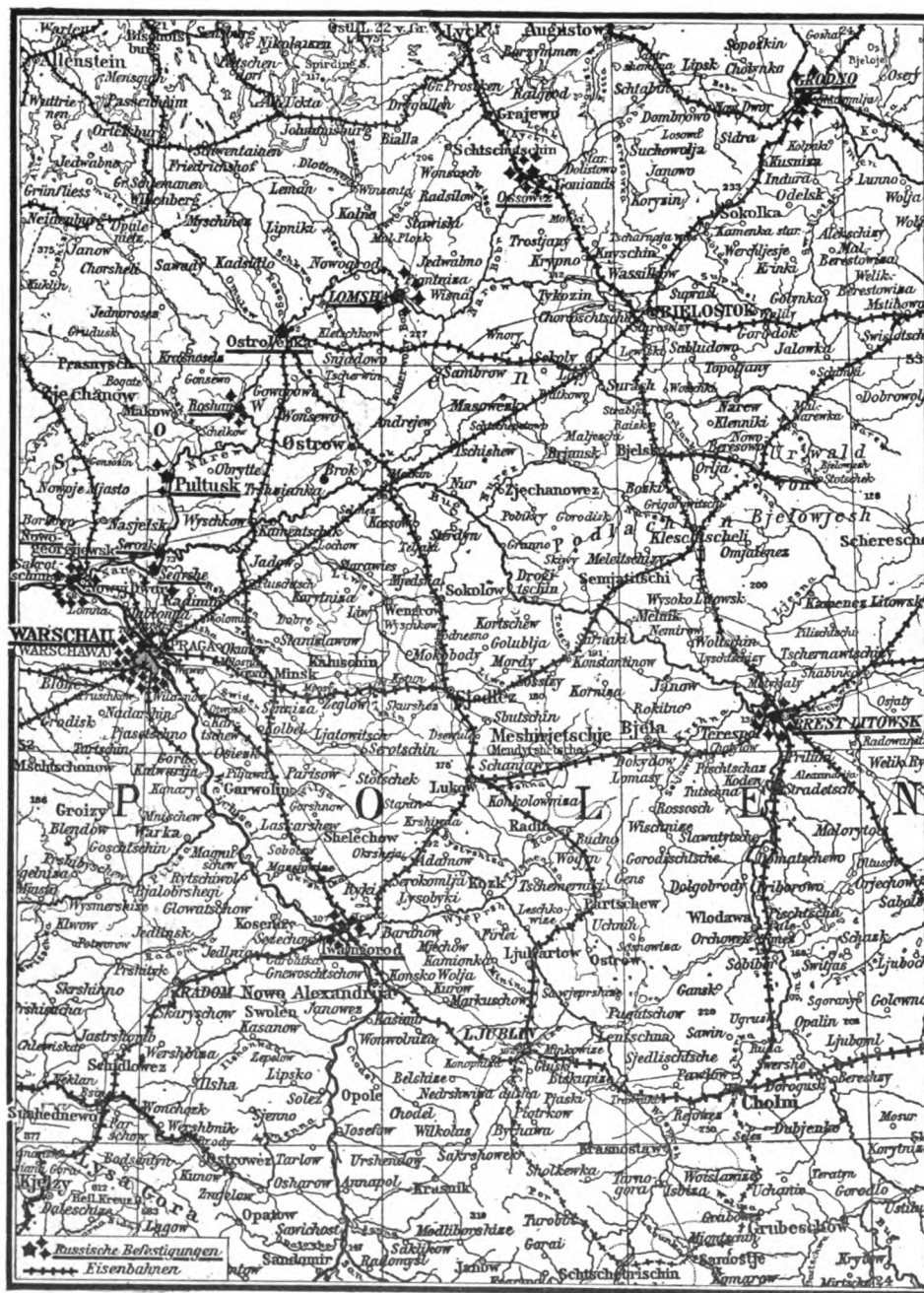
Narew, weiter flussaufwärts dann noch Bultust, Roshan, Ostrolenta und Lomscha. Ihre Bedeutung wurde dadurch noch erhöht, daß sie auf der ganzen Länge des Narewufers durch nach allen Regeln der Kunst ausgebaute Feldbefestigungen verbunden wurden.

Die Russen fühlten sich, gestützt auf diese gewaltige Mauer von Festungen in ihrem Rücken, auch ganz sicher. Denn schon lange ehe Generalfeldmarschall von Madsen im Verein mit den österreichisch-ungarischen Truppen die russischen Heere in unerhörtem Heldentum aus Galizien vertrieb, standen ja deutsche Truppen westlich von Warschau und nord-westlich der Narewlinie und kamen nicht weiter vorwärts. Die Gefechte von der Rawca und Bura im Süden bis nach Prasnysch, die der Bericht unserer Obersten Heeresleitung wieder und wieder erwähnte, umschrieben ja die Linie, die die Russen hielten, mit großer Deutlichkeit. Zum Staunen der Welt aber zeigte sich plötzlich, daß die deutschen Truppen den Stellungskrieg im nördlichen Polen nicht aus Schwäche geführt hatten, wie unsere Feinde annahmen, sondern weil ihre Stunde noch nicht gekommen war. Sobald Galizien von den Russen geläubert war, drang die Armee des Generalobersten v. Bognsch, hauptsächlich schlesische Landwehr, aber auch österreich-ungarische Truppen, von Westen her in breiter Front auf Zwangorod vor, während Generalfeldmarschall von Madsen und Erzherszog Josef Ferdinand von Oesterreich auf dem rechten Ufer demselben Ziele zustrebten. Und nun griff auch die Armee von Gallwitz ein. Bei Prasnysch, das schon einmal große Kämpfe gesehen hatte, wurde in furchtbarem Ringen die Front unserer Feinde durchbrochen. Dadurch kam schnell die ganze russische Linie westlich von Warschau und den Narewfestungen ins Wanken und zog sich, ununterbrochen von der Armee von Gallwitz verfolgt, bis dicht an den Narew zurück. Hier nun wollte das russische Heer auf jeden Fall Widerstand leisten. Aber die deutschen Truppen ließen die Russen nicht dazu kommen, sich wieder zu sammeln und festzusetzen. Nachdem in den Tagen vorher einige Vorstellungen erstürmt waren, gelang es am 24. Juli, die kleineren Festungen Bultust und Roshan im ersten alles niederwerfenden Ansturm zu überrennen und zwischen diesen Festungen, so wie östlich und westlich davon den Narew an einer ganzen Reihe von Punkten zu überschreiten. Unsere Truppen schufen sich auf dem andern Ufer des Narew sofort gut ge-

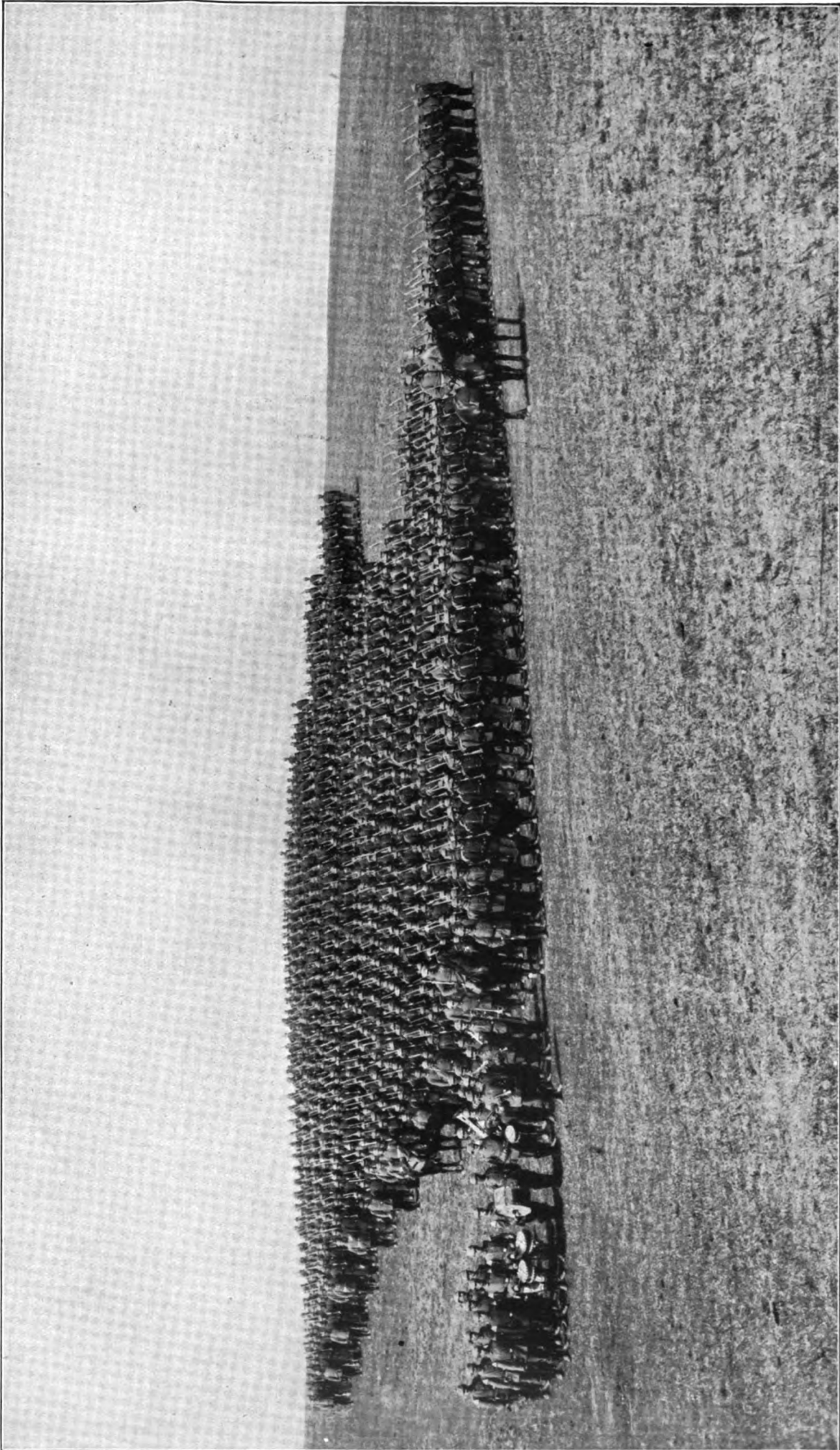
sicherte feste Stellungen, und als die Russen versuchten, ihnen schnell zusammengeraffte Reserven aller Art entgegenzuwerfen, um ihre Feinde womöglich in den Fluß zu treiben und zu vernichten, gelang ihnen dies durchaus nicht. Im Gegenteil wurden die mit Todesverachtung anstürmenden Russen unter furchtbaren Verlusten geschlagen und mußten sich eiligst zurückziehen. Die Zange, in der Feldmarschall von Hindenburg die Russen zermalmen will, schließt sich immer mehr. Hoffen wir nur, daß recht viele russische Truppen von ihr zurückgehalten und außer Gefecht gesetzt werden. Der Anfang ist ja schon gemacht, konnte doch unsere Oberste Heeresleitung mitteilen, daß in den wenigen Tagen vom 14. bis 24. Juli 120 000 Gefangene eingebracht worden seien; dazu wurden zahlreiche Geschütze, Maschinengewehre, bespannte Munitionswagen und Bagagen erobert — bei dem schon vorhandenen großen Mangel der Russen an Artillerie und Munition für diese ein um so herberer Verlust.

Unmittelbar im Westen vor Warschau steht die Armee des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern, des ehrwürdigen und hochberühmten Offiziers, eines Bruders des Prinzregenten Luitpold. Daran schließen sich dann nach Norden zu die Truppen des Generals von Dithuth-Harrach, der als langjähriger Generalstabschef mehrfach von sich reden machte, und außer anderen des württembergischen Generals Freiherr von Watter, der unsern Lesern durch ein Telegramm an seinen König bekannt geworden sein dürfte. Das nächste Ziel, das unseren Truppen winkt, heißt Warschau! — Auch

weit nördlich von diesem polnischen Kriegsschauplatz, in Kurland, wo der General der Infanterie Otto von Below unsere siegreichen Truppen führt und wo unter dem vielerfahrenen Reiterführer General von Lauenstein unsere Kavalleristen vortrefflich zur Geltung kommen, dringt unser Angriff unaufhaltsam weiter vor. Die Windau, ein mächtiger Strom, der bei dem Mangel an brauchbaren Brücken von einer größeren Armee nur schwierig überquert werden kann, wurde von uns überschritten, und es dauert hoffentlich nicht mehr lange, bis die deutschen Fahnen über Riga flattern. Wer hätte das noch vor wenigen Monaten für möglich gehalten. Zwischen diesen beiden Kriegsschauplätzen, etwa bei Kowno und Grodno steht die Armee des Generalobersten von Eichhorn, der ebenso wie Otto von Below bereits längere Zeit mit großem Erfolge im Osten tätig ist.



Kartenstizze von der deutschen Ostfront.



Ein kriegsverstärktes Bataillon (rund 1000 Mann).

Phot. G. Siegert.

Am Isonzo. Von Paul Lindenberg, Kriegsberichterstatter.

Am 5. Juni Schlacht am Isonzo, am 6. Juni in Görz — so lautete kurz und klar die Anordnung der obersten italienischen Heeresleitung, die man bei Gefangenen und Gefallenen gefunden. Wunsch und Wille, den Befehl auszuführen, namentlich was Görz anbelangte, waren reichlich vorhanden, aber die erhoffte Verwirklichung verhinderten die braven Truppen unserer treuen Verbündeten, die den „Kahlmachern“ nicht nur gehörig die Fäuste gezeigt haben, sondern sie auch deren Schlagkraft gründlich fühlen ließen.

Der Militärzug, der mich nach Görz führte, war gefüllt mit den Truppen der verschiedensten Nationalitäten. Auf einer Haltestelle trat ich an einen Kroaten heran, dessen Brust die silberne Tapferkeitsmedaille schmückte; der Brave war, wie mir ein Offizier berichtete, erst vor kurzem von einer schweren, in Galizien erhaltenen Wunde genesen. Man wollte ihm noch einen Erholungsurlaub geben, aber er hatte so flehentlich gebeten, davon abzusehen, und ihn mit „ins Welschland“ zu nehmen, daß der Hauptmann seine Bitte erfüllte. „Freut Euch wohl recht, daß es bald wieder losgeht und Ihr mit den italienischen Schuften was zu tun bekommt!“ fragten wir ihn. Da lachte er über das ganze, dunkle, verbrannte Gesicht und zeigte die blühenden weißen Zähne: „Wenns nur erst so weit war“, rief er, „aber dann . . .“ und er machte eine Bewegung mit den Händen, als ob er etwas auseinanderreißen wollte, wobei sich im Nu seine Miene veränderten und seine Augen vor Zorn und Haß funkelten.

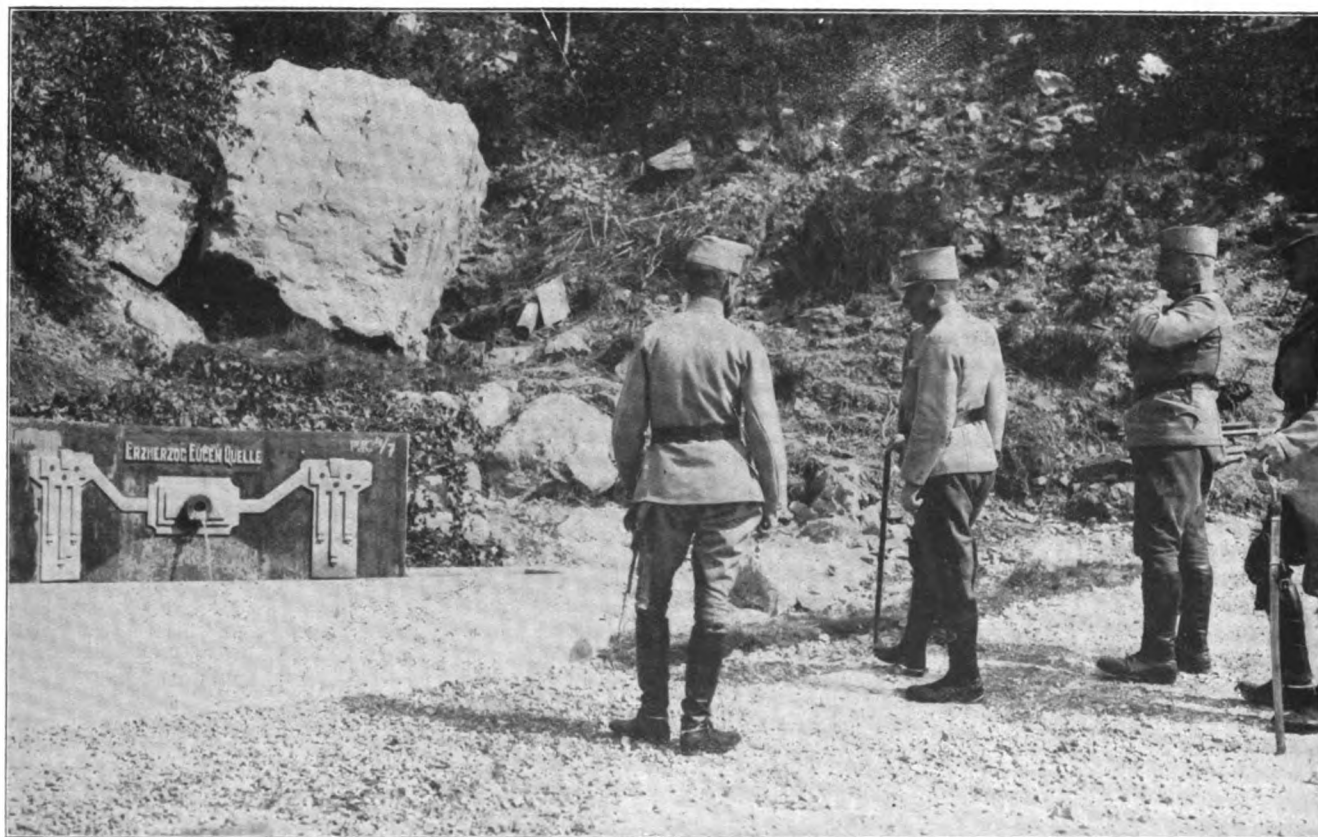
Und als wir dann St. Peter erreicht hatten, die letzte Haltestelle vor Görz, wo die Fahrt ihr Ende fand, weil es die italienischen Batterien ganz besonders auf den Görzer Bahnhof abgesehen hatten, als den endlos langen Zug die Befehle hinabgerufen wurden, auszusteigen, da brach heller Jubel aus, so stürmisch und freudig, daß der Schall bis zu den italienischen Vorposten jenseits des Isonzo hinübergedrungen sein muß. Rascher wie sonst ordneten sich die Reihen, die Glieder der einzelnen Kompagnien fügten sich schnell zusammen, die Gestalten strafften sich, aus den Gesichtern sprachen Mut und Entschlossenheit, und mit Sang und Klang ward der Marsch nach Görz angetreten!

„Es ist eine wahre Herzensfreude, mit solchen Soldaten zu kämpfen und zu siegen“, sagte mir bald darnach an der Mittagstafel der „Offiziers-Menage“ General Z., der tapfere und umsichtige, in seiner Unterhaltung vielseitige Anregungen gebende Divisions-Kommandant, dessen Truppen während der letzten Wochen so außerordentliches geleistet haben. „Die Herren Italiener haben sich hier schon blutige Köpfe geholt und werden es fortgesetzt tun. Ein Durchbruch ist nicht mehr

denkbar, der letzte Mann von uns würde begeistert sein Leben einlegen, es zu verhindern. Vielleicht hätte es ihnen gelingen können, wenn sie sofort, unmittelbar nach der Kriegserklärung, mit allem Schneid vorgegangen wären. Wir hatten ja nur ganz schwache Kräfte hier und nichts zur Verteidigung vorgehen, durften ja nicht die „edlen Bundesgenossen“ durch solche Maßregeln, von denen sie ja natürlich gleich Kenntnis erlangt hätten, stutzig machen oder gar reizen. Und dann dachte auch wirklich keiner von uns an einen derartigen Treubruch! Im Gegenteil, viele glaubten, daß gar bald die Zeit eines engen Zusammengehens gekommen sei! Na, die haben sich ja gründlich getäuscht. Als wir aufs eiligste hier anlangten, war unser Erstaunen groß, Görz noch nicht besetzt zu finden, und unsere Verwunderung wuchs bei den Meldungen unserer Patrouillen, daß die Italiener verärgert, sich der wichtigsten Standpunkte zu bemächtigen. Da nisteten wir uns nun sofort ein. Alle Befestigungen wurden gewissermaßen aus dem Stegreif gemacht. Nun erst sahen die Italiener ihren unglaublichen Fehler ein und suchten ihn gut zu machen. Zu spät! Immer wieder stürmten sie heran, überschütteten uns mit einem Feuer ohnegleichen, mit einer Munitionsverschwendung, wie ich sie nur in der ersten Zeit des Krieges bei den Russen kennen gelernt, führten große Schiffsgeschütze auf, die uns mit 30 cm-Granaten bedachten und bedenken, bombardierten unsere Stellungen täglich von früh 4 Uhr bis zum Mittag, vergaßen auch Görz nicht dabei, setzten ein paar Divisionen — uns gegenüber stehen ja mehrere Armeekorps mit vielen, vielen Geschützen — zum Angriff auf den Brückenkopf an und drangen immer aufs neue gegen die Podgora-Höhen vor. Alles vergeblich! Vom blauen Meer bis zu den Alpenriesen Kärntens ist jetzt eine eiserne Kette gezogen, und die hält Stand!“ —

Als die Sonne sich zum Untergehen rüstete, weilte ich auf dem altersgrauen Kastell, das, bereits im Jahre 1000 begründet und später von den Venetianern ausgebaut, sich an der Stadt auf schroffem Felssteig erhebt. Vorsichtig lugte man hinter den trügigen Schießscharten hervor, denn die Italiener paßten genau auf und sandten, wenn sie irgend etwas Lebendes bemerkten, sogleich einige ihrer Zuderhüte, denen noch niemand Süßes abgewonnen, herüber. Davon kündete ein klaffendes, metergroßes Loch in einer der inneren Mauern, eine Erinnerung des gestrigen Tages.

Unter mir lag die herrliche Landschaft ausgebreitet, von südlich-reizvoller Schönheit. Gleich einem schimmernd-silbernen Bande wand sich der Isonzo durch die fruchtbare Ebene, auf der blühende Maisfelder mit goldigen Weizen tragenden Ländereien, mit umfangreichen, sorgsam gehegten und ge-



Die Erzherzog Eugen-Quelle bei Görz. Da die Gegend wasserarm ist, haben die Soldaten Brunnen gegraben und Becken zum Sammeln des Wassers gebaut. Phot. Ed. Frautl.



88

Österreichisch-ungarische Truppen durchwaten den Ssonzo. Phot. Ed. Franke.

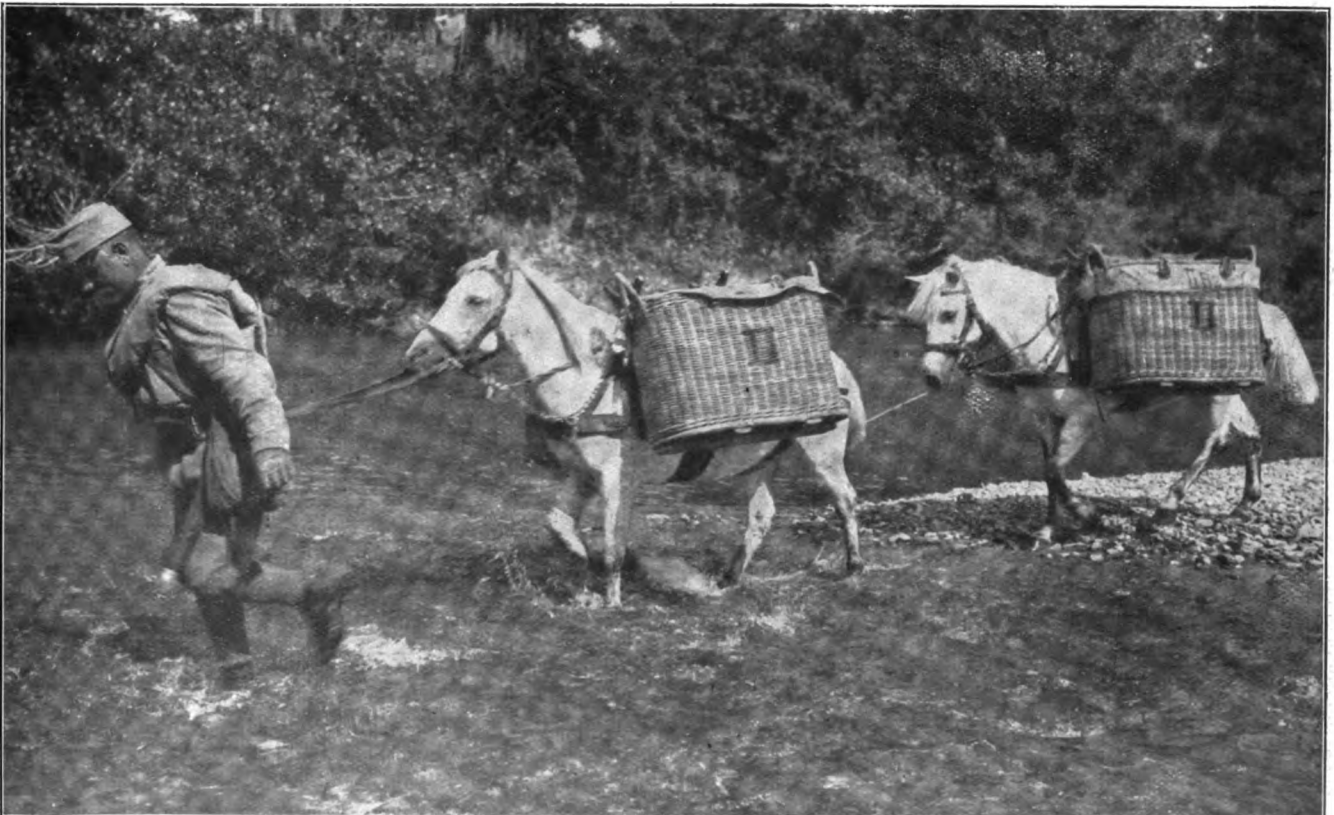
89

pflegten Gemüse- und Blumengärtnereien abwechselten. Hier und da freundliche Ortschaften mit weißen Kirchlein und hochragenden, dunklen Cypressen, welche die Friedhöfe andeuteten, auf einigen Hügeln kleine Kapellen — dies alles, rosig bestrahlt von dem scheidenden Gestirn, so friedlich, so anmutig und reizumfließen, daß man sich weit, weit fern dünkte von Kriegslärm und Schlachtgetümmel.

Nur zu rasch ward dieser Glaube zerstört! Unter dem glühenden Abendhimmel zeigten sich die zierlichen hellen Wölkchen zerspringender Schrapnells, und aus einigen Gehöften nahe der einen unteren Ssonzo-Brücke drangen dunkle Rauchwolken, die sich wie lastendes, unheilverkündendes Gewölk schwer und finster ausbreiteten. Gleichzeitig immer rascher folgende, dumpfdröhnende Kanonenschläge.

Der mich begleitende Offizier sah nach der Uhr: „Aha, jetzt gehts wieder los, sie haben nun ihre Polenta und Makaroni in sich, ihre Essenspause ist vorüber, da fangen sie mit dem Gebummere wieder an!“

Inmitten dieses „Gebummere“ schlenderten wir durch Görz, dessen feine und stimmungsvolle Schönheiten mit volstem Recht schon oft genug gepriesen worden sind. Eine Stadt, so recht zum Ausruhen nach erfülltem Lebenswerk geeignet, in der Monarchie als „Pensionopolis“, als österreichisches Wiesbaden, sehr geschätzt. Dabei erinnerungsvolle Vergangenheit mit schaffender Gegenwart vereinend, saubere Straßen und Plätze mit stattlichen, wappengeschmückten Patrizierhäusern und mit rostigen Innungszeichen unter winkligen Siebeldächern, mit behaglichen Wirtschaften und einladenden



88

Tragtiere durchqueren den Ssonzo. Phot. Ed. Franke.

89

Gasthöfen von echtdeutscher Wesensart. Außerhalb des eigentlichen Mittelpunktes voll reglamen Handels und Wandels viele schmucke Villen inmitten schattiger Gärten, aus deren dunklem Grün uns Oleanderblüten entgegenleuchten.

Wohl sind manche dieser schönen, von seltsam-koelter Heimlichkeit erfüllten Besitztümer verlassen, wohl sind auch in der Stadt selbst an vielen Fenstern die hölzernen Jalousien dicht geschlossen und ebenso die Türen einer ganzen Reihe von Häusern; teils bildete Furcht die Veranlassung, teils wurden bestimmte unsichere Elemente der mannigfaltig zusammengelegten Bevölkerung gleich nach Kriegsausbruch fortgeschafft, eine Maßregel, die von der übrigen treu-vaterländisch gesinnten Einwohnerschaft lebhaft gebilligt ward. Und diese hier Verbliebenen, welche die überwiegende Mehrheit bilden, sie zeigen ein wirklich erstaunliches Maß von Mut und Ruhe, von einer Verachtung der Gefahr und einem Einsetzen des eigenen Lebens wie ihres häuslichen und materiellen Wohlstandes, das aufrichtige Bewunderung erweckt. Denn gerade in den belebtesten Straßen weisen verschiedentliche Häuser fliehende Löcher der Granaten und die Kugelschüsse zerplatzter Schrapnells auf, hier und da hängen Fensterläden schräg in den Angeln und sind zertrümmerte Auslagen schnell mit Brettern verschalt worden; bei einzelnen Gartenhäuschen sieht man, da die Wände fortgerissen, in das Innere der zerstörten Wohnungen. Aber trotzdem merkt man nicht das geringste von Aufregung oder Beängstigung, alles geht seinen gewöhnlichen Gang; von früh bis spät wird der Gemüse- und Blumenmarkt abgehalten, den die Bauern und Bäuerinnen der Umgebung täglich mit frischen Vorräten versehen; auf den glatten Promenadenwegen des Volksgartens tauchen, wenn die Hitze etwas nachläßt, die leichten Gewänder von Damen auf, und der Jubel spielender Kinder mischt sich mit dem dröhnenden Geschützdonner. Niemand scheint der Gefahr zu achten, die sich schon in der nächsten Sekunde vernichtend herniederpendeln kann, denn als ich von dem oben erwähnten Besuche des Kastells heimkehrte und die Gartenstraße entlang wanderte, da schlugen trachend drei Granaten in die Dächer benachbarter Häuser ein, daß die Ziegelsplitter uns überschütteten.

Die Bewohner von Görz wissen, wie fest und treu die Macht am Sponzo gehalten wird. Eine starke, heldenmütige Macht, davon konnte ich mich überzeugen. Der obengenannte General hatte mir gestattet, in Begleitung einiger Offiziere die äußersten Stellungen am Sponzo sowie die heißumstrittenen Bodgora-Höhen zu besuchen. Überall traf ich bei den Truppen, aus Ungarn, Böhmen, Kroaten, Dalmatinern, Deutschen bestehend, auf dieselbe Kampfesfreude, Hingebung, Pflichterfüllung, überall auf einen grimmigen Haß gegen die „Kahlmacher“, die seit acht Wochen keinen Schritt vorwärts gekommen sind, dafür jedoch die schwersten Verluste erlitten haben. Die Worpösten stehen oder liegen sich häufig nur auf 40, oder gar 30 Meter gegenüber, und da die Italiener stets mit großem Geschrei angreifen, sich gegenseitig anfeuernd mit: „Avanti! Avanti!“ — „Savoia! Savoia!“ — „Corraggio! Corraggio!“ (Vorwärts! Savoyen! Mut!) so fordern häufig höhrend die österreichischen Posten ihre italienischen Gegenüber

auf: „Avanti, Signor Sa'amutschil! Avanti, Signor Fromaggio!“ womit sie auf die im Wiener Prater genugsam bekannt gewesenen italienischen Salami- und Käse-Verkäufer anspielen.

Während ich in jenen Stellungen weilte, wurden sie von schwerstem feindlichen Artillerie-Feuer überschüttet, das jedoch wenig Schaden anrichtete. Auf ihre Artillerie sind die Italiener sehr stolz, sie gilt als bevorzugte Waffe, und es dienen bei ihr mit Vorliebe die Söhne der ältesten und besten Familien. Ohne tatkräftigste Unterstützung der Geschütze würde die Infanterie kaum einen Angriff unternehmen, und dalmatinische Horchposten meldeten uns, daß, als der Befehl zu einem Sturm gekommen sei, Offiziere und Soldaten verlangt hätten, erst müsse die Artillerie noch eine Stunde schießen, sonst wäre die Sache zu gefährlich! — Ach, sie ist es auch noch nach der schlimmsten Kanonade. Denn diese schlichten Helden, welche hier an der Front stehen, sie haben Nerven von Stahl, und was nicht minder wichtig ist, sie setzen auf eine fast zwölfmonatliche Kriegserfahrung zurück. Kämpften in Serbien, in den Karpathen, in Galizien! Da lernten sie, wie man sich bei allem Draufgängertum schonen und dem Feinde den größten Schaden zufügen kann. Wiederholt glaubten die Italiener, daß nach dem vieltündigen Geschüßhagel überhaupt kein lebendes Wesen mehr in den österreichischen Gräben und hinter den übrigen Verteidigungswerken zu finden sein würde, sie gelangten ungehindert bis zu den Drahthindernissen — da trachten erst die Schüsse, und jeder von ihnen war ein Treffer!

Man versteht es, daß viel „corraggio“ dazu gehört, um gegen jene Krieger, die erst zielsicher schießen, wenn sie dem Feinde ins Antlitz sehen, immer wieder und wieder vorzugehen. Zumal bei den erwähnten Bodgora-Höhen, die, gleich dem sogenannten aus mehreren Flußübergängen bestehenden Brückentopf von Görz, das wichtigste Bollwerk für die so heißumstrittene Stadt bilden. Wie die Berggnomen haben sich hier die Soldaten eine wahre Höhlenstadt geschaffen, mit im Walddickicht angelegten terrassenförmigen Unterständen, mit Felslöchern und Baumhöhlen, und sobald durch den Fernsprecher der Ruf erfolgt, eilt jeder auf den bestimmten Platz, häufig mit einem Scherzwort oder mit der kurzen Pfeife im Munde den Feind erwartend. Ganze Strecken des rückwärts, also nach Görz zu, gelegenen Waldbestandes sind durch die italienischen Granaten abgeholzt worden, als wäre ein vernichtender Wirbelwind drüber weggefahren; die Gegner wollten die Heranziehung von Reserven verhindern, aber auch das glückte nicht, denn selbst die Söhne der Pußta klettern wie die Wildkätzchen den Berg hinan, inmitten des tollsten Feuers kampffreudig den Kameraden zu Hilfe eilend.

Wiederholt, wenn ich nach dem gemeinschaftlichen Abendessen mit Offizieren des Stabes in Görz zusammenfaß, kam eine Ordonnanz mit schleunigem Befehl. Die Säbel wurden umgeschminkt, ein freundlicher Gruß, ein nerviger Händedruck. Lautlos setzte sich unten die Kompanie in Bewegung. Und innigste Wünsche begleiteten sie: Gott mit euch, ihr waderen Streiter für euer schönen Heimat Frieden und Ehre. Gott mit euch! —

Ach, wie liegst du mir so tief und schwer im Sinn . . .

Von Otto Wohlgemuth, Bergarbeiter in Bochum.

Ach, wie liegst du mir so tief und schwer im Sinn,
Heilig Heimatland, wo ich geboren bin.
Ihr umrauchten Berge, Burgen alt und kühn,
Täler meiner Liebe, still im Sommerblühn,
Du Ruhestrom grün!

Wo mich heitre Freude früh als Kind umfing,
Väterlase raunend mir zur Seite ging.
Rosen, Brombeerbhagen überm grünen Hang,
Silberquell im Hohlweg, heimlicher Gesang
mich so durchdrang.

Ehrfurchtschwere Erde! Tief im Stollenschacht
Hast du mich in Schauern wissend hell gemacht,
Meine durstige Seele ging durch deine Zeit,
Trant an allen Brunnen deine Seligkeit
und ach dein Leid.

Dorf im trauten Grunde, Haus im grünen du,
Winst und singst mir leise Jugendwonne zu,
Lindenweg, du alter, führst mich nun hinan
Auf den Kirchhofhügel, wo ich saß und sann
Und Reime spann.

Wo ich hingeflüchtet, gerne still erzählt,
Wenn im lauten Beben sich das Herz gequält.
Rings der Berge Schweigen und ein Rauschgetraum,
Welche Drossellieder hoch im Blätterraum
Von Baum zu Baum.

Herbstgeruch unwittert Strauch und Stein und Gruft,
Um berante Tafeln zittert Abendluft.
Hagebutten perlen, und der Esen plauscht,
Meine Rippen murmeln, alles weht und rauscht
Und sinnt und lauscht.

Du mein Heimathimmel, hüte treu und gut
Meine lieben Lande, wo mein Wesen ruht.
Weibe mir verborgen, fern und arm und schön,
Daß die Sehnsucht wohnen mag auf deinen Höhn.
Leb wohl! Leb wohl!

Ach, wie liegst du mir so tief und schwer im Sinn,
An dich muß ich denken, wenn ich ferne bin.
Wenn die Donner rollen, wenn die Kugel pfeift,
Wenn mit Lust Entsetzen an die Seele greift.
Heimat, Heimat!

Kriegschronik:

29. Juli: Kämpfe bei Soudhez. — Nordöstlich Suwalki 2900 Russen gefangen. Angriffe südlich des Narew und südlich Hasielsk abgewiesen; ebenso südwestlich Gora-Kalwarja und bei Sokal. — Vor dem Görzer Brückenkopf räumten die Italiener ihre Sturmstellungen. — Das italienische U-Boot „Nautilus“ auf eine Mine gelaufen.
30. Juli: Angriffe beiderseits Croix des Carmes im Priesterwalde und in den Vogesen beim Eingekopf—Barrenkopf. — Armee Woyrsch überschreitet die Weichsel zwischen Pilica-Mündung und Kozienize. Die Armeen Mackensen erreichen die Linie Piaski—Biskupice. Kämpfe bei Sokal. —
31. Juli: Die letzten Häuser von Hooge zerstört. — Kämpfe bei Soudhez und in den Vogesen. — Nordwestlich Comza und nördlich Górnorowo geht unser Angriff vorwärts. Die Höhen nördlich Lublin besetzt.
1. August: Vergebliche Angriffe bei Hooge, Soudhez und am Reichsackerkopf. — Im Juli 297 000 Russen gefangen. Nordöstlich Rozan Fortschritte. Nordöstlich Iwangorod bei Pódzamcze 1000 Gefangene. Russische Niederlagen bei Kurow, südlich Lenczna, südwestlich Comza und südlich Cholm und südwestlich Dubienka. — Starke Angriffe der Italiener am Rande des Karstplateaus.
2. August: Fortschritte in den Argonnen. Vergebliche Angriffe am Schrahmannle, Barrenkopf und Eingekopf. — Mitau besetzt. Kämpfe östlich Poniewicz, nordöstlich Suwalki und nordwestlich Comza

- am Narew. Siegreiches Vordringen östlich Pódzamcze, östlich Kurow, nördlich Cholm und nördlich Dubienka. Westlich Iwangorod feste Stellung der Russen erstürmt. — Starke Angriffe östlich Polazzo.
3. August: Kämpfe in der Champagne, den Argonnen und den Vogesen. — Vordringen östlich Poniewicz und auf Comza; die Straße Wobolniki—Subocz überschritten. Östlich Lenczna und nördlich Cholm die russischen Linien durchbrochen. — Neue Angriffe bei Polazzo.
4. August: Narewübergang bei Ostrolenka erzwungen; die Russen aus der Bioniestellung vor Warschau vertrieben. Der Westteil der Festung Iwangorod besetzt. Russische Niederlage bei Lenczna. — Angriffe südlich Sbrauffina und östlich Polazzo sowie auf den Col di Lana (Buchenstein).
5. August: Kämpfe am Eingekopf. — Reiter Schlacht bei Genaize, Birsni und Oniksditi. Vorrücken gegen die Straße Comza—Ostrow—Wyszkow. Warschau und Iwangorod eingenommen. Wladimir—Wolynskij besetzt. — Kämpfe am Kreuzbergstättel und Seikofel, sowie im Görzischen. — Das italienische Unterseeboot „Nereide“ versenkt.
6. August: Neue Kämpfe am Eingekopf. — Reiter Schlachten bei Pogel, Kowarsk und Kurke. Fortschritte südlich Comza und bei Nowo—Georgiewsk; ebenso nordöstlich Nowo—Alexandrija und Sawin (nördlich Cholm). Die Russen beschießen Warschau.
7. August: Kämpfe bei Heernisse (südlich Dixmuiden) und Soudhez. — Fortschritte bei Poniewicz und Kowno. Der russische Widerstand zwischen Comza und Bugmündung gebrochen. Ein Fort von Nowo—

- Georgiewsk genommen. Bei Ruskowola die feindlichen Stellungen gestürmt.
8. August: Angriffe bei Soudhez und in den Vogesen. — Südlich von Wyszkow ist der Bug erreicht; Serock wurde besetzt. Die Befestigungen von Segre vor Nowo—Georgiewsk genommen. Zwischen Weichsel und Bug wurden die Russen gegen den Wieprz—Fluß gedrängt; Lubartow genommen. — Vergeblich Angriffe bei Polazzo—Dermigliano.
9. August: Gefechte bei Hooge und in den Argonnen. Französische Flugzeuge bombardieren Saarbrücken. — Fortschritte vor Kowno und Comza. Nowo—Georgiewsk ist auch im Osten abgeschnitten. Praga gegenüber Warschau besetzt. — Die Russen über den Wieprz gedrängt. — Kämpfe bei Doberdo und in Kärnten und Tiroler Grenzgebiete.
10. August: Die Engländer besetzen den Westteil von Hooge. Kämpfe bei Beauféjour. — Fortschritte vor Kowno. Festung Comza erstürmt. Die Russen über die Straße Starislawow—Nowo—Minsk zurückgedrängt. Zelechow erreicht. — Vergebliche Angriffe bei Doberdo und Zagora.
11. August: Kämpfe bei Soudhez, Courcy und am Eingekopf. — Vergebliche Angriffe längs der Straße Riga—Mitau und bei Kowno. Die Czernomy—Bor-Stellung genommen. Fort Benjaminow, östlich von Nowo—Georgiewsk, besetzt. Kaluczyn und Jeblanka erreicht. — Unser Hilfsschiff „Meteor“ vernichtet den britischen Hilfskreuzer „The Ramsey“, wirft Minen und sprengt sich dann selbst. Erfolgreicher Vorstoß der deutschen Flotte im Rigaischen Meerbusen.

Warschau—Iwangorod—die Narewlinie!

Der 5. August war wieder einmal ein Freudentag für deutsche Herzen: Die doppelte Warschauer Fortlinie durchbrochen: Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern hat Warschau selbst besetzt, Truppen des Generalobersten von Woyrsch haben die zweite große Weichselfestung Iwangorod erobert! Hoch stiegen die Fahnen, und die Glocken läuteten die Siegestunde in die Lande hinein.

Heiß umrungen war die Westfront von Warschau eigentlich schon seit der Winterszeit. Zäh hielt der Russe die Vor-

stellungen an der Rawka erst, an der Sucha, an der Bzura; viel teures Blut ist um sie geflossen, bis der Feind auf die Montiestellung zurückwich, bis dann der artilleristische Angriff eingeleitet werden konnte; bis die allgemeine Lage ihn zur Aufgabe Warschaus zwang. Zwang: denn die gewaltige Zange, die gegen ihn angelegt war, drohte sich zu schließen. Schon hatte Generaloberst von Woyrsch Iwangorod eng umschlossen, war zwischen den beiden Weichselfestungen über den Strom gegangen. Generalfeldmarschall von Mackensen und unsere Bundesgenossen



Warschau vom Ufer der Weichsel. Phot. Dr. F. Stoedtner.

blieben trotz harten Widerstands im unausgesetzten Vormarsch zwischen Bug und Weichsel, hatten Lublin und Cholm genommen und nördlich eine Stellung nach der anderen erobert. Zu allem aber kam die unmittelbare Bedrohung der russischen, von Warschau ostwärts führenden Rückzugslinien durch die Armeen der Generale von Gallwitz und Scholtz. Sie hatten am 23. Juli die Festungen Rozan und Pultusk am Narew im kühnen Ansturm genommen und sofort in sehr breiter Front, die von der Weichsel bis Ostrolenka reichte, den weiteren Vormarsch auf den Bug angetreten, um die Bahnlinie Warschau — Bieloſt — Grodnow — Wilna — Petersburg zu fassen und damit die Lebensader des Feindes zu unterbinden. Der russische Generalstab fühlte, daß es sich hier um Sein oder Nichtsein handelte. Hier setzte er sein Heer mit schärfster Abwehr ein. Schritt um Schritt mußten sich die Unseren den Weg erkämpfen, immer neue verzweifelte Gegenangriffe wurden gegen sie geführt; aller Wahrscheinlichkeit mit Truppen, die bereits der Hauptreserve Warschaus entnommen waren und daher dessen Werke entblößten. Es half alles nichts. Wiederum am 5. August wurde uns im Bericht der Armeeführung gesagt: Die Armeen der Generale von Scholtz und von



Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern, der Eroberer von Warschau. Phot. W. Braemer.

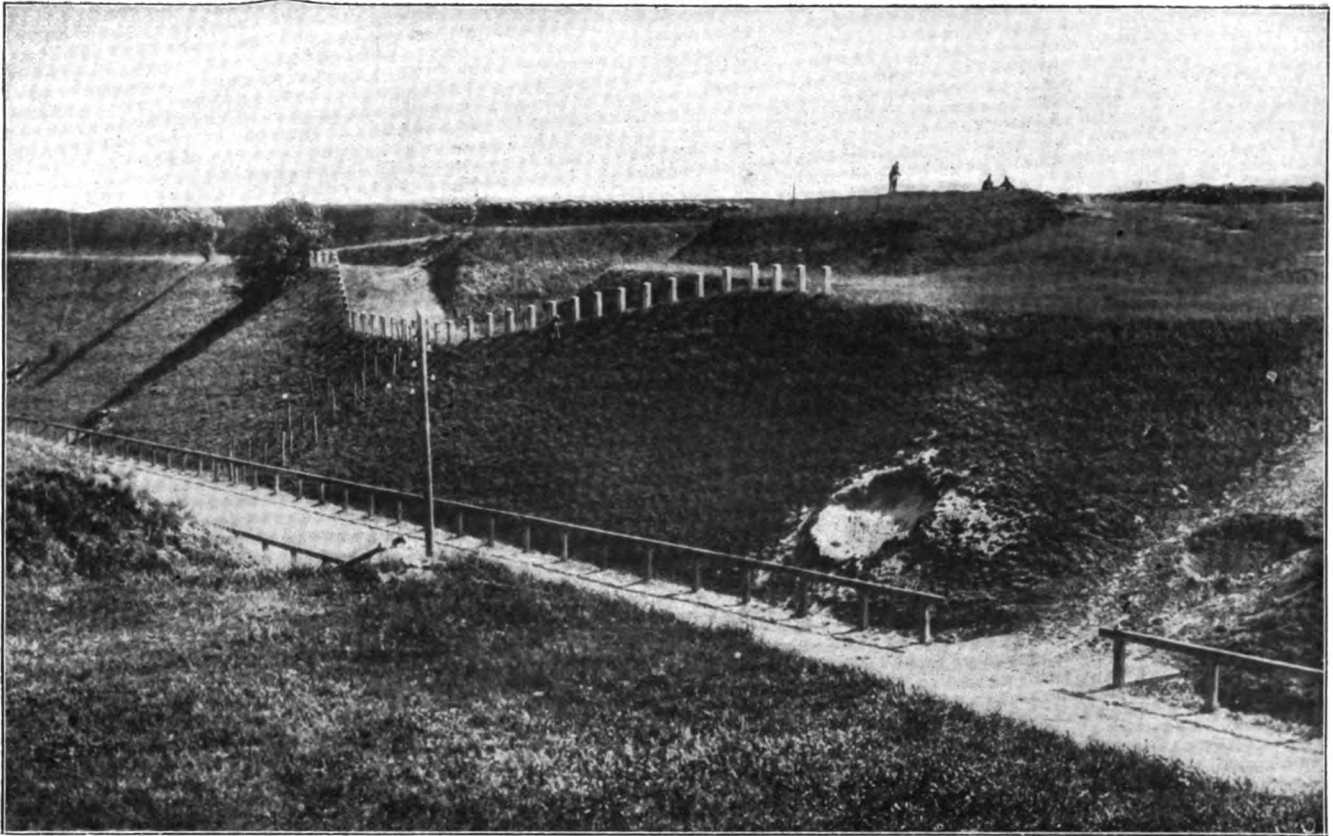
Gallwitz blieben im weiteren Vordringen gegen die Straße Lomza — Ostrow — Bylsztow; 22 Offiziere, 4840 Mann wurden gefangen genommen. Ostrow liegt nur noch einen Tagesmarsch von der Bahnlinie Warschau — Wilna entfernt.

Im steten Vordringen aber bleibt endlich auch die Njemen-Armee des Generals von Below, die gleichsam als äußerstes Glied der Hindenburgkette von Schaulen aus gegen die russischen Verbindungslinien drückt!

Eitel Zug und Trug ist es, wenn jetzt die russischen Militärkritiker von der Bedeutungslosigkeit der Weichselfestungen schreiben, und wenn französische und italienische Herren in das gleiche Horn stoßen, — die englischen Kritiker scheinen vorsichtiger zu sein. Die Einnahme Warschaus zumal ist ein gewaltiger Erfolg, der sich der Eroberung Antwerpens anreihet, diese wohl noch übertrifft. Warschau ist nicht nur ein großer Waffenplatz, nicht nur die politische Hauptstadt, der Zentralpunkt ganz Russisch-Polens, nicht nur eine starke Industriestätte. Die Festung hat schon allein durch ihre Lage an der breiten Stromschränke und durch ihre Eisenbahnverbindungen die höchste strategische Bedeutung. Freiwillig aufgegeben haben die Russen sie nicht, sie haben sie vielmehr gehalten, bis unser Vorschreiten



Die Brandruinen der zerstörten Festung Rozan. Hesp. phot. Kühnwindt.



88

Das Fort 4 der Festung Rozan. Hofphot. Kühlewindt.

88

das Aufgeben zur unbedingten Notwendigkeit machte: falls der Großfürst-Generalissimus überhaupt noch seine, aufs schwerste erschütterten Heereshaufen retten, sie in eine gesicherte Stellung zurückführen wollte. Ob er nicht zu spät den rettenden Entschluß gefaßt hat, wird die allernächste Zeit zeigen. Operationsfähig, angriffsfähig ist die russische Armee jeden-

falls auf Monate hinaus nicht mehr; selbst wenn es gelingen sollte, sie wieder reichlicher mit Munition zu versorgen, sei es aus dem gegen gutes Geld hilfsbereiten Japan, sei es aus dem, gegen noch mehr Geld, noch hilfsbereiteren Nordamerika, so fehlt es ihr an Offizieren und Unteroffizieren, um die etwa neu ausgehobenen rohen Massen auszubilden und zu führen.



88

Die Festung Vologda nach der Einnahme; im Hintergrund der Narew und das Schloß. Hofphot. Kühlewindt.

88

Slawen und Kelten haben auffallende Ähnlichkeiten miteinander, obwohl diese keine Folge engerer Verwandtschaft sein können. Ihre stammliche Neigung ist die Lebensausgleichung durch Zwanglosigkeit und durch die Sorgenlosigkeit von

(irischen) Unabhängigkeit und, was nähergerückt erscheint, der polnischen hervorzugehen vermag. Polen würde sie dann den Deutschen verdanken — soweit man in politischen Zusammenhängen das täuschungsreiche Wort Dank gebrauchen darf —, und tatsächlich ist vom Mittelalter bis an die preussische Gegenwart die Kulturarbeit an den Polen zum weitaus besten Teil die deutsche gewesen.



Die russische Kathedrale in Warschau.

Zur Zeit der Staufer dringt die ordnende deutsche Lebensform in die primitiv besiedelten östlichen großen Ebenen vor, Litauen, Masowien, Chrobatien oder Sandomir. In diese gleichförmigen ländlichen Gebiete, die bisher nur Fürsten, Grundherren und mehr oder minder verknechtete Bauern kannten, — wobei es schon bezeichnend ist, daß sich die befehlenden Stände mit deutschen Lehnwörtern benennen; der Titel krol, König, kommt von dem Eigennamen Karls des Großen, Karol(us), „Kneese“, Fürst, Herr, litauisch kuningas, lettisch kungs, ist das germanische kuning, König, und das Wort szlachta (gespr. schlachta) Adel, ist das althochdeutsche slachta, Geschlechter. Nun aber nach der Einnicht der Fürsten entstehen Städte, als neu angelegte Siedlungen mit deutschem freiheitlichen Stadtrecht und deutschem Grundstock eines Bürgertums; zu ihnen gehören früh, doch neben vielen andern, Kowno, Ploz, Warschau und Bresk. 1224 wird Warschau als Stadt erwähnt. Polen hat zahllose

deutsche Auswanderer als „Kulturdünger“ aufgeflogen. Es ist nicht richtig, Warschau allzu früh die Hauptstadt von Polen oder auch nur von Masowien zu nennen. Das Mittelalter im deutschen und östlichen Europa kennt keine festen Residenzen, die Fürsten sind noch keine Stadtbewohner; ihr Besitz an Grundherrschaften und Pfälzen und Burgen liegt über das ganze Gebiet verteilt, und sie pflegen diese im Wechsel aufzusuchen und dabei auch die Regierungsgeschäfte und Hofstage zu erledigen. So ist das stattliche Lublin, das in diesen Tagen unsere verbündeten Heere in siegreichem Vordringen besetzt haben,

Es ist nicht richtig, Warschau allzu früh die Hauptstadt von Polen oder auch nur von Masowien zu nennen. Das Mittelalter im deutschen und östlichen Europa kennt keine festen Residenzen, die Fürsten sind noch keine Stadtbewohner; ihr Besitz an Grundherrschaften und Pfälzen und Burgen liegt über das ganze Gebiet verteilt, und sie pflegen diese im Wechsel aufzusuchen und dabei auch die Regierungsgeschäfte und Hofstage zu erledigen. So ist das stattliche Lublin, das in diesen Tagen unsere verbündeten Heere in siegreichem Vordringen besetzt haben,



Warschau, von Weiten gesehen. Jenseits der „Großen Brücke“ die Vorstadt Praga mit der Florianskirche. Phot. Leipziger Presse-Büro.

noch in neueren Jahrhunderten der Ort von polnischen Reichstagen gewesen, und Krakau mit seinem im 14. Jahrhundert begonnenen, großartigen Königschloß auf dem Hügel, mit seinem alten Dom, wo bis zu König Johann Sobieski, der Wien befreien half, bis zu Josef Poniatowski, der 1813 in Leipzig erkrankte, und dem 1817 gestorbenen Kosciuszko, die Könige und Helden Polens ruhen, hat einen Nimbus, der sich nicht auf Warschau übertragen ließ. Warschau oder Krakau: möglicherweise wird eine absehbare Zukunft auch diesen Dualismus lösen, in dem so Wichtiges für Krakau spricht.

Warschau verdankt sein Emporkommen hauptsächlich dem letzten der Jagellonen, Siegmund II., mit dem Zuname Augustus. Er ist der König, der die Ausdehnung des Reiches abschloß, womit er weit über das eigentliche stammliche Polentum hinausgriff und mit diesem die Litauer, Weißrussen, Ukrainer oder Ruthenen nebst anderen Völkern zusammenfaßte. Mit dem erbenlosen Tode Siegmund Augustus', 1572, brachte der Adel die bisher durch den Erbgang tatsächlich außer Kraft gesetzte Königswahl — auch diese Verhältnisse sind denen der deutschen Geschichte verwandt — zur wirklichen Durchführung, und auf dem Wahlsfelde bei Warschau, bei dem Dorfe Wola, wurde 1573 der Vertrauensmann der französischen Politik erwählt, der Sohn der Katharina Medici, Prinz Heinrich von Anjou. Seitdem sind hier bei Warschau auch die nachfolgenden Könige erwählt worden, der Siebenbürger Stefan Bathori, die verschiedentlichen schwedischen Wasa, die zum Katholizismus übergetreten waren, die einheimischen Michael Wisniowiecki und Johann Sobieski, die sächsischen beiden Auguste, zwischen ihnen Stanislaus Leszczynski, und zuletzt noch 1764 Stanislaus Poniatowski, der die drei polnischen Teilungen überlebte und zu Grodno als Rußlands Gefangener 1798 starb. Gaben schon diese Wahlreichstage der Stadt Warschau eine zeremonielle Bedeutung, so kann man sie seit 1610, als der Wasa Siegmund III. das dortige Königschloß erbaute, als die bevorzugte Residenz betrachten.

So hat sich mit dem Ausgang der Renaissance das Bild des allmählich zur Großstadt werdenden Warschau geformt, im Zeichen des Barock, des Rokoko und schließlich der Stillosigkeit des 19. Jahrhunderts: mit königlichen Schloßgebäuden, Lustschlössern, Belvederen, Palästen der namhaften großen Adelsfamilien und reich an Kirchen im Spätsil des in Polen zur magnatischen Macht gelangenden Katholizismus. Rußland baute als Zwingburg die im Norden der Stadt gelegene Weichsel-Zitadelle, die großen Militärlager, die Schanzen von Wola auf dem alten Wahlsfeld, in den letzten Jahrzehnten die doppelte Ringlinie von Forts, von denen vier an der Ostseite, also rechts der Weichsel, liegen. Heute ein Ort von etwa 600 000 bürgerlichen Bewohnern, hat Warschau alles, was man von einer groß-

provinzialen Hauptstadt voraussetzen kann, mit Einschluß von Sammlungen, wissenschaftlichen Anstalten, einem hervorragenden botanischen Garten, schönen Anlagen, Alleen und öffentlichen Gärten.

Das Warschau des 18. Jahrhunderts verdiente wohl, durch die Feder eines Kasimir v. Chlękowski wiederzuerstehen, der dem gleichzeitigen höfisch-geistlichen Italien mit gutem gesellschaftsgeschichtlichem Gewinn seine Schilderungen (deutsch bei Georg Müller in München) gewidmet hat. Es würde ein

Gemälde entstehen, worin der schwerste Bruch sich mit der leichtesten Oberflächlichkeit begegnet und die mehr schönen als auch gebildeten Frauen womöglich noch eine größere Rolle als sonst in dieser Höhen- und Endzeit der alten Gesellschaft spielen.

Doch solche Dinge zerflattern und hinterlassen wenig Spuren; an der heutigen Stadt

haftet nicht allzuviel von tiefer, fesselnder Anziehungskraft. Es mag sein, daß dadurch eine so fühlbare Lücke in der geschichtlichen Empfindung bleibt, daß so wenig bis hinter den Abklatz der späten Renaissance noch zurückreicht, daß die mittelalterliche Bodenständigkeit und Schönheit fehlen, die Städte wie Thorn oder Marienburg und selbst viele kleinere des Ostens eindrucksvoll und unvergänglich machen. Vielleicht, daß es meine Empfänglichkeit auch herabstimmte, daß ich vom inneren Rußland kam, wo zuletzt noch Smolensk goldüberkuppelt an seinen Hügelhängen über dem Dnjepr liegt und mit seinem so mächtigen wie schönen, die „Weseluta“ genannten runden Zitadellenturm in der freien, unumbauten Stadtmauer noch einmal aus allem Europäischen hinweg die Empfindung in fernste, kreuzfahrerhafte Phantasien trägt. Die russische Baukunst ist weder ästhetisch hochgebildet, noch ist sie eine wirklich ganz russisch ursprüngliche, sie besteht aus der buntesten, eng verschmolzenen Entlehnung.

Aber was ihr den Zauber gibt, das ist ihre innerste Naivität, ihre echt russisch-gleichgültige Unbefangtheit, die mit dem, was eindrucksvoll, oft selbst, üppig spielerisch, phantastisch, kindisch ist, die Wirkung einer hinreißenden Volkstümlichkeit und einen Ausdruck des eigenartig Heimischen und ganz Nationalen erreicht. Was wir in Warschau finden, das haben

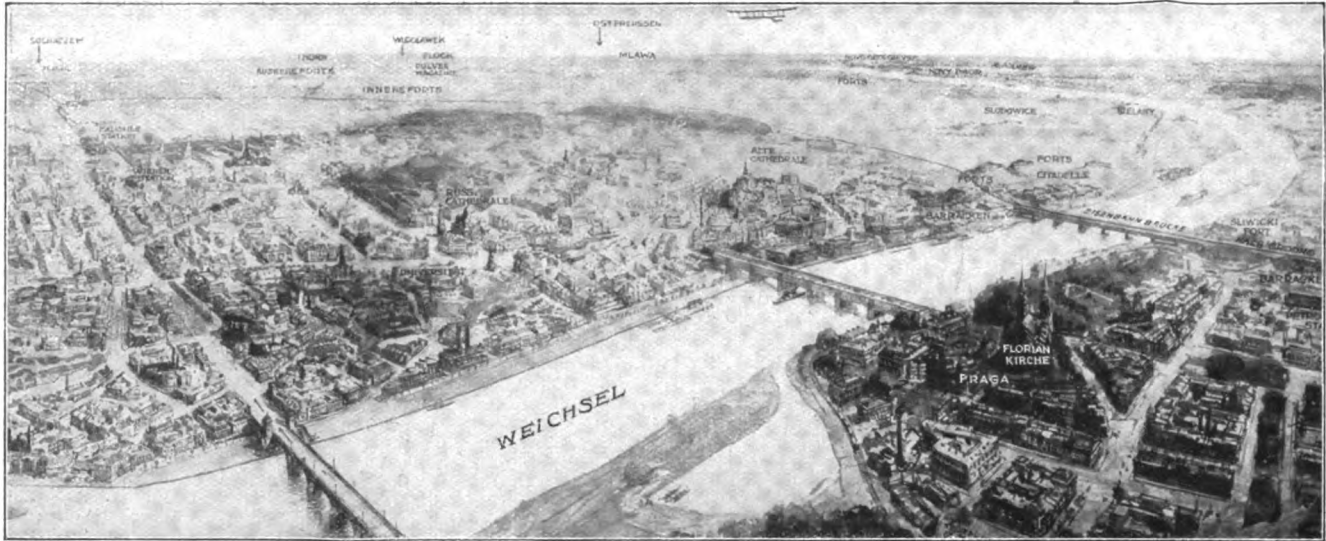
wir in Dresden, im fürstlichen und geistlichen katholischen Süddeutschland, in Frankreich, und haben es dort vielfach edler, schöner und in den reineren Materialien des Steins: wir kommen aus Rußland zurück, und da tut es uns nicht genug, Europas verfeinerteste Stile an einer Stätte zu finden, wo sie die verpugnte Übertragung sind, wo ihnen die südlich-westliche Patina ihrer Entstehung fehlt. Und wo auch der örtliche Haat der Geschichte zu wenig dahinter steht; die Könige ruhen in Krakau, und die älteren, die mittelalterlichen, krönte man im Dom zu Gnesen. Trotz aller barocktürmigen Kirchen, trotz der Paläste der Radziwill und Branizki und Potozki,



Das Warschauer Stadttheater. Phot. Leipziger Presse-Büro.



Das Rathaus in Warschau.



88

Warschau, von Osten gesehen. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

89

trotz dem Palais, das August der Starke für seine und der schönen französischen Warschauer Wirtin rotokogefichtige Tochter, die Gräfin Orzelsta, erbaute, zerstört es obendrein noch alles stilistische Zurückverlegen, wie nun auf Schritt und Tritt das Polnische und Zarische sich verwirrt, vom Staatlichen und Militärischen bis in die Zweisprachigkeit der Ladenschilder. Der reinste Inhalt blieb mir von der großen Weichselbrücke, die von der östlichen Vorstadt Praga mitten auf das Wasaschloß hinüber führt. Dort über dem räumigen Strome vermögen sich Empfindung und Erinnerung zu weiten. Da ziehen die riesigen Flöße hinunter, mit ihren hochgestielten oder barfüßigen, weißschmutzig gekleideten Flößern; Karpathen, Galizien verknüpfen sich mit Westpreußen, mit Orden und Danzig und Hanse. Und nun wird die Zeit lebendig, da in diese Gegenden die Zisterzienser und die deutschen Handwerker und Kaufleute drangen, da der deutsche Handel die äußerliche Kultur hierher brachte und wiederum für seinen Bedarf und großeuropäischen Umsatz sich herausholte, was das polnische Land erzeugte, vom frachtschweren Korntrag der Felder bis zu dem Honig des kleinen Geislichen und bäuerlichen Imtlers, wovon noch mit ihrem alten und neuen Ruhm die Thorner Kathrinchen (Leb-tuchen) geblieben sind.

Und diese Gedanken stimmen uns denn auch für das, was für Augen, Ohren und alle Sinne ein deutlichstes Stück des alten Warschau ist: im Nordwesten der inneren Stadt das bevölkerungsreiche Viertel der Juden. Nicht ihr einziges Quartier; auch die Vorstadt Praga erhält das Gepräge von ihren rummeligen Kleinwohnungen mit ihren

langrückigen, ums Ohr gelockten Typen, die übrigens, soweit ein einzelner urteilen kann, in ihrer altgläubigen hebräischen Erscheinung etwas ehrbar Rührendes behalten und auch in der jungen Generation anders als die dreiste, nach Kosmopolitismus und Revolution um sich blickende Jugend ihrer Stammesgenossen in manchen der russischen Gouvernements, wo sie zugelassen sind, wirken.

In dem eigentlichen Warschauer Judenviertel um den Krasiński-Platz ist auch der größere jüdisch-osteuropäische Handel zu Hause, so daß es sich in beschränkterer Weise mit der Kitai Gorod von Moskau, dem dortigen, übrigens nicht-jüdischen Kaufmannsquartier des russisch-asiatischen Großverkehrs mit seinen Speichern, Banken, Kontoren und ipezijschen Karawanjereien der Handelsreisenden vergleichen läßt.

Aber Warschau hat andere Erinnerungen noch, und das sind geschichtlich deutsche. Dort drüben jenseits von Praga an den Sanddünen und Morästen des rechtsufrigen Weichselgeländes ward vom 28. bis 30. Juli 1656 die große Schlacht geschlagen, mit der die Kriegsgeschichte des neueren Brandenburg-Preußen beginnt. Mit Karl Gustav von Schweden verbündet, schlug das junge, von dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm ausgebildete Heer die sechsfache Übermacht der unter dem weißen Adler vereinigten Polen, Litauer und Kosaken. Hier tritt der hellmutige Kurfürst sich los von der polnischen Lehnshoheit über das Herzogtum Preußen, um sodann in einer ebenso notwendigen wie entschlossenen Politik dem schwedischen kühnplanenden König die Eintreibung der Ostsee vom finnischen Busen bis Pommern und Wismar zu verlegen und sein befreites Preußen auch vor ihm zu schützen.

Nochmals erhebt sich aus dem Namen Warschau eine häusliche preußische Erinnerung, die aber so ziemlich, als denke man nicht gern daran, verschollen ist. Von 1795 ab, infolge der dritten polnischen Teilung, ist Warschau preußische Provinzhauptstadt gewesen, bis Napoleon es 1807 wieder nahm. Wenig erzählen die Geschichtsbücher davon; anschaulicher geben

Novellen des vielgewanderten Zschokke, der ein Magdeburger Preuze war und erst ein Schweizer wurde, das Bild, wie damals neben den seufzenden preußischen Beamten allerhand ärmere Glücksjäger in diese Neulande zogen und wie man es dort fand. Auch der Nördlinger Heinrich Lang, der als der spätere „Ritter von Lang“ berühmte Verfasser eines der unterhaltsamsten Memoiren-



88

Das ehemalige Königl. Schloß.

89

bücher, dachte in seinen unruhigen jüngerer Jahren daran, nach dem polnischen Neupreußen zu gehen. Aber der Minister Hardenberg entnahm sich aus der Unterredung, dieser tüchtige, geschickte Süddeutsche sei ihm zu schade dafür, und er behielt ihn lieber in näheren Diensten.

Es sind einmal wieder die Zeiten, derartiger Veränderungen und der damit verbundenen schwerwiegenden Aufgaben zu gedenken. Da mag die Erinnerung an jene etwas flau preußische Episode von 1795 bis 1807, soweit ein südwestliches Beispiel nicht neuer und näher liegt, die Mahnung recht eindringlich machen, daß solche halbnationalen Gebiete erst recht die Geheiteiten und die Laktvollsten erfordern und daß sie am wenigsten geeignet sind, dorthin ein unburdachtetes Gemisch von Kräften abzuschicken, die für sie gut genug erscheinen.

Sommerfahrt 1915. Von Max Bittrich.

Im Sommer bin ich wanderfroh
Durch deutsches Land gefahren;
Nie lachten Wein und Rosen so,
Das Korn nicht so seit Jahren.
Was hell aus jedem Auge bricht?
„Herr Nachbar, Gott verläßt uns nicht;
Er wohnt in unsern Saaten!“
Und aller Mädchen liebste Pflicht:
Friskauf! Pfllegt die Soldaten!

Und hält die Krücke noch den Mann:
Das Herz braucht keine Stütze;
Die Brust geschmückt, froh rückt er an,
Die Blume an der Mütze.
Von den Karpathen bis zum Rhein,
Lieb Vaterland, magst ruhig sein!
Im Blick steht klar geschrieben:
Ob Stelzfuß, ob noch Bein an Bein, —
Ein ganzer Mann geliebt!

Sein Herz gesund, und rosig sie,
Und Hoffnung aller Enden,
Und Korn und Blüte fehlen nie
Dem Land, auch dir zu spenden,
Um das sich, treu mit Herz und Hand,
Vom Wasgau bis zum Meeresstrand
Die letzten Söhne scharen —
Ergrißen bin ich durch dies Land
Im Sommermond gefahren.

Ein Jahr Krieg. Von Johannes Höffner.

Der Wind geht über die Stoppeln und raschelt in den Halmen der Felder, die noch reif zur Ernte stehen, und durch das Korn geht ein feines Schwirren: sie dengeln da unten die Sensen. Der Tod ist auf dem Wege. Immer ist Tod, wo Ernte ist, immer stirbt etwas, damit das Neue wachsen kann, immer opfert sich eins für das andere, damit Gottes Wille geschehe.

Auf den deutschen Erntewagen stehen die Frauen und türmen die Garben, Frauen schneiden das Korn, Frauen binden die Ähren. Die Maschine tut Männerarbeit, und hier und da vereinzelt ein Mann, ein junger oder ein älterer; was sonst die Ernte barg mit seiner Kraft, das schneidet auf anderen Feldern. Und wird geschnitten, Ernte und Mäher zugleich.

Ein Jahr Krieg. Zur Zeit der Kornernnte brach der Feind in unseren Hofzaun. Da zogen sie fort, Rosen an den Waffen; wenn man die Trauben schnitt und die Ästern blühten, wollten sie wiedertommen. Über ihnen in der Wolke feuerfarbig und verhüllend zog der Erzengel Michael; ihre Fahnen wehten, über ihren Stirnen stand das Kreuz. Der Staub wirbelte wie Gewölke auf den breiten Straßen, die sie marschierten, viel Hunderttausend, Mann und Roß und Geschütz, und wohin sie kamen, wirbelte die Kunde auf von unerhörten Taten, Taten des Geistes und der Faust, die alles verblässen ließen, was die Welt von Krieg gesehen hatte, und fiel in den langen warmen August- und Septembernächten wie ein Sternregen über das beglückte Land. Schon mehrten sich die Namen, ehrwürdig durch großen Tod, die das dankbare Volk in steinerne Tafeln graben wird; schon glänzten vor dem Blick der Daheimgebliebenen die Zinnen von Paris, schon sahen wir vom Felsen von Calais, von den hochgepanzerten Schiffen, aus der Luft, vom Rücken der Vögel von Stahl unsere Söhne herunterpähen gegen den feigsten Feind: hüte dich, England! Ein Raub von Sieg, von Jubel und glühender Opferfreude ging durch das Land. Ganz Deutschland ein flammender Altar, auf dem die Herzen glühten. Fast schien es den Erntestern, als wäre der Weg zum Ruhm zu leicht, der Siegespreis, ob schwer erlauft mit kostbarem Leben für die Nation, als Ganzes zu schnell errungen. Denn wer sein Volk liebte, der wünschte ihm die Bewährung jener echten Kraft, die nicht im jubelnden Ausloßen begeisterter Tage und Wochen, sondern im männlichen Ertragen Schweiß fordernder Monde zutage tritt.

Schon einmal wurde im Daheim ausgeführt, wie Gott mit unserem Volk seine besonderen Wege ginge, wie es sichtbarlich mehr als einmal, die Erneuerung der Religion vermittelnd, an Stelle des auserwählten Volkes des Alten Bundes das auserwählte Volk des Neuen Bundes geworden sei, ein Sauerteig der Welt, das Gewissen der Völker. Wenn aber das Salz dumm wird, womit soll man würzen, sagt die Schrift. Und daß unser Volk Erscheinungen aufzuweisen hatte, die man nicht anders denn als Alterserscheinungen auffassen konnte, dem verschlossen sich auch die weltlich Gesinnten nicht. Durch Sport und Freiluft und körperliche Mittel allerart sollte dem beginnenden Stiechtum abgeholfen werden; erst in zweiter Stelle, obwohl das kaiserliche Paar, bei dem gottlob! die Furcht des Herrn der Weisheit Anfang ist, es klar erkannte und aussprach, dachte man an den, der auch jene heilt, denen nicht Kraut noch Pflaster hilft. Jeder Einsichtsvolle, jeder, der mit heißer Seele um sein Volk litt, sah es klar: nur im feurigen Schmelz-

tiegel einer großen nationalen Heimsuchung würde die Wiedergeburt der herrlichen Einheit, die das Deutschtum sein soll, sich vollziehen. Darum so lastend an der Wage jeden Tages die Schale voll teuersten Lebens sich senkte: noch hundertmal schwerer wiegt die andere mit unserem Dank für Gottes gute und gnädige Absicht, die jene für uns Gefallenen würdigt die fruchtbare Krume zu werden, aus der das neue Leben Deutschlands sprießt.

Ein Jahr Krieg! Zwölf Monate lang fallen die Opfer, bluten des Vaterlandes Söhne, stampfen die Schlachten die Erde, würgt der Krieg unseres Volkes Fleiß und Streben. Zwölfmal so lange, als der Mond voll wird, warten Frauen und Kinder des Gatten und Waters, warten Mütter der Söhne, Väter der Stütze ihres Alters, zwölfmal so lange der Mond voll wird, wartet das Feld seines Bebauers, das Haus seines Herrn. Kinder sind geboren, die das Auge des Waters nicht gesehen hat, teure Tote sind bestattet, und in ihren brechenden Blick fiel kein Strahl aus dem Auge, das die Sonne ihres Lebens war. Wahrlich, es wäre Zeit, auf den Knien in Kirchen und auf Plätzen zu liegen und Gott um Frieden anzurufen, daß der Trübsal ein Ende würde. Und dennoch: fragt, die ihr Teuerstes begraben wissen an Stätten, wo kaum ihr Gedanke sie erreicht, fragt sie, die von ihren Söhnen nur wissen, daß das graue Meer ihre Leichen rollt, fragt sie, die noch täglich zittern und bangen um das Schwert, das jeden Augenblick herabfallen kann und ihm das Herz spalten, ob einer da ist, der um feigen Frieden winseln wollte vor Gott. Laßt uns in die Hand des Herrn fallen, sprach der Mann des Alten Bundes, so fern noch unserer geläuterten Erkenntnis; nicht in die der Menschen laß uns fallen, spricht Deutschland ihm nach, wenn es sich nach oben wendet, denn deine Barmherzigkeit ist groß.

Selbst wenn wir fühlen müßten, es ginge in die Tiefe mit uns, so würde, und das ist das größte Zeichen für die Erneuerung der deutschen Seele, das Volk ohne Murren und Zagen den dunklen Weg gehen, gewiß, daß der, der es demütigen wollte, es auch erhöhen würde zu seiner Zeit. Aber über Verstehen herrlich hat sich auf Schritt und Tritt des blutigen Weges sein gnadenvoller Wille mit uns offenbart, als wolle er uns, die in langen Monden Erprobten, auch für würdig befinden der großen, unsagbar herrlichen Mission unter den Völkern der Welt. An unsere Fersen hat er den Sieg geheftet; nicht in prahlerischem Vorwärtstürmen, in langen Zeiten harter Mühen, geduldiger Kraft und zähen Ertragens müssen wir erringen, was sein Wille uns auch leichter hätte geben können. Denn wie der Mensch durch Leiden und die Art, wie er sie erträgt, wächst, erstarkt und durch Überwindung zur Persönlichkeit wird, so wird ein Volk groß durch Leiden, wenn seine Seele sie so verarbeitet, daß sie davon größer und stärker wird. Kein Volk der Welt, das uns vorwerfen könnte, bei unsern Siegen sei dem Glück, der günstigen Fügung der Umstände oder irgendwelchen äußerlichen Mitteln etwas zu danken; Leib, Seele und Geist Deutschlands haben zu gleichen Teilen gearbeitet, daß wir dort sind, wo wir stehen.

Ein Jahr Krieg — eine Last voll Blut, eine Last voll Tränen und herber Schmerzen, und dennoch: eine Last voll Garben, eine Last voll Segen, eine Last voll Dank gegen Gott, der uns führt.

Vierundzwanzig Stunden in französischer Gefangenschaft.

Von einem preussischen Offizier.

Es war am Abend des 31. August 1914, als ich von der großen Bagage, der ich bei Nonjon im Auto einen Befehl überbracht hatte, meiner Division nach Osten nachfuhr. Wir hatten damals die Zeit der rücksichtslosen Verfolgung und gewalttätigen Märsche, und so war denn die Straße über die einzige von den Franzosen nicht gesprengte Kanalbrücke durch Truppen und Bagagen buchstäblich vollgepfropft. Das Auto war erst kürzlich requiriert und auch nicht recht in Ordnung, kurz und gut, gegen 1 Uhr nachts war ich erst bis Baille gelangt. Dort blieb ich bis gegen 5 Uhr und versuchte, Nachforschungen über den Verbleib der Division einzuziehen. Genaueres konnte ich jedoch nicht in Erfahrung bringen, weshalb ich gegen 6 Uhr nach Venilly aufbrach, das die Division am Abend vorher erreichen sollte. Der Kommandeur eines Infanterie-Regiments riet mir, nicht wie tags zuvor, die Straße über Rampel zu benutzen, sondern weiter nördlich über Coucy-le-Château zu fahren, da auf erstgenannter Chaussee stärkere französische Patrouillen am Morgen gemeldet seien. Das sollte mir zum Verhängnis werden. Ich fuhr über die nördliche, starrt dort stark gegen die Stadt an und führt in Rehren zu dem Berg hinauf, auf dem das Kastell liegt; auf beiden Seiten ist der Weg von Steinmauern eingeschlossen, hinter denen das Gelände ziemlich steil abfällt. Wir waren bis auf etwa achtzig Meter an die erste Kehre herangelommen, als ich an der Straßenbiegung zwei Gestalten bemerkte, die schnell hinter der Mauer verschwand; ich glaubte aber, eine blaue Uniform erkannt zu haben, ließ halten und ging zu Fuß vor, um besser beobachten zu können. Plötzlich gab es ein tolles Feuer von rechts und links vorwärts, hinter allen Mauern knatterte es; der Chauffeur suchte zu wenden, aber ehe ich meinen Revolver fertig machen konnte, kamen im Laufschrift etwa zwölf bis fünfzehn französische Infanteristen über die noch über achtzig Schritt betragende Entfernung den Berg herunter, ich wurde umringt, und man nahm mir ab, was ich bei mir hatte: Uhr, Geldbeutel, Kartentasche, Fernglas. Einige weitere Franzosen durchsuchten sofort das Auto weiter rückwärts, entnahmen ihm den gesamten Inhalt und fanden auch den Chauffeur; mit aufgepflanztem Bajonett wurden wir dann die Serpentine hinauf in die Stadt geführt. Die Haltung der Leute war ganz verschieden, einer gestikuliert mit dem Bajonett sehr lebhaft vor meinem Gesicht herum, ein zweiter erzählte mit großem Wortschwall von den Grausamkeiten, die die Deutschen an französischen Gefangenen im Elsaß begangen hätten, wieder ein anderer suchte zu beruhigen; aber gegen die lauten Schimpfreden der Einwohner war man ganz schuschlos. Wir wurden dann in den Sitzungssaal der Mairie vor einen Obersten, den Regimentskommandeur, geführt, einen anscheinend aus dem Unteroffizierstande hervorgegangenen Offizier, der mir sofort eröffnete, wir würden handrechtlich erschossen werden. Einige anwesende jüngere Offiziere waren sehr liebenswürdig, stellten sich formell vor, ließen mir einen Stuhl bringen; es waren teils Infanteristen, teils Jäger zu Pferde: Nous sommes les „bleus diables“ d'Arion! (Wir sind die Blauen Teufel von Arion) wie mir einer der letzteren unter Augenrollen und mit theatralischer Handbewegung erzählte. Ein fliegend und ohne Akzent deutsch sprechender blonder Halb-Romane versuchte mich noch auszufragen, ließ sich aber alle wunderlichen Äußerungen und teilweise ganz märchenhafte Behauptungen, z. B. von einem Versuch unserer Division, die längst von uns erreichte Bahnlinie Laon—Reims zu zerstören, ruhig gefallen und eifrig protokollieren. Die Offiziere unterhielten sich weiter sehr teilnehmend und interessiert mit mir, bis eine erneute, mit viel Lungenkraft vom Kommandanten geäußerte Drohung, mich sofort fusillieren zu lassen, sie veranlaßte, sich zurückziehen. Nach einer halben Stunde wurde ich fortgeführt. Obgleich Coucy-le-Château eine offene Stadt und nur, wie ich später merkte, von etwas über einem Regiment und Bagagen besetzt war, verband man mir die Augen, ich wurde einmal im Kreise herum, dann zu verschiedenen Ausgängen, eine Treppe halb herauf und wieder zurück, endlich über den Platz vor dem Mairiegebäude etwa hundertfünfzig Schritt weit zu einem Gebäude geführt — es grenzte beinahe an Theaterpiel; dann fand ich mich in einem Schuppen wieder, wo man mir einen Stuhl hinsetzte, die Türe verschloß und einen Doppelposten davorstellte; mein Chauffeur war vorher, wie ich später merkte, im Keller desselben Gebäudes untergebracht. Ich hörte das Gespräch der beiden Infanteristen draußen an, die sich sehr entrüstet darüber äußerten, daß man uns „so gut“ behandle; des weiteren bekam ich häufig Besuch von einem sehr liebenswürdigen Offizier. Man schien doch einige Bedenken gegen das vom Oberst gegen mich vorgeschlagene Verfahren zu hegen, wenn auch jeder es als gerechte Ver-

geltung der von den Deutschen angeblich verübten Grausamkeiten ansah. Der junge Leutnant suchte nur in Erfahrung zu bringen, warum wir Deutschen denn alle Dörfer, zu denen wir kämen, anzündeten, die Einwohner, Kinder, Greise und Weiber töteten. Ich suchte ihn einigermaßen aufzuklären, was mir indessen nur teilweise gelang; daß wir z. B. das Rote Kreuz mißbrauchten und auf französische Ärzte schossen, ließ er sich nicht ausreden. Als ich mein Befremden darüber äußerte, daß man mir alles, u. a. Helm, Mantel, Sporen, Geld, Uhr, Zigarettenboxe fortgenommen hätte, äußerte er nur mit mitleidigem Lächeln: „Ces gens là“ — damit meinte er die Soldaten — würden wohl alles gestohlen haben, er wolle aber nachforschen. Ich bekam schließlich Zigarettenboxe und Börse wieder, aus letzterer fehlten nur — einige zu Pulver zerfallene Billen gegen überstandene Wagenbeschwerden und eine Karpfenschuppe, die ich in vorgerückter Stunde am Silvester des vorigen Jahres, einer Laune folgend, eingesteckt hatte: sie sollte Glück bringen. Letztere beiden Gegenstände wurden mir einzeln in erneuten Besuchen des Leutnants mit wichtiger Miene vorgelegt, anscheinend vermutete man dahinter Gifte oder Sprengmittel, und es rang mir trotz meiner verzweifelten Lage fast ein Lächeln ab, als ich ihn mit Hilfe des Lexikons über den wahren Charakter der gefährlichen Instrumente aufklären mußte. Weiter brachte er mir aber — ich hatte denselben Tag nichts und tags zuvor nur ein Stück Brot gegessen — etwas Brot, eine Büchse Sardinen und Apfelsinen; ich konnte mich selbst nachher davon überzeugen, daß die armen Kerle auch für sich so gut wie nichts zu essen hatten. Gegen 1 Uhr wurde ich herausgeführt; ein anderer Leutnant, Dublé, nahm mich und den Chauffeur in Empfang, und wir mußten nun, von sechs Mann eskortiert, in der Marschkolonne des Regiments (Territorial-Regiment 206) Coucy verlassen, und zwar bei der zweiten Kompagnie von vorn. Der Marsch ging, zunächst „zu einem“, bei großer Hitze den steilen Schloßberg nach Süden hinab; die vorderste Kompagnie war bereits auf der Chaussee nach Soissons aufgestellt und befand sich im Vormarsch, als vor ihrer Spitze — anfangs etwa fünfhundert Meter zu kurz — Schrapnells plagten, und zwar von meiner eignen Division, deren Artillerie sich so unliebenswürdig benahm. Bald war die zweite Kompagnie auch unten angekommen, eine Menge Bagage schloß sich an, und es ging weiter vorwärts. Erneut erschienen Schrapnells vor uns, und nun war es sehr interessant zu beobachten, wie die Franzosen sich dem Gelände anzupassen verstanden; fast ohne Kommando, auf einige Zeichen hin und in vollkommener Ruhe war das ganze Regiment im Umsehen rechts und links der Straße in Büschen und Waldparzellen verschwunden, ohne daß sich der Vormarsch verzögerte. Die vorderste Kompagnie ging rechts, die zweite links der Straße vor, während das Schrapnellfeuer dauernd zunahm. In den Büschen und Bäumen über uns knatterte es vernehmlich, und Blätter und Äste regneten in Mengen hernieder, aber merkwürdigerweise wurde keiner in unmittelbarer Nähe getroffen, bis bei einem nahen Übergang, der sprungweise passiert werden mußte, die ersten Verluste eintraten. In dem anschließenden, etwas ansteigenden Wiesengelände wurden nun Schützen entwidelt. Eigenartig und für meine Begriffe von Völkerecht etwas neu war es, daß wir, die Gefangenen, mit in die Linie vorgenommen wurden; man hoffte wohl, ein mitleidiges deutsches Geschloß würde unsere Wächter der Arbeit entheben, uns erschießen zu müssen. Ein längeres Gefecht entwickelte sich, bei dem hauptsächlich Schrapnell und Maschinengewehr zu Worte kamen, erneute Verluste traten ein, und der Angriffseifer ließ erheblich nach. Was der Chauffeur am nächsten war, suchte Deckung in den Gräben, das übrige kam nicht zum Schuß, nur einige Maschinengewehre feuerten ohne rechtes Ziel; fortwährend liefen einzelne Leute schredensbleich zurück. Die Wagen standen in einem nahen Haufen südlich der Brücke, bis sich der Oberst ihrer erbarmte; er ritt zurück und befahl nur: les voitures derrière le pont! (Die Wagen hinter die Brücke!) Dies war das Zeichen zur allgemeinen Flucht: alles lief in vollkommener Auflösung auf der Straße nach Coucy-le-Château zurück, kein Schuß wurde mehr getan, kein Befehl erfolgte, die meisten entledigten sich sogar der Tornister. Ein paar Leutnants versuchten vergeblich, wenigstens Gruppen zusammen zu bringen — Oh ça c'est terrible, terrible! (Das ist ja schrecklich!) meinte Dublé nur. Auch der Oberst schien die kopflose Flucht gutzuheißen, denn er warf in die Menge hinein: Direction de Laon! (Richtung auf Laon!) Dann war er im Galopp voraus und bald verschwunden, wohl — um die Richtung anzugeben. Fünf Stunden dauerte der Marsch bei großer Schwüle, allerdings standen überall Einwohner mit Wasser bereit, und Dublé teilte den Rotweinhalt seiner Feldflasche redlich mit mir. Im allgemeinen konnte man auf dem Rückzug für einige Stunden etwas weniger drückend das Bewußtsein empfinden, Gefangener zu sein. Nach-

dem sich Dublé darüber beruhigt hatte, daß der Zustand der Truppen „terrible“ sei, fand sich auch noch mein Willensfreund vom Vormittag zu uns, die Bewachungsmannschaft trieb sich ohne Ordnung herum, und die Zeit wurde uns kurz unter Gesprächen über die Kriegsaussichten; sehr viel Zuversicht sprach nicht aus den Worten meiner Begleiter. Die meisten Hauptleute waren mit dem Kommandeur vorausgeritten, einzelne der ersten ritten noch bei den Bagagewagen, kümmerten sich aber ebenfalls nicht darum, etwas Ordnung herzustellen; sie steckten auch ruhig alle lauten Äußerungen der Leute ein, wie: „Ja, die sitzen zu Pferde, und wir können Tag und Nacht zu Fuß marschieren; nichts zu essen bekommen wir; jeden Tag kämpfen und laufen, und immer rückwärts!“ Auch unter den Offizieren herrschte die gleiche niedergeschlagene Stimmung, wenn sie auch behaupteten, über die Ansichten der höheren Führer genau unterrichtet zu sein und nicht an dem endgültigen Siege der eigenen Waffen zu zweifeln. Große Hoffnung setzte man in die Russen, die weit innerhalb der deutschen Grenzen ständen und mit deren baldigem Einzug in Berlin man rechnete. So gelangten wir bis in die Nähe von Laon, da erst kam der Oberst zurück und stellte einigermaßen die Ordnung wieder her; mangelhaft blieb es aber auch weiter, weil die Leute zu ermüdet und gänzlich ausgehungert waren. Auch ich spürte den etwa 30 km langen Marsch nach den Aufregungen und ziemlich großen Anstrengungen der beiden letzten Tage und Nächte, war auch mit meinen neuen, etwas zu weiten Stiefeln gar nicht auf diese infanteristische Betätigung vorbereitet. Doch es ging noch etwa 8 km weiter. Wir durchschritten die Vorstadt von Laon und kamen endlich an ein Dorf südöstlich der Zitadelle. Dort gab es noch einen Zwischenfall: im Dorf war anscheinend eine deutsche Patrouille, denn beim Herannahen der französischen Kolonne hörte man 2 Schüsse. Sofort blieb alles halten und setzte sich in die Gräben rechts und links des Weges, so auch Leutnant Dublé. Er sagte nur gleichmütig: „Il faut se faire prêt.“ (Man muß sich bereit machen), und zog einen vorstülptlichen Lefaucheur-Revolver aus der Tasche. Auch änderte er in nichts seine Haltung, als der Oberst auf uns zuritt und ihn mit der eigenartigen Frage anredete: „Leutnant Dublé, je suis arrêté par deux coups de fusil; qu'est ce qu'il faut faire?“ (Ich werde da durch zwei Flintenschüsse aufgehalten; was muß ich wohl machen?) Da die Erfindungsgabe des Leutnants anscheinend nicht weiter reichte wie die seines Vorgesetzten, wandte er sich direkt an die Leute: „Les deux premières sections en avant!“ fand aber auch hier keine Gegenliebe, als er allein vorausritt. Erst auf nochmaliges Bitten: „Mais, mes enfants, qu'est ce qu'il y a? Il faut s'avancer“ (Über Kinder, was ist denn los? Wir müssen vorwärts) entschloß sich der vorderste Zug, anzutreten, worauf denn auch allmählich der Rest folgte und alles wohlbehalten in das Dorf gelangte, ohne etwas vom bösen Feind gesehen zu haben. Auf dem kleinen Marktplatz machte die Spitze halt, und es war wieder sehr interessant, den gänzlichen Mangel an Ordnung und Disziplin zu beobachten. Zwei Wagen mit Stroh standen auf der Straße, die Vordersten rissen Bunde herab und legten sich auf das Pflaster, die andern verteilten sich regellos in den Nebengassen; für Verpflegung wurde in keiner Weise gesorgt. Der Oberst belegte in einem größeren Haus ein Zimmer, worin er sofort verschwand, daneben bekamen Dublé und ich einen Raum angewiesen, auf dem Flur wurde eine Wache eingerichtet. Der Wirt mit seiner übrigens sehr niedlichen Tochter von etwa zwanzig Jahren wurden geweckt, und es gab gegen halb ein Uhr sogar noch etwas Kaffee und Brot. Die Tochter schien großes Mitleid mit dem armen Gefangenen zu spüren, denn sie sorgte für eine Matratze und brachte mir sogar ein Kopfkissen. Um 1 Uhr konnte ich mich hinlegen und schlief wie ein Toter bis gegen 5 Uhr. Dann wurde geweckt; es gab etwas Kaffee, Brot und Marmelade. Erst als damit aufgeräumt war, erschien der Oberst von nebenan, sehr wenig erbaut darüber, daß wir ihm nichts übrig gelassen hatten; die Kleinen mußten es entgelten, und nur mit Mühe gelang es mir, sie zu trösten. Allmählich trat alles auf der Hauptstraße an, und der Marsch wurde etwa um 6 Uhr wieder begonnen. Hart neben dem Dorf war ein französisches Biwak; Teile des Territorialregiments 207 und aktiver Infanterie schlossen sich an, und ich bekam wieder wenig freundliche Redensarten zu hören: „Ah, ces brigands, ces assassins, il faut le fusiller, le cochon allemand.“ (Diese Räuber und Mörder; man muß ihn er-

schießen, das deutsche Schwein.) Meinem Begleiter Dublé war es sichtlich peinlich; er konnte aber nichts verhindern. Der Marsch ging sehr langsam und mit vielen Stockungen über Bruyères-Chêrêt; letzteres Dorf durchschritten wir erst gegen 10 Uhr in folgender Marschordnung: eine Kompanie, dabei der Oberst und einige berittene Offiziere, dann die Wagen, die zweite Kompanie, an deren Spitze ich von 6 Mann geführt wurde, hierauf der Rest, der jetzt auf mindestens $1\frac{1}{2}$ Regimente angewachsen war. Aus Chêrêt heraus führt der Weg durch ein $1\frac{1}{2}$ bis 2 km breites Tal, von waldigen Höhen begleitet; links befanden sich Stoppelfelder, rechts Wiesen. Die Höhen treten zwischen Chêrêt und Orgeval nahe zusammen, sodaß der Weg durch eine Schlucht führt. In dieser war schon ein Teil der ersten Kompanie verwundet, die Wagen folgten, die zweite Kompanie war gerade aus Chêrêt herausgekommen — da griff mich Dublé plötzlich am Arm. Ich hatte in meiner trostlosen Lage auf die Umgebung wenig geachtet, aber wer beschreibt meinen Jubel, als ich durchs Glas auf dem Höhenrand vor uns deutlich eine deutsche Marschkolonne erblickte, Artillerie, Infanterie mit ihren Feldküchen, alles hob sich scharf vom klaren Himmel ab. Auch die Leute wurden unruhig, aber nichts geschah zur Aufklärung, selbst von Marschsicherung war keine Rede, die paar begleitenden Lanciers waren in der Kolonne verteilt. Endlich entschloß sich der Oberst, mit seinem Adjutanten die Höhe nördlich der Schlucht hinaufzugaloppieren, um zu beobachten; nach einer halben Minute fielen einige Schüsse, und sein Pferd kam ledig zurückgerannt. Das nun folgende spielte sich mit großer Schnelligkeit ab: von rechts vorwärts kam Schrapnell, von den Höhen links Infanteriefire mitten in die Marschkolonne hinein, einige Wagen fielen sofort um, die noch lebenden Pferde wurden von den Fahrern abgesträngt, sie setzten sich darauf und galoppierten zurück, es kam kein Kommando, kein Schuß wurde abgegeben, sondern alles flutete zu beiden Seiten des Weges über das Feld zurück. Auch die Offiziere hatten vollkommen den Kopf verloren, und so nahm denn auch Dublé mit meinen 6 Wächtern — ein weiterer fand sich noch dazu — sofort meinen Vorschlag an, dort zu bleiben und nicht an der allgemeinen Flucht teilzunehmen. Wir legten uns auf dem Stoppelfeld flach hin, und es wurde wie durch ein Wunder keiner verletzt, obgleich die Schrapnells im Allgemeinen gut saßen und auch das Infanteriefire unter den Fliehenden ringsum aufräumte. Die deutsche Infanterie schien sich mit einer Verfolgung nicht lange aufhalten zu wollen, aber aus etwa 800 m schallten die Kommandos deutlich zu uns herüber; da schien die Stunde der Befreiung für mich geschlagen zu haben. Ich riet den Franzosen, sich ruhig an der Stelle zu verhalten; falls ich heil zu den Unsrigen herüberkäme, wollte ich dafür sorgen, daß sie als Gefangene gut behandelt würden. Sie schienen von meinem Vorschlage sehr angenehm berührt, und ich lief nun, mein Taschentuch schwenkend, auf unsre Linien zu, wurde anfangs nicht als Deutscher erkannt und ziemlich heftig beschossen, ebenso wie ein Gen darm, der aus dem Hohlweg auf mich zu galoppierte, um mir Bescheid zu sagen. Endlich riefen mich aber einige deutsche Infanteristen an, die bereits eifrig mit dem Durchsuchen der Bagagewagen beschäftigt waren. Mit einiger Mühe brachte ich zwei von ihnen dazu, diese interessante Beschäftigung zu unterbrechen und mir zu der Stelle zu folgen, wo die Franzosen noch immer zusammen lagen. Auf meinen Anruf erschienen sie mit hochgehobenen Händen auf der Straße und ließen sich abführen; es war doch ein eigenartiger Augenblick für mich, als ich Dublé die Waffen abnahm und ihm die Hand reichte zum Dank für seine kameradschaftliche Haltung während meiner 24stündigen Gefangenschaft. Dann tauschten wir die Rollen als Gefangener und Führer. Bald traf ich auf einen Generalstabsoffizier der . . . Infanterie-Division, den meine Mitteilungen sehr interessierten: man hatte nur die vorderste Kompanie erkannt. Es wurden nun Maschinengewehre und ein Bataillon zur Verfolgung entwickelt und die Franzosen außerdem beim Übersteigen einer Höhe unter wirksames Artilleriesfeuer genommen.

Auf der Suche nach meiner Division war ich dann bei den einzelnen Generalkommandos und mußte meine Geschichte überall erzählen, und die Teilnahme, die ich bei jedem einzelnen fand, entschädigte mich etwas für die trostlosen Stunden meiner Gefangenschaft.

Am sechsten Tage endlich stieg ich wieder zu meiner Division.

Im Argonnenwald. Feldpostbrief aus dem Westen. Von Prof. Dr. Georg Wegener.

Mit 5 Aufnahmen des Verfassers.

Ich habe hier unlängst von einem geheimnisvollen Wald in Flandern erzählt. Heute will ich von einem anderen berichten, der nicht minder geheimnisvoll und für den Unberufenen unnahbar ist, als jener. Nur sind die Geheimnisse, von denen ich damals sprach, harmlose Behaglichkeiten gegen-

über denen, die dieser andere Wald in sich verbirgt. Seine Mythen sind Blut und Schrecken. Ein Hauch des Grauens geht durch seine seltsamen Wipfel und durchschauert uns das Mark, wenn wir die Stellen betreten, wohin ich meine Leser führen will. Dieser Wald ist das Reich des Todes. Es ist der Wald der

Argonnen. — Im Westen der Festung Verdun, zwischen dieser und der Stadt Reims zieht sich das Waldgebirge der Argonnen in der Richtung von Südsüdost nach Nordnordwest dahin. Von beiden Seiten her, von den Septemberschlachtfeldern um Montfaucon und von den kahlen Hügeln der Champagne, wo die Franzosen um den Durchbruch durch unsere Stellungslinien rangen, hat man den gleichen Anblick einer langen, langen düsteren, oben fast ganz wagerechten Wand. Das Gebirge ist nicht sehr hoch und nicht sehr breit; die höchsten Erhebungen des Kammes erreichen kaum 300 Meter; die Breite bewegt sich zwischen 8 und 12 Kilometern. Und dennoch ist der Forêt d'Argonne stets eine von der Bevölkerung gemiedene Gegend gewesen. Außer Waldwärttern, Köhlern und Jägern hat sich außerhalb der wenigen Straßen, die hindurch führen, in seinen Dickichten nur selten jemand bewegt. Truppenmassen haben sein Inneres bis zur Gegenwart in all den zahllosen Kriegen der Jahrhunderte die sich in diesen vielumkämpften Gebieten abspielten, so weit als möglich gemieden. Das liegt hauptsächlich an zwei Gründen. Der Kreidesandstein, der den Felsbau bildet, ist stark tonig und löst sich bei feuchtem Wetter in einen fürchterlich zähen Schlamm auf, der sich in großen Klumpen an die Füße hängt und das Vorwärtskommen außerordentlich mühselig macht. Und der Wald selbst ist von einer Undurch-

dringlichkeit, wie man sie selten findet. Es ist kein Urwald, wenigstens in neuerer Zeit nicht mehr. Er gehört der Stadt Paris, und die läßt ihn in der nachlässigen Weise französischer Forstwirtschaft verwerten, indem sie das Holz bis auf einzelne größere Bäume alle 15 Jahre schlägt und als Brennstoff verfeuert. So besteht er,

von vereinzelt stehenden Hochbäumen abgesehen, aus einem überaus üppig wuchernden Wuchs von Unterholz aus Eichen, Erlen, Buchen, Birken,

durchmischt mit hohen Farnen und durchweht von Ephen, Walddrebe und anderem Schlinggewächs; einem Gesteht, so dicht und allseitig, daß man überall vollkommen zwischen lebendigen Mauern geht und der Blick nur wenige Schritte weit vorwärts zu dringen vermag. In vielen Stellen treten noch Stechpalmen und Brombeersträucher hinzu, und wo sie das Dickicht durchranken, machen sie es undringlich wie Stachelstrauchverhaue; nur mit Werkzeugen kann man sich dann einen Weg hindurch bahnen. Wer Goethes „Campagne in Frankreich“ in Erinnerung hat, weiß, wie das Heer des Herzogs von Braunschweig, das von Verdun gegen Paris zog, den Argonnenwald im Norden, über Grandpré, zerrauhend umging, und gedenkt der eindringlichen Schilderungen des Dichters von den schweren Hemmungen, die der Rückzug des Heeres nach der Kanonade von Valmy schon an den Rändern der Argonnen durch den von den Septemberregen aufgeweichten Kreideboden erfuhr. Im Feldzuge von 1870 haben unsere Truppen beim Marsch auf Sedan das Gebirge zwar auf den vorhandenen Straßen durchzogen, gekämpft wurde jedoch darin nicht. Ebenjowenig erschien in den Anfängen dieses Krieges beiden Parteien die Argonnengegend als eine solche, die strategisch für irgend welche Unternehmungen in Betracht kommen könnte. Als in den ersten Septembertagen die große Flutwelle unseres Vordringens nach Frankreich auch über diese Genden segte, umpflügte sie die Argonnen im Westen und Osten, ohne in sie einzudringen. Auch die Franzosen dachten damals nicht daran, sich hier festzusetzen und Widerstand darin zu leisten.

Anders wurde es erst mit der Entwicklung des Stellungskrieges. Im Lauf des September bildete sich die große besetzte Grenzlinie gegen die Franzosen aus, die von Reims zur Maas nördlich von Verdun lief. Sie zog quer über den

nördlichsten Teil der Argonnen hinweg von Binarville bis Chatel; aber zunächst dachte auch jetzt noch niemand daran, innerhalb des Waldgebirges selbst sie ähnlich zu befestigen, wie auf der übrigen Strecke. Man glaubte, mit einigen Patrouillen und Wegsperrern auszukommen. Sehr interessant erläutert die im Februar herausgegebene Veröffentlichung des Generalstabs über die damaligen Argonnenkämpfe, wie sich daraus der heutige Waldkrieg in den Argonnen entwickelt hat. Wir merkten allmählich, wie die Wälder, an die sich von Ost und West unsere Stellungslinie anlehnte, keineswegs menschenleer waren. Anfanglich hielt man die darin angetroffenen französischen Soldaten für „Versprengte“, und mehr als einmal wurde den an den Waldrändern lagernden Truppen der Befehl, den Wald zu „säubern“. Doch die Widerstände, die man fand, wurden immer stärker, und es ward klar, daß die Franzosen im Schutze des Waldes mit starken Kräften teilsförmig sich vorschoben, um dann irgend welche Flankenbewegungen gegen uns auszuführen. Nun wurden auch von uns stärkere Truppenmengen in den Wald gesendet. Sie fanden, daß die Gegner bei einigen Jagdhütten im Innern des Gebirges, vor allem bei dem sogenannten Bagatelle-Pavillon, starke Befestigungswerke angelegt hatten. Aus den Gesechten um diese, die immer weitere Kreise zogen, entstand dann auch

hier, durch immer zäheres Gesehtsehen und Verhauungen der beiderseitigen Truppen, eine ganz ähnliche Stellungslinie von Schützengräben, Verhauen, Drahthindernissen usw., wie überall anderswo. Nur brachte es jetzt die Unübersichtlichkeit des Geländes, die Möglichkeit und der Anreiz zu allerhand Überlistungen, die es bot, mit sich, daß gerade dies Gelände, ein Gebiet besonders wilder, zäher und grimmiger Kämpfe wurde. Ehe die großen Durchbruch-

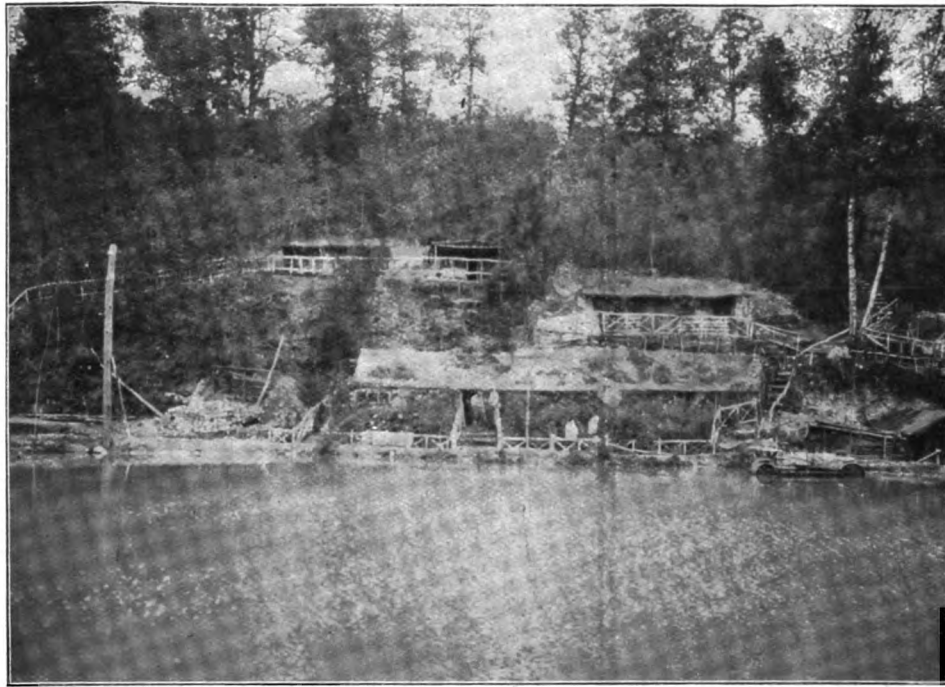


Mit Knüppeln gefestigter Weg in den Argonnen.

Verbündeten in der Champagne, bei Lille, Arras oder zwischen Maas und Mosel begannen, die weit größere Massenentfaltungen als in den Argonnen mit sich brachten, galten die Argonnen lange Monate hindurch als Gebiet des allererbittertesten Ringens, als das schreckensvollste aller Kampfgebiete an der Westfront. Der Waldkrieg in den Argonnen war — und ist — ein Kampf, bei dem sich die elementarsten Instinkte und Listen indianerartiger Naturvölker mit den raffiniertesten und furchtbarsten Künsten moderner Technik mischen. In dem Dickicht des Unterholzes lagen sich die Gegner oft so dicht gegenüber, daß sie sich sprechen hörten, ohne einander zu sehen. Hinter jedem Busch lauert der Tod in mannigfachster Gestalt, jedes Rascheln im Laub kann einen Überfall von unbekannter Gefährlichkeit bedeuten. Aus jedem Wipfel über uns kann der verborgene Baumstübe zielen, jeden Augenblick kann über das Blätterdach statt des Regens der Hagel der Granaten aus unsichtbar und unsindbar aufgestellten Batterien hereinbrechen, die Unterstände in den Schützengräben oder die zurückgelegeneren Waldwohnungen zerschmettern, in denen der Soldat vom Kampf und Wachtdienst ausruhen soll. Und die Nacht giebt keine Ruhe; im Gegenteil, das Dunkel hat dort seine alten Schrecken zurückgewonnen, die der Naturmensch in ihm sieht. Ungleich furchtbarer und wirklichere Schrecken als der spitzgläubige Dschungelbewohner kennt, gehen darin um. Seit elf Monaten wütet hier im Walde gewissermaßen eine einzige nie ruhende Schlacht, die um jeden Fußbreit Bodens ringt, Meter um Meter, Baum um Baum, möchte man sagen, dem Gegner abgewinnt. Wenn es gelingt, ein größeres Grabenstück, ein besetztes Blockhaus zu nehmen, so ist das schon ein Ereignis, das eine Leistung höchster körperlicher und moralischer Anstrengung in sich birgt. Ja, schon wenn nichts gewonnen und verloren, wenn

die Stellung nur gehalten wird, ist das — auf beiden Seiten — das Zeugnis heldenhafter Anspannung. Das ist eben das daheim so wenig erkannte Wesen des Schützengrabenkrieges, wie er hier unter den schwersten Bedingungen vor sich geht, daß die scheinbare Ruhe nur eine Form des ruhelosesten, fiebernden Kampfes ist. Man hat wohl daheim gelächelt über die so oft wiederkehrende Wendung der amtlichen Nachrichten: „In den Argonnen machten wir Fortschritte“, und man hat geschertzt: danach müsse man doch nächstens am mittelländischen Meere angelangt sein. Wer einmal hier in diesem Walde gewesen ist und die Art des Kampfes kennen gelernt hat, der lächelt nicht mehr dazu, sondern der zieht seinen Hut und schaut sich diese Männer hier, die Mannschaften wie die Führer, mit großen Augen an.

Und es ist wirklich wahr, daß wir in diesem elfmonatlichen Argonnenkampfe die Siegenden gewesen sind und „Fortschritte“ gemacht haben. Außer den kleinen von Gräben zu Gräben, von Stützpunkt zu Stützpunkt, von Dickicht zu Dickicht, auch größere. So gelang es schon im Oktober, die Franzosen aus zwei zu festen Verteidigungsstellungen umgewandelten Jagdhütten, dem St. Hubert- und Barricade-Pavillon, herauszutreiben; am 12. Oktober fiel auch die bis dahin stärkste Stellung, der Bagatelle-Pavillon, in der Mitte des Argonnenwaldes, durch Sturm in unsere Hand, und der Feind wurde im Südosten davon bis dicht an das Tal der Biesme, das die südlichen Argonnen quer durchzieht, südwärts gedrückt. Seit Anfang des Jahres hatten die Franzosen in dem westlichen Teil der nördlichen Argonnen noch einen gegen uns vorgeschobenen Stellungensteil inne, den sie im Laufe der Zeit mit schweren Verteidigungswerken verschanzt hatten. Die Werke hatten besondere Namen: Labordere, Martin, Central, Cimetiere und Bagatelle. Das letztere war von ihnen so genannt worden, weil es der von uns erstürmten Stellung am Bagatelle-Pavillon am nächsten lag. Der Name hatte für sie den, vielleicht beabsichtigten, Vorteil, so in ihren Berichten immer noch behaupten zu können, daß sie und nicht wir „Bagatelle“ besäßen. Diese Stellungslinie beherrschte den Westabschnitt der die Argonnen durchziehenden Straße Montblainville-Servon und hielt Hö-



Waldwohnungen unserer Truppen in den Argonnen.

hen, von denen aus uns viel Schaden zugefügt werden konnte. Weiter im Osten sprang die französische Stellungslinie zwar einige Kilometer gegen Süden zurück, hielt aber auch hier mit starken Befestigungen wichtige Höhen. So vor allem die Höhe 185, eine Gegend, die auch mit dem düsteren Namen „La Fille Morte“ bezeichnet wird. Sie gestattete einen Überblick über unsere Stellungen in der Gegend der Straße, die von Varennes westwärts durch den Wald geht.

Im Lauf der Monate waren diese Stellungen beiderseits mit schwerer Artillerie ausgestattet worden, und ein grimmiger Sappen- und Minenkrieg hatte sich zwischen ihnen entwickelt. Vor kurzem ist es uns gelungen, nach langer und sorgfältiger Vorbereitung auf beiden Flügeln dieser Argonnenstellung energische Vorstöße zu machen und in heldenhaftem Ansturm die genannten Befestigungen zu nehmen. Die Einzelheiten dieser Taten sind vom Generalstab in den Tageszeitungen veröffentlicht worden. Das wesentliche ist dies, daß, nachdem die Unfern sich durch unablässiges Vorschleichen von Sappen und Minensprengungen bis zur Sturmstellung an die feindlichen Werke herangearbeitet hatten, am 20. Juni das Labordere-Werk genommen wurde, am 30. Juni und am 2. Juli der Rest der westlichen Befestigungslinie einschließlich des Bagatelle-Werkes. Die Gegner wurden hier von ihren Höhenstellungen herunter auf die zum Biesme-Tal abfallenden Waldböden und damit zugleich in eine wesentlich ungünstigere Lage gedrängt. Am 13. Juli fand dann der Sturm auf die Höhe Fille-Morte statt, der diese so weit in unsere Hand brachte, daß wir auch hier die Franzosen aus ihren vortrefflich gelegenen Werken am nördlichen Hang der Höhe auf deren Südseite vertrieben, sodaß ihnen Einsicht und Beherrschung unserer Stellungen nicht mehr möglich ist.

Der mit größter Heftigkeit schon am Tage des Nationalfestes, dem 14. Juli, geführte Gegenstoß der Franzosen, sowie alle weiteren, seitdem unausgesetzt gemachten Versuche der Wiedergewinnung des Geländes wurden bisher zurückgewiesen. — Ich hatte einige Tage nach dem letzten großen Erfolge Gelegenheit, die Argonnen zu besuchen. Von Osten, von Apremont her, wohin das Waldgebirge mit steilen, durchschluchteten Hängen abfällt, drang



Waldbahnhof in den Argonnen.

ich in Begleitung einiger Offiziere, die selbst an den Kämpfen tätigen Anteil genommen hatten, in den ver-rufenen Wald hinein. Es war ein grausames Wetter: der Wind heulte in den Eichenkronen, die eisengrauen Wolken hingen schwer herab und berührten fast die Spitzen der großen Bäume, die über das Blättergewirr des Unterwuchses emporragten; Nebel durchzogen den Forst, und von Zeit zu Zeit stürzten prasselnde Schauer mit wüten-der Gewalt über das triefende Geblätter. Überall rieselte und rauschte es, und ich lernte gründlich die geschilderte Eigen-schaft des Argonnenbodens kennen, sich in einen zähen klebrig-ten graubraunen Tonbrei aufzulösen, der sich in schweren Klumpen an die Füße hängt. Außerhalb der von uns ge-festigten Straßen war es wie ein Sumpf, in dem an ein Vor-wärtskommen, zumal von Fuhrwerk oder gar Geschützen, nicht zu denken war. Rechts und links von der Straße stand der Buchwald wie grüne Mauern; es ist keine Übertreibung, sondern sagt zu wenig, daß man buchstäblich meist nicht zehn Schritt weit sehen konnte. Auch der militärische Laie begriff ohne weiteres, weshalb die bisherige Kriegskunst mit diesem Walde so wenig gerechnet hatte.

Nach einiger Zeit erreichten wir eine der vielen kleinen Schmalspurbahnen, mit denen wir diesen Wald wie mit einem lebendigen Aderwerk durchzogen haben; sie gehen bis hart an die vordersten Stellungen und gestatten uns nun, der Gelän-deschwierigkeiten spottend, Munition, Verpflegung, Baumateri-alien, Geschütze und Menschen dahin zu werfen, wohin wir wollen. Ein Miniaturzug, getrieben von einer kleinen Benzol-lokomotive, stand zur Abfahrt bereit. Wir bestiegen einen „Salonwagen erster Klasse“, d. h. einen zweiflügeligen Kasten von der Art und Geräumigkeit einer Karussellgondel, und fuhren nun zwischen den lebendigen grünen Mauern des Ar-gonnenwaldes dahin. Von Zeit zu Zeit trafen wir einen „Bahnhof“, d. h. an einem vom Unterholz geklärten Platz: unter dem Schutz höherer Wipfel ein Bretterhäuschen, eine Weichenanlage, einiges aufgestapelte Kriegsmaterial; dann ging es weiter, tiefer hinein und aufwärts.

Zuletzt hielten wir mitten im Walde. Wir verließen das Bähnchen, begaben uns noch einige Schritte zu einem verab-redeten Platz und trafen dort den Hauptmann M. Er hatte die Freundlichkeit, unsere weitere Führung zu übernehmen. Wir befanden uns auf einer einsamen, zum Teil mit Gras verwachsenen Straße, die auf der Höhe des Waldes dahinflief. Es war die schon erwähnte Straße, die von Montblainville über den Bagatelle-Pavillon nach Servon führt. Benutzt wurde sie seit langem nicht, da sie größtenteils vom Feinde eingeseh'n und mit Artillerie belegt werden konnte und weiterhin gerades-wegs auf die französischen Stellungen zulief. Unsere bisher-igen Begleiter machten ein bedenkliches Gesicht, als Hauptmann M. uns jetzt unbekümmert mitten auf dieser Straße entlang westwärts führte, deren Gefährlichkeit sie kannten. „Gewiß“, lachte er, „früher würde das ausgeschlossen gewesen sein. Heute, seit die Franzosen hier so weit zurückgedrängt sind, geht es. Wenigstens bei solchem Wetter. Im Regen schießen die Franzosen ebenso wenig, wie wir.“ — Ich konnte offen-gestanden nicht finden, daß sie so wenig schossen. Im Gegen-

und Sturmstellungen durchschnitten, die schon wieder teilweise mit Gras überwachsen waren. Das Geäst der benachbarten Bäume war vielfach zersplittert; Spuren eines heftigen früheren Kampfes waren unverkennbar. „Wir kommen zu dem alten Bagatelle-Pavillon, der im vorigen Oktober von uns erobert wurde. Es war eine harte Sache gewesen; sie hatten aus der Jagdhütte ein starkes Blockhaus gemacht. Hier stehen die Überreste davon.“ Diese Überreste des vielgenannten Pavillons waren nichts mehr, als ein paar zersplitterte, schwarz ver-fengte Pfosten mitten im Waldgestrüpp zur Seite des Weges, das in diesem Frühling und Sommer wieder emporgewuchert war.

Doch das war alles noch aus den zahmen, man möchte fast sagen, den idyllischen Zeiten des Argonnenkrieges. Jetzt näherten wir uns rasch der Zone der seit Anfang des Jahres geführten Stellungskämpfe, und der Wald bekam allgemach ein ganz anderes Aussehen, als bisher. Er wurde lichter und lichter. Immer wilder zerzaust sahen die Wipfel der großen Eichen und Buchen aus; immer kahler die Äste, deren Blätter und kleinere Zweige von den Granaten und Schrap-nells herabgeschlagen waren. Das Unterholz zwischen ihnen wurde ebenfalls dünner und spärlicher, aus gleichem Grunde oder weil es in der Umgebung der Schützengräben allmählich geklärt und verbraucht war. Weiter und weiter trug der Blick zwischen den Waldbäumen in die Ferne. Immer mehr verlor die Straße, auf der wir wanderten, den Charakter eines Weges; Granattrichter zerrissen sie; Gräben und die Reste alter Verhaue liefen über sie hinweg, verlassene Stellungen, von denen aus wir uns vorwärts gearbeitet hatten. Spanische Reiter lagen zur Seite im zerschossenen und zertretenen und unordentlich wieder darüber empor-gewachsenen Gestrüpp. Zerfetzter Stacheldraht wirrte aus dem Gebüsch. Und das steigerte sich in einem unablässigen Crescendo. Die verlassenen Gräben, die rechts und links aus dem Walde herantamen, durchschnitten die Straße bald so häufig und tief, daß unsere Wanderung eine mühsame Kletterei und Springerei wurde. Fegen von Uniformen, Reste zertrümmerter Waffen, hier und dort im schweren Lehm vergraben ein verrosteter Spaten, ein zerbrochenes Gewehr — unverkennbar auch der vom Winde hergetragene fade Geruch ungenügend bestatteter oder von den Granaten wieder aus-gewählter Leichname. Den Besuchern begann es allgemach zu grausen.

Unser Hauptmann aber meinte gleichmütig: „Ich bitte Sie, meine Herren, Sie haben ja noch gar nichts gesehen. Das Eigentliche kommt erst.“

Und es kam! Schildern kann ich es nicht. Worte können den Eindruck nicht vermitteln, weil es gar keine Vergleichs-anhalte für das gibt, was wir in der nächsten Stunde sahen. Ich kann nur sagen: was ich dem Leser leghin einmal von der Verwüstung auf den Höhen von Soissons geschildert habe, war ein Kinderspiel gegen die Hölle, die ich hier betrat. Nicht mit einem Mal, sondern in fortwährender, fürchter-licher Steigerung. Immer wenn das Auge glaubte, graufiger kann es nicht werden, schlimmeres können menschliche Nerven unmöglich ertragen haben, zeigte der nächste Blick, daß es

doch so war. Nach und nach hörte das Unterholz ganz auf, der Kampf hatte es ver-zehrt. Immer toller waren auch die höhe-ren Bäume zer-spellt; bald starrten sie nur noch mit ihren stärksten, zer-splitterten Ästen empor, von Geblättern keine Rede mehr; bald nur noch die ast-lofen Stämme selbst. Zuletzt waren auch die-se größtenteils durch die Gra-naten zerspalt-en, zu pinsel-artigen Gebil-den zersprengt oder umge-stürzt wie vom Blitzstrahl ge-troffen. Es war,



Einsame Walbmühle in den Argonnen.

ohne daß irgendwo der Knall eines Ge-schützes oder das einem dün-nen Vogelruf ähnliche Pfeifen eines als Quer-schläger vor-überfliegenden Infanterie-geschosses hör-bar war. Aber für den „Habi-tué“ des Ar-gonnenwaldes war das ein Sonntagsnach-mittagsfrieden. — Wir gingen also auf der Straße vor-wärts. Nach einiger Zeit zeigte sie sich von alten Schützengräben

als sei eine verzehrende Feuersbrunst durch den Wald dahingeraucht; nicht eine Spur von Grün war mehr zu sehen, kahl und nackt lag der rotbraune Boden da, überragt von vereinzelter Strünken ehemaliger Bäume, an denen sogar die Rinde vielfach heruntergeschlagen war. In flachen, braunen Wellen lag die Hochfläche des ersten Argonnenwaldes, die Hauptkampfbzone, vor den Blicken. Sie wurde in der Ferne abgeschlossen durch die andere Grenze des noch nicht so vernichteten Waldes. — Ich hatte vor einigen Wochen mit Schaudern aus der Ferne auf die granatenerwühlten Gegenden der Loretto-Höhe hinschauen können; ich war vor kurzem im Flugzeug in mehr als 2000 Meter Höhe über dem Rand des Priesterwaldes dahingeflogen und hatte in beiden Fällen das Gefühl gehabt, als sähe ich auf eine Gegend aus Dantes Hölle hinab. Heute stand ich mitten in einer solchen Hölle darin; nun sah ich das aus der Nähe! Dies ganze Gebiet des gelichteten Waldes war mit schrecklichen Wunden durchrissen und durchfurcht von den Schützengraben und Laufgräben, um die all die letzten Monate hindurch gekämpft worden war. Gekämpft mit Aufbietung der allerfurchtbarsten Mittel des Stellungskrieges. Von der Straße war binnen kurzen überhaupt nichts mehr zu erblicken, der ganze Boden des Waldes war wie von einem ungeheuerlichen Riesenschlag durchwühlt, sodaß kaum ein Fußbreit Boden in seiner ursprünglichen Lage geblieben schien. Den Pfad hatten die Granaten aller Kalibers gebildet, die die Schützengräben einebneten, daß sie mit ihrem ganzen Inhalt nur noch formlose schmutzige Lehmgruben waren; die große Löcher in den Waldboden gewühlt oder Bäume mit ihrer Wurzel aus der Erde gerissen hatten. Aber diese Granatwirkungen waren auch noch nicht das eigentliche Grausigste; auch sie waren noch wie Kinderspiel gegen die Verletzungen, die die unterirdischen Dynamitsprengungen in Fels und Lehm gerissen hatten. Diese Zeugen des erbitterten Minenkampfes, mit dem wir — gegen die gleiche Tätigkeit auf der Gegenseite — uns zäh und unaufhaltsam vorwärts gearbeitet haben, klangen wie kleine Vulkantrater einer neben dem andern. Viele von ihnen acht oder zehn Meter tief und mehr und doppelt und dreifach so breit und ringsumgeben von dem Wall des emporgeschleuderten Bodens. Unerhört, unausdenkbar grauhaft ist die Vorstellung, daß an Stelle dieser Trichter doch jedesmal ein Schützengraben mit Unterständen, Blockhäusern und dergleichen, mit Menschen besetzt, gestanden hatte, und daß außer den Erd- und Felsbrocken jedesmal bei der Explosion einer solchen Mine auch menschliche Leiber mit in die Luft zerpflegt worden sind! Wir schritten über und zwischen diesen Minenröhren wie in einem Gebirge herum. Höchste Vorsicht war geboten, weil das ganze Erdreich geradezu durchnetzt war mit unexplodierten Handgranaten, mit untrepten schweren Wurfminen und Blindgängern verschiedensten Kalibers durchsetzt war, wie ein Kuchen mit Rosinen. Waffen, Geräte, Stacheldrahtreste waren dazwischen gewühlt. Überall die Spuren des menschlichen Lebens und doch unfassbar, wie hier Leben die Monate hindurch hatte sein können. Heute lag das ganze Feld öde und verlassen da, denn seit die Franzosen Anfang



Kameraden bei einem Gefallenen in den Argonnen.

Juli endgültig vertrieben sind, liegen unsere Stellen dort hinten in der Ferne, wo der noch unzerstörte Wald wieder herrscht. Auch das ist ein wichtiger Gewinn der neu errungenen Sachlage, daß die Unseren den Schutz des Waldkleides

wieder genießen — bis der weiter fortgehende Kampf der Gegend auch dort daselbe Aussehen gegeben haben wird, wie hier.

Für die Herren, die mich führten, war es kaum minder eindrucksvoll, hier herumzuklettern, als für mich, denn es war für sie kaum minder — neu! Obwohl sie doch selbst in diesem GräbenGewirr viele Monate

gelebt, täglich fast darin gewohnt und die Kämpfe mitgemacht hatten. Aber das war es gerade: sie hatten darin gewohnt, nicht oben auf den Rändern. Nur unter der Oberfläche des Waldes hatten sie sich bewegt und höchstens durch den Schlitz eines stählernen Schutzhilfs oder durch ein Stabferrohr ganz flach über den Grabenrand hinausgeschaut. Denn alles andere hätte den unmittelbaren Tod bedeutet. Von oben diese Minengegend überschauen zu dürfen, war für sie auch — von Hauptmann M. vielleicht abgesehen — das erste Mal!

Und auch heute war es nicht unbedenklich. Nur der Regen war es, auf den wir bauen konnten, aber nach einiger Zeit verhehlte uns unser Führer nicht, daß er doch nicht mehr allzuviel auf diesen Schutz geben könne. Das Schießen nahm merklich zu.

So zogen wir uns denn von der gefährdeten Höhe zurück und erreichten nach einiger Zeit einen geschützten Laufgraben, der wohl erhalten war und uns nun in zwar langer, aber doch gedeckter Wanderung zwischen sauber abgefohlenen Erd- und Felswänden zu einer unserer rückwärtigen Stellungen führte, die, wenn sie auch noch im feindlichen Artilleriebereich liegt, doch vom Gegner nicht mehr eingesehen werden kann und deshalb als eine Zufluchtsstätte von idealer Sicherheit gilt, weil nur noch der Zufall das vom Feinde oft täglich auch in diese Gegenden des Waldes gestreute Geschloß die behaglich eingerichteten Waldwohnungen erreichen und mit ihren Fasssen vernichten kann.

Gleichzeitig mit uns erreichte ein Trupp von fünf Soldaten diese Gegend, die von den vorderen Stellungen kamen. Sie trugen einen gefallenen Kameraden zum Waldfriedhof. In der Weise, wie es in diesen Gegenden nicht anders sein kann; d. h. einfach in seine Zeltbahn eingehüllt, die ihm so lange Mantel, Dach, Lagerstätte und vieles andere noch gewesen und nun zu guter Letzt als Bahrtuch dienen mußte. Sie waren zum Tode erschöpft durch den mehrere Kilometer langen Weg durch enge Zickzacklaufgräben, wo es so schwierig war, den Leichnam um die Ecken herum zu bringen. Die Wanderung im Regen und Lehm Schlamm hatte sie selbst von oben bis unten in gelbe Lehmkloßbolde verwandelt.

Wir folgten ihnen stumm und ernst bis zu der aus Brettern gefügten Totenhalle, wo bereits sieben Kameraden lagen, die von einer gestern Abend geschehenen Minensprengung des Feindes getötet waren. Wir schauten ergriffen in die starren, schweigenden Gesichter, die zum Teil wohl Schreck, aber kein Leiden verrieten, und wanderten dann über den im Schatten des Waldes gelegenen Friedhof mit den vielen Kreuzen, unter denen sich noch heute die ihrigen erheben sollten.

Wovon sich eure Schulweisheit nichts träumen läßt. II.

Aus den Feldpostbriefen eines Offiziers.

Feldlazarett bei . . . 28. Juni 1915.

. . . Für die freundliche Zigarrensendung, die sich sehr zu ihrem Vorteil von den berühmten Liebeszigarren unterscheidet, meinen herzlichsten Dank! Sie werden es mir nicht verargen, daß ich das „Rauchwerk“ kameradschaftlich mit meinen Leuten geteilt habe, wie wir hier überhaupt so ziemlich alles unter einander gemeinsam haben. So oft es

mir möglich ist, füttere ich auch mit ihnen aus ihrer Gulaschkanone.

Hier im Felde ist ja doch jeder in Freud und Leid auf den andern angewiesen, und wenn nach wiederholten Feldpoststodungen einmal für einzelne Leute 15 bis 20 Futter- und Rauchpakete zu gleicher Zeit ankommen, versteht es sich von selbst, daß man nach Herausnahme der Briefe mit denen teilt, die das

Schicksal diesmal vergessen hat, oder denen spendende Angehörige gänzlich fehlen. Dieser Zug geht übrigens durch alle meine Leute hindurch; und man glaubt es gar nicht, wie zartfühlend unsere Feldgrauen sind, damit das Beschenktwerden von jenen Vergessenen nicht drückend empfunden wird. Da heißt es: „Du, Franz, probier mal, ob nicht die Zigarren, die meine Frau das letzte Mal geschickt hatte, besser gewesen sind!“ oder: „Kinders ich glaube, die Wurst ist zu frisch, die hält sich nicht; Franz, hilf mir mal einen Feszen verbrüden!“

Übrigens pflegte ich auch nach vollbrachtem Tagewerk niemals den Unteroffizieren die Fürsorge für die Kompagnie allein zu überlassen, wodurch die armen Leute ja gar nicht zur Ruhe kämen, sondern ich kümmere mich selbst darum. Da geht's einmal fixer, sodann aber weiß ich auch, daß jeder und alles seine Ordnung hat. Dafür gehen aber auch meine Leute für mich durchs Feuer, und wenn ich einmal in Zeiten der „Not“ frage: „Leute, wer hat noch eine ungerauchte Zigarre?“ dann will jeder mir seinen Vorrat aufdrängen, und mit fröhlichem Feigen schauen sie zu, wie ich mir das anscheinend ungefährlichste Kraut auslebe.

Die „Charakter- und Zeitbilder“, die mit den Zigarren kamen, lese ich eben mit Muße, denn hier im Feldlazarett habe ich Zeit im Überfluß. Übrigens, wie manches Gedruckte aus dem Büchlein mahnt mich an lebendige, gesprochene Worte aus meinen Schuljahren. Ach wie war man doch so froh, als man der Schule entronnen war und des Kaisers Rock tragen durfte; hier aber im Schlachtengetöse denkt man gern an sie, wie an einen schönen längst entschwundenen Traum. Ich habe mich wirklich gefreut, daß Seine Majestät ein Exemplar des Buches entgegengenommen hat; es ist ein treffliches Schriftchen. (Gemeint ist das Buch von Professor Gros: Charakter- und Zeitbilder. Verlag von E. Roth, Gießen.)

Also, ich bin verwundet, und ich kann Gott danken, daß ich nur verwundet bin, denn der Tod ist im Verlauf von ein paar Tagen mir mehr als einmal dicht zur Seite gestanden, während wir mutig dem feindlichen Artilleriefeuer standhielten und sogar in dem brodelnden Hexentessel noch erfolgreich vorrückten. Zweimal ward ich bei dem wahnsinnigen Trommelfeuer unserer Gegner verschüttet; einmal gruben meine Leute mich aus, die es trotz Staub und Qualm rechtzeitig gemerkt hatten, und das zweite Mal geschah es kaum eine Stunde danach. Wir hatten uns nach unserem ersten Vorgehen am Rande eines Hohlwegs Löcher zum Schutze gegen die feindliche Artillerie gegraben, aber das Streu-Feuer, mit dem wir auch da abgefeuert wurden, kam näher und näher. Plötzlich schlug eine schwere Granate nur etwa dreiviertel Meter hinter meinen Rücken in die Erde. Ich wußte im ersten Augenblick gar nicht, was geschehen war; ein Mann neben mir wurde weggeschleudert, erholte sich aber auch wieder. Ich war vollkommen von der Erde verschüttet und arbeitete mich selbst mühevoll heraus.

Als ich heraus war, betastete ich erst meine Knochen und suchte dann nach meinen Sachen. Alles war weggepflogen und zertrümmert, bis auf meinen Tornister, der von der Erde vergraben war. Mein Gewehr war auch fortgeschleudert, und es hatte beinahe das Genick gebrochen. Wie ich so mit heiler Haut davongekommen bin, verstehe ich kaum: es war Gottes gnädige Führung, ja es ist wahrhaftig ein Wunder, und jeder meiner Leute, die es mit angesehen haben, staunt, daß es so abgegangen ist.

Ein französisches Geschloß schlug mir, als ich gleich darauf mit meinen Leuten vorstürmte, das Bajonett vom Gewehre ab, ein zweites riß mir den Halsragen meines Waffenrocks auf; hätte ich gerade gestanden, so wäre es der schönste Lungenchuß und vielleicht mein Ende gewesen. Dann aber wurde ich richtig angebleit mit einem Hals-Schulterchuß, der mich außerdem umwarf, dazu noch einem schmerzenden Fleischchuß im linken Oberschenkel. Wie sorgsam haben die rauen Hände meiner Wehrleute mich armen Kerl zurückgebracht zum Verbandspfad! Es sind Prachtkerle, alle miteinander.

Nach Aussage des Arztes habe ich ein „buseliges Glück“ gehabt, da die Kugel, ohne die Lunge zu berühren, einen Millimeter an der Schlagader vorbeigegangen ist und das Schulterblatt glatt durchschlagen hat. Nun liege ich seit ein paar Tagen hier im Feldlazarett, treuzfidel, bei vorzüglicher Pflege, reichlich versorgt mit „besserem“ Rauchwerk, und meine Leute sehen abwechselnd nach, wie ich aufgehoben bin. Behutsam auf den Beinen schleichend, wie junge Elefanten, kommen sie an mein Bett, als wenn sie an die Wiege eines schlafenden Säuglings treten müßten, und alle freuen sich, daß es mir gut geht, und daß ich noch lebe. Allerdings hat der wichtige Schlag der beiden neben mir niedergehenden Granaten meine Ohren doch stark angegriffen, was ich in dem Getöse an der Front gar nicht merkte; hier in der Ruhe des Lazarets brummt und braust es mir ganz übel im Schädel.

Voraussichtlich komme ich in den nächsten Tagen auf Er-

holungsurlaub heim, und ich darf Sie doch einmal besuchen? Sie glauben garnicht, wie ich mich darauf freue! Wie manches Wort, das Sie zu uns gesprochen, und das nur gedächtnismäßig festgehalten war, ist hier in der Seele lebendig geworden, wie wenn ein Samenfort sich zur Pflanze auswächst. Jetzt weiß ich für mein ganzes Leben, daß Sie recht haben: Das Christentum ist wirklich die „heldenhafte Form des Lebens“. Ich muß Ihnen persönlich die Hand drücken, denn durch das eine Jahr des Krieges mit seinen fröhlichen und schauerlichen Erlebnissen und durch unsern wiederholten schriftlichen Gedankenaustausch sind wir Beide — ich darf doch so sagen? — uns im Herzen näher gerückt, als während der Reihe von Schuljahren, wo ich zu Ihren Füßen saß.

Und nun kann ich nicht umhin, Ihnen noch ein Beispiel von dem zu geben, wovon, wie Sie sagten, sich unsre Schulweisheit nichts träumen läßt. Ende März und anfangs April lagen wir im Alarmquartier. Wissen Sie, was das heißt? Es bedeutet, hinter der Front, in verhältnismäßig sicherer Stellung, als Reserve, jeden Augenblick völlig gerüstet zum Vormarsch und zum Eingreifen in den Kampf, das Gewehr zur Hand und alles bereitgelegt. Soweit es uns möglich war, — ich durfte den Leuten nicht einmal erlauben, die Stiefel auszuziehen, — machten wir es uns in unsern Kleidern bequem. Wir lagen im stark gewölbten Keller eines zusammengekauften Gutshofs, und die Feldküche sorgte gut und reichlich für uns. Am letzten März verirrt sich sogar ein größeres Faß Bier zu uns in die Unterwelt, und ich benutzte die passende Gelegenheit und die gehobene Stimmung meiner Leute, um ein paar schlichte Worte über Bismarcks Geburtstag zu ihnen zu sprechen und uns allen eine glückliche Heimkehr zu wünschen. Ich bemerkte das ausdrücklich, weil das Datum im folgenden Zusammenhang von Wichtigkeit ist.

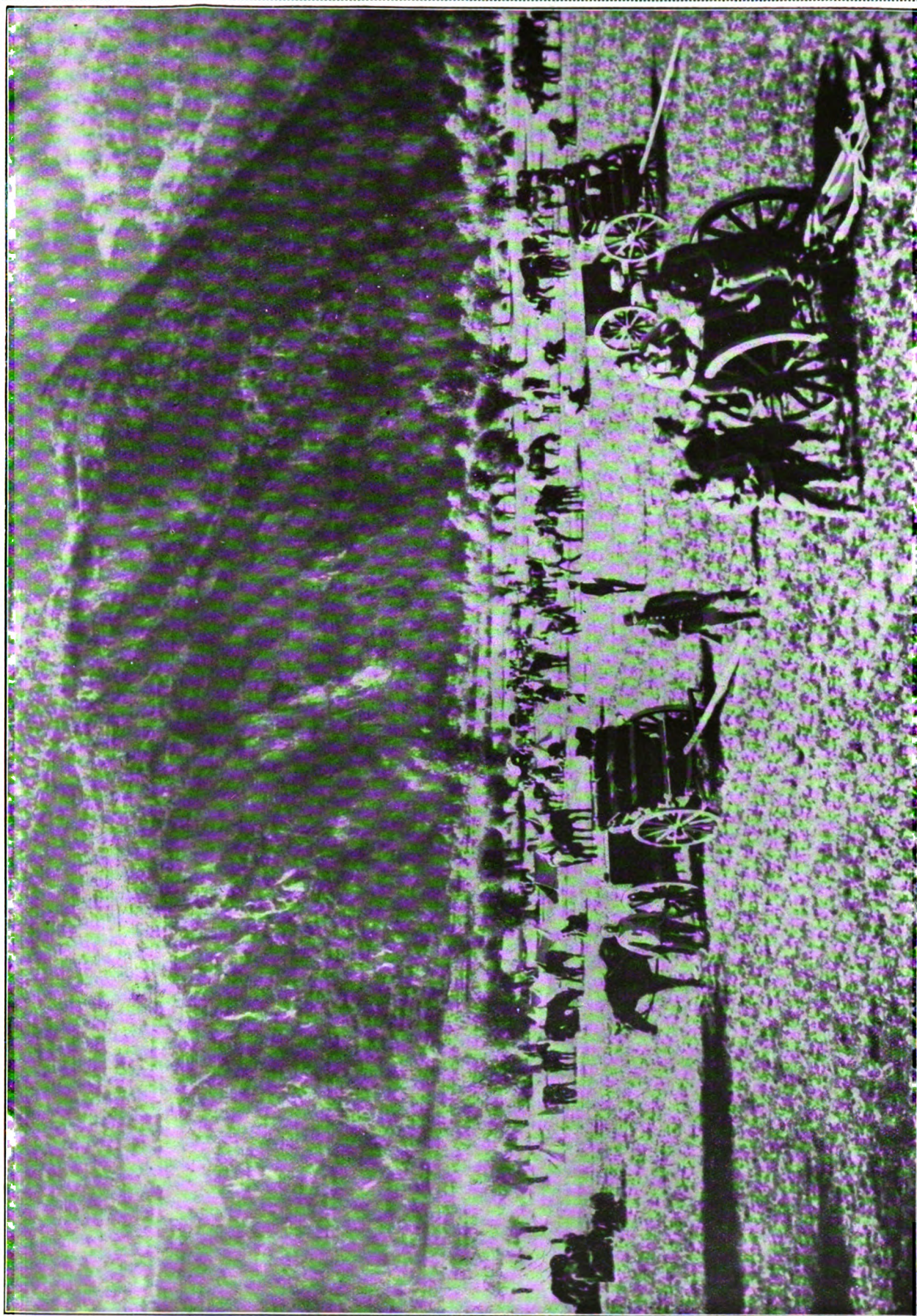
Für den Rest der Nacht suchte die Mannschaft zu ruhen, und wer es vermochte, schlief sich für ein paar Stunden Vorrat an. Nun habe ich in meiner Kompagnie einen Mann aus einem der großen rheinischen Industriebezirke, einen ruhigen, nüchternen Menschen, dabei einen sehr brauchbaren Soldaten. Er hat in der Heimat eine junge Frau und einen einjährigen Jungen, die sein höchstes Glück sind und deren Bilder wir alle schon haben bewundern müssen. Die Berichte vom Gedeihen und Wohlergehen seines Knaben sind uns allen geläufig, wie überhaupt jeder über die Familienverhältnisse des Andern auf dem Laufenden ist.

Dieser Mann nun erzählte am folgenden Morgen, — wir konnten drei Tage in jenem Quartier liegen, — er habe geträumt, daß es Zuhause bei ihm gebrannt habe, und er habe deutlich gesehen, wie seine Frau den Jungen auf den Armen aus der brennenden Wohnung herausgetragen habe. Er erzählte das sehr anschaulich und mit solcher Ruhe, als ob er das Ganze entweder nur für einen bedeutungslosen Traum hielte, oder als ob der Traum ihm eine wirkliche Zuversicht gegeben habe, sodaß er über das Schicksal seines Kindes völlig beruhigt sein könne.

Nun kommt aber das Merkwürdige. Dieser Mann bekam mit der nächsten Feldpost einen Brief von seiner Frau mit folgendem Inhalt. In der Nacht vom letzten März auf den 1. April hatte sie am Ofen ihres Wohnzimmers Wäsche zum Trocknen aufgehängt und sich sodann im Nebenzimmer mit ihrem Jungen schlafen gelegt. Mitten aus dem ersten Schlaf wurde sie plötzlich geweckt, weil sie ihres Mannes Stimme hörte, der sie laut bei ihrem Namen rief. Als sie erwachte, sah sie völlig deutlich im Dämmerlicht für einen Augenblick ihren Mann in feldgrauer Uniform, wie beim Auszug, neben der Wiege des Kindes stehen. Sie fuhr aus dem Bette auf, aber da war die Erscheinung auch schon verschwunden. Die Frau aber merkte jetzt, daß das ganze Zimmer voll Rauch war, weil die Wäsche am Ofen hell brannte. Rasch rettete sie ihr Kind zu den Nachbarn, mit deren Hilfe es rasch gelang, den Zimmerbrand zu löschen.

Die Frau schloß den Brief, — ich habe ihn natürlich lesen müssen, — mit den Worten, sie habe die Gewißheit, daß ihr Mann es sei, der das Leben des Kindes gerettet habe. Den Eindruck dieses Briefes auf jenen Mann, — dessen Seele während jener Nacht bei Weib und Kind gewesen war, — und auf alle Leute der Kompagnie, die von dem Traum ihres Kameraden wußten, können Sie sich vorstellen. Das war ein Gegenstück zu meinem seltsamen Erlebnis am Kanal, von dem ich Ihnen schrieb.

Wie wunderbar übrigens ein Mensch behütet werden kann, sehe ich an einem jungen Leutnant, der zwei Betten von mir liegt. Er hat einen Kopfschuß bekommen; Einschuß links neben der Nasenwurzel, Ausschußöffnung fast in der Mitte des Nackens. Dem Manne fehlt nichts, er ist fröhlich, geht demnächst auf Erholungsurlaub in die Heimat und freut sich heute schon, recht bald wieder zu seinen Leuten zurückkehren zu können; seine Kompagnie hängt mit rührender Treue an ihm. Bei seiner Verwundung hat die Kugel, wie der Oberstabsarzt sagte, den „richtigen Weg“ genommen.



Österreichisch-ungarisches Truppenlager im Eszék. Phot. Leipziger Presse-Büro.

Was wir im Felde gern lesen.

Es ist so furchtbar verschieden, was man hier draußen lesen kann. Meist sagt uns, zumal wenn der Kampf nahe, leichterer Stoff zu: humoristische Romane — abenteuerliche Novellen. Nur eins nicht: Kriegsnovellen. Sie scheinen uns zu unwahr. Und eins immer, immer wieder: das Neue Testament!

Anders wird es aber, wenn eine Zeit der Ruhe eintritt; da kommen wieder die Interessen der Einzelnen mehr zu Tage. Da wendet sich jeder den Gebieten zu, auf denen er schon vor dem Krieg seine Lesewanderungen angetreten und seine Lesefrüchte gesammelt hat. Die Neigung zu ersten Büchern wird da wieder größer, wächst je länger wir uns an einem Ort befinden. Wehe dem, der sich dann nicht rechtzeitig mit Büchern, die ihm passen, versehen hat. Er leidet Qualen. Ich habe fast überall gefunden, daß die Neigung vorhanden ist, gute Bücher, die man schon kennt, die man im Frieden geliebt hat — in erster Linie die heilige Schrift — hier noch einmal zu lesen. Man freut sich fast mehr über ein gutes bekanntes Buch als über ein besseres neues. Vielleicht ist die Aufnahmefähigkeit nicht so groß. Es kommen bei jedem Lesen zu viel Störungen. Immer wieder wird man dienstlich abgerufen und muß das Buch zur Seite legen. Das stört bei einer neuen Lektüre, die nicht leicht ist.

Es ist natürlich noch ein gewaltiger Unterschied, ob man hinter der Front bei Stäben oder Kolonnen ist oder im Schützengraben. Hinten ist es friedlicher, ruhiger, deshalb mehr zum Lesen schwerer Bücher geeignet; vorne ist es ähnlich wie im Bewegungstriebe. Da müssen die Bücher leicht und flüchtig sein. Schon die Umgebung verbietet, daß das, mit dem man sich beschäftigt, allzu schwer ist. Der Unterstand ist nur selten ein Salon mit Klubesseln und hellen Scheiben. Deshalb tritt noch eine Forderung hinzu: guter Druck, klar, groß und deutlich, denn oft muß man im Unterstand an einem einzigen, beschlagenen Fensterchen lesen oder abends bei einer flackernden Kerze. Lesen aber muß man, denn sonst verhungert man einfach geistig.

Der Büchertausch ist an der ganzen Front sehr lebhaft. Jeder gibt von seinem Vorrat gerne ab. Und merkwürdiger Weise werden die Bände hier regelmäßiger zurückgegeben wie im Frieden. Erstens belastet jedes Buch das Gepäck, man ist es also gerne los, wenn man es genossen hat; zweitens ist aber auch die Erkenntnis des Wertes der Bücher gestiegen. Bei manchen Stäben sind richtige Offizier-Leihbibliotheken eingerichtet, aus denen Bücher gegen Quittung entliehen werden können. Oft enthalten diese Sammlungen an 100 Bände und tragen vielen Geschmacksrichtungen Rechnung. Die Hälfte der vorhandenen Bestände ist fast stets im Umlauf. Wie diese Büchereien zusammengekommen sind? Meist sind sie aus kleinen Anfängen hervorgegangen, indem die Offiziere des Stabes, um nicht ihr eigenes Gepäck zu belasten, auch um den allgemeinen Gebrauch zu erleichtern, ihre Bücher in einer gemeinsamen Kiste sammelten. Als dann die Nachfrage nach Büchern aus den unterstellten Truppen stieg, wurden von anderen Offizieren planmäßig Bücher hinzu gesammelt; kleinere Bücher und Broschüren, die im Anfange des Feldzuges vielfach fortgeschickt oder in den Quartieren liegen gelassen wurden, sind dann in die Bestände aufgenommen worden. Bände aus der „Kriegssammlung des deutschen Buchhandels“, vielfach hochherzige Spenden einzelner traten hinzu. Und eines Tages war die Bibliothek fertig.

Für die Heimat ist natürlich die Frage von Interesse: was sollen wir senden? Es gibt nur eine Antwort darauf: „Jedes Buch ist willkommen, wenn es gut ist.“ Es kommt hier kein Buch um, es bleibt keines ungelesen. Und die Nachfrage ist immer noch größer als der Nachschub. — Hauptsächlich sind es ja die Offiziere, auf die sich all dies bezieht. Jedoch die Unteroffiziere und Mannschaften werden nicht vergessen. Die Einziehung der Reserven und Landwehrleute, die Schaar Kriegsfreiwilliger aller Altersstufen, hat den Durchschnitt der Bildung in unserm Heer gehoben. Es ist eben ein Volksheer, das auch bei den Mannschaften alle Bildungsgrade enthält. Damit ist aber auch das Lesebedürfnis in diesen Schichten des Heeres gestiegen, gerade das Bedürfnis nach guter Lektüre. Dem wird auch Rechnung getragen. Es gehen stets Bücher in die Schützengräben; die Offiziere geben von ihren Vorräten ab. Die Mannschaften selbst bekommen aber auch aus der Heimat Bücher gesandt. Der Tausch untereinander, die Weitergabe von Hand zu Hand ist hier dieselbe, wie bei den Offizieren. In einzelnen Fällen haben auch die Kompagnien, Batterien usw. tätig eingegriffen und ihrerseits auch Leihbibliotheken kleinen Stils eingerichtet.

Zeitungsfund sind fast der begehrteste Artikel an der Front. Neben Munition, Essen und Gefangenen natürlich. Die Feldpost hat ihre Versorgung übernommen, aber leider bringt es die Natur des Krieges, bringen es die Eisenbahnen und Begeverhältnisse, die Überlastung der Post mit sich, daß

zwischen Datum und Eintreffen stets einige, oft schmerzliche Tage liegen. Trotzdem der Nachrichtenhunger ungemein groß ist, gewöhnt man sich an diese Verpätungen. Man lebt eben gegenüber der Außenwelt um einige Tage zurück. Und daß einer etwa eine Zeitung beiseite schiebt, mit der Bemerkung: „Das ist schon längst überholt“, kommt nicht vor. Für uns im Osten werden die Grabenstürmungen im Westen eben 4 oder 5 Tage später vorgenommen, für die im Westen machen wir im Osten unsere Fortschritte ein paar Tage später. Das Datum spielt eine verhältnismäßig kleine Rolle — es ist nur ausschlaggebend, was die letztegekommene Zeitung bringt. Neben ihr verblasen alle andern.

Borne in den Schützengräben bei den Mannschaften sind die Zeitungen seltener. Es gibt nur wenig Leute, die Zeitungen nachgeschickt bekommen. Die meisten Zeitungen, die in die vordersten Linien gelangen, gehen den Weg über die Offiziere. Daher sind sie meist recht alten Datums, ehe sie in die Hände unserer braven Feldgrauen gelangen. Aber deshalb werden sie bei ihnen nicht mißachtet, von dem ersten bis zum letzten Buchstaben werden sie verschlungen, wesentlich sorgfältiger gelesen wie hinten. Das kommt daher, weil die Leute in den Schützengräben, wenn sie ihre Arbeiten an den Verstärkungen und Verschanzungen fertig haben und wenn der Feind ruhig ist, sie selbst aber nicht angreifen sollen, sehr viel Zeit haben. Da sitzen sie hübsch in Deckung herum und schmökern.

Zeitschriften aller Art sind sehr beliebt, schon deswegen, weil sie sich nicht so eng an die Zeit klammern wie die Zeitungen. Sie kommen auch reichlich an die Front. Sehr interessieren uns immer die Bilder von anderen Kriegsschauplätzen, manchmal aber lächeln wir auch (Verzeihung, liebe Schriftleitung), wenn wir einzelne Bilder sehen, Bilder die weit hinter der Front bei unseren lieben Landstürmern aufgenommen sind, wo dem tüchtigen Photographen eine tapfere, kriegsstarke Gruppe gestellt wurde. Ich will unsern Herrn Lichtbildnern nicht zu nahe treten, aber allzuweit vorne habe ich sie noch nicht gesehen, allzuweit nach vorn werden sie auch nicht gelassen, da gehören sie nicht hin. Ferner bewundern wir aber immer, daß die Herren Schriftleiter immer noch Illustrationsmaterial aus dem Felde bekommen, das leidlich neu in diesem sich überall so gleichen Kriege wirkt. Sie mögen sich auch manchmal nicht schlecht darum quälen müssen. Und daß sie immer noch Aufsätze und Aufsatzstoff finden! Diese Aufsätze in den Zeitschriften werden auch sehr gerne hier gelesen, besonders, wenn sie kleine Stimmungsbildchen enthalten, die schildern, wie es an anderen Ecken des Weltkriegstheaters oder in der Heimat aussieht. Unsere Witzblätter werden viel belacht, gerade seit sie den früher bisweilen etwas rohen Ton heruntergestimmt haben.

In manchen Orten hat eine findige und tüchtige Ortskommandantur sogar eine Art Nachrichtenstelle eingerichtet. Vor ihrem Hause werden für die Leute, die in Reserve im Ort liegen, an große Tafeln die neuesten Nachrichten, Bilder aus den Zeitschriften und ganze Seiten der humoristischen Blätter angeklebt. Ich kann versichern, daß diese Tafeln an Besuch und Dankbarkeit des „Publikums“ getrost mit dem bekannten Depeschenaal Unter den Linden in Wettbewerb treten können.

In einigen Stellen unserer Kriegsschauplätze, wo die Bewegungen schon längere Zeit stoden, ist bei den Offizieren der Kolonnen, die größere Ruhe haben, eine ganz eigenartige Einrichtung auf dem Wesen des Bildungsdranges getroffen. Die Herren laden sich gegenseitig zu Vorträgen ein. Jede Woche kommen die Benachbarten einmal zusammen, und einer hält dann ein wohl vorbereiteter Vortrag. Die große Menge der Reserveoffiziere setzt sich ja aus allen Berufen zusammen, und so sind die Gebiete, die sie beherrschen, ungemein mannigfaltig. Jeder spricht über das, was ihm bekannt und geläufig ist, jedes Thema ist zugelassen. Da gibt es Vorträge über Nationalökonomie und über Kunstgeschichte, über die Entwicklung des Luftfahrwesens und über Bismarcks Stellung zum russischen Reich, über moderne Lyrik und über die Franzosen in Nordafrika. Natürlich bleiben die Berufsoldaten nicht zurück, und es werden auch militärische Fragen aller Art in Vortragsform vorgebracht. Wo solche Vortragskreise entstanden sind, ist die Zahl der Hörer ständig gewachsen, trotzdem in den meisten nur der Zutritt hat, der sich selbst verpflichtet, einen Vortrag zu übernehmen. Material zum Ausarbeiten ist ja in einigen Wochen stets aus der Heimat zu beschaffen.

Wir lesen staunend, daß sich mit hoher obrigkeitlicher Genehmigung Pariser und Londoner Brettkünstler und Brettkünstlerinnen an die Front begeben, um hinter den Schützengräben Vorstellungen zu geben: der deutsche Soldat und der deutsche Offizier lesen dafür oder halten sich Vorträge. Ist das nicht auch bezeichnend?

Patrouille.

Von Friedrich Hussong.

Wir reiten längs dem schwarzen Wald; Wir reiten durch ein fremdes Land,
Vom weichen Grund der Hufschlag schallt Dem Herrgott nur der Weg bekannt,
Nur wie verhüllt. Wir haben acht, Von Ungewiß zu Ungewiß.
Wir äugen scharf, wir reiten sacht. Leis knirscht am Zaum der Gäule Biß.

Wir reiten höchstes Reiterpiel,
Jeder zu höchstem, letztem Ziel,
Denn jeden trägt der sachte Trab
Zu Kampf, Sieg, Heimat oder Grab.

Um Warschau. Von Rolf Brandt, Kriegsberichterstatter.

Pultusk, Anfang August.
Beinahe gleichzeitig begannen in der Mitte des Juli fast alle Armeen Hindenburgs die Offensive.

In der Nacht vom 12. zum 13. Juli sprachen die Kanonen der Armee des Generals von Gallwitz das erste Wort bei dem Riesendurchbruch.

Der Himmel war verhängt; unter mächtigen Wolkenfetzen sah man drüben die Stellungen und die zerstörte Kirche von Grudusk, bis sich um sechs Uhr Regenschleier vor jede Fernsicht schoben und ein starkes Gewitter das Donnern der Artillerie ablöste. Um einhalb acht Uhr konnte man wieder das leicht hüglige Land übersehen, und auch die allerschwersten Kaliber setzten zu einer Riesentanonade ein, die sich bis acht Uhr in jeder Minute zu steigern schien. Mit dem Glodenschlage

acht sprang die Infanterie zum Sturmangriff hoch, vorwärts in das Singen und Dröhnen und Heulen, vorwärts in den neuen Sieg, in die neue große Entscheidung.

Sie sehen anders aus vorher und nachher die Regimenter, die Heiligkeit ihres schweren Sieges hat jedes, jedes Soldatengesicht verschönt. Professor Vettmann sagte mir einmal, damals nach Tannenberg, als man die ganze Schwere dieses Kampfes doch noch nicht übersehen konnte: „So viel schöne Männergesichter mit so bestimmten Zügen gibt es im Frieden einfach nicht.“ Und jetzt hat die Kraft des Todes diese Züge zur Bedeutung geädelt. Man muß nur einmal die Gesichter eines Regiments kurz nach Sturm und Sieg sehen: im jüngsten Muskelier ist ein Geist und ein Glanz, der in das Herz leuchtet. Die 150 Meter Sturmsprung gehen über den Tod



Übergang unserer Truppen über die Weichsel nach Praga in der Nähe einer der zerstörten Weichselbrücken. Hofphot. Kühlewindt.

zum Sieg, es ist ein Sprung aus der tiefsten Not zur stärksten Freude, die zu empfinden ist. Denn der Sieg enthält alle Versprechungen, die uns lieb und zärtlich sind. Nach dem Sieg . . . aber erst nach dem endgültigen Sieg!

Auf diesem Wege zum „großen“ Sieg ist in diesen Tagen weiter vorwärts geschritten worden. Die fünf Linien des fast genialen russischen Verteidigungssystems vor der Narewfront wurden hintereinander durchbrochen, und am 19. Juli wurde schon das erste Vorwerk von Koschan von süddeutschen Truppen mit stürmender Hand genommen; Garde und Pommern rissen in den nächsten Tagen die übrigen Werke an sich. Gleichzeitig begann die Beschießung von Pultusk und des Narewbrückenkopfes von Chmeliewo, den preußische Garde am Mittag des 23. August stürmte. Es war ein heißer Tag, als hier der Narew überschritten wurde.

Die festungsähnlich ausgebauten Stellungen von Chmeliewo waren von den Hämmern der deutschen Artillerie furchtbar zertrümmert worden, aber trotzdem hatten die Russen heftigen Widerstand geleistet. In manchen Grabenteilen sah ich Tote und Sterbende bis zum Rande übereinanderliegen. Rauch und Qualm wehten über das Schlachtfeld, und die russischen Verwundeten schrien nach Wasser. Unermüdlich arbeiteten die deutschen Sanitätsmannschaften.

Im Narewtal schlugen die Pioniere unter feindlichem Feuer ihre Schiffsbrücke, bis die Feldartillerie dicht an das hohe Flußufer fuhr und den jenseitigen Wald zum Schweigen brachte. Die Sonne glänzte auf den nackenden Körpern der Pioniere; in dem warmen Abendlicht lagerten die Truppen auf den grünen Ufern und warteten auf den Augenblick des Übergangs. Von Dunst und Elend des Schlachtfeldes war hier unten nichts zu spüren. Der Fluß zog still, sich verbreiternd und verengend, zwischen den schönen waldigen Ufern. Die erste Kompanie überschritt mit Scherzen und Jubel die

Brücke: wir hatten die Narewlinie! Wieder war ein Wurf um Warschau für uns gefallen! — Am nächsten Morgen zogen die Truppen von Nordwesten in die geräumte Festung Pultusk.

Der Marktplatz des sonst kaum reizvollen schmuckigen polnischen Städtchens sieht zauberhaft schön am Spätabend aus, wenn sich die festen Umrisse verlieren und man nicht die Dinge nahe sieht. Ein kupferfarbener Vollmond kommt über die stille einfache Häuserreihe der linken Marktseite, die Bäume büßten sich dunkelgrün nach dem alten weißen Bischofsschloß hin, das über den Markt ragt. In der Mitte des viereckigen ziemlich langen Platzes hebt sich die schwarzrote Masse des alten Stadtturms. Der Wind bringt gebrochene Kommandoworte hinauf zu dem Fenster am Markt, hinter dem ich arbeite. Nach all den schweren Eindrücken, den Fliegennächten und schlecht riechenden

Stuben in den üblen polnischen Nestern kommt mir der Abend schon wie ein Versprechen auf Warschau vor . . .

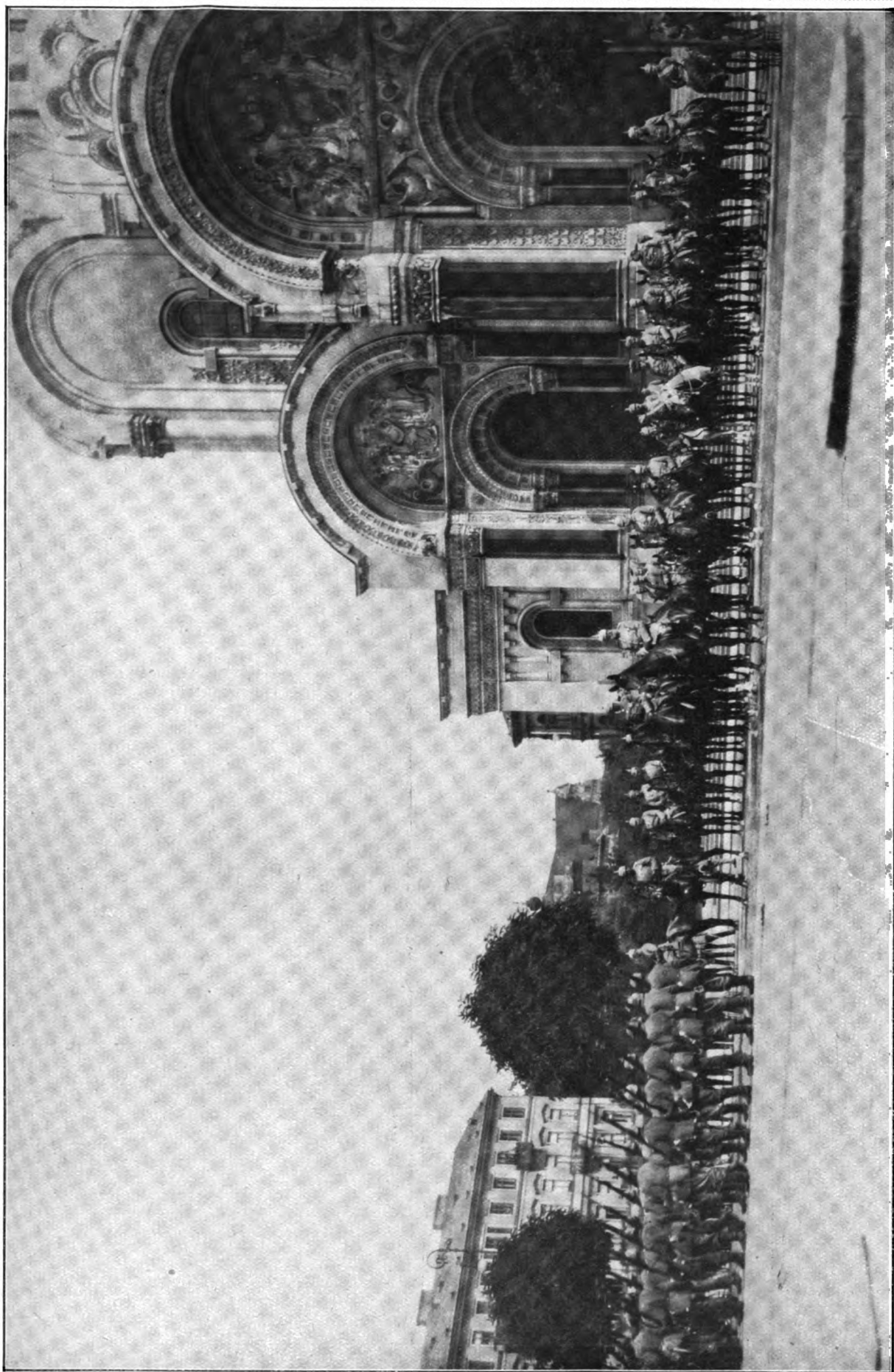
Mit aller Kraft stießen unsere Truppen inzwischen gegen die Bahnlinie Warschau—Petersburg. Gestern war ich an der Straße Koschan-Ostrow Zeuge des schweren Gefechtes, das sich gegen die Rückzugsstraße der Russen richtete. Es war kein Zufall, daß ich in dem Augenblick, da die zerstörte Bahnlinie Warschau—Ostrolenta erstürmt war, die Nachricht von der Aufgabe der Blonielinie, der letzten Befestigungslinie vor Warschau erfuhr, und eben, da ich diese Zeilen schreibe, läuten alle Glocken in Pultusk; eine Regimentsmusik spielt den Preußenmarsch und Heil dir im Siegerkranz. Große Plakate werden in deutscher und polnischer Sprache angeschlagen: „Warschau in deutschem Besitz“. Von der Westseite hat die 9. Armee Warschau erreicht, aber alle diese Kämpfe der letzten Wochen, bei Krasnik und Gorne, bei Spinogora und Ziechanow, bei Koschan und Pultusk haben dazu geholfen, nicht an letzter Stelle. Es ging um Warschau!



Das zerstörte und gesprengte Fort VI von Warschau. Phot. R. Sennecke.



Deutsche Infanterie rückt in Warschau ein. Hofphot. Kühlewindt.



Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern nimmt am 9. August die Parade über seine kriegreichen Truppen auf dem Sackienplatz in Warschau ab.
Im Hintergrund die Alexander-Newsky-Kathedrale. Phot. R. Semede.

Ein Morgen beim Korpsstabsquartier in Südpolen.

Von Ad. Zimmermann, Kriegsberichterstatter.

Ein hohler, dumpfer, schwerer Schlag dröhnt in meinen Halsbischlaf hinein und beschleunigt mein Erwachen. „Bumm!“ ertönt es noch einmal so, gleich hinterher. Und noch einmal. Man hört gleichzeitig fernes Schießen der Artillerie.

Der mir als Ordonnanz zugewiesene Königsulan betritt mein Zimmer. „Er schmeißt schon wieder!“ meldet er. „Und jetzt funken sie nach ihm. Man kann ihn heute aber sehn.“

Ich eile hinaus, wie ich gehe und stehe. Ich meine so, wie man aussieht, wenn man soeben aus dem Stroh getrocknet kommt. Aber das kommt hier nicht drauf an. Wir sind im Kriege. Auf dem Hofe steht ein halbes Duzend halbnackter Trainisolbaten und wäscht sich aus Stalleimern. Ein aufgeregtes altes polnisches Bauernweib leift zwischen ihnen herum und stößt ihre Tochter vor sich her. Die junge Dame ist ein rotblutiges Frauenzimmer, barfuß und mit dicken Waden. Beide haben irgend einen Privathandel, der sie sehr erregt und von ihnen in ihren Lauten erörtert wird. Um die Kolonnenleute bei ihrer Morgenwäsche kümmern sie sich nicht.

„Da ist er wieder!“ zeigt einer. „Da aus der weißen Wolke kommt er heraus. Der schwarze Punkt!“

In der Tat. Da drüben über der fernen Waldspitze hängt der Flieger, ganz, ganz klein im Sonnenglanz. Jetzt sieht man auch die Sprengpunkte eillicher Schrapnells in seiner Nähe. Weit, weit weg; man hört's auch am Funken. Und doch klang das Krachen der Bomben ganz nahe. Sie müssen eine furchtbare Gewalt haben! Glücklicherweise treffen sie nicht immer.

Die Bomben haben mich aus dem Stroh gebracht. Aber geweckt haben mich eigentlich schon vorher die Fliegen. Eine hatte den Weg unter den Mülle genommen, der im Quartier Tag und Nacht burnusartig mein Haupt verhüllt, nachts auch mein Antlitz verbirgt. Dies Stück Mülle ist augenblicklich mein wertvollster Besitz; ein gütiges Schicksal hat ihn mir erhalten, als neulich mein Wäschekorb auf den galizischen Bahnen verloren ging. In dem Korb war eigentlich kein Platz; zufällig aber steckte er im Rucksack. Wie der Eindringling unter die schützende Hülle gekommen, ist sein Geheimnis. Er vollführte aber dort einen Mordspettakel. Andere bissen mich in die Hände. Ich hatte vergessen, mir Abends die Zwirnhandschuhe anzuziehen. So war doch kein rechtes Schlafen mehr. Die Fliegen sind gegenwärtig hier unsere Hauptplage.

Es ist fünf Uhr morgens. Erst von sechs Uhr an gibt es drüben im Feldkassino des Korpsstabs Kaffee. So habe ich noch Zeit, mich häuslichen Geschäften zu widmen. Zuerst muß ich wissen, wie mein Fliegengift gewirkt hat. Ich liege mit einem Rittmeister zusammen in der kleinen, verlassenem, von den Russen ausgeplünderten und verwüsteten Apotheke des polnischen Grenzdorfes, in dem Exzellenz augenblicklich sein Hauptquartier aufgeschlagen hat. Die Bande hat hier geradezu viehisch gehaust; was aus Messing war, wie Wagen und Gewichte, haben sie mitgenommen, damit wir sie nicht einschmelzen sollen; die Standgefäße sind zertrümmert, die Kästen ausgeleert, die Mörtel in Stücke gebrochen, Bücher und was von Rezepten da war, ist zerissen; kurz, die Apotheke steht wild aus. Den Apotheker selbst haben sie nach Lublin verschleppt. Er ist Pole und war vermutlich österreichischer Zuneigung verdächtig. Von Zeit zu Zeit erscheint sein alter Vater, der im Ort lebt, auf der Bildfläche und betrachtet sich kopfschüttelnd die Verwüstung. Der Mann spricht etwas deutsch. Er ist sechzig Jahre alt und war zu seinem Pech gerade vier Wochen vor dem Zusammenbruch zu seinem Sohn gezogen, um sich zur Ruhe zu setzen. „Wenn die Deutschen Lublin nehmen, wird mein Sohn vielleicht wiederkommen!“ meint er. Der soll dann versuchen, zum Zweck der Neueinrichtung seines Geschäftes Geld auf das Grundstück aufzunehmen.

Alles haben die Russen zerstört; aber Fliegengift haben sie zum Glück dagelassen. Ich habe es gestern Nachmittag unter kundiger Anleitung ausgelegt und bin neugierig auf den Erfolg. Auch meine Bekannten vom Stabe warten auf das Ergebnis. Daß das, was ich erzielt habe, nicht durchgreifend ist, habe ich leider schon gemerkt. Hat es überhaupt angeklungen? Wahrhaftig, in den Ecken, im Fenster und auf dem Fußboden liegen die kleinen Peiniger in Menge auf dem Rücken. Doch sie haben Verstärkungen herangezogen, die den Abgang mehr als ausgleichen, so daß ich von meinem Siege nichts habe. Ganz wie die Russen. Bei denen freilich scheint die Sache jetzt endlich nicht mehr so einfach zu sein. Bei den Fliegen aber sind offenbar noch Reserven in Hülle und Fülle vorhanden. Wenigstens hier in Südpolen.

Dann geht es in den Garten mit viel Obst. Jetzt ist er ganz verwahrloßt; die Wege sind mit wuchernden Stachelbeeren beinahe zugewachsen, die Obstbäume entbehren der Stützen, und eine Gartenschere muß hier seit Jahren unbekannt gewesen sein. Aber das Häuschen ist niedlich, und der Garten

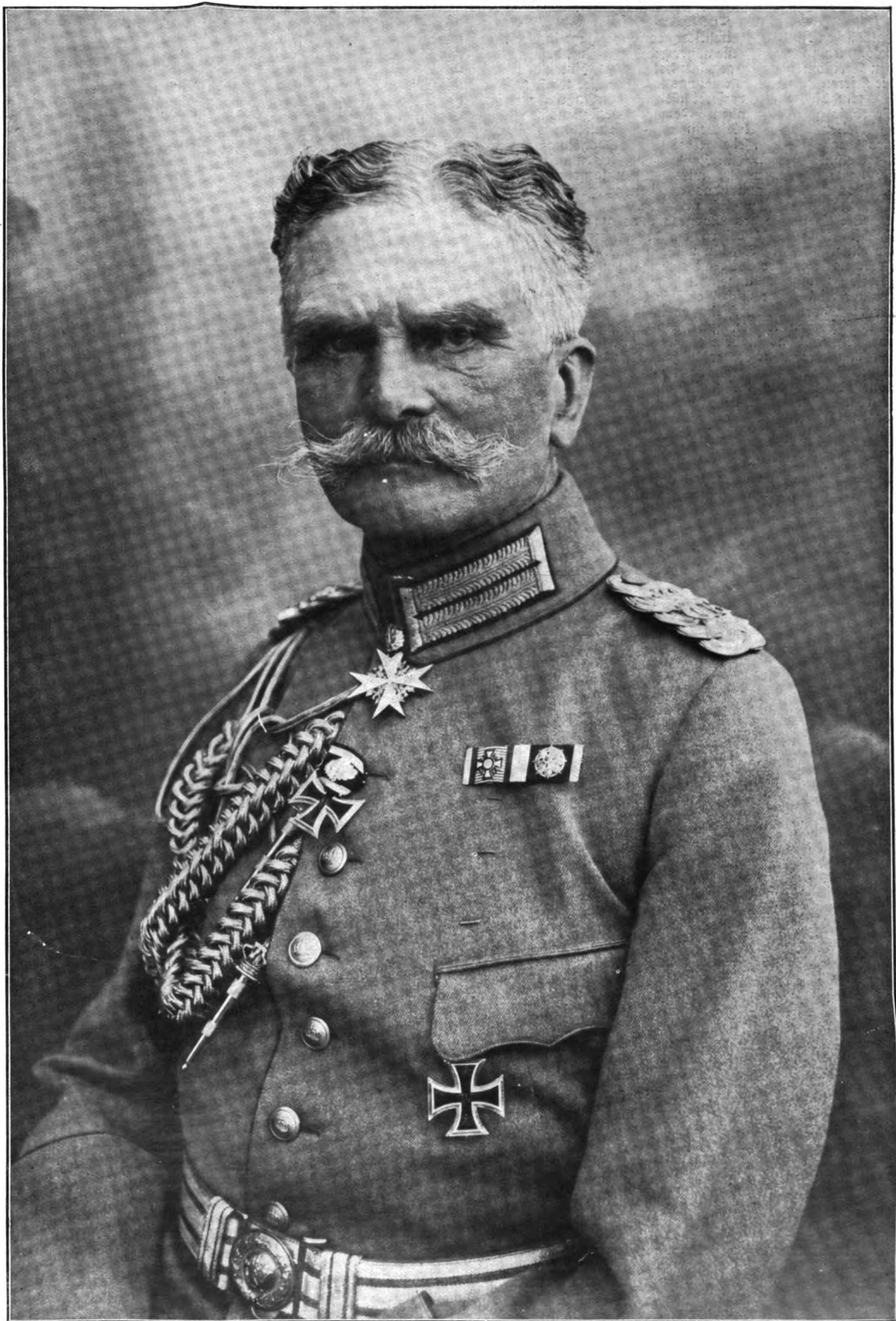
war ehemals im ländlichen Geschmack sehr nett, und beide erzählen ihre Geschichte dem, der zu lesen versteht. Der jetzige Besitzer muß nicht sehr fürs Sinnige sein. Es gibt ja auch Apotheker mit anderen Neigungen, z. B. für die kunstvolle Mischung von allerlei stärkenden Tränken, über die weder Examinator noch Revisor Aufschluß begehren. Der Mann hätte sonst mehr für seinen Garten getan. Aber ehemals hat hier ein sinniges junges Paar gehaust. Oder ein alter Junggeselle, in dem ein heimlicher Dichter steckte, was bei den Medizinännern ja auch vorkommt. Sinten im Garten — man findet ihn anfangs gar nicht — ist ein ganz, ganz kleiner Teich; ganz nützig, wie die Berliner sagen würden. In ihn hinein ragt als Aussichtspunkt eine noch viel kleinere natürliche Terrasse, anderthalb Meter hoch. Man muß zu ihrer Höhe auf steilem Pfad emporsteigen, damit man auch merkt, daß es etwas besonderes ist; andernfalls wäre der Platz nicht romantisch genug. Oben steht eine verlassene Bank, und im ganzen ist soviel Raum da, wie auf einer anständigen Kommode. Aber ringsum sproßt noch heute allerlei seltenes Grünzeug, zwischen dem allerdings jetzt die Brennesseln und Winden wuchern, und im Wasser steht sogar etwas Kalmus. Die Terrasse war der Lieblingsplatz der Frau Apothekerin von einst bei ihrer Verbannung, ich denke mir, sie war aus einer größeren Stadt, in das südpolnische Hottentottenland geraten — oder auch des poesiebedürftigen alten Junggesellen.

Jetzt liegt allerlei Pferdemit und faulende Streu auf dem Wege, der durch die Dornen der Stachelbeeren und durch wilde Rosen zu dem erlesenen Fleckchen führt. Und heute treibt sich gar gerade ein Schwein in dem Juwel des Apothekergartens herum, als ich erscheine. Ich haue ihm mit der Reitpeitsche eins über; grunzend nimmt es durch den niedergetretenen Zaun Reißaus. Auch hier hinten höre ich Weiber sich zanken. Paßt lieber auf euer Viehzeug auf, wenn ihr nicht wollt, daß es in einer Feldflühe als „zugelaufen“ ein jähes Ende findet!

Es ist Zeit, zum Kaffee zu gehen. Drin im Hause wird der Herr Rittmeister gerade von seinem Burtschen geweckt.

Gemeinsamer Kaffeetisch für die Herren des Stabes im Garten eines ehemaligen russischen Amtshauses, in dem man auch ist. Von 6 bis 9 Uhr gibt es dort Kaffee und köstliche, in der Küche des Stabs gebadene Weißbrötchen. Jeder kann kommen, wie seine Zeit es ihm gestattet. Eine Reihe von Herren sitzt bereits beieinander. Der erste Adjutant als gewerbsmäßiger Frühaufsteher ist sogar schon wieder fort. Der Herr Korps-Generalarzt ist da und der Herr Korpsintendant und der Herr Kommandeur der schweren Artillerie, der Herr Oberst der Pioniere, der Herr Kommandant des Hauptquartiers und nicht zuletzt der Herr Verpflegungsoffizier, dazu eine Reihe jüngerer Herren, Ordonnanzoffiziere und Adjutanten. Bald darauf erscheint unser Geheimrat ehemals erster Assistent Bergmanns, den der Meister mit sich nach San Remo genommen hatte und den er dann zu seinem eigenen Operateur wählte, als tödliches Leiden allein durch das Wasser vielleicht noch behoben werden konnte. Als beratender Chirurg des Korps im Range eines Generalarztes hat der seit Jahren in Hannover Ansässige hier ein nur allzu reiches Arbeitsfeld. Unter den jüngeren Herren sitzt als Oberleutnant in der Uniform der 19. Dragoner der Erbgroßherzog von Oldenburg. Der kommandierende General nimmt den Kaffee regelmäßig in seinem Quartier ein, ist also hier nicht zu erwarten. Wo aber sind die Generalstäbler? Sie pflegen sonst auch zeitig da zu sein!

Sie haben besondere Arbeit heute. Sind in aller Frühe alarmiert worden und haben seither am Fernsprecher und an den Karten zu tun. Die Russen sind sehr unruhig und haben vor allen Dingen bei Pfast unsere Linien bei ersten Tagesgrauen mit sehr starken Kräften zu überrennen versucht. An einer Stelle ist es ihnen auch gelungen, eine Feldwache zu überfallen und völlig geräuschlos aufzuheben, ehe der Angriff weiter rückwärts gemerkt worden war; eine Pionierkompanie warf sich ihnen dann zuerst mit aufgestellten Seitengewehr entgegen und brachte so ihr Vordringen zum Stehen. Pioniere können nämlich alles, auch mit dem aufgestellten Seitengewehr fechten, wenn es daran fannt. Im übrigen ist der Angriff auf der ganzen Linie ganz gehörig „abgeschmiert“ worden, wie der Kunstausdruck lautet; der Feind hat eine Menge Gefangene verloren; schon jetzt werden über 500 gemeldet, und als sie später hier durchkommen, sind es über 800. Für die Herren an Fernsprecher und Karte kommt der Zwischenfall zu der schon vorher in Aussicht genommenen Tagesarbeit hinzu. Doch das ist im Feld nun einmal nicht anders. Man kann nicht verlangen und erwarten, daß der Gegner still hält wie ein Lamm und geduldig abwartet, was ihm anzufinnen man für gut findet. Hauptsache ist, daß er schließlich doch das Geseß sich diktieren lassen muß. Auch sein heutiger Angriffsversuch hat ihn seinem



Generalfeldmarschall August von Mackensen.
Phot. Steinborn, Neuenahr.

natürlichen Ziel, die Entwicklung der Kriegslage in die Hand zu bekommen, in keiner Weise näher gebracht. Nur, daß es vorn bei den Divisionen Alarm gegeben hat und daß hinten beim Korps die Herren Generalfüßler etwas später Kaffee trinken als sonst.

Auch die Bombenwerferei scheint für den Kußti abermals kein Ergebnis gehabt zu haben. Gemeldet wenigstens ist wiederum einstweilen nichts. Und wenn etwas zu melden wäre, würde dies längst geschehen sein. Übrigens will der Kommandierende ins Gelände reiten. Ein Zeichen, daß vorn allzu Wichtiges für heute nicht erwartet wird. Denn sonst würde er den Sitz des Generalkommandos als den vorgeesehenen Gefechtsstand des Korps schwerlich verlassen.

Die Ereignisse des Morgens vorn am Feind werden am Frühstückstisch wohl besprochen, beherrschen aber keineswegs die Unterhaltung. Ich bin während meines Aufenthaltes im Felde nacheinander der Gast einer ganzen Anzahl von Stäben gewesen und zwar angesichts sehr verschiedener Kriegslagen. Immer wieder hat mich die kühle Gelassenheit überrascht, mit der man dort den Wechselfällen in der Front gegenüber steht. Was geschehen konnte, günstig oder ungünstig, war immer vorgeesehen. Was in dem einen Fall zu geschehen hatte, wie in dem anderen, war es desgleichen. Das Oberkommando weiß, daß es sich auf seine Korps, das Korps, daß es sich auf die Divisionen, die Division, daß sie sich auf die Brigaden, der Brigadegeneral, daß er sich auf seine Regimenter verlassen kann. General sorgen hinsichtlich der augenblicklichen Lage gibt es nur im Rahmen der Formation, d. h. so weit sie diese angeht, und da sind sie ausschließlich Sache des Führers und seines Stabschefs. Im Übrigen tut jeder im Rahmen seiner ihm anvertrauten Pflichten in ruhiger Zuversicht aufs allgemeine Gelingen seine Schuldigkeit und wartet für besondere Fälle auf sein Stichwort. Sonst: was nicht deines Amtes ist, da laß deinen Fürw! Dies ist allgemein die Regel, die seltene persönliche Ausnahme — sie kommen natürlich vor, fallen aber immer stark auf — nur umso stärker hervortreten lassen. All dies führt dazu, daß man innerhalb der Stäbe operative Einzelheiten, wo sie besonders Interesse haben, wohl kurz berührt, nur sehr selten aber sie eingehender bespricht. Der Einzelne hat weit mehr Neigung, sich über Fragen seines besonderen Dienstzweigs zu unterhalten, als sich über die Gesamtlage seines Truppenteils den Kopf zu zerbrechen. Man freut sich über den Sieg und ärgert sich über einen halben Erfolg oder gar einen Mißerfolg; die Sensation aber findet nur ein gedämpftes Echo, und selbst in sogenannten aufregenden Augenblicken ist immer noch Sinn da für alle möglichen Nebendinge und Geschichten persönlicher Natur.

So auch hier. Mindestens ebenso sehr, wie der Überfallverfuch der Russen, von der erfolglosen Bombenwerferei ganz zu schweigen, erregt die Verletzung eines Rittmeisters in die Front, der seit Beginn des Krieges Ordonnanzoffizier beim Korps war. Es ist nicht der einzige Fall solcher anderweitigen Bestimmung innerhalb der letzten Tage; die Herren müssen solchen von ihrer Verwundung wieder hergestellten Kameraden Platz machen, die für den Dienst am Feind nicht mehr voll geeignet sind. Man spricht seinen Glückwunsch aus, denkt aber dabei, daß es im Grunde angenehmer sein muß, zuerst in der Front zu sein und dann zu einem Stabe zu kommen als umgekehrt. Über der Haupt- und Staatsaktion

der Verletzung des Kameraden ist aber meine Fliegenvergiftungsangelegenheit keineswegs in Vergessenheit geraten. Dafür sorgen schon die Tiere selbst. Ich werde nach dem Erfolge gefragt. Soll ich zugeföhren, daß es eigentlich ein Mißerfolg war? Ich berufe mich, nach berühmten Mustern, auf die Gebliebenen des Gegners: alles sei schwarz davon gewesen! Schließlich kommt die Frage auf, was das eigentlich heute für ein Geschrei im Ort sei. Überall hat man Weiber sich zanten hören, wie ich sie früh gehört habe. In den Häusern, in denen die Ortseingesessenen beieinander untergebracht sind, sammeln sie sich in den Torwegen und schwätzen aufgeregt, und jetzt steht eine alte, klapprige Hexe gar mitten auf dem Straßendamm und hält einem gleichfalls über die jüngsten Semester längst hinausgewachsenen Panje drohend die Faust unter die Nase. Der schiebt die Hände in die Taschen, zuckt die Achseln, macht ein verdrießliches Gesicht und schleicht davon. Die Alte schimpft hinter ihm her. Was, zum Kuckuck, haben die Leute?

Die Pferde für Exzellenz und seine Begleiter werden vorgeführt. Da erfolgt die Entladung des Gewitters, das sich den ganzen Morgen über durch allerlei Zeichen angekündigt hat, — von der im Apothekergarten wildernden Sau an. Sie erfolgt mit der Kraft homerischer Epik; wer mit der Wesensart polnischen Bauerntums einigermaßen vertraut ist, für den offenbaren sich in der kleinen drastischen Szene wohlbekannte Züge des Nationalcharakters. Diese Leute sind Hysteriker und kennen, wenn sie gereizt sind oder für den Augenblick etwas haben wollen, keinerlei Rücksicht und keinerlei Hemmungen. Die Weiber haben, wie sich herausstellt, untereinander häuslichen Hader. Einen Streit um einen Quark, so geringfügig, daß ihre wahrhaftig auch nicht übertrieben zurückhaltenden Männer nichts davon wissen wollen. Den Damen zu wehren entschließen sie sich freilich auch nicht; denn es sind Megären. So wird die schmutzige Wäsche ohne jede Rücksicht auf unsere Anwesenheit — auch auf die Anwesenheit der höchsten Autoritäten des ruhmvollen Korps — in aller Öffentlichkeit gewaschen. Auf einmal haben sich zwei alte Weiber am Widel. Die eine ist die von meinem Hofe früh morgens. Ein Chor schimpfender Genossinnen hüben und drüben. Wild schlagen sie aufeinander ein. Rings herum unsere Ordonnanz, die vor Vergnügen laut lachen. Auch die Herren des Stabs finden sich schmunzelnd hinzu. Schließlich ist die fremde Alte niedergebozt. Nach Atem ringend, lehnt sie an einem Pfosten. Doch noch ist der Zweikampf nicht zu Ende. Ein Frauenzimmer in blauer Bluse springt hervor und redt nicht ohne wuchtige Grazie die Faust hinüber zu der Siegerin. Es ist die Tochter der Besiegten. Die Rotblutige von heute früh stürzt von drüben heran. Sie nimmt die Herausforderung an. Sie ohrfeigen an einander herum, wie zwei trommelnde Hasen. Aus den Ohrfeigen werden Wüße. Es sind Meisterpüffe. Schade, daß kein Bildhauer da ist, die Bewegungen zu studieren. Es würde sich lohnen. Immer und immer wieder gehen sie gegeneinander an. Zuletzt hat die Blaue aber auch genug. Kreischend vor Wut und noch immer drohend tritt sie ihren Rückzug an. Die schimpfenden Chöre halten sich gegenseitig in Schach. Die Männer stehen mürrisch dabei. Die blaue Partei ist auf der ganzen Linie geschlagen. Vom Feinde her dröhnt der Kanonendonner.

„Fortune.“ Eine friderizianische Ballade. Von E. v. Weitra.

Rings stehen die Dörfer in Glut und Not . . .
Preußens Grenadiere verachten den Tod —
Und doch —: desperat die Bataille steht;
Bataillone, — Kolonnen — wie hingemäht! . . .

Da kommt der König jach geritten
Zur Höh', wo der alte Krowow noch hält,
Und sieht wie seine Reserven gelitten,
Und die Sonne blutet über der Welt.

Da greift seine Hand ans hämmernde Hirn;
Sein edles Gesicht wird bleiern und fahl;
Es glüht von durchfurchter Königsstirn
Der Dornentranz einer Königsqual.

„Alter, nun sag' er mir's grad heraus, —
Die wuchtende Last meiner Krone drückt schwer, —
Gloire verloren — Bataille aus —
Warum hab ich keine Fortüne mehr!?

Drauf eine Pause von langem Gewicht,
Dann straff und einfach der Graufopf spricht:
„Majestät, ich erinn're submissf daran,
Stellen Sie die Feldprediger wieder an!“

Der König wirft hastig den Kopf herum,
Sieht scharf ihn an — und lang bleibt er stumm.
Dann reitet er schweigend durch herbstliche Nacht,
Wo der Tod schon im Dunkel Quartier gemacht. —

Doch zu Neumond predigten Gottes Boten
Zwischen Schlacht und Heeren wieder im Feld, —
Und über den Landen, den blutig roten,
Stieg Friedrichs Sonne hell in die Welt!

Eine Johanniterfahrt nach Galizien. IV. Von Fedor von Zobeltitz.

So war es nun: auf unser Telegramm an den Herrenmeister war bisher keine Antwort eingetroffen. Wir rechneten mit allerhand Möglichkeiten. Die Division des Prinzen konnte den Standort gewechselt haben, die Drahtverbindungen konnten unterbrochen worden sein — jedenfalls stand das eine fest, daß die Depesche den hohen Herrn noch nicht erreicht haben konnte. Wir mußten also abermals warten.

Inzwischen unternahm ich eine Fahrt nach Lubaczow, um mich nach unseren Wagen umzusehen. Ein lebenswürdiger Delegierter des Roten Kreuzes, der noch weiter hinaus wollte, nahm mich in seinem Kraftwagen mit. Mitte Juni, also erst wenige Tage vorher, war der Kampf auf diese Seite, die Linie Rawarusta-Tomaszow, hinübergespielt worden. Nördlich

von Sieniawa hatten die Angriffe der verbündeten Truppen die Russen zur Aufgabe ihrer Stellung und zum Rückzug auf Tarnograd gezwungen. Nun drängte Mackensens Armee dem Feinde in scharfer Verfolgung nach. Sie überschritt die Straße Niemirow-Jaworow, säuberte das linke Smolintaufer und stürmte Dachnow und Lubaczow. Zwei Tage später war auch schon wieder die Bahnlinie Jaroslau-Lubaczow in Ordnung.

Die Chaussee ist hier schlechter als die große Lemberger.

Verfolger und Verfolgte wälzten sich in dichten Massen hintereinander. Wie aus einer Chronik der Zeit kann man auf dieser Straße die Ereignisse ablesen, die über sie dahingebraust sind. Rechts und links feste Stellungen zwischen flüchtiger aufgeworfenen Erdwerken, wie das schrittweise Zurückweichen sie nötig machte. An ihrem Ausbau wird gearbeitet; auch auf

der Chaussee arbeiten fleißige Leute, die uns freundlich grüßen: Polen, aber keine Juden, dafür viel Frauen und Mädchen, die guten Tagelohn erhalten. Langsamer fahren wir an einem Gefangenenlager vorüber; den Typen und den Kopfbedeckungen nach hat man hier hauptsächlich Kaukasier und Sibirier untergebracht. Sie sehen gewaltig heruntergekommen aus; die Uniformen starren von Schmutz, die Stiefel sind zerrissen, viele

tragen nur gewickelte Fußlappen, die Gesichter sind mit Staub bedeckt. Und alle scheinen übermüdet zu sein; einige liegen auf dem Bauch ausgestreckt, den Kopf mit dem wirren Haarwulst unbekümmert im Sande vergraben und schlafen. Ein Offizier von den sibirischen Schützen steht am Rand des Chausseegrabens und winkt. Wir halten. Er spricht fast flüchtig deutsch und bittet uns um Zigaretten, die er auch erhält. Er kommt aus Werchne-Udinsk, einer Stadt an der sibirischen Bahn, dicht an der Grenze von China, und fragt nach Sven



Ein schweres russisches Geschütz, das von einem österreichisch-ungarischen 30,5 cm-Mörser vollständig vernichtet wurde. Phot. Eito-Film G. m. b. H.



Halte eines Lazarettzuges in Galizien. Von links der erste: Kammerherr von Waldow, der vierte: Fedor von Zobeltitz, der fünfte: Graf Max Metternich.

Hedin, den er einmal in Kjachta kennen gelernt hat. Er ist zweifellos ein gebildeter Mann, erzählt, er sei Mitglied der geographischen Gesellschaft in Irkutsk und fragt schließlich, freilich vergeblich, ob er wohl nach Deutschland kommen würde.

Es hat in der Nacht geregnet, und der Staub ist weniger lästig. Wolken bedecken den Himmel und wehren der Sonnenglut. Links des Weges erstreckt sich ein weites Blachfeld. Hier sind dreihundert Kosaken in den Tod geritten. Ihr Führer muß wahnsinnig gewesen sein. Österreichische Infanterie lag in guten Stellungen längs der Chaussee, und da versuchten die Kosaken, abgeschnitten von den Ihren, den Angriff. Sie kamen in mörderisches Feuer hinein; die Salven mähnten sie nieder, als führe eine Sense in reifes Getreide, Reiter und Pferde überschlugen sich; was sich retten wollte, floh und fiel am nahen Waldrande erneutem Verderben anheim. Nicht ein einziger entkam. Das ist der Krieg. In der Mitte des Feldes erhebt sich jetzt ein Massengrab; es ist sauber gehalten und mit einem Lattenzaun umfriedet. Am Walde scharrte man die toten Pferde ein.

Auch die Wälder ringsumher sind böse mitgenommen worden. Mein Begleiter zeigt rechts hinüber. „Das brennt seit fünf Tagen,“ sagt er. Da sieht man unter Qualmiegeln gelbe Flammen züngeln. Welche unermesslichen Werte werden vernichtet! Wir fahren weiter in einen hübschen, lustigen Menterwald hinein, mit Birbeln und Buchen an dem Rande. Er ist stellenweise gelichtet, und die gefällten Stämme sind quer übereinander geschichtet und vor die Drahtverbaue gelegt, die den Wald durchkreuzen. Oben in den Wipfeln der Buchen sind da und dort schwebende Hütten eingebaut: Beobachtungstürme oder Unterstände für die Feldtelephonisten. An der Straße Granatenlöcher; Geschosse sind in die Bäume gefahren, eine alte Buche ist abgeschält, als habe ein Blitz sich um sie geringelt. Da kriecht etwas über den Weg: eine graue Wolke. Ist das Staub? Nein, es ist Qualm. Der Wald senkt sich ein wenig; durch die Stämme schimmert eine Riesenschlange. Dort hat man geschlagenes Holz aufgeschichtet; in die von der Sonne getrockneten Scheite ist ein Geschloß hineingewuchtet und hat sie entzündet. Nun schwelt es da unten; die ganze Niederung ist mit Rauch gefüllt; es steht aus, als dampfe der Nebel über den Wiesengrund, und wenn der Wind wach wird, weht der Qualm wie eine graue Riesenschlange über die Chaussee.

Aber es qualmt auch noch an anderen Stellen. Wir sind wieder auf freier Bahn. Hinten am Horizont quirlt eine feltame Wolke himmelwärts. Keine Wolke: der Rauch eines brennenden Marktfledens. Mein Begleiter nennt mir auch den schwer zu behaltenden polnischen Namen. Und sicher — die Bauernwägelchen, die uns begegnen, gefüllt mit erschreckten, verängstigten, weinenden Menschen und mit allerhand kümmerlichem Hausgerät, sie kommen aus dem brennenden Fleden. Wir rufen die Leute an, aber sie verstehen uns nicht, und der Fahrer peitscht auf sein Pferdchen los, als habe er Angst vor uns.

In Olesyce beginnt wieder der Staub. Er verdichtet sich so, daß wir kaum um uns sehen können. Doch ein Geräusch hören wir plötzlich; hoch über uns, ein wohl bekanntes Surren und Schnurren. Wieder ein Flieger. Jawohl — aber wahrhaftig — ein feindlicher! Auf freiem Felde gibt es keine Abwehrkanonen! Wo kommt der Kerl her? Hat er Lubaczow besucht? Will er nach Jaroslaw? Ist es vielleicht unser alter Freund von vorgestern? Ein leises Herzzittern . . . miff! — in die feuchte Wiese, fünfzig Schritt von uns, saust eine Bombe, und eine Erdfontäne wirbelt in die Höhe. Das ist ungemütlich. Der Wagenführer schaltet die höchste Geschwindigkeit ein. Wir rasen vorwärts, durch eine Birken-schönung, dann rechts herum, und wissen nun, was der Flieger wollte. Ein Dörfchen hatte es ihm angetan, ein freundliches Nest, Häuserchen wie aus einer Spielzeugschachtel, alle im Grün hübscher Obstbäume. Da liegen Deutsche. Auf dem Anger Proviantwagen, angekoppelte Pferde und ein Gewimmel von Feldgrauen, ein oft gesehantes Bild. Aber die Feldgrauen sorgen sich nicht; sie belustigen sich über den Flieger und belachen unsern rasenden Wagen, und ein strammer Unteroffizier ruft uns nach: „Der hat uns bloß guten Tag sagen wollen; der will weiter; dem sind wir eine zu kleine Portion!“ So wird es gewesen sein: der Flieger nahm nur die Gelegenheit mit, aber er zielte schlecht.

Wir wählen den Umweg über Dachnow, um einen schrecklichen Sandweg zu vermeiden. Den Fleden haben wir erst vor kurzem erstürmt, und nun hat man hier eine umfangreiche Beutefammestelle angelegt. Die sehen wir uns an. Auf einem freien Platz unter blühenden Linden sind Haufen von Beutestücken, von den Schlachtfeldern und aus den Schützengräben aufgefunden, zusammengetragen worden und werden gesichtet. Das erfordert eine gewisse Bedachtsamkeit. Es ist vorgekommen, daß sich gelegentlich eine Handgranate entladen und Menschen getötet und verletzt hat. Hier liegen allein

Hunderte von russischen Dreiliniengewehren, zum Teil noch mit gefüllten Magazinen; die Patronen werden sorgfältig herausgenommen und in Kisten verpackt, die Läufe nachgesehen und gereinigt. Ebenso verfährt man mit den Maximengewehren, und mit noch größerer Umsicht werden die Granatenhüllen und Schrapnells und ihre Sprengstücke auseinander-gesucht und zu einzelnen Haufen aufgeschichtet. Auf Blindgänger und Zünder muß geachtet werden. Drüben liegen Kosakenlängen mit verrosteten Eisenspitzen, daneben Kürassier- und Dragonersäbel, Offiziersrevolver, Karabiner; die merkwürdigen durchlochten Eisenplatten sind Schutzhilfen der Feldartillerie, und da finden wir auch ein paar Feldstecher und Panoramafernrohre. Stacheldraht dräut in gewaltigen Rollen, haushoch sind spanische Reiter übereinander geschichtet. Hier Küchenmaterial aus Blech und Aluminium, zusammen-gerollte Mäntel, Patronentaschen, Tornister.

Weiter auf besser werdendem Wege. Lubaczow, das groteske Gebilde eines einst blühenden Städtchens. Ruinen überall, zusammengefallene Mauern, Zimmer ohne Wände, leere Fensterlöcher, zu Seiten der Straße freigelegte Barrikaden, ein Wirrwarr von Hausgerät, Tischen, zerbrochenen Stühlen; ein Sopha mit drei Beinen und rotem Überzug steht auf dem Kopfe und lehnt sich gegen eine kleine eiserne Kochmaschine, deren Fuß einen gerahmten Stahlstich durchlöchert hat. Das ist ein Bild König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen in Generalsuniform; seltsam — wie kommt das hierher?

Besser wird es in der Nähe des Bahnhofes. Ich suche zunächst den Delegierten Baron Roeder auf und erfahre von ihm, daß unsere Wagen wohlbehütet auf irgend einem Geleise stehen. Das Amtszimmer des Delegierten befindet sich in der Vorstadt, in einem noch leidlich erhaltenen Häuschen, aber wenn man hinein will, muß man erst einen Anlauf nehmen und über eine gewesene Brücke springen, die über einen rauschenden Rinnstein führt. Auf dem Bahnhofe fand ich wirklich unsere Wagen und schaute sie liebevoll an; ein Landsturmmann hielt Wache vor ihnen, damit sich nicht Unberufene an ihnen vergreifen konnten. Dem Bahnhofesgebäude gegenüber — oder besser: dem gegenüber, was von dem stattlichen Bau noch vorhanden ist, denn auch er liegt in Schutt und Trümmer — ist eine Sammelstelle für leichter verwundete Deutsche eingerichtet worden. Ein Zeltlager, alles blinkend vor Sauberkeit. Das Küchenzelt ungemein praktisch mit einem in die Erde gegrabenen Kochherd, an dem vier Leute hantieren. Das Abendessen wird gerade verteilt, eine Suppe. Sanitätsoldaten und Schwestern vom Roten Kreuz teilen sie aus. Die Verwundeten, bandagiert, verschient, umwickelt, sitzen auf hölzernen Bänken draußen im Freien und lassen sich die Suppe in ihre Zinnteller gießen. Flink huschen die Schwestern umher, immer mit freundlichen Gesichtern, immer liebevoll und mit aufmunternden Worten; die eine, die ich sprechen konnte, ein schönes schlantes, blondes Mädchen, ist eine Gräfin Sch. vom Rhein, eine andere die Tochter eines reichen schlesischen Industriellen mit nicht minder bekanntem Namen.

Der leitende Arzt der Sammelstelle führte mich auch in das Offizierszelt. Drei junge Leutnants lagen da auf Tragbahnen und grüßten höflich; zwei waren an den Beinen verwundet, dem einen war die linke Schulter zerschmettert. Ein Hauptmann kleidete sich soeben schwerfällig an und freute sich über die funkelnagelneuen Hosenträger, die man ihm gestiftet hatte. Er sah ganz vergnügt aus — und dabei hatte eine Schrapnelladung seinen Oberkörper getroffen; der rechte Arm, Schulter und Brustseite waren in Watte und Leinen gepackt. Der leitende Arzt sagte ihm, daß er noch heute in das Heimatgebiet befördert werden sollte, und nun Schmunzelte er. Frau und Kinder wiederzusehen — wen sollte das nicht glücklich machen?! Aber fragend fügte er hinzu: „Wird meine Heilung lange dauern, Doktor? Ich möchte doch noch einmal hinaus; wir sind noch nicht am Ende . . .“ Heldentum — Heldentum! Bei Gott, das Herz wird weit, das Herz springt auf angesichts solchen Heroismus. Wenn man von der Sammelstelle aus über das Feld schaut, über rostbraunen Rasen und weiße Dünen, die bei jedem Windhauch ihren feinen körnigen Sand entfesseln, trifft das Auge auf ein großes langgestrecktes, graues Gebäude. Das haben die Russen stehen lassen: eine Landwehrkaserne, die nun zu einem Lazarett umgewandelt worden ist. Da liegen hunderte von verwundeten Soldaten — und mich dächte, als sähe ich um die grauen Mauern eine Hecke von roten Rosen erblühen . . .

Wieder in Jaroslaw. Der nächste Tag. Noch immer keine Antwort vom Herrenmeister, auch keine Möglichkeit einer telegraphischen oder telefonischen Verbindung mit seiner Division. Nun steht es fest: der Prinz hat unsre Depesche überhaupt nicht erhalten. Was tun? Herr von Waldow rast im Auto zum Armee-Oberkommando, um sich endgültige Entschlüsse zu schaffen. Auf dem A. D. R. ist man zuvorkommend wie immer, erklärt ihm aber, daß es eine völlige Unmöglichkeit sei, in der nächsten Zeit die königliche Hoheit zu erreichen.



8

Ein deutsches Feldpostauto durchquert einen Fluß in Galizien. Phot. Gebr. Saeckel.

8

Der Prinz stand wahrscheinlich schon auf russischem Boden, seine Truppen jedenfalls in wechselnder Gefechtsstellung, und der Schlupfteil unseres Auftrags war also einfach unausführbar. Das war eine Trauerbotschaft: Herr von Baldow wie Graf Metternich hatten dem Prinzen persönliche Gaben und Briefschaften zu überreichen, und ich selbst kam um die Hoffnung, den gütigen Herrn wiederzusehen, der mir im Laufe des letzten Jahrzehnts so viele Beweise seiner wohlwollenden Gesinnung gegeben hat. Aber es half nichts; wir mußten die Liebesgaben und die Briefe dem A. D. K. anvertrauen. Kurier oder Meldereiter konnten den Weg zum Prinzen natürlich leichter finden, als wir in unsern Kraftwagen auf unbekannten und ungebahnten Pfaden, und dann sollten die Liebesgaben von seiten des Divisionskommandos in Lubaczow abgeholt werden.

Schluß. Ein letztes Beisammensein mit dem Grafen Affenburg und seinen Delegierten, dann hieß es Abschied nehmen. Eine Bahnsperre hinderte uns diesmal, den Weg über Krakau zu wählen. Das war uns ganz recht: so mußten wir durch Ungarn fahren. Ein Kraftwagen brachte uns

drei, ein Lastauto unsere Begleiter und unser Gepäck zunächst nach Przemyśl, wo wir erfuhren, daß um fünf Uhr nachmittags ein Postzug in der Richtung nach Kaschau abgehen sollte. Wir hatten also noch Zeit, uns die Stadt anzusehen und dem berühmten Tarenhügel einen Besuch abzustatten, dessen Befestigungen so unbedeutend sind, daß sie in den Kämpfen um die Festung nicht einmal in Mitleidschaft gezogen wurden. Auch die sonstigen Forts wurden übrigens erst Anfang der siebziger Jahre angelegt. Vom Tarenhügel aus umfaßt der Blick den ganzen Kranz, einen riesigen Eisengürtel, nun hundertfach gesprengt und wie in Stücke gerissen. Wir frühstückten auf dem Bahnhof (ich sage nicht wie) und warteten dann unsern Zug ab, in den, dank den Bemühungen des Grafen Metternich, ein Sonderwagen für uns eingeschoben wurde. Im letzten Augenblick nahmen wir hilfsfreudig noch eine irrende junge Dame auf, eine geborene Münchnerin, die an einen österreichischen Rittmeister verheiratet ist und zu ihren Kindern nach Wien wollte, nachdem sie ein halbes Jahr hindurch unfreiwillige Gefangene in Lemberg gewesen war. Sie hatte dort eine Freundin be-



Ein Dorfsbild in Galizien. Störche, die infolge des Geschützfeuers ihre Nester verlassen haben, finden bei andern Störchen Unterkunft und leben entgegen allen früheren Beobachtungen, friedlich beisammen. Phot. A. Grohs.

sucht, war durch die russische Eroberung überrascht worden und wurde nun nicht mehr fortgelassen. Ihren fesselnden Erzählungen haben wir mit Vergnügen gelauscht; als deutsche Spionin sollte sie auf eine Anzeige hin gelegentlich verhaftet werden, und wenn man sie schließlich doch nicht nach Sibirien verschickte, so hatte sie es nur der Ritterlichkeit des Kriegsgouverneurs Grafen Scheremetjew zu verdanken.

Wir fuhren nun abermals in ein Gebiet hinein, in dem, namentlich im Laufe des Monats April, heftige Kämpfe getobt hatten. Die Bahnlinie, erst vor kurzem wieder eröffnet, führt über Dobromil in die Beskidlinie. Auf unserm Wege gelangten wir gewissermaßen schrittweise auf dem nun verlassenem Kampffelde vorwärts, zunächst durch das anmutige Oslawatal nach Neu-Zagorz, dann langsam höhenan durch einen, das Massiv in kühnem Bogen durchschneidenden Tunnel nach Lupkow. Hier war um die Osterzeit für die Verbündeten der erste entscheidende Erfolg eingetreten. Jenseit der Paßhöhe öffnet sich das enge Tal des Laborcz, von dem das

ein Tropfen Melancholie in ihrem Blute. Neben der weinenden Mutter steht ein weinender Soldat, nur trocknen seine Tränen schnell. Hui ist er im Wagen, springt noch einmal heraus, schmagt Muttern und sein braunes Liebchen ab und fährt dann singend und seelenvergnügt davon.

In Legenye-Altomihaly hätten wir den Zug wechseln müssen, um auf einer Seitenlinie nach Kaschau zu gelangen. Aber die Bahn war noch nicht wieder im Gange, und so mußten wir weiter fahren bis zu einer anderen, für die deutsche Zunge schwer aussprechbaren Station: bis nach Satoral-Jauhelye. Hier trennte sich Graf Metternich von uns, der über Budapest nach Wien wollte, und wir ratterten wieder ein Stückchen zurück, bis wir im dämmernden Abend Kaschau erreichten. Das ist eine hübsche Stadt mit einer schönen gotischen Domkirche, einer Ratoczygruft, vielen gut erhaltenen Bürgerhäusern aus der Rococozeit und einem Hotel, in dem wir sogar ein Bad fanden.

Nun geht es in das Land der Zipser und die Sommer-



Eine von den Russen gesprengte Eisenbahnbrücke, die von unsern Pionieren wieder aufgebaut wird. Phot. A. Grohs.

idyllischere der Wilsawa sich abzweigt. Oberhalb des Dorfes Laborcz, schon auf ungarischem Boden, erhebt sich der Kobila-berg, auf dem die Russen sich festgesetzt hatten. Am Oster-sonntage begannen die Deutschen mit einem lebhaften Artillerie-angriff und ließen am Montag einen gewaltigen Sturm folgen, dem die Russen nach standhafter Gegenwehr erlagen. Die Einnahme der Kobilahöhe löste den Druck des Feindes auf der ganzen Lupkowfront: sie war der Anfang vom Ende.

Bis Homonna, wo Graf Aladar Andrássy sich ein stattliches Schloß erbaut hat, treffen wir das aus zerstörten Gebäuden, Feldstellungen und verwüsteten Landstrichen bestehende Leitseil dieser schweren Kämpfe. Aber Ungarn ist ein reiches Land und erholt sich rasch. In den Ebenen blüht es sommerlich; Roggen- und Weizenfelder stehen gut, auch die Kartoffelernte verspricht günstigen Ertrag, auf den weiten Weideflächen grasen wie immer die Herden. Und wie in Galizien, so begeben uns auch hier unaufhörlich Züge mit neuen Kriegern, vor allem mit Bosniaken, die prächtig aussehen in ihren graubraunen Sommerleuten und mit den muhammedanischen Tschakias auf den dunklen Köpfen. In Legenye-Altomihaly ist Aufenthalt; da spielt eine Zigeunerbande auf dem Perron, um ungarischen Reservisten den Abschied zu erleichtern, spielt wilde Tänze und Volksgefänge, spielt „Gott erhalte Franz, den Kaiser“, und im Anblick deutscher Uniformen auch die Wacht am Rhein. Die Ungarn sind tapferer Krieger, das haben sie auch diesmal wieder bewiesen, aber bei aller Raschheit ihrer Natur steckt doch auch

frischen der Hohen Tatra. Sie stehen leer. Als Lemberg fiel, flüchteten auch die letzten Gäste, die noch ausgehalten hatten. Dann überfluteten bunte Truppenmassen das schöne Popradtal; vom Duklapasse aus mußten sich die Österreicher zurückziehen, um ein paar Monate später wieder auf demselben Wege über Krosno und Alt-Sandec vorzustößen. An Poprad konnten wir nicht vorüberfahren, ohne Schmecs zu besuchen. Aber da fanden wir die großen Hotels vom Militärskis belegt und in Heilstätten für erholungsbedürftige Offiziere umgewandelt, und wenn der Kommandeur Oberst von Goffin uns nicht seine liebenswürdige Gastfreundschaft angeboten hätte, hätten wir schnurstracks wieder Kehrt machen müssen. So verlebten wir noch einen köstlichen Tag in Alt-Schmecs unter blauem Himmel, in der Bergesamkeit und gemeinsam mit freundlichen Waffenbrüdern, ehe wir uns zur Heimreise ansetzten: am Ufer der Waag, durch die zerrissenen Kämme der Tatra und den Riesentunnel des Jablunkapasses bis Oberberg. Da lauerte der letzte Ausläufer des Krieges: Oberberg ist die Etappe hygienischer Vorsicht. Man kommt nicht durch, wenn man nicht eine ärztliche Bescheinigung vorweisen kann, daß man „seuchen- und läusefrei“ ist. Das klingt unschön; aber es ist noch unschöner, wenn man sich nicht in sicherem Besitz eines solchen Attestes befindet, denn dann wird man unarmherzig langwierigen Säuberungsprozessen unterworfen.

Zwei Stunden später trafen wir in vorchriftsmäßigem Zustande in Breslau ein.

Arme Schulkinder! Ihr müßt wieder neue Siege „lernen“! Müßt Euch merken, daß die Armee Boyrsh in unaufhaltbarem Siegeslauf vom 17. Juli an den Feind in mehreren großen Schlachten schlug, ihn nach Swangorod hinein und über die Weichsel drängte, ja über die Weichsel den Übergang erzwang und nun das russische Zentrum aufs ernste bedrohte. Der Durchbruch am 17. bei Sjenno, die Schlacht am 18. gegen die stark befestigte Kasanow-Stellung, die Wegnahme der berühmten Brückentopfstellung vorwärts Swangorod sind Ereignisse der allgemeinen Weltgeschichte für immer geworden! Vorläufig lassen sich die Folgen dieser Großtaten allerdings noch nicht im entferntesten übersehen. — Die Toten von Tarnawka sind gerächt! — Bald ist es ein Jahr her, daß wir nach ruhmvollem Kampf dem übermächtigen Gegner weichen mußten, jetzt aber befinden sich jene Gefilde wieder in deutscher Hand, Waden und die österreichische Armee kämpfen siegreich auf jenem Plane, während das Landwehrkorps zum Stoß in des Feindes Herz ansetzt und seine Gefallenen von Tarnawka in guter Hut weiß.

Sjenno, der Ehrentag der Artillerie. Zahlreiche Batterien auf nächste Entfernung an den Gegner herangeföhoben, legten eine solche Schutzwand mit dem Hagel ihrer Geschosse vor die stürmende Infanterie, daß es dieser möglich wurde, fast ohne Verluste die starken russischen Stellungen zu nehmen. Gefangene russische Offiziere erzählten nachher, das deutsche Artilleriefeuer wäre derart überwältigend gewesen, daß ihre Schützen überhaupt nicht mehr gewagt hätten, zu zielen und zu schießen. — Ganz Polen ist jetzt mit vorbereiteten Stellungen und Schützengraben übersät; so standen wir am 18. vor der Kasanow-Stellung; aber auch diese hielt dem gewaltigen Anprall unserer Landwehr nicht Stand. Weiter ging's gegen die Brückentopfstellung vor Swangorod, den letzten Halt der Russen vor ihren Forts; viel hatten wir schon von ihrer Stärke gehört. Aber ein Zögern gab's auch hier nicht! Die Truppen hätten ihre Führer nicht gut verstanden, wenn der Angriff aufgeschoben worden wäre. Überall trotz der immerhin beträchtlichen Verluste Siegesstimmung und lachende Gesichter. Am 19. Juli ging's drauf! Aber diesmal wurden wir doch nicht so schnell fertig. Meine Batterie war in Korpsreserve. Ich erhielt vom Führer des Landwehrkorps den Befehl, mit der Batterie sofort in die eroberte Stellung einzufahren, sobald der angelegte Sturm gelungen sei, ein Auftrag, so ehrenvoll, daß er das Herz höher schlagen machte. Aber es wurde Abend, die Dunkelheit brach herein, und noch war es der Infanterie nicht gelungen, in dem mächtigen Feuer des Feindes an seine Hindernisse und Gräben heranzukommen. Am nächsten Morgen hieß es für mich Abmarsch zum linken Flügel, wo ich Schulter an Schulter mit österreichisch-ungarischer Kavallerie unseren Angriff unterstützen sollte. Da traf mittags die Nachricht ein, daß an vielen Stellen die feindlichen Stellungen genommen seien und der Russe nun auf der ganzen Linie den Rückzug hinein nach Swangorod angetreten habe! — Da sahen wir nun die mit Recht so berühmte Brückentopfstellung! Zwei Reihen Drahthindernisse in je acht bis zehn Meter Breite vor der Front und die Gräben selbst, die aufs kunstvollste von sachverständiger Hand in monatelanger Arbeit wohl ausgebaut waren. Solche Anlagen hatten wir noch nie gesehen, und solche Befestigungen räumte der Gegner fast kampflos! — Die Ingenieure, die diese Arbeit getan, hatten umsonst gebaut, der deutsche Siegesgeist triumphtierte über russische Materie. Während die Armee sich Swangorod weiter näherte, erhielt meine Batterie Befehl, sich einer Kavalleriebrigade anzuschließen, um so schnell wie möglich auf Nowo Alexandrya vorzustoßen und den Rückzug des Gegners über die Weichsel in Flucht zu verwandeln. Das war etwas nach unserem Sinn! Ran an den Feind und ihn jagen! Schon hatte die Batterie erhebliche Marschleistungen heute hinter sich, aber nun galt's alle Kräfte hergeben, und wenn die Gänge vor Nowo Alexandrya zusammenbrächen. Noch eine knappe Tränkepause, dann wurde mit der Brigade angetrabt. Kilometerweise ging's auf der Chaussee, durch unsere siegreiche Infanterie hindurch; da liegen wieder die starken russischen Werke, geschickt im Walde angelegt, sodaß man sie von draußen nicht erkennen kann, Rasen und Anpflanzungen machen die Stellungen weiter unsichtbar; die Schießscharten sind durch verstellbare Stahlklappen zu schließen, sodaß jeder Schütze zum Schuß sich selbst seine Scharte öffnet. — Vorn Schüsse bei der Spitze; die Brigade hält. Artillerie nach vorn! Da knallen Schüsse unregelmäßig aus grünem Buschwerk heraus: Kosaken, die den Rückzug decken sollen. Nun aber feste hineingepfeffert! Nicht lange dauert's, da räumt der Gegner das Feld; mancher Russe liegt am Boden. Weiter geht die Jagd. Es wird dunkel, schwierig für Kavallerie vorwärts zu kommen, ohne in einen Hinterhalt zu fallen. Aber heute gibt's keine Bedenken, heute muß etwas gewagt werden, wir müssen solange vorwärts, bis wir Stadt und

Weichselübergang von Nowo Alexandrya auf günstige Entfernung beschießen können. Gefällte Bäume sperren die Straße, also hinunter ins Feld! Dann wieder zurück zur Chaussee, da ein Bach ein Hindernis bildet. Doch auch die Chausseebücke ist fort; sie ist noch rechtzeitig von den Russen in Brand gesteckt worden. Doch aufhalten lassen wir uns dadurch nicht. Mit Taschenlaternen wird der Bach abgesehen, wo wir vielleicht hindurch könnten. Und richtig! Hier wird's gehen! Zwar etwas schlammige Ränder, da müssen Balken und Bretter hineingeworfen werden! Gestrüpp, kleine Bäume werden beseitigt. Mit einigen Laternen, vorsichtig gegen den Feind abgeblendet, wird einigermaßen die Durchfahrtsstelle erleuchtet. Denn ist es schon für die Fahrer bei Tage keine Kleinigkeit ein derartiges Hindernis mit ihrem Geschütz zu nehmen, umsomehr ist dies bei Nacht der Fall. Und es geht wirklich; nach vielen Mühen ist die Batterie hinübergebracht. Es ist schon Mitternacht, stockfinster, in der Ferne leuchten Brände von Dörfern, durch Kosaken angestekt. Im nebenliegenden Sumpf wimmert irgend etwas, wahrscheinlich ein verwundeter Russe, jetzt ist ihm nicht zu helfen. Noch kurze Zeit, und wir erreichen die nach der Karte schon vorher in Aussicht genommene Stellung. Bald kracht der erste Schuß durch die Nacht weichselwärts, und aus der Ferne hallt das Donnern des zerprungenen Geschosses, den Russen anlündend, daß wir ihnen doch auf den Fersen sind und die Weichsel haben wollen. Feuerbrände brechen in der Stadt aus, ob von meinen Geschützen herrührend oder von den Russen angelegt, ist nicht festzustellen. Weitere dumpfe Schläge zeigen an, daß der Gegner zahlreiche Sprengungen vornimmt, in erster Linie handelt es sich wohl um die beiden Brücken, und die nicht mitnehmbaren Vorräte vernichtet. Fröstelnd stehen wir auf einem Hügel und schauen in die Flammenglut; Kriegshandwerk, schauerlich; und doch aus jenen Flammen leuchtet die Hoffnung auf glücklichen, nicht zu fernem Frieden, der nur durch solche Flammen und durch das Schwarz des Todes errungen werden kann. Das war die Beschießung von Nowo Alexandrya in der Nacht zum 21. Juli, die durch meine Batterie und einen reitenden Feldartilleriezug erfolgte und im Heresbericht erwähnt wurde. — Am 21. früh ging's dicht heran an Nowo Alexandrya; wir sehen die ansehnliche Stadt drüben liegen, zur Hälfte verbrannt, noch rauchend, glimmend: da scheinen die deutschen Granaten doch gewaltig mitgewirkt zu haben. Die beiden Weichselbrücken sind bis auf die Stämme abgebrannt und gesprengt, nur die Eisboje stehen noch. Diesseits des Stromes kein Russe mehr; Deutschland herrscht nun auch hier. Schützengraben hier und dort, die Weichseldämme zur Verschanzung eingerichtet, ebenso anscheinend die Häuser an der Uferstraße. Da muß mal Artillerie hinleuchten! Bald verraten die Russen selbst, wo sie ihre Quartiere haben; dort raucht's stark, es wird wahrscheinlich gerade Mittag geschot. Jene sonst menschenleere Straße sieht man zu bestimmten Zeiten Frauen mit großen Körben betreten; diese verschwinden dann in einigen großen Gebäuden, und liefern wohl Proviant an die Soldaten ab. Auch dahin wird geschossen werden müssen. Was pfeift denn so bekannt? Die Eisenbahn? Eine Lokomotive zieht mit einem Zug dahin, vor uns vom Weichselufer entfernt. Diesen Eisenbahnverkehr werden wir auch bald gründlich legen! — Wieder stehe ich vor der Weichsel, zum vierten Mal in diesem Kriege. Wieder sehe ich ihren eigenartigen Reiz, die Wälder, die Sanddünen; bergiger Sand diesseits und jenseits; kleine Städtchen, Dörfer, Güter hüben und drüben. Ich stehe im Park eines solchen Gutes; in breiten Stufen fällt der Garten hinab zum Strom: Obstbaum an Obstbaum; wie erinnert dies alles an unsere Weichsel in Westpreußen; auch die grauen Weiden, die grünen Dämme sind da. —

Wir richten uns häuslich ein. Unsere Infanterie besetzt die Weichsellinie, während die Artillerie dahinter ihre Stellungen nimmt. Besonders behutsam müssen wir, um Verluste zu vermeiden, vorgehen, da wir fast überall in Sicht des Fesselballons von der Festung Swangorod sind. Hat dieser ein lohnendes Ziel erspäht, so teilt er dies seiner Artillerie mit, und es dauert auch nicht lange, so haben wir einige schwere Granaten in unserer Nähe. Daß der Feind aber auch gleich trifft, ist natürlich nicht gesagt. Es gibt viele leere Felder, wo russische Granaten Platz haben. Es folgten einige recht interessante Tage. Der Gegner wurde häufig überraschend beschossen, besonders wenn Eisenbahnzüge sich zeigten oder in der Stadt lebhafter Kolonnenverkehr war, der namentlich nachts durch Räderasseln und andere Geräusche sich bemerkbar machte. Möglicherweise aber hieß es fort, ganz wo anders hin; wohin — wußten wir in der Front natürlich nicht. „Plötzlich“ ist bei uns eigentlich alles. So einen ruhigen, gemächlichen Übergang gibt es fast niemals. Glaubt man wirklich einmal in Ruhe essen und sich gründlich

waschen zu können, so kommt sicher bald Befehl zum Ausbruch. Nichts ist so eitel wie die Hoffnung des Soldaten auf einige Ruhe. Es kommt immer anders, als man denkt! Ich hatte mich in dem vorher erwähnten Gut einigermaßen bequem eingerichtet; es war zwar schon reichlich Infanterie da, aber einer verhalf dem andern zu einem Unterkommen. Ich will hier nicht unerwähnt lassen, daß mich, so weit der Heimat, ein lebenswürdiger Bataillonsstab sogar zu einem Glase Bier einlud, eine Opferwilligkeit, die grenzenlos ist. Daß aber die Opferwilligkeit und Selbstverleugnung auf der anderen Seite so weit gehen, daß man sagt: „Danke, ich habe schon gefrühstückt“, ist natürlich ausgeschlossen. Höchstens ein leises: „Ich will Sie aber nicht berauben“, das man immer übersetzen muß: „Na, man her damit!“ — Das Gut, im besonderen das Wohnhaus, muß einem Mann gehören, der etwas Kunstverständnis besitzt. Es mag, einst wohl erhalten, ein recht geschmackvolles Heim gewesen sein, jedenfalls steht es weit über dem landesüblichen Durchschnitt. Ich halte den Besitzer für einen gut zarisch gesinnten Großindustriellen. Darauf deuten die verschiedenen Gemälde des Zaren und verschiedener Großfürsten in den runden Gesellschaftsräumen, die Bilder aus der großen Gesellschaft, sowie einige kleine Monumente aus Mäthern und Maschinenteilen. Musik wird viel getrieben sein, das zeigen zwei Flügel und ein Pianola an. Eine Gouvernante wird wohl hier und die Dame des Hauses im anderen Zimmer gepaukt haben. Jetzt haben sich unsere Soldaten des Pianola angenommen und es sogar heil gelassen. Wenige hundert Meter drüben schossen die Russen, und hier ward eine ungarische Rhapsodie von Liszt vom Stapel gelassen. Wenn wir uns nicht zu dreißt im Park und auf den Terrassen bewegen, lassen uns die Russen so ziemlich in Ruhe. Mißlich ist es des Abends aber mit dem Lichtbrennen. Die Front nach der Weichsel muß jedenfalls dunkel bleiben, sonst fliegen einem die Kugeln bis ins Bett. — Ich war einer der ersten deutschen Soldaten, der jenes Haus betrat. Ich kann bezeugen, daß die Verwüstung desselben nur von den Russen begangen sein kann. Man fragt sich zwar zuerst, kann dies Haus überhaupt jemals ganz reinlich, ganz ausgeräumt gewesen sein; wie konnte so schnell dies trübselige Bild entstehen, wo doch zweifellos einst gebildete Menschen gewohnt haben: Wüste, Schmutz; wie ist so schnell eine solche Veränderung möglich, besonders, da das Haus gar nicht beschossen worden war. Kinderpielzeug liegt überall herum. Das berührt mich immer traurig. Arme Kleinen, euer Kindertraum hat Blut, Brand und Mord gesehen. Euer Idyll ist zerstört. Was werdet ihr für Menschen werden, die ihr schon solches Elend in der Jugend sahet! Klaget auch ihr laut die Verbrechen dieses Krieges an, denn sie sind auch die Zerstörer eurer Jugendsonne! — Ein festes Dach über dem Kopf ist sehr viel wert in Kriegszeiten, aber es verliert entschieden, wenn es einen kleinen zoologischen Garten unter sich beherbergt. Auf allerhand Ungeziefer ist man ja immer gefaßt, aber die Fliegen hier, das ist schon nicht mehr zum aushalten. Zog man sich zum Schlafen den Woylach über den Kopf, so erstickte man; nur Müdenscheiter helfen. In jedem Essen und Trinken verspeißt man selbstverständlich einige solcher lieben Tierchen. Na, man muß sich an alles gewöhnen „in der schönen, in der neuen, in der schönen, neuen, grauen Felbuniform!“ — Der Soldat denkt, und das Armeekorpskommando lenkt! Plötzlich hieß es: Abmarsch irgendwohin! Die Batterie hat um so und so viel Uhr dort und dort einzutreffen. An jener Stelle wartet ein höflicher Ordnonanzoffizier. „Haben Sie die Lebenswürdigkeit, sich heute mit ihrer Batterie nach jenem idyllisch — auf der Karte — gelegenen Ort zu bemühen.“ Ob dies Paradies noch steht und nicht verbrannt ist, weiß man natürlich nicht. Befehlsempfänger nach X! Für Optimisten und Pessimisten zugleich bemerkte ich, daß es derartige Höflichkeiten tatsächlich gibt, ohne Scherz. Aber es gibt auch eine Stufenleiter.

Also es ging wieder fort! Natürlich setzte gerade auf der Chaussee nach Zwolen ganz gehöriger Regenguß ein, und mein Fuks meinte — nicht ganz mit Unrecht —, daß es anscheinend auf dieser Chaussee immer regne; er hatte sie noch vom vorigen Oktober in üblem Andenken, da er sich damals einen recht unangenehmen Rheumatismus auf einem Ordonanzritt zugezogen hatte. Infanterie, Kavallerie, Artillerie: alles strebte einem neuen Ziele zu, das aber uns Frontkreaturen natürlich gänzlich unbekannt war. Selbstverständlich wurden wie immer die kühnsten Vermutungen aufgestellt. Der eine meinte, jetzt ginge es nach Nordpolen und in die russischen Oststepprovinzen, der andere hoffte auf die serbische Grenze, und ein Dichter wollte durchaus in die Dolomiten, wahrscheinlich, weil ihm die diesjährige Sommerreise ins Impezzotal zu Wasser geworden war. Es kam ganz anders... Wir kamen an anderer Stelle wieder an die Weichsel! Großes Stand bevor. Das ahnte und fühlte jeder. Alle diese gemeinsamen Beratungen und Erkundungen: es war etwas Besonderes im Werke. Zunächst wurden nur die Führer eingeweiht; die Gruppe wußte noch gar nichts. Da standen wir eines Nachts an der Weichsel und bereiteten uns vor, an ver-

schiedenen Stellen, angesichts des Gegners, den Strom zu überschreiten. Daß ein solches Unternehmen wahrlich keine Kleinigkeit ist, vielmehr eine ganz außergewöhnliche Gefahr in sich birgt, wird wohl auch dem militärischen Laien, der daheim sorglos beim Morgentasse die Zeitung mit dem neuesten Heeresbericht liest, klar sein. — Drüben am Ufer, an den Dämmen und in den Weiden der Feind, über dessen Stärke man doch nur sehr unvollkommen unterrichtet ist und dessen Wachsamkeit und Gefechtskraft man niemals unterschätzen darf. Wenn solch ein Unternehmen gelingen soll, muß es auf Überraschung des Gegners aufgebaut sein, so daß dieser nicht Zeit hat, seine Reserven von weiter rückwärts her an die bedrohten Punkte zu ziehen. Welche vielseitigen Vorichtsmaßregeln wir anwenden, um den Feind zu überraschen, soll heute ungesagt bleiben. Nur so viel: die Überraschung gelang völlig, restlos. Später gefangene Offiziere sagten nachher aus, sie hätten nicht die leiseste Ahnung gehabt, so starke deutsche Kräfte sich plötzlich gegenüber zu haben. Alles wäre bei den ersten Schüssen wild durcheinander gerannt. Befehle wären nicht mehr gegeben worden, noch ausführbar gewesen; jeder sei zum ersten besten Schützengraben gelaufen und habe aufs Geratewohl geschossen! — Mitternacht! Einige feindliche Kosakenposten drüben im russischen Graben knallen zum Zeitvertreib herüber, wo sie ein paar Schwadronen wähen. Ahnt ihr wirklich nichts? Ahnt ihr nicht, daß hier dicht hinter dem Ufer die fürchterliche Feuerkraft von vielen deutschen Batterien lauert, zu Tod und Verderben für euch? Fühlt ihr nicht die erdrückende Nähe gewaltiger Truppenmengen, wehen euch nicht die Schwingen des Todesengels an?

Silbern weiß liegt der Mond auf dem deutschen Ufer mit Sanddünen, Weiden und dem kleinen Kirchdorf. Nur wenige hundert Meter trennt den feindlichen von unserem leitenden Stab. Ein Gewirr von Fernspreckdrähten zu den Übergangsstellen, zu den Stäben, zu allen Teilen der Artillerie. Noch ein letztes Mal wird die Leitung geprüft; denn viel hängt von ihrem Funktionieren ab. Alle Uhren sind gleich gestellt. Fröstelnd sieht mancher auf die Zeit. Diese Stille ist kaum noch auszuhalten; endlich um halb eins wird allort angetreten. Die Schwüle der Erwartung beginnt zu weichen; die Würfel sind gefallen, mag nun kommen, was wolle. Aber was wird kommen? Weiß der Gegner Bescheid? Ist er still geblieben, um uns in eine Falle zu locken Gähnen dort gierig im blauen Dunst tausende von Feuerzungen gegen die opfermutigen Pioniere und Infanteristen, die nun ihren schweren Weg antreten? — Jeder hält den Atem an, noch ist von der nächsten Übergangsstelle weder etwas zu hören noch zu sehen. Weiß im Mond liegt die Weichsel da. Soll sie rot von Blut vieler Tapferer werden?

Da, einer tuschelt's, einer flüstert's. — Dort schwimmt ein Ponton! Richtig ein schwarz-graues Etwas hebt sich dort auf der Fläche ab, nähert sich der weit vorpringenden landigen Landzunge drüben. Ein zweites, ein drittes Ponton stößt ab, schwimmt. Ein viertes Boot geht die Bahn. Man sieht alle vier deutlich. Und der Feind? Da — ein Schuß aus dem russischen Schützengraben, drei, zehn, fünfzig — Maschinengewehre. „Feuer eröffnen!“ tönt's vom Stand des Artilleriekommandeurs durch alle Fernsprecher. Vorbei Stille, vorbei Mondidyll, die Hölle ist los. Schuß auf Schuß fliegt in die russische Stellung, die nun endlich aus tiefem Schlaf erwacht. Das erste Ponton scheint drüben zu sein. Doch nein, was ist das? Es hält ja im Strom. Nachrichten kommen: der Fluß ist an einzelnen Stellen zu leicht für die Boote. Ein oder zwei Pontons sitzen fest. Schweres Infanterie- und Maschinengewehrfeuer schlägt in die Rähne. Ein Teil der Pioniere ist erschossen, verschiedene Pontons daher nicht mehr zu fahren. Es wird kritisch. Aber unsere brave Infanterie weiß sich schnell Rat: hinaus aus dem Rahn, bis an den Hals im Wasser hinübergewatet, hingeworfen auf der Landzunge und Feuer eröffnet. So liegt denn da eine kleine Schar Tapferer. Aber ist's möglich, hier mit Bataillonen entgegen feindlichem Feuer und widrigen Stromverhältnissen hinüberzukommen? Und die Russen wehren sich tapfer.

Von allen Seiten kommen ihnen Verstärkungen zu Hilfe und im Dunkel der Nacht ist es auch für die Artillerie schwer, das Ziel zu finden.

Da kommt frohe Kunde von der linken Übergangsstelle. Es ist der Brigade dort gelungen, mit starken Kräften am jenseitigen Ufer festen Fuß zu fassen; schon sind Geschütze mit Fahren hinübergeschafft, der Feind uns gegenüber wird im Rücken bedroht, alles geht gut, der Erfolg ist uns nicht mehr zu nehmen.

Und als wir alle dann am späten Abend mit Reitern, Roß und Wagen drüben waren und den Feind weit zurückgedrängt hatten, da war wohl die Grundlage eines weiteren großen Sieges geschaffen.

Dieser Weichselübergang der Armee Monrsc wird stets in besonderem Lichte in den Büchern der Geschichte dastehen. Wer Madensen und Hindenburg preist, darf jetzt auch Monrsc und seine Landwehr nicht vergessen.

Kriegschronik:

12. August: In den Argonnen wurde das Martinswerk erobert. — Kämpfe am Dunaabschnitt. Der Brückenkopf von Wizna und Sambrowe erstürmt. Lukow befehzt. Rückzug der Russen zwischen Bug und Parczew. — Angriffe bei Doberbo. — Die italienische Küste von Molfetta bis Seno San Giorgio bombardiert.
13. August: Fortschritte vor Komno und zwischen Narew und Bug. Sokolow und Sieblce erobert. — Marineluftschiffe bombardieren die militärischen Anlagen in Jarwidz. — Kämpfe im Küstenland, bei Cormons und bei Schludersbad.
14. August: Fortschritte am Martinswerk. — Kämpfe nördlich des Njemen (Niesow, Kupischky, Westhlny, Komarsk). Im Norden von Nowo-Georgiewsk starke Vorstellung erstürmt. — Kämpfe an der Fedaja-Stellung und östlich Monfalcone. — Engländer Transportdampfer im Ägäischen Meer versenkt.
15. August: St. Die beschossen. — Kämpfe bei Kupischky; Fortschritte vor Komno. Der Nurzec-Übergang erzwungen. Die russischen Stellungen bei Cosice durchbrochen. Rosanka befehzt. — Erhöhte Gefechtsaktivität im Görzischen und an der Kärntner Front.
16. August: Angriffe bei Hammerzweiler. Deutsches U-Boot beschließt Parton, Harrington und White-

haven. Fortschritte bei Komno und Nowo-Georgiewsk. Bransk befehzt. Westlich Droniszyn der Bug überschritten. Biala und Slawatyze befehzt. — Angriffe am Tonalapaf und bei Schludersbad. Luftangriff auf Venedig.

17. August: Kämpfe in den Argonnen. Bei Horns-riff-Feuerschiff ein englischer kleiner Kreuzer und ein englischer Zerstörer durch deutsche Torpedoboote versenkt. Luftangriff auf London. Die Südwestfront von Komno erobert. Großes Fort nordöstlich Nowo-Georgiewsk erstürmt. — Angriffe gegen die Tiroler Werke und das Plateau von Doberbo.

18. August: Angriffe beim Schrahmannle und südlich Sondernach. — Komno erstürmt. Der Feind über den Bug in die Vorstellungen von Breft-Litowsk geworfen. — Heftige Kämpfe im Küstenland. Die von den Italienern befehzte Insel Pelagosa beschossen.

19. August: Angriffe zwischen Angres und Souchez und auf Eingeckopf und Schrahmannle. — Westlich Tykocin der Narew überschritten. Kämpfe bei Bielsk und Nowo-Georgiewsk. Der Bug bei Mielnik und Janow überschritten. Bei Rokitno Vorstellungen von Breft-Litowsk erobert. — Im Rigaischen Meerbusen ein russisches Torpedoboot und zwei Kanonenboote vernichtet; drei deutsche Torpedoboote durch Minen beschädigt.

20. August: Kämpfe zwischen Angres und Souchez und am Schrahmannle. — Nowo-Georgiewsk

erstürmt (85000 Mann, 700 Geschütze). — Italien erklärt der Türkei den Krieg.

21. August: Bielsk genommen, die Russen über die Biala geworfen. Fortschritte vor Breft-Litowsk.

22. August: Die Eisenbahnen Bialystok-Brest-Litowsk und Kleszczele-Wyloko-Litowsk überschritten.

23. August: Heftige Kämpfe in den Dogefen. — Fortschritte südlich Komno. Ossowiec befehzt. Tykocin genommen. Heftige Kämpfe nördlich Bielsk und bei Kleszczele-Razna. Heftige Kämpfe östlich der unteren Pulwa. Truppen bis gegen Turysk und östlich Luboml vorgehoben. — Angriffe bei Doberbo und am Brückenkopf Tolmein abgewiesen.

24. August: Kämpfe südlich Komno und nordöstlich Kleszczele. Pulwa und Bug überschritten. An der Südwestfront von Breft-Litowsk die Höhen bei Kopytow erstürmt. Verfolgung der Russen durch das Sumpfgebiet nordöstlich Wlodawa.

25. August: Fortschritte bei Birschi. Die Berezowka erreicht und südlich Tykocin der Narew überschritten. Narew-Übergang auch an der Strafe Sokoly-Bialystok erzwungen; die Orłanka erreicht. Kampf am Bialowieska-Fort. Bei Dobrynka vorgeschobene Stellungen von Breft-Litowsk durchbrochen. — Vergebliche Angriffe bei Doberbo, nordwestlich San Martine und im Tiroler Grenzgebiet.

26. August: Die Festung Breft-Litowsk erstürmt.

Nuch Kowno und Nowo-Georgiewsk gefallen!

Ein neuer Erfolg der deutschen Waffen bewegt unsere Herzen: die große russische Festung Kowno ist in deutschem Besitz! In voriger Nummer jubelten wir über Warschaus Besetzung, und heute schon läuten die Glocken, weil Kowno gefallen ist. Wer hätte das für möglich gehalten? Denn Kowno ist eine wirklich starke und bedeutende Festung, auf die die Russen große Hoffnungen gesetzt hatten. In deutschem Besitz bildet die Stadt einen beachtenswerten Stützpunkt zur Behauptung des von uns bereits eroberten Gebietes und zur Sicherung des dahinterliegenden deutschen Landes.

Kowno bildet den nördlichen Flügel der großen Festungsreihe, die Rußland gegen Deutschland schützen soll, und war als Flügelstellung ganz besonders stark ausgebaut. Die Stadt liegt an der Mündung der Wilja in den hier 250 Meter breiten und sehr tiefen Njemen, der in einem etwa 60 Meter scharf eingeschnittenen Tal seine trüben Fluten dahinwälzt. Diese verhältnismäßig steilen Uferwände bilden schon an und für sich vortreffliche Verteidigungspunkte, und da die Russen seit Jahren ihre große Befähigung in der Anlage von Feststellungen darauf verwandt hatten, die Werke von Kowno

immer mehr auszubauen und zu verbessern, so wußte man, daß diese Njemenfestung wirklich stark war.

Das Wichtigste aber an der Festung Kowno war der 4 km vorgeschobene Gürtel von ganz neu angelegten Forts, der die Stadt fast auf allen Seiten hin umgibt. — Über alle Panzergürtel haben das stolze Kowno vor der Einnahme durch die Deutschen nicht zu schützen vermocht. Am 16. August stürmten Truppen der Armee des Generalobersten v. Eichhorn unter Führung des Generals der Infanterie Vihmann die zwischen Njemen und Jesia gelegenen Forts der Südwestfront von Kowno. Hierbei wurden über 4500 Russen zu Gefangenen gemacht und 240 Geschütze und zahlreiches sonstiges Gerät erbeutet. Am folgenden Tage wurden dann die übrigen Forts und die Stadt selbst trotz zähester Verteidigung mit stürmender Hand genommen. Unzähliges Material, darunter weit mehr als 400 Geschütze, fiel dabei in unsere Hände. — Kowno hat im gegenwärtigen Kriege schon eine große Rolle gespielt. Denn hier hatte gerade vor einem Jahre General Rennenkampf die gewaltige Armee gebildet, die bestimmt war, in breiter Front in Ostpreußen einzufallen, glücklicherweise aber nicht weit kam. Es ist ja bekannt, wie



General der Infanterie Vihmann. Hofphot. G. Bieber.

sie in der zu Beltruhm gelangten Schlacht von Tannenberg von Generalfeldmarschall von Hindenburg eingekreist und zerstört wurde. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, welche Bedeutung eine große Festung auch heute noch haben kann. Denn die Reste der kriegentampten Armee zogen sich hinter die Wälle von Rowno zurück, welche die deutsche Verfolgung zum Stehen brachten und die geschlagenen Truppen vor gänzlicher Vernichtung schützten. Hinter Rownos Festungsmauern konnten die russischen Truppen neu geordnet werden und machten denn auch im Anfang dieses Jahres von hier aus einen neuen Vorstoß, der freilich wieder nach kurzer Zeit scheiterte. In beiden Fällen war die gegenüberstehende deutsche Truppenmacht leider nicht stark genug, um mit Aussicht auf Erfolg einen Angriff auf den Hauptstützpunkt der Narewlinie zu unternehmen. Jetzt aber konnten die nötigen Regimenter und Geschütze zum Ansturm auf Rowno angefordert werden, und nun ist die Festung in deutschem Besitz.



Ein Beobachtungshochstand im Walde. Phot. A. Grohs.

Die Russen haben freilich alles daran gesetzt, um die Stadt zu halten, aber es ist vergeblich gewesen. Haben sie doch sogar zu dem verzweifelten Mittel gegriffen, die Bevölkerung zum Verlassen der Stadt zu zwingen. Auch die Behörden und die Filiale der Reichsbank wurden knapp vierzehn Tage vor dem Falle der Festung nach Wilna verlegt. Ob, beziehungsweise wie lange sie dort sicherer sein werden, muß sich jetzt bald zeigen.

Der Fall von Rowno ist, wie schon gesagt, ein neuer, ganz großer Erfolg der deutschen Waffen und wird nicht verfehlen, einen gewaltigen Eindruck auf unsere Feinde und besonders auch auf die Herren Neutralen auf dem Balkan zu machen. Werden doch dadurch wieder mehrere Armeekorps unserer Belagerungstruppen für anderweitige Verwendung frei! Mit Gottes Hilfe geht es vorwärts! Möge es weiter vorwärts gehen bis zum endgültigen Siege! — Eine andere russische Festung, die ebenso stark ist als Rowno und die auch eine große Bedeutung



Die Befestigungen von Rowno.



Nowo-Georgiewsk mit dem zuerst eroberten Fort Benjaminow.



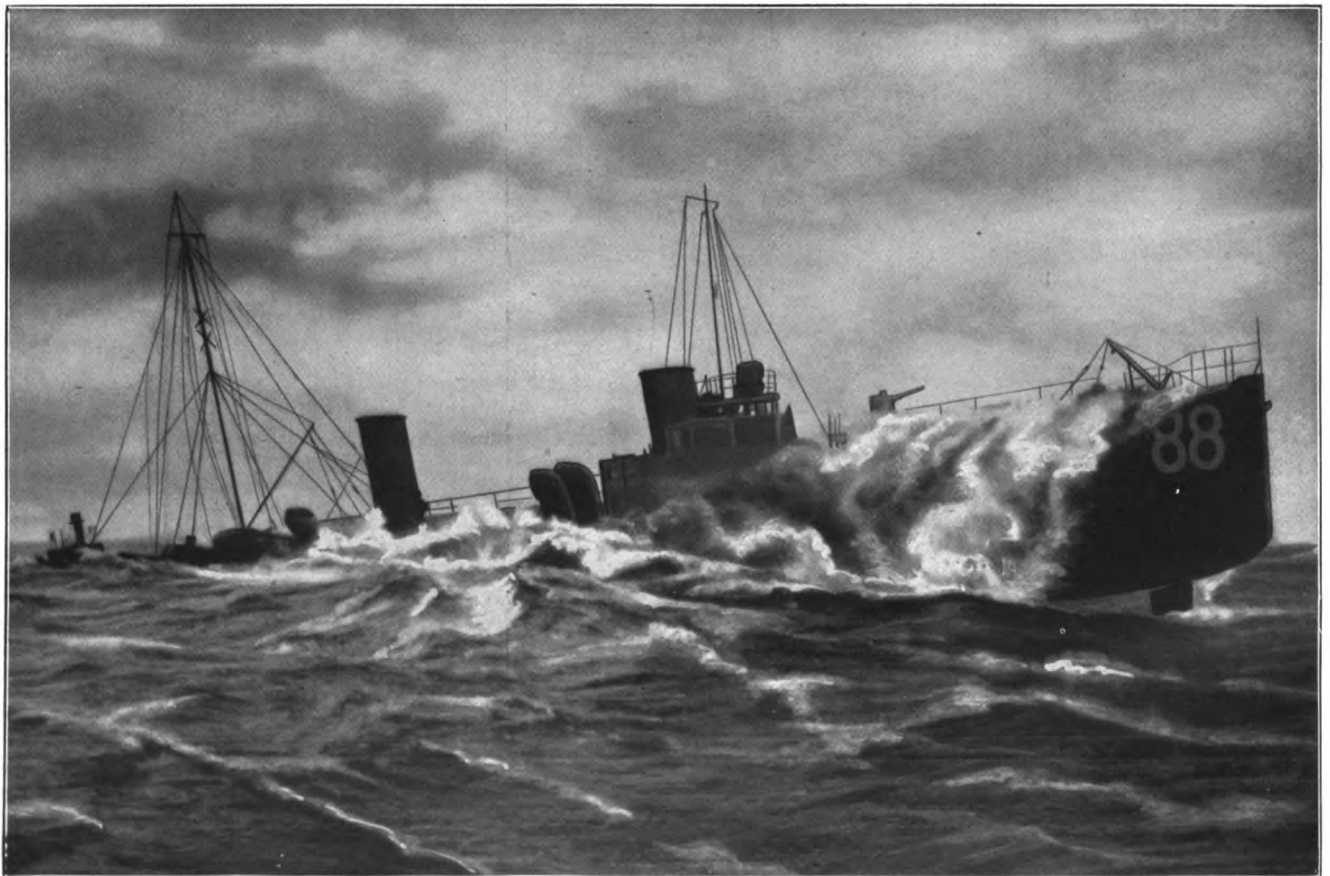
General der Infanterie von Beseler, der Eroberer von Nowo-Georgiewsk.
Hofphot. Ernst Sandau phot.



88

Auf dem Marsch in das eroberte Nowo-Georgiewsk. Phot. G. Berger.

88



88

Deutsches Torpedoboot bei schwerer See an der jütischen Westküste.

88



88

Infanterie im Vormarsch auf Kowno. Phot. Guschmann.

89

hat für den Ausgang des Krieges, ist Nowo-Georgiewsk. Auch sie haben unsere unvergleichlichen Truppen am 19. August nach hartnäckigem Widerstand erstürmt! Die Besatzung von mehr als 80000 Mann und vorläufig unübersehbares Kriegsmaterial fielen in unsere Hände. Unser Kaiser begab sich sofort in die eroberte Stadt, um dem Führer des Angriffs, General der Infanterie von Beseler, und den tapferen Angriffstruppen des Vaterlandes Dank auszusprechen.

Nowo-Georgiewsk liegt am Einfluß des mit dem Bug vereinigten Narew in die Weichsel, 20 Kilometer abwärts von Warschau. Besonders stark ausgebaut sind die Werke in dem Weichselbogen von Razun-Polst. Auch diese Festung ist nach allen Windrichtungen hin durch vorgelagerte Forts und Feldstellungen wirklich ein Bollwerk ersten Ranges geworden. So haben es denn auch die Russen nicht kopflos geräumt, wie sie es mit anderen Festungen machten, sondern wollten es halten.

Nach den Erfahrungen, die wir mit einer ganzen Reihe von russischen Festungen gemacht haben, durften wir aber hoffen, daß es sich nicht als uneinnehmbar erweisen, sondern nach kürzerer Zeit von unseren sieggewohnten Truppen überrannt werden würde.

An demselben Tage, an dem Kowno fiel, hatten wir auch zur See einen herrlichen Erfolg. Fünf Boote einer unserer Torpedobootflottillen griffen bei Hornsriff-Feuerschiff an der jütlischen Westküste einen englischen modernen kleinen Kreuzer und acht Torpedobootszerstörer an und brachten den Kreuzer und einen der englischen Zerstörer durch Torpedoschüsse zum Sinken. Und daß es, ebenfalls am 17. August, unsern Marine-Luftschiffen gelang, die City von London anzugreifen und wichtige Anlagen an der Themse ausgiebig mit Bomben zu belegen, macht unsere Freude voll. Möge es so weiter gehen bis zum endlichen Siege.



88

Auf der Njemenbrücke in Kowno. Phot. Dr. Franz Stöedtner.

89

Warschau. Von Karl Freiherr von Berlepsch.

Am Dienstag, den 3. August, in der Frühe, räumten die Russen plötzlich ihre starke, halbkreisförmige „Blonje-Stellung“ rings um Warschau, nachdem wir ihnen einige Tage vorher hart zugelegt hatten, und zogen sich auf den Fortgürtel zurück.

Schwere Rauchwolken erfüllten den ganzen Tag die Gegend um Warschau. Der Feind war bestrebt, uns ein verwüstetes Land zu überliefern, was ihm freilich nicht mehr ganz gelang.

Unsere Truppen folgten ihm auf dem Fuß und lagen nun nahe den Forts und im Bereich der schweren Festungsartillerie.

Bald spieen die unscheinbaren Rasenhügel der Befestigungen allerlei unangenehmes Eisen verschiedenen Kalibers und belehrten uns, daß die Nachricht von „den bereits aus Warschau fortgeschafften Geschützen“ ein Märchen sei.

Es ist am Morgen des 4. August, früh 4 Uhr.

Mein Auto faßt durch die Dämmerung auf der großen Straße gen Warschau. Die Straße ist so ausgefahren, daß ich mich festhalten muß, um nicht bei den postterlichen Hopsern, die der Wagen vollführt, hinauszufliegen. Krampfhaft halte ich in der Hand den Befehl des Armees-Oberkommandos mit sämtlichen Anordnungen für das Einrücken unserer Truppen in Polens Hauptstadt.

Es geht im Fluge durch verlassene Ortschaften.

Die Russen haben alle Einwohner mit ihrer fahrenden Habe fortgetrieben.

Der Weg führt durch die aufgegebene Blonje-Stellung. Sie ist ein wahres Meisterstück der Befestigungskunst.

Die schöne Pappelallee hat fallen müssen. Die dicken Stämme waren teilweise auf die Straße geworfen, teilweise in Verhaue und Unterstände eingebaut; doppeltes und dreifaches Drahthindernis, doppelte und dreifache Schützengräben! Die Russen haben auch noch hinter ihren Stellungen kunstvolle Drahtverschürungen angelegt. So sitzen die Truppen zwischen zwei Drahthindernissen, und ein Ueberlaufen oder Entinnen gibt es nicht.

Auch eine Art, den sinkenden Mut zu befestigen!

Nun führt die Straße ein Stück durch den Wald und dann eine kleine Anhöhe hinauf.

An einer dicken Pappel auf dem Feld steht ein Tisch mit merkwürdig fein verführerischen Ornamenten — wer weiß, woher er stammt! — und dabei ein paar Stühle. Karten sind ausgebreitet und gegen den böigen Wind mit Steinen beschwert. Zwei Telephonisten „hängen an der Strippe“. Offiziere sitzen und stehen um den Tisch.

Das ist der Gefechtsstand des Generalkommandos, der Ort, von dem aus die Belagerung Warschaus geleitet wird.

Ganz nahe tönen nun die Paukenschläge der Beschießung, die soeben eröffnet wurde.

Der Russe antwortet sehr lebhaft.

Schrapnellwolken hängen in der Luft, Erdbeiser springen hier und dort aus dem Boden, wo eine Granate einschlug.

Fast mit bloßem Auge sieht man die Türme und Schornsteine der Stadt, das hochgelegene Polensschloß, die russische Kirche, deren goldene Zwiebeltüppeln in der aufgehenden Morgensonne verheißungsvoll funkeln.

Eine Stunde später.

Die Morgensonne wirft durch die Nebelwolken ein Strahlenbündel, gleich einer zündenden Krone um das Kampfspiel von Monaten!

Wie nahe nun!

Durch das Scherenfernrohr sieht alles aus, als ob man es greifen könnte! —

Der ganze Winter in den Schützengräben an der Bzura und Rawka hatte dasselbe heißersehnte Ziel! All die schweren Stunden in Nacht, Entbehrung und Kälte fallen mir ein! Wie oft hatte man damals traurig den Kopf geschüttelt!

„Halten!“ Ja, — Warschau nehmen? „Ein Ding der Unmöglichkeit, es sei denn, daß . . .“

Das „denn“ ist geworden!

Nach neunmonatlicher Belagerung wird Warschau fallen — heute noch oder doch in den nächsten Tagen!

Es ist nicht so leicht gewesen, an die Forts heranzukommen, wie man nach den Zeitungsnachrichten wohl vermuten könnte. Einzelne Vorstellungen und Ortschaften haben im Sturm genommen werden müssen. Und auch jetzt noch scheint der Russe durchaus nicht die Absicht zu haben, kampflös Polens Hauptstadt zu räumen.

Es fällt auf, daß sämtliche Fabrikschornsteine rauchen, ein Zeichen, daß drinnen das friedliche Leben ruhig seinen Gang geht, während an den Toren heiß gekämpft wird.

Hier und dort steigen dicke Rauchläulen auf.

Die Artillerie hat Häuser und Scheunen in Brand geschossen.

Die Beschießung wird bald heftiger, bald schwächer.

Die Russen haben die große Anmarschstraße unter Feuer genommen. Kraftwagen flüchten aus der Feuerzone.

Der Feind ist noch lange nicht niedergelämpft.

Gegen Mittag setzt das Feuer unserer 15 cm-Kanonen gegen die Forts ein.

Lange Lastkraftwagenkolonnen schleppen Munition herbei, die sich zu Bergen an der Straße türmt.

Brütende Hitze liegt über dem staubigen Weg.

Gegen Nachmittag wird das bisher dunstige Wetter klarer.

Bei den Divisionen will man wahrgenommen haben, daß das gegnerische Infanteriefeuer aus den Forts während unserer Beschießung schwächer wird. Aber sobald die Artillerie schweigt, klappert wieder Maschinengewehrfeuer, poltern die Infanteriesalven.

Wir sehen uns nach einem Nachtquartier um. Aber es gibt in der Nähe nichts als verlassene, schmuckige Hütten.

Einige von uns ziehen es vor, im Freien zu übernachten, einige „belegen Plätze“ in halboffenen Scheunen. Aber es gibt auch ganz Mutige, die sich von den Burken ein Lager in einem sogenannten Hause bereiten lassen, nachdem zuvor die Diele blank gefegt ward und allerlei Fliegendes und Krabbelndes die Aufforderung erhalten hat, das Lokal zu räumen, ein Unterfangen, dessen Nutzlosigkeit man sehr bald einsehen muß, denn kein Fenster und keine Tür ist heil, und das Fliegenvolk ist sofort in schwarzen Schwärmen wieder zur Stelle, um sich auf seine verzweifelte Opfer zu stürzen.

Wie sah ich im Leben so viel Fliegen wie in Szentogin-Sztary.

Man empfindet schließlich nur noch ohnmächtige Bewunderung vor diesen Milliarden von leichtbeschwingten Quälgeistern und verabscheut Speise und Trank, weil sie von diesem Gewürm rücksichtslos beansprucht werden.

Aber auch ein Stündchen Ruhe wird zur Sage, denn eine Fliege allein hat sechs Beine, und der Mensch besitzt im ganzen nur eine Nase!

Ja — und wenn es bei den Fliegen geblieben wäre! — Nun, ich will diese Nacht nicht weiter schildern, — man nimmt ja manches in Kauf, wenn man Warschau erobern will!

Es war jedenfalls eine sehr „bewegte“ Nacht.

Bis in die frühen Morgenstunden dauerte das Infanteriefeuer in unverminderter Heftigkeit an. Ein paar schwere Detonationen — wahrscheinlich von Brückensprengungen her — während — erschüttern rings den Boden.

Bei Morgengrauen wird es plötzlich still.

Die Pferde sind schon gesattelt, wir wollen zu den Divisionen reiten, um den Kampf aus der Nähe beobachten zu können.

Da stürzt eine Ordonnanz herbei.

„Die Forts von Warschau sind genommen, unsere Truppen stehen vor der inneren Befestigungsmauer!“

Das ist der Fall Warschaus!

Viereinhalb Uhr früh!

Der kommandierende General und die Stabsoffiziere besteigen die Wagen und fliegen davon.

Die anderen Offiziere folgen zu Pferde.

Sonnigster Morgen des 6. August! Wie rettet es sich gut gen Warschau!

Das lang besprochene, von allen Zeitungen der Welt vorhergesagte Ereignis — nun sieht es kaum faßbar in seiner ganzen weltgeschichtlichen Größe: Die Deutschen haben Warschau genommen!

Die erste Erscheinung, die uns das Unglaubliche glaubhaft macht, sind einige mit allerlei Hausrat hochbeladene Bauernwagen, die von ihrer Verschleppung nach Warschau durch die Russen mit Hab und Gut, Kind und Gesind, in die ländliche Heimat zurückziehen in die elend verwüstete Heimat.

Ob sie uns nun wohl für die Zerstörer und Mordbrenner halten?

Eigentlich machen sie ganz zufriedene Gesichter: als lebte in ihnen zunächst nur der eine Gedanke, von den Russen erlöst zu sein.

Und aus den ersten wenigen Gefährten wird eine lange, lange Karawane, Wagen auf Wagen mit Betten, Tischen, Stühlen. Oben drauf und nebenher schmutzige Kinder, alte Weiber, Vieh treibend, junge Mädchen mit städtischem Kopfpuz und Humpelrock, aber barfuß, Männer und Jünglinge mit hohlen Wangen und melancholischen dunklen Augen. Einige neigen sich tief vor uns und ziehen den Hut bis zur Erde. Armes Volk!

Auf der linken Seite der Straße ziehen die vertriebenen Polen heim; auf der rechten die deutschen Kolonnen, siegesfroh und blumengeschmückt der Stadt entgegen.

Nahe dem Eingang zu der Industrievorstadt hält das Generalkommando auf einem Rasenhügel, daneben eine



88

Polnische Flüchtlinge, die von den Russen mitgeschleppt waren, auf ihrem Rückzug. Phot. E. Benninghoven.

88

Schwadron Dragoner mit wehenden Flaggen. Alle Straßen sind bedeckt mit marschierenden Truppen.

Das erste Regiment, das in Warschau einzieht, wird mit Blumen überschüttet. Das Volk von Warschau jubelt den Deutschen zu, als seinen Befreier!

Am Schluß aller Truppen — gegen 12 Uhr mittags — zieht der kommandierende General mit seinem Stabe in die Stadt.

Wir waren gewarnt worden: ganze Straßenzüge seien

von den Russen unterminiert, eine Menge russischer Offiziere und Soldaten sei noch in Zivilkleidern in der Stadt zurückgeblieben, um uns in die Luft zu sprengen.

Wer dachte jetzt noch an diese törichten Gerüchte!

Eine freudig bewegte Menge flutet in den Straßen hin und her, als sei Festtag. Durch die vornehmen holzbeplankten Alleen trappeln die Hufe unserer Pferde, an herrlichen Häusern und Palästen vorbei; Männeraugen staunen, schöne Frauenaugen lachen.



88

Ein Weichselfort von Warschau mit Blick auf die von den Russen gesprengte Brücke. Hofphot. Kühlewindt.

88

Am Rathaus hält der Zug.
Der Kommandierende steigt mit einigen Herren des Gefolges zum Empfangssaal empor, wo die Spitzen der Bürgerschaft und ihr erwähltes Haupt, der Fürst Lubomirsky, ihn erwarten.

Einige kurze Begrüßungsworte, eine kurze, markige Erwiderung: die Besitzergreifung Warschaws im Namen Sr. Majestät des Kaisers ist vollzogen.

Eine Bürgermiliz war bereits organisiert und unterstützt die deutschen Offiziere trefflich bei der Aufrechterhaltung der Ordnung auf den Straßen.

Und nun kommt das Seltsamste, fast Unerhörte: der Russe hält nach Sprengung der drei großen Weichselbrücken das rechte Ufer und die Vorstadt Praga besetzt.

Mitten in einer Straße ist unsere Batterie aufgefahren und erwidert das russische Artilleriefeuer, das besonders auf die in der nördlichen Stadt gelegene Zitadelle gerichtet ist. In den Straßen, die nach der Weichsel hinunterführen, pfeifen die Infanteriegeschosse.

Krieg mitten in der Großstadt!

Das aber hindert durchaus nicht, daß der Verkehr in der Hauptstadt nahe der Weichsel ruhig seinen Gang geht, daß die elektrischen Bahnen vollbesetzt einherrollen, daß die Fiaker mit den silbergeäumten, reich verzierten Pferden vornehm gekleidete Herren und Damen durch die Straßen führen, daß die Menge auf den Bürgersteigen auf und ab wandert und gewaltsam davon abgehalten werden muß, an den Querstraßen, die unter Feuer stehen, Familienzusammentünfte zu feiern.

Durch den Straßenlärm der Stadt klingt unausgesetzt der Peitschenknall der Geschosse und das Schnattern des Maschinengewehrs.

Fast scheint es eine Sensation für das städtische Publikum zu sein, diese seltsame Schießerei aus nächster Nähe miterlebt zu haben. Die Dämchen mit den Stöckelschuhen trippeln im „Marschmarsch“ über die gefährdeten Stellen, als wollten sie auch einmal das gruselige Gefühl kennen lernen, sich in Gefahr zu begeben.

„Warschau war der ständige Sitz von Unruhen“ lese ich im Bäderer.

Na ja, sie sind's eben gewohnt!

In dem großen erstklassigen Hotel, in dem wir wohnen, darf man nicht auf den Balkon hinaustreten, ohne sich dem Infanteriefeuer auszusetzen; da läuft es am Fenster vorbei, als säße man im Schützengraben!

Unten im Restaurant — Verzeihung: Speiseraum — spielt rauschende Streichmusik, und die Kellner reichen mit leicht zitternder Hand die stark gewürzten aber sehr wohl-schmeckenden polnischen Nationalgerichte.

Ach, welche Wohltat, wieder gewaschen und gebadet in einem prachtvollen Bett zu liegen und — dabei die Kugeln pfeifen zu hören!

So war mir's als Kind, wenn draußen der Wind heulte

und der Regen peitschte und ich mir die Decke über den Kopf zog. — Die Russen — laß sie sitzen! Die kommen nie wieder herüber, nachdem sie selbst so ein gutes Hindernis zwischen sich und uns gelegt haben.

Praga brennt, sein blutiger Feuerschein färbt den Himmel, — was gehts uns an?

Morgen kommen bereits die Militärattaches der neutralen Staaten, um uns zu besuchen. Man wird ihnen ein glänzendes Festmahl geben — im feindlichen Feuer.

In diesem Kriege erlebt man immer noch etwas Neues — und wenn er noch so lange dauert.

Achtundvierzig Stunden später!

Das Feuer von drüben schweigt.

Es ist festzustellen, ob der Gegner wirklich abgezogen ist.

Der Pionierhauptmann fordert einen freiwilligen Schwimmer, der bei hellichtem Tage hinüberschwimme und sich von dem Zustand drüben überzeuge.

Es treten gleich sieben, acht Kerls vor.

„Ich danke euch! Einer genügt!“

Und sie beobachten, wie der Tapfere mit der Strömung kämpft. Wenn auf ihn geschossen wird, ist der Feind noch da. Der Strom ist breit, aber stellenweise sehr leicht.

Jetzt ist der Kopf des Schwimmers schon nahe am andern Ufer. Man sieht, wie der Mann sich abmüht, auf dem seichten Grunde Halt zu gewinnen. Er ist auf Flugland geraten, der unter seinen Füßen jedesmal nachgibt. Alles vergebens, er muß wieder umkehren!

Augenblick der höchsten Spannung! Nun werden von drüben die Schüsse fallen — —!

Alles bleibt still.

Und der wackere Pionier erreicht wohlbehalten das dies-seitige Ufer.

Ein paar Minuten später. Hundert fleißige Hände heben die Pontons von den Wagen, senken sie ins Wasser, klammern und halten sie im Strom, verstopfen die Balken, verbinden die Rähne.

In wenigen Stunden ist die Pontonbrücke über die Weichsel fertiggestellt, und die Geschütze rollen darüber hin, weiter ins Innere Rußlands, des unermesslich großen, „heiligen“ Rußlands. —

Dann kommt der Höhepunkt der feistlichen, der unvergeßlichen Tage.

Prinz Leopold von Bayern zieht als Sieger in die eroberte Hauptstadt Polens, begleitet von einem glänzenden Gefolge hoher Offiziere, nimmt auf dem schönen Platze vor der bunten russischen Kathedrale, gegenüber dem Park Augusts des Starken, die Parade über die Ehrenkompanie ab und überreicht den Stürmern der Forts von Warschau das eiserne Kreuz.

Militärkapellen spielen deutsche Märsche und Lieder, und die Bürger Warschaws fühlen sich stark berührt von der Größe der Ereignisse, von denen sie selbst eine neue, glänzende Zukunft erhoffen.

Deutsche Stiefel. Ein Kriegsliedlein von Hellmuth Unger.

Als wir neunzehnhundertvierzehn
Sind in Belgien eingerückt,
Neu die Hosen, Rock und Koppel,
Mit Patronen wohlbestückt,
Da sprach unser Kaiser: „Jungens,
Haltet ja mir rechten Tritt.
Daß ihr feste könnt marschieren
Und den Feind nicht pardonnieren,
Geb ich jedem ein paar Stiefel,
Ein Paar gute Stiefel mit.
Hart die Sohlen, fest das Leder,
Gut genäht der Saum am Schaft,
Und ich hoffe, daß ein jeder
Seinen Franzmann drückt mit Kraft.
Also, rin in eure Stiefel,
Euer Koppel umgeschmalt,
Eine Ladung in die Knarre
Und dann fröhlich losgetraut!“

Meine Stiefel sind gekommen
Bis vor Lüttichs festes Tor,

Als Namür wir eingenommen,
Brachen wir nach Frankreich vor.
Nur kein Zaudern, nur kein Rasten
Unsere Parole hieß,
Braucht mir keine Stiefel laufen,
Bin durch Frankreich quer gelaufen,
Bis das „Halt“ kam vor Paris.
„Jungens“, sprach der Kaiser, „kosten
Soll auch Rußland euern Zorn.“
Rechts um! Ohne Tritt! Nach Osten
Blies zum Umarsch unser Horn.
Und die festen Stiefelsohlen,
Sechzehn Zween waren drauf,
Liefen darauf ein in Polen,
Brannte auch der Fuß wie Kohlen.
Bis nach Warschau ging der Lauf.

Als auf Wacht in den Bestiden
Uns der Bundesbruder rief,
War den Stiefeln es beschieden
Zu marschieren gegen Süden

In den Bergschnee schwer und tief.
Da, in frostdurchwühlten kalten
Tagen kam der erste Riß,
Doch sie haben dicht gehalten
Ganz zum Troste den Gewalten,
Meine Stiefel vom Kommiß.
Vorwärts! Madensens Parole
Rief uns vom Karpathenkamm.
Eine Zuede meiner Sohle
Blieb beim Vormarsch über Stole
Steden tief im Straßenschlamm.
Bin mit fünfzehn fortgelaufen,
Meine Stiefel leicht wie nie
Kamen noch zurecht zum Kaufen
Bei der großen Feuertausen
Für die Russen dicht vor Strij.
Wird er seinen Krieg verlieren,
Der dem Russen siegreich schien,
Will mit meinen Grenadieren
In den Stiefeln ich marschieren
Noch zum Einzug in Berlin.



⌘

Schloß Schönbrunn, die Sommerresidenz des Kaisers Franz Joseph I. von der Straße aus gesehen.

⌘



(X) Generalfeldmarschall und Armeeführer Erzherzog Friedrich von Österreich (X) mit Gefolge auf dem Festplatz im österreichisch-ungarischen Hauptquartier. Im Vordergrund Generalstabschef der österreichisch-ungarischen Armee Freiherr Conrad von Höndorf (XX). Phot. Ed. Franke.

Zur Feier des 85. Geburtstages Kaiser Franz Josephs I., unseres hohen Verbündeten.

Die Kammstellung.

Da hatte es einmal wieder einen jener kleinen Sturmangriffe gegeben, einen Angriff auf ein paar Hundert Meter Graben, etwas, das der heimatliche Stammtischstrategie mit großartiger Handbewegung unter die Abteilung „nichts Besonderes“ verweist.

Auf der Waldböschung, die nach vorn in ein unendlich friedvolles Tal abfällt, liegt die Flügelskompagnie in einem flachen, in unendlichen Schlangenwindungen sich durch das Gestrüpp hinziehenden Graben. Wald — Gestrüpp? Es war einmal! Der nach oben schweifende, lauernde Blick findet ein paar Buchenstämme, die eine brutale Gewalt in der Mitte abgetrennt hat, und ein paar kümmerliche Besen, an denen rechts und links die Fäden herunterhängen. Auf dem Boden — man kann ihn nur sehen, wenn man einen Blick durch schmale Ritzen von Stahlschilden wirft — ein Wirrsal von zerknicktem Jungholz, als ob eine Dampfwalze das Ganze zu Boden gedrückt hätte, und dazwischen formlose dunkle Häufchen: Gefallene der letzten Tage. Es ist 4 Uhr morgens und taghell. Ganz in der Ferne grummelt Artilleriefeuer, und über dem Graben summen die grünlich schillernden Fliegen, als ginge sie das Ganze nichts an.

Hinter den Stahlschilden zwischen den weißgrauen Sandsäcken stehen die Posten, unverwandt geradeaus schauend. Neben ihnen hängen an einer Leine auf der Grabenwand einige Handgranaten, und in einer alten Zigarrenschachtel, in das Stein- und Wurzelwerk eingebaut, liegt ein Haufen Patronenrahmen. Im Graben, in kleinen Höhlungen, sitzen die andern, schlafend, rauchend, mit dem Messer in Konservenbüchsen kochend.

Und der Feind ist 20 bis 30 Meter entfernt; gleich hinter dem Abhang muß sein vorderster Graben liegen, und rechts vor unserer Stellung endet einer, links, wo unser Graben scharf zurückbiegt, sitzt der Feind sogar in der Verlängerung des Grabens, nur durch aufgepackte Sandsäcke und ein kurzes — sogenanntes „neutrales“ — Stück von uns getrennt.

Aufregung? Keine Spur! „Wer wird sich denn über seine eigene Lebensversicherung aufregen?“ sagt trocken der Gefreite, der mit seiner ausgefuchten Gruppe an jener „brenzlichen“ Ecke steht, wo ein alter französischer Verbindungsgraben zur feindlichen Stellung führt und überraschende Handgranatenangriffe ermöglicht. „So lange der Franzmann so dicht bei sitzt, schließt er wenigstens nicht mit Artillerie, und mit der Infanterie wird man schließlich schon fertig.“

Mit einer gewissen Beklemmung sind wir diese Nacht hinaufgezogen, denn fast 14 Tage übten Wachtendienstes in vorderer Stellung oder anstrengender Nachtarbeit in der sogenannten „Bereitschaft“ liegen infolge ungünstiger Verhältnisse hinter uns. Aber jetzt schauen die Leute sogar ganz munter drein, die ganze Sache scheint doch wohl nicht so schlimm zu sein, wie man sie ihnen geschildert hat; sie sind vorläufig angenehm enttäuscht.

Langsam geht man den Graben entlang, d. h. man schiebt sich mühsam zwischen der Grabenwand und den Leuten durch, an den Stellen, wo es noch niedrig ist, in geduckter Haltung. Ganz am linken Flügel ist der Graben überhaupt noch nicht fertig durchgeschlagen; hinter einer Sandsackpackung muß man die 20 Meter kriechend überwinden. Es fröstelt einen doch, wenn man an eine Verwundung und den fast unmöglichen Rücktransport denkt. Eigentlich liegt die ganze Kompagnie gar nicht richtig in der Stellungslinie, sondern in einer Art endlos langen Sappe ohne Verbindungsgraben nach hinten. Na, man darf nicht dran denken, die Mannschaften denken ja auch nicht weiter nach!

Auf einmal ein Wortspektakel! Gewehrsschüsse knattern, von „drüben“ prasselt es los, als wenn ein Riesengefeuer trockenen Reisigs lichterloh brennte, und vor unserem Graben beginnt plötzlich ein wilder Wirbel dummer Explosionen einzuschlagen. Was ist eigentlich los? Kein Mensch weiß es richtig, aber alles schießt wie toll, und eine Handgranate nach der anderen fliegt im hohen Bogen über die Brustwehr. Endlich gelingt es, durch eine Schießkarte einen Blick zu erfassen und — alles ist leer. Mit nicht gerade sanften Worten wird jetzt die „Lage“ besprochen, d. h. jeder einzelne, soweit man ihn langen kann, kriegt einen zoologischen Titel, und etwas beschämt sehen die Leute wieder ruhiger durch ihre Scharten. Was war es nun? Ganz rechts waren tatsächlich einige Franzosen durch den alten Graben herangeschlichen und hatten Handgranaten geworfen. Aus der feindlichen Stellung selbst folgte ein ganzer Hagel, und dann waren an dieser Stelle die Angreifer vorgebrochen. Schließlich war es da kein Wunder, daß die übermüdeten Leute auch an anderer Stelle die Ruhe verloren und mitschossen, zumal der Franzose überall anfing, seine Handgranaten zu werfen. Das war jedenfalls die erste kleine Aufmunterung; an der kritischen Stelle waren die Angreifer rasch erledigt, und nun schaut alles doppelt siegesgewiß da rein. Zwei arme Kameraden werden allerdings zurückgeschafft.

— Und da geht der Lärm wieder los, aber diesmal scheint's ernst! Dicke Rauchwolken steigen vor unserem Graben auf. Der Franzose wirft anscheinend hunderte von Handgranaten, unsere Leute kennen den Witz nun und halten sich still; nur die besten Werfer antworten mit weiten, tadellosen Würfen. Dann wieder Gewehrfeuer, eine Pause, wieder Handgranaten, und dann sieht man auf einmal zwischen den Baumstämmen und dem zerknickten Unterholz Gestalten auftauchen! Wahrhaftig, der Franzmann macht Ernst! Mit aufgeflossenen Bajonett kommen die Kerle an, anscheinend ältere Leute und ganz in Dunkelblau gekleidet.

Raum 20 Meter sind sie noch entfernt, und nie werde ich den sonderbar verlorenen Blick vergessen, mit dem diese Leute geradeaus sahen. Ob sie überhaupt richtig wußten, was sie sollten? Man hätte es bezweifeln können, so eigentümlich teilnahmslos kamen die bärtigen Männer mit den fahlgelblichen Gesichtern daher. Und dann fielen sie auch schon. So beliebt die Handgranate heute auch sein mag, der alte Jäger fühlt sich in einem solchen Augenblick mit der blitzschnell umkränenden Büchse doch noch am sichersten, und auf die kleine Entfernung geht kein Schuß fehl. Lautlos stürzen die Angreifer vornüber; hier an der Ecke ist kaum einer davongekommen. Eine Flasche Mosel, die schon halbvergessen in einer der kleinen Nischen stand, wird herausgeholt, und kaum, daß der Sturm vorbei ist, geht die Flasche im Kreise herum; die Kehle ist von der Aufregung wie ausgedörrt, der heiße Rauch der Handgranaten hat noch ein Abzuges getan.

So geht es noch zwei, dreimal, aber meist bleibt es bei dem Schießen und Werfen. Der erste Anlauf muß dem Gegner doch viel mehr gekostet haben, als wir sehen konnten.

Es ist unterdessen Spätnachmittag geworden, ein wunderbarer friedlicher Sommertag. Ganz hoch oben kreist einer der weißen französischen Flieger, einige feine Blöschchen umkränzen ihn, aber er fliegt ruhig weiter; die Höhe ist so groß, daß er wirksam kaum noch beschossen werden kann. Von weit her grummelt es wieder, die Fliegen summen, und eine vertirte Waldbaube hästet mit heftigen Flügelschlägen verängstigt durch das zerschmetterte Waldgebiet.

Mißtrauisch schauen die Leute um sich: die tiefe Ruhe ist ihnen unheimlich. Jeder von ihnen hat im Laufe der Zeit genügend Scharfblick bekommen, um die mehr oder weniger günstige Lage einer Stellung — oft mit überraschender Sicherheit — erkennen zu können.

Plötzlich ein heulendes Pfeifen; alles duckt sich tief, um dann verlegen lachend wieder aufzutreten; denn die Granate ist ziemlich hoch über uns weg nach den hinteren Stellungen gegangen, ein Vorgang, um den man sich sonst ja überhaupt nicht kümmerte. Aber die nervöse Spannung äußert sich eben auch bei solchen alltäglichen Ereignissen.

Mit leidlicher Ruhe läßt man dann die nächsten Schüsse über sich weggehen. Dieser „Abendlegen“ kommt ja stets programmäßig, aber einige Geschosse fliegen doch bedenklich scharf über den Graben. „Die Salunken schießen sich so ganz heimlich ein“, sagt ein Unteroffizier mißtrauisch, und so ganz unrecht hat der Mann vielleicht nicht.

Mit gewisser Erleichterung begrüßt man die Dunkelheit; denn die vordersten Stellungen sind bei derartiger verwickelten, nahe beieinanderliegenden Grabensystemen vor Artillerie so gut wie sicher, und gegen Infanterie ist man, wie gesagt, abgegrüht. Dann wird's Nacht, und der übliche Lärm der Gewehrscießerei beginnt. Das knattert und gellt und pfeift, und doch gibt der ganze „Lärm um nichts“ in den ganzen Stunden nicht einmal einen einzigen Leichtverwundeten. Es ist eben mehr eine Art „Sperrfeuer“, namentlich von Seiten der Franzosen, die unser urplötzliches, blitzschnelles Vorbrechen fürchten.

Bei uns ist es ziemlich still, da an den wichtigsten Stellen der Franzose am Hang liegt und daher mit dem Gewehr kaum schießen kann. Jenseits des Tales, auf der berühmten Höhe von E., steigen unablässig die Leuchtflugeln auf, Maschinengewehre rattern, und man denkt mit einem leichten Schauer an furchtbare Kämpfe, die da vielleicht spielen. Als wir kurz darauf selbst dort lagerten und unsere jetzige Stellung in Dampf und Feuer liegen sahen, da merkten wir erst, daß das alles nur Feuerwert und Scheinspiel gewesen war.

Und dann geht links oben im Walde wieder der „Feuerzauber“ los: wahnsinniges Knattern, das dumpfe Trommeln der Handgranaten und einzelne schwere Schläge der Artillerie. Schon fängt es auch bei uns an. Dicht an der Schießkarte ein Feuerchein, ein mächtiger Knack — die erste Handgranate. Und dann ist der Waldboden vor uns zeitweilig ein Feuermeer mit hüpfenden Flämmchen, weißen und roten Sternen und ganzen Feuergarben. Darüber die Leuchtflugeln, die das Ganze mit ihrem magischen Lichte übergießen. Und die Artillerie fängt ihr Duell an. Über uns weg heulen höhl die Haubitzengeschosse und tragen mit schmetterndem, flirrendem

Schlag unten ins Tal oder knapp über uns weg an den Hang. Unsere „schweren Bayern“ schießen mal wieder glänzend, denn umsonst haben sie nicht einen der schneidigsten Beobachtungsoffiziere. Himmelhoch steigen die schwefelgelben Wolken am schwarzblauen Himmel auf, ganz rechts steht der Vollmond, und links steigen blutrot die französischen Raketen. So ein Feuerwerk soll man im Frieden erst mal nachmachen! Aber es bleibt auch diesmal wieder nur beim „Feuerzauber“; anscheinend sind die Angreifer nicht richtig nach vorn zu bringen gewesen. Aber sie sind doch noch da; mit einem gewissen Gefühl der Beruhigung sagt man sich das. Und dann wird es still, ganz still; man lauert stundenlang, aber außer einzelnen verlorenen Gewehrscüssen hört man nichts mehr. Die Mehrzahl der Leute wacht, und einzelne erhalten die Erlaubnis zu schlafen; allerdings muß man sie von Zeit zu Zeit einmal wecken, damit sie nicht in einen allzu tiefen Schlaf versinken und dann im Falle der Not überhaupt nicht wach zu bekommen sind.

Wieder graut der Morgen, und die Sonne scheint; eigentlich genau wie gestern, nur ist es noch stiller, und alles lauert und wartet. „Irgend etwas muß kommen“ sagt sich jeder, denn so ganz ohne weiteres geben die Franzosen sich mit dieser Sache nicht ab, und haben sie es mit den unvorbereiteten Infanterieangriffen nicht erreicht, so versuchen sie es eben anders. Und so wartet man denn eine Stunde nach der anderen, pickt mühselig die Stollenlöcher tiefer — wenn es nur nicht so elend langsam gehen möchte mit der Arbeit — und wünscht sich im Stillen tatsächlich wieder einen kleinen Angriff, der wenigstens diese quälende Spannung beseitigen würde. Wenn das Stückchen Graben wenigstens nicht so auf dem Kamm liegen wollte, so recht auf dem Präsentierteller! Das ist es, was man sich immer wieder sagt, während man hierhin und dorthin kriecht, um sich Beschäftigung zu verschaffen.

Auf einmal ein scharfer Schlag und ganz rechts am Graben eine dunkle Wolke. Wahrhaftig, da fangen die Kerle doch an! Man mag gar nicht hinsehen, wer weiß wie's aussieht, denn das ganze schaute eklig nach „Volltreffer“ aus. Und schon kommt ein Mann an; das Gesicht schwarz, die Augen verstört, drückt er sich hastig im Graben entlang. „Was ist los?“ schreit man ihn an, denn eben sind wieder zwei Granaten trachend hinter dem Graben eingeschlagen. Aber der Angeredete faßt nur mit der stark blutenden Rechten an den Kopf und geht weiter. Na, es scheint gnädig abgegangen zu sein, Handverletzung und wahrscheinlich ein Stein an den Kopf, daher diese leichte Bewußtlosigkeit. Aber hinterher kommt die Gefechtsordnung! „Volltreffer im Graben; zwei Tote, ein Leichtverwundeter“, meldet sie knapp, und kaum hat sie es heraus, als wieder ein trachender Schlag in nächster Nähe uns gegen die Schulterwehr wirft und mit einem

Regen von kleinen Steinen, Lehmklumpen und Zweigen überschüttet. Ein schauderhafter Schwefelgeruch und schwarzer Staub betäuben uns fast, und in diesem Augenblick fliegen auch noch ein paar flammende Gegenstände wie brennende Strohhecken durch die Luft und verbreiten unter dumpfem Knall einen durchdringenden Petroleumgestank. Wertwürdigerweise sind alle diese Treffer ohne schlimme Folgen geblieben, und ein unverwundlicher Witzfeldwebel fühlt sich schon wieder bemüht, einige schlechte Witze über den „Krieg mit allem Komfort der Neuzeit“ zu machen. Aber dann sitzen wieder ein paar Treffer dicht am Graben, und mit Schreden sieht man, wie langsam ein Mann nach dem andern im Graben entlang zieht, der mit blutüberströmtem Kopf, der mit zerschlagenem Arm, wieder einer mit blutendem Bein. Dabei keine Rede von dem berühmten „Trommelfeuer“, im Gegenteil sind es nur wenige Schüsse, aber es ist eben eine „Kammstellung“ und die Entfernung dem Gegner genau bekannt, da sitzt alles. Wenn der Graben nur nicht so eng wäre! Mühselig versuchen unsere beiden baumstarken Krankenträger zwei Schwerverwundete zu bergen, aber sie bringen die armen Kameraden nicht um die Ecken und müssen sie in eine kleine Nische legen, notdürftig gegen die sengenden Sonnenstrahlen und die Fliegen geschützt.

Welche Butte packt einen in solchen Augenblicken! Wehrlos sitzt man da, halt die Fäuste und sieht einen nach dem andern fallen. Und die eigene Artillerie kann nicht helfen, denn wer weiß, wo die Geschütze der Feinde im Walde aufgefahren sind; das ist ja alles Festungsgelände und dem Gegner wie seine Tasche bekannt, wir aber mußten erst durch umständliche Beobachtungen die Stellung auskundschaften. Aber nutzlos opfert man bei uns keine Leute, und nach kurzer Zeit kommt der Befehl, das kurze Stückchen Graben zu räumen. Es fällt doch aus dem ganzen Rahmen der Stellung heraus, lieber besetzt man es gegen Abend gewaltsam wieder. Und so wird das verhängnisvolle Fleckchen Erde verlassen und der größte Teil der Kompanie in die zweite Linie gezogen. Aber „abgedämmt“ wird noch nicht d. h. es wird keine Barrikade im Graben errichtet, sondern zunächst bleibt alles offen. Mag der Gegner nach Schluß der Beschießung zur Befestigung schreiten, vielleicht fliegt er dann rascher wieder hinaus als er hinein gekommen ist. Ingrimig stehen die Leute hinter den Schilde und sehen nach rechts, wo unaufhörlich die schwarzen Wolken aufsteigen.

Und als es dunkel wurde, sind wir dann mit gespannter Pistole nach vorn getrocken, und siehe da, der Gegner hatte doch noch nicht gewagt, den Kamm zu besetzen. Noch einige Tage ist das Spiel gegangen, dann ist der Kamm endlich durch die beiderseitige Artillerie „neutralisiert“ worden, wie man so schön sagt, und nur vereinzelte Patrouillen krieden dort mal Nachts herum.

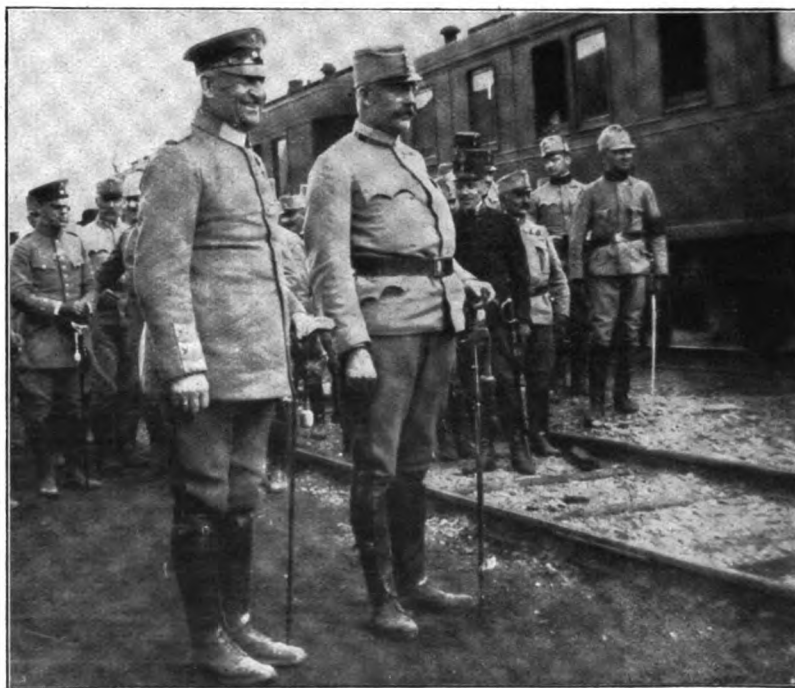


Liebestätigkeit bei der Südararmee. Von Erich Köhrer.



Als in der zweiten Julihälfte der Erzherzog Thronfolger von Österreich bei einer Inspektionsreise in Strig, den dortigen Depotdelegierten des Roten Kreuzes, Kapitän Menning, fragte: „Ja, bekommen Sie denn noch immer Liebesgaben aus Deutschland?“ konnte der Kapitän mit lebenswürdigem Lächeln zur Antwort geben: „Kaiserliche Hoheit, eben heute nacht sind fünfunddreißig Eisenbahnwaggons mit Liebesgaben für die deutsche Südararmee aus Deutschland eingetroffen.“ Er hätte hinzufügen können, daß zwei Tage vorher ebenfalls zwei Waggons und eine Woche vorher vierzehn Waggons angekommen waren. Die Dauer des Krieges hat den Eifer zu geben in deutschen Landen nicht vermindert, und insbesondere der Südararmee, die in heißen Sommermonaten unter Führung General Linßingens Hand in Hand mit öster-

reichisch-ungarischen Truppen fast ganz Galizien vom Feinde säubert hat, sind reiche Spenden zugeflossen. Mit den erwähnten vierzehn Waggons bin ich als Begleiter hinausgegangen, und ich kann daher aus eigener Überzeugung sagen, daß diese Gaben wohl verdient sind, daß sie aber auch durch eine glänzende Organisation wirklich bis in unsere vordersten Stellungen geleitet wurden, die in dem Augenblick, da diese Zeiten geschrieben werden, an der Plota Ripa, der goldenen Ripa, stehen, durchweg 40 bis 50 Kilometer über den Dnjestr östlich vorgeückt. — Die deutschen Truppen haben nach den furchtbaren Anstrengungen des Karpathenwinters mit ungeheuren Schneemassen und an Tagen von mehr als 30 Grad Kälte von Mitte Mai bis Mitte Juli hier gewaltige Arbeit geleistet. Ende April waren zwei wichtige Karpathenpässe, der Dnllapaf und Lup-

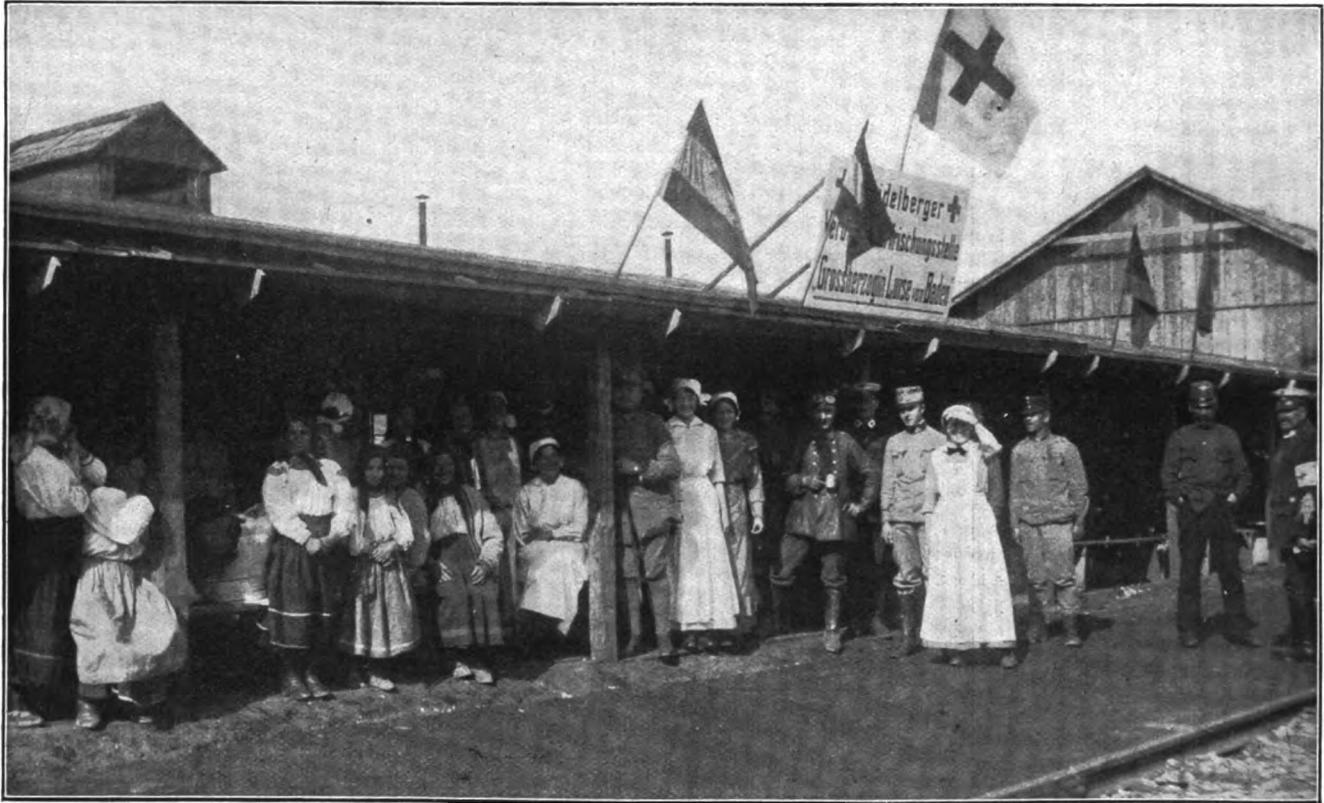


General von Linßingen und Erzherzog Franz Salvator zum Frühstück bei den Schwestern in Bolocz.

lowerpaß mit den Hängen nach Ungarn hinein noch in den Händen der Russen, und der Uzsoterpaß stand noch mitten im Kampfgebiet. Die umfassende und energische Offensive der verbündeten Truppen hat dann in wenigen Wochen nicht nur Przemyß und Lemberg wiedergewonnen, sondern auch über die Karpathenpässe hinweg die Russen in ihre vorbereiteten Stellungen am Dnjeßtr getrieben und die Feindesmassen dann in den ersten Julitagen über das Hügel- und östlich vom Dnjeßtr im Sturm auf bis hinter die Złota Lipa geschleudert. Nur wenn man das außerordentlich bergige Gelände dieses Teiles von Galizien selbst gesehen hat, wenn man die gewaltigen Stellungen bestaunt hat, die die Russen an zahlreichen günstigen Punkten vorbereitet hatten, kann man die herrliche Leistung unserer Truppen voll und ganz würdigen. Die Städtchen Zydaczow und Zurawno, die außerordentlich wichtige Brücken über den Dnjeßtr deckten, legen Zeugnis ab von der fessellosen Wut der Kämpfe. Zurawno ist eine einzige rauchende Trümmerstätte, nur die drei Gotteshäuser, die Gotteshäuser der Römisch-Katholischen, der Griechisch-Katholischen und der Juden, stehen wie durch ein

meines Aufenthaltes von den 70 000 Flaschen bereits 30 000 verteilt waren, so waren inzwischen doch bereits 10 000 neue Flaschen angelangt, und es ist dafür gesorgt, daß durch regelmäßige Zufuhr die Bestände nie ganz aufgebraucht werden. (Es sei hier gleich bemerkt, daß die Mineralwasserabteilung, die das Zentralkomitee des Roten Kreuzes unter Leitung des sehr tatkräftigen Delegierten Pfankuch in Berlin eingerichtet hat, seit Anfang Juli regelmäßig sämtliche deutschen Heere mit Mineralwasserlieferungen versieht, bei denen die Flaschenzahl in die Millionen geht.) Als angenehme Zugabe zu diesem notwendigen Wasser enthielt jeder Wagen 170 Liter Fruchtsaft.

Wir haben die Wasserflaschen vom Etappenhauptort der Südmarmee bis in die vordersten Stellungen vorgebracht. Soweit die kleinen, meist nur eingleisigen Verbindungsbahnen Südgalliziens es ermöglichten, gingen natürlich ganze Wagen bis zu den Stationen, in deren Nähe die Feldlazarette errichtet sind. Wo die Bahnlinien aufhören, setzt der Betrieb der schweren Lastautos ein. Nie werde ich vergessen, mit welchem Jubel der Stabsarzt in dem Choleradorf Marafow,



Station der Heidelberger Schwestern Boles.

Wunder aufrecht da. Aber auf dem jenseitigen östlichen Ufer des Dnjeßtr hat der Krieg auch selbst den Wald gemordet. Wenn die Natur auf den vier Fronten, die ich gesehen habe, meist über die Wut der Schlachten triumphiert hat — hier am Dnjeßtr sieht man weite Strecken des Waldes verdorrt in der Blut des Gefechtes. Nicht anders ist das Bild der Orte Rohatyn und Bursztyn, bei denen die Gnila Lipa überschritten wurde, und schon kennzeichnen auch das westliche Ufer der Złota Lipa eine Reihe rauchender Trümmerstätten.

Daß der in der Kriegsgeschichte fast beispiellose Triumphzug der deutschen Südmarmee nicht ohne große Opfer auch auf unserer Seite möglich war, bedarf keiner weiteren Begründung. Aber ob es wohl manchmal am nötigsten gefehlt hat, so ließ sich doch der Heldennut unserer Truppen nie dadurch beirren. Besonders schlimm sind die Gäste, die die Russen uns auf der schnellen Flucht mit vielen tausend verwundeten und unverwundeten Gefangenen zurückgelassen haben, die Seuchen, die ihre gierigen Hände auch nach unseren Truppen ausstreckten. Hier aber hat sich die glänzende Organisation des deutschen Heeres und insbesondere unseres Sanitätswesens glänzend bewährt. Mitten in Dörfern, in denen die Cholera wütet, haben unsere Truppen unverfehrt gelegen, und die Pest ist, dank der Fürsorge unserer Organisation, fast völlig in die Flucht geschlagen worden. Besonders bitter für unsere Truppen machte sich in den heißen Wochen des Sommers freilich das Trinkwasserverbot fühlbar, das bereits auf der ungarischen Seite der Karpathen in Wirkung tritt und für ganz Südostgalizien bis nach Lemberg hinaus Geltung hat. Daher erregten die vierzehn Wagen, die ich zur Südmarmee begleiten durfte, besonderen Jubel. Denn sie waren bis oben hin mit Mineralwasser gefüllt, und wenn in den ersten vier Tagen

kaum 5 Kilometer hinter der Front, unser Mineralwasser entgegennahm. Welches Heldentum sich in diesen Lazaretten bei Ärzten und Pflägern oft zeigt, wird man ja in größerem Umfange erst später einmal erfahren. Dieser Stabsarzt, der wegen seines todesmutigen Verhaltens im Seuchengebiet das Eisene Kreuz erster Klasse erhalten wird, betonte immer wieder: „Wir brauchen viel, wir brauchen alles; aber nichts nötiger als Mineralwasser und Refs.“

Freilich beschränkt sich die Liebestätigkeit bei der Südmarmee keineswegs auf Mineralwasser. Ich glaube nicht, daß es in Galizien jemals schon ein so wohlgefülltes und wohlgeordnetes Lager gegeben hat, wie das „Warenhaus Menning“ im Etappenhauptort der Südmarmee. Der Kapitän Menning bringt seinem Amte eine ganz ungewöhnliche Tatkraft und ein unermüdetes Interesse entgegen. In den weiten Räumen des Schulhauses, das er für sein Depot mit Beschlag belegt hat, findet man alle Waren, die nur ein großes Kaufhaus führen kann. Von dem Umfang des Segens, der aus diesem Depot zu unseren Helden in Galizien hinausströmt, mögen ein paar Zahlen reden. Da gehen in einem einzigen Monat 16 500 Hemden und 2100 Paar Strümpfe hinaus, aber auch 160 000 Zigarren und 7000 Pakete Rauchtobak. Besonders beliebt sind die Pakete, die jeder Verwundete erhält, der aus einem Lazarett im Etappengebiet zur Front zurückkehrt. Von diesen Paketen, in denen eine Anzahl Gebrauchsgegenstände und Genussmittel vereint sind, kommen täglich 200 bis 250 Stück zur Ausgabe.

Aber auch die Verwundeten, die nicht bereits im Etappengebiet Genesung gefunden haben, sondern die in Lazarettzügen oder mit anderen Transporten zur Heimat zurückkehren, um hier Genesung zu suchen, sind im Bereich der Südmarmee nicht

vergessen. Eine Anzahl Damen der besten Heidelberger Gesellschaft haben sich die köstliche und lohnende Aufgabe gesetzt, für diese Verwundeten zu sorgen. Was sie tun, ist eine wertvolle Ergänzung der militärischen Fürsorge. Sie sind dem Zug der deutschen Truppen gefolgt. Erst hatten sie ihr Heim in Munkacz aufgeschlagen, dann rückten sie in die Karpathen hinein vor und trogten der Kälte in unermüdlicher Erfüllung der freiwillig übernommenen Pflicht in Wolocz. Über den Paß stiegen sie mit den siegreichen Truppen hinunter nach Galizien, stellten ihre Kochtöpfe in Stole auf und sind nun seit ein paar Wochen auf dem Bahnhof in Stryj als unermüdliche Helferinnen und Trösterinnen für Tausende von Verwundeten tätig. Sie halten sich keineswegs scheu in respektvoller Entfernung von der Front.

Mitte Juni, als Stryj noch einmal vor heranrückenden Russen geräumt werden mußte, kreuzten russische Patrouillen den Weg, auf dem ein Kraftwagen die Schwestern der Heidelberger Station nach Stole zurückbrachte. Zwei Tage später dampften schon wieder auf dem Bahnhof in Stryj die Kessel, hinter denen die jungen Damen unter Leitung von Frau Professor Else Maier als schmutze Köchinnen hantieren.

Jeder Verwundetentransport, der die Wirkungsstätte dieser Schwestern berührt, wird von ihnen gepflegt, ganz gleich, zu welcher Stunde des Tages oder der Nacht er durchkommt. Den Schwerverwundeten, die den Zug nicht verlassen

können, bringen sie kaltes oder warmes Essen in den Zug, die Leichtverwundeten sammeln sich in der großen Wartehalle an den Tischen, um die Speisen entgegenzunehmen. Das Bild einer solchen Verpflegung in nächtlicher Stunde, wenn ein paar Hundert Mann, müde vom Kampf, zerzaust von den Entbehrungen und Anstrengungen, zerfetzt von den Schlachten,

sich schweigend um die Tische drängen und mit dankbaren Blicken die Erquickungen entgegennehmen, spärlich überleuchtet von drei kleinen elektrischen Birnen, verdient einen Rembrandt, der seine Lichter und Schatten für die Zukunft festhielt. General von Linsingen, der Führer der deutschen Truppen, hat ebenso die bewundernswerten Leistungen dieser deutschen Frauen und Mädchen gewürdigt, wie Sven Hedin, der an ihren Holztischen mit ihnen gesüßelt hat. Auf

diesen Holztischen freilich ruht immer der Glanz der deutschen Heimat. Immer sind sie gedeckt und bereit, Gäste zu empfangen, die hier mitten im Toben des Weltkrieges wieder einmal den Zauber deutscher Weiblichkeit auf sich wirken lassen. Und wie hier mit bescheidenen Mitteln, in kahlen rauchgeschwärzten Räumen, der ganze Reiz einer deutschen Häuslichkeit immer wieder bewahrt wird, wie hier die rauhen Sitten des Krieges ganz unwillkürlich in der Atmosphäre der deutschen Frau gemildert werden, das ist sicher eine der köstlichsten Formen der umfassenden Liebestätigkeit, die ich bei der deutschen Südmarmee wie an anderen Punkten unseres Heldentampfes kennen gelernt habe.



Sven Hedin zu Besuch bei den Heidelberger Schwestern.



Die Heidelberger Schwestern auf Station Szynevaklo.

Von links nach rechts: Stabsarzt Andrä, Fräulein Marx, Fräulein Buchner, Fräulein Schmeil, Frau Prof. Else Maier, Fräulein Dröll, Fräulein Weiß, Fräulein Lüdendach, Herr und Frau Geheim.-Rat Hoops.

Das baltische Land. Von Dr. Paul Rohrbach.

Das siegreiche Vordringen unserer Truppen in Kurland hat das alte deutsche Ordensgebiet zwischen der Memel und dem Narwafluß nach dreieinhalb Jahrhunderten zum erstenmal wieder in unmittelbare Berührung mit der deutschen Macht gebracht. Welche Folgen der deutsche Vormarsch dort für die Zukunft haben wird, steht dahin; Erwägungen und Ratsschlüsse militärisch-politischer Art verbieten sich mit Rücksicht auf die Sachlage von selber. Vielleicht aber ist es dem Leser erwünscht, heute ein kurzes Wort über die drei Ostseeprovinzen im allgemeinen zu hören.

Die Entdeckung des Landes geschah in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts durch seefahrende deutsche Kaufleute, die die Dünamündung hinaufsegelten und bald in gewinnbringenden Handel mit den Eingeborenen, heidnischen Liven, kamen. Von diesem Volkstamm der Liven stammt der alte Gesamtname der drei Provinzen: Livonia, Livland. Die spätere geschichtliche und verwaltungsmäßige Zerteilung des Gebiets hat dann die landschaftlichen Sonderbenennungen Kurland und Estland selbständig hervortreten lassen. Für den heutigen deutschen Sprachgebrauch wäre es am besten und richtigsten, den alten Namen Livland für das Ganze wieder zu Ehren zu bringen.

Die ersten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts sind angefüllt mit dem Werk der ursprünglichen Eroberung und Kolonisation, erst durch die Schwertbrüder, dann durch den Deutschen Orden. Aus jenen Tagen ragt als einziges vollständig erhaltenes Denkmal noch der Dom zu Riga aufrecht empor, die Mutterkirche Livlands, zu der der große Bischof Albert vor mehr als siebenhundert Jahren den Grundstein legte. Spätere Jahre haben vielerlei am Dom gebaut, aber seine Grundform ist

noch heute die ursprüngliche, und die Mischung romanisch-gotischer Übergangsformen weist ihn architektonisch in ein und dieselbe Reihe mit den übrigen großen Kirchenbauten in Deutschland zur ausgehenden Hohenstaufenzeit. Der Orden, die Bischöfe von Riga, Dorpat und Desel, die Städte, die zugleich Mitglieder des Hansebundes waren, die ritterschaftlichen Ba-

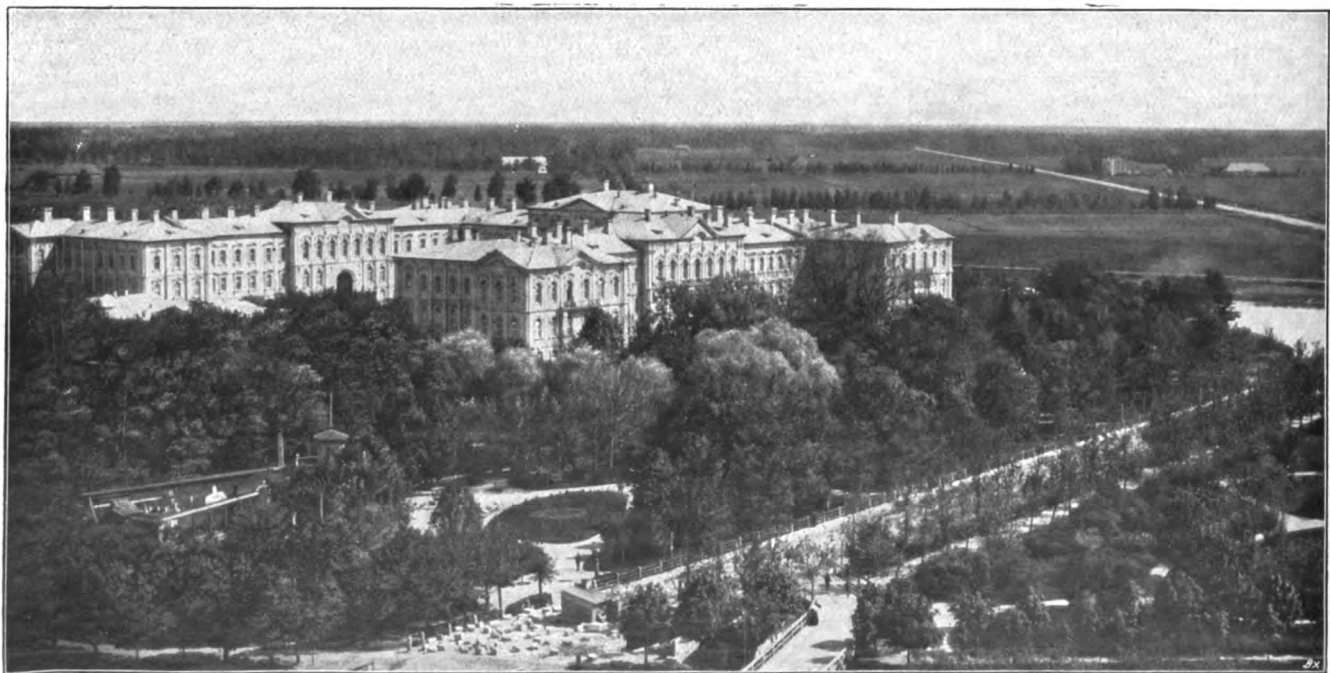
fallen des Ordens und der geistlichen Stifter — sie bildeten die herrschende deutsche Oberschicht, die dem Lande seinen durchaus abendländischen Kulturcharakter bis heute aufgeprägt hat. Der Bauer blieb „undeutsch“, weil keine kolonisierende, bauerliche Einwanderung aus Deutschland übers Meer kam, aber Wirtschaftsformen und allgemeine Denkweise sind auch beim lettischen und estnischen Bauern

innerlich dem deutschen, insbesondere dem niederdeutschen Wesen aufs nächste verwandt. Es gibt keine Dörfer, sondern nur einzeln liegende Bauernhöfe, wie in Westfalen, und der Hof bleibt beim Erbgang ungeteilt. Nach deutschen Begriffen sind die meisten Stellen Großbauernwirtschaften, die reichlich mit Land ausgestattet sind. Die Zahl der Rittergüter, einschließlich des sehr umfangreichen staatlichen Domänenbesitzes, macht etwa 1500 aus. Abgesehen von den Domänen, die in Kurland ein Drittel der Bodenfläche bedecken, entfällt der bewirtschaftete Grundbesitz etwa zu gleichen Teilen auf Bauerngehöfte und Großgüter. Durch die Bauernbefreiung der baltischen Ritterschaft im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts wurde bestimmt, daß keine Bauernhofstelle je wirtschaftlich mit Rittergutsland vereinigt werden dürfe.

Die deutsche Kolonisation Livlands erfolgte in einer geschichtlich entscheidenden Zeit, nämlich, gerade als die russischen Fürsten von Nowgorod, Pskow und Plozsk von der



Straße in Mitau. Phot. Stern & Schiele.



Das Herzogliche Schloß in Mitau



88

Am Düna-Ufer in Riga.

89

Düna aus gegen die Ostsee vorzudringen begannen. Im Norden hatten sie das estnische Tarbate, Dorpat, russisch Tsurjew, erobert, und im Süden besaßen sie die Burgen Gerzike und Kokenois, das spätere Kokenhusen, an der unteren Düna.

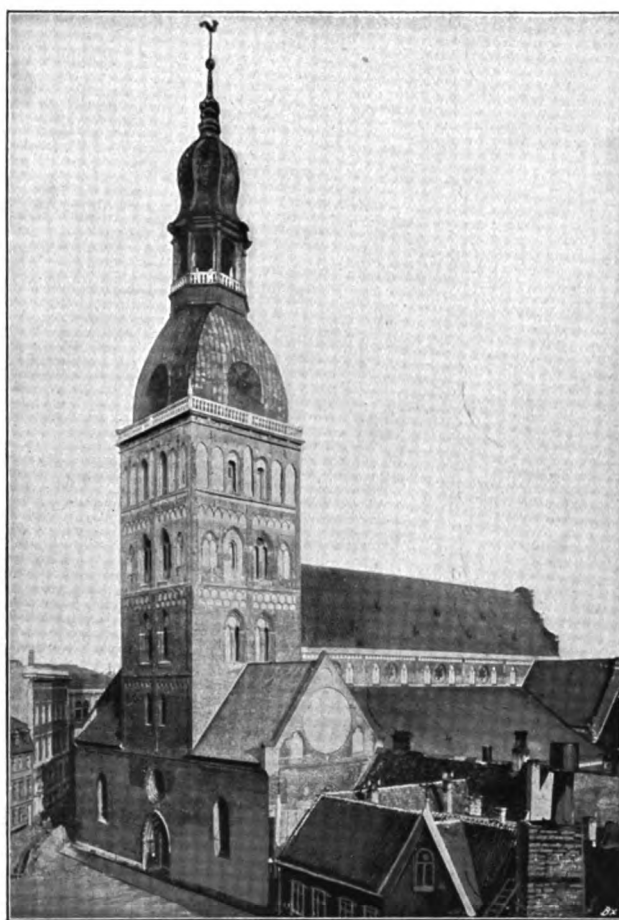
Noch ein oder zwei Menschenalter später, und das Russentum hatte sich, hier im Nordwesten durch die tatarische Herrschaft wenig beengt, bis ans Baltische Meer ausgebreitet. Auch der Orden versuchte seinerseits seine Eroberungen bis in das eigentlich russische Gebiet auszudehnen. Schon war Pskow oder Pleskau in seine Hände gefallen und eine Vorstellung zwischen dem Narwasfluß und der Mündung der Newa errichtet. Die berühmte Eisschlacht im Frühjahr 1242 auf dem gefrorenen Weipussee, in der der russische Großfürst Alexander Newski die deutschen Ritter schlug, stellte das Gleichgewicht zwischen der deutschen und russischen Macht hier an der äußersten Nordgrenze des Reiches auf mehr als drei Jahrhunderte her. Erst Swan dem Schredlichen gelang es, unter furchtbaren Greueln in einem zwanzigjährigen Kriege Livland zu zertrümmern, aber er kam nicht in den Besitz des ersehnten Ausgangs zum Meere, denn Schweden und Polen drängten ihn zurück und teilten sich in den Raub. Im Jahre 1710, im Nordischen Kriege, wurden Livland und Estland russisch, und 1796, bei der letzten Teilung Polens, auch das polnische Lehnsherzogtum Kurland.

Wer die drei Provinzen kennt, der weiß, daß sie auch ihrem äußeren Bilde nach nicht nur kulturell, sondern sogar landschaftlich von Rußland vollkommen verschieden und den übrigen Randländern, die um das Ostseebecken herumliegen, verwandt sind. Schon das Bild der Städte ist nicht russisch, sondern deutsch. Das vieltürmige Riga an dem mächtigen Dünaström, Reval mit seinen mittelalterlichen Befestigungen aus der Hansezeit, Dorpat, Mitau und die vielen kleineren

Städte und Flecken sind nach deutscher Art gebaut. Unendlich groß ist die Zahl der Ruinen, die durch ihren Charakter die abendländisch-deutsche Vergangenheit des Landes beweisen. Der im 16. Jahrhundert bei einer Johannisfeier der Mönche

niedergebrannte Dom von Dorpat, das gewaltige Ordensschloß Wenden, der Sitz des livländischen Meisters, Kokenhusen an der Düna, Doblen und die Baustenburg in der Nähe von Mitau in Kurland, die Burg Grobin bei Libau, das erste kurländische Ordensschloß auf dem Wege von der einstigen preussischen Memelburg her, sie und viele andere sind ragende Zeugnisse der Ordenszeit. Doblen ist eine der mächtigsten Ruinen im Norden Europas; an ihr sind unsere Truppen beim Vormarsch auf Mitau vorbeigezogen.

Gesamt-Livland ist etwa so groß wie Süddeutschland ohne Baden und Elsaß. Vothringen, hat aber nur etwas über zwei Millionen Einwohner, wovon eine halbe Million allein auf Riga entfällt. Seiner Fruchtbarkeit nach könnte das Land erheblich mehr bevölkert sein. Riga ist nach Petersburg, Moskau, Warschau und Lodz die fünfte Stadt Rußlands, ein großer Industrie- und Handelsplatz. In der inneren Stadt herrscht der deutsche Charakter vollständig vor; die äußeren Teile sind überwiegend von Russen und Letten bewohnt. Nur vierzig Kilometer entfernt liegt die kurländische Hauptstadt Mitau mit einem großen Schloß der kurländischen Herzöge, im 18. Jahrhundert unter den Birons erbaut, und einem schönen Gymnasium, gleichfalls einem früheren herzoglichen Palais. Die

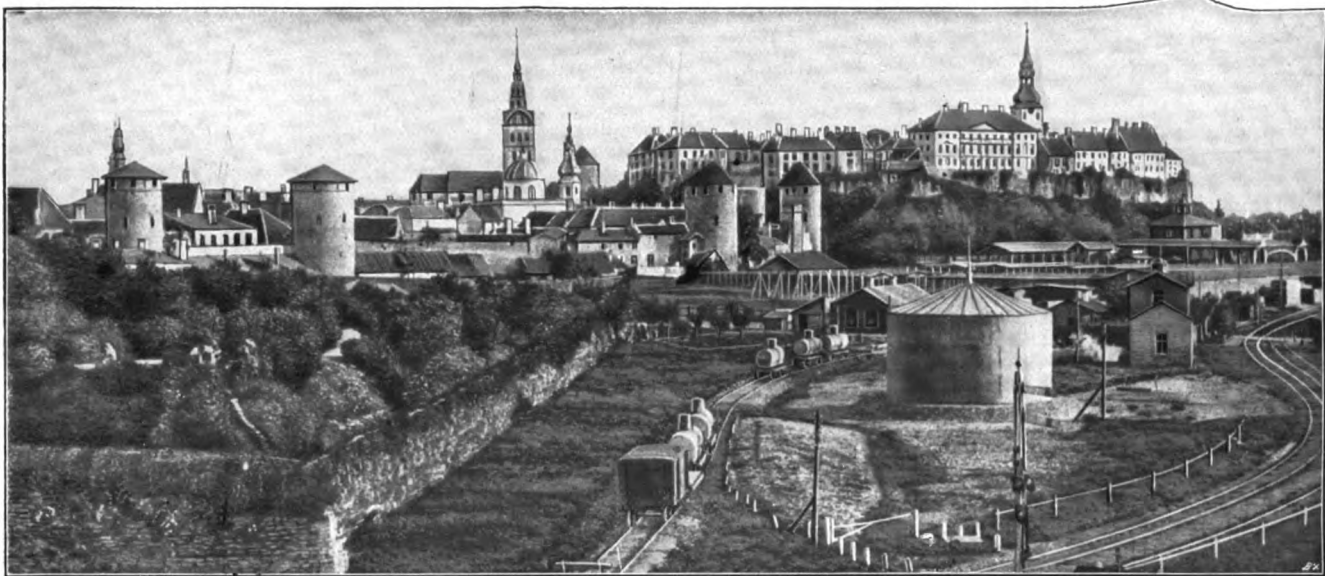


88

Der Dom zu Riga.

89

alte Universitätsstadt Dorpat hat ihren Rang in der Geschichte deutscher Wissenschaft ein Jahrhundert lang in Ehren behauptet. Reval, hoch auf dem Glin, der steilen Kalksteinwand am Gestade des Finnischen Meerbusens, ist in den letzten Jahren durch die unmittelbare Bahnverbindung und die starke wirtschaftliche Abhängigkeit von Petersburg teilweise



88

Ansicht von Reval. Phot. Dr. F. Stoedtner.

89

seines deutschen Charakters verlustig gegangen, aber das russische Wesen geht auch hier nicht tief. Am wenigsten deutsch ist Libau, das unsere Truppen zuerst besetzten. Libau war ursprünglich eine kleine, wohlhabende, kerndeutsche Hafenstadt von 10 000 Einwohnern, bis der Bau der großen Libau-Rommer Getreide-Ausfuhrbahn im Laufe eines Menschenalters die Bevölkerung auf 100 000 Seelen anschwellen ließ. Der deutsche Kern blieb erhalten, aber der Zuzug bestand aus Letten, Litauern, Russen, Polen und Juden, die der Stadt im ganzen ein andersartiges Gepräge aufdrückten, als die übrigen baltischen Plätze es besaßen. Die kleinen Städte in Kurland,

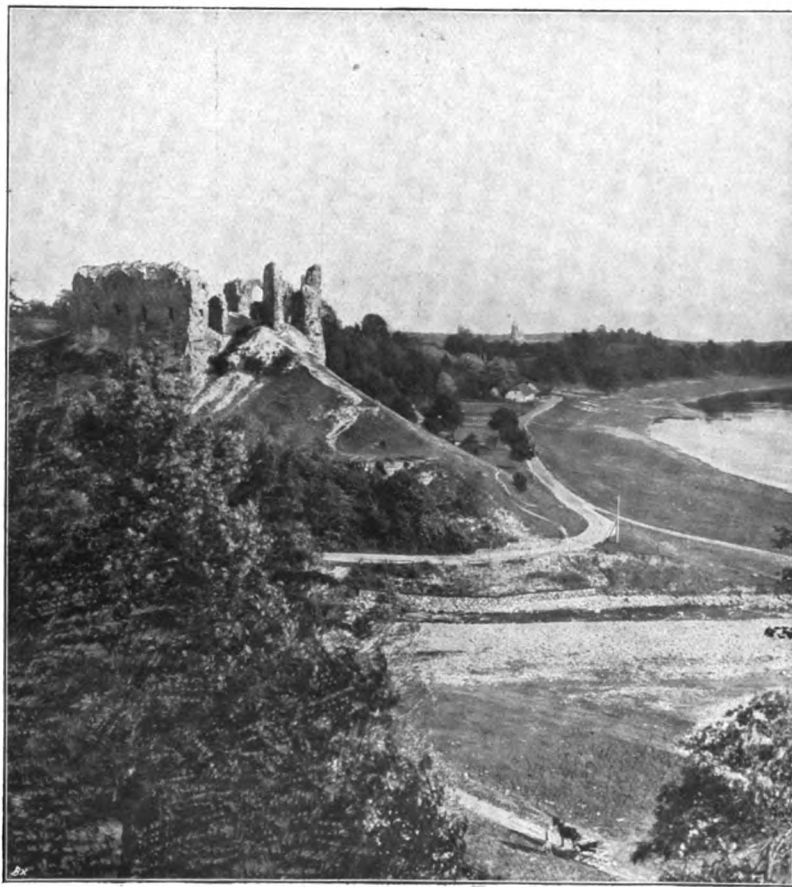
wie Goldingen, Windau, Frauenburg, Tuckum und andere sind vom Russentum bis auf die Beamten-schaft so gut wie unberührt und ausschließlich deutsch und lettisch. Goldingen an der Windau war das mächtigste und stärkste Haus des Ordens in Kurland; daneben Amboten und die Bausen-burg. Leider hat dieselbe geschichtliche Verstandnislosigkeit, die vor hundert Jahren auch im großen deutschen Vaterlande herrschte, die Trümmer des Schlosses Goldingen verschwinden lassen.

Über das Verhältnis von Deutschen, Letten und Esten ist viel geredet und geschrieben worden, aber die bei uns im Reiche herrschenden Vorstellungen von den Beziehungen sind trotzdem überwiegend falsch. Die Feindschaft besteht nicht zwischen Deutschen und Letten als solchen — der estnische Volksstamm ist überhaupt viel ruhiger und bringt den nationalen und sozialen Verschiedenheiten gegenüber dem Deutschtum eine ungleich gelasseneren Betrachtungsweise entgegen —, sondern die halb russifizierte und von der russischen Seite aufgeheizte demagogische „Intelligenz“ des Lettenvolkes ist Träger der Feindschaft gegen das deutsche Wesen. Der großbäuerliche lettische Grundbesitz haßt die Deutschen im großen und ganzen nicht. Während der lettischen Revolution von 1905 war er mit seiner Stimmung eher auf Seite der Deutschen, als auf der seiner sozialdemokratischen „intelligenten“ Volksgenossen, und es sind damals mehr lettische Bauernhöfe angezündet

worden als deutsche Güter und mehr lettische Hofbesitzer ermordet worden als deutsche Edelleute. Der Druck der Revolutionäre hielt aber auch die grundbesitzenden lettischen Bauern in Schrecken. Heute hat die von den Russen verfügte Maßregel, vor den anrückenden deutschen Truppen die ganze Ernte in Kurland zu vernichten, die Roggenfelder niederzuwalzen, die Kartoffeln unreif auszupflügen und das Sommergetreide vom Vieh zerstampfen zu lassen, eine wütende Erbitterung der lettischen Bauern gegen die Russen hervorgerufen.

Auch über die geistig-nationalen Grundlagen des lettischen, estnischen (und ebenso des litauischen) Volkstums macht man

sich, was die zukünftige Entwicklung der Dinge betrifft, fast durchweg falsche Vorstellungen. Es gibt im ganzen vielleicht anderthalb Millionen Letten, eine Million Esten und drei Millionen Litauern in den Gouvernements Rowno, Suwalki, Grodno und Wilna. Alle diese Sprachen sind kulturell noch so wenig entwickelt, daß es schlechterdings unmöglich ist, Erzeugnisse einer hohen geistigen Kultur, z. B. die Kantische Weltgeschichte, ein philosophisches Handbuch, ein Werk über mathematische Naturwissenschaft oder Goethes Faust in ihnen wiederzugeben. Selbst die zur Hälfte künstlich geschaffenen neulettischen und neuestnischen Zeitungs-ausdrücke werden vom Volke kaum und von der älteren Generation überhaupt nicht verstanden. Letten, Esten und Litauern haben die Möglichkeit, wissenschaftliche Bildung sich anzueignen, nur dadurch, daß sie sich einer fremden, höher entwickelten Sprache bedienen. Unter ihren



88

Burgtrümmer Rosenhusen in Livland.

89

jetzigen Verhältnissen kommt dafür nur das Russische in Betracht. Es kann weder lettische, estnische, litauische Gymnasien, noch Hochschulen in einer der drei Sprachen geben. Damit ist auch schon gesagt, daß alle, die einer höheren Bildung zustreben, solche nur durch Aufgehen in eine fremde Kultur erreichen können. Diese Einsicht wird von der größten Wichtigkeit sein für den Fall, daß die zukünftige Entwicklung der Dinge uns dazu nötigen sollte, uns in bestimmtem Sinne mit der baltischen Sprache zu beschäftigen.

Österreich marschiert. Von Otto König.

I.

Österreich marschiert. Dies zerklüftete Völkergemisch,
Das an des Friedens behaglich bestelltem Tisch
Nie eines Sinnes wurde, dies Duzend von Nationen,
Die dieser seltsamen Welt fruchtbarste Erde bewohnen,
Die sich in Friedensjahrzehnten die Köpfe blutig ge-
rannt,

Jeder in Haß und Neid auf des andern Besitz und
Land,

Dies zerrißne Gebilde, nur von der Ehrfurcht regiert,
Die eines greifen Mannes unsäglichem Leid gebührt —
Österreich marschiert.

Wie haben sie alle gelauert an den Grenzen in West
und Ost,

Und dachten, daß Österreichs Schwert längst zerfressen
vom Rost,

Und daß die heiße Fanfare Krieg schmolze den uralten
Kitt,

Der Deutsche und Slawen verband, deren einer am an-
dern litt,

Der Ungarn schnellblütiges Volk mit Schwaben, Slova-
ken, Kroaten,
Und Italiener und Polen mit des Russentums Renega-
ten —

Wie haben sich die Schakale in ihrer Witt' rung geirrt!
Österreich marschiert ...

II.

Als ging's zu lustigen Tänzen, marschierten die Bur-
schen aus:

Kappe tief im Genick, singend und lachenden Muts —
Kommen wir nimmer nach Haus — Österreich bleibt!
Was tut's?

Das war ein seltsam Marschieren. Wiegend, im Walzer-
schritt

Zogen sie hin in Schlachten und Greise und Kinder mit.
Aufrauschten die Musiken, aus den Fenstern winkendes
Wehn —

Und aus den Wolken hoch oben nicht strahlend
Der Prinz Eugen ...

Die Einnahme der russischen Festungslinien an Njemen, Narew und der Weichsel.

Von Generalleutnant z. D. v. Ardenne.

Die Bedeutung der Eroberung der russischen Festungs-
reihen an Njemen, Narew und der Weichsel liegt einmal auf
strategischem und taktischem Gebiet, sodann aber auf dem des
Etappenwesens, der Kommunikationen, des Nachschubes für
die Heere — kurz auf allem, was die ältere militärische Schule
unter dem bezeichnenden Ausdruck „ravitaillement der Armee“
zusammenfaßte. Nach ihrer Niederlage 1870/71 glaubten die
Franzosen ihre Ostgrenze in großzügiger Weise befestigen zu

müssen. In ihrer zu Übertreibungen geneigten Art dachten
sie sich die fortifikatorischen Anlagen als eine Art chinesischer
Mauer, die jeden Durchgang versperren sollte. Sie legten
daher einen Fort- und Festungsgürtel an, der von Dünkirchen
bis Belfort reichte und zwar so, daß immer zwei Werke
das Gelände zwischen sich artilleristisch beherrschten. Nur
zwischen Toul und Epinal ließen sie einen freien Raum
von 36 Kilometern, in der Hoffnung, daß die Deutschen ihren



Die Trümmer eines Innenforts von Nowo-Georgiewsk. Phot. Voedeker.

Kopf in diesen „cul de sac“ stecken und bei dem Austritt aus demselben vernichtet werden würden. Diesen feinen Plan verdankten sie dem Prinzen Numale von Orleans, der seine bescheidenen Kräfte in den Dienst der französischen Republik hatte stellen dürfen. Mit einer Befestigungslinie hatten die Franzosen aber nicht genug. Hinter der ersten entstand eine zweite Festungsreihe mit größeren Abständen; dahinter an manchen

Stellen noch eine dritte mit der Zentralfestung Paris. In der ersten Linie überwogen die Forts mit 2 bis 3 Bataillonen Besatzung und einer Artillerie von 20 bis 30 Geschützen — als Zielpunkte zu groß, als Widerstandspunkte zu klein. Die ganze Anlage kostete den Franzosen 2 bis 3 Milliarden und verschlang eine Infanteriebesatzung von 260 000 Mann. Die Franzosen glaubten diese Opfer bringen zu müssen für die Möglichkeit eines Rückzuges nach verlorenen Schlachten. Hinter der Festungsfront sollten die etwa geschlagenen Heere sich wieder sammeln und sich zu neuem Angriff vorbereiten. Die Einführung der Britanzgranaten und der großen Kaliber sowie die Vervollkommen der Treibmittel machten den Wert der Festungsfronten und die Verstärkung von deren Werten mit Betonanschlüttungen und Panzertürmen und Batterien notwendig.

Diese kostete wiederum 1 bis 2 Milliarden. Auch diese neu ausgerüsteten Werke hielten 1914 der deutschen Artillerie nicht stand. Das wichtige Fort Manonvillers z. B. brach nach kurzer Beschießung zusammen. Dagegen hielten die Fronten Belfort—Toul—Verdun und andere die deutschen Angriffe aus und stehen noch jetzt unbezungen da. Die Erklärung liegt darin, daß die moderne Feldbefestigung den Kampf in das Vorgelände der Festungen hat legen können und daß diese seitlich durch Millionenheere flankiert und geschützt wurden. Dadurch wurde jede Einschließung der großen Waffenplätze unmöglich und der Gegner zu schwierigstem und verlustreichstem Frontalangriff gezwungen. Wenn solcher an ein-

zelnen Stellen z. B. am Dunajec (2. Mai 1915) durch die Überlegenheit der Artillerie der Verbündeten und die Stoßkraft der Infanterie gelang, so bleibt doch auf fast allen Kampfgebieten der Erfahrungssatz bestätigt, daß die angegriffenen Fronten sich halten können, sobald sie keine Lücken zeigen und somit eine Flankierung und gar eine Einschließung der einzelnen Werke ausgeschlossen ist. Die Mehrzahl der jetzt eingenom-

menen russischen Festungen hatte die genannten Vorteile zu ihrer Verteidigung nicht. Sie wurden entweder ganz oder zum größten Teil eingeschlossen und daher konzentrischem Feuer unterworfen. Wenn dieses „Wirbelungsfeuer“ aus schwersten Kalibern erfolgt, so wird jeder Widerstand gebrochen. Wo dieses Feuer keine Anwendung finden kann, wie es z. B. bei der kleinen, durch weite Überschwemmungsgebiete geschützten Festung Ossowiez der Fall war, da wird die Einnahme wesentlich verzögert werden, wenn auch nicht aufgehalten, wie die kürzlich erfolgte Räumung dieser Festung zeigt. Jede Stromfestung schließt einen Zusammenfluß der Heeresstraßen besonders der Eisenbahnen deshalb in sich, weil sich in ihr der Übergang über die Stromsperre geschieht und ungestört vollziehen kann. Diese Festungen sind daher Straßen- und Eisenbahnknoten- oder Ausgangspunkte.

Von Zwangorod z. B. zweigen sich ab die Schienenstränge nach Cholm und dem Wolhynischen Festungsdreieck, sodann nach Brest-Litowsk, nach Malsin—Ostrolenka, nach Warschau und westwärts nach Lodz, Czenstochau, und Kielz; eine Ausstrahlung von ungeheurer Bedeutung. Warschau ist Anfangspunkt der Linien nach Thorn, Czenstochau, Krakau, nach Cholm und Kowel, sowie der 4 großen Linien nach dem Osten über Brest-Litowsk nach Pinsk—Gomel; nach Minsk; über Lida—Plozk nach Bologoje und über Bialostok—Grodno nach Petersburg. Nach Norden ist die Verbindung mit der Narweline und nach Mlaw und dem ostpreussischen Hinter-



Die vordersten Stellungen unserer Frontlinie im Osten. Gezeichnet nach dem Stande vom 23. August. Maßstab 1 : 3 500 000.

Brest-Litowsk, nach Malsin—Ostrolenka, nach Warschau und westwärts nach Lodz, Czenstochau, und Kielz; eine Ausstrahlung von ungeheurer Bedeutung. Warschau ist Anfangspunkt der Linien nach Thorn, Czenstochau, Krakau, nach Cholm und Kowel, sowie der 4 großen Linien nach dem Osten über Brest-Litowsk nach Pinsk—Gomel; nach Minsk; über Lida—Plozk nach Bologoje und über Bialostok—Grodno nach Petersburg. Nach Norden ist die Verbindung mit der Narweline und nach Mlaw und dem ostpreussischen Hinter-



88

Ein Ausguck nach der Feuerlinie über die Weichsel. Phot. Boedecker.

88

lande vorhanden. Wir könnten diese Beispiele bei Brest-Litowsk, Bialostok und Rowno weiter ausführen. Das Gesagte dürfte aber genügen. Doch nicht allein die Heer- und Eisenbahnstraßen laufen in diesen Stromfestungen zusammen, sondern die Ströme selbst sind Wasserstraßen von fast gleicher Wichtigkeit. Nachdem Nowo-Georgiewsk, Warschau, Zwangorod gefallen sind, kann der breite Rücken der Weichsel Truppen und Material aller Art bis zur Mündung des San tragen, wo der doppelte Brückenkopf von Sandomir als Aufnahmehafen dient. Die Nebenflüsse Narew, Bug und selbst

der Wieprsch gestatten die Versorgung der Truppen auch auf dem Wasser. Rechnet man dazu mobile Kraftwagen-Fahrzeuge aller Art, so ist ersichtlich, daß die Etappenverbindung des Mutterlandes mit den an der Front kämpfenden Truppen geradezu ideal ist. Damit müssen die Russen ihren Aushungerungsplan durch Verwüstung des eignen Landes zu Grabe tragen. Der Jubel, mit dem die Presse des Vierverbandes das Auftauchen dieser, sich an die Erfahrungen des Jahres 1812 anlehnenden Idee begrüßte, zeigt eine solche Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse, daß



88

Gesamtansicht der Festung Rowno mit der von deutschen Pionieren erbauten Notbrücke. Hofphot. Kühlewindt phot.

88

der Mangel an militärischem Urteil noch den an historischem Verständnis zu übertreffen scheint. Die Wasser Verbindung war in früheren Kriegsläufen so wichtig, daß die Bewegungen der Heere sich an die Ströme anklammerten und von ihnen sich nur selten und auf kurze Strecken zu trennen wagten. Die Kriegsführung Friedrichs des Großen, die auf die Magazinverpflegung gegründet war, klebte an der Elbe und der Oder. Vor Rossbach schrieb der große König an den Feldmarschall v. Keith: „Wenn die Franzosen bis Magdeburg kommen, ist alles verloren.“

Wer je einen Hauptetappenort besuchen und das Getriebe, das dort herrscht, beobachten konnte, der wird wissen, wie hoch der Schutz und die Verbindungsmöglichkeiten zu bewerten sind, die die Festung ihm bietet. Auf den taktischen Schutz ist besonderer Nachdruck zu legen. Im Jahre 1870 hatte die große deutsche Etappenlinie Metz—Arnouville den Schutz von Festungen zunächst nicht. Die Folge war eine Reihe von feindlichen Überfällen, die in der gelungenen Sprengung der Brücke von Toul ihre unerwünschte Spitze erhielten und erst ihr Ende fanden, als die Etappentruppen wesentlich verstärkt worden waren und in den eroberten Festungen Toul, Verdun usw. feste Stützpunkte gewonnen hatten. Damals geschah die Bedrohung der deutschen Etappenlinie von der Gasse her: ein gleiches Verhängnis ist bei unsern neu gewonnenen, durch die russischen Festungen nunmehr gesicherten Verbindungslinien nicht mehr zu befürchten. Die Einnahme der russischen Waffenplätze hat aber noch greif-

barere Beute gezeitigt. Der Kampf um sie, im Vor- gelände und um die eigentliche Fortlinie, hat den deutschen und österreichisch-ungarischen Heeren mindestens 200 000 Gefangene eingebracht, von den blutigen, ungeheuren Verlusten der Russen ganz abgesehen. In Kowno allein wurden über 600 Geschütze erbeutet.

Unterstrichen muß aber nochmals der Satz werden, daß Metz und alle im Jahre 70/71 gefallenen französischen Festungen abgeschnitten und von allen Seiten eingeschlossen waren. Sind die Festungen durch weite Linien der Feldbefestigung unter einander verbunden, wie jetzt zum Beispiel Toul und Verdun, so ähneln sie Ecktürmen in einer mittelalterlichen Stadtbefestigung. Sie bilden dann die Hauptbollwerke und die stärksten Wächter der Verteidigung.

Unsere neu gewonnenen russischen Festungslinien gestatten aber endlich, große Fronten mit verhältnismäßig wenigen Truppen zu besetzen und zu halten, während an andern Stellen Truppen gehäuft und zur Schlachtenentscheidung bereit gestellt werden können. Der deutsche Reichskanzler hat in seiner vor wenigen Tagen im Reichstag gehaltenen mächtigen Rede nicht ohne Absicht hervorgehoben, daß die Kriegslage im Osten gestatten würde, dort Truppen zu entbehren und den Überschuss auf andere Kriegsschauplätze zu übertragen. Keinen kleinen Anteil an dieser Möglichkeit verdanken wir der Einnahme der russischen Hauptfestungen. Dieser Satz der Kanzlerrede wird von der gegnerischen Presse tot geschwiegen, und das ist bezeichnend.



Sommer 1915. Von Dr. Ludwig Finckh.



Auf einen Tag bin ich heimgefahren von meinen Soldaten und ihren Wunden, um einen Atemzug zu tun und frische Luft in mich zu schöpfen. Meine Lunge war vollgeseigt von Ather und scharfen Dünsten; die Luft geht mir ungewohnt und herb wie ein kühler Trunk im Sommer ein.

Wir wohnen auf einem vergessenen Landstrich. Gegenüber, hinter dem blauen Band, liegt die Schweiz. Gewehr bei Fuß. Freundnachbarlich mißbilligend, wie ein Richter, der nicht sicher ist, ob er nicht in den leidigen Handel verwickelt wird.

In unserm Rücken aber liegt Deutschland. Die Sperrlinie verläuft so, als ob es uns nichts anginge; wie wenn wir nicht mehr zu Deutschland gehörten. Wir sind hinausgelperrt vom übrigen Land und können sehen, wie wir mit uns fertig werden. Deshalb habe ich an unserem Badeplatz zwischen den jungen Silberpappeln einen Mast aufgestellt und eine Fahne aufgezogen: schwarz-weiß-rot. Man sieht sie von der Schweiz aus, und man soll sie sehen. Eine österreichisch-ungarische und eine türkische kommen noch dazu; sie haben's um uns verdient. Und meine Kinder springen drum herum und lernen schwimmen.

Es sind wenig Männer mehr im Dorf. Der alte Hannes und sein Jahrgang, das wird alles sein. Und die Weiber klagen. Wenn einer heimkommt auf Urlaub, tut er mit. Man kann's ihnen nicht verdenken. Es sind Bauern, Hand und Augen auf ihre Äcker gerichtet, ohne Zusammenhang mit dem Weltgeschehen. Und ein Jahr lang Krieg ist aller Ehren wert. Hilft nichts. Mitten auf dem See kann keiner aufsteigen. Das sollten sie wissen. Das Schiff fährt, wohin Kapitän und Steuermann müssen. Und sie müssen noch weit.

Dieser Krieg muß bis zum letzten Ende ausgefochten werden. Es glaubt's uns ja noch keiner, daß wir bis heute gesiegt haben. Wir müssen so lange kämpfen, bis es nicht mehr abgeleugnet werden kann. Bis man es am Sues, in Ägypten und Indien spürt, bis es die hinterste Hütte in Asien weiß, bis es sogar die Amerikaner zugeben müssen. Sonst werden wir um die Ernte betrogen, um die Frucht unserer Opfer. Da hat ein Dorf Kirchenturm nicht mitzusprechen.

Ich habe auch Franzosen unter meinen Soldaten im Lazarett. Sie werden behandelt wie meine Deutschen, um kein Haar anders, mit Sorgfalt und Liebe. Da liegen sie unter ihren deutschen Kameraden, fühlen sich wohl und lachen. Es besteht das denkbar beste Verhältnis zwischen uns.

Aber ich gebe mich keiner Täuschung hin. Wenn sie heimkommen, unterliegen sie wieder der Massenuggestion ihres Volkes, sie verleugnen uns und verachten uns. Ich habe ihnen ganz ruhig gesagt: „Wir sind eure ‚boches‘ und bleiben es. Das macht nichts.“

Frankreich wird nach dem Friedensschluß knirschen und uns nicht lieben. Wir haben zwanzig Jahre um seine Freundschaft gewonnen, es hat uns nur noch bitterer gehaßt. Werben wir nachher nicht wieder um seine Freundschaft! Nehmen wir die Sachen, wie sie liegen. Frankreich wird uns zehn Jahre nach dem Frieden eher lieben, wenn wir hart geblieben sind.

Lassen wir unsere Freunde darum doppelt leben. Unseren Freunden der Lohn, unseren Feinden, was sie verdienen. Das schulden wir schon euch, die ihr mit eurem Blute gezahlt habt. Wenn ich noch ins Feld komme und falle, so wünsche ich,

daß die Lebenden dafür den rechten Frieden erhalten. Das wird jeder von unsern hunderttausend Toten wollen.

England spürt das vergossene Blut nicht so wie wir; es schiebt seine Schwarzen vor sich her, die ihm nichts bedeuten; seine eigenen Söhne schon es. Bei den Russen ist der einzelne eine Null. Bei uns ist jeder einer Mutter Sohn, deutsch, unerseßlich.

Auch mir ist mein Bruder gefallen. Siebenundvierzig Jahre alt, Kriegsfreiwilliger, Vater von sieben Kindern.

Wir haben miteinander gespielt auf unseren Heimatwiesen, unzertrennlich, so wie heute meine Kinder miteinander spielen. Er war der Anführer bei allen Stücken, erfinderisch und lustig. Wir haben gezündelt und Drachen steigen lassen, Räuber und Indianer gespielt. Er ist dann Kaufmann geworden und hat die Welt gesehen. Marseille, London und Rotterdam waren ihm lieb geworden. Zwischendurch war er Soldat, und vielleicht war es das Amt, wozu er geboren war. So oft wir uns sahen, waren wir uns entgegengewachsen, stolz aufeinander, glücklich in unserer Bruderschaft.

Wir sind dann beide herumgeschlagen worden, auf Straßen und auf guten Straßen. Und wenn einer in Not war, so streckte ihm der andere seine Hand hin und zog ihn heraus.

An der Heimat fanden wir uns zusammen. Der Vielgereiste hing sich an ein schwäbisches Städtchen, und ich versuchte zu klammern und zu sagen, was mir die deutsche Erde war. Manchmal sahen wir uns auch, er brachte mir seine Kinder an den See, eins ums andere, und wir sonnten uns an unserm Strand.

Als der Krieg kam, besann er sich nicht. Ganz selbstverständlich ging er mit, und ließ Frau und Kinder dahinten. Für sie ging er mit. Und da meinte es der Herrgott gut mit ihm. Er kam in die Argonnen. Den Wald hatte er immer am meisten geliebt, Sturm und Wetter war er gewohnt. Und was er als Knabe gespielt hatte, das Schicksal warf es ihm als Ernst und Pflicht in den Weg. Er bekam eine Kompagnie, und ich sehe ihn unter seinen Leuten wie einen Vater, voller Treue und Wiß; ich weiß, daß sie alle durchs Feuer für ihn gingen. Er war schon lange im Feld, er sah den Frühling und den ersten Sommer noch, als der Sturm befohlen wurde. An einem Sonntagmorgen gingen sie vor. Es war eine Stellung, so gut besetzt: uneinnehmbar, wenn die Unseren sie verteidigt hätten. Er war guter Dinge und versprach sich viel von dem Sturm.

Der erste Schützengraben wurde genommen, weiter ging's zum zweiten, ins Maschinengewehrfeuer hinein. Mein Bruder, mit zwei Schüssen im Kopf, ruft noch: „3. Kompagnie vor!“ Dann ist er tot. Hinter ihm fällt sein Leutnant, aber seine Leute stürmen weiter und nehmen den zweiten und dritten und vierten Schützengraben. Fünfhundert französische Gefangene werden hereingebracht.

Leb' wohl, lieber Bruder! So gewiß als wir aus unserer Mutter Schoß gekommen, so gewiß wird dein Blut aufgehen als Saat im neuen Deutschland; dafür will ich wirken und sagen und, wenn es sein muß, sterben wie du. Es wird uns hart machen und stark, daß deine Kinder auf dem umgepflügten Erdreich wachsen können, freier noch als vorher, und unter ihren Tritten das Blut ihres Vaters spüren, das ihnen den Boden bereitet hat.



Gebet an einem Heldengrabe in Feindesland.

Phot. Leipziger Presse-Büro.

Italien, die Türkei und Bulgarien. Von Alfred Geiser, Berlin-Karlshorst.

Wenn man dem Teufel den kleinen Finger bietet, so nimmt er die ganze Hand. Diese tiefe Wahrheit aus Volksmund findet immer erneut ihre Bestätigung. Der dumme Teufel, der von seinem menschlichen Partner nach Abschluß des Vertrages übers Ohr gehauen und um seine Beute betrogen wird, ist eine Figur deutschen Märchenhumors, die im praktischen Leben noch niemals bisher angetroffen wurde, am wenigsten in dem der Politik. Das spürt heute niemand deutlicher als unser früherer Dreibundsgenosse, das Königreich Italien. Nachdem es sich dem Biverbände mit Haut und Haaren verschrieben hat, schaltet und waltet dieser nach Gutdünken und nach seinen Bedürfnissen mit dem Blut und Leben des italienischen Volkes, das man als das unglücklichste bemitleiden könnte, wenn es nicht das auf ihm lastende Verhängnis in frivoller Treulosigkeit und gewissenlosester Gewinnsucht selbst auf sich herab beschworen hätte.

Seit Monaten hat der Generalissimus des italienischen Heeres Cadorna immer wieder erklärt und erklären lassen, daß Italien seinen Krieg gegen den österreichisch-ungarischen Erbfeind selbständig und nur im Dienste seiner „unerlösten“ Söhne auf Trientiner, Triestiner und Dalmatiner Boden führe.

Mit peinlicher Sorgfalt wurde die Ausdehnung des Kriegszustandes auf das Verhältnis zu den deutschen und türkischen Waffenbrüdern des Habsburger Staates vermieden. Aber seit Wochen bereits fühlte man, wie der Druck des Biververbandes in immer stärkerem Maße gegen diese Auffassung arbeitete. Die feile italienische Presse übte sich erneut in der Stimmungsmache für einen neuen Krieg, nachdem sie bereits in dem für Italien verhängnisvollen Frühjahr dieses Jahres dem englischen Sovereign und dem russischen Rubel das sacrificium intellectus et honestatis — das Opfer der Vernunft und Ehrenhaftigkeit — gebracht hatte. Die Apenninenhalbinsel hallte wieder vom Kriegsgeschrei gegen den türkischen Halbmond. Und heute ist das Ziel erreicht: das Ministerium Salandra hat der Türkei den Krieg erklärt!

Aber diesmal wissen auch die kriegerischsten Blätter Italiens nichts zu melden von einem unmittelbaren Rausch der Begeisterung im Volke, und selbst Herr Gabriele d'Annunzio scheint es sich nicht zuzutrauen, mit Erfolg als Barde dieses neuen Krieges auf dem Kapitol aufzutreten. Und das ist kein Wunder!

Wenn der Krieg gegen Österreich tatsächlich einer im Volke seit Jahren geschickt großgezuchteten Stimmung entgegenkam und einen Rausch des Irredentismus erzeugen konnte, der wenigstens auf die kurzen Tage, in denen die verhängnisvolle Entscheidung fiel, die Stimmen der Vernunft zu übertönen vermochte, so ist hier von alledem gar nicht zu reden. Italiens Volk weiß, daß ihm der Krieg gegen die Türkei keinerlei Gewinne in Aussicht stellen kann, der Opfer wert, die er kosten wird. Seine internationale Lage, seine wirtschaftlichen Vorteile, seine mit so schweren und anerkanntswerten Opfern seit Menschenaltern in der türkischen Levante aufgebauten Kulturinteressen in Sprache und Schule werden durch den Ausbruch des Krieges mit der Türkei unmittelbar schwer, vielleicht tödlich getroffen. Die in Kleinasien außerordentlich zahlreichen und wirtschaftlich einflußreichen italienischen Volksteile müssen Land und Arbeitsfeld verlassen und wissen nicht, ob nicht einst, selbst im Falle des gemeinsamen Sieges, die französischen und englischen Bundesbrüder in ihre leer gewordenen Plätze einrücken werden. Die Rücksichten, die die Türkei bis zum Frühjahr in der Offensive gegen den Suezkanal auf das auf dem Papier noch fortbestehende Dreibundverhältnis Italiens genommen hatte, und die diesem den freien Weg zu seiner Kolonie Erytrea verbürgten, sind bereits seit Italiens Kriegserklärung an Österreich fortgefallen; nunmehr reißt Italien selbst durch seinen unseligen Schritt die letzte Mauer nieder, die seinen Kolonialbesitz in Nordafrika gegen den vernichtenden Wüstenwind des heiligen Krieges, sein Land am Roten Meere gegen die wachsende Begehrlichkeit Abyssiniens, seines alten Besitzers von Abis-Ababa, schützte. Alles das ist in Italien wohlbekannt. Aber Italien ist durch

seinen Treubruch zur Sklavin geworden; der Biverband pfeift, und Italien muß tanzen. Geld und Kohle sind die Zwangsmittel, in deren Verweigerung oder Gewährung vor allem England das alte Rezept von Zuckerbrot und Peitsche neu anwendet. Beides, Geld und Kohle, braucht Italien, um den Staatsbankrott zu verhüten, seine wankende Industrie aufrecht zu erhalten, sein Volk vor Winterfrost und Hungersnot zu schützen. Beides kann ihm England allein liefern, nachdem Italien sich selbst in unverantwortlicher Torheit die bisherigen sicheren Bezugsquellen, die im Deutschen Reich für den Dreibundsgenossen flossen, verschüttet hat. Die verhältnismäßig und verwöhnte Bella Italia, der der Dreibund mit nachsichtigem Näckeln auch „Extratouren“ nachsah, ist zur willenlosen und leibeigenen Sklavin des selbstgewählten neuen Verbündeten herabgesunken.

Und das Schlimmste für sie ist, daß sie nicht einmal die Aussicht vor sich sehen, durch ihre Opfer wenigstens der Sache der Bundesgenossen zu nützen. Die italienische Politik kam im Mai zu spät, weil sie mit ihrer Kriegserklärung gegen Österreich erst nach dem erfolgreichen Karpatendurchbruch Madensens einsetzte; sie kommt auch diesmal zu spät, wie die Nachricht von dem türkisch-bulgarischen Abkommen beweist.

Nach monatelangem, in freundschaftlichem Geiste geführten Verhandlungen hat die kluge Politik Bulgariens den ersten realen und außerordentlich bedeutsamen Erfolg davongetragen. Die Türkei hat Bulgarien eine Gebietsvergrößerung bewilligt, durch die diesem ein völlig freier und strategisch gesicherter Zugang zu seinem sehr entwicklungsfähigen Hafen Vedeagatsch eröffnet wird. Das Entscheidende hierbei war die Auslieferung der auf dem rechten Marika-Ufer gelegenen Vorstadt Adrianopels Kara-Agatsch, in der der Bahnhof Adrianopels und damit eine der wichtigsten internationalen großen Verkehrslinien liegt. Damit hat die Türkei für alle Zeiten darauf verzichtet, sich Adrianopels als starker Festung zu bedienen, die sonst seine Flanke gegen Bulgarien kräftig gedeckt hätte.

Es ist selbstverständlich, daß ein derartiges bedeutungsvolles Zugeständnis nicht nur in dem von seinen früheren Bundesgenossen gegen die Türkei so schwer betrogenen bulgarischen Volke die tiefste Zuneigung für die Türkei wecken muß; diese hat mit Sicherheit Gegenleistungen erhalten, durch die zum mindesten die dauernde wohlwollende Neutralität Bulgariens gegenüber der Türkei und ihren Waffenbrüdern verbürgt wird. Das aber bedeutet die Sicherung der Dardanellenstellung und der türkischen Hauptstadt gegen einen Angriff von der europäischen Landseite und damit den unzweifelhaften Zusammenbruch der maßlosen Anstrengungen des Biververbandes, die Balkanstaaten für sich mobil zu machen.

War es an sich schon ein ziemlich aussichtsloses Unternehmen, den Rattenkönig entgegengesetzter Interessen der früheren Mitglieder des Balkanbundes zu entwirren, dessen Beseitigung die unerläßliche Vorbedingung einer solchen Mobilmachung bildete, so erscheint das heute völlig ausgeschlossen, wo ein Angriff Serbiens und vielleicht auch Griechenlands und Rumäniens gegen die Türkei ein dieser befreundetes wenn nicht gar verbündetes Bulgarien als Hindernis auf seinem Wege fände. Die vier Köpfe der Balkanräuber unter einen Hut zu bringen, ist eine Aufgabe, die der Quadratur des Kreises wenig nachgibt, und Italien, das unselige Italien, dessen Wünsche und Forderungen in Dalmatien, in Nord-Albanien, in Epirus und in Kleinasien mit dem hart gegen hart stehen, was Serbien, Montenegro und Griechenland als ihre Lebensinteressen vertreten, hat am letzten Ende durch seinen elenden Treubruch am Dreibunde seinen neuen Bundesbrüdern durch Verstärkung und Erschwerung der Balkangegegensätze mehr geschadet als genützt. Es wird auch die Menschen und Schiffe, die es zu Englands und Frankreichs Entlastung nunmehr vor den Dardanellen opfern muß, nutzlos geopfert haben.

Im den Hängen des Arn. Von Dr. Karl Hans Strobl, Kriegsberichterstatter.

Als ich im Tal der Burgener Gave ankam, von wo aus ich nach dem Sonzog wollte, zeigten die Berge ein sehr verdächtiges Wettergesicht. Der wilde Talsessel, durch den ich am Morgen mußte, war in seinem Hintergrunde ganz von schweren Wolkenmassen erfüllt. Sie kamen über den Paßschnitt aus Südwesten; ein heftiger Wind brachte sie mit und preßte sie zwischen Felswände und Gipfel von zweieinhalbtausend Metern Höhe. Überall sonst lag Sonnenschein, aber dort hinten rührte Platorog, der Dämon dieser Berge, einen Regenbrei für morgen. Manchmal flog ein Fehnen aus dem Kessel hervor und trieb über das weitere Tal hin. Ein feindlicher Lufthauch schien ihn zu erfassen, zerteilte ihn in dünne, kaum sichtbare Schleier.

Von einer Waldnase aus sah ich auf das Geröllbett des Bergflusses. Niederes Gestrüpp war um mich, kleine Föhren, Farnkraut und Heidekraut, dazwischen viele dunkelrotviolette Punkte von Alpenveilchen. Einen blaugrauen und gelben Fluß säumte das Geröll. Weißleuchtend lag es vor den schon überschatteten Wäldern und den schwarzen Wolfenklumpen im Talschluß.

Zwei Reihen von Karren oder Wagen standen in militärischer Ordnung auf dem Kalksteintie. Ein Stückchen weiter unten trieb man Pferde zur Tränke und ins Bad. Wundervoll lebendig und warm hob sich der Ton der braunen Leiber aus dem grauen Weiß. Ich wollte ihnen



88

Pontebba an der kärntnerischen Grenze. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

89

nahe sein, den braven Helfern, die Kraft und Leben für unsern Krieg hergeben, stieg durch Gestein und Gesträuch ins Tal. Als ich an den Wagen vorüberkam, merkte ich erst, was für seltsame Gefährte das waren. Es waren Wagen und doch keine Wagen, Karren und doch keine Karren. Es waren Gestelle auf zwei Rädern, Vorderteile von Wagen,

halbierte Wagen. In diesem Krieg, der ganz neue und unerhörte Anforderungen stellt, muß man sich zu helfen wissen. Man hat die gewöhnlichen, landesüblichen Wagen zerlegt und aus den Vorderteilen Karren gemacht, die wie kein anderes Gefährt zum Verkehr auf den steilen und zerrissenen Bergpfaden geeignet sind.



88

Österreichisch-ungarisches Maschinengewehr im Gebirge. Phot. Leipziger Presse-Büro.

89

Daneben standen die Pferde. Kleine Lagerfeuer brannten zwischen ihnen, Bosniaken, die sich in dieser Bergwelt als Führer bewähren, saßen mit gekreuzten Beinen, tranken schwarzen Kaffee aus großen Töpfen und drehten Zigaretten. Auch die Pferde hatten Unterhaltung. Die knusperten und nagten an den Balken, an die sie gebunden waren. Das war Langeweile, aber zum Teil auch Hunger. Man hat hier ihre sonst erhöhten Rationen etwas verkürzen müssen. Aber sie haben schwere Arbeit zu leisten, und so nagen sie an allem erreichbaren Holzwerk in ihrer Nähe, an Bäumen und Balken.

Wer arbeitet, der soll auch essen. — Aber es ist dieses Krieges Eigensinn, alle Erfahrungen, geheiligten Grundsätze und alten Sprichwörter umzudrehen und unbeachtet zu lassen. Er verlangt von Mensch und Tier: wer arbeitet, soll auch auf das Essen verzichten können. Der Landeschütze, der sich im feindlichen Feuer an einem Dolomitzacken emporgearbeitet hat und nun oben, zwischen Blöcken kauend, den Alpinis scharfe Grüße hinüber schickt, kann sich manchmal darauf gefaßt machen, falls er seine Konserven zurückgelassen hat, auf sein Essen warten zu müssen. Er steht unter demselben Gesetz, wie das Pferd, das oft zweimal am Tage schwer beladen, Steilwege von ein paar hundert Metern Höhe zu überwinden hat und abends fern von seinem Stalle nur ein langes Futter findet.

Und das ist gut so, daß die alten Erfahrungen und Sprichwörter nichts mehr gelten. Denn sonst müßte es ja auch nach der Regel gehen: Viele Hunde sind des Hasen Tod. Wir aber erleben es, erleben es staunend, daß bald da, bald dort einer aus der feindlichen Meute zurückbleibt und heulend davontrotzt.

Was an diesem Abend im Hintergrund des Talsessels zusammengebraut worden war, das brach in der folgenden Nacht los.

Eine Sturmnacht, voll wilden Jagens aus allen Bergschlünden, voll Gestöhn und Geächz, voll prasselnder Regengüsse und einem Geleucht von Blitzen, die bald hinter den Bergen einen Vorhang von Bergen zogen, bald vor ihnen losgebrannt waren, daß man das Gewühl und den Krampf der Wolkenmassen in den zerrissenen Wänden sah.

Der Morgen war dann naßkalt und trüb. Wo die Sonne vorkam, ließ sie lange Goldblanzstäbe in die zerweichten, feuchgrünen Wälder und Wiesen. Wir fuhren das Tal entlang, immer dem Grund des Wetterkessels zu, bis die Straße zu Ende war und der alte Weg über den Berg begann. Um eine Hirtenhütte in dieser sonst einsamsten aller Alpenlandschaften, hatte der Krieg ein Lager eingerichtet. Der ganze tausendfältige Kram, dessen der Krieg an Waffen und Geräten bedarf, war hier in Stößen, Ballen und Haufen aufgeschichtet.

Eine Gruppe von Pferden, von Dragonern in Feldgrau gehalten, war für uns bestimmt. Ihre schönen roten Hosen haben die Dragoner in diesem Feldzug eingebüßt, aber ihren guten Humor haben sie noch immer. Einer aus unserer kleinen Gesellschaft, der ein Besonderes auf seine Reitkünste hielt, verlangte ein Pferd von Temperament und Feuer. Man gab ihm einen Braunen, der auf den schönen Namen „Papplöffel“ hörte. „Wie kann man ein Pferd Papplöffel nennen?“ entrüstete sich mein Freund. Es ist wahr, Papplöffel ist ein Ding, mit dem man einen zähen Brei rührt oder ißt, also ein keineswegs besonders ehrgeiziges oder feuriges Wesen. Aber mein Freund sollte sich bald davon überzeugen, daß es hier weniger auf Feuer und Leidenschaft ankam, als auf einen breiten Rücken und vier feste Beine, mit denen man bedächtig auch die steilsten Wege hinaufklettern kann.

Links und rechts vom Wege lebte der Wald von rastloser Arbeit. Es war ein Schneiden, Hauen, Sägen, Hämmern, Brechen; jeder Busch wurde gerüttelt, tausende von Händen waren dabei, Bäume zu fällen, das Erdreich umzugraben, Dämme aufzuschütten. Irgendwo schnauften Maschinen. Schläuche liefen durch den Wald wie Riesenschlangen. Sie leiten Preßluft zu irgendwelchen Bohrern, die sich knirschend ins Gestein eindrehen. Man baut Straßen, Seilbahnen, Telephonlinien, was weiß ich. Brücken werden über Gießbachschluchten geschlagen.

Ja, auch die Landschaft dieser Berge wird vom Kriege arg mitgenommen, nicht nur Menschen und Pferde.

Furchtbare Wunden reißt der Krieg in die Landschaft. Aber das wird schön sein, nach Jahren wieder zu kommen und zu sehen, wie der Wald sich langsam über diese Verletzungen zu schließen beginnt, wie Farnkraut und Buschwerk wieder in üppige Wirren schießen, wie die Moosbeden wieder samtartig werden, wie alles — alles sanft und allmählich vernarbt.

Kurz, nachdem wir die Paßhöhe erreicht hatten, hatte es zu regnen begonnen. Es hörte bald auf, und wir begannen — zu Fuß — den Abstieg.

Als wir so weit vom Schuß der Hüten dort oben ent-

fernt waren, daß ein Umkehren nicht mehr anging, begann es von neuem zu regnen.

Es regnete sich langsam ein. Der Sponzo, den wir unten zwischen Felsenengen trafen, hatte sein berühmtes Blaugrün gar nicht, er war ein braungelber, häßlicher Kerl, so ein halber wälscher Bandit, der immer rumort und tocht und ungestüm fordert.

Hier ist überhaupt vieles schon halb ins Welsche geseht, Menschen und Berge. Die Dörfer sehen nicht mehr so treuherzig aus wie in Kärnten oder Tirol. Noch wohnen keine Italiener da, sondern Slowenen, aber man merkt den Andrang der Welschen an der Bildung der Körper und der Gesichter. Die Frauen könnte man ganz gut unter Olivenbäume setzen. Und selbst die Sprache wird weicher und wohlklingender als irgend eine andere slawische Mundart, sie wiegt sich und biegt sich in südlicher Sinnlichkeit. Und so ist auch die Landschaft schon ein Übergang aus den Alpen zum Karst. Noch sind die Nordhänge der Täler grün bewachsen, aber die Südhänge sind vom Schirokkosturm zerstört und verkarstet.

Als es dunkel wurde, saßen wir, Gäste des Divisionskommandos, warme Soldatenmäntel über den ein wenig feuchten, frierenden Leibern auf einer Terrasse. Gewinde von Buchenlaub schlangen sich zwischen den Tellern und Gläsern hin. Und in den Gläsern gab es Bier, Bier aus dem bürgerlichen Brauhaus in Pilsen, Bier am Sponzo. Der Divisionspfarrer neigte sich zu mir: „Das gibt's aber nicht alle Tage“.

Ich sehe noch immer das feine, durchgeistigte Gesicht des Generals vor mir, als er sich mir zuwandte: „Sehen Sie den schönen Berg dort unten am Talende. Es ist unser Wetterberg: er ist klar, wir werden morgen schönes Wetter haben. Aber es sieht auch der italienische Beobachter auf ihm, und mit einem guten Fernglas kann er uns hier in die Schüsselfen schauen . . .“

Das ist es, daß die Italiener auch solche Berge haben, von denen aus sie in unsere Schüsselfen schauen können. Wir haben ja, solange die Vermittlungsverhandlungen andauerten, nirgends ausgiebige militärische Vorkehrungen treffen dürfen, wir waren gläubig, vertrauend und ehrlich bis zum letzten Augenblick. So kam es, daß die Italiener beim Losschlagen überall schon hatten da sein können, bevor wir hinkamen. Die wenigen Grenzwachter und Gendarmen hatten es nicht verhindern können, daß sich die Welschen gerade auf den allerbesten Grenzbergen festsetzten.

Auch die Straße, auf der wir an diesem herrlichen Sonnenmorgen fuhren, steht unter italienischem Feuer. Es kommt hinter wer weiß welchem Berg hervor und wird von wer weiß welchem anderen Berg aus geregelt und gelenkt. Dort steht der Beobachter in seinem Steinloch oder hinter einem Gestrüpp, er ist das Auge der Haubitzen- oder Mörserbatterie in irgend einem weit entlegenen Tal oder auf einem Sattel weit hinter der Grenze. Ein kilometerlanger Telephondraht ist der Nerv der Befehlsübertragung; er windet sich hinten herum auf Umwegen, läuft durch Hochwald und Bergstürze, kammert sich an Felsblöcke und tote Bäume. Für diesen Draht gibt es keine Hindernisse, und wir können es nicht überall hindern, daß er alles meldet, was der Feind von seinem Fesselnest oben sieht, und daß er die Schüsselfe regelt, die von irgend einem verborgenen Ende dieser Bergwelt auf die Straße niedergehen.

Man muß sich anpassen und, um den Granaten der Walschen zu entgehen, auch die Nacht zum Tag machen, wo die Zielaufklärung schwierig ist. Tagsüber liegt die Straße vereinsamt; nur ab und zu trampelt ein Trupp Arbeitsmannschaft vorüber. Als der Krieg begann, haben sie auf jeden einzelnen Mann geschossen, jetzt hat sich der Eifer scheinbar abgekühlt. Aber Wagen und gar längere Wagenzüge ziehen das Feuer noch immer an, und so ist der notwendige Verkehr selbstverständlich auch auf die Nacht angewiesen. Mit der Dämmerung sammeln sich dann Proviantwagen, Munitionskarren, die Wagen der Sanität und dergleichen hinter schützenden Talbiegungen, und mit dem niedersinkenden Dunkel knarren, knattern und ächzen sie langsam in den jetzt ruhigen Feuerbereich.

Wir fuhren an einem Posten vorbei. Die Sonne schien, der Fluß rauschte unten in Engen, die grünen und die fahlen Hänge liefen neben uns weiter fort. Nur im fahlen Hang tat sich ein Seitental groß auf. Von einem gewaltigen Fessenzirkus lief es in Windungen auf uns zu. Es war nichts anders geworden, und dennoch war es, als fahre man in ein ganz feines Netz hinein, ein Netz von dünnen, kaum fühlbaren Fäden, wie sie der Hochsommer zwischen Büschen auf wenig begangenen Wegen ausspannt. So war es, wie dieses unsichtbare Gespinnst, das man sich von Sterne und Wangen wischen muß; und das war nichts anderes als das Netz der feindlichen Blicke, in das wir geraten waren, als wir über den Posten hinausfuhren.

„Dort oben“ sagte der Hauptmann des Divisionsstabes,

der unser Führer war, „den Kamm, den haben die Italiener besetzt. Darunter sind unsere Stellungen.“

„Wie . . . darunter?“

„Nun — unterhalb auf den Abhängen der Berge. Sehen sie hier,“ er zeigte eine Photographie eben dieses Seilentales, an dessen Mündung wir eben vorüber fuhren, „die blaue Linie sind die Italiener, die rote die Unseren.“

Ich betrachtete entsetzt dieses Bild: die blaue Linie umränderte fein säuberlich den Umriss der Berge, die rote führte darunter durch das Gestein der Felswände. . . .

„Ja, wie ist das . . . ? Da schießen uns die Italiener ja von oben auf die Köpfe!“

„Ja!“

„Wie ist das möglich, wie können unsere Leute solche Stellungen halten?“

Der Hauptmann zuckte die Achseln, sein Gesicht strahlte. „Sie halten sie!“

Ich konnte mich dann überzeugen, wie sie sie halten. So als wäre das nicht etwa eine sehr eklige Sache, den Feind einige hundert Meter über sich zu wissen, sondern die aller-einfachste und selbstverständlichste Geschichte von der Welt. Man darf nur eben nicht viel den Kopf heben, sonst knallt's.



Österreichisch-ungarischer Schützengraben in den Bergen. Phot. M. Efl.

Aber dann knallt's zurück, und so gut die Alpini schießen, die Nieder- und

Oberösterreicher, die hier stehen, schießen noch besser. Sie verpuffen die schöne Munition nicht gern, es muß schon treffen, wenn sie abdrücken.

Ein Kadett ist da, der hat mit Hilfe des Zielfernrohrs schon sechzig und etliche Alpenjäger weggepugt. Das ist nicht eine Zahl nach der englischen oder italienischen Siegesmathematik, sondern eine sehr reelle Zahl von astro-

nomischer Genauigkeit. Er steht stundenlang an seinem Gewehr und lauert; er vergißt das Essen und das Trinken und das Schlafen. Es ist eine Leidenschaft, eine Art von Besessenheit. Wenn er einen in seinem Feuer über die Felsen rollen gesehen hat, dann macht er einen Strich in sein Notizbuch. Ich glaube, er hat die Absicht, das ganze Notizbuch vollzuschreiben.

Ehe man aber zu diesen Stellungen kommt, muß man übrigens eine richtige Hochtour vornehmen. Wenn Meyers „Führer durch die deutschen Alpen“ diesen Weg gekannt hätte, er würde ihm die Warnung beigelegt haben: „Nur für Schwindelfreie.“ Zuerst geht es noch; es ist nur mühsam, übrigens nicht gefährlich. Zwischen den Hütten des Brigadekommandos und der Stellung des Kompagniekommandanten muß man noch einmal in ein Tal absteigen. Dort wird gekocht. Im Buschwerk, in Deckung vor den Blicken des Fein-



Ein österreichisch-ungarischer fahrbarer Backofen. Phot. Ed. Frankl.

des, der auf den Höhen sitzt, brodeln es in den Kochtöpfen, das nasse Holz qualmt, Ziegen knuspern am Gesträuch; es sind die Kompagnieziegen, sechs bis acht an der Zahl, die zusammen doch ein paar Liter Milch geben. Bei der Brigade ist noch eine Kuh, sie war eben heute verloren gegangen, verschwunden, davongelaufen, verirrt, abgestürzt, und man sprach von ihr mit Trauer in den Wägen.

Hier vorne aber ist das kriegerische Klima für Kühe schon zu rau, hier kommen nur noch Ziegen fort. Sie haben fahle Farben, die dem Gestein angepaßt sind, sie sind klein, bücken sich leicht hinter Blöcken und ins Gesträuch.

Aus diesem Hochtal der Kochtöpfe und der Ziegen geht es schon steil durch Geröll und Wald; die Wege hier können nicht so angelegt werden, daß sie bequem sind, sondern müssen so sein, daß sie der Feind nicht einsehen kann. Hier können auch keine Tragtiere mehr fortkommen, hier ist alles auf Menschenkraft gestellt. Die Männer mit den Kochtöpfen kochen hier empor. Es sind drei Stunden Weges aus dem Tal bis zu den vordersten Stellungen. Drei Stunden entzweigelter, kraftzermürbender Plage. Wenn das Fleisch zur Hälfte gar ist, werden die Kochtöpfe zugeschraubt, es kocht nun im eigenen Dunst vollends weich und kommt auf den Schultern der Träger saftig und siedend heiß in die Wände und Gradzinken zu den Schützen.

Was soll man aber dazu sagen, daß auf halber Höhe dieses schrecklichen Berges immer noch Kultur und Behagen zu finden ist. Die hängenden Gärten der Semiramis sind berühmt und gefeiert, von den Gärten der Villa Borghese schwärmen unsere italienischen Maler und Dichter, die Dachgärten der Fifth Avenue in New York sollen ihresgleichen an Luxus suchen. Was sind aber alle diese Wunder gegen das Wunder des Alpengartens, das der Kompagniekommandant Hauptmann Rünzel hier in 1700 Meter Höhe des wilden Gebirges angelegt hat?

In dem Garten vor seinem sauberen Häuschen hat er alle Arten von Alpenpflanzen, von Edelweiß und dem seltenen braunroten Kohlröschen. Bei der Anlage des Gartens hat er mit Geschick den vorhandenen Pflanzenwuchs verwendet, Krüppelfichten und Lärchen, und in troziger Kahlheit ragt eine abgestorbene Wettertanne. Die Wege sind mit kleinen Steinen sauber gepflastert; Tische und Bänke sind da, sogar ein allerliebster Lusthaus, an dessen Decke im leisen Höhenwind Blumenkörbchen schaukeln.

Es hat freilich auch nicht jeder einen Gärtner wie dieser Hauptmann Rünzel, einen Gärtner, der sonst in Friedenszeiten Gärtner bei — Rothschild ist . . .

Dann aber fängt etwas an, das sich für einen Weg aus gibt, das aber eher ein Vorwand zum Hinunterfallen ist.

„Jammerstiege“ nennen die Leute diesen Weg. Den Niederösterreichern und Oberösterreichern, die hier stehen, macht das wenig aus. Man mußte den Weg früher auf allen Vieren gehen, meint der Hauptmann, aber jetzt ist er bequem wie die Ringstraße. Man hat ihn durch Sprengungen in den Felsen erweitert, hat Stufen geschlagen, höl-

zerne Leitern gezimmert, hat Drähte am Abgrund hingehängt. Wo Stein oder Erdbreich bröckelig sind, hat man den Rand durch Flechtwerk verstärkt und Pfähle eingeschlagen, die wieder mit Drahtseilen an weiter oben in den Felsen stehende Bäume befestigt sind.

Wenn ich einmal gefragt werde, wer in diesem Krieg die schwerste und heldenhafteste Leistung vollbracht hat, ich werde ohne Besinnen antworten: die Männer, die mit den Kochtöpfen auf dem Rücken täglich die „Jammerstiege“ hinauf- und hinabgeklettert sind.

Wenn der Weg zu Ende ist, dann ist man auf einem Gipfel. Und da sind wieder Hütten und Zelte ans Gestein gehängt und in die Felsen hineingepreßt, und eine Menge Leute sind da, und vorne sind die Deckungen, wo sie an den Gewehren stehen.

Weiter vorne ist aber noch ein Gipfel, der ist noch höher und steiler und unwegsamer, aber auch dort sind Hütten und Zelte und Soldaten.

Und noch weiter vorne ist wieder ein Gipfel, der höchste hier, von dem vorletzten durch eine Luftlinie von zweihundert Schritten getrennt — und auf dem sitzen die Italiener.

Hier oben pfeifen die Kugeln.

Fiu — fiu, surren ein paar verirrte Geschosse in unserer Nähe. Sie zirpen wie eine Art von Vögeln. Das Geplänkel hört hier niemals auf.

Wir liegen auf einem schmalen Felsband, bücklings, und schauen in den Felskessel hinein und zu den Italienern hinüber.

Drüben, jenseit des Felskessels, auf dem Nachbargipfel stehen steirische Landesschützen. Gute Augen sehen kleine Gestalten, die wie Gemsen klettern, die helleren Flecke der Zelte, die dunkeln Zacken der Schützengräben. Wenn frohe Nachrichten aus Galizien und Polen einlangen, dann rufen sie einander die Post von Berg zu Berg zu. Und dann fangen die Walischen wie wütend zu pfeffern an, als wüßten sie, daß jeder Sieg dort oben auch ihnen in ihren Felsenestern an den Kragen geht.

Auf der anderen Seite um den Gipfel herum, und da ist wieder ein großes Wunder, diesmal von der Natur gestellt.

Auch hier: Der Feind und wir eingegraben, oben und unten, in den Wäldern und an den Hängen, Stacheldraht und Schützengräben.

Darüber aber ein wunderbarer Bergdom. In einer Scharte arbeitende feindliche Kolonnen, kleines Gewimmel an den Hängen. Aber so fern sind sie, daß sie einen kaum ärgern, weil sie da sind.

Wenn der Blick aber nach links geht, dann sinken die Berge zusammen, lösen sich wie in Dunst und Licht. Etwas Gewaltiges dringt in die Ferne ein, ein graues Blau, streifig dunkler und heller, wie Wolkenschatten oder ziehender Rauch. Wie seltsam weit wirkt das! Ist es nicht wie ein Salzhauch von dort herüber, aus dieser Unendlichkeit, in die sich die starre Welt der Berge ergießt.

„Das Meer“, sagt jemand.
Die Adria.



Abzug gefangener Italiener. Phot. Ed. Frankl.



Österreichisch-ungarische Pioniere beim Verbessern der Wege und Herstellen neuer Verbindungen im Kampfgebiet. Phot. Ed. Frankl.

Das ist die kostbare Perle, um die es geht, die nicht altert, wie andere Perlen. Das schönste aller Meere, das saphirblaue Krondiadem Österreichs, um das hier geschossen wird und Schweiß und Blut vergossen, um das die Träger mit den Kochtöpfen auf der Jammerstiege keuchen und die Soldaten nächtelang in den regenerfüllten Felsenzimmern stehen.

Wir hatten das Meer gesehen.
Ein seltenes Glück hier oben.

Eine halbe Stunde später goß es wieder, als wolle der Himmel bersten. Es ist mit dem Wetter hier in den Bergen wie mit der italienischen Freundschaft.

Es goß. Wir saßen lange beim Hauptmann und bewunderten sein Heim. In dem aus Lehm und Steinen nach einem System eigener Erfindung erbautem Ofen brannte ein behagliches Feuer; wir wiegten uns auf seinem Feldbett mit der Sprungfedermatratze — aus Fichtenzweigen.

„Alle meine Leute haben solche Ofen und Betten“, meinte er, „so können wir auch den Winter überdauern“.

Es goß ohne Aufhören, und wir mußten nachgeben. Wir stiegen einen Weg durch das Geröllbett eines Gießbaches ab. Vormittags hatten sich hunderte von Arbeitern gemüht, diesen Weg zu festigen und erweitern. Nun floß er mit dem Wasser in großen Brocken und als lehmige Tunte wieder zu Tal. So oft wir uns einen Schlangenweg entlang wanden, sahen wir über uns hinauf, ob uns der Weg nicht nachkam. Er brach und zuckte, Steine rieselten, die nasse Erde preßte das Flechtwerk auseinander; zertrümmert vom Gewicht des Lehmes standen die stützenden Pflöcke.

Die Arbeit vieler Tage war in ein paar Regenstunden vernichtet. Unter dichten Bäumen fauerten die Arbeiterkolonnen oder saßen bei kleinen Feuern unter Rindendächern.

Sie warteten das Ende des Regens ab, um dann ihr Werk von neuem zu beginnen.

Woyrsch und Köveß. Von Karl Fr. Nowak.

Inmitten all der glänzenden Schachzüge, die der jüngste Abschnitt des russischen Feldzuges gebracht hat, stellt der Vormarsch auf Zwangorod, der Übergang über die Weichsel und die Einnahme der Festung eine der überraschendsten Leistungen dar.

Die beiden Führer, die hier die Schritte und Taten ihrer Truppen lenkten, General v. Woyrsch und General v. Köveß, beherrschten aus den niedrigen, dumpfen Bauernstuben, die ihre Stabsräume waren, die Bewegungen der vorstürmenden Heere wie das Hebelwerk einer einzigen, rostfreien Riesemaschine, an der die größten Räder, wie die kleinsten Rädchen mit überraschendster Genauigkeit ineinandergriffen.

Schlag auf Schlag nahnte auch das neue Unheil für die Russen.

Um die Mitte des Juli steht General v. Woyrsch noch im Raume von Radom, aber schon ballt er seine Kräfte zusammen, um sie gegen die starken russischen Stellungen an der Ilzanka zu führen.

Während er selbst seine kampferprobten Scharen, um ihre Durchstoßkraft auf das äußerste zu erhöhen, möglichst verdichtet, zieht nördlich von ihm General v. Köveß seine Ungarn, seine Siebenbürger, seine Polen förmlich wie Kautschuk auseinander und deckt dem stürmenden Woyrsch die Flanke. Woyrsch nimmt natürlich die Ilzankastellungen: er dringt über sie hinaus bis zur Weichsel vor, — und jetzt hebt eine der glücklichsten Bewegungen dieses beispiellosen Krieges an. Eben noch stand Woyrsch südlich, Köveß nördlich, jetzt ist Woyrsch oben, Köveß unten. Köveß beginnt, die Belagerung Zwangorods vorzubereiten.

Deutsche und österreichisch-ungarische Kavallerie hebt eines Tages weit nördlich der Festung Zwangorod ein gewaltiges Schießen an.

Die Russen werden aufmerksam, sie tun alles, um der Reiterei die Angriffslust zu dämpfen. In aller Stille und Schnelligkeit setzt Woyrsch, der dort den Widerstand der

überraschten Russen sehr gründlich bricht, südlich der Demonstrationsgruppe über die Weichsel.

Zehn österreichische, eine deutsche Pionierkompanie schlagen die Brücke. Woyrsch ist drüber. Er baut sich sogleich einen festen Brückenkopf aus, an dem sich die Russen vier Tage lang vergeblich die Schädel einrennen. Woyrsch ist nicht mehr hinüberzuwerfen. Inzwischen spielt sich die Arbeit des Generals Köveß ab.

Köveß liegt in weitem Bogen vor der Festung Zwangorod. Noch kann man nicht an die Festung selbst heran: starke Vorfeldstellungen schützen sie. Hier gibt es so weite, so breite Drahtverhaue, wie man sie bisher selbst bei den russischen Verschanzungskünstlern nirgends sah; hier gibt es — namentlich im Norden der Stellung mit der Wirkung nach Süden — die herrlichsten Plantierungsanlagen, bespickt mit Maschinengewehren; Beobachtungtürme stehen zur Verfügung, die betonierte sind; betonierte sind alle Mannschaftsunterstände; vom Hauptgeleise der Bahn Radom-Zwangorod ist ein Nebenstrang abgeleitet, darauf vermag ein Panzerzug bis in die Schwarmlinie vorzufahren.

Und damit die Schützengräben noch schwerer zu nehmen sind, hat man zwischen die Drahtverhaue und sie selbst, zwischen zwei Reihen von Flatterminen überdies einen breiten Wassergraben gelegt.

Die Russen warten seelenruhig auf den Angriff. Sie warten auf den Angriff aus Süden.

Im Süden der russischen Stellung waren die Aussichten für einen Angreifer in der Tat auch am günstigsten. Der Sumpf, der die ganze Stellung umzog, wurde im Süden enger. Die schweren Geschütze, die man über viele Kilometer auf schnell gelegten Brettergeleisen der Truppe nachgeführt hatte, weil sie sonst im Sand versanken, die schweren Geschütze konnten hier leidlich herangebracht werden. Die Russen taten gut daran, wenn sie ihre Horchposten besonders scharf nach Süden lauschen ließen. Was aber tat Köveß? Er nahm

die Vorstellung bei Slowiki Nowe vom Norden. — Freilich, den Russen schien es so, als wüßte Köveß, daß er nur vom Süden her angreifen könnte. Denn Köveß ließ „demonstrieren“. Die schweren Geschütze brüllten kräftig auf: das war die Artillerievorbereitung, die nicht ernst gemeint war. Während die Mörser im Süden schossen, schlichen nachts im Norden die Sappeure und Pioniere mit den Sprengröhren an den Feind. Zehn Sturmgeschützen wollten sie in die Drahtverhaue brechen, drei gelangen auch wirklich: drei ziemlich große Breschen. Als die Sappeure heimtamen, begannen dann die schweren Mörser auch im Norden zu singen. Vier Stunden war ihnen Zeit gegeben, die Russen drüben müde und sturmreif zu machen. Nach drei Stunden aber kurrte das Telephon, das von der vordersten Infanterie zu dem Kommandanten zurücklief: „Mannschaften nicht mehr zu halten. Wir gehen los.“ Sie stürmten auch wirklich davon. Und waren schneller, als sie's wohl selber dachten, drüben unterm Feind im Graben...

Die Artillerie hatte sie wirklich müde gemacht. Gefangene Offiziere beklagten sich: dies schreckliche Artilleriefeuer war noch ärger gewesen, als einst im Mai bei Tarnow und Gorlice. Die russischen Mannschaften wurden niedergemacht; der größte Teil ergab sich. Der russische Panzerzug war stolz auf den Einfall, daß man nicht nur vorwärts, sondern schlenkigt auch nach rückwärts abdampfen könnte. Die Reserven wurden vergeblich eingesetzt. Man fing sie. Die betonierten Verteidigungsburgen, die noch im Walde standen, wurden umstellt und mit dem Bajonett genommen. Es dauerte genau den einen Tag: dann war die ganze Vorstellung genommen. Erst als man die Festung Swangorod hatte, wurde klar, daß die Vorfeldstellung bei Slowiki Nowe die eigentliche und wichtigste Hauptstellung im Raume um Swangorod, ja, daß sie die eigentliche Festung gewesen war. Swangorod selbst aber, das die Russen nach der Einnahme von Slowiki Nowe schließlich sprengten und räumten, Swangorod selbst hatte deutliche Potemkinsche Züge. — Acht Forts aus rotem Ziegelfest. Beton gab es noch nicht zur Zeit, da Swangorod erbaut ward. Als man dann später gelegentlich der „Modernisierung“ der aus den fünfziger

Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts stammenden Festung auch an Betonmauern dachte, begnügte man sich mit elendestem Material. Die Betonierung wurde unter den Ziegeln versteckt. Versteckt wurden damit auch die großen, tiefen Löcher, die die Betonränder aufwiesen. Überall waren die Forts ausgezirkelt in der Anlage der Baulichkeiten, genau ausgezirkelt wie die Schulbeispiele alter halbvergeffener Baubau'scher Festungskunst. Gewiß, jedes Fort hatte seinen linken „Schulterkoffer“, seinen rechten „Schulterkoffer“, aber eine einzige Granate aus den 1. und 2. Mörsern genügte doch, einen ganzen Koffer viel schneller, viel gründlicher in die Luft fliegen zu lassen, als dies die zahlreichen Kasser mit grobschrö-

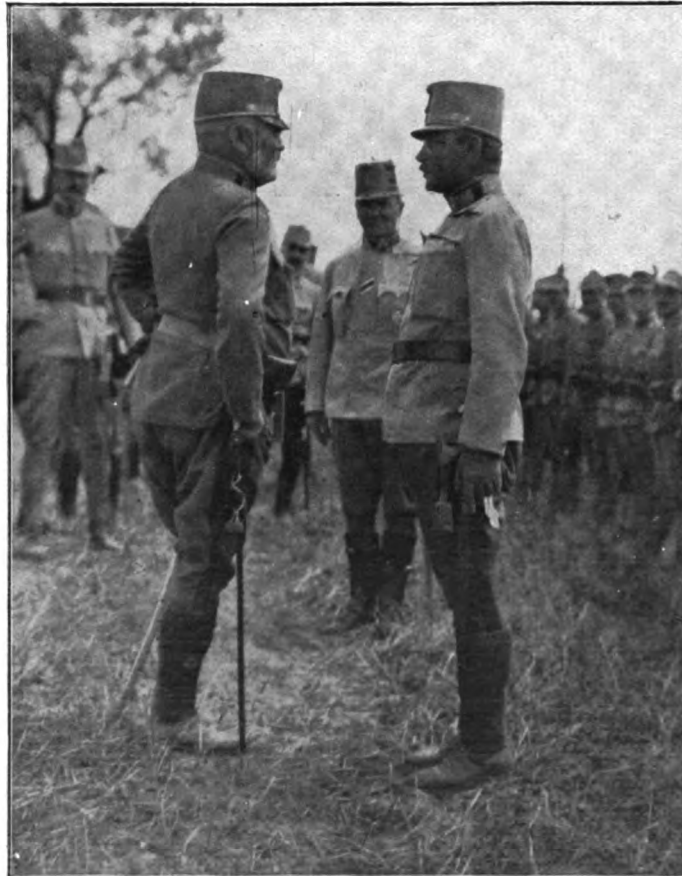
tigem Schwarzpulver vermocht hatten, die vielfach bei den russischen Sprengübungen vor dem Abzug versagten, weil die Zündschnüre nicht anbrannten.

Was immer in Swangorod zerstörbar war, wurde freilich zerstört. Vor den brandrauchenden Kasernen und Magazinen in der Zitadelle angefohlte Säcke mit Gerste, die über den Boden rinn. Vom Kasino steht nur das Talmisäulenwerk, Lafetten liegen herum. Zwar blieb fast ein Duzend an schweren russischen Geschützen in einem der Höfe zurück. Aber sie schlafen in ihrem Hof wohl schon seit Kriegsbeginn, überholte Kanonenumuster, die der Artilleriegeneral gar nicht erst aufmontieren ließ. Der Artilleriegeneral, sein Stab, seine Offiziere scheinen sich übrigens weit mehr als für Kanonen für Freilichtbühnen und anderes Theaterspiel interessiert zu haben. In einer der Kasematten eine regelrechte Schauspielergarderobe. Kostümtücher, Theaterjandalen, Schminktöpfe liegen verstreut umher. Auf dem Turnplatz vor der Garde-robenkasematte wurden sicherlich Aufführungen von gewähltestem Geschmack veranstaltet.

Die Weichselbrücke hatten die Russen gründlich zerstört. Sie ruhte zu zwei Dritteln im Wasser. Der Vormarsch der Köveßleute wurde darum aber nicht aufgehalten. Ein Teil wurde auf Pferden über die Weichsel gesetzt. Ein anderer ging nördlich über den Fluß, denn Woyrsch hatte inzwischen eine zweite Brücke schlagen lassen. Die Weichsellinie war und blieb für die Russen verloren. Unaufhaltsam jagte sie Woyrsch, jagte sie Köveß nach Osten.



In der Mitte Generaloberst von Woyrsch. Dann von links nach rechts: Graf Bethusy, Prinz Friedrich Albrecht v. Pr., Generalmajor Dobler von Friedburg, Major Graf Fiedler-Limbürg und Generalmajor Scharicz von Rhény. Phot. Ed. Frankl.



Im Vordergrund von links nach rechts: Generalfeldmarschall und Armeeführer Erzherzog Friedrich von Österreich, General der Infanterie Köveß von Köveßháza und Generalmajor Scharicz von Rhény. Phot. Ed. Frankl.

Ein Blick in das Seekriegsrecht. Eine völkerrechtliche Plauderei. Von Reg.-Rat Neuberg.

Soviel Staaten, soviele Städte, ja soviele noch kleinere Gemeinschaften es gibt, soviele gibt es auch Rechte. Ist das der Idealzustand? Ganz gewiß nicht. Denn was hier Recht ist, darf dort nicht Unrecht sein. In der Idee kann es nur ein einziges, wahrhaftes Recht geben. Ob es sich je herausringt aus den unzähligen Gebilden? Wer weiß es? Eins aber ist klar, der Anfang dieses Weltidealrechts liegt in seinen ersten Anfängen schon jetzt vor unseren Augen: es ist das Völkerrecht, das Recht, das über den Rechten aller Staaten thronen will, vor dem sich alle Staaten beugen sollen, der Herrscher aller Rechte. Und doch ein Einwand. Kann es ein Völkerrecht geben? Haben nicht jene englischen Offiziere recht, die da einst höhnten: „Was ist uns das Völkerrecht, wir tun im Kriege doch, was wir wollen.“ Gewiß gibt es keine Macht, die zur Einhaltung völkerrechtlicher Gelehe zwingen kann — trotzdem ist's mit jenem Höhnen nicht abgetan. Denn der moderne Staat, wenigstens der Kulturstaat, gibt sich der Verachtung preis, der Vereinsamung, der Unfähigkeit, mit andern Staaten je wieder in Vertragsverhältnis treten zu können, wenn er die Gebote des Völkerrechts nicht achtet. Und so ist das Recht, so papieren sein Gewand auch anschauen mag, doch ein gewaltiger Herrscher. Es macht sich auch den jetzigen Krieg untertan — zu Lande und zur See. Danach gibt es also auch ein Seekriegsrecht? In der Tat. Nur ist einschränkend zu bemerken, daß es bisher an einer Kodifikation des sogenannten Seekriegsrechts fehlt, auch auf der Londoner Seekriegsrechtskonferenz von 1909 ist es dazu nicht gekommen. Inwieweit dennoch schon jetzt von einer Zusammenfassung gesprochen werden kann, das sollen die folgenden Zeilen lehren. Das Seekriegsrecht behandelt die verschiedensten Fragen, zunächst die nach dem Kriegsschauplatz zur See. Als solcher kommen in Betracht das offene Meer und das Küstenwasser der kriegführenden Staaten. Damit verknüpft sich, das sei schon hier erläuternd bemerkt, die unten zu erwähnende, vielbesprochene Bekanntmachung vom 4. Februar 1915 betr. die Erklärung des Meeres von Großbritannien und Irland zum deutschen Kriegsgebiet. Was den Begriff „Küstenwasser“ anlangt, so versteht man darunter eine völkerrechtlich näher bestimmbare Zone parallel der Küste, und zwar nach der geltenden Meinung die Kanonenschußweite berechnet nach der größten Tragweite der Geschosse, soweit sie hinreichende Treffsicherheit haben. Dabei geht man von der Linie der niedrigsten Ebbe aus und kommt auf etwa 10 Seemeilen von dieser Linie. Nebenbeisage sei, daß Norwegen von alters her sein Staatsgebiet bis zu $7\frac{1}{2}$ Kilometer von den äußersten Inseln der Schären rechnet, England aber rücksichtslos innerhalb dieses Gebiets — in Anhaltung norwegischer Schiffe usw. — Norwegens Staatshoheit mißachtet. Dabei hat sich England nicht gescheut, frühere Vergnügungsdampfer als Hilfskreuzer zu benutzen, um in dem gefährlichen Schärenwasser ungeniert arbeiten zu können. Von den Küstengewässern sind zu scheiden die Baien und Buchten. In ihrem inneren, von den Ufern aus noch vollständig beherrschten Teile sind sie Eigengewässer unter der uneingeschränkten Gebietshoheit des Uferstaates. In ihnen kann sich ein Seekrieg nur dann abspielen, wenn sie von Seekriegsschiffen befahren werden können. Wie sonst kein Recht ohne Ausnahme, so auch hier. Vertragsmäßig sind nämlich bestimmte Gegenden der Erde den Kriegsoptionen verschlossen. So der Suezkanal einschließlich der Zugangshäfen und dem Zugangsseegebiet (gemäß Vertrag von Konstantinopel vom 29. Oktober 1888), der Bosphorus und die Dardanellen, sofern die Türkei nicht selbst Kriegspartei ist (kraft des Londoner Meerengenvertrages vom 13. Juli 1841 usw.), die Gewässer von Korfu und Paxos, sofern keine anderen Mächte als Griechenland, Großbritannien, Frankreich, Rußland, Österreich-Ungarn und Deutschland an dem Krieg beteiligt sind (nach zwei in London 1863 und 1864 geschlossenen Verträgen), die Mündungen der Donau (zufolge Berliner Vertrag vom 13. Juli 1878), endlich die Mündungen des Kongo und Niger und die diesen gegenüberliegenden Teile des Küstenmeeres (Generalakte der Berliner Konferenz vom 26. Februar 1885). Diese eben genannten Teile führt auch die deutsche Brisenordnung vom 30. September 1909 als „den Kriegsoptionen verschlossen“ auf. Hinzuzufügen wäre noch, daß bis 1909 auch die montenegrinischen Gewässer hierher gehörten und daß ferner nach einem Sondervertrag zwischen Chile und Argentinien auch die Magalhãesstraße nicht Seekriegsschauplatz werden darf. Welche Unternehmungen sind nun auf dem Kriegsschauplatz zulässig? Wo ist hierüber etwas zu finden? In den sogenannten Haager Abkommen. In Haag tagte bekanntlich 1907 die sogenannte zweite internationale Friedenskonferenz mit der Aufgabe, „die Grundsätze der Menschlichkeit zu fördern“. Viele Staaten nahmen daran teil, so auch die

jetzt kriegführenden: Das Deutsche Reich, Österreich-Ungarn, Frankreich, Rußland, Großbritannien, Belgien, Serbien, Montenegro, Japan. Man schloß zwölf Abkommen. Für das, was über den Kriegsschauplatz zu sagen ist, kommt zunächst das neunte in Betracht: das Abkommen in bezug auf die Beschießung durch Seestreitkräfte in Kriegszeiten. Im Artikel 8 des Abkommens heißt es, daß seine Bestimmungen nur zwischen den Vertragsmächten und nur dann zur Anwendung kommen, wenn die Kriegführenden sämtlich Vertragsparteien sind. Also, kürzer gesagt: Die Kriegsparteien müssen das Abkommen tatsächlich gebilligt (ratifiziert) haben, soll es sie binden. Tatsächlich haben nun Deutschland, Österreich-Ungarn, Großbritannien, Frankreich, Rußland und Japan das Abkommen ratifiziert. Es bindet sie sonach, und damit ist ihren Seestreitkräften unterlag, unverteidigte Häfen, Städte, Dörfer, Wohnstätten oder Gebäude zu beschießen. Dabei ist der Begriff „unverteidigt“ möglichst eng auszulegen. Dient ein Platz zur Ansammlung von Truppen, Kriegsmaterial u. dgl., dann kann er nicht mehr als unverteidigt angesehen werden. In dem Verbot der Beschießung sind nicht begriffen militärische Werke, Militär- und Marineanlagen, Niederlagen von Waffen oder Kriegsmaterial, Werkstätten und Einrichtungen, die dem feindlichen Heer, der feindlichen Flotte von Nutzen sind, endlich im Hafen befindliche Kriegsschiffe. Auf sie kann sich das Geschützfeuer zerstörend richten, sofern eine angemessene Frist zu sonstiger Zerstörung seitens der Ortsbehörden fruchtlos verlaufen ist. Natürlich können zwingende militärische Gründe die Festsetzung einer solchen Frist ausschließen, auch dann aber hat der feindliche Befehlshaber alles zu tun, die unverteidigte Stadt vor Schaden zu bewahren. Nur einen Fall gibt es, in dem auch unverteidigte Plätze beschossen werden dürfen, wenn nämlich die Ortsbehörde formgemäß gestellten Anforderungen auf Lieferung von Lebensmitteln und Vorräten, die für das augenblickliche Bedürfnis der vor der Stadt liegenden Seestreitmacht vonnöten sind, nicht entsprach. Kommt es zur Beschießung, so hat der Befehlshaber Vorkehrungen zu treffen, daß alle dem Gottesdienst, der Kunst, der Wohltätigkeit und der Wissenschaft gewidmeten Gebäude, ferner geschichtliche Denkmäler, Hospitäler, endlich Sammelplätze für Kranke und Verwundete sowie wie möglich geschont werden; es müßte denn sein, sie würden gleichzeitig militärisch verwandt. Natürlich ist es Pflicht der Einwohner, solche Stätten der Schonung deutlich kenntlich zu machen. Es soll das durch große rechteckige Tafeln geschehen, die diagonal in zwei Flächen — die obere von schwarzer, die untere von weißer Farbe — geteilt sind. Jede Beschießung ist, wenn nur irgend möglich, den Behörden vorher anzuzeigen, niemals aber sind Städte und Dörfer, selbst wenn sie im Sturm genommen sind, der Plünderung preisgegeben.

Zum Kriegsschauplatz zur See gehört nach allgemeinen Rechtsätzen auch der Luftraum über dem offenen Wasser. Indes hat sich das Deutsche Reich nicht herbeilassen können, einem Abkommen beizutreten, demzufolge das Herabwerfen von Geschossen und Sprengstoffen aus Luftschiffen oder auf ähnlichen neuen Wegen unterlag werden sollte. Es hätte mit solcher Nachgiebigkeit den weiten Vorsprung, den ihm seine Luftkreuzer geben, aufgegeben und nur Spott geerntet.

Auch Kabel sind nach dem Völkerrecht Teile des Kriegsschauplatzes. Allgemein anerkannte Rechtsätze betreffen der Kabel haben sich noch nicht herausgebildet. Sicherlich können die kriegführenden Nationen Kabel, die dazu dienen können, ihnen schädliche Nachrichten zu verbreiten, zerstören. Dem tritt auch das Völkerrecht nicht entgegen, und von solcher Befugnis macht Großbritannien vollsten Gebrauch. Auf der anderen Seite ist als fester Rechtsatz anzunehmen, daß Kabel, die neutrale d. h. am Krieg nicht beteiligte Staaten verbinden, nicht zum Gegenstand eines Angriffs gemacht werden dürfen.

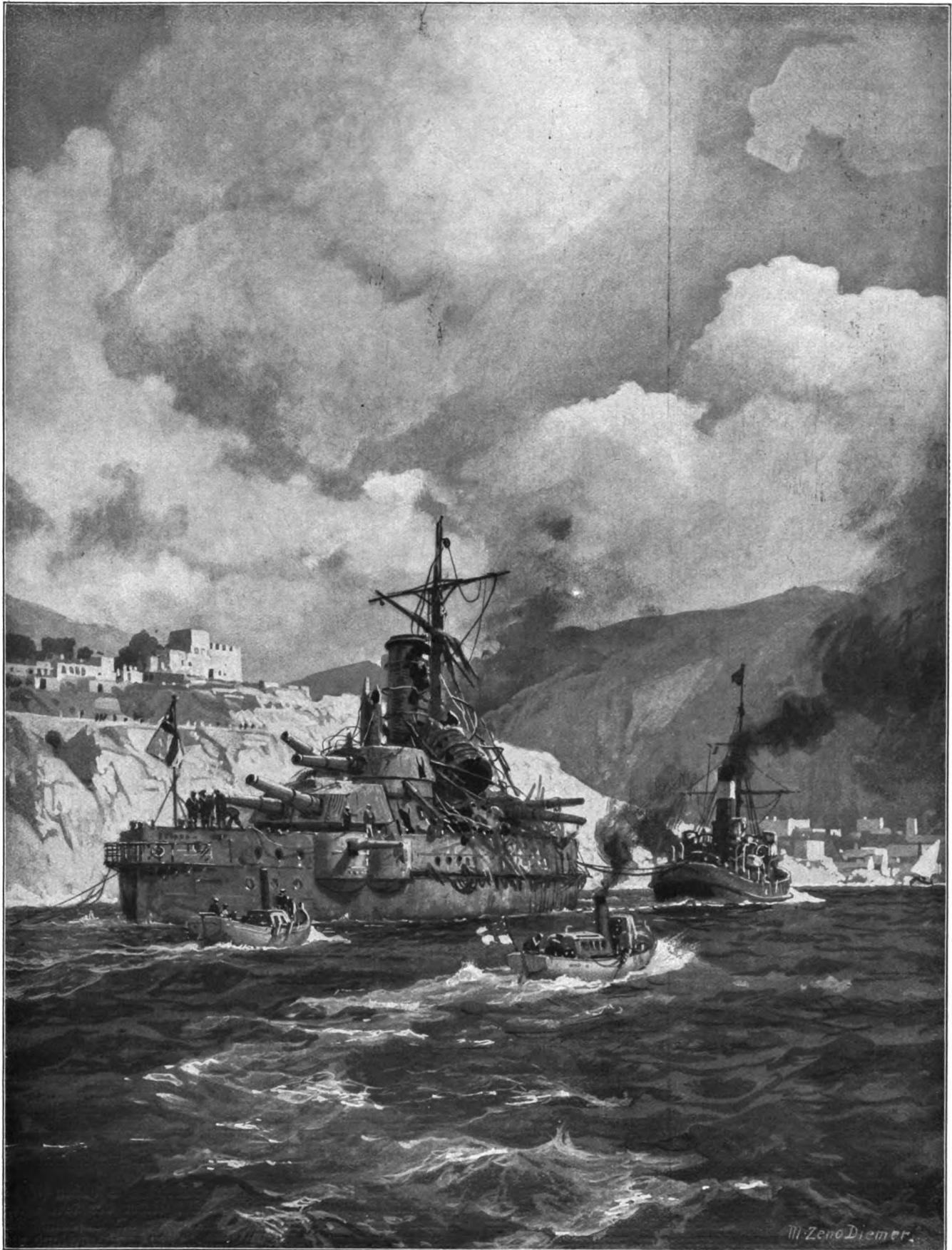
Weitere Haager Abkommen betreffen die Lösung von unterseeischen selbsttätigen Kontaktminen, die Anwendung der Grundsätze des Genfer Abkommens von 1906 zum Schutz Kranter und Verwundeter auf den Seekrieg, endlich gewisse Beschränkungen in der Ausübung des Beuterechts im Seekrieg, doch fehlt es bei allen diesen Abkommen an der Ratifikation durch sämtliche am Krieg beteiligte Staaten; die kriegführenden Staaten sind deshalb — wenigstens stellt sich ein Teil der Völkerrechtler auf diesen Standpunkt — zur Einhaltung der Abkommen nicht verpflichtet. Das Minenabkommen fand nicht die Billigung Rußlands, die anderen Abkommen nicht die Großbritannien. Gerade in der Frage des Seebeuterechts nimmt Großbritannien bis zum heutigen Tage einen starren, unfreundlichen Standpunkt unerbittlich ein und zwingt somit die anderen Kulturstaaten, auch ihrerseits die Unverletzlichkeit des Privateigentums im Seekrieg nicht ohne weiteres anzuerkennen. Wie Viszt in seinem Völkerrecht ausführt, hatten Preußen und die Vereinigten Staaten von Amerika schon im Ausgang

des 18. Jahrhunderts (Vertrag von 1785) auf Anwendung des Seebeuterechts verzichtet. In gleich vornehmer Gefinnung hatte sich zu Beginn des deutsch-französischen Krieges eine Verordnung des Norddeutschen Bundes vom 18. Juli 1870 dahin ausgesprochen, daß französische Handelsschiffe der Aufbringung und Wegnahme durch die Fahrzeuge der Bundeskriegsmarine nicht unterliegen sollten, Aufbringung und Wegnahme vielmehr nur in Fällen zulässig sein sollten, in denen auch neutrale Schiffe aufgebracht und weggenommen werden dürften.

Im Gegensatz dazu erklärte aber Frankreich, daß es sich die Wegnahme vorbehalten wolle, auch vergingen sich französische Schiffe an deutschen Handelsschiffen, das führte dazu, die Verordnung wieder aufzuheben. Auch in den Kriegen danach — zwischen der Union und Spanien, Rußland und Japan — war das Seebeuterecht in Übung. Im gegenwärtigen Krieg bindet sich das Deutsche Reich an die Priisenordnung vom 30. September 1909, die in einem der nach Kriegsbeginn ausgegebenen Reichsgesetzblätter veröffentlicht ist. Wie sie in der Praxis gestaltet ist, das lehrt am besten ein Notenwechsel aus der letztvergangenen Zeit (April 1915). Der Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika wandte sich an den Staatssekretär des Auswärtigen Amtes wegen der Versenkung des amerikanischen Segelschiffes „William B. Frye“. In der Note ist die Rede davon, daß das Segelschiff Eigentum amerikanischer Bürger und rechtmäßig unter der Flagge der Union segelnd, Seattle im Staate Washington am 4. November 1914 mit einer Weizenladung unter Charter für einen im Staate Oregon domizilierten Amerikaner mit Bestimmung für Queenstown usw. verlassen habe. Am 27. Januar 1915 begegnete der deutsche Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich“ dem „Frye“ auf hoher See, zwang ihn anzuhalten und landete ein bewaffnetes Anhaltungskommando an Bord, das Befehl vom Schiff ergriff. Nach Prüfung der Schiffspapiere ordnete der Kommandant des Hilfskreuzers an, daß die Ladung über Bord zu werfen sei. Nachträglich entschloß er sich aber, das Schiff zu zerstören; es wurde auf seinen Befehl versenkt. In der deutschen Antwortnote werden die Tatsachen zugegeben. Es können also auch auf einem Schiffe eines neutralen Staates bestimmte Gegenstände beschlagnahmt beziehungsweise vernichtet werden. Nämlich die sogenannte Bannware (Konterbande). Man unterscheidet absolute und relative Bannware. Bestimmte, sichere Gewähr dafür, daß ein neutrales Schiff keine Bannware führt, soll dem Schiff, wie die deutsche Note in Amerika hervorhebt, freie und unbehinderte Fahrt zu sichern. Absolute Bannware sind z. B. Waffen, Geschosse, Ladungen, Uniformen, Panzerplatten, relative u. a. Feuerungsmaterial, Gold, Silber, Fuhrwerke und auch Lebensmittel, also die Weizenladung der „Frye“. Der Unterschied zwischen absoluter und relativer Bannware erhellt zur Genüge aus der Aufstellung der Beispiele. Gesagt sei nur, daß die Grenze flüchtig ist und England immer erneut in die Liste der absoluten und relativen Bannware Gegenstände aufnimmt, die an sich nicht zu solcher zu rechnen sind, ebenso wie sich England nicht scheut, immer erneut aus der Liste der Gegenstände, die nach völkerrechtlicher Auffassung nie Bannware sein sollen, solche herauszunehmen und sie auf die Konterbandenliste zu setzen. So hat es im neutralen Ausland bekanntlich viel Unmut erregt, daß England eine Reihe von Erzen, so unbearbeitetes Kupfer, zur absoluten Bannware rechnet, obwohl daran niemand vor Ausbruch des Krieges gedacht hat und sie auch die deutsche Priisenordnung demgemäß ausschloß. Luftfahrzeuge und Stachelbrähte, die nach völkerrechtlicher Anschauung als relative Bannware anzusehen und so auch vom Deutschen Reich behandelt wurden, sieht England als absolute Bannware an u. dgl. Ebenso seit den letzten Tagen Baumwolle. Neuerungen, die naturgemäß das Deutsche Reich zwangen, Änderungen seiner Konterbandenliste vorzunehmen. Bei der relativen Bannware, von der im angezogenen Beispiel die Rede ist, ist Beschlagnahme angängig, wenn bewiesen wird, daß sie für den Gebrauch der Streitmacht oder der Verwaltungsstellen des feindlichen Staates bestimmt sind, es sei denn, daß sie im letztern Falle nach Ausweis der Umstände nicht für den derzeitigen Krieg benutzt werden können. Die bezeichnete feindliche Bestimmung wird als vorliegend angesehen, wenn die Sendung an eine feindliche Behörde oder an einen in Feindesland anässigen Händler (unter bestimmten Voraussetzungen) oder nach einem befestigten Platz des Feindes oder nach einem andern Platz gerichtet ist, der der feindlichen Streitmacht als Operations- oder Versorgungsbasis dient. So ward ein holländischer Dampfer, von Rotterdam nach Irland mit Getreide fahrend, nahe der holländischen Küste von einem Unterseeboot versenkt und die Klage auf Ersatz abgewiesen, weil das Schiff mit der Ladung nach feindlichen Operationsplätzen (Dublin, Belfast) unterwegs war. Aber kann denn das neutrale Schiff ohne weiteres versenkt werden? Auch hierüber sind genaue Bestimmungen ergangen, die den deutschen Seemann auf dem fernsten wie dem Heimatmeer leiten sollen. Ein neutrales Schiff — aufgebracht wegen Bannware oder wegen Blockade-

bruchs oder neutralitätswidriger Unterstützung — unterliegt der Einziehung, wenn die Bannware nach Wertgewicht, Umfang oder Frachtgebühren mehr als die Hälfte der Ladung ausmacht. Das der Einziehung unterliegende Schiff aber kann zerstört werden, wenn die Einbringung des Kriegsschiff einer Gefahr aussetzt oder den Erfolg der Unternehmungen, in denen es derzeit begriffen ist, gefährden könnte. Wie mutvoll aber unsre Marineleute vorgehen, dafür auch hier ein Beispiel. Ein deutsches Unterseeboot scheut sich nicht, von der Nordküste Schottlands her quer über die Nordsee einen englischen Fischkutter im Schlepp bis zum heimischen Hafen zu bringen, unbehelligt von der „Meeresgewaltigen“ auf der weiten, weiten See. Dabei handelte es sich im vorliegenden Fall um ein feindliches, also nicht ein einer neutralen Macht angehöriges Schiff, wo dem Kommandanten des aufbringenden Kriegsschiffes viel weiterer Spielraum gelassen ist als gegenüber neutralen Schiffen. Lazarettschiffe, Schiffe, die mit religiösen, wissenschaftlichen und menschenfreundlichen Aufgaben betraut sind, Schiffe, deren Fahrt ausschließlich die Beförderung von Parlamentären oder den Austausch von Kriegsgefangenen zum Zweck hat, aber können nie der Aufbringung oder Zerstörung unterliegen. Ganz allgemein gilt, daß vor der Zerstörung möglichst alle an Bord befindlichen Personen mit ihrem Hab und Gut in Sicherheit zu bringen und die Schiffspapiere und sonstigen Beweistücke, die nach Ansicht der Beteiligten für das Urteil des Priisengerichts von Wert sind, vom Kommandanten zu übernehmen sind. Mit größter Schonung hat die deutsche Marine gerade auch in diesem Punkte das Seekriegsrecht angewandt, und auch im Ausland wurde rühmend des Führers der „Emden“ und anderer deutscher Hilfskreuzer gedacht, die eher auf die Aufbringung eines Kauffahrteischiffes verzichteten als seine friedlichen Passagiere der Gefahr aussetzten, die mit der Übernahme auf das zum Kampf gerüstete Kriegsschiff verbunden war. Wie aber nun? Reimt sich zu solchem Verhalten die deutsche Bekanntmachung vom 4. Februar, die Erklärung des Meeres von Großbritannien und Irland zum deutschen Kriegsgebiet? Die deutsche Flotte gibt hier ihr Operationsgebiet und ein Kriegsmittel bekannt, das sie vom 18. Februar ab gebrauchen wird. Die Neutralen werden gewarnt, feindlichen Kauffahrteischiffen, die sich vom 18. Februar ab in diesen Kriegstraum begeben, Mannschaften, Fahrgeräte und Waren anzuvertrauen. Innerhalb dieses Operationsgebiets ist eine Zerstörung eines Schiffes zu erwarten, und zwar auch, falls nicht möglich, ohne daß neutrale Ladung, Besatzung und Passagiere vorher gerettet werden können. Ein solches Vergehen ist nicht völkerrechtswidrig. Die deutschen Unterseeboote, die auf dem Operationsgebiet vornehmlich tätig sind, haben Angriffe der feindlichen Handelsschiffe zu gewärtigen. Denn England hat letztere bewaffnet. Ein deutsches Unterseeboot aber ist nicht derart gebaut, daß es erst ruhig abwarten kann, ob sich das angzugreifende Schiff verteidigen will. Inzwischen kann es längst in Grund und Boden gebohrt sein. Auch kommen die englischen Maßnahmen in Betracht, die ein Fahren feindlicher Schiffe unter fremder Flagge anraten, die also eine Unterjochung, ob das angzugreifende Schiff feindlich ist oder nicht, nicht regelmäßig (die deutschen Unterseeboote haben in zahlreichen Fällen Handelsschiffe angehalten und durchsucht), wohl aber oft unmöglich machen. Der neutrale Staat hat, wie Professor Rehme sagt, kein Recht zu verlangen, daß auch in solchem Falle zuerst vom Anhalts- und Durchsuchungsrecht Gebrauch gemacht wird. Solches Recht entfällt bei der Jagd auf feindliche Schiffe. Was aber die neutralen Schiffe selbst anbetrifft, so handeln sie, wenn sie sich in dieses Kriegsgebiet wagen, auf eigene Gefahr. Auch hier ist gültig das alte Sprichwort: Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um. Genau so, wie der Amerikaner, der, während des Krieges in Belfort bleibend, dort die Leiden eines in Belfort anässigen Franzosen tragen muß, so der Amerikaner, der sich auf der Lusitania einschiffte, die ihren Weg in das feindliche Kriegsgebiet nimmt — vorausgesetzt, daß man bei der Union bei dem von deren Präsidenten aufgestellten Grundsatz „der Pflicht“, für Zufuhr von Kriegsmaterial zu sorgen, überhaupt noch von Neutralität reden kann. Auch kommt in Betracht, daß die Lusitania durch ihre Ladung u. dgl. die Eigenschaft des bloßen „Handelschiffes“ zweifellos verloren hatte. — Wie England das Seekriegsrecht handhabt, kann hier des näheren nicht ausgeführt werden — bemerkt sei nur, daß von einer Blockade der deutschen Küste keine Rede sein kann. Die Ausstreue von Minen, wie sie namentlich England in der Nordsee beliebt, ist keine Blockade.

Daß England tatsächlich durch seine völkerrechtswidrige Aushungerungspolitik gegen das Deutsche Reich neutrale Häfen und Küsten blockiert, ist in der letzten Note des Deutschen Reichs an Amerika genügend zum Ausdruck gekommen. Zum Schluß noch ein Blick auf Rußland. Wie dieser „Kulturstaat“ Völkerrecht wahr, dafür nur ein Beispiel, nämlich daß im Schwarzen Meer russische Kriegsschiffe im Mai 1915 dazu übergegangen sind, mit ihnen zusammentreffende türkische Segelfahrzeuge kurzerhand ohne Anhalten, Durchsuchen oder Befragen zusammenzuschießen.



Ein bei den Dardanellenkämpfen schwer beschädigtes englisches Panzerschiff wird in den Hafen von Mudros auf der Insel Lemnos geschleppt. Originalzeichnung von Professor M. Zeno Diemer.

Die Ukrainer sind ein selbstgezeugtes slawisches Volk, so gut wie die Polen, das seit seiner Unterjochung unter Rußland, die erst vor 130 Jahren zum Abschluß kam, nachhaltig um seine Wiederbefreiung ringt. Der Name Kleinrussen für diese Bevölkerung ist ihr von der zarischen Verwaltung aufgedrängt worden, um auch damit das Bewußtsein ihrer Eigenart zu brechen, was freilich in geringer Weise erreicht worden ist. Geographisch reichen ihre Wohnsitze aus den Gegenden von Brest-Litowsk und Przemyśl (den vielgenannten Festungen) bis an den Don und Kaukasus, so daß der Dnieper, an dem die alte Hauptstadt Kiew oder Kijew liegt, die Ukraine ungefähr auf der Mitte des Gebiets durchfließt. Wie schon die Erwähnung von Przemyśl besagt, wird auch das östliche Galizien vollstlich von Ukrainern bewohnt. Sie werden hier meistens Ruthenen genannt, und es ist allbekannt, daß sie zu den in Galizien politisch herrschenden Polen in ähnlich heftigem Gegensatz stehen, wie die Ukrainer unter der zarischen Herrschaft zu den Großrussen oder Moskowitern.

Die Ukraine, die sich an den Nordrand des Schwarzen Meeres anlehnt, ist das berühmte Gebiet der russischen „schwarzen Erde“, die gewaltige Kornkammer des Reiches, die Versorgung der üppigen Märkte von Moskau und Petersburg, das Hauptland der Industrien, der Kohlen- und Eisengewinnung, von der 70 Prozent auf ihr Gebiet entfallen. Eben der Reichtum des Landes ward auch sein Unglück, von allen den Großfürstentümern, die die nordgermanischen Waräger, die Russischen Skandinavier vor einem Jahrtausend im weiten Osteuropa begründeten, ward das von Kiew am meisten von den Nachbarn begehrt, von Angriffen und Eroberungen heimgesucht. Von den Tataren verwüstet, kam die Ukraine im 14. Jahrhundert an die litauischen Fürsten und fiel mit Litauen dann an Polen. Aufstände der um ihre Unabhängigkeit gegen die Polen kämpfenden Ukrainer ließen sie den Schutz der moskowsischen Zaren suchen, wodurch die Hälfte des Landes, der Teil östlich vom Dnieper, tatsächlich von der Herrschaft Polens frei kam. Aber sie hatten einen Beschützer gefunden, der es mit den feierlichen Vereinbarungen der ukrainischen selbständigen Staatshoheit — einschließlich eigener Militärverfassung und Diplomatie — genau so gewissenhaft nahm, wie später zu unseren Zeiten mit der durch Eide beschworenen Selbstverwaltung Finnlands. So erhob sich die Ukraine unter dem hochverdienten Mazaepa für ihre Rettung, im politischen Bund mit Karl XII. von Schweden in dessen Kriege gegen Peter den Großen. Aber durch Karls Unterliegen bei Poltawa im Jahre 1709 ward auch ihr Schicksal besiegelt. Von nun an beginnt das Einrücken einer willkürlichen russischen Beamten-schaft, setzt die Unterdrückung der nationalen Sprache, die gewalttätige Russifizierung ein, und im Jahre 1783 ward durch die Auflösung der ukrainischen Militärverfassung unter Katharina II. der Rest der Selbständigkeit vernichtet. Noch wieder hofften die Ukrainer von den politischen Wirren und Eifersüchten der östlichen Mächte. 1791 wandten sie sich um Hilfe an Preußen, das aber nach scharfen Spannungen zur friedlichen Verständigung mit Rußland über die zweite Teilung Polens kam. In deren Folge ward nun auch die westliche, bisher noch polnische Ukraine zum weitaus größten Teil mit Rußland vereinigt, nachdem ein kleinerer Teil mit Lemberg und Przemyśl 1772, bei der ersten Teilung, von Polen an Österreich hatte abgetreten werden müssen.

Rußland die Ukraine nehmen, kommt der Zerstörung seiner Großmachtsstellung gleich. Es bedeutet die Abtrennung der wichtigsten landwirtschaftlichen und gewerblichen Gebiete, die es sich in Europa angegliedert hat, die Versperrung des Zugangs zum Schwarzen Meer, die Vernichtung seiner Wünsche, die sich auf Konstantinopel, die Dardanellen, Kleinasien, die Ukrainisierung der Balkanstaaten richten. Aber eben darum ist die Wiedervereinigung der Ukraine auch ein Ziel von so ungeheurer Wichtigkeit für die von Rußlands ruheloser Grenzüberschreitung gemeinsam Bedrohten, für die Türkei, Rumänien, Bulgarien in erster Linie, sodann aber auch für Griechenland, Österreich-Ungarn und mit ihnen Deutschland. Der russische Panlawismus, der ein Vorwand der Enteignung ist und von niemandem als ein ernstliches Ideal genommen werden kann, fände sein Ende durch die Zurückwerfung des Zarenreiches auf seine natürlichen, von wirklichen Russen bewohnten Grenzen, fände seine berechtigende Lösung in der Form einer Anzahl von gleichberechtigten, voneinander unabhängigen slawischen Staaten, die den germanischen Gebilden in Mitteleuropa und Skandinavien entsprechen könnten. Erscheinen diese Gesichtspunkte für unsere philosophisch abgeblähten deutschen Gemüter zu kühn, zu „rücksichtslos“, so dürfen wir doch nicht vergessen, was Rußlands unverzärtelte Feindespolitik von Danzig bis an die Donau den gehäßten Deutschen zugebracht hat, sollte es in diesem Weltkrieg Sieger bleiben.

Befreiungen der von Rußland Unterjochten sind nun aber nicht bloß Gedankengänge, die die Politik von außen her

hereinträgt, um im östlichen Europa ein beruhigendes Gleichgewicht zu schaffen. Gedanken, die übrigens schon Bismarck keineswegs fern gelegen haben, als er während der letzten Zeiten seiner Reichskanzlerschaft gezwungen ward, mit einem möglichen schroffen Ende der sonst stets von ihm so hochgehaltenen und sorglich gepflegten Freundschaft der beiden Kaiser-mächte zu rechnen. Jene Gedanken sind vor allem die selbstgetreuen Hoffnungen, an denen das ukrainische Volkstum festhält, das niemals hat lernen wollen, russisch noch auch polnisch zu fühlen. Jeder der polnischen Aufstände, und ebenso der Krimkrieg hat diese Hoffnungen emporflammen lassen, nur haben sie die auswärtige Beachtung bisher erst bruchstückhaft gefunden. Von russischer Seite hat man es auch nicht daran fehlen lassen, die ukrainische Bewegung als eine belanglose darzustellen, dagegen in geschichtlichen Darstellungen eine schumächtige Legende, wie sie sich in der Bezeichnung Kleinrussen ausdrückt, untergeschoben, als ob das Land geschichtlich nur ein Teil von Rußland sei. Wie wenig belanglos die Bewegung war und ist, zeigte sich im Jahre 1906 bei Gelegenheit der ersten russischen Reichsduma, als in diese 52 Abgeordnete der ukrainischen nationalen Partei einzogen, deren Programm die staatliche Herstellung ihres Heimatlandes enthielt. Seitdem hat Rußland das Äußerste an Zwang aufgeboten, um derartige Wahlen des ukrainischen Volkes zu unterbinden, die Führer und Vertrauensmänner der Bewegung auf dem Wege des (sogenannten) Gerichtsverfahrens unschädlich zu machen, das Erscheinen von Büchern und Zeitungen in der ukrainischen Sprache durch „erlaubte“ Höchstziffern zu beschränken. Durch alle diese Gewaltmittel ist aber die Bewegung lediglich noch verdichtet worden. Deshalb konnte oder vielmehr mußte noch wieder in der Petersburger Dumasitzung vom 24. Februar 1914 ausgesprochen werden: „Die ukrainische Bewegung ist tief demokratisch, d. h. sie wird sozusagen vom Volke selbst geführt, und insofern ist es unmöglich, sie niederzuschlagen. Aber sie in Flammen zu setzen und gegen uns“ — die russische Herrschaft — „zu lehren, das ist leicht möglich.“ Das ganze Volk ist ein anderes, ein männlicheres, vorgeschritteneres, tüchtigeres, als das großrussische im allgemeinen, auf dessen sentimentale Schlawheit und Trägheit es mit einer selbstachtungsvollen Ablehnung blickt. So hat auch die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Petersburg im Jahre 1905 in einem eingeforderten Gutachten der Wahrheit die Ehre gegeben und das selbständige Verhältnis des Kleinrussischen als slawische Sprache anerkannt, die eine alte und trotz aller Unterdrückungen bedeutende Literatur besitzt. Es ist die älteste im Reiche und eine an eigentlich volkstümlichen Schätzen und Inhalten, Heldensliedern, Epen, Sagen, Märchen nicht minder wie an rein literarischen Hervorbringungen reiche. Die von uns in ihrer Schönheit meistbewunderten „russischen“ Volkslieder sind in Wirklichkeit kleinrussische, ukrainische. Das Bewußtsein der alten Kulturüberlegenheit erfüllt auch das Land und verstärkt ihm den Zorn, dem Moskowitertum zu dienen. Erst im vorigen Jahre hat die „Neue Zeit“ (Новое Время), das bekannte panslawistische Hauptorgan der Hege gegen Deutschland und Österreich) darauf hingewiesen, daß trotz der Aus-schließung des Kleinrussischen von den Schulen die gesamte Lehrerschaft der Ukraine nationalitätlich gefärbt sei und demnach durch echt-russische Lehrer zu ersetzen und brotlos zu machen.

Begreiflicherweise wirken auf die Formierungen der Bewegung, seitdem sie mit der Entstehung einer russischen Volksvertretung zur Massenbewegung geworden ist, berufliche Unterschiebe abschattierend ein. Demnach sind die engeren Parteilgruppen der bürgerlichen Bildung, der Bauerngenossenschaften und der sozialdemokratisch gefärbten gewerblichen Arbeiterschaft zu unterscheiden, während im Adel das Ukrainertum, das jene drei Gruppen unbeschadet der sonstigen Lebensideen vereinigend kennzeichnet, erst mit einer gewissen Verspätung Eingang gefunden zu haben scheint. Die nationalistischen Edelleute und ebenso die Geistlichen pflegen sich der Bildungsgruppe anzuschließen, der „national-ukrainischen Partei“, was um der einheitlichen Stoßkraft der Bewegung willen sicherlich neuen, gesellschaftlich sich absondernden Organisationen vorzuziehen ist.

Mit dem Ausbruch des großen Weltkrieges haben sich die außerhalb Rußlands befindlichen Mitglieder der drei ukrainischen Parteiverbände zum „Bunde für die Befreiung der Ukraine“ zusammengeschlossen und außer in Deutschland und Österreich-Ungarn auch besonders in den neutralen Ländern die Verständlichmachung ihrer Ziele in die Hand genommen. Wer über diese Vorbereitungen, die einem tüchtigen Volke von reichlich 30 Millionen Seelen seine nationale Zukunft freimachen wollen, sich näher, sowie auch durch statistische Angaben zu unterrichten wünscht, dem sei die Denkschrift des genannten Bundes empfohlen: „Die Ukraine und der Krieg“, die bei J. F. Lehmann in München erschienen und für einen geringfügigen Preis (50 Pfg.) im Buchhandel zu erhalten ist.



Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen erzwingen den Übergang über den Dnjestr. Zeichnung des auf dem östlichen Kriegsschauplatz weilenden Professors Anton Hoffmann.

Kriegschronik:

26. August: Kämpfe bei Beauféjour in der Champagne. — Vor Orla nähern sich unsere Truppen den Vorstellungen. Der schwer geschlagene Feind flüchtet in das Innere des Bialowieska-Fortes. Brest-Litowsk erobert.
27. August: Kämpfe in der Champagne und auf den Maashöhen sowie in den Vogesen. — Festung Orla besetzt. Übergang über den Berezowka-Abchnitt erkämpft. Verfolgung der Russen nord-östlich und südöstlich Brest-Litowsk.
28. August: Kämpfe bei Bausk und Schönberg, im Bialowieska-Fort, bei Samary und östlich Wladimir-Wolynskij. Das östliche Ufer der unteren Lesna-Prawa und die Straße Kamieniec-Litowsk erreicht, Narew (Stadt) besetzt. Die russischen Stellungen an der Słota-Lipa beim Brzezany durchbrochen.
29. August: Fortschritte östlich Augustow, bei Szarzewo und Buczac. Russen verfolgt bis Dobrowo-Grodek-Narewka, bis Poddubno-Tweli-Kobryn und bis Pomorzany-Koninichy-Kozowa. Słoczow besetzt. — Vergebliche Angriffe bei Dobrobo, Górz und Tolmein. — Auf Gallipoli heftige Angriffe bei Anaforta zurückgeschlagen.
30. August: Kämpfe südlich Friedrichstadt, nordöstlich Orla, im Bialowieska-Fort, im Sumpfsgebiet östlich Pruzana. Lipsk erobert, Swiniuchy erobert; die Russen bis an die Strypa zurückgebrängt.

31. August: Vormarsch östlich des Nijemen gegen die Bahn Grodno-Wilna; vor Grodno die Gegend Nowodwor und Kusnica erreicht; Kämpfe nördlich und nordöstlich Lück. Übergang über oberen Narew und die Strypa stellenweise erkämpft.
1. September: Die äußere Fortlinie von Grodno erreicht. Die Festung Lück erobert. Bei Biall-Kamien die russischen Linien durchbrochen. Im August machten die Deutschen an Gefangenen 2000 Offiziere und 269.839 Mann und erbeuteten 2200 Geschütze und 560 Maschinengewehre; außerdem machten die österreichisch-ungarischen Truppen zu Gefangenen 190 Offiziere und 53.299 Mann und erbeuteten 34 Geschütze und 23 Maschinengewehre.
2. September: Die in den letzten Kämpfen verlorenen Grabenstücke auf der Kammlinie Lingeck-Barenkopf zurückeroberet. — Die äußere Fortlinie von Grodno ist in unserem Besitz. Czarne-kowale gestürmt, Brody besetzt. Die Übergänge über den Słocz, die Jasłowa, den Styr erzwingen. Die Dnjestr-Front bis zur Serethmündung geräumt. — Der englische Truppentransportdampfer „Sawslan“ vor den Darbanellen torpediert.
3. September: Der Brückenkopf von Lennowaborn nordwestlich Friedrichstadt erobert. Die Stadt Grodno genommen. Der Nijemen zwischen Augustower Kanal und den Słocz erreicht. Kämpfe bei Słecz und Antopol. In Ostgalizien ist der Gegner bis an die Serethlinie zurückgeworfen. —

- Englisches Unterseeboot an den Darbanellen versenkt.
4. September: Brückenkopf von Friedrichstadt erobert. Die Festung Grodno erobert. Vergebliche russische Angriffe beiderseits der Wilca. Kämpfe zwischen Słocz-Mündung und nordöstlich des Bialowieska-Fortes, bei Pruzana, Bereza-Kartuska und Drohiczyn. Słeria am Ostufer des Sereth erobert. In Wolhynien Kämpfe bei Dubno und Olyka.
5. September: Niederlage der Russen bei und südlich Mscibowo sowie bei Nowyswor. Brückenkopf von Bereza-Kartuska vom Feinde geräumt; in der Gegend von Drohiczyn leistet er Widerstand. Westlich Tarnopol Verhauzungen erobert. — Vergebliche Angriffe bei Dobrobo und in Marco (Südtirol).
6. September: Kämpfe bei Lunno und nördlich Wolkowysk; die Sumpfsengen von Smolanica nordöstlich Pruzana überwunden.
7. September: Kämpfe nördlich Dixmuiden und nördlich Souchez. — Östlich und südöstlich Grodno stellen sich die Russen zum Kampf, ebenso südöstlich Wolkowysk. Sieg bei Podkamien und Rabziwilow. — Vergebliche Angriffe am Kreuzbergfattel.
8. September: Feindliche Schiffe beschießen erfolglos Ostende und Middelkerke. — Fortschritte bei Daubewas, Troki-Nowe, Wolkowysk und nördlich Pruzana. Russische Angriffe bei Tarnopol abgelehnt; nordwestlich Szuparka starke feindliche Stellung erobert.

Organisation.

Unsere Gegner, die die todesmutige Tapferkeit unserer Truppen und die geniale Führung unserer Generale und der obersten Heeresleitung nicht anerkennen wollen, suchen die Erklärung unserer Erfolge in der „Organisation“. Das ist ein Wort, unter dem man sich alles Mögliche denken kann. Unsere Gegner werden sich nicht viel dabei denken; sie betrachten es vielmehr als willkommenes Schlagwort, das die unbedingte Selbstprüfung erspart. Für uns verlohnt es sich aber, dem Worte einmal nachzugehen und uns zu vergegenwärtigen, was die Organisation für unser Heer bedeutet. Sie schließt einmal in sich die volle Ausnutzung der allgemeinen Wehrpflicht bis zu dem Ende, daß Volk und Heer ein untrennbares Ganzes bilden, sodann aber die tausend Faktoren, die dieses Volksheer ausbilden, ausrüsten, kleiden, bewaffnen, erziehen, lehren und im Kriege ergänzen, verpflegen, auffüllen, durch Technik und neue Waffen zu Verteidigung und Angriff befähigen, es geistig aufrichten und zum Aushalten in jeder bitteren Not zurecht-schmieden. Diesen letzteren Teil der Organisation verwalten besondere Organe, die den Chefs der Militärverwaltung bzw. des Generalstabes unterstellt, wahrhaft riesige Aufgaben zu erfüllen haben. Es seien von ihnen folgende genannt.

Zuerst der Generalquartiermeister. Diese militärische Rangstufe war dem deutschen Volke bei Beginn des Krieges unbekannt. Erst als die ersten Siegesbotschaften, die in ihrer Knappheit, ihrer offensiblen Wahrhaftigkeit und ihrer soldatischen Frische das Volk erfreuten, vom Generalquartiermeister v. Stein unterzeichnet wurden, ward diese Charge bekannt. Die Abfassung dieser täglichen Berichte bildet aber nur den kleinsten Teil der Arbeitstätigkeit dieser wichtigen Abteilung. Diese in ihrem ganzen Umfang zu schildern, ist nicht an-

gänglich. Nur einige Zweige können Erwähnung finden. Dem Generalquartiermeister untersteht das gesamte Etappenwesen. Dieses umfaßt die rückwärtigen Verbindungen der Armeen mit dem Heimatlande. Wer die tausendfältigen Ver-



Generalmajor Tappen, einer der verdienstvollsten jüngeren Generalstabsoffiziere.

stellungen kennt, die diese Linien schon für ein einzelnes Armeekorps mit sich bringen, wird sich die Schwierigkeiten vorstellen können, die die Verwaltung des engmaschigen Netzes der Etappen für Millionenheere erheischt. Diese Heeresmassen gestatten nicht mehr, daß jedes Armeekorps eine besondere Etappenlinie erhalte, wie es früher als Regel galt. Es müssen sich vielmehr mehrere Armeekorps mit einer gemeinsamen Etappenlinie begnügen, die meist der Linie einer Eisenbahn folgt. Wer die Schwierigkeiten dieses ganzen Dienstes kennen lernen will, dem geben die einschlägigen Paragrafen der Feld-dienstordnung, die überall käuflich ist, die gewünschte Aufklärung. Eine zweite wichtige Aufgabe besteht in der Sammlung der Quellen für die dereinstige Geschichtsschreibung des Weltkrieges. Diese gilt es zu sichten, teilweise schon jetzt durch Sonderberichte über einzelne Gefechtsperioden dem Volke zugänglich zu machen. Diese Berichte zeichnen sich durch eine wahrhaft klaffische Schreibweise aus. Wir erinnern an die Schilderung des Feldzuges in Polen bis zum Dezember 1914, der Winterschlachten an den masurenischen Seen und in der Champagne, des Durchbruchs bei Brzeziny und vieler anderer. Auch die deutsche Presse wird damit bedacht, die gegnerische aber ist dauernd im Auge zu behalten, um ihren Entstellungen der Wahrheit entgegenzutreten. In diesen Beispielen ist aber die Berufstätigkeit der Abteilung bei weitem nicht erschöpft. Der jetzige Generalquartiermeister ist Generalleutnant Freiherr von Freytag-Loringhoven. Er hat seine militärische Laufbahn größtenteils im Generalstab zurückgelegt,

die allgemeine Aufmerksamkeit aber durch seine militärischen Schriften auf sich gezogen. Er zeigte eine außerordentliche Begabung für die Heeresgeschichte, besonders die der napoleonischen Zeit. Durch seine Vorträge hierüber ist er auch unserem Kaiser persönlich nahe getreten. Die gewaltige Arbeitslast, die ihm jetzt obliegt, teilt er mit dem Chef seines zahlreichen Stabes, dem bayerischen Generalmajor Böllner. Dieser bereitet alle Schriftstücke in ähnlicher Weise vor, wie der Chef des Generalstabes bei einem Armeekorps. Die Entscheidung, auch über etwaige Weiter- oder Neubearbeitung, gibt dann der Generalquartiermeister. Über die Mannigfaltigkeit der herantretenden Aufgaben würde man staunen, wenn man das Tagebuch dieser Behörde durchmustern könnte.

Der Intendant des Feldheeres ist Generalmajor v. Schöler. Ihm liegt in erster Linie ob die Verpflegung des Feldheeres und die Beschaffung des Futters für die Hunderttausende von Pferden. Wohl in keinem Feldzug ist so wenig über den Mangel an Verpflegung geklagt worden wie in diesem. Selbst den Posten im äußersten Schützengraben erreicht nächtlicher Weile der Inhalt der Feldküche. Unsere Truppen sehen ausreichend, teilweise wohlgenährt aus, ein Umstand, der den Ausbruch von Kriegsepidemien bisher hintangehalten hat. Ein gewaltiger Erfolg! Der freihändige Einkauf, der der Verpflegung der Armee zu Grunde liegt, erfordert natürlich ein wahres Heer von unteren Organen. Tausende müssen helfen, bis Lebensmittelwagen und Fuhrparkkolonnen wieder gefüllt und den Truppen zugeführt werden können. Soweit sich übersehen läßt, haben alle Beamten bis zum jüngsten Zahlmeisterspiranten ihre Schuldigkeit in hohem Maße getan.

Der Feldzeugmeister, Generalleutnant Franke, beherrscht das weite Gebiet der Waffen und des gesamten Heeresgeräts. Dahin gehören auch alle Feldfahrzeuge. Schon im Frieden betrug deren Gesamtwert für Preußen und die durch Militärkonvention angeschlossenen Kontingente über 800 Millionen Mark. Jetzt dürfte das Fünffache der Summe nicht reichen. Zu der Beschaffung, Ergänzung, Wiederherstellung der eigenen Geschütze, Maschinengewehre, Handfeuerwaffen, Handgranaten, Minen-

werfer, Gasflaschen usw. tritt noch die Verwaltung der erbeuteten feindlichen Waffen. Was das heißen will, ersieht man schon daraus, daß allein Kowno und Nowo-Georgiewsk über 2000 erbeutete Geschütze brachten. Die genommenen Infanteriegewehre zählen nach vielen Hunderttausenden. Es gilt, sie zu sichten, zu ordnen, sie auszubessern und wenigstens teilweise für die Verwendung in der eigenen Armee brauchbar zu machen. Eigene Musterungskommissionen leisten die Vorarbeit. Dem Feldzeugmeister ist der Inspekteur der technischen Institute der Artillerie, Generalmajor Coupette, beigegeben. Ihnen in seinem Beruf nahestehend ist der Chef des Feldmunitionswesens Generalleutnant Sieger, der frühere Chef der Artillerie-Prüfungs-Kommission. Die Bedeutung dieses Amtes wird klar, wenn man an das Geschrei denkt, das unsere Gegner über ihren Mangel an Munition erhoben haben. Nach Amerika sind Hunderte von Millionen zur Beschaffung ihrer Munition geflossen. Ihre Niederlagen wollen die Russen auf den noch immer vorherrschenden Mangel an Granaten und Schrapnells zurückführen. In Deutschland ist die Herstellung und Bereitstellung von Munition für alle Waffen durch die großartige Hilfe unserer Privatindustrie mehr wie gesichert. Über den bisherigen und künftigen Verbrauch Angaben zu machen, ist zur Zeit unangänglich. Wenn man aber bedenkt, daß die Franzosen bei Souchez in wenigen Tagen 100000 schwere Granaten verfeuerten und wir ihnen doch

die Antwort nicht schuldig bleiben wollen, so lassen sich gewisse Schlüsse ziehen. Bei bevorstehenden Gefechtsaktionen, selbst einzelner Korps, werden außer der Auffüllung der Taschenmunition und Patronenwagen, der Munition der Proben, Staffeln und leichten Kolonnen noch Millionen von Infanteriepatronen und Tausende von Granaten für alle Kaliber bereit gelegt. Munitionsmangel ist bei uns bei einzelnen Truppenteilen nur dann entstanden, wenn die tatsächlichen Verhältnisse die Heranziehung der Munitionskolonnen hinhielten.

Eine der wichtigsten Persönlichkeiten ist ferner der Chef des Feld Eisenbahnwesens, zurzeit Generalmajor Gröner. Er erhielt vom Senat der Technischen Hochschule in Stuttgart am 5. Mai 1913 die Würde eines Doktor-Ingenieurs in An-



Generalleutnant Frhr. von Freytag-Loringhoven,
Generalquartiermeister.



Generalmajor von Schöler,
General-Intendant des Feldheeres.



Generalmajor Böllner,
Chef des Stabes des Generalquartiermeisters.



Generalmajor Gröner,
Chef des Feld Eisenbahnwesens I.



Generalleutnant Franke,
Feldzeugmeister.

erkennung seiner hervorragenden Verdienste um das Eisenbahnwesen, die „im Frieden weiterschauend die Anforderungen des Krieges zielbewußt ins Auge gefaßt, nicht nur den militärischen, sondern auch den wirtschaftlichen Bedürfnissen vollauf gerecht geworden seien.“ Seit 1912 stand Gröner an der Spitze der Eisenbahnabteilung im großen Generalstabe. Diese hat durch ihre glänzenden Vorarbeiten die ersten großen Eisenbahnaufmärsche in Frankreich im August 1914 möglich gemacht, sodann die Verschiebung der großen Truppenmassen

General Gröner unterstellt blieb. Was die Eisenbahnen jetzt in bezug auf Auffüllung und Verpflegung der Armeen leisten — das, was Moltke das Ravitaillement nannte — ist nach den vorstehenden Ausführungen leicht zu ermessen. Vor dem Kriege nahm man an, daß die schmalspurigen Feldbahnen (60 cm) mit ihren Variationen (Zwillingslokomotiven usw.) die Verpflegung der Armee vorzugsweise sicher stellen müßten. Es trat aber bald zu Tage, daß nur zweigleisige Vollbahnen den Bedürfnissen der Millionenheere gerecht werden können und ebenso den Erfordernissen der Truppenverschiebungen. Mit bewundernswerter Schnelligkeit und technischem Verständnis sind die Vollbahnen der Vorwärtsbewegung der Truppen gefolgt. Die Eisenbahntruppen gingen oft mit der Kavallerie weit voraus und arbeiteten zuweilen vor der Vorpostenlinie. Die von den Russen abgebrochenen Eisenbahnbrücken von Zwangorob, Warschau, Brest-Litowsk gehen bereits ihrer Wiederherstellung entgegen und sind einstweilen durch brauchbare Notbrücken ersetzt. Daneben ergänzen Feld- und Förderbahnen das Eisenbahnnetz da, wo es zu weitmasig ist.



Generalleutnant Sieger,
Chef des Feld-Munitionswesens.

sen vor den Schlachten von Tannenberg, Ruto, der Winterschlacht an den masurenischen Seen, vor der Durchbrechung der Dunajeclinie am 2. Mai 1915, vor der neuerlichen Offensive Hindenburgs gegen die Narewlinie usw. Der Feldmarschall Hindenburg nannte die Eisenbahnen seine besten Verbündeten und behauptete scherzhaft, der deutsche Eisenbahnschaffner habe seine Schlachten gewonnen. Die Offiziere, die im Frieden der Eisenbahnabteilung angehörten, sind jetzt meist auf die einzelnen Kampfgebiete verteilt, auf die höheren Kommando- und Etappenbehörden. Für den Osten wurde ein zweiter Chef des Eisenbahnwesens bestimmt, der aber dem

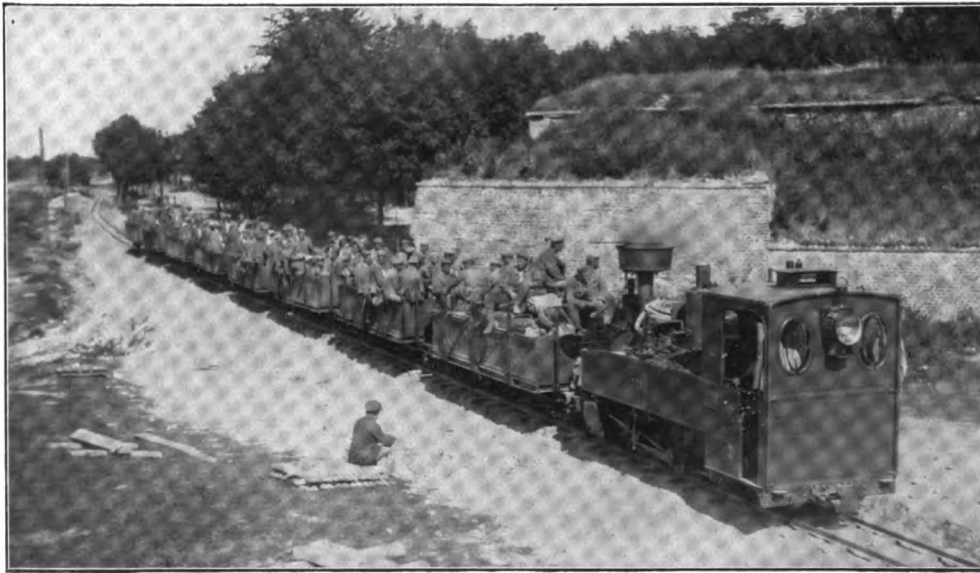
werden können und ebenso den Erfordernissen der Truppenverschiebungen. Mit bewundernswerter Schnelligkeit und technischem Verständnis sind die Vollbahnen der Vorwärtsbewegung der Truppen gefolgt. Die Eisenbahntruppen gingen oft mit der Kavallerie weit voraus und arbeiteten zuweilen vor der Vorpostenlinie. Die von den Russen abgebrochenen Eisenbahnbrücken von Zwangorob, Warschau, Brest-Litowsk gehen bereits ihrer Wiederherstellung entgegen und sind einstweilen durch brauchbare Notbrücken ersetzt. Daneben ergänzen Feld- und Förderbahnen das Eisenbahnnetz da, wo es zu weitmasig ist.

☐ Mit der Landwehr in Russisch-Polen. Von Hauptmann Erich Deetjen. ☐

Vorwärts ging's mit großen Schritten. Täglich weitgesteckte Ziele, die meist auch noch im nächtlichen Dunkel erreicht wurden. Wie es der Führer verlangte, so gab die Truppe willig ihr letztes her. Es lebt eben in jedem die Überzeugung, daß es zur Entscheidung geht, zu einer Entscheidung im größten Maße. Darum werden gern alle Anstrengungen, alle Entbehrungen in Kauf genommen. — Unser Weichselübergang hatte die Russen nicht nur völlig überrascht, sondern ihnen auch ernsteste Besorgnis eingeflößt; von allen Seiten, sogar von Warschau und Lublin zogen sie Truppen heran; an allen günstig gelegenen Abschnitten wurde zäher Widerstand geleistet, der meist erst nach stundenlangem Kampfe gebrochen werden konnte. Überhaupt tapfer ist der Feind, und tapfer sind auch seine Offiziere. Vor mir liegt das Grab eines jungen Kosakenoffiziers. Bis zum letzten Augenblick feuerte er seine Leute an. Und als die meisten gefallen waren, stürzte er sich allein, Säbel und Pistole in der Faust, dem Sturm unsrer braven Landwehr entgegen, wollte von Ergebung nichts wissen und starb als ein Held. Und wie geschickt sich die Russen allen Verhältnissen anzupassen ver-

stehen, wie sie gewandt sind in Listen und Schlichen, wie sie oft mit schwachen Kräften geschickt starke Mengen unsrer Truppen zur Entwicklung zwingen, das lehrt jeder Tag aufs neue. Aber es entspringt das wohl alles mehr der Volksnatur, als dem Geist und der Wissenschaft. Es kämpft hier eben Urkraft gegen durchgebildete Kultur, welche letztere man in militärischer Hinsicht bei den Russen nur in geringem Maße wahrnimmt. — Nach schwerem Kampfe gelang es uns, unseren Brückenkopf derartig zu erweitern, daß auch die Nachbartorps in der Lage waren die Weichsel zu überschreiten. Damit war das Schicksal Warschaus und Zwangorods besiegelt. Der Fall dieser Festungen darf nicht zum wenigsten dem siegreichen Vorgehen unsrer Landwehr angerechnet werden.

Anfangs hatten die Russen die Dörfer östlich der Weichsel geschont. Einwohner erzählten, ein Armeebefehl hätte den Kosaken in diesem Gebiet das Sengen und Brennen verboten. Aber bald klang wieder das alte Lied. Rauchsäulen am ganzen Horizont bezeichneten die russischen Rückzugstrassen. Wieder war es wie früher: die Kosaken warfen vor ihrem Abmarsch kleine brennende Celluloidpäckchen,



Truppentransport auf einer Feldbahn. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

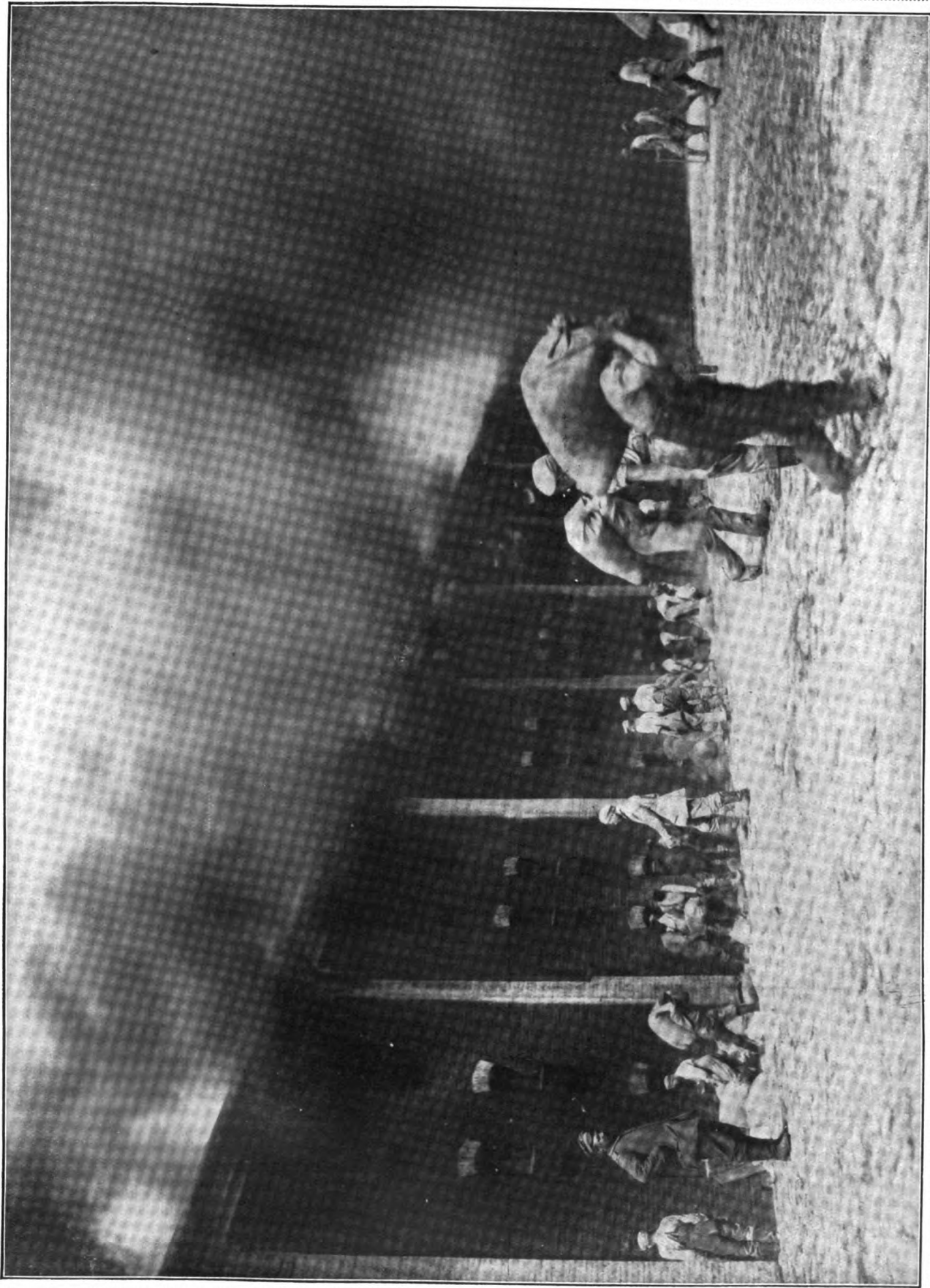
die sie stets bei sich führen, in die Häuser und Scheunen, die dann unfehlbar den Flammen verfielen, eine organisierte Mordbrennerbande, weiter nichts! — Weinend und klagend und fassungslos kamen die Bauern zu uns, denen sie Vertrauen schenken. Vor uns haben sie keine Angst, wie sie immer wieder versichern. Starr und stumpf steht der Mann vor der Brandstätte, betend liegt die Frau am Boden, die Hände zum Himmel streckend, verzweifelt. Wo wir den Russen zu schnell auf den Fersen waren, war Hab und Gut gerettet. Wie dankbar war dann die Bevölkerung, der es nur selten durch Geschenke und flehentliche Bitten gelang, die eigenen Soldaten von ihrem freventlichen Tun abzubringen. — In ein neues Land ritten wir jetzt, anders geartet als das Polen westlich der Weichsel: fast eben, reich mit Wald und Buschwerk bedeckt, Wiesen, kleine Wasserläufe, fast durchweg fruchtbarer Boden. Die Dörfer machen einen wohllichen Eindruck, hier und da steht man neben den Holzhäusern solche von Stein. Das Getreide steht gut, zum Teil außergewöhnlich gut. Weizen, Hafer, Kartoffeln, Flachs liegen in schönem Bestande am Wege. Die Dörfschaften haben kleine Gärten mit Gemüse wie Kohl, Kürbis, Bohnen; auch Blumen gibt's zahlreich darin wie an den Hausfenstern; im westlichen Polen sind nur äußerst selten solche Gärten zu finden. Man merkt den Wohlstand der Leute auch an ihrer Kleidung, ihrer Wäsche, ihrem Auftreten. Es lebt hier zweifellos ein besserer Stand als jenseits der Weichsel. Die Leute sind zu uns freundlich und gesellig. Sie boten uns häufig Eier, Brot und Butter zum Kauf an; ein Bauer wollte meinem Batteriestab und mir sogar gleich ein Mittagessen kochen. Auffallend ist es, daß in heftiger Gegend die Bevölkerung noch so zahlreich in den Dörfern vorhanden ist, daß man sogar ganz im Gegensatz zum westlichen Polen viele junge Mädchen sieht. Wie gut es den Leuten geht, kann man aus dem Umstand ersehen, daß man fast in jedem Dorf mehrere gute Nähmaschinen amerikanischen Ursprungs findet. Und Vieh ist in Unmengen aller Art vorhanden. Wir sind darüber natürlich äußerst erfreut, da die Entfernung von der Heimat immer größer wird, unsere rückwärtigen Verbindungslinien immer länger werden. — Ja, die Entfernung von der Heimat! Liegt man abends so unter dem blauen Sternenhimmel, sieht Sternschnuppe auf Sternschnuppe im Weltall herumschießen, dann kommen so Betrachtungen: wie weit sind wir vom Herzen Deutschlands, wie nahe dem Innersten Rußlands mit Petersburg und Moskau? In einem knappen Monat sind wir hierher gelangt, haben Meilen und Meilen in dauerndem Kampf mit dem Gegner zurückgelegt; wo werden unsere Heere nach einem weiteren Monat stehen? Jedenfalls nicht wieder hinter der Weichsel, wie die russischen Soldaten meinen. Sie haben der Bevölkerung erzählt: dort, bei Brest-Litowsk würden sie uns bestimmt schlagen, und bald würden sie wieder siegreich nach Westen zurückkehren. Nun, wir sehen diesen Hoffnungen sehr ruhig entgegen. Wir unterschätzen keinesfalls den Feind, wie es vielleicht zu Beginn des Feldzugs hier und dort der Fall gewesen sein mag. Aber wir wissen auch, was wir können und was der Russe nicht kann.

Am 12. August besetzten wir die russische Gouvernementsstadt und Artillerie-Garnison Siedlez, die gleichzeitig ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt ist. Leider konnten wir dieselbe nicht in Augenschein nehmen, da unsere Marschstraße südlich vorbeiführte. Nur von ferne sahen wir die prächtigen Türme der römisch-katholischen Kirche und die in der Sonne glänzenden Kuppeln der orthodoxen Kirche. —

Jetzt kam ein schwerer Tag für meine Batterie heran. Wieder in der Vorhut und zwar in fast ebenem Gelände. Nur Dörfer bieten einigen Schutz zur Annäherung, sonst erhalten wir überall Feuer. Noch ist nicht bekannt, wo der Russe sich eingenistet hat; daß wir aber bald zähen Widerstand finden werden, darauf läßt der vor uns liegende zur Verteidigung wie geschaffene Sumpfabschnitt schließen. Bald hagelt es Schrapnells und schwere Granaten. Vorsichtig „mogelt“ man sich von einer Deckung zur andern, vorbei an heißen Flammen, die uns ins Gesicht schlagen. Der Rauch der Brände ermöglicht es uns, ohne Verluste die Stellung zu erreichen. Man ist wenigstens notdürftig der Sicht des Feindes, der drüben schießt, entzogen. Auswahl ist nicht vorhanden, es heißt auch eilen und schießen. Das Feuer beginnt, ich leite es vorn durch Fernsprecher. Mit dem Telephonisten und einem Meldeceiter sind wir zu dreien, decken uns mühsam gegen einen wahren Regen von Schrapnells, den die feindliche Artillerie unserer vorgehenden Infanterie entgegenfendet. Die russischen schweren Haubizen tasten indessen das Gelände mit einzelnen Schüssen ab; sie suchen uns, können uns aber nicht finden. Dann schweigen sie; schon hoffen wir das Beste. Wir sehen einen großartigen Angriff unseres Landwehr-Regiments sich entwickeln: ohne jede Deckung in Wiesen und Acker geht's über 2 Kilometer gegen die russischen Schützengräben. Das berühmte Angriffsfeld von St. Privat kann nicht offener sein. Die Russen schießen mit Artillerie, Infanterie und Maschinengewehren dagegen. Bald gehen hier ein paar

Leute vor, bald dort, werfen sich nieder, schießen. So folgt Gruppe auf Gruppe, näher und näher dem Feinde. Eine lange geschlossene Schützenlinie würde niemals vorwärts kommen. Es ist großartig zu sehen, wie die Schützen vorgehen: jeder Mann ein Held. Und ihr Schmeiß belohnt sich. Die Verluste sind nicht schwer, aber die Linien gelangen bis auf etwa 500 Meter an die feindliche Stellung heran. Dort heißt's vorläufig halten, bis die Artillerie die Gräben mundtot gemacht hat. Wie die andern Batterien beschießen auch wir die russische Stellung, die sich in Stodwerken diesseits eines kilometerlangen Dorfes befindet. Ich beobachte und gebe meine Kommandos dem Telephonisten. Da heult's wieder mal über meinen Kopf hinweg. Nach dem Krach der Explosion zu urteilen schlug die schwere Granate nicht weit von unsrer Stellung ein. Anfrage bei der Batterie: „Wo lag der Schuß?“ — „Dreißig Meter rechts seitwärts, etwa 100 Meter hinter der Batterie.“ — Das besagt noch nicht viel. — Wieder heult's. Anfrage, — und Antwort: „100 Meter hinter der Batterie.“ — Neuer Schuß und Krach. — „Etwa 10 Meter vor den Geschützen!“ — Wir sehen uns ernst an. Ehe wir noch ein Wort herauskriegen, brausen vier solcher Vießer über uns hinweg. Ich raus aus dem Beobachtungsstand, um einen freien Blick rückwärts zu erhalten. Noch höre ich die Worte des Telephonisten S. in der Batterie: „Die Schüsse schlagen in die Batterie ein, die Mannschaften sollen in Deckung gehen, ich kann jetzt nicht mehr melden!“ Ehe ich die etwa 200 Meter hinter mir stehende, aber durch Büsche etwas verdeckte Batterie sehen kann, heult es wieder viermal durch die Luft. Kein Geschütz ist sichtbar, nur dicke schwarze geballte Rauchwolken, ohrenbetäubende Detonationen, dort wo die Geschütze stehen müssen; irgend etwas wird in der Luft herumgewirbelt. — Dann schweigt das feindliche Feuer, so plötzlich wie es begonnen. — Ich suche die Bedienung auf, die erst auf das Kommando des Offiziers in der Batterie von den Geschützen fort in die Deckung eilte. Allmählich verzieht sich der Qualm. Wo ist das Flügelgeschütz geblieben? — Da starren ein paar Räder in die Luft, der Munitionswagen scheint zu brennen. Auf der Erde liegt rechts und links und hinten irgend etwas, — sonst — Kirchhofsruhe! — Schnell springen ein paar mutige Kanoniere hinzu, um zu retten, was zu retten ist. Vier Tote, einer im Sterben, zwei schwerwundet, vier leichtverwundet, — das war ein schwerer, schwerer Schlag! Mit unendlicher Geduld ertragen die Verletzten ihre Leiden, ohne Klagen, nur ein leises „Hilfe, Hilfe“ kam von den Lippen des Sterbenden. Ihm wurde bald Hilfe durch seinen Erlöser. — Doch es hieß jetzt die lieben Kameraden rächen, und wir haben sie gerächt! Vielleicht hundertfach, das konnten wir am nächsten Tage nach dem gelungenen Sturm erkennen. Wo die Batterie hingeschossen, da lagen die Russen wie gemäht. Abends brachten wir sie zur letzten Ruhe. Die Sonne war gesunken, die Nacht dämmerte über dem von Rauch und Pulverdampf erfüllten Schlachtfeld. Unter dem Gemeindefkreuz, unter Buschwerk war ihnen die Stätte bereitet. Fast alle Leute der Batterie erwiesen ihnen die letzten Ehren. Eine tief zu Herzen gehende Ansprache hielt Pastor W. Den Text hatte ihm das Gesangbuch eines der Gefallenen gegeben, das er aufgeschlagen mit dem Lied „Jesu, geh voran“ auf der Unglücksstelle gefunden. Ein Soldatenbegräbnis während der Schlacht; noch donnern die Kanonen, und Infanteriegeschosse umschwirren uns; eines schlägt neben mir in das mit einem Eichentranz geschmückte Grabkreuz. — „Ich bete an die Macht der Liebe“, Vater unser und Segen. Noch ein paar Abschiedsworte meinerseits. „Schlaft wohl, Kameraden, Ihr habt getreu Eure Pflicht gegen König und Vaterland getan. Schlaft wohl!“ Scholle auf Scholle sinkt hinab auf unsre Helben. Still verlassen wir die Stätte des Friedens, um uns wieder dem dräuenden Dasein zu widmen.

Dann brach der Siegestag von Sobicze an. Das lang andauernde Artilleriefeuer hatte die feindliche Stellung so schwer erschüttert, daß sie für sturmreif erklärt werden konnte. Im Laufe der Stunden war unsere Infanterie auf Sturm Entfernung an die Russen herangekommen und hatte sich erheblich verstärkt. Ein wahres Höllenfeuer breitete unsere Artillerie über den Feind, ganz besonders dort, wo die Russen angingen, aus den Gräben nach rückwärts zu eilen. Dichter Staub und Rauch verdeckte das Drama. Da klang's hell vom rechten Flügel: das alte preußische Signal, „Seitengewehr pflanzt auf!“ und „Geht langsam vor, geht langsam vor!“ Sturm! Hart und scharf dröhnen die Trommeln. Weiße Leuchtugeln steigen zum Himmel und geben der Artillerie das Zeichen, ihr Feuer weiter rückwärts zu verlegen. Sturm! Ein unvergeßliches Schlachtenbild! Mit Hurrah gehen allerorten unsere Schützenlinien, Welle auf Welle, mit gefälltem Bajonett vor. Die Russen springen aus den Gräben; die meisten, um sich zu ergeben, winken mit weißen Tüchern, nur wenige machen einen Gegenstoß. Lebige Pferde irren zwischen den Linien herum, ebenso Vieh. Dort wird ein fliehender Russe von seinem Offizier erschossen; was aber von der Masse der



Vor der brennenden Zitabelle von Breß-Litovsk: Deutsche Soldaten bei den Bergungsarbeiten. Phot. R. Semede.

Russen zurückweicht, rennt ins deutsche Artilleriefeuer hinein. Höher schlagen alle deutsche Herzen: der Sieg ist unser, der so schwere Angriff in fast deckungslosem Gelände ist gelungen! Da kommen die ersten Gefangenen, hier ein Trupp, dort einer, fünf, sieben, zehn, mehr. Unserm Brigadestab nähert sich ein Haufe Russen mit einem Offizier an der Spitze. Etwa 50 Schritt vor uns läßt der Offizier seine Russen plötzlich halten und ordnet sie. Wir sehen uns an: das haben wir noch nie gesehen, so etwas macht einen guten Eindruck. Dicht vor uns erkennen wir eine sympathische Erscheinung. Es ist ein Moskauer Rechtsanwalt; er spricht fertig deutsch, ist eben erst zur Front gekommen und mußte als Oberleutnant gleich ein Bataillon führen. Allerdings zählte sein Bataillon — vor der Schlacht — nur hundertfünfzig Mann. Man sieht es ihm an, er hat Schweres durchgemacht und bis zum Letzten gekämpft; er ist erschöpft, Schweiß perlt ihm von der Stirn. „Wie war es denn im Artilleriefeuer?“ wird er gefragt. „D furchtbar, ganz furchtbar! Besonders gestern zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags!“ (Zu jener Stunde rächten wir unsre Kameraden!) Nach seiner Meinung ist Rußland in zwei Monaten spätestens am Ende seiner Kraft, besonders da die Revolution ernst ihr Haupt emporreckt. „Habt ihr Brest, so kann es mit Rußland nicht mehr lange dauern!“ — Wir werden ja sehen! — Uns gegenüber stand wieder einmal das Moskauer Grenadierkorps, also eine Kerntruppe. Aber es ist doch vieles anders mit ihm geworden, das liegt wohl besonders an dem großen Offiziermangel. — Der Oberst und Kommandeur des 1. Leibgrenadier-Regiments Moskau, ein aktiver Offizier, mit vielen Orden, Kämpfer im japanischen Kriege, ist gefangen. Als ihm gesagt wird, wie günstig die militärische Lage Deutschlands ist, stutzt er. Man zeigt ihm eine Berliner Zeitung vom 6. August mit dem amtlichen Heeresbericht; er ist starr und erzählt durch Vermittlung des vorhergenannten Oberleutnants folgendes. Er hat im Generalstab angefragt, warum man die Weichselfestungen aufgeben. Da ist ihm geantwortet worden, die Franzosen und Engländer drängten die Deutschen vor sich her, ständen mitten in Deutschland, und jetzt müßte die russische Armee vor der Masse der weichenenden Deutschen nur vorübergehend Platz machen. Warschau sei übrigens infolge von Bestechung in deutsche Hand geraten! Es war kein Zweifel, der Oberst sprach aus innerster Überzeugung; ihm, dem alten aktiven Offizier, war so wenig Wahres über die Weltlage bekannt! Tief erschüttert saß er nachher auf dem Stroh, während der Oberleutnant still vor sich hinweinte. Was wird das einst für ein schlimmes Erwachen geben! Armes, betrogenes Volk! — Abends standen wir dann in der

eroberten Stellung. Die Schützengräben arg zerschossen, trotz ihrer sorgfältigen Eindeckung mit Brettern und Planen; alles hat sie nicht geschützt vor der vernichtenden Wirkung unsrer Artillerie. Aber wie gut auch unsre Infanterie schießt, sah man an den zahlreichen Kopfschüssen der Toten. Das Feld vor und hinter den Gräben war mit Geschößtrichtern wie besät, die Häuser in der Linie zerschossen, verbrannt. Wo ein Toter liegt, steckt man, damit die Beerdigungskommandos ihn leichter finden, sein Gewehr mit dem Bajonett in die Erde. Wie Spießreihen sah man sie so stehen, hier dünner, dort in großen Mengen. Mäntel, Rucksäcke, Munition, zerschossene Maschinengewehre; da liegt eine Herde Schafe, dort Rindvieh und Schweine vom tödlichen Blei getroffen. Ein wüstes Trümmerfeld. Es ist übrigens ein Wunder, daß nicht mehr umgekommen ist. Denn lange Zeit graste auf den Wiesen zwischen den Kämpfenden eine Rinderherde, die sicher über hundert Stück zählte. Schaurig sah es an der Stelle aus, wo meine Batterie ihre Schrapnells hingelandt hatte, Tote an Tote lagen dort dicht nebeneinander. Hier hatten wir auch einige Stunden vorher folgende Begebenheit beobachtet. Auf der Flucht vor unserm Feuer aus den Gräben gerieten größere Scharen in das zu kurz gehende Feuer ihrer eigenen Artillerie. Verzweiflungsvoll mit hoch erhobenen Armen liefen sie bald hier bald dorthin, wußten sich keinen Ausweg mehr, bis allmählig einer nach dem andern dahinsank. — Als schon der allgemeine Rückzug der Russen begonnen hatte, erschienen plötzlich aus einem Dorf zwei Schwadronen Kosaken mit zwei Geschützen. Und diese Kosaken trieben einige Infanteriekompagnien vor sich her, um sie zum Angriff auf uns zu bewegen. Zu welcher Lüge würden wohl in diesem charakteristischen Fall die Berichtersteller der „Times“ und des „Temps“ greifen, um auch angesichts dieser Tatsache den Zustand des russischen Heeres zu verherrlichen?! —

Nacht ist's, die Batterie hat Biwak auf dem Schlachtfeld bezogen. Noch hallt aus den Wäldern in der Ferne mancher Schuß, aber matter und ferner wird das Gesecht. Zahllose Feuer umflammen den Horizont, vom Felde her stöhnen verwundete Russen. Uns aber erstrahlen verheißungsvoll vom Firmament die Sterne! —

Keine Ruhe, keine Rast, könnte man beinahe sagen, so eilig gehts vorwärts. Reiche Gegenden, wohlhabende Güter und Bauern. Wir fragen häufig die Bauern nach dem Gegner. „Wie stark ist er, wieviel Artillerie hat er, hat er's eilig usw.“ Da kamen wir mal an einen Bauernjungen, der erzählte uns in sehr „anschaulicher“ Weise, was die russischen Soldaten von uns gesagt hätten. Die Deutschen wollen uns überall ein-



Der Führer einer Patrouille erkundigt sich nach dem Wege. Phot. R. Sennede.



Deutsche Dragoner auf dem Marsch durch eine Ortschaft in Russisch-Polen. Phot. E. Benninghoven.

kreisen, von Norden und Süden und Westen und haben uns nur so eine kleine Lücke gelassen. Und damit spreizte er seinen Daumen und Zeigefinger auf etwa sechs Zentimeter! Na, hoffentlich werden auch diese sechs Zentimeter den Russen noch fehlen. —

Seit dem 17. Juli ist die Armeeabteilung Bogrscz unaufhörlich im Gefecht und auf dem Marsch. Mit dem Tage von Siemno, am 17. Juli, noch mitten im westlichen Polen fing es

an und führte von Sieg zu Sieg. Größte Anerkennung sprach der allerhöchste Kriegsherr seiner Landwehr persönlich aus. Heute aber am 16. August, dem Gedenktag von Mars-la-Tour und Bionville, erreichten wir den Bug, das weitere Gebiet vor Brest-Litowsk.

Im Verein mit den andern deutschen Heeren betreten wir jetzt die Schwelle des eigentlichen Rußland. Vae victis! Hindenburg ante portas! —

Mein ist beides, Silber und Gold.

Zum dritten Mal in diesem Kriege ruft das Reich die Daheimgebliebenen auf; wie draußen die deutschen Heere unter Waffen von Erz stehen, so soll hinter ihnen, den Tapfern den Rücken deckend, ein neuer Heerbann sich erheben unter Waffen von Silber und Gold. Zum dritten Mal ruft das Reich, und wer, der geschirmt von der ehernen Mauer, mit dem Wall von warmen Menschenleibern dahinter, in Frieden in der lieben Heimat leben und arbeiten darf, sollte nicht aufhorchen, wenn das Land, das dahinten ferne für ihn kämpft und blutet, zum dritten Mal in sein elfenbeinernes Horn stößt wie Roland im Tal zu Ronceval? Wer sollte so wenig Blut in den Adern, so wenig Scham im Herzen tragen, daß er nicht, glücklich, geben zu dürfen, willig sein rotes Gold brächte, wo die Brüder ihr rotes Blut geben? Gewaltig und anpaßend tönt der Ruf des Vaterlandes, und in seinem Ton ist etwas von dem Klirrenden Ernst, mit dem es sonst den Mann und das Leben forderte. Was vordem mehr Bitte schien, ist jetzt aber Gebot; das Land fordert, tragt seiner mütterlichen Gewalt, über Leib und Leben seiner Kinder gebietet es in der heißen Stunde der letzten entscheidenden Waffengänge: mein ist beides, Silber und Gold. Hat es bis dahin, eine ruhig tronende Königin der Völker, die Kinder zu seinen Füßen sicher sich regen und tummeln lassen und war ihm genug, ihre Seelen mit dem Gefühl seiner schützenden Güte, seiner stützenden Kraft zu füllen, über ihnen zu wachen, daß kein Störer ihrer Freude und Arbeit ihren Hürden sich nahe, ist jetzt andere Zeit. Deutschland kämpft, es kämpft um sein Leben; schon streckt es die bewehrte Rechte nach dem Kranz, der am höchsten Stern hängt; eichenbekränzt, fahnenumrauscht, schwerterumblickt steht es in fremder Hoheit vor seinen Kindern: nun gib mir, was mein ist, dein Leben, dein Blut, dein Mart, dein Hirn oder das mindeste, kälteste, was du geben kannst: dein Gold. Gold und Silber ist nicht das gleiche wie Besitz; viele haben ihren Besitz gegeben; der Feind hat ihre Häuser verbrannt, ihre Ernte zerstört; andere sehen die Arbeit ihrer jungen Jahre vor der strengen Forderung der Zeit verwehen wie Spreu im Winde: das ist Besitz, an dem das Herz hängt, der mit tausend Fäden mit ihrem Herz verwurzelt und verponnen ist. Wenig fordert das Land von denen, die ihm nur kaltes Geld geben sollen; beschämend wenig, wenn man erwägt: das Land will es nicht behalten, sondern nur geliebt haben. Wie die reichen Könige unserer großen Heldengedichte ist Deutschland reich genug, um seinen Kindern zu begegnen, wie sonst der fremde Gläubiger es fordern darf; und, wohl wissend, daß rotes Gold nicht dasselbe ist wie rotes Blut, ist

das Land, das ohne Wanken die kostbarsten Opfer fordert und nimmt, zu stolz, um Opfer der Habe ohne Entgelt zu fordern. Wie es seinen Ruf ausdrücklich auch an seine dürftigsten und geplagtesten Kinder richtet, deren Geld wohl manchmal so schwer sein mag wie Schweiß und Blut, so wünscht es auch gerade diese mit teilnehmen zu lassen an dem Segen, der dem Gedeihen des von seinen Kindern gestützten, siegreichen größern Deutschland folgen wird. Ja, wie es, die irdische Stellvertreterin des Vaters im Himmel, mit Recht in so großer Stunde mit ihm sagen kann: mein ist beides, Silber und Gold, so liebt es wie er die geringen Kinder und blickt gütiger auf das Scherflein der Witwe als auf die Talente der Reichen.

Gerade hier in den spärlichen fickernden Tropfen aus dürrer Erde liegt das Moment, das die leichte Leistung der Daheimgebliebenen der schweren Blutleistung der da draußen versöhnend annähert. Das ausgehäufte Gold kannte schon die Weisheit unserer Vorfahren als verflucht; Gold ist nur legensvoll, — und das ist seine Verwandtschaft mit dem roten Blut, — das so oft an ihm klebt, wenn es in Bewegung ist und wie ein Strom nährt und befruchtet. Im Tropfen wohnt das Leben, in der Welle wohnt der Segen und auch der Tod. In allen den einzelnen Tropfen, die zusammen die Welle bilden, jenen geringen Beiträgen der Armen und Niederen, ist stärkeres Leben als in den großen Werten der Reichen; sie sind es, sie, der Umsatz des Lebensblutes ihrer mühsamen Erwerber, die dem Gefühl die Brücken schlagen vom kalten Geld der einen Landeskinder zum warmen Blut der andern. Heilig wie das Blut ist der farge Verdienst der Armen, in ihm sind seelische Werte verborgen, die selbst lebendig neues Leben schaffen. Darum ist das Land am stolzesten auf ihre Hilfe. Wie sich die Leitung des Heeres und der Flotte an die geringen Dinge wendet, die Kupferpfennige einzieht und eisernes Geld schlägt, wie sie nicht die Dächer von den Gotteshäusern hebt, die Weihenbilder der großen Vergangenheit einschmilzt, sondern es nicht verschmäht, an die Tür der kleinbürgerlichen Hausfrau zu klopfen und sie mit dem Begehren ehrt, dem Lande etwas zu geben, woran ihr Herz hängt, den einzigen Stolz ihrer kleinen Küche, den von der Eltermutter ererbten Kupferteller, und wie die deutschen Frauen gerade dieser Schichten beglückt und freudenvoll sind, es geben zu dürfen, so streckt auch das Land seine mütterlichen Hände, es sei nochmals gesagt, den Kleinen und Geringen entgegen. Und wie glücklich wird das Antlitz der Mutter Deutschland strahlen, wenn sie sieht, wie gerade diese herzudrängen und bringen, was immer sie haben.

Gold ist Blut; das unsichtbare tote Gold ist verflucht, mit dem Fluch des Bruderblutes; das Gold aber, das selbst Blut wird, das rollt und kreist, auf dem liegt der Segen der Fruchtbarkeit und Weiterwirkung. Nicht wie in Friedenstag strömt es in geregelter Lauf selbst durch die kleinsten und verästelten Ädern des großen mütterlichen Leibes. Der Gesunde im alltäglichen Lauf der Dinge merkt nicht das Riesel und Klopfen seines Blutes, und so hat auch das Land seines Blutes nicht zu gedenken brauchen. Noch steht es herrlich und unverfehrt; keine Wunde an seinem herrlichen Leibe, aus dem das Blut verströmt wie aus den tiefen Wunden seiner Feinde, aus denen nicht nur das Leben seiner Kinder sondern auch die Masse des Nationalbesitzes ins Wesenlose verrinnt, aber es steht in Gefahr, in heißem Kampf. Es steht auf der Schwelle zum Sieg, da strömt ihm das Blut zum Herzen, da ruft es jeden Tropfen Blut, daß es sein klopfendes Herz stärken helfe. Wie freudig strömt es herbei, wie

freudig klopft jeder Tropfen im Herzschlag der großen Mutter, um, wenn der ernste Augenblick vorbei ist, verjüngt zurückzufließen und die kleinste Ader mit neuem klopfenden Leben zu füllen.

So strömten die Scharen der Gläubigen hin auf den Schall des elfenbeinernen Horns, als Roland kämpfte im Ardennen Wald, als er stand und gegen den Riesen tritt. Der stand vor ihm wie Goliath vor David und bligte und funkelte im Morgenlicht mit dem goldenen Schild, der ihn deckte und in dem ein Kleinod saß, strahlender als alle Schätze Indiens. Hat nicht, der über Indiens Schätze gebietet, sich gerührt, die silbernen Kugeln würden den Krieg entscheiden? — Deutschland holt Atem, das Blut strömt ihm zum Herzen, sein Schwert holt aus und schlägt dem Ungeheuer den Schildbarm ab, wie Roland, dessen Bild unsere friedlichen Märkte behütet.

Mein ist beides, Silber und Gold. Das Vaterland ruft. Ist einer, der dahinten bleibt? Johannes Höffner.

Am Stelvio und aus der österreichisch-italienisch-schweizerischen Wetterede.

Der Alltagsreisende bemißt die Zeit nach Geld. Er reißt in Schnellzügen und möglichst schnurgerade auf sein Ziel los. Dazu läßt man sich begreiflicherweise bei allen Bequemlichkeiten wohl sein. Ich zähle mich nicht zu den Sonderlingen, wohl aber doch zu jener Sorte Erdentinder, die sich ihr irdisches Dasein denn doch nicht allzu bequem machen wollen. So verzichte ich dann und wann gerne auf eine Eisenbahnfahrt, wenn die Verhältnisse nicht just eine solche verlangen. Und wenn mir die Natur gar noch besondere Reize und Anziehungspunkte verspricht, so leiste ich solchen Verzicht ohne weitere Bedenken. Der deutsche Reisende, der das Engadin besuchen will, gehört in der Regel nicht zu meiner Art von Sterblichen. Er setzt sich in Hamburg oder Berlin oder Leipzig in einen D-Zug und läßt sich nach der Schweiz führen; in Chur vertraut er sich der sehr interessanten Rätischen Bahn an, einer schmalpurigen, aber ungewöhnlich leistungsfähigen und besonders für die Gebirgsverhältnisse geschaffenen Bahnlinie, und ohne Bekümmernisse erreicht er in abwechselungsreicher Fahrt durch die werdende Hochgebirgswelt sein Ziel. Die Fahrt durch das herrliche Rheintal, durch das stimmungssatte Berggrün und die Albula nach dem Oberengadin und von hier hinunter nach Schuls-Tarasp ist mir von früheren Aufenthalten im Bündnerlande bekannt. So wählte ich diesmal einen neuen Weg und vertraute mich der „Rätischen“ nur bis Klosters im romantischen Prätigau an. Ich wollte ein neues Stück Erde kennen lernen und meinen Gliedmaßen etwas Bewegung und Arbeit geben. In der Morgenfrühe war ich hinauf gestiegen nach der noch neuen, gut bewirtschafteten Vereinsstätte (1957 Meter überm Meer) und von da durch das in deutschen Wandererkreisen nur erst wenig bekannte Süsertal hinauf nach dem Kreuzungspunkte mit dem von der Flüelstraße herkommenden Fleßpasse, dann zwischen den trostigen Blattenhörnern, dem eindrucksvollen Biz Pinard und dem Biz Fleß hindurch nach dem wenig besuchten Baltortabaß, der ungefähr 2600 Meter hoch liegt. Hinunter geht es dann durch das rauhe, steinige und wildromantische Saglianstal nach dem Unterengadin, nach Lavin und Säs, zwei muster-gültigen Engadiner Dörfern, denen sich weiter talwärts die strategisch bedeutsame Hochebene von Guarda vorlagert.

Sonnenverklärt liegt das Land vor mir; in wunderbarer Klarheit grünen mich die Berge der nähern und weitem Gegend, darunter alte, gute Bekannte, denen mein Besuch früher schon wiederholt gegolten hat. Aber nicht der Berge, des Hochgebirges wegen bin ich heute hierher gekommen, nicht um alte Erinnerungen aufzufrischen, nicht als Sommerfrischler wie in früheren Jahren, sondern ich wollte das Engadin in seinem neuen Gewand kennen lernen und teilnehmen am Lobe der dortigen Gastwirte, die natürlich gegenwärtig auch unter den Kriegswirren zu leiden haben. Eine Anzahl der größten und bekanntesten Weltwirthshäuser hat ihre Pforten ganz oder doch teilweise geschlossen; der internationale Fremdenstrom ist diesen Sommer ausgeblieben, und wer noch aus fremden Ländern hierhergekommen ist, der sucht nach Billigkeit und Einfachheit. Man kennt das frühere Leben im Engadin gar nicht mehr; der glattrasierte Engländer und der temperamentvolle, gutgelaunte Franzose fehlen, und auch die großen Heerscharen der Fremden, die sonst Deutschland alljährlich nach dem Engadin entsendet, sind fast vollständig ausgeblieben. Nur da und dort muß sich ein Yankee in seinem Selbstbewußtsein als Kriegslieferant des Vierbunds. Dagegen haben sich die Schweizer recht wader als Kurgäste eingestellt, und ein recht willkommenes Leben bringen gegenwärtig die schweizerischen Truppen ins wunderschöne Engadin.

Es wird wahr sein, was ein bündnerisches Blatt kürzlich schrieb: „Jeder Ort des Engadins ist gegenwärtig zur Garnisonstadt geworden.“ Und je weiter hinauf ich im Engadin kam, um so militärischer kam mir das sonst so friedliche Land vor. Besonders in den Nachmittagsstunden, nach getaner

Arbeit oder beim Ausrücken oder der Rückkehr der Truppen. Ich kannte die Schweizer Truppen früher schon und habe sie auch schon in größeren Manövern gesehen. Sie haben damals schon einen ganz vortrefflichen Eindruck auf mich gemacht. In den letzten Tagen aber mußte ich ihnen unbefchränkte Bewunderung entgegenbringen. Ein Teil der Truppen, die hier den Grenzdienst in der Wetterede gegen Italien und Österreich versehen, steht schon seit Kriegsbeginn im Felde, andere Truppen sind abgelöst und ersetzt worden. Die Truppen stammen größtenteils aus den Gebirgsgegenden der östlichen Schweiz, andere aber, besonders solche in den sogenannten hinteren Staffeln, mehr aus dem Flachlande. Der Dienst im Gebirge war für sie anfänglich neu. Aber innerhalb einer kurzen Spanne Zeit haben sie sich an die neuen Verhältnisse, die raschen Wechsel der Witterung und der Temperatur und die Sonderheiten des Gebirgskrieges bereits gewöhnt. Die schweizerische Armeeführung scheint von der Auffassung durchdrungen zu sein, daß heute dem Gebirgskriege eine vermehrte Bedeutung zukomme und daß die Bodenverhältnisse der Schweiz es unbedingt verlangen, daß auch der Infanterist und Artillerist aus den flachen Teilen des Landes sich im Gebirge auskennen. Die Leute aller Waffengattungen sind sehr ausdauernd, und die einzelnen Einheiten vollführen Tagesleistungen, denen höchste Bewunderung entgegengebracht werden muß. Bei einigermaßen befriedigender Verpflegung ist dem Schweizerfeldaten hier oben nichts zu viel; er erklimmt in kürzester Zeit die höchsten Berggipfel auf schier unwegsamem Pfade und über Schnee und Eis. Dabei arbeitet er nicht bloß mit seinen Beinen, trägt nicht bloß seine Tornisterlast, sondern arbeitet gleichzeitig auch mit seinem Kopfe; er betrachtet die Gegend, überlegt sich seine Aufgabe bis in alle Einzelheiten und wird nicht aus Ungeduld mürrisch. Zu seinen Vorgesetzten hat er volles Vertrauen; er wünscht aber auch, daß er von oben herab als denkender Mensch und patriotischer Soldat behandelt werde, nicht als willenloses Glied eines Ganzen. Man muß den Schweizerfeldaten, wie er jetzt, wetterbraun und gegen Sturm und Witterung abgehärtet, im Engadin in großer Zahl als gewöhnlicher Infanterist, als besonders ausgerüsteter Gebirgler, als Artillerist oder gar als Kavallerist zu treffen ist, nicht bloß gesehen, sondern auch studiert haben. Solchen Leuten ist ein durchaus sicherer Grenzschutz unbedingt zuzutragen, und erst jetzt wird dem Ausländer eigentlich klar, welche Wehrmacht die Schweiz besitzt, welche unglaublichen Kräfte sich in ihr binden. Und wenn Kaiser Wilhelm bei Gelegenheit seines Manöverbesuches in der Schweiz vor drei Jahren gesagt hat, die Schweiz erspare ihm vier Armeekorps, so hat er das Schweizer Heer, das glänzende Vorbild eines starken Miliz- und Volksheeres, meines Erachtens nicht überschätzt. Wehe derjenigen Macht, die es wagen sollte, die Grenzen des Schweizerlandes in feindseliger Absicht zu überschreiten! Wehe den Italienern, wenn es sie gelüsten sollte, über das alte Wormserjoch oder anderswo durch die Schweiz einen Weg feindwärts zu suchen . . .

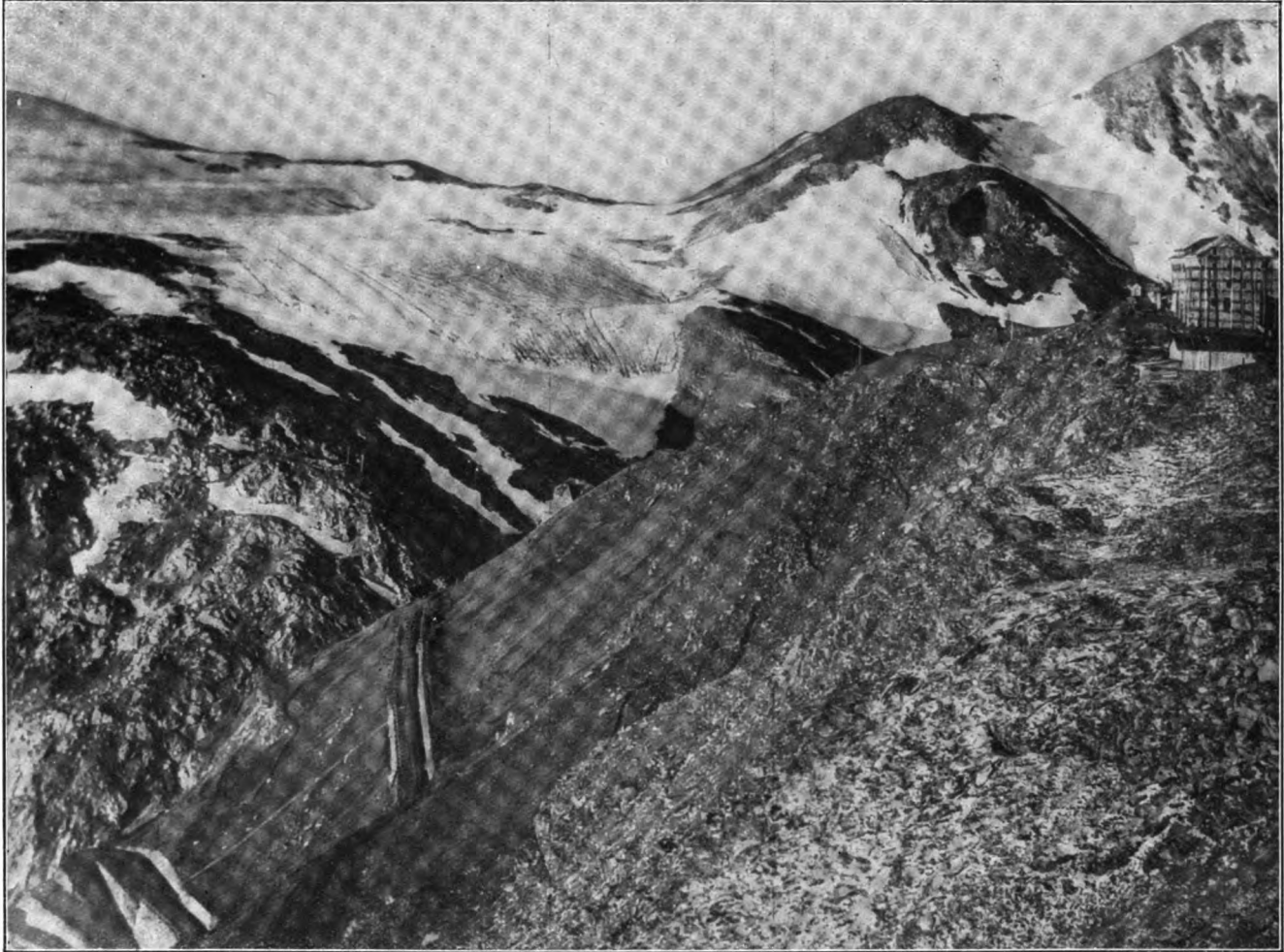
Tief ragt in ihrer südöstlichen Ecke die Schweiz ins österreichische und italienische Gebiet hinein, und gerade deshalb ist die strategische Bedeutung dieses Stückchens Schweizerland nicht zu unterschätzen. Es ist eine herrliche, gottbegnadete Gegend, die sich hier im Süden des Unterengadins gegen die hohen Gebirgswälle zu erschließt; eine Gegend, deren Schönheit deutsche Schriftsteller schon oft besungen haben und die in den kommenden Zeiten noch weit mehr besungen werden dürfte; eine Gegend, die so schön und begehrenswert ist, daß die von einem Großitalien träumenden Italiener in bewußter Bescheidenheit dieselbe bereits in ihren Karten als zu Italien gehörend eingezeichnet haben. Und doch ist hier nicht das Italienische Landesprache, sondern das Romanische, jene herrliche vokalische Sprache, wie sie leider nur noch in verschie-

denen Tälern des Bündnerlandes gesprochen und als heimatliches Gut fürsorglich gewahrt wird. Auch hat die Gegend durchaus keinen italienischen Charakter, sondern eher einen tirolischen.

Natürlich wird dieses Stück Schweizerland, das ich in meiner Aufschrift als „Wetterede“ bezeichnet habe, von den Schweizertruppen auch mit besonderer Kraft und — sagen wir es offen — auch mit besonderem Stolz treu behütet. Die schweizerischen Zeitungen machen denn auch durchaus kein Geheimnis daraus, daß just hier stärkere Truppenmassen beisammen sind, die unter dem Kommando einiger der tüchtigsten Führer der Armee stehen, die auch im Auslande einen geschätzten Namen haben.

Der Hauptzugang zum Münstertale führt von Zernez aus, einer Station der Rätischen Eisenbahn, durch waloreiche Schluchten gegen 40 Kilometer weit über die Höhe des Ofenpasses, 2155 Meter. Von Cierfs, der ersten Ortschaft am Fuße des Ofenberges, dehnt sich das vom forellenreichen

wurde von den Österreichern in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erbaut und bildet die beste Eingangspforte aus dem Veltlin ins Tirol. Von Trafoi, dessen Brunthotel heute nicht von der internationalen Welt, sondern lediglich von Truppen belebt ist, führt die Straße in unendlich zahlreichen Windungen und Kehren der Höhe zu nach der Schweizergrenze, vorbei beim Gasthaus Franzenshöhe (2188 Meter), das gegenwärtig den Österreichern als, nur ganz selten benutztes, Lazarett zugeteilt ist. Noch geht es in kunstvoll angelegten Kehren höher. Kraftwagen und Träger beleben in diesen Wochen die Straßen einigermaßen. Sonst aber ist von menschlichen Wesen nichts zu erspähen. Die Spitze des eisgepanzerten Ortler wird linterhand sichtbar, und in hellem Sonnenschein grüßt, eingebettet zwischen die Bergriesen des Bündnerlandes und der Ortlergruppe, die Paßhöhe, ein wuchtiger Gebirgsattel, mit dem hart an der Grenze noch auf österreichischem Boden stehenden Hotel Ferdinandshöhe, das bereits im Feuerbereich der Italiener



Die letzten Kehren der Stilfserjochstraße mit dem Gasthaus Ferdinandshöhe, die die Italiener vergeblich zu stürmen versuchen. An dieser Stelle stoßen die drei Grenzen von Österreich, der Schweiz und Italien zusammen. Phot. Leipziger Presse-Büro.

Rambach durchflossene Tal bis zur Tirolergrenze, unweit der Ortschaft Münster, in der Hauptrichtung von Westen nach Osten, in einer Länge von 13 Kilometer aus. Das Münstertal birgt auch den Nationalpark in sich, der eine Ausdehnung von 35 Quadratkilometern hat. Schweizerische Militärpatrouillen sind hier vor einigen Monaten gar auf leibhaftige Braunbären gestoßen. Das Münstertal wird im Norden und Süden von gewaltigen Bergketten eingeschlossen; der Wald steigt bis zu einer Höhe von 2300 bis 2400 Metern hinan, während in 1900 Meter Meereshöhe noch üppige Kornfelder und bei 1300 Metern noch schönes Obst zur Reife gelangen. Durch die Umbrailstraße steht das Münstertal, das durchschnittlich in einer Höhe von 1250 bis 1900 Metern liegt, in direkter Verbindung mit der berühmten Stilfserjochstraße, die unmittelbar an der Schweizergrenze vorbeiführt.

Die Gegend hier oben am Stilfserjoch, am Stelvio, ist schon zu gewöhnlichen Zeiten außerordentlich interessant. Aber noch weit lebenswerter ist sie jetzt, zu einer Zeit, wo sich auf verhältnismäßig nahen Entfernungen drei Nationen kriegsgemäß bewaffnet gegenüberstehen: auf der einen Seite die Österreicher, auf der andern Seite die Italiener und nördlich davon, überhöht und neutral die Schweizer.

Das Stilfserjoch, die höchste Gebirgsstraße Europas,

und ihrer Artillerie liegt. Das Hotel, dessen Kellerräume bombensichere Unterstände bilden, ist denn auch bereits wiederholt von den Italienern als willkommenes Ziel ausersesehen worden, indessen ohne starken Erfolg. Hier und gegen die Höhen des Ortlers zu liegt denn auch die österreichische Hauptstellung, die von Natur aus schon ungemein stark ist, aber im Laufe der letzten Monate unter Zuhilfenahme aller Mittel der Technik künstlich noch in glänzender Weise ausgebaut worden ist. So ist hier oben eine Feste entstanden, die meines Erachtens heute für die Italiener wohl nicht mehr einnehmbar ist, namentlich, seitdem ihnen die Österreicher auch noch die überragende und starke Stellung am nahen Monte Scorluzzo entzogen haben und es möglich wurde, die österreichischen Linien gar auf italienisches Gebiet vorzutragen. Die Österreicher haben denn auch das Holz und die Trümmer von einigen kleineren Häusern, die auf italienischem Gebiete unmittelbar an der Grenze gestanden haben, benützt, um in zweckmäßiger Weise ihre Stellungen noch weiter auszubauen. Der nördliche Ausgangspunkt der österreichischen Stellung liegt hart an der Schweizergrenze, an der sich, stark überhöht, das Hotel Dreispitzen (2843 Meter) erhebt, der wind- und wetterfichere Unterkerkerraum für die vordersten schweizerischen Grenzschutztruppen. Die Grenze ist durch einen Drahtzaun und rote

Fähnchen kenntlich gemacht, die sich von der Dreisprachenspitze hinüberziehen bis zum Böz Umbrail.

Von der schweizerischen Dreisprachenspitze aus ist das ganze „Kriegstheater“ bei hellem Wetter leicht zu übersehen. Man überblickt die österreichischen Stellungen, die indessen nur sehr schwer ausfindig zu machen sind und die auch dem Gegner größtenteils verborgen liegen, sieht nachts dem Spiel der Leuchtraketen und der Scheinwerfer zu, hört das Knattern der Maschinengewehre und den Donner der Kanonen, die ihren Gruß hinüberfenden nach den italienischen Stellungen, nach der Quarta kantoniera, der vordersten Stellung der Italiener, unweit der Einmündung der von der Schweiz, dem Münsfertale, herkommenden Umbrailstraße, wo natürlich auch wieder schweizerischer Grenzschutz wohlgeborgen hinter starken, künstlich verstärkten Stellungen den Verlauf der Dinge abwartet, während die Italiener ihr Steilfeuer von ihrem im Laufe der letzten Wochen ebenfalls ausgebauten Werken am Monte Brauglio und Monte delle Scala nach den ihren Augen verborgenen Stellungen des Gegners zu richten suchen.

Die Italiener, die bei ihren gelegentlichen Angriffen unendlich viel Munition zwecklos vergeuden, dabei einen Höllenlärm vollführen, viel Feuer, aber wenig ausdauernden Mut an den Tag legen, operieren aber mitunter etwas unglücklich und höchst unvorsichtig. So haben sie einmal Infanteriefeuer gegen eine Stellung der Schweizertruppen gerichtet, in der sie einige Offiziere in grauer Uniform wahrgenommen hatten. Das Feuer ging glücklicherweise zu kurz, und die Italiener begnügten sich mit einer Entschuldigung: sie hätten geglaubt, es handle sich um eine österreichische Stellung und österreichische Truppen. Ein andermal, es war das, als die Schweizertruppen just ihre Bundesfeier in Gottes hehrer Freiheit abhielten, sandten sie ein Schrapnell über die Grenze, wobei ein Schweizer Soldat von einem Splitter des freipierenden Geschosses verletzt worden sein soll. Auch in diesem Falle wieder eine italienische Entschuldigung, damit das sonst gute Einvernehmen mit den Schweizern ja nicht gestört werde.

Und in der Tat geht dieses gute Einvernehmen mitunter fast zu weit. Die Alpini, die hier oben den italienischen Wachdienst versehen und bei denen es mit der Ernährung nicht recht klappen will, kommen, wie man erzählt, dann auch gelegentlich, in jüngster Zeit sogar fast täglich, über die Grenze nach der Schweiz hinüber und lassen sich ohne weiteres als Deserteure festnehmen. So soll sich kürzlich am erwähnten Drahtzaun ein Alpino mit einer Schweizer Schildwache unterhalten und gefragt haben, ob es wahr sei, daß die Italiener, die über die Grenze deser-

tieren, standrechtlich erschossen würden. Das wurde ihm natürlich verneint und betont, daß die Schweiz solche Deserteure vielmehr nach den Regeln des Völkerrechts verhältnismäßig gut behandle und ihnen auch eine gewisse unbeschränkte Freiheit lasse, worauf sich der Alpino zu seinen Leuten zurückbegab. Aber bald kehrte er wieder zurück, trat auf Schweizergebiet über und ließ sich festnehmen. Dabei bemerkte er, daß am Abend noch einige seiner Kameraden ebenfalls kommen würden, denn auch sie hätten vom Kriege mehr als genug. So kam es dann auch, und der Abend brachte dann weitere Deserteure, und auch seither kommen sie bald zu zwei, bald zu drei Mann nach der Schweiz herüber, um deren Gastrecht zu genießen. Sonst ist der Verkehr zwischen den italienischen Grenztruppen und den Schweizern außerordentlich herzlich; aber immer mehr gewinnt man die Überzeugung, daß die Italiener den Krieg bereits satt haben; von einer richtigen Kriegsbegeisterung kaum eine Spur mehr. Auch der gewöhnliche Soldat kommt zu der Auffassung, daß gegen die starken österreichischen Stellungen hier nicht anzukommen ist.

Aber auch zwischen den österreichischen Truppen und denen der schweizerischen Grenzschutz besteht das allerherzlichste Einvernehmen. Freilich Ausreißer gibt es da keine. Die Schweizer bleiben natürlich getreulich hinter ihrem Drahtzaun, unterhalten sich aber stundenlang mit ihren österreichischen Kameraden. Vor mir liegt sogar ein Bild, das zeigt, wie ein Schweizer Soldat einen österreichischen Waffenbruder über den Zaun hinweg rasiert. Seit einigen Wochen ist nun auch der Schnee an den der Sonne offen liegenden Stellen geschmolzen, und da benutzen die Österreicher die Gelegenheit, um die Ausbläser der italienischen Artillerie verschiedenen Kalibers zusammenzusuchen, Granatsplitter zu sammeln und dergleichen, um sie dann ihren schweizerischen Kameraden als Erinnerung an gemeinsam verlebte Stunden auf der Stifflerjochpaßhöhe zuzutragen. Diese Geschosse und Bruchstücke der Italiener werden seit einigen Tagen denn auch in verschiedenen Schweizerstädten öffentlich ausgestellt und lebhaft bewundert.

Seit einiger Zeit ist es hier oben etwas ruhiger geworden; die Österreicher bleiben selbstverständlich in Verteidigung und haben kein Interesse, ihre Stellungen noch weiter gegen das Weltlin zu vorzutragen. Und bei den Italienern scheint seit ihren wiederholten Mißerfolgen der Offenheitsgeist bereits abhanden gekommen zu sein (er war wohl auch nie sehr weit her). Und sich einen Weg statt über das Stifflerjoch über den Umbrailpaß ins Münsfertal und über Taufers in den obern Buntsgau bahnen zu wollen, wie das im Jahre 1799 der



Badfen Österreichisch-ungarischer Truppen im Hochgebirge. Phot. Ed. Frankl.



82

Tiroler Landesschützen beim Aufstieg. Phot. M. G. R.

83

französische General Desolles im Bewußtsein der damaligen Ohnmacht des Schweizerheeres mit einer Heeresabteilung getan hat, in deren Verlauf zwei österreichische Brigaden bei Taufers geschlagen wurden, das hätte eine Verlegung der

schweizerischen Neutralität zur Folge. Sich dadurch auch noch die Schweizer als Kriegsgegner auf den Hals laden zu wollen, das werden die Italiener wohl bleiben lassen, haben sie an ihren heutigen Gegnern schon mehr als genug.

☒ Wifingerfahrt. Eine Skizze aus allerlei Meeren. Von Wilhelm Schreiner. ☒

Signalmeister Boden hatte Besuch: zwei kriegsgrüne Jäger, junge Freiwillige, waren von Gent herübergekommen und blieben zur Nacht. Platz genug war ja da im großen Gasthaus, in dem der Signalmeister sein Quartier hatte. Wie streckten sich die Gäste behaglich in den bequemen, buntüberzogenen Sesseln. „Mal wieder Mensch!“ Dazu die weite Sicht über die brandenden Nordseewogen hin. Tief, tief unten zogen Posten des Seebataillons auf der Strandstraße, ein paar einsame Badefarren waren schon hinausgefahren und warfen längliche Schatten in den Sand. Einige Feldgrau mit gelben Kragenhaken prüften bereits den Wärmegrad des Wassers, wenn auch nur mit den Füßen. Weithin sah man, wie ganze Wellen trocknen Sandes vom stürmenden Wind über den feuchten Strand gejagt wurden. Die See selbst schimmerte gelb, wie immer, wenn der Wind so scharf aus dem Westen steht und durch wildere Wogen die vorgelagerten Sandbänke zum Wandern bringt, und über den schäumenden Wellen, die tief zu Füßen in weißer Schaumkette sich donnernd brechen, liegt Maiensonne mit Grüßen und Glänzen.

In der Tiefe des Zimmers huschen schon Schatten; an der Decke zittert in roten Kreisen der Purpurschein der gefüllten Gläser, um die sich warm und leuchtend noch letztes Glühen legt. Zögernd und hart klingen ins gedämpfte einformige Rauschen der Wellen hinein die knappen Sätze, in denen die Jäger berichten von ihren Kämpfen da drunten in Flandern, den letzten Tagen im Monat Oktober, der graulichen Nacht an der Mühle von Gravenstafel und dem Tage danach, da der Tod mit klirrender Sense die Mahd gemäht und deutsche Jugend verblutet ist. „Von unsern zweihundertfünfzig Mann schossen noch dreißig Gewehre.“ Der Erzähler verstummt. In starren Falten steht das junge Gesicht. Seit jenem Tage trägt er das Kreuz. Seine Hand liegt am Glase, doch hebt sie es nicht. Des Trinkens vergaß er nun ganz.

Eine Schelle schrillt in die Stille. Der Signalmeister hat schon den Hörer am Ohr. Dann tritt er ans Fenster mit scharfem Glas. „Da hinten kommt grade „U 51.““ Sie sehen's alle mit bloßem Auge. Denn klar und scharf hebt sich die dunkle See gegen den lohenden Himmel. Mit tüchtiger Fahrt läuft das Boot von Südwesten herauf, wild wirbelt die Welle am Bug. „Aber neulich, da hättet ihr sehen sollen, da stand hier unter uns auf der Strandstraße alles was Beine hatte; drahtlose Kunde war uns gekommen von einem der Boote: es käme zurück mit guter Prise. Kein Mensch wollt es glauben; nun standen wir alle und harreten gespannt. Zwei Rauchwolken tauchten über den Horizont, zwei Dampfer steuerten

her und hinter ihnen, dem Glas nur erkennbar, niedrig über der See der weiße Rauch des kühnen Bootes, das sie erbeutet. Auf jedem Dampfer ein Präsenkommando von wenig Mann. War das ein Jubeln und Grüßen! Dort hinter der Mole warfen sie Anker, wo eben „U 51“ den Blicken entwand, im sicheren Hafen. Das nenn' ich U-Bootsbeute!“ Die Jäger stehen in stolzem Staunen, ins Weite verloren der Blick. Die Schatten wachsen, das Glühen im Glase ward stumpf, aber nun klingen die Gläser: Deutschland! Keiner sagt es, und jeder denkt es. Und die Augen sprüh'n in verhaltener Glut.

Wieder meldet sich der Fernsprecher. „Nach allen Nebenstellen weitergeben!“ sagt Boden und hängt ein. „Kommt mit!“ Sie steigen noch höher hinauf. Wägen fest! Heiße, wie fegt hier der Wind! Noch weiter schweift hier der Blick, umfaßt den ganzen Horizont, den jetzt im Westen Wolken beschatten, metallisch wie Stahl glänzen die Wasser; von Land her schreitet die Nacht. „Da hast du mein Glas, und du kannst hier durch sehen,“ sagt Boden und richtet das kleine Scherenfernrohr auf den Molentopf. Minuten vergehen, dann löst sich ein Schatten dort los und gleitet in langsamer Fahrt nach Westen. Größer scheint das Boot, als das andre vorhin, das von draußen kam. Man kann die Mannschaft an Deck stehen sehen; die Schrohre sind heruntergeklappt, so sieht es noch schneidiger aus und schlanker; langsam dreht sich das Scherenfernrohr, die Bahn des Bootes verfolgend. „Welches Boot mag es sein? Wo geht es hin?“ — „Das weiß nur sein Führer, der ist unsrer Tüchtigsten einer! Die Briten kennen ihn gut. Nun geht er, sie neu zu begrüßen.“

Kein Lichtschein blüht auf. Dunkel und still zieht das Boot seinen Weg. Bei all seiner Kleinheit gewaltig und groß. Auf kleinstem Raume größte Kraft. Gebändig und beherrscht von kühlen Hirnen und heißen Herzen. Begeistert schwingen aus leuchtenden Augen stumme Grüße über die Wogen hin zu den Helden auf winzigem Boot, die, hart gegen den Feind und hart gegen sich selbst, die eine Pflicht nur kennen und jauchzend erfüllen: Ich dien! Sie kennen ihr Ziel, weit liegt es und fern, und ein Weg der Entfaltung führt hin. Aber jedes Auge blüht sieghaft und lüth: Wir kommen hin!

Westwärts den Kurs! Ins Armelmeer. Und durch! Weit liegt das Ziel noch und fern. Da heißt es rechnen und haarscharf steuern; jetzt ist ja jede ersparte Meile kostbarer Gewinn. Drum, Steueremann, zeig deine Kunst! Wirf hart das Ruder nach Süden, daß der Bug die Wasser des Ozeans teilt, Meile um Meile.

Und wieder nach Tagen: Hart Backbord das Ruder! Das

Boot hat gewendet. Stracks ostwärts weist es sein Kurs. Verhangen der Himmel und trübe die Luft, von Osten her schreitet die Nacht, legt schützend und schirmend um Mann sich und Boot. — Heut geht's an Gibraltar vorbei!

— „U 51“ fällt wenige Striche nach Steuerbord ab, nimmt näher an Afrikas Küste den Kurs. Dann Backbord voraus; in der Nacht nur geahnt, trotz fern die britische Feste. Die See geht schwer, und die Rüsschale stampft und bäumt wie ein Renner an der Randare. Dabei wird das Schlingern so stark, daß die auf der Brücke sich anbinden müssen. Die Fahrt ist heute erhöht, sonst käme man kaum bei dem Seegang vom Fleck. Doch der Wind steht im Rücken glücklicherweise. Zerrißene Wolken haften den gleichen Kurs: Ostwärts! . . .

Was erst nur matt die Wolkendecke am Horizont in fahlem Scheine zuckend erhellte, blüht leuchtend bald über die schwarzen Wasser, streicht suchend über die See: Scheinwerfer der feindlichen Feste. Seit vor wenigen Tagen ein warnender Funkspruch deutsche Boote gemeldet im Golf von Biscaya, ist erhöhte Bereitschaft befohlen. Mannschaften lächeln und Offiziere: Törichte Gedanke; U-Boote hier unten? Doch wird jeder Sektor suchend gesichert mit taghellem Licht, und Zerstörer kreuzen die ganze Nacht und bewachen die Enge.

Die Brücke von „U 51“ ist leer. „Turmdeckel schließen!“ Gehrohre sind eingezogen, die hemmen bei Nacht nur die Fahrt. Schon flutet die See übers Deck; am Turm nur noch branden die Wogen. Mit leisem Zittern schnellst der Zeiger des Tiefenmessers vor seinem leuchtenden Blatt auf. „U 51“ geht in die Tiefe, um jede Gefahr von seiten des Feindes zu unterlaufen. Kaum merkbar arbeitet die elektrische Maschine. Gebannt steht jeder auf seinem Posten, gewärtig, blitzschnell in die Hebel zu greifen, wenn der Befehl aus der Zentrale kommt. Über die Karten beugt sich dort der Kommandant neben der abgeblendeten Birne, die den Raum matt erhellte. Sein sonst immer fröhliches Gesicht steht starr wie Stein, die Augen nur leben und wandern scharf über Meßwerkzeuge und Karten. Ein Fehler in der Berechnung von Tiefe, Fahrtrichtung und Geschwindigkeit — ein Befehl Bruchteile von Sekunden nur zu spät gegeben, und das Boot sitzt auf. Aber die deutsche U-Bootschule hat dem Vaterland Führer geschenkt, die sich selbst in der Gewalt haben, ganz, und darum ihre Mannschaft und darum ihr Boot. Und der da steht, ist der Tüchtigsten einer. Er lenkt allein durch Denken sein Boot; denn sein Auge ist blind unter Wasser bei Nacht. Da ist schwerer steuern als nach Gestirnen. Doch ohne Wanken hält er den Kurs und wühlt sich in mitternächtiger Tiefe mit seinem Boot unter dem Feinde durch. Über ihm strahlen die Scheinwerferkegel und kreuzen Zerstörer, es ahnt keiner den Fisch in der Tiefe.

Jenseits der Enge, an Afrikas Küste, gehen die Wogen weit weniger hoch. Hier steigt er langsam zum Spiegel des Mitteländischen Meeres. Als erster mit einem deutschen Boot.

Sichernd streckt sich das Periskop über die morgendlich schimmernden Wogen. Der Horizont ist frei. Bugwärts hebt sich das Boot aus der bergenden See. Im Handumdrehen steht der Kommandant wieder auf der Brücke draußen. Hinter ihm haften heraus aus dem Schacht in veröltem Zeug, gelenkig trotz aller durchwachten Stunden, flinke Matrosen und klettern barfuß über das nahe Deck, das nun knapp über den kurzen Wellen liegt, die rings sich brechen. Schnell sind die Masten aufgerichtet, das Auspuffrohr des Motors wird hochgestellt und festgeschraubt, mit dumpfem Toben springt im Boot unten der Motor wieder an zur Überwasserfahrt, die Dynamos läßt der Kommandant mitlaufen, um während desfahrens die Kraftspeicher wieder zu füllen, die die nächtliche Fahrt in der Tiefe schon stark geleert hat. Tageshelle liegt über den Wassern; und obwohl die Sonne noch drunten ist, zeigen sich schimmernd die neuen Farben, die hier unten dem Meere eigen. Morgensfrisch legt sich der Wind um die Schläfen. Leuchtenden Auges grüßt jeder den Tag. Fern flammt nun im Osten strahlender Schein. Dort kommt sie, die Sonne! Dahin den Kurs! Dem Ziel entgegen; weit liegt's noch und fern.

Aber dann kam nach manchem Kampf mit widriger See, nach manchem Entrinnen aus schlaun Schlingen, nach mancher Stunde in sengender Sonne und dunkler Tiefe, nach oft auch besiegten eignem Ermatten die letzte Nacht. Dahinter im jungen Tag grüßte die Tapferen das Ziel.

Schon am Abend vorher, als sie, nordwärts steuernd, den letzten Zipfel des ägäischen Meeres durchquerten, sahn sie's verheißend im Osten flammen: Mündungsfeuer schwerer Geschütze und sprühenden Einschlag berstender Granaten. Aber doch allzu gewagt schien es dem Kommandanten, nächstens die Meerenge anzusteuern, die durch Minen geschützt und von Augen bewacht war, die nächtlicherweise nicht sehen konnten, wer Freund oder Feind. So barg er sein Boot in ruhiger Bucht. Schlaf tat seiner Mannschaft not, denn morgen bestand sie die schwerste Probe. Da brauchte er Männer mit frischer Seele und hartem Mut. Drum ließ er sie schlafen. Erfahrung machte ihn weise. Doch ihn selber litt es nicht lang in der engen Roje, obwohl das Boot in treuen Händen lag. Für einen Augenblick nur ließ er die leuchtenden Strah-

len von der Decke springen, denn jede Minute bei Licht hier unten bedeutete einen Verlust an Fahrkraft. Mit warmem Blick streifte sein Auge die Bilder der Lieben auf dem kleinen Klappstisch links an der Wand, dann weckte er leise im anstoßendem Bugtorpedoraum seinen technischen Offizier und tastete sich nach dem Turmaufstieg. Leis und behutsam, um niemand zu wecken von seinen Leuten, die in den Gängen und in den Kojen bei drangvoller Enge schnarchend schliefen. Dann saß er mit dem nachgekommenen Offizier im Turm des Bootes, manches still beratend, und oft minutenlang versunken in stilles Sinnen, der sonst so kalt berechnet und gehandelt. Er mußte fast auch des Herzens Hämmern wehren, das ihm so nah am Ziel den Jubel in die Seele strömte, der ihm den Schlaf herrschte Ordnung im Boot nach plötzlichem Erwachen. Ob's Waschwasser gibt, ist zum mindesten fraglich, denn ob draußen so friedlich das Auftauchen möglich, das fragt sich eben. „Wi wöll so nu woll heut so'n Rirl paden, da wascht du dir beter man hinterher erst!“ Rasch werden die paar Bissen Frühstück verschlungen; wie meistens fast.

Nach zehn Minuten kaum kommt schon die Meldung: „Das Boot ist klar“. Der Kommandant strafft sich zur Höhe. Nun hat er sein Boot wieder fest in der Hand. Die Gehrohre werden ausgefahren, und „U 51“ steigt.

Nun hat's ein Ende das schlaue Entschlüpfen, das heimliche Fahren auf einsamer Bahn. Nah sind sie dem Ziel. Nun wird es ein Kämpfen mit wuchtiger Waffe. Wahre dich, Brit', wenn du kannst!

Als die strahlende Sonne den 25. Mai höher steigt gen Zenith, streben zwei große britische Panzer mit östlichem Kurs durch den Golf von Saros; auf die Stellungen zu, die Ari Burnu umgeben. Schon am Tage vorher haben sie hier zur Entlastung der hartbedrängten Landungstruppen in die türkischen Gräben Granaten geworfen. Nun wollen sie's wieder. Und wahren sich gut. Ganz ohne Zweifel kam ihnen Kunde, daß deutsche Boote im Mittelmeer vor mehreren Tagen ein Dampfer erspäht, der ihnen entronnen mit knapper Not. Denn sie deckten den Rücken sich seewärts sorglich durch einen Fächer von flinken Zerstörern und hielten am Eingang der Bucht schon an, um schützend ihre Torpedoneze an langen Spieren im rechten Abstand rings um den kostbaren Stahlleib zu stellen. Nun ziehn sie in langsamer Fahrt längs dem Ufer und machen die Breitseiten klar zum Geseht. Die Türme schwingen mit ihren Rohren nach Steuerbord, und die Entfernungsmesser auf hohen Masten sichern sich suchend ihr Ziel. An Backbord des vordersten Panzers schaukeln zwei schwarze Zerstörer noch auf den Wellen, um ihn zu decken, wenn auf ihm selbst bald alle einzig über Ari Burnu hinweg die fernen Ziele im Auge haben. Starr stehen die großen gekrümmten Kräne, die schon von weitem jedem verraten, wer es ist, der sie trägt. Denn von allen englischen Panzerschiffen sehen nur zwei so aus, der „Triumph“ und sein einziges Schwester Schiff, das aber nie hier unten sich zeigte. Auch „Triumph“ war im Anfang im Osten, vor Tlingtau, und holte sich dort einen mächtigen Treffer, der bald ihn zur Heimfahrt genötigt; seitdem tut er hier im Mittelmeer Dienst. Noch ist für heute kein Schuß gefallen; doch schon beginnen die Decks sich zu leeren. Nur wenig Minuten mögen noch fehlen, dann wird der „Triumph“ das Feuer eröffnen.

Da! . . . Weiße Blasen in grader Straße . . . zwischen beiden Zerstörern hindurch . . . kommt der Torpedo. Einen Augenblick nur hemmt ihn das Neg, mittschiffs trifft er auf . . . ein Wasserberg sprudelt außenbords hoch und platzt über Deck hin . . . weißer Qualm dringt gedrängt aus den Schloten, dumpfkrachende Explosionen durchzittern die Luft . . . schnell neigt sich das Deck . . . verlassen stehen die Geschütze . . . an Rettungsringen schwimmt ihre Bedienung im Flu im Wasser, wenige Dugend . . . Hunderten schneiden die Explosionen der Kessel die Rettung ab . . . Nach neun Minuten schon kentert das Schiff und treibt lieblos im Wasser, ein Riesengrab. Zerstörer zur Stelle! Sie fischen und retten zwar manchen Mann, und die feindliche Artillerie schweigt. Nach zwanzig Minuten verfaßt das Schlachtschiff; oft quellen noch Blasen hoch an der Stelle und bringen Trümmer herauf von Englands — „Triumph“.

Gewärts jagen die schwarzen Zerstörer wild nach dem anderen Boot. Weithin zeichnen sie das Meer mit ihrem Kielwasser. Aber der deutsche Kommandant hat anderes zu tun, als sich mit ihnen herumzujagen; schwenkt kurzentschlossen nach Süden und setzt auf der Höhe von Sidde-el-Bahr den Kurs auf Konstantinopel fort.

Dort endet vorerst seine Wikingfahrt, und bis zu seiner nächsten Tat bleibt sie sein größter „Triumph“!



Ein deutsches Regiment durchzieht eine von den Russen in Brand gesteckte polnische Stadt. Zeichnung von Oscar Rejlander.

Feldpostbrief aus dem Westen. Von Prof. Dr. G. Wegener, Kriegsberichterstatter.

Der Leser hat vor nicht langer Zeit mit mir den Argonner Wald kennen gelernt und die Stätten geschaut, wo sich die überaus erbitterten und blutigen Julikämpfe vollzogen. Ein paar Tage nach meinem damaligen Besuch war ich wieder in den Argonnen, eingeladen diesmal, an dem feierlichen Dankgottesdienst für die Eroberung der Höhe 285 teilzunehmen. Die Feier sollte eine besondere Bedeutung dadurch gewinnen, daß der Höchstkommmandierende der Armee, zu der die Argonnenfront gehört, der deutsche Kronprinz, selbst an ihr teilnehmen wollte.

Ein Automobil führte mich in der Morgenfrühe durch die anmutig weiche Landschaft im Süden von Sedan, und binnen kurzem stieg wieder die charakteristische dunkle niedrige Wand des

Argonner Waldgebirges vor mir empor. Das Ziel der Fahrt war der Ort Bôrrieswalde. Schon der Klang dieses Namens sagt dem Leser, daß es sich hier nicht um eine geographisch bestimmte französische Argonnenortschaft handeln kann. Bôrrieswalde ist der Name einer jener zahllosen, aus dem Nichts hervorgezauberten, zigeunerartigen Siedelungen unserer Truppen hinter der Front, wo unsere Leute, zwar in der Regel immer noch im Bereich des feindlichen Artilleriefeuers, aber doch außerhalb der Beobachtung und gegen Fliegersicht durch allerhand natürliche und künstliche Mittel gedeckt, ihre Ruhetage bei der Ablösung aus den Schützengräben genießen, und die, je länger der Stellungskrieg dauert, um so sorgfältiger ausgebaut werden. Dies Bôrrieswalde hier verdiente unter

allen Anlagen, die ich bis dahin an der Front gesehen, den Preis der Sauberkeit und Bequemlichkeit; es erinnerte mit seinen gittergefaßten Wegen, Treppchen, Badeanstalten, Spielplätzen geradezu an einen hübschen Waldkurort.

Unweit von der Siedelung befand sich der Platz, wo die Feldgottesdienste stattzufinden pflegten. Nicht wie sonst oft war eine hölzerne Waldkapelle gebaut worden, sondern der Wald selbst bildete den Kirchenraum. Man hatte auf einer großen ebenen Fläche den dichten Unterwuchs des Argonnenforstes entfernt und nur die großen Eichen stehen lassen, die hier in besonderer Schönheit emporwuchsen und mit ihren mächtigen Wipfeln den Platz vollkommen überschatteten und ihn der Sicht der Flieger vollkommen entziehen. Wie Säulen stiegen die Stämme empor, und ihre grünen Kronen überdachten den Raum wie ein erhabenes Döngewölbe. An einem Ende war zwischen den Baumstämmen eine Kanzel aus geschältem Naturholz aufgeschlagen.

Der Dankgottesdienst wurde von den Truppen der 1. Division abgehalten, die die Kämpfe um die Höhe 285 geleistet hatte. Es war aber nicht möglich, die gesamte Mannschaft an der Feier teilnehmen zu lassen, denn der Kampf ging ja in Wahrheit ununterbrochen fort; die Anstrengungen der Feinde, uns das Gewonnene wieder zu entreißen, ruhten ja keinen Augenblick, und auch heute schwieg der tägliche Geschützkampf in den Ardennen nicht; in die Gefänge und die Predigt des Gottesdienstes scholl unablässig das dumpfe Donnern der Geschütze hinein. Man hatte deshalb von jedem Bataillon eine Abordnung kommen lassen. Die Leute waren in einem großen Rechteck um den Platz herum aufgestellt. Neben der Kanzel sah man die Fahnen der Regimenter, 19 an der Zahl; einige von blauer, die meisten von goldgelber Seide, mit goldgestickten Adlern und Kreuzen; Eichenzweige waren an die Spitzen der Fahnen geheftet, und zwei junge, schlante Offiziere standen mit gezücktem Säbel rechts und links von der Kanzel. Auch diese war mit Girlanden von Eichenblättern geschmückt. Ihr gegenüber auf der anderen Seite harrten die Generale und Stabsoffiziere. Der Tag war wolkenverhangen, aber es regnete nicht gerade, und das gleichmäßige, schattenlose Licht verschmolz die feldgrauen Uniformen, das tiefe sommerliche Grün des Waldes und die vereinzelt farbigen Flecke der Uniformstücke zu einer ersten Harmonie.

Kurz vor neun Uhr hörte man das Heransausen des kronprinzlichen Kraftwagens. „Richt euch — Augen rechts!“ ertönte das Kommando. Noch verstrichen einige Minuten, während deren der Kronprinz von dem Leiter der Argonnenkämpfe, dem kommandierenden General von Mudra, begrüßt wurde. Dann erschien der junge Oberkommandierende der fünften Armee in der Mitte seiner Truppen: „Guten Morgen, Leute!“ — „Guten Morgen, Kaiserliche Hoheit!“ tönte es zu-

rück. Der Kronprinz schritt zu der Gruppe der Offiziere und begrüßte sie, sodann gab er das Zeichen zum Beginn der Feier. Ein hinter der Kanzel aufgestellter Bläserchor setzte mit den majestätischen Klängen des Liedes „Wir treten zum Beten“ ein. Ein Feldgeistlicher, Divisionspfarrer Karstens, spricht ein einleitendes Gebet und liest den 46. Psalm, „Gott ist unsere Zuversicht und Stärke“. Hieran schließt sich als zweiter Gesang der ambrosianische Lobgesang: „Großer Gott, wir loben dich“. Nunmehr besteigt Divisionspfarrer Langhäuser die eichengeschmückte Kanzel, um die eigentliche Feldpredigt zu halten. Nach dem Kampfe, so führt er aus, stehen wir hier, um dem Herrn des Himmels und Vater der Schlachten für den Sieg zu danken. Gerade wie der Deutsche in den glorreichen Tagen von 1870/71 immer zuerst Gott die Ehre gegeben hat. „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung“, sei damals der Grundton unseres Empfindens gewesen, und sei es auch in diesem Kriege. So sei auch bei diesem herrlichen Argonnensiege unser erstes Empfinden: Der Herr hat Großes an uns getan; Ehre sei Gott in der Höhe! Nächste Gott aber gebühre unser Dank den Kameraden, die den Boden des Argonner Waldes mit ihrem Herzblut getränkt haben und nun in seinem Schatten ausruhen von Kampf und Streit. Sie seien nicht tot. Tot sei nur, wer vergessen sei; ihr Andenken aber lebe in unserem Herzen. Dank endlich den Lebenden, den Führern und den Kämpfern aller Waffen, die mitgeholfen haben. Wieder einmal habe sich gezeigt, daß der Gegner dem deutschen Hurra des Sturmangriffs nicht standhalten könne, und es sei bewiesen, daß der deutsche Arm die Kraft des Angriffs in dem vielmonatigen Stellungskriege nicht verloren habe. An diesen Dank schloß sich das Gelöbnis, daß wir auch weiterhin durchhalten und alle Opfer bringen wollen, bis wir das Schwert mit Ehren in die Scheide stecken können. Den Mattabäern ähnlich wollten wir betend kämpfen; „die Herzen zu Gott, die Faust auf den Feind.“

Bei dem Segen, der die kirchliche Feier beschloß, entblöhten sich die Häupter und senkten sich die Fahnen vor dem Altar und die Reigen der Offiziere, und in die erhabenen Worte: „und gebe dir seinen Frieden“ tönte der ferne Donner der Geschütze hinein. — Hiernach trat der Kronprinz in die Mitte der Truppen und sprach zu ihnen mit hellklingender, weithin vernehmbarer Stimme: „Kameraden! Ich benutze die Gelegenheit dieses Gottesdienstes, um euch den Dank Seiner Majestät des Kaisers und Königs und meinen eigenen an dieser Stelle auszusprechen, nicht nur für den letzten Sturm, der schwere Opfer gefordert, aber ein schönes, großes Ergebnis gebracht hat, sondern auch für die treue und hingebende Tätigkeit der ganzen elf Monate. Wir bedanken unseren Kameraden im Osten den Rücken und werden, so Gott will, es noch so lange tun, bis es möglich sein wird, mit unseren Gegnern, den Fran-



„Heil dir im Siegerkranz“ nach der Ansprache des Kronprinzen in den Argonnen. Phot. Prof. Wegener.

zosen, gründlich abzurechnen. Daß ich mich dabei auf euch verlassen kann, das weiß ich, und dafür danke ich euch. Seine Majestät der Kaiser und König, unser oberster Kriegsherr, hurra, hurra, hurra!"

An diese männlich einfache und schöne Ansprache schloß sich dann noch eine weitere, mir unvergeßliche Szene. Der Kronprinz verteilte nunmehr die Eisernen Kreuze, die für besonders tapfere Handlungen während der Kämpfe verliehen worden waren. Es waren nicht weniger als 19 erster und 457 zweiter Klasse. Der Kronprinz, gefolgt von einem Leibgendarmen, der in einer großen Ledertasche die Kreuze trug, schritt nun mit den Generalen von einem zum andern der in einem großen Rechteck aufgestellten Auszuzeichnenden und überreichte jedem eigenhändig das Kreuz, schüttelte ihm die Hand und sprach fast jedesmal einige persönliche Worte zu ihm.

Das jagt sich so leicht, bedeutet in Wahrheit aber Erstaunliches. Der Leser kann sich selbst ausrechnen, daß, wenn der Kronprinz jedem der etwa 480 auch nur eine Viertelminute widmete, doch dazu schon zwei Stunden erforderlich waren. Er kann sich aber noch weiter denken, was für eine Frische und Elastizität des Geistes und Herzens dazu gehören muß, um dabei den Eindruck der starren, maschinenartigen Wiederholung von Gleichgültigkeiten zu vermeiden und der

persönlichen Berührung von Anfang bis zu Ende die Herzenswärme zu geben, die allein der Begegnung für den einzelnen den unvergeßlichen Lebenswert verleiht. Dies Wunder zu Stande zu bringen, gibt es nur eine Möglichkeit, nämlich diese Herzlichkeit wirklich von Anfang bis zu Ende zu empfinden. In diesem Sinne wurde diese äußerlich so rein förmliche Handlung zu einem Ereignis, das auch dem, der den Kronprinzen noch nicht persönlich kannte, von höchstem Interesse sein mußte. Wenn etwas charakteristisch für sein Wesen ist,

so ist es die junge Sonnigkeit, die so unwiderstehlich gewinnend ist. Sie ging auch hier von ihm aus wie ein Strahlenglanz und schimmerte wider auf den Gesichtern derer, mit denen er rebete. Es war bewundernswert, mit welcher Unerlöschlichkeit er Fragen zu stellen wußte, die immer neu den Charakter der persönlichen Beziehung zu dem Angeredeten hatten. Er knüpfte an den Namen des Betreffenden an, den er sich nennen ließ, an die Stadt, die Landschaft, aus der er gebürtig war, an den Beruf daheim, an die Besonderheiten der körperlichen Erscheinung oder des Dialekts, an das Lebensalter, an Frau und Kinder oder, bei Junggejellen, an das Mädchen daheim. Er ließ sich Einzelheiten aus den Kämpfen erzählen, ließ sich die besondere Tat schildern, für die das Kreuz gegeben wurde usw. Dies immer im Ton echt soldatischer Frische und Heiterkeit und so einfach und natürlich und fast immer von irgendwelchem freundlichen Scherz begleitet, daß dem Angeredeten sofort jede Befangenheit schwand. Es ging wie eine große Woge freundigen Lächelns mit ihm durch die Reihen, an denen er entlangschritt. Er hat bekanntlich eine ganz persönliche Art des Handschlags, bei der er die Hand des Betreffenden eine ganze Weile hält und ihm währenddem fest und gerade ins Auge schaut. Diese Art behielt er bis zum letzten Mann der Reihe bei, und zwar tauschte er, während es sonst Sitte des deutschen Offiziers ist, Handschlag zu tragen, den Händedruck mit seinen Kriegern mit der bloßen Hand. —

Nach der Verteilung der Kreuze machten die sämtlichen

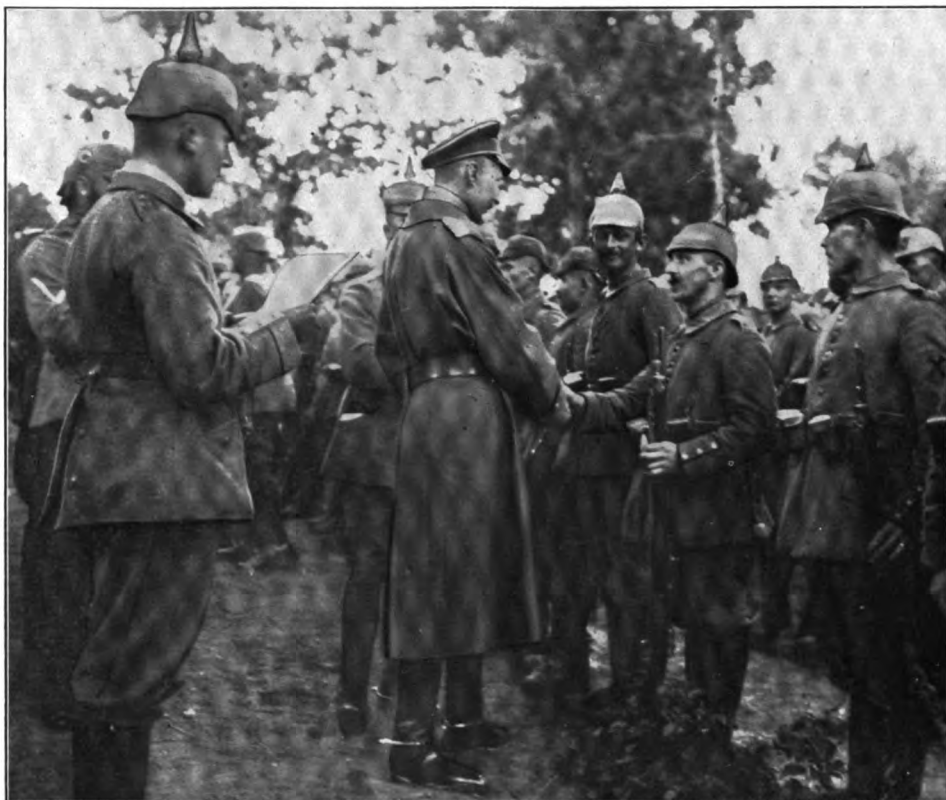
zur Feier abgeordneten Truppen vor ihrem obersten Armeeführer einen Vorübermarsch und begaben sich dann zu den Feldküchen bei Borieswalde, wo ihnen eine besondere Festverpflegung zuteil wurde. Hiernach kehrten sie zu ihren einzelnen Stellungen im Argonner Wald — und damit zu neuen Kämpfen zurück.

Etwa eine Woche später machte ich in ganz anderer Gegend eine andersgeartete und doch wesensverwandte Feier mit: Die Jahresgedenkt- und Dankfeier an den Gräbern von Lüttich.

Wer von den Lesern erinnert sich nicht mehr des wunderbaren, unverlierbaren Gefühls, als das erste Läuten für einen großen Sieg der deutschen Waffen von unseren Türmen daheim durch die Lande scholl? Dies erste Läuten erklang am Abend des 7. August, als die oberste Heeresleitung die Kunde von der Einnahme der Stadt Lüttich gab. Mit letzterer war der erste Schritt des gewaltigen Siegeslaufes getan, der uns in wenigen Wochen über ganz Belgien hinweg bis weit nach Frankreich hinein führen sollte, war Breishe gelegt in den gegen uns geschaffenen großen Wall der Maasbefestigungen, der sich durch Frankreich und Belgien hindurch zog. Und diese Tat war zum Staunen und Entsetzen der Welt bereits vor Vollendung unserer Mobilisierung, ja vor dem Beginn des eigentlichen kriegsmäßigen Aufmarsches

unserer Armeen, durch einige wenige rasch zusammengestellte Brigaden von Friedensbestand ausgeführt worden.

Ursprünglich bestand die Hoffnung, durch einen letzten Handstreich den Platz zu nehmen, ehe der Feind sich zu ernstlichem Widerstand bereit gemacht hatte. Am 5. August abends hatten die Truppen des Generals von Emmich von Osten her den Gürtel der Forts von Lüttich umstellt und sollten nun versuchen unter dem Schutze der Nacht zwischen den Forts hindurch in die Stadt einzubrechen. Ein schweres Unwetter und die



Der Kronprinz bei der Verteilung der Eisernen Kreuze nach dem Dankgottesdienste in den Argonnen. Phot. Prof. Wegener.

daraus entstehende völlige Dunkelheit zerriß jedoch den inneren Zusammenhalt der Truppenteile, und sie verloren die Orientierung. Errungen wurde aber trotzdem der Sieg und die dem Führer General von Emmich übertragene Aufgabe gelöst durch ein heroisches Ringen am folgenden Tage, dem 6. August, an dem sich die Unseren durch den feuerspeienden Gürtel der Forts, durch die Reihen der regulären belgischen Truppen und durch den erbitterten, unvorhergesehenen und jedem ehrlichen Kriegsgebrauch widersprechenden Fronttreuerkampf der belgischen Dörferbevölkerung hindurch gewaltsam den Weg bahnten.

Schwer sind natürlich die Opfer dieses Erfolges gewesen. Sie brachten dem Volk neben dem Rausch des Sieges auch sogleich das volle Bewußtsein von der furchtbaren Ernsthaftigkeit des Krieges. Doppelt ergreifend scheint der Tod dieser Braven, weil sie die Ersten gewesen sind. Weil sie nur einen so winzigen Bruchteil dieses gewaltigen Jahres miterleben, nur wenige Tage den glühenden Rausch der Begeisterung, der in den Herzen der Deutschen emporgeflammt war wie nie zuvor, mitempfanden konnten; weil an ihr Ohr kein einziges aller der vielen Siegesgelaute mehr geklungen ist, die seitdem von den deutschen Türmen ins Land frohlockt sind.

So war es schön und recht, daß die erste der Feierlichkeiten, mit denen wir jetzt, wo das erste Jahr sich gerundet hat, die Erinnerungstage begehen, nicht ein Siegesfest gewesen ist — das Gedächtnis der Einnahme von Lüttich wurde am 7. erst gefeiert — sondern Dank und Ehrung an den Grä-

bern der Gefallenen an dem vorhergehenden Jahrestage des Kampfes. Diese Gräber liegen an zahlreichen Stellen der Umgebung von Lüttich, meist in der Zone der Forts. Sie sind im Lauf des Jahres von den Kameraden der Lütticher Besatzung nach Möglichkeit in größere Gruppen zusammengelegt und mit großer Sorgfalt und Liebe geschmückt worden. Während des 6. August wurden an den wichtigsten Gräberstätten, die teils auf freiem Felde, teils innerhalb der benachbarten Ortsfriedhöfe liegen, in Anwesenheit des deutschen Militärgouverneurs der Provinz Lüttich oder anderer höherer Offiziere der deutschen Besatzung Gedächtnisgottesdienste abgehalten, ganz soldatisch einfach, aber um so ergreifender, auch noch deshalb, weil gerade soeben die große Kunde vom Falle Warschaws und Swangorods gekommen war.

Die Feier an den Gräbern von Romsée war eine der einfachsten. Nur zwei Gräber lagen hier zwischen Dorfweiden und Kohlgärten, aber sie gehörten den allerersten Gefallenen. Eines birgt 4 Offiziere, ein anderes 15 Mann. Beide waren mit blühenden Rosenbüschen bedeckt, und die Wipfel von Apfelbäumen, schwer von Früchten, bildeten ein schützendes Dach über ihnen. Truppen der Fußartillerie und der Landsturm-Infanterie sowie der Besatzung des benachbarten Forts Chaubontaine bildeten die Festgemeinde. Wir sangen auch hier zuerst das Niederländische Dankgebet, den Lieblingsschoral der Deutschen in diesem Feldzuge. Der junge Divisionspfarrer hielt dann eine kurze Ansprache, in der er der Toten der hier ruhenden Kameraden der Brandenburgischen Infanteriebrigade gedachte, die zwischen den Forts Fléron und Chaubontaine zum Durchbruch angefochten worden waren und hier beim Dorfe Romsée in hartem Kampfe fielen. Sodann legte der Stadtkommandant einen großen Kranz an jedem der beiden Gräber nieder. Dasselbe taten die Mannschaften mit den zahlreichen Eichenkränzen, die sie trugen. Die Menge der Kränze hatte

auf den Grabhügeln gar nicht Platz, sie wurden rings herum auf die Spitzen der Grabgitter gehängt. Zum Schluß stimmten wir an: „Deutschland, Deutschland über alles“. Es ist das erste Mal, daß ich dies Lied auf einem Friedhof an Gräbern habe singen hören. Aber es kann nichts Schöneres und Würdigeres geben, als es dieser Gesang in dieser Stunde war.

Ähnlich verliefen auch alle die anderen Feierlichkeiten, nur daß die Zahl der Gräberstätten größer, ihr Schmuck darum reicher, die Beteiligung der Offiziere und Mannschaften umfangreicher waren. Mehrfach waren auch Angehörige der Gefallenen in dunkler Trauertracht zugegen und legten selbst Blumen und Kränze an den Gräberstätten nieder.

Auf dem Ortsfriedhof von Walpurg sind die Tapferen eines Jägerbataillons bestatet, unter ihnen der Kommandeur, Major Donalies. Zu deren Gedächtnis wurde hier eine schöne einfache Steintafel mit dem Namen der gefallenen Führer, die in die Friedhofsmauer eingelassen war, eingeweiht.

Auf dem gleichen Friedhof befindet sich ein Massengrab belgischer Soldaten. Auch dies war, durch die belgische Bevölkerung Lüttichs, schön geschmückt. Blumenbeete in den belgischen Nationalfarben deckten die Gräber. Vor einem Hintergrund von Palmen war mit Rasen die Inschrift „A nos Braves“ angebracht. Getreu dem Grundgedanken des deutschen Soldaten, daß er die Tapferkeit auch beim

Gegner ehrt und volle Anerkennung auch für den feindlichen Krieger hat, der sein Leben für sein Vaterland dahingibt, hielten unsere Truppen nach Beendigung der Feier an unseren eigenen Gräbern auch an denen der Belgier eine solche, mit allen soldatischen Ehren ab. Der deutsche katholische Feldgeistliche sprach einige Worte, die Musik trug den Choral „Wie sie so sanft ruhn“ vor, und der Gouverneur legte einen schönen Kranz auch an dieser Stelle nieder.



Gedenktafel für die deutschen Gefallenen auf dem Friedhofe von Walpurg bei Lüttich. Phot. Prof. Wegener.



Gedenkfeier bei den belgischen Soldatengräbern auf dem Friedhof Walpurg bei Lüttich am 6. August 1915. Phot. Prof. Wegener.

Deutsche Zuversicht. Von Albert Korn.

Nun will ich mich freuen im Her und Hin
Des Kampfes um Heimat und Ehre,
Daß ich ein Freier, ein Deutscher bin
Mit fröhlichem Herzen und gradem Sinn
Und scharfgeschliffener Wehre.

So ausgerüstet und im Verein
Mit Gott als Helfer und Weiser,
Hohnlach' ich den Feinden und wette drein,
Der Sieg muß endlich doch unser sein
Und unsrem herrlichen Kaiser!

In der Kreuzkirche zu Altona. Von Alice Frein von Gaudy.

Lange dunkle Reihen lauschen dichtgedrängt,
Greise, Frauen, Kinder, die Augen tief gesenkt.
Sonnenstrahlen umkleiden Teerjacke und Drillichkleid.
Stumm tragen die Helgoländer vor Gott ihr Leid...

Ob von ihren Söhnen einer wiederkehrt?...
Hundert stehn im Felde, die Faust am Schwert!
Kinder jauchzten der Flagge, die über Helgoland stieg
Vor fünfundzwanzig Jahren: heut ringen sie im Krieg!

Fern, aus harten Wogen, wächst auf Felsenrand
Steil ihr heißgeliebtes, trohiges Helgoland,
Deutschlands Burg der Nordsee, Deutschlands Wacht und Wehr.
Schweige — Heimatsehnsucht: Deutschland gilt noch mehr!

Und der wadern Friesen gottentflammter Mut
Hebt den Blick zum Pfarrer: der versteht sie gut,
Arme Heimatlose, Greis und Frau und Kind,
Die in tiefster Seele deutsche Streiter sind!

❏ Kritische Tage. Eine Erinnerung von Hofprediger Dr. Vogel. ❏

In der Morgenfrühe des 7. September 1914 stand die Garde-Kavallerie-Division nördlich der Stadt Provins, 40 Kilometer vom Fortsgürtel von Paris entfernt, am Ausgange des Dorfes Breton-Bazoches, und manch einer reckte schon den Hals und hielt Ausschau nach der Spitze des Eiffelturmes. Zwar waren

Koß und Reiter von dem über alles Erwarten schnellen Vormarsch, von Patrouillenritten und Kämpfen müde und abgetrieben, aber es herrschte bei Offizieren und Mannschaften doch die beste Stimmung; denn es war eben, trotz mancher Verluste, von Tag zu Tag vorwärts gegangen, und das hilft



über alles im Kriege am besten hinweg. Die Aufgabe für die Division ging dahin, südlich um Paris herumzugreifen und die rückwärtigen Verbindungen nach Möglichkeit zu stören; Fern- und Sprengpatrouillen waren zu diesem Zwecke schon vorausgeschickt. „Heute abend speisen wir in Fontainebleau,“ jagte einer unserer Generalstabsoffiziere. Da wurden gegen 8 Uhr von Paris her stark überlegene feindliche Kräfte gemeldet. Der Führer und sein engster Stab überfahen alsbald, welch höchst kritischer Lage wir gegenüberstanden und wie schwierig die Lösung vom Feinde sich gestalten würde. Zwei englische Kavallerie-Divisionen, dann auch französische Infanterie und Artillerie wurden gemeldet, Teile davon bereits so nahe, daß man Kolonnen und Geschüßstellungen durchs Scherenfernrohr erkennen konnte. Bald schlugen denn auch die ersten Schrapnells beim Stabe ein. So wurde gegen 11 Uhr, dem inzwischen eingegangenen Befehle gemäß, der strategisch notwendige Rückmarsch auf die Marne Linie zu angetreten. Den gewundenen Serpentinien zur Brücke über den Grand Morin folgend, überschritt die Division diesen Wasserlauf in Jouy und La Ferté-Gaucher. Diese Rückbewegung vollzog sich völlig sachlich und in militärischer Ordnung; sah doch an der Brücke in La Ferté-Gaucher ein Rittmeister, mit weißem Frisiermantel angetan, und ließ sich von einem Soldaten in größter Ruhe die Haare schneiden. An einer Stelle, wo der Feind heftiger nachzudrängen versuchte, wurde eine Dragonerschwadron zur Attacke angelegt, doch geriet diese in die Drahtgäule von Feldern und Koppeln und erzielte dadurch nicht ganz die beabsichtigte Wirkung. Mit ihr zusammen bei der Nachhut, dem Feinde am nächsten, ritt der Divisionsstab. Im Laufe des Nachmittags überschritten wir weiter nördlich den Petit Morin, der, ebenso wie sein vorhin genannter großer Bruder, in nordwestlicher Richtung durch ein tiefeingeschnittenes steiles Waldtal eilig der Marne zufließt. Als Prinz Hohenzollern weiterhin in einer Ferne die Handpferde tränken ließ, fanden wir einen großen Keller, zur Rechten und Linken gefüllt mit Stüdfässern voll roten und weißen Landweines. Mit Kochgeschirren, Näpfen und Bechern drängten sich die Mannschaften durstig herzu und zapften, soviel sie wollten; es war eine herzhafteste Erquickung an dem glühend heißen Tage. Über Britron und Basseville hinaus blieb der Stab in einem geräumigen freigelegenen Bachthofe zur Nacht. Eine kräftige Suppe wurde bereitet und mit Appetit verzehrt, denn unterwegs hatte es nur einmal trockenes Brot und Olbarinen gegeben. Unteroffiziere und Mannschaften des Stabes hatten sich ein Lagerfeuer im Garten angezündet, und beim flackernden Scheine las ich ihnen aus eingegangenen Zeitungen Kriegsnachrichten vor. Es ist ganz auffallend, welch großes Interesse gerade der einfache Mann für die Kriegslage und die jeweilige äußere Politik während des Krieges andauernd beifindet. Am nächsten Morgen war die Lage folgende: rechts, westlich von La Ferté an der Marne, stand die 1. Armee (Kluck), links, bei Montmirail, die 2. Armee (Bülow). Die Garde und 5. Kavallerie-Division, sowie das Kavallerie-Korps Marwitz hatten die Aufgabe, einen Durchbruch des Feindes zwischen beiden Armeen zu verhindern oder doch nach Möglichkeit aufzuhalten. Nach den im weiteren Verlauf des Feldzuges gemachten Erfahrungen würde sich auch Kavallerie zu diesem Zwecke trotz der großen Ausdehnung des zu haltenden Geländeabschnittes und trotz der schweren feindlichen Artillerie eingegraben haben. Damals geschah dies noch nicht.

Bereits um 5 Uhr befindet sich der Stab am Chauffee-Kreuz nördlich von Sondevillers, einem Standorte, von dem sich das Gelände nach Süden weithin überschauen läßt. Telephondrähte verbinden die Führung mit den einzelnen Brigaden und Regimentern, die auf die Übergänge des Flußabschnittes verteilt sind. Sollten wir es doch heute zum erstenmal erleben, daß der Feind es wagte, deutsche Truppen energisch anzugreifen! Handelte es sich doch an diesem ersten Tage um nichts Geringeres für die Division, als dem vielleicht zehnfach überlegenen, mit allen Waffengattungen herandrängenden Gegner Widerstand zu leisten und dann im schwersten Feuer die Stellung geschickt zu räumen.

Die 1. Batterie unserer Reitenden Abteilung hat sich auf Britron in Marsch gesetzt; der Morgenhimmel leuchtet blutrot, und die Kanoniere summen das alte Soldatenlied vom Morgenrot und frühen Tod vor sich hin. Auf einer Höhe geht die Batterie in Stellung; von da aus lassen sich die jenseitigen Abhänge des Petit Morin gut unter Feuer nehmen. Die einzelnen Geschütze werden durch Brombeergebüsch gegen Sicht gedeckt. Bald erscheinen drüben zwischen den hochgelegenen Waldstücken dicke Marschkolonnen. Ist's noch Freund oder ist's schon Feind? Jetzt machen sie Halt und marschieren auf. — Es sind Franzosen; auch die Jägerkompanie, die vor der Artillerie unten am Fluße liegt, bestätigt es. Nun zischen die Granaten hinüber. Wie das da mit einmal lebendig wird! Wie die Kavallerie aufsteht und fortjagt. Ziele über Ziele bieten sich dar; jedes Geschütz schießt einzeln und hat reiche Erfolge. Aber die Antwort läßt auch nicht lange auf sich warten. Die ersten feindlichen Einschläge erfolgen; immer besser

schießen sie sich von drüben ein, immer mehr Geschütze richten ihre Feuerstrahlen auf unsere tapferen Kanoniere, wie Hagelschauer prasseln die Schrapnellkugeln gegen die Schuttschilde der Kanonen. Jetzt jagt ein Volltreffer durch einen Munitionswagen und zerreiht die dahinter knieende Bedienungsmannschaft. Leutnant von Hymmen befiehlt, den Rest der Munition aus dem zererschossenen Wagen zu packen; ein jeder greift zu, die Ruhe der Mannschaften ist erstaunlich, und im Augenblick ist die Munition in Sicherheit. Die Kolonnen drüben sind inzwischen auseinandergezogen, und nun setzt ein furchtbares Maschinengewehr- und Infanteriefeuer ein, aber durch all den Lärm klingt das ruhige, klare Kommando des Führers: „2450 — Schuß!“ Da sprengt der Trompeter heran mit der Meldung: „Aufprogen! Eile geboten! Britron schon besetzt von feindlicher“ Das Wort bleibt ihm im Halse stecken, getroffen bricht er mit seinem Pferde zusammen. Alles greift zu, die Geschütze müssen sie herausziehen! Einige Gruppen Gardejäger kommen gerade zurück und helfen dem spärlichen Rest der Kanoniere, die Geschütze in den Wald zu bringen und zu bergen. Noch einmal kriechen dann die Tapferen in die verlassene Stellung, um ihre Verwundeten zu holen; schnell werden sie auf die Progen gesetzt, und während man von der Höhe her bereits die französischen Kommandos hört, marschieren unsere Artillerie durch den Wald. Jeder Mann war völlig Herr seiner Nerven geblieben, jeder hat, was in seinen Kräften stand, getan, beherrscht durch die Kaltblütigkeit und Bestimmtheit in den kurzen Befehlen des Führers. Dieser erfolgreiche Feuerüberfall auf die erdrückende feindliche Übermacht, ihr Aufhalten bis zum festgesetzten Zeitpunkt und das glückliche Herausziehen der Geschütze, es war nur möglich durch das eiserne Pflichtgefühl und das unerschütterliche, feste Vertrauen zwischen Führer und Mannschaften, deren jeder Einzelne wie ein Held seinen Posten ausfüllte.

Ähnlich, nur noch schwieriger, gestalteten sich die Vorgänge bei der 2. Batterie. Auch sie kann es auf die Dauer nicht hindern, daß die feindliche Infanterie den Bach überschreitet. Hauptmann v. Ziegewitz zieht deshalb kurz entschlossen seine Geschütze bis vorn an den Abhang der Uferhöhen, um besser in das Tal hineinwirken zu können; ja, er geht mit einem Zuge bis in die Schützenkette der Gardejäger, in eine Allee vor dem Dorfe Montfargéol, dessen Südausgang der Feind bereits erreicht hat. Kaum ist der erste Schuß heraus, werden sie alsbald von einer und alsbald darauf von einer zweiten Batterie unter ein verheerendes Feuer genommen. Eine Granate trifft einen Munitionswagen und verwundet die Bedienung; eine andere krepirt in der Krone eines Birnbaums, unter dem sich der Beobachtungsstand befindet, tötet mehrere Unteroffiziere und verletzt den Hauptmann schwer an der Schulter. Die Führung übernimmt an seiner Statt Leutnant v. Kleist-Rehnow. Da auch die feindliche Infanterie sich immer näher heranarbeitet, so ist an ein weiteres Verbleiben in dieser Stellung gar nicht zu denken; aber es erscheint ausgeschlossen, den Zug an der kahlen, offenen Stelle, wo er steht, aufzuprohen. So schieben sie die Geschütze und Munitionswagen erst feindwärts, um sie im Schutze der ersten Häuser des Dorfes bespannen zu können. Das ist kein sehr aussichtsvolles Unternehmen, aber es gelingt über Erwarten gut. Im Schritt und dann im Trabe geht die Batterie zurück und nimmt aus einer rückwärtigen Stellung sofort das Feuer wieder auf, um dadurch auch unseren Jägern das Loslösen vom Feinde zu ermöglichen. Was in solch schwersten Stunden des Kampfes jeder einzelne durchmacht, läßt sich nicht beschreiben. Wie viel Treue bis in den Tod und wie viel Heldentum, das nie bekannt, gerühmt und gedankt wird, aber auch wie viel Singabe und Aufopferung an die verwundeten Brüder! Ein Sanitätswagen wird nach vorn geschickt und soll versuchen, die Schwerverwundeten, vor allem den geliebten Batteriechef, zu bergen. Diesen hatte aber inzwischen schon der Kanonier Rahur mitten im feindlichen Feuer auf sein eigenes Pferd gesetzt und in Sicherheit gebracht. Für das mutige und umsichtige Aus-harren bei seinem Hauptmann, den er unter Einsetzung seines eigenen Lebens rettete, wurde ihm später das Eiserne Kreuz verliehen. Dem Sanitätswagen aber ist es nicht mehr möglich, bis in die alte Stellung vorm Dorf vorzudringen. Dort hat der Oberarzt Dr. Rosenthal seinen Verbandplatz angelegt und waltet trotz des schweren Artilleriefeuers, das der Feind nun gerade auf diesen Punkt richtet, seines Samariteramtes mit vorbildlicher Treue. Kanoniere und Jäger hat er verbunden, aber der Rückweg ist ihnen abgeschlossen. Der Wachtmeister Sahl, der Einjährig-Freiwillige Schmidt-Tyhsen und zwei Mann, denen die Pferde erschossen waren, sind zum Transport der Verwundeten zurückgeblieben. Als nun das Häuflein auch von der französischen Infanterie unter Feuer genommen wird, bergen sie sich hinter einem Strohdienem, hier verbindet der Arzt noch einen Jäger, der sich mit völlig zerschmettertem Fuß herangeschleppt hat und rettet ihn so vorm Tode durch Verbluten. Der Wachtmeister sieht hinter dem Dienem hervor, um Ausschau zu halten, aber sofort wird er durch einen Kopfschuß getötet. Nun will Dr. Rosenthal dem

Feinde, der sein Feuer besonders auf den Diemen richtet, zu erkennen geben, daß es sich hier lediglich nur noch um einen Verbandsplatz handelt. Darum tritt er selbst, den linken Arm erhoben, mit dem rechten auf seine Binde weisend, hervor, um den Feind zu verständigen und seine Verwundeten zu retten. Vergebens! Die Franzosen achten das Rote Kreuz nicht, im nächsten Augenblick bricht auch er tödlich getroffen zusammen. Den drei Unverwundeten gelingt es, auf der Erde kriechend, ein 200 Meter entferntes Kornfeld zu erreichen. Dort treffen sie den Stabsarzt Dr. Braun, der sich auch mit einigen Leuten aufgemacht hat, um die Verwundeten am Strohdienen bergen zu helfen. Wieder wird ein Kanonier schwer getroffen, und auch Jäger schleppen sich heran. Aber wie die Leute weiter transportieren? Zum Glück finden sie im Dorfe la Noue ein arggeschundenes Pferd und einen Wagen, auf den man sich setzen kann. Weiterhin auf der Chaussee werden sie von einer englischen Kavalleriepatrouille angefallen, aber sie halten sie sich durch energisches Feuer vom Leibe, bis sie den Anschluß an die Division erreicht haben.

Wie die Artillerie und Jäger, so zwingt die erdrückende Übermacht allmählich auch die andern Regimenter, die Brücken aufzugeben und sich zurückzuziehen. Durchs Scherenfernrohr erkannte man beim Stabe herankommende feindliche Kavallerie. Mit heller Freude wird dies begrüßt; denn man hofft, in einer Attade ihnen begegnen zu können, und eine Brigade wird zu diesem freudigsten und schönsten Dienst, den die Kavallerie dem Vaterlande erweisen kann, bereitgestellt. Der Divisionskommandeur schickt sich an, seine Reitergeschwader persönlich zu führen, aber da plagen die Schrapnells schon im Stabe, es mehrten sich die ungünstigen Nachrichten; an allen Punkten ist der Feind eben wesentlich überlegen. Und wie waren unsere Leute erschöpft! Als die Garde-Kürassiere ihre Schützenlinien einziehen und zu den Pferden zurückkehren, bleibt ein Mann der 5. Eskadron liegen. Man meint, er sei tot und will ihn noch rasch begraben, aber da stellt sich heraus: er ist trotz des starken feindlichen Feuers — fest eingeschlafen.

Am schwierigsten gestaltet sich die Loslösung vom Feinde besonders für die Jäger, bei denen man von einer Kompanie gar keine Meldung mehr hatte, auch der Kommandeur des Bataillons, Major v. Krossig, fehlte. Ein Dragoneroffizier, Leutnant von der Groeben, führte die Nachspitze, um Versprengten und Patrouillen das Marschziel anzugeben und das Nachdringen des Gegners zu beobachten. Lange Zeit erscheint nichts mehr von uns, und französische Radfahrpatrouillen sind schon zu sehen, da kommt noch ein Zug größtenteils Verwundeter und fußkranker Jäger, geführt von ihrem Kommandeur. „Aber, Herr Major, Sie hier?“ — „Ich werde doch meine tapferen Jäger nicht verlassen!“ Bei solcher Treue zwischen Führer und Geführten kann auch die schwerste Kriegslage nie zum Verhängnis werden. So war es an diesem Vormittage gelungen, den weit überlegenen Gegner mehrere Stunden aufzuhalten und das

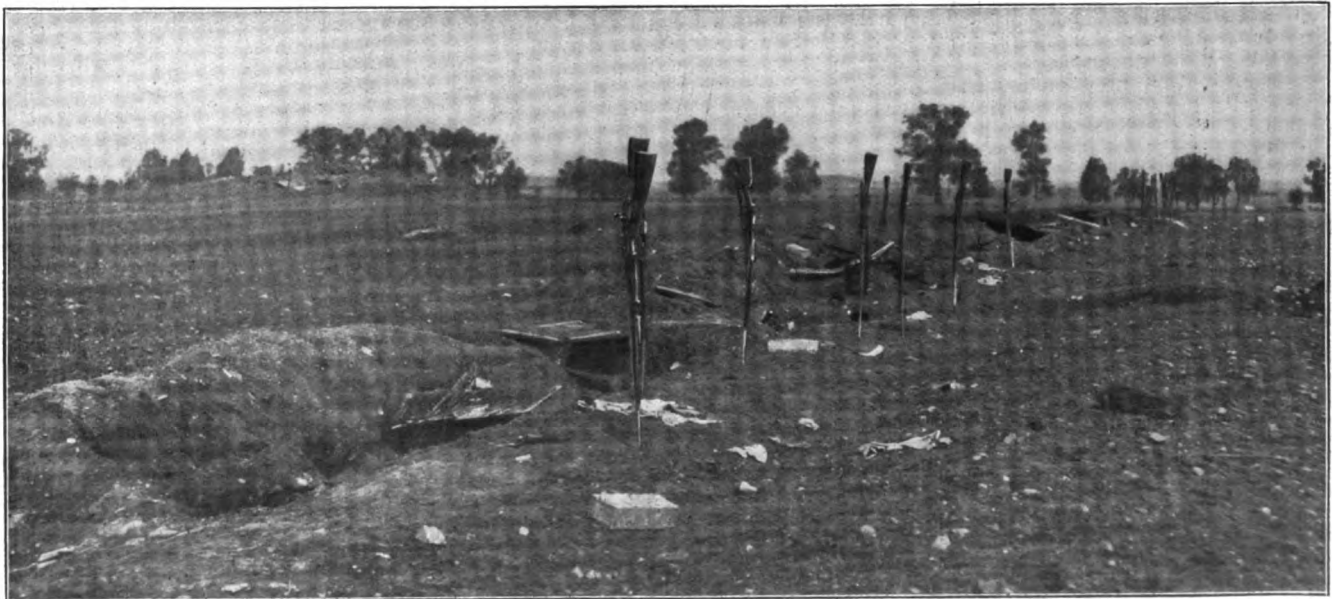
7. Armeekorps links von uns vor Störungen zu bewahren. — Um die Flanke der 2. Armee weiter zu decken, wurde der Marsch östlich nach Essommes fortgesetzt und eine neue Verteidigungsstellung bezogen. Die Dolloir sollte zu hartnäckiger Verteidigung eingerichtet und unter allen Umständen „bis zum letzten Mann“ gehalten werden. Zum erstenmal im Kriege trat diese Aufgabe, sich zu verschanzen, an die Division heran, und es war ein eigenartiger Anblick, die Kürassiere in ihren hohen Stiefeln und großen Stahlhelmen Türen, Balken und Fensterläden zum Ausbau der Stellung mit wichtiger Miene heranzutragen zu sehen. Das Wasser meinte es gut mit uns! Nach der glühenden Hitze setzte am Spätnachmittag ein Gewitter mit wolkenbruchartigem Regen ein, der fast bis zum nächsten Morgen anhielt. Untertreten konnten die Regimenter nicht, sondern mußten im Felde verbleiben. So ward es eine scheußliche Nacht. Aber den Herren Franzosen und Engländern paßte das Wetter erst recht nicht, es war ihnen viel zu ungemütlich zum Angriff; sie drängten nicht nach, und ihre Übermacht tat uns nichts. Alle Verwundeten wurden nach Chateau Thierry gebracht und von dort unsere Kraftwagenkolonnen während der Nacht mit abgeblendeten Lichtern bis dicht an die Stellungen herangeholt. So konnten die Mannschaften, wenn auch bei strömendem Regen, wenigstens Brot und Hafer empfangen.

Da die 2. Armee am andern Tage weiter zurückging, mußten auch wir, um eine etwaige Bedrohung ihres rechten Flügels abzuwehren, unsere feste Stellung aufgeben. Am Wege lagen tausende von schweren Geschossen in Haufen bis zu hundert Stück an der Straße aufgeschichtet. Vor acht Tagen hatte sie der Feind auf seiner eiligen Flucht ausladen müssen; nun verfenkten sie unsere Pioniere in die Marne. Bei Dormans überschritten wir noch nachmittags den Fluß und blieben die Nacht in Vincelles. Wird der Feind kommen? Werden, wie vorgestern am Petit Morin, so heute auch auf den südlichen Marnehöhen die hervorbrechenden Massen erscheinen und uns ihre eisernen Grüße zusenden? Nein, sie kamen nicht, sondern hatten ihre nördliche Richtung beibehalten. So gaben wir aufs Neue in Rücksicht auf die anderen Armeen unsere Bereitschaftsstellung auf und gingen bis Fismes zurück. Dort waren drei Hospitäler voll von verwundeten Franzosen und Deutschen, aber kein deutscher Arzt, keine deutsche Krankenschwester, und die französischen Zivilärzte des Städtchens konnten nicht Deutsch und kümmerten sich fast ausschließlich um die Pflege ihrer eigenen Landsleute. Die schwere Sorge, werden wir vor der Gefangenschaft bewahrt bleiben oder in die Hände der Feinde fallen, stand auf allen Gesichtern geschrieben. In einem Fleischerladen kauften unsere Leute begierig ein. Dicht gedrängt standen sie um den Tisch, der Meister strahlte ob des guten Geschäfts, die Soldaten ob der billigen Preise. Aber dem Laden stand: „Boucherie chevaline“. — „Pferdefleisch!“ ruft einer hinein — „Pfui Teibel!“ schallt es von drinnen, und leer ist die Bude.

Von Mława nach Brest-Litowsk.

So oft geschrieben und doch noch nicht oft genug beschrieben ist die Freude der Feldgrauen, wenn die Feldpost angekündigt wird. Auf Pakete ist bei dem täglichen Vorrücken jetzt nicht zu rechnen, aber neben den brieflichen Heimatgrüßen

sind die Blicke sehnlichst auf neue Zeitungen gerichtet. Die Nachrichten vom Kriegsschauplatz sind spärlich; nur die Hauptereignisse dringen bis in die vordersten Linien. Wir standen zwischen Pultusk und Roshan. Die Festungen fielen. Nähere



Eroberter Schützengraben bei Włoka. Die in die Erde gesteckten Gewehre sind eroberte russische Waffen.

Nachrichten brachten uns aber erst die Zeitungen. Eine Diviſion weiß oft von der andern nur das Allernotwendigſte. Daher bilden ſich ſehr oft unkontrollierbare Nachrichten, die vorn als „Kolonnengerüchte“ mit aller Vorſicht aufgenommen werden.

Selten nur findet ſich bei Kerzenlicht in ſtilleren Nachtſtunden oder in Wartestunden auf der Beobachtung Zeit, genauere Einzelheiten über Schlachten und Gefechte in Zeitungen zu leſen. Die von Berichterſtattern herrührenden Berichte geben oft ein falſches oder einſeitiges Bild, und der Kenner, d. h. hier der Kämpfende, fühlt die Ferne des Erlebens oder das Nachherzählte und Nachempfundene. In die vorderſten Linien dürfen die Berichterſtatter aus naheliegenden Gründen nicht. Sie ſehen die Kämpfe mit den Augen der höheren Stäbe oder Generalſtabsoffiziere, denen ſie zugeteilt ſind. Da geben die kurzen Tagebuchaufzeichnungen aus der Front ein anſchaulicheres Bild, und das begrenzte Erlebnis erweitert ſich oft zu einem vortrefflichen Schlachtengemälde. In wenigen Worten kristallisiert ſich das große Geſchehen. Es fürchtet der Menſch, der viel durchgeſtämpft hat, Überflüſſiges zu ſagen, denn der Krieg macht ernſt und wortſarg. Die Schwäger und Großſprecher ſind an der Front nicht zu gebrauchen. Die genügen vielleicht den Bierſtrategen und Wirtſhauspolitikern.

Auf die Einzelheiten des Vormarſches unſerer Armeen im Oſten will ich nicht eingehen. Dafür gibt's Berufener. Aber den Empfindungen der Feldgrauen will ich verſuchen, da und dort Ausdruck zu geben und in Streiflichtern beſonders inhaltsreiche Erlebnisse andeuten. Die Führung und Organiſation, die wiederum unſere Offensivemöglichkeiten, iſt über jedes Lob erhaben. Wir ſelbſt ſtehen bewundernd da und ſtaunen über den regelmäßigen Nachſchub von Proviant, Munition, Material und Mannſchaftserſatz. Hindenburgs monatelanges Schweigen fand ſeine Löſung. Vorwärts geht es, vorwärts bis ans Ende der Kraft. Bis ans Ende der Kraft! betone ich. Die ungeheuren Leiſtungen der Infanterie, die nach dem Sturm Marſch, und erſt nach dem Marſch Ruhe in neu aufgeworfenen Schützengraben hat, ſind gar nicht genug anzuerkennen. Nun kommt der tägliche Verluſt an Gefallenen und Verwundeten, denn es vergeht kaum ein Tag ohne Kampf, alſo ohne Abgang; das erhöht die Leiſtung. Die Infanterie iſt und bleibt die Haupttruppe, die es am ſchwerſten hat. Die Entbehrungen in ſtändiger Lebensgefahr erfordern mehr als Begeiſterung, ſie erfordern Männer mit ſtarken Nerven, Helden der Tat. Immer wieder muß der Erſatz die Kräfte auffriſchen — es ſind viele, die ſchon mehrfach verwundet waren und wieder zurück kamen — da heißt es, alle Kräfte zuſammennehmen, um den alten Angriffſgeiſt und die Angriffsfreude zu erhalten. Und der Humor, dieſe Herzkraftung des Krieges, hilft über die ſchwierigſten Lagen hinweg. Da kann ein Spaßmacher durch das rechte Wort zur rechten Zeit die ganze Kompagnie auf die Beine bringen. Ein Beiſpiel. Es regnet und regnet. Nacht. Die Stimmung iſt gedrückt. Man iſt vom Wege abgekommen. Raſt. Überall unzufriedene Geſichter. Da rettet ein Pfiffikus, um den ſich ein Kreis gebildet hat, die Situation, indem er, die Pfeife anzündend, ausruft: „Nee, ſo etwas Jemietliches!“ — Es iſt kaum glaublich, wie ſolch ein Wort Wunder tut. Ein Wort gibt das andere, und die Stimmung, gerade wenn ſie am verzweifelteſten war, iſt wieder da. Und es gibt auch Stimmungen, Freunde in der Heimat, die nicht angebracht ſind, das Leben im Felde zu verſchönen. Euch hat, viele von euch, hat der Begriff Schützengrabenhumor verwirrt. Ihr macht euch falſche Bilder, ihr vergeßt oft den ganzen bitteren Ernſt des Krieges, der durch den langen Stellungſtampf verwirrt wurde. In der Erinnerung bleibt nur das Unangenehme, von dem ihr hört. Seid vorſichtig mit euren Äußerungen, daß ihr nicht Herzen verwundet, die einer großen, großen Liebe bedürfen. Der Krieg macht rau und ſtumpf, aber an tauſend Bildern täglich, auch gegen den Feind, iſt der Schale weicher Kern zu ſehen. Des Deutſchen guter Charakter kommt doch immer wieder hervor. Seid vorſichtig mit eurem Wiß, und vermeidet den Spott in Dingen, die ihr nicht ſelbſt erlebt habt! —

Um Marew ward mir die Freude zu teil, Ludwig Ganghofer kennen zu lernen. Er durfte bis in die vordere Linie. Das eiserne Kreuz hatte er kurz vorher erhalten. Bald darauf las ich ſeine und andere Zeitbücher. Mit dieſen Schriftſtellern, die Überblicke auf verſchiedene Fronten gewinnen und geben, ſtimme ich in einem immer wiederholten Gedanken völlig überein: noch lange nicht genug iſt für die getan, die täglich ihr Blut für die Heimat preisgeben. Niemals kann für ſie genug getan werden. Auf Händen müßt ihr die im Felde verwundeten Krieger tragen, ihnen jeden Wunſch von den Augen ablesen, jeden möglichen Wunſch erfüllen. Euer Leben muß von Gedanken an ſie getragen ſein. Wenn ſie auch oft bis zum letzten Augenblick friſch und munter waren, eine Sekunde macht ſie oft zu Krüppeln lebenslang. Sie können, dürfen und wollen ſelbſt nicht daran

denken, aber um ſo mehr ſolltet ihr daran denken. Glaub mir, viele klagten ihr Leid, es könne bei aller Aufopferung daheim doch noch vieles beſſer ſein. Jeder Blutstropfen fließt um eurentwillen. Das vergeßt nie! —

Das Leben geht ſeinen Weg. Theater, Muſik, Konzert! Aber es iſt uns draußen unfählich, unbegreiflich, — ſollte es nicht anders ſein als ſonſt? So wie die draußen im Felde andere geworden ſind, müßten es die daheim nicht erſt recht ſein? Es gibt doch kaum eine deutſche Familie, die nicht in engſter Fühlung mit dem großen Geſchehen der Zeit ſteht. Über die Gräber der gefallenen Helben geht unſer Fortſchritt. Unſere Zuverſicht iſt unbefieglar im Felde und daheim. Wir wiſſen: „Am deutſchen Weſen ſoll einmal die Welt geſehen.“ Unſere Liebe muß aber immerdar denen gehören, die die Schlachtfelder mit ihrem Blute tränkten — es ſind die Beſten, die Edelſten unſeres Volkes. Ihr ungeſtümer Drang trieb ſie immer wieder vorwärts. Viele von ihnen kamen nach der dritten und vierten Verwundung zurück, weil ſie das Leben in der Heimat in Gedanken an ihre kämpfenden Kameraden nicht ertragen konnten. Wie viel ſtilles Heldentum zog an mir bei Verwundetentransporten vorüber! Kein Laut, ſtill gefaltete Hände, trotz holpriger Wege und vieler Unterbrechungen, ein Sich abfinden, Sich beſcheiden... In den zu Lazaretten verwandelten Kirchen... welch heilige Ruhe! Da: unter dem Bilde des Gekreuzigten liegt ein Muſketier mit einem Bauchſchuß. Die Operation war ſchwer. Seine Hände umkramten das Bild ſeiner Familie. Die Augen fieberten, die Hände zitterten. Solche Eindrücke vergeſſen ſich im Leben niemals wieder. Vor den ruſſiſchen Kirchen Gräber, ſchnell aufgeworfene Hügel, ſchlichte Holzkreuze an möglichſt ſchattigen Plätzen: „Ich hatt' einen Kameraden!“ Mit wie viel Liebe, Treue und Sorgfalt iſt ſolch ein kleiner Platz, der in aller Eile hergeſtellt iſt, umgeben. Dicht daneben die großen, kirchgroßen Kreuze der alten, ruſſiſchen Gräber. Unterhalb des Kreuzes ein ſchräges Brett als Zeichen der Religion. „Hier ruhen 7 tapfere Ruſſen“, leſe ich in deutſcher Sprache. Das ſind die Barbaren, die Grab und Kreuz auch dem Gegner errichteten. —

Ein anderes Bild! — Eine ältliche Frau in ärmlichem Kleid, bitter ſchluchzend, tief gebeugt, lehnt ſie ſich an einen einſamen Schornſtein, das letzte Wahrzeichen ihrer Wohnſtätte. Sonſt nur Schutt und Aſche... auch nichts geblieben! — Manches haßerfüllte Blick und manche Faust folgten den Mordbrennern, die ihr eigenes Land vernichten und verheeren. Ein Fremder fände den Weg des Krieges, wenn er den Spuren, den verbrannten Ortschaften, folgte, mit der unſinnigen Begründung verbrannt und zerſtört, dem Feinde Nahrung und Quartier zu nehmen. Graußigſchöne Bilder zeugt die Nacht. Blutrote Flammen züngeln in der Ferne am Himmel empor: der Abzug des Gegners. Eine endloſe Reihe von Flüchtlingen treiben ſie vor ſich her, Vieh und Pferd, Wagen und Gerät, bis ihnen der Deutſche zu arg auf den Ferſen ſieht. Oſtpreußens Zeit erſteht wieder. Traurige Bilder der Verheerung! Kolonnen von Flüchtlingen aller Art ziehen die Heerſtraßen entlang. Manche Wunden und Beulen zeigen Spuren des gewaltſamen Mitführens. Geld konnte oft den Beſitz retten, Geld oder ein guter, reicher Weinkeller. Der Rubel rollt bei den Koſaken. Der Krieg bereichert ſie. Aber die Freude am Zerstören bleibt den letzten Ruſſen. Oft gab's völlig unſchädigte Orte, in denen die Ruſſen kurz vor dem unerwartet ſchleunigen Abzug noch Feſte feierten. Wiederholt fanden deutſche Truppen in den Scheunen, aus denen Stroh oder Heu geholt werden ſollte, ſanft ſchlummernde, manchmal noch berauschte Ruſſen, die zwar überrascht, aber nicht ungern folgten. Ihnen war das Ende des Krieges im wahren Sinne des Wortes „im Schlafe“ gekommen. Ich ſah ſie ſpäter an unſerer Feldſtücke mit recht vergnügten Geſichtern wieder. Sie hatten es ſich doch wohl ſchlimmer bei den Deutſchen vorgeſtellt, denn es war ihnen des öfteren bekannt gegeben, daß die Deutſchen alle Gefangenen quälen und dann töten. Und die Stodruſſen glauben daran. „Sonst“, meinte einer der Gefangenen einmal, „kamen noch viel mehr.“ Unter den Gefangenen bei der vorzüglich ausgebauten Bahn- und Waldſtellung zwiſchen Gury und Koblyn (Feſtungsbahn) war ein Württemberger, ein Landmann aus Sibirien. Sein Korps hatte 28 Deutſchſprechende. Bei dem Hurra der Deutſchen nach dem Fall Warſchau, von dem ſie nichts wußten, holte er ſich eine Tracht Prügel, weil er äußerte: „Da wird wohl Warſchau gefallen ſein!“ Abends wurde die Stellung geräumt. Der Druck im Norden war zu ſtark geworden. Mittags erhielten ſie den Befehl. In der Dämmerung beſetzten Koſaken die Stellung, die ſie nach Vernichtung der Uebergänge wieder räumten, um auf ihren Pferden zu entfliehen. Die Rückzugſtaſt der Ruſſen iſt ebenſo wie ihre Verteidigungskunſt anzuerkennen. Ihre Nerven ertragen das tollſte Artilleriefeuer aller Kaliber, trotzdem ein Gefangener behauptete: „Das hält kein Teufel aus!“ Beſonders unangenehm ſind ihnen die ſchweren Geſchoſſe, die in den verſchiedenen Stellungen, Infanteriewerken und Dörfern hervorragende Wirkungen erzielten.



Brassnysch und die Bahnstellung mit den umliegenden Ortschaften sind besondere Zeichen dafür. Im Ausbau von Verteidigungsstellungen ist der Russe Meister. Von Brassnysch bis zum Bug hatte er fast ein Duzend solcher Bauten. Bei einigen ist's aber nur zur Bezeichnung der Höhenlinie durch Pfähle gekommen, bei einigen war er wenigstens höflich und ließ Stacheldraht, noch unbenutzt, zurück. Jedenfalls sind es Anzeichen, daß der Gegner auf einen derartig schnellen Rückzug nicht vorbereitet war. Bei den rückwärtigen Stellungen mußte die Zivilbevölkerung mithelfen; die Soldaten mußten Tag und Nacht schaffen. Die Ausnutzung des Geländes ist bei den Russen vorzüglich. Jeder Höhenlinie ist der Graben angepaßt. In jeder Verteidigungsstellung sind Flankierungsgräben angebracht; oft sind die Stellungen stadtwerkartig ausgebaut und mit starken Balkenlagen versehen, oft täuscht man durch Erdaufwürfe Infanteriewerke vor. Rückwärtige Stellungen mit Verbindungsgräben deuten immer auf den erwarteten Rückzug. Mit diesen zurückgegangenen Armeen

genannte russische Abendszenen im Streuverfahren. Morgens war dann die Artillerie oft verschwunden.

Das kleine zischelnde Geräusch des „einsamen Wanderers“ (kleine Schrapnells) war neben dem unangenehmeren „alten Herrn“ (schwere Granate) volkstümlich geworden. Der „alte Herr“ konnte jedoch zu Zeiten recht unangenehm werden. So mußte die Brigade in Kunin ihre Unterstände räumen, und wir selbst waren oft zum Quartierwechsel gezwungen. In Sascha überraschten uns die „kleinen Dinger“ schon morgens um 4 Uhr und vertrieben uns zu unfreiwilligem Waldspaziergang. An dem Narew gab es bei einer der Batterien Tote und Verwundete. Ein Volltreffer bei Sascha vernichtete einen Unterstand. Später konnte ich von des Gegners Seite den Rundblick sehen: die Brücke, der große Weg, die Ortschaften, es lag alles auf dem Präsentierteller. Es war erstaunlich, daß unter diesen Umständen der Russe mit seinen Batterien nicht mehr Erfolg erzielte. Und eine Stellung gleich der anderen. Immer war der Gegner im



88

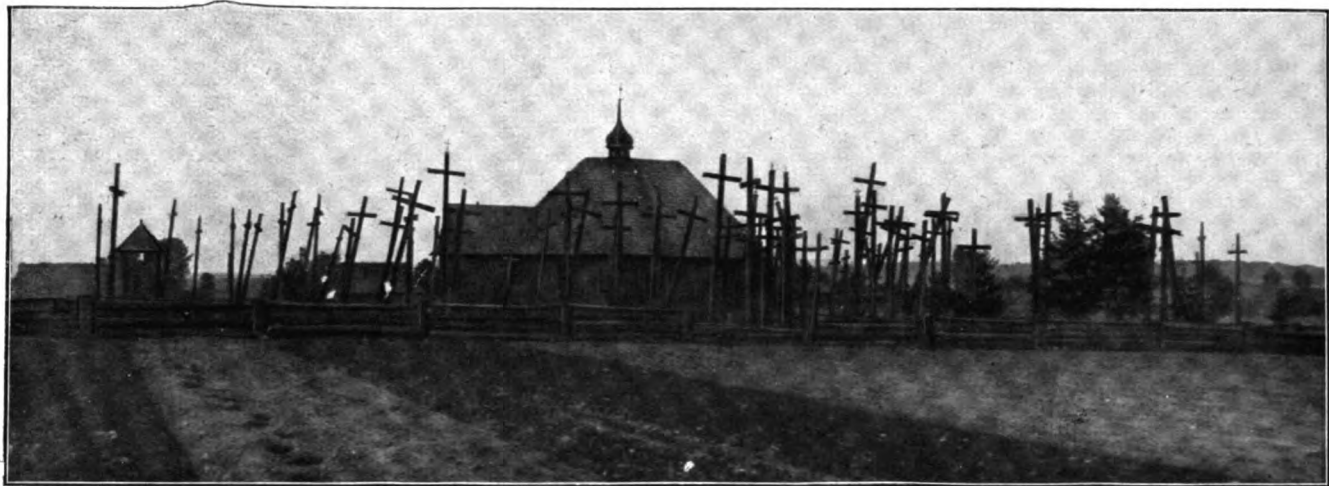
Rast auf dem Marsch nach Verfolgung des Feindes in Richtung auf Orla.

88

ist in absehbarer Zeit auf eine nachhaltige Offensive nicht zu rechnen. Die wiederholten Nachtschmangriffe zersplitterten im Entstehen. Bei Bozki wurde auch mit viel Alkohol nachgeholfen. Aber vergebens! — Im Morgengrauen wurde der Angriff erkannt, und deutsche Maschinengewehre richteten die auf freier Fläche sinnlos Angreifenden toll zu. Berge von Leichen bedeckten das Feld. Zwei Zivilisten, die sich zu früh aus einem sicheren Loch hervorwagten, mußten auch daran glauben und wurden von Schrapnells getötet. Die zahlreichen jüdischen Familien kamen erst später aus dem Walde heraus.

Den heftigsten Widerstand leistet der Russe natürlich an den Fluß- und Bahnübergängen. Der Bau der Brücken verzögerte unseren Vormarsch wenig, da unsere Pioniere sofort an die Arbeit eines neuen Brückenbaus gingen. An einigen Orten kam der flüchtende Kosak nur zu den vorbereitenden Maßnahmen — es lag Heu unter den Brücken — der nachdringende Gegner ließ ihm keine Zeit zur Zerstörung und Entzündung. Außer den Fluß- und Bahnübergängen waren die Höhen- und Dorfstellungen als Verteidigungslinie gegeben. Mauern waren zur Verteidigung eingerichtet; in Anlehnung an Kirchen und Dorftränker waren Gräben ausgehoben. Die russische Artillerie, die anfangs noch sehr wirksam war, stand meist an den Straßen, um im Notfalle möglichst schnell fortzukommen. Abschiedsgrüße wurden mit größter Entfernung abgesandt, um zu sagen und zu täuschen: wir sind und bleiben hier! — Zur gegebenen Zeit kam der tägliche so-

vorteil. Überblick, Sicht, Schußfeld, Kenntnis des Geländes waren vortrefflich. Aber es fehlte den Russen der innere Halt, das ewige Zurückgehen macht unruhig und müde, und nach Gefangenenauslagen — Gefangene gab's immer zahlreich — hielten die Russen oft Stellungen, die mehrere Tage verteidigt werden sollten, nur eine Nacht. Groß war die Freude als nach Überschreiten der Bahnlinie Ostrow und Malkin, Bjel und Orla erreicht und der Anschluß an die südlichen Truppen gefunden war. Da kam auch die Nachricht vom guten Fortschritt der Armee Madajew. Im Süden war eine österreichische Kavalleriebrigade bis zum Bug vorgedrungen, und nun ging's Hand in Hand mit dem Verbündeten weiter. Eine österreichische Schützenbrigade zeichnete sich bei einem nächtlichen Überfall durch ihre Unterstützung am rechten Flügel unserer Armee besonders aus. Große Waldstrecken wurden einfach umgangen. In den mächtigen Wäldern fand sich noch mancher versteckter Russe, den unsere Kavallerie zu den höheren Stäben brachte. Maschinengewehre waren im Sumpf stecken geblieben, Infanterie-Kompagnien führten hinter der letzten Gruppe eroberte Maschinengewehre mit sich. Eine Feldwache nahm an der Kirche von Grodsk fast 100 Mann gefangen. Dem Verhören der Gefangenen wohnte ich oft bei. Aus den Zusammenstellungen der Regimenter und Korps ergab sich manch wichtige Nachricht. Die Truppenteile waren bei den Russen schon ziemlich durcheinander gekommen. Im allgemeinen ist der russische Gefan-



88

Charakteristischer russischer Dorffriedhof.

88

gene stumpf und schlecht unterrichtet. Es wird ihnen von ihren Vorgesetzten fast nie etwas erzählt. Es steht immer gut. Alle Altersklassen und Regimenter sind vertreten. Viele Mannschaften sind erst wenige Monate im Felde. Bei Krasne kämpften Truppen, die uns im Stellungskrieg bei Rawa gegenüber gestanden hatten. Sie waren schnell nach Norden geworfen worden.

Auch unsere feindlichen Flieger aus Bolimow glaubten wir wiederzuerkennen. Monatelang war die Linie Sochatschew-Kencyce-Bolimow-Skiernewice-Rawa besetzt gewesen, und nun fiel alles auf ein Mal. Selbst die stark besetzte Blonje-Stellung leistete keinen langen Widerstand, und der Weg nach Warschau, um den nun schon zum zweiten Male gekämpft wurde, war frei. Wie oft war um die Höhe 95 bei Dolowathe gestritten, welches Ereignis war ihre Einnahme, und wie gering mutet sie jetzt nach den beispiellosen Erfolgen an! —

Unvergessliche landschaftliche Bilder haben sich dem Gedächtnis eingeprägt. Die wohlhabenderen Gegenden am Bug und am Kurzec bieten schöne Täler mit Viehherden, viel gutes Ackerland und Wald. Kiefern und Erlen in den Niederungen herrschen vor. Von Wild ist wenig bemerkbar. Es hat sich wohl in ruhigere Striche zurückgezogen. Nach dem Überschreiten der Grenze zwischen Polen und Rußland-Polen werden die Zerstörungen sichtlich geringer. Hier ließen die russischen Befehlshaber den Zügeln nicht so freien Lauf.

Aber unsere schwere Artillerie mußte ihr Werk tun, denn die Ausnutzung der Ortschaften durch den Feind, auch für Maschinengewehre, schaffte unserer Infanterie Verluste. Sie bat da oft um die Hilfe der schweren Brummer. Die Haubitzen und Mörser taten ihre Schuldigkeit: Grudzy, Ciechanowice, Kirche Dziatkowitsche, Wolska, Bocki u. a. können davon erzählen. Die Artillerievorbereitung gewann von Sturm zu Sturm an Bedeutung. Der moralische Gewinn ist ungeheuer. Oft — ich denke an die weißen Fahnen bei Piechanowitsche und Wolska — begann kurz nach dem Wirkungsschießen das Rückwärtslaufen der Russen und dann — nach einer Verlegung mit größerer Entfernung — die bessere Überlegung, zum Gegner überzulaufen. An der Bahn östlich Wolska sollte ein russisches Bataillon nachts stürmen, ging aber am Abend vorher mit größeren Teilen zu uns über.

Der Gewinn an Material und Beute ist erheblich. Holz ist in Ummengen vorhanden. Landwirtschaftlich gibt es recht fruchtbare Gegenden. Die Felder sind hauptsächlich mit Roggen und Kartoffeln bestellt, die Gärten mit Bohnen, Kohl und Kürbis. Die Bewirtschaftung ist mangelhaft, der Boden durchweg tragbar, aber schlecht gepflegte Acker, mangelhaftes, landwirtschaftliches Geräte, sehr schwaches Pferdmaterial hindern eine gute Bestellung. Das Getreide ist größtenteils vernichtet, die Scheunen meist heruntergebrannt. Da die Ernte schon in den Scheunen lag, ist



Matow nach dem Rückzug der Russen. Vorn im Wasser die Überreste der von den Russen verbrannten Brücke auf dem Wege nach Schellom.

den Bauern ihr tägliches Brot genommen. Wie wichtig dem Polen das Getreide ist, sieht man schon an den Scheunen, die meist besser als ihre Wohnhäuser sind. So zogen wir es oft vor, in den Scheunen zu übernachten. Die Ungezieferplage in den Bauernhäusern (außer Läusen gibt es Wanzen und Flöhe) ist groß. Die Unreinlichkeit zeigt sich durchweg, und wir fanden selten ein einigermaßen sauberes Quartier. Dazu herrscht hier auch die schreckliche Fliegenplage. Eben so wie der Schmutz unvermeidbar ist, finden sich die Bauernhäuser in gleicher Geschmacklosigkeit vor. Es gibt kein Interesse für ein freundliches Heim. Allein die Kirchen mit ihren Zwiebeltürmen zeigen selbst in den schmutzigsten Dörfern Schmutz und eine auffallende Sauberkeit und dienen daher meistens den Verwundeten. Der Innenschmutz ist bunt und reichhaltig. Es fehlt den polnischen Frauen bei ihrem Kinderreichtum an Zeit für Sauberkeit, zumal der Pole selbst sehr bequem ist. Nur eine scharfe Beaufsichtigung könnte hier vielleicht Abhilfe schaffen. Eine Freude und Annehmlichkeit ist es für unsere Truppen natürlich nicht, nach allen Strapazen nicht einmal die Wohltat einer „läusefreien“ Unterkunft zu haben. Da auch die unregelmäßige Ernährung und das schlechte Wasser aus den tiefen unsauberen Holzbrunnen mitsprechen, steigern sich die Entbehrungen, und es ist

oft nicht leicht, diese Begleitererscheinungen des Krieges mit Humor zu ertragen.

Aber eines muß ich noch sagen. Trotz des häufigen Regens waren die Operationen im Durchschnitt von gutem Wetter begleitet. Die Nächte unter freiem Zelte waren erträglich, die Pferde konnten bivaktieren. Den Fliegern wurde die Möglichkeit, dem flüchtenden Feind zu folgen, durch klares Wetter gegeben. Die Artillerie hatte gute Sicht, trotz der oft sehr schwierigen und gefährlichen Beobachtungsstellen, die manchmal sogar im Strichfeuer der Infanterie lagen, und der angreifende Russe blieb immer im Nachteil.

Nun kommen schon in Rußland Anzeichen des Herbstes. Die Vogelwelt, die sich durch kein Artillerie- oder Infanteriefeuer verschrecken läßt — Lärchen jubilieren zwischen den Schrapnells! —, zieht sich schon zusammen. Die Schwalben bilden Scharen und üben ihren weiten Flug für wärmere Länder.

Wird unser Winter- und Weihnachtswunsch in Erfüllung gehen, oder werden die Schwalben in ihr altes Heim wiederkehren und uns noch vorfinden? — Wie dem auch sei, unsere Siegeszuversicht ist unbegrenzt. Um so schöner, um so reicher grüßt uns unsere liebe, deutsche Heimat.

Rußland, Ende August.

Carl Lange,
Oberleutnant im Felde.

☐ Neue Kongoschwindeleien. Von Legationsrat Dr. Alfred Zimmermann. ☐

Die landflüchtige belgische Regierung hat trotz der Eile, mit der sie erst Brüssel und dann Antwerpen und den belgischen Boden verlassen mußte, Zeit gefunden, den größten Teil der Aktenstücke, die den Beweis für ihre neutralitätswidrige Politik liefern würden, bei Seite zu schaffen. Die Archive des Kongostaats sind verschwunden. Von den Papieren des belgischen auswärtigen Ministeriums sind nur vereinzelte Bündel aufgefunden worden. Wie die daraus von den deutschen Behörden veröffentlichten Bruchstücke beweisen, hatten die belgischen Machthaber guten Grund zu ihrer Handlungsweise. Wenn auch anzunehmen ist, daß König Leopold II. bereits vor seinem Tode die gefährlichsten Aktenstücke hat dem Feuer übergeben lassen, so ergibt doch der von den Deutschen aufgefundene Schriftwechsel noch so viel Belastendes, daß es den gewesenen Leitern der Geschicke Belgiens nicht leicht fallen wird, ihr Verhalten vor der Welt zu entschuldigen. Schon jetzt steht für jedermann, der sehen will, fest, daß Belgien seit Jahren sich völlig in die Gewalt Englands begeben hatte. In der Annahme, daß Deutschland über kurz oder lang von den Briten völlig eingekreist, lahm gelegt und vielleicht ohne Schwertstreich seines Kolonialbesitzes und seiner Flotte beraubt werden würde, hatten Leopold II. wie sein Erbe kurzerhand alle vertraglichen Verpflichtungen wie ein altes Hemd abgestreift und Belgien den Briten gegenüber in eine ähnliche Stellung versetzt, wie sie Portugal seit langem einnimmt. Während es Deutschland gegenüber bei jeder Gelegenheit seine vertraglich verbürgte Stellung ins Feld führte, handelte Belgien sonst seit Jahren, wie wenn es ein Mitglied des englisch-französisch-russischen Bundes wäre. Jetzt, wo das falsche Spiel der belgischen Regierung unwiderleglich aufgedeckt ist, sucht sie durch neue Lügen und Verleumdungen Deutschlands sich zu rechtfertigen. Sie beschuldigt letzteres kurzerhand, vor Jahren die Aufteilung des Kongostaats unter Ausschaltung Belgiens geplant und sogar mit Frankreich eingehend erörtert zu haben. Der Welt soll damit eingegeben werden, daß Belgien geradezu gezwungen gewesen sei, gegen Deutschlands räuberische Pläne Rückendeckung bei England zu suchen. Die deutsche Regierung hat diese angebliche Enthüllung schlagend beantwortet. Nach einem Berichte des belgischen Gesandten in Berlin vom 2. April 1914 sollte der französische Botschafter Cambon eine deutsche Anregung auf Teilung des Kongostaats entrüstet abgewiesen haben. Die deutsche Auffassung von der Unfähigkeit Belgiens, die in Afrika übernommenen riesigen Aufgaben zu lösen, werde weder von Frankreich noch England geteilt. Unter den von dem deutschen Staatssekretär des Auswärtigen ins Auge gefassten Bedingungen sei daher jede Verständigung unmöglich. Die deutsche Regierung erwiderte darauf in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“: Dem Staatssekretär von Jagow habe bei seiner Unterredung mit Cambon nur der Gedanke vorgeschwebt, daß der im Artikel 16 des deutsch-französischen Marokkoabkommens vom 4. November 1911 vorgesehene Fall von Veränderungen des territorialen Status quo im Kongobeden praktisch werden könnte. Der erwähnte Artikel lautet: „Für den Fall, daß die territorialen Verhältnisse des vertraglichen Kongobedens, wie sie in der Berliner Akte vom 26. Februar 1885 festgelegt sind, von Seiten des einen der vertragsschließenden Teile verändert werden sollten, werden diese sowohl miteinander wie auch mit den übrigen Signatarmächten der erwähnten Berliner Akte darüber ins Benehmen treten.“ Über den Sinn dieser Abmachung hat man sich seiner Zeit vielfach den Kopf zerbrochen. Die deutsche Re-

gierung bietet jetzt die Erläuterung. Der Artikel sei daraus entstanden, daß Frankreich damals Deutschland sein Vorkaufsrecht auf den belgischen Kongo angeboten hatte. — Um das Maß voll zu machen, fügt die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ dieser Enthüllung die Bemerkung zu, daß diese Tatsache der belgischen Regierung genau bekannt gewesen sei. Habe doch der politische Direktor im belgischen Auswärtigen Amte am 29. März 1912 mit dem deutschen Gesandten in Brüssel offen darüber gesprochen und seiner Entrüstung über das Verhalten Frankreichs Luft gemacht! Mit Recht fügt die Norddeutsche dieser Enthüllung die Bemerkung bei, daß die Belgier durch Aufdeckung der im April 1914 zwischen Deutschland und Frankreich geführten Verhandlungen uns noch einen andern unbeabsichtigten Dienst erwiesen hätten. Sie hätten aller Welt deutlich gemacht, wie wenig Deutschland, entgegen den späteren Behauptungen Cambons, noch im Frühling 1914 an einen Krieg dachte!

Leider ist es nicht immer geglikt, so rasch und schlagend die Lüge der früheren Machthaber Belgiens aufzudecken. Besonders Leopold II. ist stets so vorsichtig vorgegangen, daß selbst seine Vertrauten nicht in alle seine Maßnahmen eingeweiht waren. Er hat außerdem meist dafür gesorgt, daß die Belege für seine Mächenschaften rechtzeitig vernichtet wurden. Vielfach ist man daher über seinen Anteil an den Geschicken Europas im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts nur auf Vermutungen angewiesen, und es wird noch lange dauern, bis durch Vergleich der Aktenstücke verschiedener Länder einigermaßen Klarheit über seine verhängnisvolle Tätigkeit entstehen wird. Immerhin ist es schon jetzt möglich, von einzelnen seiner diplomatischen Taschenspielerstreiche sich ein Bild zu machen.

Den ersten verübte er im Frühjahr 1884 gelegentlich der Gründung des Kongostaats. Bekanntlich hatte König Leopold in seinem Drang zur Erwerbung eines Kolonialreichs nach verschiedenen vergeblichen Versuchen seine Blicke auf das von Stanley entdeckte Kongobeden geworfen und den genannten Reisenden für seine Zwecke gewonnen. Aber seine Pläne drohten an dem Streben Englands, die Kongomündung und das Küstenland unter seinen und des früheren Besitzers dieser Gebiete, seines Vasallen Portugal Einfluß zu stellen, Schiffbruch zu leiden. Am 26. Februar 1884 schloß England mit Portugal nach verschiedenen gescheiterten Versuchen einen Vertrag, der die Kongomündung und Nachbarschaft unter die portugiesische Herrschaft stellte und Handel und Verkehr in diesen Gebieten durch eine englisch-portugiesische Kommission regeln lassen wollte. Ein solches Abkommen hätte die Association internationale du Congo, wie König Leopolds Kongounternehmen sich damals fälschlich nannte, für immer vom Meere abgesperrt und unter Englands Vormundschaft gestellt. Leopolds II. Pläne waren also aufs gefährlichste bedroht. Hilfe konnte er nur erwarten, wenn die Staaten, die bereits unter Deutschlands Vorantritt gegen die englisch-portugiesischen Kongoverträge Stellung genommen hatten, festblieben und die Freihaltung des neu entdeckten Stromgebiets für den Handel aller Welt erzwingen. Um sie dazu zu bringen, setzte König Leopold alle seine Mittel in Bewegung. Er schmeichelte den Staatslenkern, kaufte Presseleute, gewann Diplomaten, nützte seine verwandtschaftlichen Beziehungen aus. Es glückte ihm zuerst in Amerika. Unter dem 10. April ermächtigte dort der Senat den Präsidenten, die Association internationale ohne Rücksicht auf Portugals Ansprüche als die Herrscherin des Kongobedens anzuerkennen.

Gleichzeitig ersuchte der Senat den Präsidenten, mit den andern Mächten ein Abkommen wegen der Freiheit von Handel und Schifffahrt für alle Aktionen in jenem Gebiete zu schließen! Der deutsche Reichskanzler zeigte sich ebenfalls sehr geneigt, für die Association einzutreten. Am 18. April 1884 ließ er in Lissabon erklären, daß das Deutsche Reich den Vertrag vom 26. Februar für seine Angehörigen nicht als verbindlich anerkenne. Wenige Tage später schlug er Frankreich, Spanien und Holland gemeinsame Maßregeln gegen das Abkommen vor und setzte England von seiner Stellungnahme in Kenntnis! Während aber Bismarck in dieser Weise für König Leopold, dessen Nutzen er in dem Falle für den Vorteil der ganzen Welt ansah, tätig war und den englisch-portugiesischen Vertrag zu Falle brachte, verriet der König der Belgier hinter seinem Rücken in schönester Weise Deutschland. Am 23. April 1884 gab er Frankreich in tiefstem Geheimnis, um sich seines Beistands zu versichern, namens seiner Association die feierliche Zusage, daß Frankreich das Vorkaufsrecht auf das Kongogebiet besitzen solle, falls die Association sich eines Tages genötigt sehen sollte, ihren Besitz aufzugeben! Dieser Streich war unzweifelhaft gegen Deutschland wie England gerichtet. Leopold II. wußte ja so gut wie

wurde damit seiner einzigen Waffe gegen die englischen Übergriffe in Ostafrika beraubt. Frankreich, das damals seine Blicke auf das herrenlose Nilquellengebiet gerichtet hatte, sah seine Hoffnungen zu Wasser werden. Aber der schlaue Belgier hatte denn doch gar zu wenig an seine älteren vertraglichen Verpflichtungen gedacht. Diese aber stellten sich der Verwirklichung des neuen Abkommens unbedingt entgegen. Die Verträge, denen der Kongostaat sein Bestehen verdankte, verboten eine Änderung seiner Grenzen ohne Zustimmung aller Unterzeichner. Zum Überflus hatte der Kongostaat noch 1897 sich Frankreich gegenüber ausdrücklich verpflichtet, seine Nordgrenze nicht über den vierten Breitengrad vorzuziehen. Angesichts des Einspruchs der deutschen und französischen Regierung mußten England und Belgien das neue Abkommen fallen lassen.

Wenige Jahre später aber kam es zu einem neuen Streite des Kongostaats mit Deutschland, diesmal wegen Grenzfragen. Die Belgier beanspruchten gegen die Jahrhundertwende das fruchtbare Gebiet der Westgrenze Ostafrikas, in dem der malerische Kivu-See gelegen war. See und Landschaft hatten vorher als unzweifelhaft deutsch gegolten. Die auf der Kongokonferenz zur Grundlage der Verhandlungen benützte Karte

Wieviel Kriegsanleihe hast du gezeichnet? - Es ist noch Zeit bis zum 22. September.

alle Welt, daß Frankreich es auf einen ernstlichen Streit mit England nicht ankommen lassen könne. Wenn letzteres zu dem Geschäft schwiege, bewies das eben, daß es damit einverstanden war. — Es war dieses in so eigenartiger Weise im Jahre 1884 hinter dem Rücken Deutschlands erworbene Vorkaufsrecht, das Frankreich im November 1911 diesmal ohne Befragung Belgiens, zur Ablösung der deutschen Ansprüche auf Marokko verwenden wollte!

Zehn Jahre später machte Leopold II. einen neuen Versuch, auf Kosten Deutschlands Vorteile in Afrika herauszuschlagen. Schon lange hatte er seine Blicke auf das von den Wahdisten eroberte Nilquellengebiet gerichtet. Er hoffte nicht allein sich der dort angeblich aufgespeicherten, großen Eisenbeinvorräte eines Tages bemächtigen zu können, sondern hoffte von der Äquatorialprovinz aus auch einen Zugang zum Mittelmeere für den Kongostaat zu gewinnen. Die Gelegenheit erschien ihm damals günstig. England hatte den Plan des Baus einer Telegraphenlinie von Ägypten zum Kapland durch das Innere Afrikas ins Auge gefaßt. Es kam ihm darauf an, die Linie durchweg auf eigenem Grund und Boden anzulegen. Das war aber an der Strecke, wo Deutsch-ostafrika im Seegebiet unmittelbar an den Kongostaat grenzte, nicht möglich. Diese Lage nützte der König aus. Er schloß mit England ein Abkommen vom 12. Mai 1894, wonach er an der Ostgrenze des Kongostaats ihm einen schmalen Landstreifen für den Bau des Telegraphen abtrat. Dafür verpachtete ihm Ägypten das ganze obere Nilgebiet! Die Überraschung über diesen Streich in der Welt war groß. Deutschland

ließ darüber keinen Zweifel. Da zeigte sich aber, daß nach den Grenzbestimmungen auf der Karte, die Belgien bei seiner Auseinandersetzung mit Frankreich über die Grenzen des beiderseitigen Besitzes benützte hatte, die Linie im Osten so gezogen war, daß der Kivu-See ins Kongogebiet fiel. Diesen Vertrag hatte die Kongoregierung seinerzeit dem deutschen auswärtigen Amte zur Kenntnisnahme überreicht. Letzteres hatte in der selbstverständlichen Voraussetzung, daß an den mit Deutschland vereinbarten Grenzen nichts geändert sei, den Eingang der Note becheinigt. Nun aber berief sich die Kongoregierung einfach darauf und behauptete, Deutschland habe dadurch, daß es seinerzeit nicht sofort gegen die geänderte Grenzlinie Widerspruch eingelegt, sich damit einverstanden erklärt. So wenig berechtigt! diese Auffassung war, und so zweifellos Deutschlands Recht feststehend, hat Belgien mit stiller Hilfe Englands und Frankreichs seinen Anspruch Jahre lang hartnäckig verfochten und schließlich von Deutschland einen Teil des zu Unrecht geforderten Gebiets erpreßt!

Das sind nur einige Proben von der hinterlistigen Art, wie Belgien seine Kongointeressen vertreten hat. Wollte man alles hervorheben, was es in der Kolonie noch sonst an schreienden Verletzungen von Recht und Menschlichkeit, Treue und Glauben begangen hat, dann könnte man Bände füllen. Man denke nur an die unerhörte rechtswidrige Festnahme und Hinrichtung des englischen Kaufmanns Stokes und an die ungeheuerlichen Grausamkeiten gegen die Eingeborenen, die seinerzeit zu dem langen, erbitterten Feldzug englischer Menschenfreunde gegen die Kongogreuel Anlaß gegeben haben.

■ In den Côtes Lorraines. Von Georg Dueri (3. 3. in Lothringen). ■

Der Abschiedsabend hatte sich in die Länge gezogen. Zwei empfahlen sich nach Rußland, der lange Landsturmann Heinz war zu den Gardefüsiliern nach Berlin eingezogen, und ich zielte nach den Côtes Lorraines. Der nicht-militarisierte Assessor spendete den Abschiedstropfen und hielt die Abschiedsrede. Dann griff unser gemeinsamer Lothringer Bekannter das Gespräch auf und flüsterte mir plötzlich zu: „Wissen Sie auch, daß morgen der Vorabend des Quatorze Juillet ist?“ — „Also der Dreizehnte — und was weiter?“ — „Ja, aber der Bierzehnte ist doch der Nationalfeiertag der Franzosen. Und sie werden am Vorabend des Festes auf Ereignisse drängen, die — ich bin wirklich besorgt um Sie!“

Und der Assessor sprach wieder über Abschiednehmen im Allgemeinen und im Besonderen und daß es selbstverständlich sei, daß niemand ohne Ahnungen in den Krieg ziehe. Ein Freund von ihm habe —

Der eine der beiden Offiziere, die nach Rußland zu ziehen hatten, begann sofort an seiner Uniform zu reiben, zu fragen und zu jucken und behauptete, er höre sich schon in einem mühsamen Russisch fragen: „Bitte mein Herr, wo ist das nächste Laufsoleum?“

Der Militärzug fuhr am grauen Morgen weg, und das gleichmäßige Poltern der Räder gab mir den versäumten Schlaf zurück, bis der Posten in Amanweiler meine Papiere forderte. Ich war des Erwachens froh — der Assessor hatte sich in meine Träume geflüchten und wollte eben den letzten meiner Rockknöpfe losreißen. Ich mußte unwillkürlich erst

die ganze Knopfreihe nachzählen, als ich erwacht war: es fehlte von den Hirschhornknöpfen an meinem alten bayrischen Jagdrocke kein einziger. Jetzt donnerte es vom Süden und vom Westen her; ich war wieder mobil. Ein Zug, der uns entgegenfuhr, brachte Leichtverwundete und Urlauber. Ein Winter; dann rollten wir auf französischen Schienen weiter von Station zu Stationen. Französische Inschriften, deutsche Anschläge, deutsche Farben, bayrische Eisenbahner, Höhlenwohnungen: Balken, Erde, Steine, Sandsäcke über Unterständen allerorts; hier beginnen die Flieger zahlreich zu werden.

■ Ach, die Flieger! Tief im Südwesten eine unglaubliche Anzahl von Schrapnellwolken in der Luft. Das Fernglas zeigt viele winzige Libellen in großer Höhe am Rand der Côtes Lorraines, etwa über Wigneulles. Sie scheinen von einem bleigrauen Dampfball nach dem andern zu flattern wie Schmetterlinge auf dem Raschzug. Und immer wieder taucht ein neuer Wolkenball am Himmel auf, und immer schwirren die Falter wieder weiter, viele, viele Falter. Als wir an's Zählen dachten, war wohl bereits ein Duzend über die Côtes wieder zurückgefliegt, und wir sahen doch noch rund ihrer zwanzig über dem Raume von Wigneulles haften. Jetzt lösten sich zwei aus dem Haufen und zogen uns entgegen; sie standen schon über den Eichenwäldern vor St. Benoit und mochten die große Soldatensammlung im Nordwesten bereits eingesehen haben. Aber da kam aus der Richtung Mars-la-Tour ein deutsches Flugzeug auf etwa zweitausend Meter Höhe



88

Ein deutscher Doppeldecker, der von einem anderen Flugzeug aus photographiert wurde.

88

daher mit Kurs nach dem Feind, ein Kampfflugzeug offenbar, und die beiden Franzosen wichen aus, um wieder einzuschwenken und auch ihrerseits zum Gefecht klar zu machen. Man sah die Anfangsmanöver — und gerade jetzt fährt unser Zug weiter.

Der Schienenstrang geht mit militärischer Geradheit auf sein Ziel los; der Urwald des *Chaufour Bois* ist schlangweg durchschnitten, und man kann vom Wagenfenster aus einen Blick in französische Forstwirtschaft tun, den die Undurchdringlichkeit dieser alten Eichenwälder sonst nicht erlaubt. Eichen von drei oder vier Generationen — wenn mir der Forstmann diesen Ausdruck erlauben will — decken wild aus dem Boden gewachsen eine große Fläche Landes ein; zwischen Stamm und Stamm ein Labyrinth von Gestrüpp, Geborn und Gesträuch. Der große Wald ist ganz sich selbst überlassen, und wo die Eichel hinfällt, ohne von Wildschweinen, Hähern und anderem Getier gefressen zu werden, ohne zu ersticken und zu vergründen, da versucht eben ein Bäumchen zu sprossen und mit einem Minimum an Licht und Luft groß zu werden.

Der Militärzug verläßt den Wald, und die Cötes zeigen sich nah: eine wunderschöne Gruppe von Bergrücken, dicht belaubt und bewachsen.

Vigneulles. Ruinen an Ruinen. Man meint noch alten Brandgeruch zu atmen. Deutsche und französische Geschosse haben den Ort zerstört, und es hat aller Kunst unserer Leute bedurft, Wohnstätten aus dem Schutt zu gewinnen; aber immerhin nicht so viele Wohnstätten, daß die fortwährende Beschließung des Ortes durch die Franzosen zweckgemäß genannt werden könnte. Ach ja: und die Fliegerbesuche! Ich gebe meinen Rucksack ins Quartier, um den Ort zu durchschweifen und nach den Spuren der vielen Flieger zu sehen. Es schießt mir plötzlich wieder durch den Kopf: *Le quatorze Juillet!* Le quatorze Juillet! Drei Duzend Flugzeuge rücken aus, den Vorabend des Festes einzuleiten! Wie, wenn der Pariser an diesem quatorze Juillet beim Morgentasse in die Zeitung guckt, und die Zeitung vermag ihm keine Heldentaten der glorreichen Armee zu melden?

Na ja, man weiß, wie der französische Tagesbericht vom 14. Juli aussah: fünfunddreißig unserer Flieger warfen über hundert Bomben — furchtbare Wirkung! Gemach — ich sah ein paar größere Kraterneubildungen in den Wiesen, und ins *Pferdelazarett* wurden drei durch Bombensplitter leicht verletzte Gänse eingeliefert. Ein braver Reiter mußte ins Lazarett. Und sonst machten sie im improvisierten Wirtshaus „Zum *Bavrischen Donis!*“ in *Vigneulles* faule Witze über den französischen Morgenbesuch: wenn laut einem landesväterlichen Befehl des Herrn *Boanerkare* (nicht anders nennen unsre Münchener Soldaten den ungekrönten Mann) jeder *Pioupiau* am 14. Juli fünfzig Gramm Marmelade Kostzulage erhalte — soll er da schon die Kraft zu Heldentaten sich einverleiben? „Warum zahlt er eahna denn soa Maß Bier? Dee ham sih a traurigs Mannsbild rausgjuacht, dee Franzosn!“ —

Ein frischer Wind hatte den Himmel schon von den letzten Schrapnellwolken reingefegt, und die Sonne schien heiß, als ich meinen schweren Rucksack wieder aufnahm. Ganz reizende Pfade führen auf die Cötes, an üppigen Weingeländen vorbei; grünes, volles Laub ohne Spuren von Krankheit, obwohl nun der Winzer ein zweites Mal nicht mit der Spritze durch die Weingärten ging. Die Stöcke fehlen an den Reben; unsere frierenden Soldaten haben das dürre Holz im Winter verheizt, und die Pflanzen müssen zusehen, wie sie mit eigener Kraft zur Sonne streben können. Ein Wiesenteppich ist wild unter dem Wein aufgekomen, Unkraut schießt ins Maßlose, und gleichwohl gedeihen die Stämmchen, und dichte schwere Trauben runden sich. Es wird Weinfrucht in Fülle geben.

Ich marschierte nordwärts. Der Divisionär, *Exzellenz B.*, nahm mich gastlich auf. Als ich den großen breitschultrigen Soldaten sah, kam mir der kleine geschniegelte französische Major wieder ins Gedächtnis, den sie neulich mit anderen Gefangenen vom *Priesterwald* eingebracht hatten. Winzig, engbrüstig, das Gesicht verludert. Ich hätte ihn gern neben dem deutschen Divisionär gesehen, das Verlebte neben der Kraft, und hätte mir dann wieder gern seine Augen studiert, wie damals am Bahnhof zu *Wex*, als sie groß und mit trübem Erstaunen den Bahnhof, das Postamt und die Hotelzeile abirrten. „Wie!? Nicht zerstört? Und man erzählte doch . . .“

Und monsieur le commandant sank in ein Häuflein Elend zusammen. —

Es gibt natürlich in den Kampfgebieten an den Cötes etwas viel Ruinen, aber da und dort läßt sich's noch gut wohnen, und im übrigen schafft sich der Soldat aus dem Nichts ein Heim, um das ihn mancher zuhause beneiden möchte.

Der Divisionär wies mir das Fahnenzimmer an. Preußische und bayrische Fahnen ruhten sich zusammen im Stellungskrieg aus, in dem sie nicht froh und frei flattern können. „Der ruhigste Raum im Hause“, sagte *Exzellenz*; „den Dienst des Bedens versehen die französischen Flieger mit großer Buntlichkeit. Aber im übrigen werden Sie gut schlafen — außer wenn Sie die ganze Nacht aufstehen und vor den Fahnen salutieren zu müssen glauben.“

Mag sein, daß etliche Monate vorher der Raum nicht so gemächlich aussah: an der Außenwand staken viele Schrapnellfugeln. Über der ganzen Gegend hatte der Sturm getobt, und verlassene Schützengräben und neue Grabhügel zeichneten die Geschichte eines ernsten, blutigen Jahres, das den tiefen Frieden der schönen Landschaft überrascht hatte. Von den Einwohnern ist ein spärlicher Rest zurückgeblieben, nach stürmischer Zeit wieder beruhigt aber etwas erstaunt noch, den deutschen Soldaten anders zu finden, als ihn die Pariser Presse schilderte; wieder zum gallischen Temperament zurückgekehrt; gut genährt aus deutschen Soldatenküchen; und dann, eben noch in der Heimat wurzelnd, nach

der die Fortgeeilten sich sehnen und um die die Fortgeschafften sich sorgen.

Halloh — der „Krug zum grünen Kranz!“ Aus einer französischen Kneipe hat sich eine saubere Münchner Wirtschaft herausgeschält, in der gut Bier und Wein zu haben ist. Fröhliche Sprüche an den Wänden.

Wir heben die Krüge: Heil, Heil! Hauptmann G., der Südwestler, war wieder einmal von der Verwundung genesen, war wieder einmal draußen und präsierte wieder einmal der Tischrunde. Er hat sich in diesem Krieg zwei Spitznamen erworben, die ihm dauernd bleiben werden: der Drückerberger und Simulant — weil er sich gesund simuliert hat und weil er sich vom Lazarett gedrückt hat. Wohlsein!

Ich zog vom Frühlingshopp auf den Bummel durch das Soldatendorf. Mit groben Kommissstiefeln polterte einer auf mich zu — der Segieth! Der Münchner Maler ist kaum wiederzuerkennen; rundlicher ist er geworden, straffer, und die bleiche Gesichtsfarbe der München-Schwabinger Zigeunerei ist erledigt. Ein bebrillter Unteroffizier gesellt sich uns als dritter — der Bröbft! (Ach, was ist der Leser unwissend: Bröbft und Münchner Bürgerbräu ist doch ein und dasselbe!) Dann fisch' ich einen Oberammergauer auf: sein Major hat mir schon von ihm erzählt: der brave Kerl war Diener bei

einem Stabsarzt und begann beleibt zu werden. Dann hörte er, daß sein Regiment Senegalnegern gegenüberlag. „Bittschön, Herr Stabsarzt, lassen S' mich wieder an die Front!“ Und da war er also wieder. Dann schielte ein Murnauer meine unverfälschte Bayernjoppe an: „Eahna muß ih scho amal wo glehgn ham!“ — „Wie geht's, Kamerad?“ — „Allweil fidel auf zwao Füäß.“

Am Berghang ein neugebautes Soldatendorf. Wenn ich einen Bauern aus dem Leizachtal mit verbundenen Augen hierherführe und ihm dann einen Blick in die bergige Gegend freigebe, so wird er sagen: „Aktrat wia dahoam, aktrat wia dahoam!“ Denn überall sind Almhütten und Blockhäuser entstanden, die kaum vom heimatischen Stil abweichen. Die knorrigen Geländer an den Hügelpfaden, die Balkenbauten, die gezierten Firste, die grünen Fensterläden, die Landschaft; und irgendwo klingt eine Zither. Und an dem Tisch im Freien wird der heimatische Tarok gespielt. Und der Kammerloher schimpft den Bäden Beni, „der wo allweil mit 'n Zehner auf d' Sau schind't, der Stopsler.“ Und in der Kantine sind „Spreizen“ zu haben, echte österreichische Sportzigaretten, und Käse und Röllmöpfe. Wie zuhause.

Aber ringsum brüllen Geschütze.

Und am Morgen weckte mich die Fliegerbombe.

So viele . . . Von Hugo Waldbier.

So viele sind in dieser Zeit zu sehen,
Die eh'mals froh im Kreise Froher schwärmten
Und nun mit ihren blassen, abgehärmten
Gesichtern müde durch den Alltag gehen . . .

Und viele Augen, die nach innen schauen,
Wo bange Seelen Zwiesprach mit den Mächten
Des Grames halten und in langen Nächten
Die ungeweihten Tränen niedertauen . . .

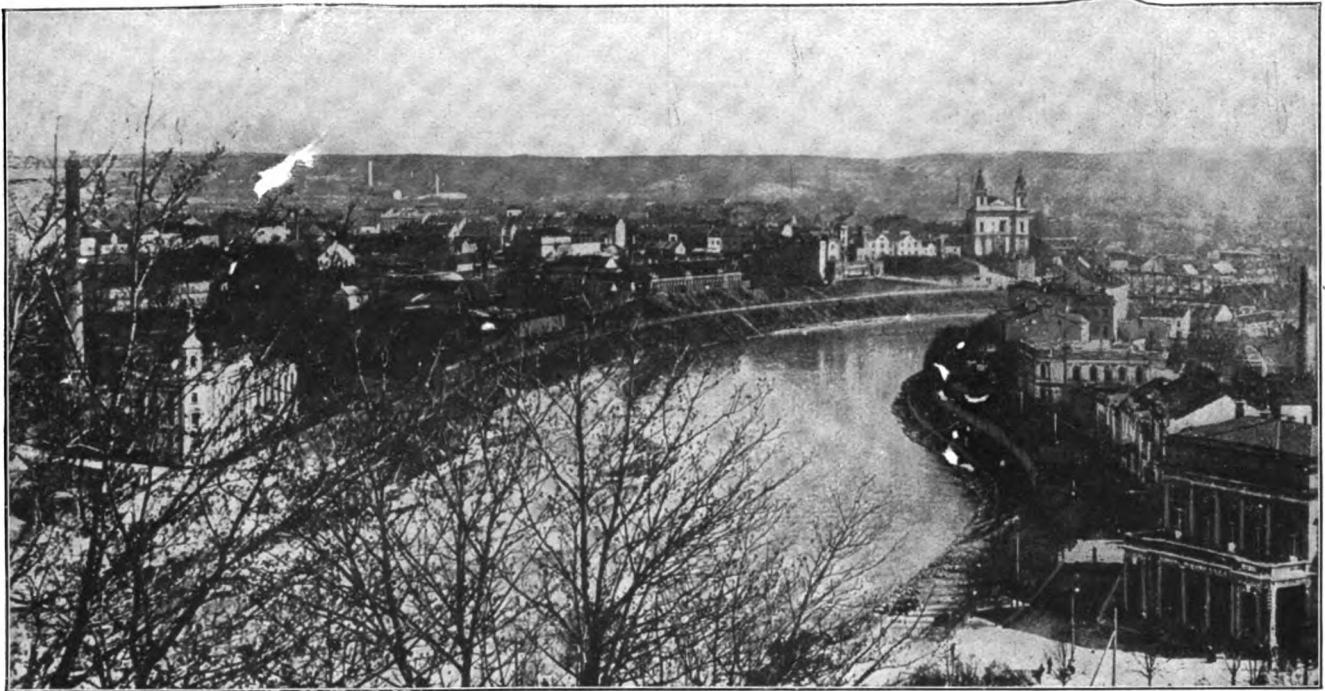
Die Siege im Osten.

Es ist ein untrügliches Zeichen, für das bei unsern Feinden immer mehr schwindende Vertrauen, den Krieg zu einem für sie günstigen Ende zu führen und einigermaßen glimpflich aus diesem so hinterlistig angezettelten Überfall Deutschlands hervorzugehen, wenn Tag für Tag fast von ihnen versichert wird, daß sie nicht eher ruhen würden, als bis Deutschland zerschmettert sei, bis sowohl im Westen wie im Osten kein deut-

licher Soldat mehr auf fremdem Boden stehe. Keinen Schritt breit vermögen die Franzosen und Engländer an der Westfront und an den Dardanellen, die Italiener am Isonzo und in den Dolomiten vorzudringen, und der Rückzug der Russen kannte kein Halt. Die russische Front wurde in drei Teile und mehr zerrissen. Die Einnahme von Riga und Wilna, die Befegung des wichtigen Eisenbahnpunktes Minsk, ist wohl



Deutsche Bagagekolonne beim Durchqueren des Bug. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.



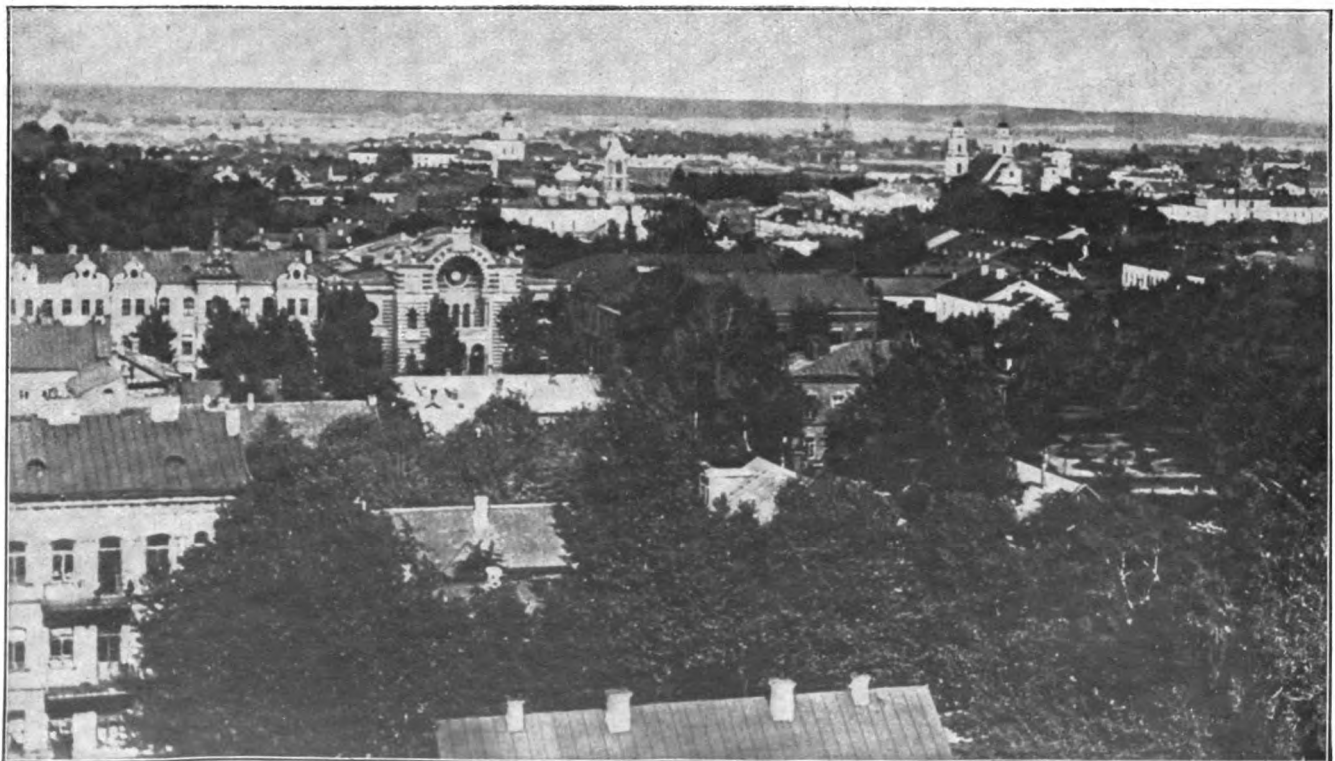
Die Stadt Wilna.

bald zu erwarten; selbst Petersburg halten die Russen für bedroht. Unaufhaltbar und mit überraschender Schnelligkeit rücken die deutschen Linien vor. Die Armee des Generals Bothmer, die Hand in Hand mit den tapferen österreichisch-ungarischen Waffenbrüdern in unaufhaltbarem Ansturm nach Osten stürmt, drängt die letz-



Gesamtansicht von Tarnopol.

ten Russen aus Galizien heraus. Tarnopol, die letzte große Stadt harret der Befreiung. Ob das anders werden wird, seitdem der Zar den Oberbefehl über Heer und Flotte übernommen hat? – Nein! – Vorwärts mit Gott für Kaiser und Reich. Es kann nicht anders sein. Nur das Volk, dessen Gewissen rein ist, wird den Siegestrang halten.



Ansicht von Minsk.

Kriegschronik:

9. September: Die City von London durch Marine-luftschiffe mit Bomben belegt. — Sieg bei Dienne le Château in den Argonnen. — Rückzug der Russen hinter die Zelwianka; Vormarsch österreichisch-ungarischer Truppen nordöstlich Solec; Nordufer der Jasolba bei Chomsk gewonnen; Erfolge bei Ostrow.

10. September: Kämpfe bei Souchez und am Schrah-männle. — Erfolge bei Friedrichstadt, Wilkomierz und Piefki. Olzianka genommen. Unsere Verfolgung nähert sich dem Bahnhof Kossow. Die Linie Tulatycze—Omzicze erreicht. Die Russen aus Bucniow geworfen; Angriffe südwestlich hier-von zurückgewiesen. — Baltisch-Port durch Ma-rineluftschiffe bombardiert.

11. September: Angriffe am Hartmannsweilerkopf zurückgeschlagen. — Kämpfe bei Friedrichstadt, Wilkomierz, zwischen Jeziory und Zelwa. Skibel erobert, Lomna erstürmt. Um den Bahnhof Kossow wird gekämpft. Angriffe bei Tarnopol abge-schlagen. — Vergebliche Angriffe der Italiener bei Doberdo.

12. September: Die Londoner Docks durch Luftschiffe bombardiert. — Kämpfe in der Champagne und in den Argonnen. — Zwischen Düna und Merez und zwischen Jeziory und dem Njemen heftige Kämpfe. An der Zelwianka die feindlichen Linien durchbrochen. Vorstellungen von Pinski genom-

men. Die Ika überschritten. — An der küsten-ländischen Front vergebliche Angriffe.

13. September: Luftangriff auf die Befestigungen von Southend. — Fortschritte bei Friedrichstadt-Jakobstadt. Die Bahnlinie Wilna—Dünaburg an mehreren Stellen erreicht. Erfolge an der un-teren Zelwianka. In Ostgalizien starke russische Angriffe unter großen Verlusten zurückgewiesen.

14. September: Französische Flieger werfen bei Trier, Mördchingen, Donaueschingen Bomben. — Fortschritt zwischen Düna und Wilja, sowie öst-lich Olita. — Angriffe gegen die Strupa-Front sowie bei Dubno und am Stubieli-Abchnitt zu-rückgewiesen. — Deutsche Wasserflugzeuge greifen Dünamünde und den Rigaischen Meerbusen an.

15. September: Russen über die Szczara zurück-gebrängt; Verfolgung auf Pinski fortgesetzt. An-griffe nordöstlich Dubno zurückgewiesen.

16. September: Fortschritte auf dem linken Ufer der Düna in Richtung Jakobstadt; bei Cimenhof Russen auf das Ostufer hinübergeworfen. Die Stadt Pinski besetzt; Gelände zwischen Pripet und Ja-solba ist in unserem Besitz. Russische Angriffe in Wolhynien überall abgewiesen.

17. September: Südlich Dünaburg die Strafe Widly-Gobuzischki—Komal erreicht; Widly genommen. Szczara-Übergang erzwungen. Russische An-griffe bei Buczac und im wolhynischen Festungs-gebiet abgewiesen. — Kreuzerfahrt der türkischen Flotte gegen die Krim.

18. September: Brückenkopf von Dünaburg wird angegriffen; zwischen Wilca und Njemen die russische Front durchbrochen; starke Kräfte haben die Szczara überschritten; die russische Offensiv in Ostgalizien zusammengebrochen. — Die Beute von Nowo-Georgiewsk beträgt endgültig: 1640 Ge-schütze, 23219 Gewehre, 103 Maschinengewehre, 16.000 Schuß Artilleriemunition, 7098000 Ge-wehrpatronen.

19. September: Gefechte bei Bray a. d. Somme und in den Argonnen. — Das stark befestigte Wilna fiel in unsere Hand; der Gegner wird auf der ganzen Linie verfolgt. Die Linie Mienado-wice—Derewnoje—Dobronysl erreicht; ebenso nördlich Pinski die Wisliza.

20. September: Fortschritte am Brückenkopf von Dünaburg. Durchbruchversuche bei Smorgon abge-schlagen. — Vom nördlichen Donauufer nahm deutsche Artillerie den Kampf gegen feindliche Stellungen südlich des Stromes bei Semendria auf; der Feind wurde vertrieben.

21. September: Kämpfe bei Souchez, Arras, Neu-ville, Perthes, in den Argonnen und am Hart-mannsweilerkopf. — Fortschritte der Angriffe nordwestlich und südwestlich Oshmjana; Gegen-östlich Lida bis westlich Nowogrodek erreicht, ebenso die Linie Molczabz—Nowaja—Mysch west-lich Ostrow. Übergang über den Molczabz bei Dworzec erzwungen. Angriffe östlich Luck und an der Ikwa abge-schlagen. — Angriffe bei Dilge-reuth abgewiesen.

Warschau, Nowogeorgiewsk, Grodno. Von Rolf Brandt, Kriegsberichterstatter.

In dem Pfarrgarten zu Rudka blühen die Herbstrosen, dicke rosarote Gladiolen stehen den Weg entlang zum Ob-stgarten. Die Bäume brechen unter den reifen Früchten, es flimmert goldig und rot in dem grünen Geäst. Vor meinem Fenster steht eine mächtige Linde, die reifen kleinen Kapfeln leuchten gelb in der schönen grünen Wand, die doch schon den matten Ton des Herbstes hat. Der Himmel ist sehnsüch-tig dunkelblau darüber. Die Späzen lärmten.

An der Kirche steht ein polnischer Chorgesang ein. Sie

begraben einen alten Mann; der hat die Aufregung des Schlachttages, der über Rudka nach Branst weiterging, nicht überstanden. Sie singen brünstig und doch eintönig, es liegt wohl der Schmerz über all das schwere Erleben der letzten Wochen in dem Gesang zur Swenta Maria.

So hörte ich das Singen, mit dieser gleichmäßigen Ton-kunft, am ersten Sonntage, da wir Warschau hatten. Vor den auf- und ab-schwellenden Klängen des Liedes versinkt mir das stille Bild des Pfarrdorfes und des grünen, stillagernden



Die Stadt Grodno: Deutsche Pioniere bauen eine Brücke über den Njemen. Hofphot. Kühlewindt phot.

Frühherbstnachmittags, und ich sehe die glutvollen und siegesleuchtenden letzten zwei Wochen wieder vor mir.

Die enge Straße eines älteren Viertels von Warschau. Die Türen zu der alten Kirche stehen auf, Orgelklang und Weihrauch flattern auf die Gasse, die gedrängt voll ist von Polen, die in dem Innern des Gotteshauses keinen Platz mehr finden.

Dinnen liegen sie auf den Knien, inbrünstig hingegeben, Männer und Frauen. In dem großen Schicksal der Welt rollt auch das von Polen — und ihr eigenes kleines. Das Dröhnen der deutschen marschierenden Kolonnen auf dem Großstadtpflaster Warschaus ist laut genug, um zu wecken.

Sie haben am Einzugs- tage Rosen geworfen. Als die Kugeln noch von Praga herpfliffen, haben sie den deutschen Märschen der biedereren Landsturmkapelle

vor dem sächsischen Garten Beifall geklatscht. Im Garten saßen die deutschen Mannschaften und die Mädchen, die hübschen lustigen Mädchen von Warschau, und lachten und sprachen in jener Sprache, die nicht polnisch und nicht deutsch ist und die beide verstanden.

Gruppen standen vor den ersten Anschlägen des Prinzen Leopold, bewegte Gruppen voll von Großstadtneugier und auch voll von tieferen Sorgen und Wünschen. Dann ist unter militärischen Zeichen der Prinz Leopold feierlich eingezogen. Der Marsch von Landsturmkompanien stapfte vorüber; die alten Leute rissen die Knochen zusammen, daß es eine Freude

war. Die Warschauer drängten sich zu Tausenden auf den Straßen, wie sie sich am ersten Einzugs- tage gedrängt hatten.

Großstadtleben, lebenswürdiges Lächeln, Gasthäuser mit Bädern und elektrischem Licht, Abendtische, an denen man allerlei Gutes von gutem Porzellan aß: es umgab einen alles mit seltenem und freundlichem Zauber. Herren mit weißbroten

Rosetten im Knopfloch versicherten, daß Polen von den Russen entseztlich drangsaliert worden wäre und daß die polnische Jugend für den Ausbau des Vaterlandes nun leben, aber nicht sterben dürfte, bei- leibe nicht sterben dürfte. Das Sterben könnten ja die Deutschen für Polen besorgen. Es schien mir mancher Tropfen merkwürdigen Beigeschmacks in dem polnischen Wein.

Vor Nowo-georgiewsk lagen inzwischen die Infanteriereihen den Werken gegenüber

auf 200 Meter. Der Regen durchnäßte den Körper, und Herbst- kühe drang über das Land. Es war mir lieber bei der Armee draußen als in Warschau, wie es vielen lieber ist, sich mit dem deutschen Heere als mit polnischen politischen Dingen zu beschäftigen. Der Eisenhagel auf die Werke setzte stärker und stärker ein, unsere großen Brummer und die österreichischen Motormörser schossen ununterbrochen.

Wenn ich jetzt mir den stärksten Eindruck beim Falle der Festung zurückerufen will und die Augen schließe, sehe ich den Riesenbiß unserer 42er in das meterstarke Betonwerk von Fort



Polnische Bauern auf der Flucht durch Grodno. Hofphot. Kühlewindt phot.



Leichtverwundete Infanteristen erwarten den Weitertransport im Saale des russischen Klubs in Grodno. Hofphot. Kühlewindt phot.



⌘

Der Markt in Grodno mit der griechisch-katholischen Kirche. Hofphot. Kählewindt phot.

⌘

Dembe und dann unter Nebel, Rauch und Flammen die Zitadelle von Nowogeorgiewsk. Hunderte von erschossenen Pferden liegen auf den Höfen je zu vieren an einen der Bäume gebunden, dazwischen Sättel, Zaunzeug, Gewehre, Säbel, Feldkanonen, Maschinengewehre, Tausende von leeren Wein- und Schnapsflaschen und betrunkenen, fest schlafenden russischen Soldaten. Die Flammen knistern und fressen, das Plagen der in der Blut liegenden Patronen hört sich wie fortwährendes Infanteriefeuer an. Tote Kühe, festsam

aufgetrieben, liegen umher, es riecht nach Rauch, nach süßlichem, verbrannten Fleisches . . .

⌘

⌘

⌘

Grodno, Anfang September.

Ehe ich noch zu Ende schreiben konnte in den stillen Herbsttagen, die mild über das Pfarrhaus in Rudka gingen, erreichte mich die Nachricht, daß Bialystok vor der Einnahme stand. Das Heute verdrängt die Erinnerung von gestern.



Am eroberten Grodno. In der Mitte: Großherzog Friedrich von Baden, rechts: General von Scholtz, Führer der 8. Armee, links: General von Helldorf, Gouverneur der Festung Grodno. Hofphot. Kählewindt phot.

jeder Tag ist voll neuen Geschehens bei diesem unerhört schnellen, nun zwei Monate dauernden Vormarsch. Einmal in den letzten Februartagen, als unsere Kanonen vor Grodno donnerten, hatten wir in Suwalki nach der Karte ausgerechnet, daß Bialystok das nächste U. D. R.-Quartier geben müßte. Man schwärmte von elektrischem Licht, — Kunststuck 100 000 Einwohner! — und von Bädern, und die Erdklumpen eines Granateneinschlags, die mir bei Sopodinit die Zähne einschlugen, schienen mir nicht halb so unangenehm, denn in Bialystok würde man ja bald alles — auch neue Stützjähne bekommen. Es kam dann freilich etwas anders. Die eiligen Wärsztage von Berzinski folgten. — Libau fiel. Stille. Monate Kampf. Durchbruch von Braßnjisch; Kustust, Koshan fielen, der Narewübergang am dunkelroten Abend von Chmeljewo, blutige Kämpfe bei Ostrow, Erstürmung von Malsin, weiter alle fünf Kilometer ein Schützengraben hinter Bransl, jede Stunde Gefahr, Bielst wird unserer, endlich Schwentung auf Bialystok. Ein halbes Jahr ist darüber hingegangen. Nun bin ich durch die schmutzigen, dunkeln Gassen und Straßen von Bialystok gegangen, und Grodno, von dem man damals träumte, Grodno ist erobert.

Eben ist der Geschützlärm verstummt, der gestern und heute über die Stadt ging. Der Bahnhof von Grodno ist gestürmt. Ich komme von dem dunklen Wirrwarr in den Bahnhofstraßen, zu denen die brennenden Kasernen einen leuchtenden, schaurigen Hintergrund gaben. Gestern Nachmittag rückten die ersten Kompagnien in Grodno ein. Von den Russen, die die äußerste moderne und starke Fortlinie nach heftigem Kampf verloren hatten, war nichts mehr zu spüren. Die Kompagnien sangen. Da bekamen sie Feuer aus den Häusern. Ein wütender Straßentkampf entspann sich, Barrikaden wurden gestürmt. Als ich am Morgen in die Stadt kam, war das Gouvernementsgebäude eben genommen worden, und die Artillerie feuerte die schnurgrade Straße zum Bahnhof hinunter. Bis auf 400 Meter sind die Russen an die Kanonen gekommen. Die Straße entlang lagen braunschwarze Klumpen. Zuweilen schien noch Bewegung in den dunklen Knäueln menschlichen Elends zu sein. Die ganze Stadt lag inzwischen unter russischem Schrapnellfeuer, wie schon am Abend vorher Stadt und Vorstadt unter ihm gelegen hatten. Erst bei beginnender Dunkelheit hatte es für kurze Zeit aufgehört, um bei langsam sich erhebendem Licht in großen Wäulen wieder einzusetzen. Am Abend, als ich am Njemen stand und nach dem anderen Ufer hinüberjah, wo der Gewehrlärm und das harte Schlagen der Maschinengewehre nicht aufhören wollte, flogen noch gelegentlich ein paar Brummer in die dunkeln, wie gestorbenen Häuser in dem Stadtteil am

linken Njemenufer. In den steilen Straßen, die zum Fluß führten, hing graue, schwere Finsternis; am Flußufer wurde es lichter, der Feuerchein von den brennenden Magazinen rötete den Nachthimmel, daß matter Widerchein auf das strömende und anplätschernde Wasser fiel. Die Kuppeln der Sankt Sophien- und der Bernhardiner Kirche und der alten schönen Pfarrkirche spinnen das Licht mit geheimnisvoller Kraft auf sich zusammen, sie leuchten in sanfter Schönheit über dem dunklen Wirrwarr von Dächern und Häuschen, die sich an das steile Njemenufer anlehnen. Es ist merkwürdig, daß man in solchen Augenblicken, da das Auge kaum recht bei der Sache ist und nur nach dem Herzschlag des Kampfes, den die Unseren durchleben, hinüberdenkt und hinüberhört, so viel von der Schönheit der Stunde aufnimmt, daß ich zu jeder Zeit, da ich das Bild heraufbeschwören will, die silbrige und blaßrote Herrlichkeit dieser Nacht vor mir sehe. Die große gesprengte Eisenbrücke hebt sich wie ein wunderfeines Illiggranwerk von dem Nachthimmel ab, die Pontons, die neue Truppen über das Wasser führen, sind mit Silberlinien umzeichnet. Der Nachtwind streicht über die losen Spindeln, die von den Schrapnells zerbrochen sind: ich höre es deutlich, trotzdem das Maschinengewehrfeuer in den Wiberhall der Häusermauern grell und hart alle Augenblicke einsetzte. . .

Jetzt ist Grodno still. Der Bahnhof und die Kasernenstadt sind im Bajonettkampf genommen, die Flammen des Gouvernementspalastes sind niedergebrannt; und an Stelle der lichten und prunkvollen Räume, die voller Kunstwerke und schöner Möbel standen, ist ein unsinniger Trümmerhaufen geblieben. In dem großen Empfangssaal, auf dessen Plattform ein Riesentier aus dem Walde des Zaren, aus Belowjesch stand, lagen noch zwei gefallene Russen, als ich am Nachmittag durch das Schloß ging. Die Kugeln hatten sie beim Laufen gestroffen, und wenn nicht das Blutgerinnsel auf dem glänzenden Sternmuster des Parkettbodens gewesen wäre, hätte man meinen sollen, sie sprängen wieder empor zur Verteidigung oder Flucht in der Richtung der zerbrochenen Fenster.

Eben dröhnt in der Dunkelheit unter meinem Fenster eine Kompagnie vorüber. Sie löst wohl eine Reihe der Tapferen ab, die den ganzen Tag im schweren, bitter-schweren Straßentkampf und Verfolgungsgefecht gestanden haben. Es haucht sich kein Fahnenstück, es klingt keine Regimentsmusik, wie die letzte Festung Rußlands vor unserer Grenze fällt. Der harte Schritt marschierender Truppen, die weiter zur Verfolgung gehen, durchhallt die Nacht. Mir wird in der kurzen Einsamkeit so feierlich dabei wie bei einem Tedeum: Grodno ist unser.



Unsere Luftschiffe über der City von London.



Wie Helbensänge von kühnen Wikingerschiffen klingen uns die Berichte von den mutvollen Fahrten unserer Luftschiffe. — Das Meer bildet keine Schranke mehr. Englands glänzende Inseleinsamkeit gehört der Vergangenheit an. In den Wolken naht das Schicksal und donnert das Entsetzen hinab. —

Englands Küstenstädte haben es zuerst erfahren, daß das so oft auf dem Papier beschworene Schreckmärchen der Zeppeline Wirklichkeit geworden ist. Londons Lichtermeer ist darüber erloschen. Die Dunkelheit hat aber den erhofften Schutz nicht schaffen können, und zerstörte Mauern und brandgeschwärzte Giebel in der City von London geben Kunde davon, daß in der Vornacht von St. Privat und Rowno und seitdem noch mehrfach in finsterner Nacht deutsche Luftschiffe mit ihren furchtbar wirkenden Bomben nur zu gut getroffen haben, denn die City ist das Herz Englands. In ihr vereinigt sich das gesamte wirtschaftliche Leben des Landes und der von ihm abhängigen Teile unseres Erdballs, sie umschließt alle bedeutenden Gebäude und nicht zuletzt die Redaktionen der bedeutigsten Zeitblätter, die das Elend dieses Krieges in so wesentlichem Maße in ihrem ewigen Schuldkonto stehen haben.

Ein stolzer und berechtigter Jubel durchzieht daher Deutschland. Es beherrscht uns neben der Freude an dem Erfolge eine Stille, vielleicht vielfach unbewußte, stolze Befriedigung darüber, daß wir im Frieden am rechten Werte geschafft haben.

Noch um die Jahrhundertwende sehen die meisten in der Luftschiffahrt eine unerfüllbare Narrheit einzelner Erfinder, einen wunderschönen, welkenfernen Traum, bis das Jahr 1906 den Zweifelnden die Binde von den Augen reißt. Ganz Deutschland bebte nun von verdoppelter Blut, wo es gestern noch zweifelnd die Achseln geguckt hatte.

Die Idee des bei Echterdingen von den Flammen zerstörten Luftschiffs konnte dank der über Nacht erstandenen Volksspende und der folgerichtigen Zusammenarbeit aller Kreise in planmäßiger Weise konstruktiv und fahrtechnisch ausgestaltet werden, bis die Form unserer Tage erreicht war. Die Kriegszeit mit der rücksichtslosen Ausnutzung aller Erfahrungen, die in einem nur annähernd entsprechenden Umfange im Frieden niemals gewonnen werden konnten, bedeutete einen

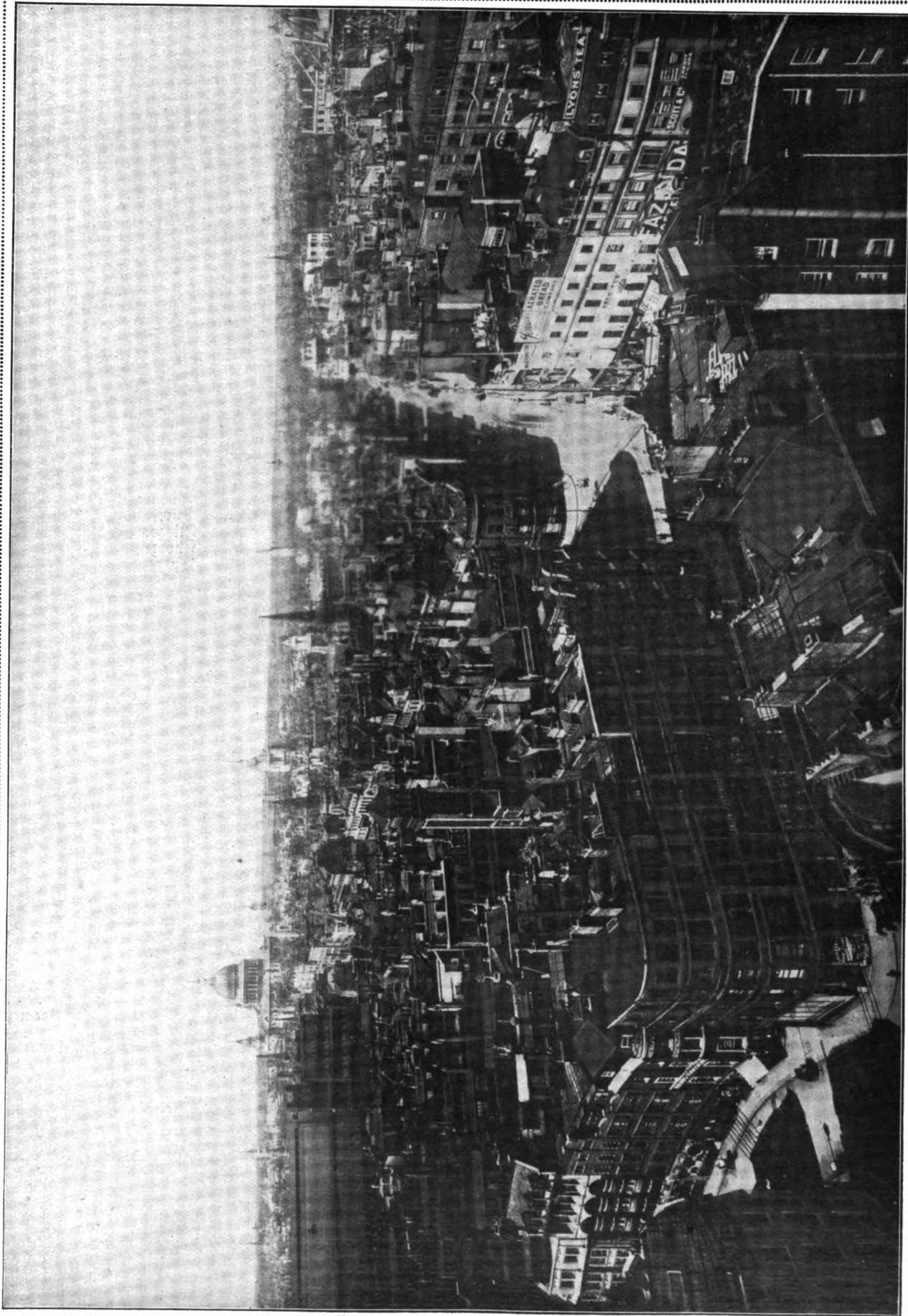
Entwicklungsabschnitt für sich. Der Zerstörer Krieg ward wie auf so vielen Gebieten der Technik auch ganz besonders für die Luftschiffe zu einem machtvollen Erwecker gesteigerter Leistungsfähigkeit.

Als der Schlachtendonner aufzog, gab es viele, die in den Luftschiffen das ganze Heil des Vaterlandes sahen. In ihrer Begeisterung sprangen sie über die Grenzen der technischen Möglichkeiten hinaus und murrtten, weil ihre lieben Luftschiffe nicht schon im August vorigen Jahres den Schrecken des Krieges über die Nordsee nach London trugen.

Sie vergaßen ganz den Gang der Entwicklung der jungen Luftschiffahrt. Sie bedachten nicht, daß erst verhältnismäßig kurz vor dem Kriege Luftschiffahrten über See versucht worden waren. Auch die Seeschiffahrt entstand nicht über Nacht, sondern tastete sich sehr vorsichtig aus den Küstengewässern in die Ode des Weltmeeres, auch begann sie nicht mit den Abmessungen von Dzeandampfern. Wieviel schwieriger war es für die Luftschiffahrt, die in einem fast unerschlossenen Element mit ungünstigsten Hafenbedingungen ihre von Hause aus großen Schiffe steuern lernten sollte. Aber die Not der Stunde und der Schneid deutscher Männer räumten alle Schwierigkeiten bei Seite. Die Friedensleistungen wurden bald um ein Mehrfaches überboten und Ziele erreicht, die noch vor kaum 2 Jahren in nebelhaften Fernen zu liegen schienen. So ist es jetzt gelungen, England an seiner wirtschaftlich empfindlichsten Stelle zu treffen und ihm dadurch die Lust an der europäischen Drahtzieherei für einige Zeit gründlich zu vergällen.

Diese Ergebnisse kann und muß das deutsche Volk zunächst sich selbst, der in ihm vereinigten Summe von Begeisterung und Opferinn, danken, dann aber denen, die die Verantwortung mit Freudigkeit und eisernem Willen tragen und schließlich am meisten den tapferen Luftschifffern, die das Streben der Gesamtheit immer wieder und in immer herrlicherer Weise in die Tat umsetzen.

Glück ab auch ferner, Ihr Helden deutscher Luftschiffe! Steigt auf zu vielen glückhaften Fahrten, zum Ruhm des Vaterlandes und zum Verderben der Feinde! —



Die City von London.

Kritische Tage. Eine Erinnerung von Hofprediger Dr. Vogel.

Am 11. September 1914 bekam die Garde-Kavallerie-Division den Auftrag, erneut den Rückmarsch des westlichen Flügels der 2. Armee (Bülow) zu verschleiern. Am 7 Uhr verließen wir Fismes, ritten an der hochgelegenen Kirche des Ortes Mont Notre Dame vorüber, einem alten Gemäuer aus dem frühen Mittelalter, und überschritten nach einem kurzen Artilleriegefecht bei Braisne die Besle. Unter andauernd sehr starkem und recht kaltem Landregen kamen wir nach Bailly an der Aisne. In einem von seinem Besitzer verlassenen Gasthose nahm der Stab für die Nacht Quartier. Dort erhielten wir die erste ausgiebige Briepost von daheim; nach sechs Wochen hatte sie uns Herumtreiber glücklich erreicht. Arme Feldpost, wie viel bist du zu Anfang des Feldzuges wegen deines Versagens geschmäht worden, und doch so ganz zu Unrecht! — Auf das Eintreffen des zuständigen Postbeamten und die Briefverteilung durch ihn wollte wahrhaftig niemand warten, so wurden die Säcke aufs Billard ausgeschüttet und die Sendungen vom Divisions-Adjutanten, Major v. Brodow, verteilt. Alles drängte sich bei der trüben Beleuchtung heran und griff begierig zu, wenn sein Name gerufen wurde. Nachrichten von Hause! Da mußten Franzosen und Engländer aus dem Vordergrund des Interesses weichen, und man atmete Heimatluft. Die Nacht verbrachten wir auf einer Strohschütte im Gastzimmer. Am andern Morgen kehrte Oberleutnant v. Brodowski von einer Erkundungsfahrt im Auto zurück; am Eingange von Braisne hatte er von englischen Vorposten Feuer erhalten. Während der Offizier, auf der Chaussee stehend, beherzt das Feuer aus seinem Revolver erwiderte, gelang es dem Kraftwagenführer Hoffmann, ebenso kaltblütig, den schweren Kraftwagen zu wenden, aber sein Begleitmann wurde durch den Mantel des Autos hindurch schwer verletzt. Nun lag er bleich auf dem Stroh, wo wir zur Nacht geschlafen hatten, sterbend brachte man ihn noch ins Lazarett nach Soissons.

Im Laufe des Vormittags besuchte ich unsere ersten und dritten Garde-Manen, die in Häusern, Höfen und Anlagen des Städtchens bivaktierten. Trotz aller Kämpfe, Anstrengungen und Entbehrungen hatten die Leute die gute Stimmung nicht verloren. Zwei Manen hatten sich in einem verlassenen Hause die Garberobe von Monsieur und Madame übergezogen und spazierten so, der eine in kariertter Weste und Seidenhut, der andere in gelbem Kleid mit rotem Sonnenschirm, zwischen ihren Kameraden einher. Das war was für die Leute, und der deutsche Humor brach schallend durch.

Aber der Aufenthalt in Bailly gestaltete sich doch immer ungemütlicher. Mit großer Treue hatte unser Verpflegungs-offizier, Major von Zena, wieder für unser leibliches Wohl gesorgt; die Suppe kam auf den Tisch, aber dazu die Meldung: feindliche Artillerie zwei Kilometer entfernt; dann gab's Schweinefleisch. Meldung: in Condé stehen französische Maschinengewehre bereit; noch sollte Kaffee gereicht werden, aber da schlugen schon die ersten Granaten draußen an der Buche ein. Nun ward's Zeit! In dem zwischen Fluß und steilen Waldböden eingegengten Städtchen mit seinen schmalen Gäßchen konnte man von den englischen Granaten vernichtend gefaßt werden, also aufgefressen, hinaus und hinauf auf die Höhen! Dort stand unsere treue Artillerie schon in Stellung, um aufs neue den schweren Kampf mit der feindlichen Übermacht aufzunehmen. Der Nachmittag verging abwartend von uns auf der Höhe 193, und der unangenehme Regen setzte wieder ein. Am Abend rückten wir ins Dorf Braye-en-Laonnois, d. h. im Kreise Laon gelegen, hinab; etwas unheimlich, ganz tief in einem Talteßel g'ng's. Glitschig, regnerisch und im Dunkeln mit den Pferden sich Quartier suchend, das gehört zum Unerquicklichsten, was es für eine Kavallerietruppe geben kann. Bei einem Materialwarenhändler kehrte ich ein, einige Manenoffiziere folgten, auch Kraftwagenführer, vor dem Regen Obdach suchend, traten näher; die konnten uns gleich das Abendbrot aus Konserven bereiten. Dann brachten sie Stroh in den Laden, ordentlich hoch aufgeschüttelt, und hinein g'ng's. Staunend standen die schmierigen Hausbewohner dabei: im heutigen Frankreich ist alles schmierig.

Aber auch während der Nacht geht der Dienst weiter nicht nur auf Vorposten, sondern auch bei der Verpflegung. Mit Not und Mühe war unsere Kraftfahrerkolonnie mit ihren neuen Vorräten von Reims her noch bei unserer Großen Bagage im Dorfe Urfel angekommen. Der Kaffeewagen hatte zwar unterwegs einen Bruch erlitten, darum ließ ihn der Führer kurzerhand auf der Landstraße verbrennen, damit er nicht als Beute den Feinden in die Hände fiel. Nun saßen in einem verlassenen Landhaus bei einem Lichtstumpfen an einem umgestürzten Schrank als Tisch die Herren der Intendantur und nahmen die Verteilung der Vorräte auf die Regimenter vor. Dann wurden die Futterwagen beladen und den Truppenteilen zugeführt. Je ein Offizier ging mit einer Stallaterne den zehn Fahrzeugen

jeder Brigade voran, Schritt vor Schritt den Weg suchend in stockfinsterner Nacht bei strömendem Regen, im fremden Lande, in nächster Nähe des Feindes! Als Letzter spät in der Nacht kam unser Intendanturrat vom Empfang zum Stabe zurück. Im Dorfe alles dunkel und still: hoffentlich sind die Engländer nicht darin; er klopft hie und da, endlich eine Antwort. „Sind Soldaten, sind Offiziere hier?“ „Jawohl“, flüstert geheimnisvoll der Franzose, „sogar ein General ist hier nebenan“ und zeigt bedienflich das Haus, denn er hielt den Intendanturrat für einen hohen englischen Offizier, der nun einen großen Schlag machen würde!

Erst am Abend des nächsten Tages siegte die Sonne über all die tiefgehenden Regenwolken. Als bald ersuchten auch die Flieger, die bei dem unsichtigen Wetter seit zwei Tagen nicht hatten auflären können und zogen spähend wie Raubvögel ihre Kreise. Eine Infanterie-Division und Artillerie waren im Laufe des Tages bei uns eingetroffen und lösten uns aus unserer Stellung ab. Ich ritt mit der Schwadron Mutius von den Gardes du Corps einen Waldweg hinab; hoch über uns hinweg sausten heulend die Geschosse einer deutschen Haubigenbatterie, die auf einer Waldwiese versteckt in Stellung gegangen war — unauffindbar für den Feind. Aber dem Walddal aber schwebte ein feindlicher Flieger; jezt schlägt er einen Haken und verrät dadurch die deutsche Stellung; nur wenige Augenblicke, und auch die französischen Schrapnells segeln über uns dahin und schlagen mit meisterhafter Treffsicherheit in dem scheinbar so verborgenen Waldwinkel ein. Ein eingelegter Trab brachte uns rasch aus dieser peinlichen Nachbarschaft. Im nächsten Dörflein standen abgesehen die Regimenter, und viel hungrige Gemüter pflückten sich Apfel, Pflaumen und Weintrauben in den Gärten. Einige Maschinengewehre ereiferten sich indes mit ohrenbetäubendem Knattern gegen die oben kreisenden Flieger; im nahen Walde brüllten die deutschen Geschütze, und dort schlugen die feindlichen Geschosse trachend ein. Aber wir waren ja nicht gemeint, darum pflückten wir Obst gegen den nagenden Hunger, saßen, aßen und spuckten die Steine. Zwei Herren fanden sogar Gelegenheit sich zu zanken. Der eine hatte sich von einem Pflaumenbaum einen fruchtreichen Zweig abgebrochen und graste ihn in aller Bequemlichkeit ab; der andere machte ihm Vorwürfe von wegen Baumschmelze, Schädigung des Besitzers und Rücksichtslosigkeit auf spätere Zeiten. Der edle Streit ging hin und her, bis der erstere kategorisch schloß: „Was gehen mich Zweige, Bäume, Besitzer, spätere Zeiten und ganz Frankreich an; die Hauptsache ist die, daß ich jezt satt werde.“ Sprach's und futterte weiter.

In Chevreign, im geräumigen Hause eines Landarztes, blieben wir zur Nacht. Der zurückgebliebene Diener zeigte uns mit weinerlicher Stimme die Todesanzeige der Schwiegermutter des Hausherrn, und obwohl die alte Dame bereits im Juni in Paris verblieben war, wollte er uns — aus welchem Grunde war nicht ersichtlich — glauben machen, seine Herrschaft sei nur der Beerbigung wegen nach Paris gereist. Der Getreue wurde von einem Ordnonanzoffizier getöstet: „Ils ne reviendront pas bientôt, toutes les routes sont cassées, brisées maintenant — donnez la lumière, nous visiterons la cave!“ Zwei Fachmänner stiegen hinab; einige Schösser hörte man von unten knirschend dem preußischen Druck nachgeben, und verschiedene „gute, alte vieux“ würzten das Mahl aus dem Stegreif.

Am nächsten Morgen donnerten die Geschütze die ganze Aisnelinie entlang: der Stellungskrieg hatte begonnen. Im Dorfe Brupères wurde ich festgehalten, wohin man immer neue Verwundete einbrachte. Schule, Kirche, Gasthof und ein Haus nach dem andern füllten sich, die Ärzte konnten kaum die Arbeit bewältigen, es waren erschütternde Bilder. Einem Hauptmann war durch Gesichtsschuß der Oberkiefer zerschmettert, trotz Schmerzens und Verband betete er das Vaterunser. Als ich am nächsten Nachmittag unsere große Bagage erreichte, wurde ich von deren Führer, dem Grafen Brühl, um Abhaltung eines Gottesdienstes ersucht. Der Kanonendonner war so gewaltig, daß ich oft mit der Stimme nicht durchdrang, aber gerade dies machte auf die Zuhörer den nachhaltigsten Eindruck. Als aber der Gottesdienst beendet war, erscholl vom nahen Bahnhofe her der Pfiff einer Lokomotive; man traute ja seinen Ohren nicht, in diesem Kriegslärm ein Zug, dies Bild des friedlichen Verkehrs — und doch, da kam sie schnaufend gefahren. Wie Kinder liefen unsere Leute hinzu; deutsche Pioniere mit viel Baugerät in deutschen Wagen; jubelnder Zuruf, nur schade, sie kamen nicht weiter, denn kurz hinter dem Bahnhof scheuchten die plagen- den Schrapnells den Zug wieder zurück.

Am Abend vereinigten sich die Stäbe des höheren Kavallerie-Kommandos und der Division in Goudelancourt. Es war ein altes, etwas verwahrlostes Jagdschloß; der breite Graben und die flankierenden Türme gaben dem Bau ein

troziges, fast finsternes Ansehen; drinnen schwere Möbel, Schränke mit altem Porzellan, an den Wänden Ahnenbilder, prachtvolle alte Stiche, und die Korridore geschmückt durch noch größere alte Gobelins. Ein wenig gepflegter, waldartiger Park, aus dem nachts im Herbsturm das Käuzchen schrie, schloß sich an, das Ganze von einer hohen Mauer umzogen, deren Umwanderung eine Stunde in Anspruch nahm. Damals, als sie aufgeführt wurde, mußten die Arbeitskräfte wohl billiger gewesen sein als heute. Ganz in der Nähe an den steilen Uferabhängen ragte ein kegelförmiger Berg mit einem hohen, einsamen Baum zu oberst. Täglich stiegen wir hinauf und hielten Umschau. So weit das Auge reichte, überall leuchteten die weißen Rauchringe der pläzenden Geschosse auf; am schwersten tobte der Artilleriekampf drüben gegen die Höhen von Craonne. Dort war 1870 auch gekämpft worden; dort hatte Blücher schon gestürmt; und auf unserem Berge mochte Julius Cäsar auch einst gestanden und gleich uns hinausgeschaut haben, denn gleich hinter diesem Standpunkt lagen die hohen Erdumwallungen seines einstigen starken Lagers Bibracte.

Fast täglich wurden unsere Regimenter bereitgestellt zur etwaigen Unterstützung der Angriffe des 12. und 15. Armeekorps. An den Ruhetagen hielt ich Gottesdienste ab für die Dragoner in St. Thome, für die Kürassiere in Goudelancourt, für Artillerie und Ulanen in Berrieux. Hier versah den Dienst an der Orgel unser Generaloberarzt Dr. Wieber, ein Pfarrerssohn, der durch sein schönes Spiel oftmals Offiziere und Mannschaften erfreute und zugleich die Überlieferungen seines Elternhauses ehrte. Dort saß ein junger Reserveoffizier von den Ulanen am Harmonium; ich bot ihm das Choralmelodienbuch, aber er dankte verbindlich, es ginge auch so. Später erfuhr ich: er war in seinem Zivilberuf Dirigent einer Hofkapelle und hatte gerade vor Ausbruch des Krieges seine Berufung zur Großen Pariser Oper erhalten — darum „ging's auch so“.

In derselben Kirche fand am Abend des 21. September ein Gottesdienst für unser Garde-Jägerbataillon statt. Es war beim 12., sächsischen, Korps in den Kampf mitingelezt worden und hatte das Dorf Villedieu aux Bois mit stürmender Hand genommen. Der Führer, Major v. Krosigk, war als erster eingedrungen; über eine Mauer hinweg erledigte er mit neun Schuß neun Franzosen, gab dann gelassen die Büchse einem Jäger neben sich. „So, nun macht weiter!“ Am Sonntag, den 20. September, sollte das Bataillon die feindliche Stellung am Wisnefanel stürmen helfen, aber schon nach einer Stunde, früh um 5 Uhr, mußte man mit Rücksicht auf die stark gelichteten Nachbarabteilungen ungedeckt einige hundert Meter in einem Kleeфельde vorm Feinde liegen bleiben und war nun bis zum Einbruch der Dunkelheit, abends um acht Uhr, das Ziel der feindlichen Geschütze und Gewehrläufe. Nur 220 Mann retteten sich, an Leib und Seele erschöpft und zermartert, zurück. Der Kommandeur war durch vier Schuß

erheblich verwundet, aber er sprach bei seiner Abfahrt ins Lazarett seinen Getreuen Mut und Aufrichtung zu. „Auf Wiedersehen und Gott befohlen, Jäger!“ Hauptmann Graf zu Dohna schleppte sich, von zwei Mann gestützt, verwundet zur Kirche, um durch sein Harmoniumspiel den Kameraden noch dienen zu können. Man bat um Psalm 90, mit dessen Worten „Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für“, wie Leutnant v. Willich berichtete, sie sich und ihre stöhnenden Verwundeten in den furchtbaren Stunden getröstet haben. Es war eine ergreifende Feier in der französischen Dorfkirche mit dieser Truppe, die aus des Todes Rachen kam.

Abgesehen von diesem schmerzlichen Kriegsgeschehn, das unser Garde-Jägerbataillon betraf, hatten die schweren Tage des strategischen Rückzuges wie den beiden Armeen, mit denen wir zurück mußten, so auch unserer Division manch herbe Verluste gebracht. Der heldenmütige Hauptmann v. Zitzewitz war schwer verwundet im Lazarett zu Château Thierry in die Hände der Feinde gefallen. Den Anfang des Monats ausgefandten Sprengpatrouillen des Leutnants v. Schierstädt vom Garde-Kürassierregiment und des Grafen v. Strachwitz vom Regiment der Gardes du Corps war es zwar gelungen, die ihnen befohlenen Aufträge zu erfüllen — sie sollen durch Sprengung wichtiger Brücken den Franzosen für drei Millionen Franken Schaden zugefügt haben; aber sie waren von den inzwischen zurückgehenden Heeresteilen abgeschnitten und schließlich ebenfalls in französische Gefangenschaft geraten. Nach ihrem späteren Bericht hofften sie immer noch, die Deutschen würden die Warne wieder überschreiten. Am Tage hielten sie sich in Wäldern verborgen, bei Nacht marschierten sie weiter, ihr Leben kärglich fristend mit gefundenem Obst oder mit Brot und Kartoffeln, das ihnen die Einwohner gaben, die sie für Engländer hielten. Oftmals aber auch verfolgt und von den aufgebrachten Bauern mit Schrot beschossen, blieb ihnen, abgerissen, halb verhungert, krank oder verwundet, ohne Karte und Kompaß nach dreiwöchentlichem Umherirren nichts anderes übrig, als sich zu ergeben. In die Hände der Bevölkerung konnten sie sich nicht begeben, die hätten sie mit Knütteln erschlagen; endlich gelang es ihnen, französische Truppen zu treffen. Es ist in Deutschland allgemein bekannt geworden, wie sie dann in Chalons vor ein Kriegsgericht gestellt und wegen Zerstörung und Plünderung französischen Staatseigentums zu 5 Jahren Gefängnis verurteilt wurden, obwohl sie doch nur die ihnen befohlene Kriegspflicht zur Ausführung hatten bringen müssen, „und dann das dafür!“ so schloß der Brief des einen von ihnen.

Um so größer war die Freude der Division, als am letzten Abend in Goudelancourt zwei Patrouillenoffiziere, die Leutnants v. Bedemeyer und Graf v. Pflessen, wider Erwarten doch noch zurückkehrten. Es war ihnen gelungen, sich zurückzufinden, bei Nacht sich durch die französische Stellung hindurchzuschleichen und den Anschluß an deutsche Truppen zu erreichen. Beide erhielten bei ihrer Ankunft das Eisene Kreuz.

■ In den Côtes Lorraines. Von Georg Queri (3. B. in Lothringen). ■

Fern von den Ruhequartieren: Auf der Grande Tranchée der Balonne, die die Côtes Lorraines von dem Dörfchen Hattonchâtel in der Richtung nach Verdun durchzieht. Dichter alter gemischter Wald zäumt die gut gehaltene Straße ein.

Die Front beginnt ihr Gesicht zu zeigen. Das merkwürdigste aller Kriegsmöbel, die Feldküche, wandert bergauf. Transportkolonnen ziehn. Ein Sanitätswagen fährt rasch zutal. Und Soldaten marschieren den Berg hinauf, gefechts-



Krepiere von zwei schweren geworfenen Minen in den französischen Stellungen. Phot. A. Grohs.



Dorn Chailon an den Cötes Lorraines, das von den Franzosen seit etwa sechs Monaten unter Feuer gehalten wird. Phot. Leipziger Presse-Büro.

bereit. Schützengrabengarnitur, Überhosen; als Hauptlast Patronen und wieder Patronen; das lange, feldgraue Band, das von den Schultern bis zu den Knien herabhängt, ist gespickt mit Reservemunition. Und Soldaten marschieren bergab in die Ruhestellung, lehmbespritzt, mit totigen Stiefeln. Hart die Mienen; denn ihre Augen haben Furchtbares gesehen.

Das Abfeuern der schweren Artillerie klingt ferner, das Einschlagen der Geschosse näher. Über unsere Köpfe schneiden sich schwere Granaten den Weg durch die Luft, zischend wie ein Dampfstrahl unter starkem Druck. Und gurgelnd melden sich kleinkalibrige Geschosse, die über den Wäldern wie Habichte stoßen.

Eisen allerwege: ausgebauchte Schrapnellwände; auf der Straße sind Schrapnellkugeln verstreut, wie Murneln, die spielende Kinder zurückließen. Ein schwerer Schrapnellboden hat sich halb in den harten Straßenkörper gewühlt. Granatfetzen, große Stücke, schlecht zerrissen, dann kleine und kleinste Splitter, längliches messerscharfes Erz.

Der Wald zeigt seine Wunden: Zweige dorren am Boden, in einem langen Strich aus einer Baumreihe gemäht. Neben der Tanne liegt der Wipfel, den ein Volltreffer auf seiner Bahn fand. Mannsdicke Stämme sind abgesplittert, als wenn Sturm und Blitz sich zu einer Gewalttat vereinigt hätten. Und dann und wann hat sich eine schwere Granate unter Baumwurzeln gebohrt, die Riesenlast eines zweihundertjährigen Stammes mit einem Ruck aufhebend, von ihren Wurzelstauen abtrennend wie von leichten Zwirnfäden, um dann den Koloß seiner ganzen Länge nach ins Unterholz zu werfen.

Die Granaten, die im Wald wüteten, suchten die Männer, die hier zum Kampf auszogen, und die Kolonnen, die den Kriegsbedarf nachschleppten.

Und Friedhöfe entstanden. Waldfriedhöfe, in die du ernsten Blickes eintrittst. Bäume wölben Dome. Durch dichtes Laub und blauen Himmel blitzen Lichter. Und glaubst du, daß hier Vögel zwitschern? Ich hörte das süße Herzeleid einer Walddrossel, die sonnwärts sang. Die Augen werden dir feucht.

Zwei Soldaten sehen erstaunt auf: ein Nichtsoldat in diesen Fluren? Kanoniere — sie schmücken ein frisches Grab. Aus zwei festen unentrindeten Baumstämmen ist inmitten des Friedhofes ein Kreuz aufgebaut. Auf den Gräbern blinkt's wie von Schneekristallen; Quarziesel sind über die braune Erde in Schriftform gelegt! Ruhe sanft, Kamerad! Oder

weißes Marmorgeröll und schwarzes vulkanisches Gestein sind zum Eisernen Kreuz gereiht.

Frische Gräber: ein rohes Kreuzlein mit einem Zettel drauf; und wenn die Kameraden Zeit haben, werden sie es mit allem Prunk ausstatten, den ihre Hände geben können. Ein paar verbeulte Helme auf den Gräbern wie trostige Nachzeichen. Ein Seitengewehr ist in die Erde gerammt, und sein Knauf steht aus wie eine schwörende Hand, die sich aus dem Grabe reckt. Hier — ach die Heimatpost ist bis da herauf gekommen — ein porzellanenes Schild: „Dem lieben Lehrer gewidmet von seinen dankbaren Schülern...“ Dann einfacher: in den Boden gerammte dicke Baumstämme, oben schräg abgesägt und geglättet, um die Schreiftafel zu geben für rührende Zeilen. Baumstämme quergelegt und aufgereiht zu einem Blockbau in Sarkophagform; drüber vier Ausbläser in Kreuzform gelegt. Und einmal zeigt sich auch der Bildhauer; ein rauh behauener Steinblock, über den sich Lorbeer rankt.

Hier ruhen Kämpfer aus den schweren Tagen vom 24. bis 28. April. Ein Franzose ist auch dabei; er schläft mit fünf deutschen Kameraden, und die Inschrift auf dem Grabe schließt ihn nicht aus: „Hier ruhen als tapfere Krieger...“ Denn der Infanterist Gaston Gruarault vom 67. Regiment hat auch seine Pflicht getan und starb auch an der Pflicht. Ich weiß nicht, ob die Franzosen den deutschen Kameraden zu

den ihren legen; und wenn sie's tun, werden die von einer maßlosen Presse Berhehten ihm auch das gemeinsame Lob gönnen? Und: haben sie solche Friedhöfe ihren Tapferen errichtet? Auf den Gebieten, die wir nahmen, fand ich keinen. Wie viele liegen sie in den Gräben liegen, in denen sie gefallen waren, kaum mit Erde bedeckt! Kein Schild meldet ihren Namen und ihre Taten. Und in den Schutzwehren ihrer Gräben liegen hunderte, zerfetzten Leibes — ein Kugelfang. Die Sprache erloschener Augen rührte die Überlebenden nicht. Sie legten nicht betreuende Hände an die Toten: sie griffen zu und warfen die Körper aus den Gräben. Der Kamerad war ihnen ein Kadaver geworden.

Eine Granate gurgelt über uns hinweg. Suchte sie uns? Suchte sie die Toten? — Zersplitterte Stämme rings im Wald und nah am Friedhof. Und am Gräberrand ein zerfetzter Buchenstamm; Steine sind ins grüne Holz eingedrungen, wie Schneekristalle blitzen der Quarz und schwarzer Basalt, von einem der Gräber aufgerissen und weggeschleudert.

„Wir haben den Kameraden zweimal begraben,“ sagen



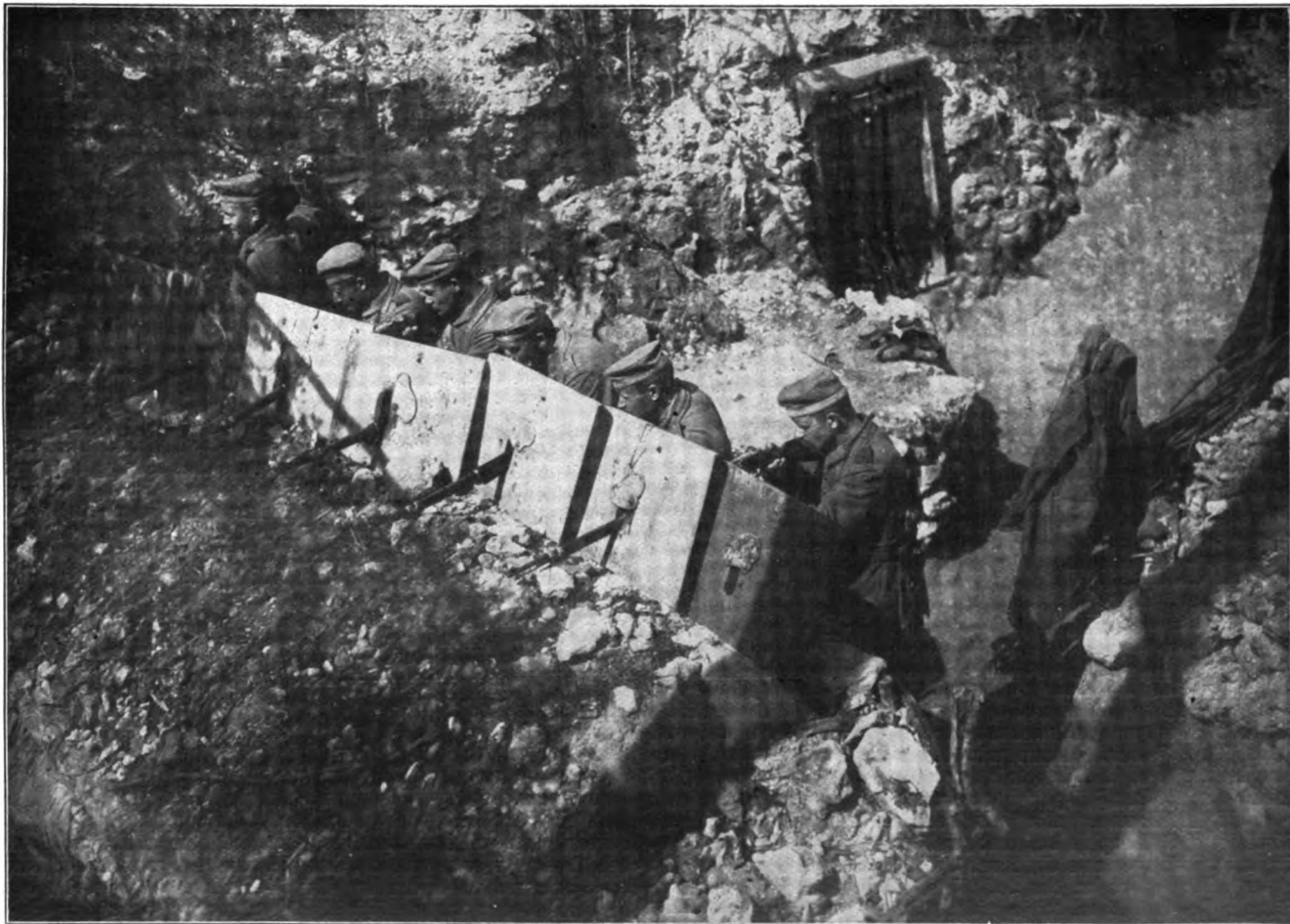
Ausschöpfen von Regenwasser aus einem Schützengraben.



Die Trümmer der Kirche von Hattonchâtel, die von den Franzosen fast gänzlich zerstört wurde. Phot. Paul Lamm.

die beiden Kanoniere. Die Drossel in den grünen Blätterkronen oben über uns schlüchzt wieder auf. Hinüber, herüber ein paar Granaten, eine gurgelnd näher kommend, die andere mit pfeifender Anfangsgeschwindigkeit forteilend. Wir gehen in den Wald, weit hinein, auf Kreuz- und Querspfaßen nach Telephondrähten suchend, die uns den

Weg zur Gefechtsstelle der . . . ten Brigade zeigen. Ein Knäppelweg durchs Dickicht und über nassen Boden, dann ein Blodbau, unter Sandsäcken, Steinen und Balken verbedt. Darüber frische Zweige, die den Flieger täuschen. Eine Treppe hinab in die Erde: wir sind bei General K., um ihm im Lärm eines Kampftages das heimatlliche Grüß Gott zu sagen. —



Eine Waldbarrikade. Phot. A. Grohs.

Hattonghätel. Der Weg führt aus der Woëvreebene hinauf zu den Cötes, an verlassenem Schützengraben vorbei. Verwilderte Weingelände, ab und zu von Geschossen durchwühlt. Die Zerstörung beginnt auf Berghöhe sichtbar zu werden: die deutschen Granaten haben ihre Arbeit getan, um den fähen Weg in die Höhe für unsere Mannschaften sturmreif zu machen. Mancher ehrwürdige Bau hat dabei leiden müssen. Aber das Gesicht des alten Ortes hatte sich durch neue Baumeister bereits so wesentlich verändert, daß von einer Vernichtung großer Denkmäler nicht mehr die Rede sein kann. Die Granaten haben wohl im Kirchenviertel häufig eingeschlagen, aber doch manches Wertvolle ungestört gelassen, den schönen Säulengang beispielsweise am Hauptplatz. Ein alter interessanter Klosterfeller ist ebenfalls unberührt geblieben; er hat bereits einen berühmten Namen in den Kreisen der soldatischen Ausflügler.

Hattonghätel war mit seinen dreihundertneunzehn Einwohnern nie ein bedeutender Platz. Eine winzige Anzahl Ruhebedürftiger pflegte dort eine Art Fremdenkolonie darzustellen. Aber Ausflügler kamen gern, um von der 360 Meter-Höhe den hübschen Blick in die Woëvreebene zu genießen, die sich fast genau so anseht wie das bayerische Gebirgsvorland, das man vom Hörndle bei Bad Kohlgrub beherrscht. Aber von dem Hattonghätel dieser Tage aus sieht man den Krieg: im Südwesten die Höhe 372, die man als Croix des Carmes aus dem Kriegsbericht kennt. Mit freiem Auge ein Hügelhang, überwuchert von gelben Gräsern, grabendurchzogen; durchs Fernglas: zerwühlte lehmige Erde, im Zickzack von Schützengraben zerschnitten. Und bleigraue Rauchballen über dem Priesterwald — Schrapnellwolken, und schwere breite und riesig hohe Rauchsäulen — Mineneinschläge.

Von Hattonghätel einige Kilometer nach dem Bischofs-schlößchen l'Etanche. Der Weg über die Cötes steigt hier bis 412 Meter und gibt den Blick bis zu den Toulser Forts frei. Der Priesterwald liegt deutlicher da, und der Bois de Mort-Mare zwischen Essey und Flirey ist weithin zu übersehen; Granaten stauben in der Ferne auf.

Wir nähern uns der Pforte zu einer bösen Dreiwälder-ede: Bois des Chevaliers, Bois la Selouse und Bois de Lamorville. —

Ich glaube, der Gutshof hieß Ferme des Ambes. Als ich nach den Gebäuden ausquatte, rollte der schwere Donner einer Fliegerbombe über die Hochebene. Sie fiel reichlich 80 Meter seitwärts von uns zu Boden, kraterte sich in der Erde ein und türmte dicken, stintigen Rauch über das Erdbloch. Von irgendwoher antworteten Ballontkanonen dem Flieger, und unser Auto kniff aus und stellte sich in Deckung. Wir stiegen aus und wanderten, denn wir waren in der Kampfzone, vor Deuxnouds. Und hier muß der Bericht aufhören, aus der Generalstabkarte französische Namen herauszulesen.

Duerfeldein, dann der übliche dichte französische Wald, in den Granaten gehagelt hatten. Da und dort eine abgerobete Fläche, nach der die feindliche Artillerie ausgiebiges Feuer lenkte, um vielleicht deutsche Batterien aufzufinden, jedenfalls aber um große Trichter aus den Erdbbeerfeldern auszuheben. Eisenwege: wie im Wald um die Grande Tranchée liegen die mörderischen Fegen umher, und in der Rinde der Bäume kleben Schrapnellkugeln. Wo Pfade durch den Wald führen, liegen Böden und Wände von Schrapnells. Und gluglugluglu meldet sich eine feindliche Feldbatterie an. Sofort das deutsche Echo, vervierfacht: wir haben Munition, wir haben Munition!

Fernab vom ausgetretenen Waldpfad gibt es neue Schleichgänge an den Feind heran, wenn auch Dornen und Gestripp dabei ins Gesicht flatschen und die Kleider bedrohen. Man prüft sich vorsichtig an; denn bereits hört man den scharfen Knall vereinzelter Gewehrshüsse, die hinüber und herüber gewechselt werden. Und wenn wir den Waldbrand herabstreifen und durchs Gezweige das Tal über schauen, sehen wir die Maulwurfsgräben der unsren in den Hang gegraben — da drüben spähen sie nach dem Feinde aus.

In einem Reststück unseres Waldes beginnt der Laufgraben. Seine Lehmsohle hat den gestrigen Regen gesammelt; wir waten bis an die Knie in Wasser und Schlamm, und unsere Ellenbogen fegen in der Enge des Raumes an den Lehmwänden, um uns Schützengrabengemäß für die Nachtstellung zu färben. Uns zu Häupten das Hinüber und Herüber von Granaten; die Artillerie zweikämpft weiter. Und jetzt hören wir ein französisches Maschinengewehr eine Patronenzeile herunterleiern, und jetzt antworten ein paar deutsche Gewehre. Der Feind ist nah. Wenn wir den Kopf aus dem Graben strecken wollten, könnten wir seine Erdaufwürfe sehen und seinen eingestellten Feldgeschützen ein paar Schrapnells entlocken.

Endlich kommen wir aus dem Laufgraben ins Freie. Natürliche Deckung ist da, und weder die Artillerie noch die Infanterie können uns einsehen. (Man gewöhnt sich im Laufe eines Marschtages an das technische Wort „einsehen“: Diese Straße ist einzusehen, diese nicht. Die Höhe ist einzusehen; dieser Waldweg kann unmöglich eingesehen werden.)

Ein zerschossenes Dorf. Die deutschen Granaten haben hier die Franzosen überrascht, als sie im Ablocken begriffen waren. Ein Linsengericht war gerade gar, und die Kompanie mußte den so angenehm heißen Kessel zu ihrem Schmerz zurücklassen. Vielleicht war auch nicht mehr Zeit, den Brei in den Schmutz zu schütten; jedenfalls taten sich unsere Soldaten daran gütlich. Auch die Einwohner scheinen von den Ereignissen überrascht worden zu sein; die wenigen Zeitungen, die auf dem gedeckten Frühstückstisch des Herrn Direktor Philippot zurückgeblieben waren, prahlten eben mit einer neuen Offensive. Herr Philippot überzeugte sich mit rasch gespitzten Ohren, daß diese Offensive nicht von seinen Freunden ausging, rannte und ließ in der Aufregung die sämtlichen Spartassbücher seiner Kinder liegen. Er braucht keine Angst zu haben; niemand wird sie auf der Bank vorlegen. Ein merkwürdiger Fund noch außer den Spartassbüchern: etliche hunderttausend eschene Meißelgriffe, wie sie hier irgendeine Industrie im großen herstellte, waren aufgestapelt; sie gaben schönes und bequemes Heizmaterial für den Winter.

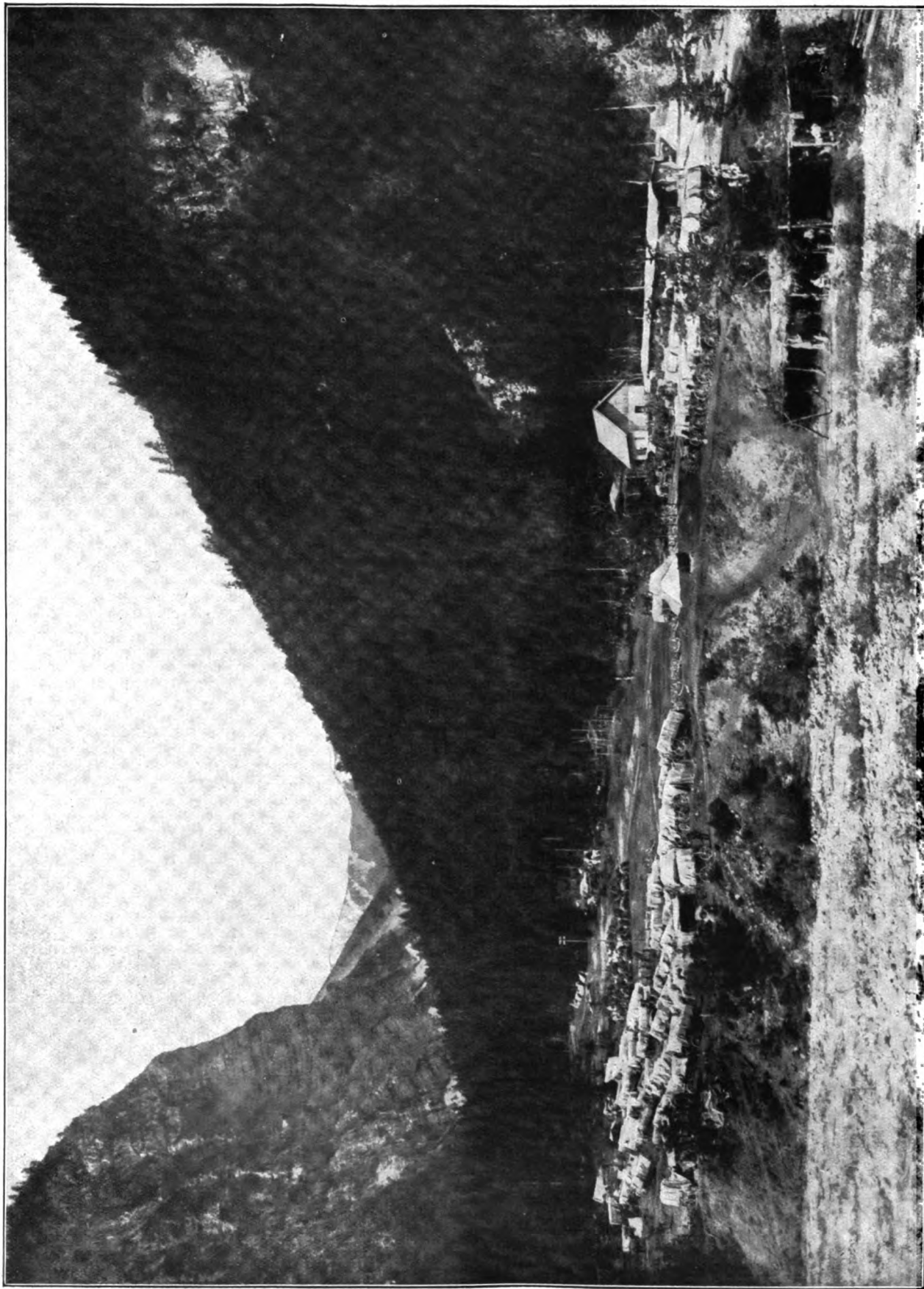
Im Ort eine seltsame Sache: wie bei einer Treibjagd sind Stride gezogen, an denen weiße Fährchen flattern. Waa! Über diese Stride und über diese Fährchen darf man nicht hinausgehen, um nicht „eingesehen“ zu werden. Schrapnellgefahr! Der Ortskommandant hat einen hübschen Garten neben seinem Haus; auch hier die Stride und Lappen. Ein kleiner Winkel bleibt als Erholungsstätte benutzbar. Es liegen wohl an Stelle der kriegsgemäß zerschossenen Hinterwand seines Hauses etliche viertausend Sandsäcke, aber immerhin — die Sache ist faul, und eine Tafel meldet: „Wenn nur Gewehre blitzen, so bleib hier ruhig sitzen; doch wenn Kanonen rollen, geh lieber in den Stollen...“

Denn die lauschige Gartenede ist gefährlich nahe am Feind, und ein paar Meter weiter rechts und links haben Granaten gewühlt und gesprengt und überall stecken Schrapnellkugeln.

Ein ungemütlicher Aufenthalt in diesem Dorfe. Ich ging die Stellung ab und fand einen groben Vollerfasser neben einer Postenstellung. Der Unteroffizier lächelte, als ich den Kopf schüttelte. „Das ist noch das wenigste. Aber nachts die Ratten, die einem übers Gesicht laufen! Pfui Spinne!“ Und auch die Ratten waren noch nicht das Schlimmste — Kleiderläuse gab's die schwere Menge... An einem Wässerchen standen ein paar arme Bursche, suchten ihre Wäsche durch und kühlt die zerbissenen Körper. „Es hilft nichts dagegen, es hilft alles nichts! Im Quartier können wir die Biester erst wieder los werden.“ Mag der Leser zur Abwechslung auch einmal von dieser Wbart von Kriegsspielen Kenntnis nehmen; ein nervöses Krabbeln ist ihm auch wohl zu gönnen. Und wenn er auch einmal in diesem Wässerlein säße und mit dem Ungeziefer kämpfte und dabei über dem Wässerlein den gespannten Strid mit den weißen Fährchen sähe und wüßte: ein Schritt weiter im Bad und die Schrapnells auch noch zu all dem andern...

An einem Orte sah ich eine ganze Kompanie in einem breiten schönen Bache; sie kämpften alle gegen ihre Blut-sauger, und auf das gesellschaftliche Leben im Kriege fiel ein neues Licht. Der Schreinergehilfe weihte den Kunstmalen in die Geheimnisse des Entlausens ein; erzählte von seiner großen Walztour von München bis Neapel, erwähnte die vielen Blut-sauger auf diesen Wegen und gab guten Rat und Trost. Ach, ein Königreich für einen Photographenapparat!

Gluglugluglu — das war wieder die feindliche Feld-artillerie. Die Einschläge weit von uns weg; keine Beunruhigung, nur Neugierde; und auf die Einschlagstelle des nächsten Schusses wollten sie wetten. Wir krabbelten durch Häuserschutt weiter, spähten durch die Löcher der Stahl-schilde nach dem Feind und lauerten uns neben einem Scharf-schützen nieder, der wie erstarrt hinter seiner Waffe lag und den Arm eines schippenden Franzosen suchte. Jetzt — aber es antwortete drüben kein Schrei; nur das Schauseln hörte auf, und ein Maschinengewehr tickte einige Schüsse ab. Ich ging in einen Schuppen, in dem ein Beobachter lag, kroch an einer Strohbedeckung vor und spähte nach der Wiese und nach dem Hügelhang, hinter dessen gelben Erdbäusen der Feind uns belauerte. Seine Artillerie zwar kämpfte noch mit der unsren; die Stunde, in der sie Häuser und Ortsstraßen zum Ziele nehmen würde, war noch nicht gekommen. Aber die Infanterie feuerte hin und wieder, und das Gebälk unseres Stabels war häufig getroffen. Neben den kupfernen Geschossen staken in dem alten Eichenholz ein paar Messerspißen; die Leute, die hier die feindliche Kugel über ihren Köpfen hatten schwirren hören, waren ans Andenken suchen gegangen. Unwillkürlich bohrte ich meine bayerische Klinge auch ins Gebälk, und heut muß ich an meinen Münchner Freund Beppi wieder um ein neues Messer schreiben. Er wird im Tone des Vorwurfs antworten: „Das siebente! Zu was willst Dich denn draußen ausbilden!“ Ach, lieber Beppi, fünf von den Messern stecken in den Stiefelschäften braver bayerischer Soldaten, die auf den Cötes Lorraines auf harter Wacht stehen.



Österreichisch-ungarisches Gastungslager auf einem hohen Alpenpaß. Phot. Franzl.

Die „stärkeren Nerven“.

Der Sieg wird da sein, wo die stärkeren
Nerven sind. Hindenburg.

Wo ist das schwerste Heldentum dieses Krieges? — Heldentum in seiner schwersten und ernstesten Gestalt ist nicht, wie der einfache Mensch es sich gern vorstellt, in der glänzendsten und berauschendsten Erscheinung des Krieges: im Sturmangriff, in der Reiterattacke: „selig, dem der Tod im Siegesglanze die blutigen Lorbeern um die Schläfen windet“; in allem, wo die Tat, die beherzende, anfeuernde, beschwingende, den Mann ergreift wie die beflügelte Rite den attischen Krieger, ist uns die sonnenhaft leuchtende Schildseite des Heldentums zugelehrt, des Heldentums, wie Achill und Siegfried, die Göttergeliebten, Unverwundbaren sie darstellen. Auf der anderen Seite aber starrt das Medusenhaupt, hebt sich der düstere, tragische, lähmende Blick des Krieges, das Sinnbild der Standhaltenenden, dem Anprall Ausgesetzten, Leidenden — erhabener um so viel gegenüber den andern wie Hector größer und menschlicher zugleich ist als der Halbgott Achill, wie der Markgraf Rüdiger uns menschlich größer dasteht in dem furchtbaren Konflikt seines Menschentums als der konfliktlose Siegfried, der nur auf eine Seite zu blicken hat, indessen jenem, den Glanz der einen wie das Grauen der andern kennend, „nichts Menschliches fremd“ bleibt. So geben auch unsere Leute draußen, Offizier wie Mann bis zum obersten Führer bereitwillig zu, es sei zwar nichts Geringes, in Gewaltmärschen unter Entbehrungen in blutigen verlustreichen Angriffen vorwärts zu gehen, jedoch die wahre, höchste Leistung der Soldaten an sich werde nicht dort getan sondern im Schützengraben. Wenn, um mit unserm Kronprinzen zu reden „die langen, bitter-schweren Monate kommen, die dem freudigen Leben stolzer Angriffsschlachten folgen, die entsagungreiche Verteidigung, der Maulwurfkrieg, der allein den unvergleichlichen Siegeszug unserer Brüder im Osten ermöglicht“, dann zeigt sich, was Mannestum ist. „In ungestümer Angriffsfreude“ den Feind über den Haufen reiten, ist im Kampf der Stunde, die jeden mitreißt, nicht schwer, aber mit zusammengebißnen Zähnen in die Erde gegraben, dem Tode standhalten, nicht Tage sondern Monate, Vierteljahre und Halbjahre, das heißt die höhere Kraft bewähren, die aus dem Tiefsten kommt.

Karg und keusch wie es das Wesen seiner männlichen Natur ist, hat das auch Hindenburg ausgesprochen: die stärkeren Nerven werden in diesem Kriege siegen. Er selbst, der große neue Marschall Vorwärts, der Mann der Tat, der den Feind zer schlägt „wie irdene Töpfe“, hat auch im Schützengraben liegen müssen, bildlich gesprochen.

Jahre im Frieden, als er außer Diensten in Hannover lebte, und Wochen schwerer als Jahre, als der Krieg ausbrach, als Heereswoge auf Heereswoge von Deutschland sich löste, und ihn nahm keine mit. Aber er hat seine „Nerven“ behalten.

Was heißt nun Nerven in des Feldmarschalls Sinn? — Nerven im medizinischen Sinn? Da wäre aber die Frage, ob der russische Analphabet, der zähe Japaner oder auch der abgebrühete englische Soldner in dieser Hinsicht nicht bessere Nerven haben als etwa der zum Landsturm eingezogene deutsche Fabrikarbeiter, sowie einst der hunnische Eindringling zweifellos bessere Nerven hatte als der Klostergelehrte Deutsche, der ihn unter Sankt Michaels Banner auf dem Lechfelde schlug. Nein: Nerven ist nur der bescheidene Ausdruck einer innerlichen Art, die den großen Worten gern aus dem Wege geht, für etwas, das „gut innere Kraft“ besagen will, und wie wohl steht dies herbe Verschließen der heiligsten Gefühle dem Mann an, vor dem seine Taten hergehen wie Gewappnete.

Es klingt durchaus sachlich und wissenschaftlich einwandfrei, daß die besseren Nerven siegen werden; jeder Materialist kann das begreifen. Der bibelfeste Feldmarschall, der sogar das entlegene alttestamentliche „zer schmeißen wie einen

Topf“ kennt und wörtlich anwendet, kennt sicherlich mit Nutzen auch das neutestamentliche Wort: Man soll seine Perlen nicht vor die Säue werfen.

Man muß sich einmal klar machen, was Nerven für ein Amt, wie das eines Führers in diesem Kriege heißen will. Da bedeuten Nerven eine Ruhe, die nie und durch nichts zu beirren ist in der Verfolgung der gesetzten Ziele, die einem in jedem Augenblick neu anbrandenden Meer von Ereignissen standhalten muß wie die umbrandete Klippe, die den Pharus trägt. Denn er ist Pharus, Führer und Leitstern für die Millionen drinnen und draußen; für ihn liegt im Westen der Soldat in fremder Erde eingegraben, für ihn verbluten im Osten Träger des siegreichen Ansturms; er steht für König und Vaterland. Kein General, sagt Bebel einmal in der Betrachtung des Zukunftskrieges, wie man ihn sich zu seiner Zeit vorstellte, wird fähig sein, die Heeresmassen des kommenden Krieges sicher in der Hand zu behalten, der Überblick allein über so gewaltige Formationen ist etwas, das über menschliches Vermögen hinausgeht. Hier aber geht menschliches Vermögen noch weit hinaus über die Leistung, wie sie einem geistescharfen Mann wie Bebel als unerfüllbar vor Augen stand, und hält nicht für die kurze Zeit, mit der man bei einem neuen Krieg rechnete, sondern Jahr und Tag aus, in festem Beherrschen einer Heeresmasse, wie sie in gleicher Gewalt seit den Tagen der Völkerwanderung die Erde nicht sah. In der Tat, eiserne Nerven brauchen unsere Führer oder, um in der Sprache unseres Kaisers zu reden: ein festes Herz.

Es ist ein köstliches Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade. Am Jahrestage von Tannenberg hat auch Hindenburg es bekannt, als was er sich fühlt: als ein Werkzeug in Gottes Hand. Ein Werkzeug nicht stumm und gefühllos wie Schwert und Wurfschloß, ein lebendiges, fühlendes, leidendes Werkzeug, dem immer größeres aufgegeben wird, ein pochenendes Menschenherz, das die Last fühlt, die auf ihm liegt, und das doch nicht härter, nur fester wird unter dem anpaßenden Griff der allmächtigen Gewalt, die es hält, würdig der welterhöllenden Aufgabe, für die es bestimmt ist. Und wie das starke körperliche Herz mit strömendem Blut das Leben regelt, die Nerven nährt, die Aufgaben des ganzen Leibes trägt, so füllt die starke Seele — stark durch freudiges Entlagen an jegliche Selbstsucht im feinsten wie im größten Sinn, stark durch die bedingungslose Hingabe an die von Gott gestellte Aufgabe — den Geist und die feinen Verbindungsfäden, die Körperlichkeit und Seele vereinen, mit strömendem Willen, schafft das Bild der geschlossenen, festen, unerschütterlichen Kraft, die in der Gestalt unseres einfachen, zuchtvollen Soldaten die nervöse Genialität selbst einer so mächtigen Natur wie die Bismarcks war, fast in den Hintergrund des Geschichtlichen schiebt.

Die starken Nerven — sie sind es, die unsern Sieg verbürgen und die Bezwingung und feste Bändigung alles hindern und herreißenden Gefühls, die bewußte Ausschaltung alles dessen, was man im gewöhnlichen Sinne das ewig Menschliche nennt, zugunsten des ewig Menschlichen im höhern, reineren, ethischen Sinn wie hunderttausend Ungenannte es bereits erwiesen — sie sind nicht allein das Ergebnis tüchtiger Manneszucht, gesunder Rasse, eines auf den Ruhm und die Größe des Vaterlandes gerichteten Sinns. Das ist zwar der Boden, auf dem soldatische und völkische Tugend gedeiht, aber die Bedingung so menschlich hoher, fast übergroßer Leistung, wie wir sie jetzt anschauen dürfen, ist ein Geheimnis der Seelen. Es ist die Tatsache, daß die Herzen unseres Volkes jetzt die lange aufgegebene, geheimnisvolle Verbindung mit dem großen Zentralherzen, aus dem alle Kraft der Seelen und damit auch der Nerven strömt, mit dem persönlichen Gott, wiedergefunden haben.

Und mit ihm ist unser Sieg gesichert.

Johannes Höffner.

Beim Alterwerden. Von Hermann Hesse.

Jungsein und Gutestun ist leicht
Und von allem Gemeinen entfernt sein;
Über lächeln, wenn schon der Herzschlag schleicht,
Das will gelernt sein.

Und wem's gelingt, der ist nicht alt,
Der steht noch hell in Flammen
Und biegt mit seiner Faust Gewalt
Die Pole der Welt zusammen.

Weil wir den Tod dort warten sehn,
Laß uns nicht stehen bleiben!
Wir wollen ihm entgegen gehn,
Wir wollen ihn vertreiben.

Der Tod ist weder dort noch hier,
Er steht auf allen Pfaden;
Er ist in dir und ist in mir,
Sobald wir das Leben verraten.

1812 und 1915. Ein Vergleich. Von Generalleutnant Baron von Urdenne.

Die uns feindliche Presse feiert seit einigen Wochen wahre Orgien in dem Ausmalen des Untergangs der deutsch-österreichisch-ungarischen Armeen in den Eiswüsten Rußlands. Denn sie verlegt den Schauplatz ihrer Utopien in die entlegenen Weiten des Rieseneiches und nimmt als Zeitpunkt für die letzten Verzweiflungskämpfe den Winter an. Zu diesem sinnverwirrenden Taumel hat der Vormarsch der Armeen der Zentralmächte gegen den Bug und über den Njemen den Anlaß gegeben. Mit dem Mangel an Logik und militärischem Verständnis, der der gegnerischen Presse anhaftet, schließt sie aus diesem Vordringen, daß es ins Ungemessene fortgesetzt werden soll, daß den deutschen Heerführern die Einnahme einer oder beider Hauptstädte des russischen Reiches als Operationsziel vorzeichnet und daß den deutschen Heersäulen dasselbe Schicksal bevorstehe wie der großen Armee Napoleons im Jahre 1812. Unsere Heeresleitung hat sich bisher bei aller Kühnheit ruhige Überlegung, sorgsamstes Abwägen der Entschlüsse mitten in der erfolgreichsten Verfolgung zu wahren gewußt. Wir erinnern nur an den dreiwöchigen Halt bei Überwindung der Sanlinie Ende Mai dieses Jahres. Uferlose Pläne finden keinen Eingang in die Klar und nüchtern denkenden Köpfe unserer höchsten Führer, die sich der Wahrheit des französischen Sprichworts — *qui trop embrasse, mal étreint* — zuviel unternimmt, führt wenig durch — wohl bewußt sind. Der russische Kriegsminister hat vor der Duma an den Patriotismus des Volkes sich gewandt, das 1812 durch Verheerung des eigenen Landes das feindliche Heer dem Hungertode überantwortet habe: diese Opfer der Verwüstung müßten auch 1915 gebracht werden. Der türkische Marschall Enver Pascha äußerte sich über diese Rede dahin, daß der Minister wohl nicht gewußt habe, daß Napoleons Rückzug von Moskau von den deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen nicht wiederholt werden würde. Ein Mann aber, der sich einbilde, daß heute mit unsern modernen Transport- und Verkehrsmitteln ein solcher Untergang möglich wäre, spräche damit nur aus, daß er ein Jahrhundert hinter der Zeit zurückgeblieben sei. Der Wunsch ist der Vater des Gedankens! Die uns feindlichen Völker werden ihrer Presse vorerst noch weiter Glauben schenken und sich in dem Ausmalen des Untergangs der auf Petersburg oder Moskau vormarschierenden Feinde berauschen. Um diese weiterzuloden, dazu soll ein freiwilliger, strategischer Rückzug der russischen Hauptkräfte dienen wie 1812 und außerdem die vollkommene Verwüstung des vom Feinde zu durchziehenden Operationsgebiets ebenso wie 1812. Das Aufgeben der Weichsellinie wird bereits als genialer Anfang dieser Grundsätze betrachtet. Nun gibt es militärische Legenden, wie es geschichtliche und kirchliche gibt. Der Rückzug der Russen 1812 war durchaus kein freiwilliger, sondern ein erzwungener. Das lassen schon die Stärkeverhältnisse zu Anfang des Feldzuges erkennen. Napoleon fiel mit wenigstens 500 000 Krieger in Rußland ein. Die Russen hatten im ganzen, weitverstreut, 180 000 Mann zur Verfügung. Von diesen standen in zwei „Westarmeen“ verzettelt 137 000 Mann unter Barclay de Tolly und Bagration um Wilna und Wolkowysk, ein drittes Heer, 42 000 Mann, unter Tormassow war in Wolhynien erst in der Bildung begriffen, und eine Donauarmee von 50 000 Mann unter Tschitschagow schlug sich noch mit den Türken herum (Friedrich, Befreiungskriege, Berlin, Mittler & Sohn). Nach blutigen Teilkämpfen konnten die genannten Westarmeen bei Witebsk nach zweieinhalb Monaten seit Beginn des Krieges ihre Vereinigung bewerkstelligen. Napoleon, dessen Heer schon 100 000 Mann und 80 000 Pferde verloren hatte, schwante, ob er die Offensive fortsetzen sollte. Seine Vernunft riet ihm ab, seine Eitelkeit riet ihm zu. Er folgte der letzteren, die aber nie ein guter Ratgeber war. Auch nach der Vereinigung der russischen Hauptkräfte, die unter Kutusow einen obersten Heerführer erhalten hatten, trieb Napoleon diese machtvoll auf der Straße über Smolensk gegen Moskau zurück. Von einem freiwilligen Rückzug der Russen war gar keine Rede. Sie mußten zurück, „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“. Der russische Fanatismus verlangte endlich eine Entscheidungsschlacht. Kutusow nahm sie bei Borodino an; er wurde geschlagen, und Napoleon zog am 14. September in Moskau ein. Seine Armee war trotz mehrfacher Nachschübe auf 100 000 Mann zusammengeschmolzen und auf eine einzige Etappenstraße — Wilna, Witebsk, Smolensk, Gzatsk, Moskau — angewiesen, die von Smolensk her unaufhörlich angegriffen wurde.

Im jetzigen Weltkriege ist die russische Armee ebenso wenig freiwillig zurückgegangen wie 1812. Die Kämpfe um die Karpathen, das Aufrollen ihrer Fronten in Galizien, der konzentrische Vormarsch der verbündeten Armeen nach Gewinnung der Weichsellinien drückte sie zurück wie damals die Armee Kutusows. Ihre Verluste aber näherten sich im Verhältnis denen, die Napoleon bis zur Besitzergreifung von Moskau erlitten hatte.

Gleich legendarisch ist die Kunde von der freiwilligen

Verwüstung des Kriegsgebiets zu beurteilen. Schon 1812 geschah diese Verwüstung lediglich auf Befehl der russischen Krone und mit Hilfe der Kosaken. Teilnehmer des Feldzuges (z. B. der württembergische General von Ludow) erzählen, wie die russischen Brandkommandos die Wohnstätten seitwärts der Heerstraßen abgebrannt hätten, aber nur in der Entfernung etwa einer Meile. Im jetzigen Kriege erleben wir das gleiche. Kosaken, mit den modernsten Brandmitteln ausgerüstet, brennen die Dörfer und in den Städten die Häuser von Juden und wohlhabenden Leuten nieder, die Ernte aber auf den Feldern, gesättigt von Regen, widersteht meist ihren Flammen; die Bauerschaft verhält sich leidend und untätig, wenn sie auch unter dem Vortritt des Popen Prozessionsgänge durch die Fluren anstellt mit dem gottergebenen Spruch: „Gott will's.“ Auch der Brand von Moskau 1812 erleidet durch die neueste kriegsgeschichtliche Forschung eine andere Beleuchtung. Nicht die Einwohnerschaft hat in freiwilligem, patriotischem Opfer die Zarenstadt angezündet, sondern Zuchthäuser, die der Gouverneur von Moskau, Kotschubjew, mit Brandfadeln und der Weisung zurückgelassen hatte, seine eigene Behausung zu schonen. Napoleon ließ hundert der Brandstifter erschießen und erklärte den Rest für vogelfrei. Bekanntlich verblieb Napoleon sechs Wochen in Moskau, auch noch nach dem Brande des Kremls. Er verlor in unnützen Friedensverhandlungen die kostbarste Zeit. Hätte er seinen Rückzug nur zwei Wochen früher angetreten, so würde er den Hauptteil seiner noch übriggebliebenen Armee über die preussische Grenze gerettet haben. Als er sich endlich zum Rückzug entschloß und diesen durch die vom Kriege unberührten reichen Provinzen, Wololien und Wolhynien, antreten wollte, hinderte ihn daran sein Gegner Kutusow, der sich vermittelt des berühmten gewordenen Rintsa abmarsches nach Kaluga ihm vorlegte. Die Schlacht Murats bei Malajaroslaweß belehrte Napoleon darüber, daß ihm diese rettende Rückzugsstraße verschlossen sei. Er mußte daher die Reste seiner Armee auf die alte, ausgezehnte Leidensstraße Smolensk—Wilna zurückführen. Diese Reste betrugen, durch Nachschübe aufgefüllt, wenig mehr wie 50 000 Mann. Der Vorteil des Übergewichts an Zahl hatte sich auf die Seite der Russen geneigt, der Gefechtswert von Kavallerie und Artillerie hatte bedenklich gelitten, die Munition reichte nur noch für eine Schlacht.

Hier darf die Bemerkung eingeschoben werden, daß die Marschälle Napoleons, sobald sie seiner genialen Oberführung entrückt und auf eigene Verantwortung angewiesen waren, den auf sie gestellten Erwartungen nicht entsprachen; auch die berühmtesten nicht. So Murat, Davoust, MacDonald, Reynier u. a. Übertragend steht dagegen ab die Feldherrntätigkeit der deutsch-österreichisch-ungarischen Heerführer im jetzigen Kriege, die selbständig und doch im geistigen Zusammenhang mit der räumlich weit entfernten obersten Heeresleitung die Operationen ihrer Armeen so leiten, daß sie wie von einem einheitlichen Gedankenzentrum bewegt erscheinen. Der Rückzug von Napoleons großer Armee vollzog sich auf einer einzigen Straße. Schon dieser Umstand schließt jeden Vergleich mit einer möglichen Rückzugsbewegung unserer Armeen von vornherein aus. Diese eine Rückzugsstraße war den seitlichen Angriffen der russischen Kavallerie so sehr ausgelegt, daß — schon während Napoleon noch in Moskau war — auf der Teilsstraße Wiasma-Moskau ein Verlust von 30 000 Mann entfiel. Die Sicherung der Etappen, die im jetzigen Kriege der Gegenstand höchster Fürsorge ist, wurde von Napoleon schon deshalb vernachlässigt, weil er zu ihrem Schutz — besonders zu dem seitlichen — nicht genug Truppen zur Verfügung hatte. Schon in den ersten Tagen des Napoleonischen Rückzuges erhielt der russische Generalissimus von seinem Kaiser einen von deutschen Offizieren (General von Bnull und Winzingerode) ausgearbeiteten Plan, wonach die verstärkten russischen Flügelheere sich an der Beresina die Hand reichen und unter Mitwirkung der in der Front nachdrängenden Armee Kutusows den französischen Heere den Rückzug abschneiden sollten. Letztere war allein auf 100 000 Mann angewachsen, die Flügelarmeen Wittgenstein, Tschitschagow und Tormassow werden zusammen die gleiche Stärke erreicht haben. Wie der gehezte Löwe das ihm an der Beresina gestellte Netz zerriß, ist durch die militärische Literatur satfam bekannt geworden. Die französische verschweigt absichtlich, daß er seine Rettung hauptsächlich dem Korps Victor (Badenser, Württemberger usw.) verdankte, das während der Kämpfe zweimal einen Uferwechsel über die zwei erbauten Brücken vollzog. Ebenfalls bekannt ist, daß deren Herstellung dem Pionieroberst Eplée zu verdanken war. Napoleon hatte, ehe er sich der verhängnisvollen Stelle näherte, den ganzen ungeheuren Train der Armee, die unzähligen Wagen, die die Truppen mit Beute beladen aus Moskau mitgeschleppt hatten, verbrennen lassen. Auch die Wagen mit allem Heeresgerät waren ein Opfer der Flammen geworden. Der Oberst Eplée hatte aus Vorsicht für alle Fälle

einen Geräte- und einen Wagen mit Holzlohe zurückbehalten. Mit den darauf geladenen Werkzeugen sind die Brücken über die Beresina gebaut worden, die die Reste der französischen Armee retteten. Auch hier tritt die Unmöglichkeit eines Vergleichs mit den technischen Hilfsmitteln unserer Pionier- und Verlehrsstruppen zutage. Napoleon hatte ungeheure Vorräte in Wilna und andern Etappenorten aufgestapelt, ja dem „ravitaillement“ der Armee von Beginn des Feldzugs an die größte Sorgfalt gewidmet. Daß alle angewandte Fürsorge vergeblich war, verdankte er dem Ungeschick seiner Intendantur und der Disziplinlosigkeit seiner in voller Auflösung begriffenen Armee. Davon geben ein vollgültiges Zeugnis die Berichte der sog. „Division princière“, die von der Nordseeküste kommend, Anfang Dezember, noch 15000 Mann stark, in Wilna einrückte. Diese Division bestand aus den Kontingenten der kleinen thüringischen Staaten und war ganz unversehrt. Als die Flut der Rückzügler in Wilna einbrach, sah sie, wie die Magazine von Plünderern erbrochen, ihr Inhalt teils geraubt, teils freventlich zerstört wurde. Auf den Straßen watete man knöcheltief in Mehl, Hafer- und Weizenkörnern. Die folgenden Truppenteile mußten ohne neue Verproviantierung weiterziehen. Ausgemergelt und zum Tode erschöpft, starben sie in solcher Menge dahin, daß nur 1200 Bewaffnete die ostpreussische Grenze erreichten. Wer die staunenswerte Tätigkeit unserer Intendantur, die peinliche Ordnung in der Verwaltung unserer Etappenmagazine, wer unsere Feldküchen und den musterhaft geleiteten Betrieb unserer Fuhrpart- und Kraftwagenkolonnen kennen gelernt hat, der wird den unermesslichen Unterschied in der Verpflegung der Heere des großen französischen Schlachtenkaisers mit der unserer Heere staunend zu würdigen wissen. Ein Vergleich ist auch auf diesem Gebiete ausgeschlossen. — Hier darf ein Gedanke eingeschaltet werden. Napoleon hatte bei seinen ersten Feldzügen die Requisition d. h. die Beirübungen aus den eroberten Landesteilen an Stelle der damals schwerfälligen Magazinverpflegung gesetzt und in den reichen Gegenden Mitteleuropas damit glänzende Erfolge erzielt. Auf die ärmlichen Provinzen Rußlands und Polens verpflanzt, ergoz die regellose Requisitionstheorie bei der hungernden Armee nur Räuber- und Mordbrennerbanden, deren verbrecherische Tätigkeit die Mannszucht bis in ihre Grundfesten erschütterte. Dieser Umstand zeitigte die vorzeitige Auflösung ganzer Truppenteile. Die einzelnen Räuber nannte man „Isolierte“, die zu Tausenden die noch marschierende Armee wie ein Mäulenschwarm umgaben. Von den empörten Bauern und den Kosaken sind sie massenhaft erschlagen worden; ihr Auseinanderlaufen ließ aber die Napoleonische Heeresstärke schmelzen wie den Märzschnee unter den Strahlen der Frühlingssonne. Die deutsche Disziplin im jetzigen Kriege hat unter den schwersten Prüfungen, unter den härtesten zeitweiligen Entbehrungen (z. B. Karpathenkrieg) Stich und Probe gehalten. Auch auf diesem Gebiete also sind Vergleichspunkte mit 1812 nicht vorhanden.

Die Verlehrsmittel, die Enver Pascha, wie oben angeführt, erwähnte, bedürfen einer kurzen Beleuchtung. Auf dem östlichen Kriegsschauplatz verwandeln sich die Landwege bei anhaltendem Regen oder der Schneeschmelze infolge ihres lehmigen Untergrundes in einen Sumpf. Man nennt diesen Zustand die „Kasputiza“. Napoleon litt darunter um so mehr, als ja sein ganzer Nachschub auf die Pferdekraft begründet

war. Diese versagte bei dem eintretenden Futtermangel an entscheidender Stelle. Östlich Wilna sind Hunderte von französischen Geschützen den Russen in die Hände gefallen, weil die ermatteten Gespanne sie nicht mehr einen vereisten Hügel hinaufziehen konnten. Dieser heißt noch jetzt im Volksmund „der Kanonenberg“. In den letzten hundert Jahren hat Rußland wenig für den Bau von Chaussees getan. Die deutsche und österreichisch-ungarische Heeresleitung hat sich mit diesem Mangel abfinden können, weil ihr statt der gepflasterten oder makadamisierten Heeresstraßen leistungsfähige Schienenwege zur Verfügung stehen. Bei einem weiteren Vorgehen der verbündeten Armeen über den Bug hinaus würden der obersten Heeresleitung außer dem engmaschigen Netz von Eisenbahnen in Ostpreußen und den Ostseeprovinzen, sowie in Galizien zur Verfügung stehen vier zwei- bis vierspurige Bahnlinien; nämlich: die Anfänge der Linien Warschau—Bialystok—Grodno usw., Siedleg—Lida—Polozk, Zwangorod—Lutów—Brest-Litowsk usw., Zwangorod—Lublin—Cholm—Kowel. Diese Bahnlinien und die deutschen Train- und Kraftwagenkolonnen würden die Verpflegung, den Munitions- und Mannschaftennachschub, die Entfernung von Kranken und Verwundeten, die Nachführung alles Heeresgeräts sicher gewährleisten, auch wenn die jetzigen Millionenheere noch mehr anschwellen sollten. Die Aushungierungstheorie der Russen, die sie gegen uns in Anwendung bringen wollen, wird daher ebenso auf den Kriegsschauplätzen aufzuheben werden, wie Englands Sperre gegen Deutschland auf dem Gebiete des internationalen Handels.

Napoleons Riesenunternehmen scheiterte an der Eigenart und der Unendlichkeit des Kriegstheaters, an seiner Dürftigkeit der natürlichen Hilfsquellen, an dem Verlagen der Intendantur, an der eingerissenen Zuchtlosigkeit des Heeres, an dem mörderischen Klima, dem sengend heißen Sommer und dem eiskalten Winter, dem schließlichen Verlagen der Pferdekraft, der körperlichen Entkräftung der Menschen und schließlich an den Fehlern der Kriegsführung. Bei Witebsk hätte von Barclay vor seiner Vereinigung mit Bagration, dann bei Smolensk und Borodino die russische Hauptarmee vernichtend geschlagen werden können, wenn der Kaiser seine letzten Reserven einzusetzen sich hätte entschließen können: die sechs-wöchige Untätigkeit in Mostau beförderte dann vollends die Zerlegung der Armee und machte den rechtzeitigen, rettenden Beginn des unvermeidlichen Rückzugs unmöglich.

Wer die Kriegsläufe des jetzigen Weltkrieges, die Haltung der Truppen der Zentralmächte, die staunenswerte Organisation, die geniale Führung aufmerksam verfolgt hat, der wird wissen, daß die geschilderten Mängel der Napoleonischen Völkerwanderung jetzt vermieden werden würden, auch dann, wenn die Operationsziele weiter in das Innere von Rußland verlegt wären. Daß dies nicht ins Ungemessene erfolgen wird, dafür genügt schon die Rücksicht, daß wir nicht nur den einen Feind im Osten, sondern einen gleich gewichtigen im Westen haben. Wir können nicht gleichzeitig die Hauptstädte unserer Gegner bedrohen, die Tausende von Kilometern auseinander liegen.

Wenn aber ein französisches Blatt unsern jetzigen Vormarsch in Polen mit einem Elzug vergleicht, der in blinder Hast einem Abgrund entgegenrolle, so können wir getrost dieser Fahrt folgen — in den Abgrund werden wir nicht stürzen.

Die Glocken von Tirol.

Von Alice Freiin von Gaudy.

Wenn den ehernen Schlünden der Tod entfaßt:
„Wir hören der Heimat bergwandernden Sang,
Der gewaltig schwellend, ein Bußglockenklang,
In die Reihen Italiens zerschmetternd braust.“

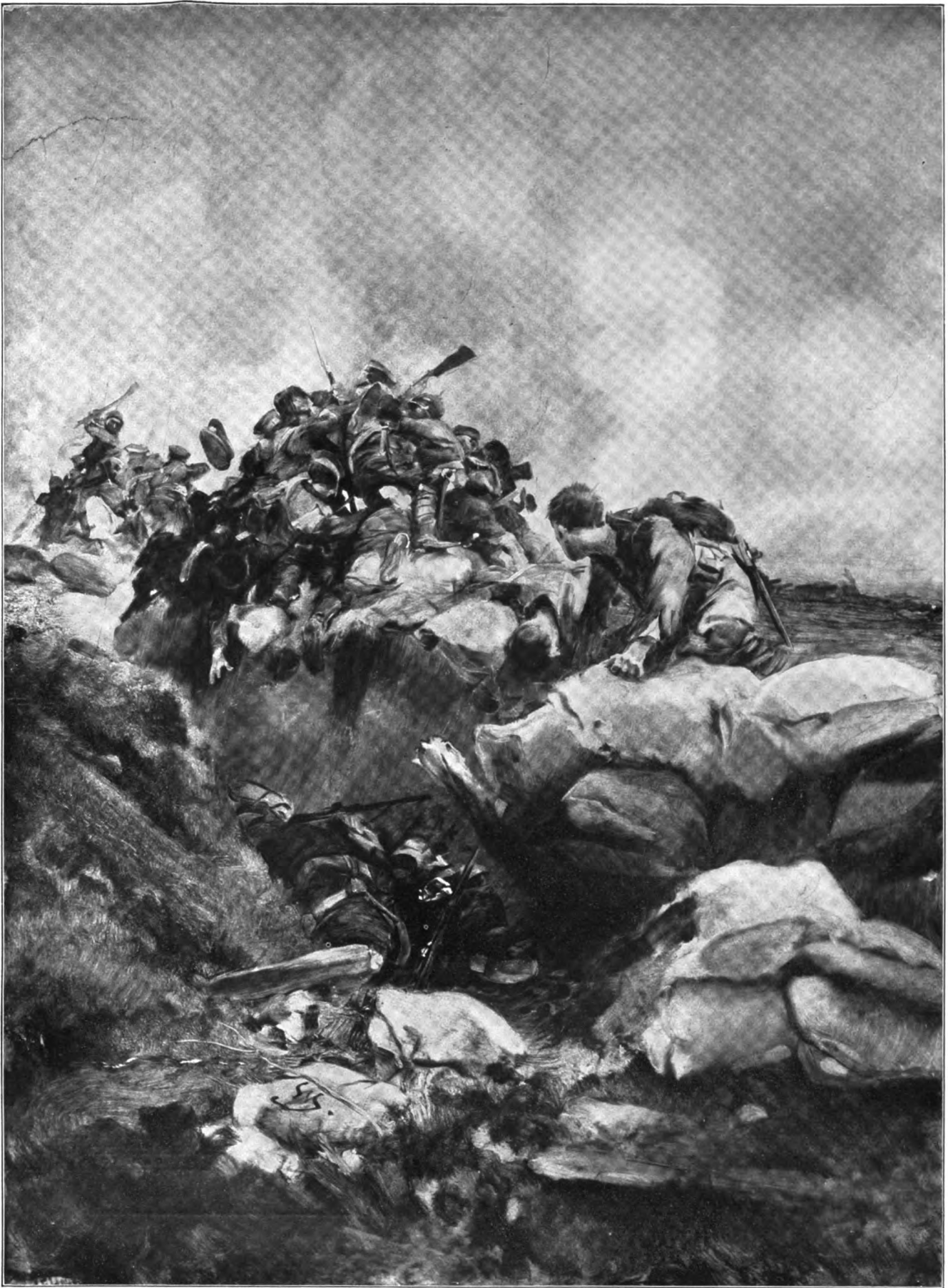
Wir hören das Tauf- und das Hochzeitsgeläut,
Das einst unsrer Dörfer Frieden durchschellt,
Wie es ins Ohr des Verräters gellt
Und als furchtbarer Rächer den Tod verstreut.

Die Glocken, die Glocken, des Landes Herz,
Für die Heimat Tirol als Waffen im Streit!
Wir gießen sie neu — Gott fördere die Zeit! —
Zum Siegesgeläut aus erobertem Erz!“

Als der Bruder im Süden die Treue brach,
Aufflammte Tirol, wie ein Feuerbrand,
Und redete die felsbraune Bauernhand
Und knirschte Rache der feigen Schmach!

Von den Türmen hallten die Glocken zu Tal,
Echo weckend, wie Zornes schwer.
Da sprachen die Männer: „Wir brauchen die Wehr,
Geschütze und Schwerter — Erz und Stahl!“

Die zu Festen geläutet, zu Brand und Sturm,
Die mächtigen Stimmen enthebt dem Gestühl.
Schmelzt ein mit dem Erz euer lodernnd Gefühl . . .
— Nur das Sterbeglöckchen laßt droben im Turm.



Im feindlichen Graben. Gemälde von Wilhelm Schreuer.

In meinem Tagebuche finde ich eine Reihe von Geschichten, die mir in der Front erzählt wurden, die einen von russischen Gefangenen, die das frohe Gefühl endlicher Sicherheit gesprächig machte, die anderen von Offizieren, die diese Geschichten unter den vielen Merkwürdigkeiten dieses Krieges erlebt hatten. Es ist eine Reihe von Menschlichkeiten, bald tragisch genug, obgleich in ihrem Ablauf nicht immer geschossen werden muß, bald heiter oder grotesk, obgleich rundum die Ströme roten, jungen Blutes flossen. Ich setze diese Geschichten in bunter Regellosgigkeit hierher, ohne Erklärung, deren sie freilich auch gar nicht bedürfen.

Die Feuertaufe.

Ein junger Fähnrich kommt zum erstenmal an die Front, seine Ausbildung ist beendet. Er hat drei Tagemärsche hinter sich, dann ist er in seinem Schützengraben angelangt. Das schwere Granatfeuer, das über die Gräben hinweg, ist seine Feuertaufe, aber der Fähnrich ist von Marsch und Aufregung so völlig erschöpft, daß er mitten im Feuer mit versagenden Nerven einschläft.

Am andern Morgen, da er erwacht, ein wenig verwundert, wo er sich eigentlich befinde, am andern Morgen scheint ihm seine Schützengrabennachbarschaft unverändert, wie gestern. Die Leute liegen im Anschlag, wie sie gestern lagen, das Gewehr an der Wange, auf dem Boden da und dort ein Verwundeter, wahrscheinlich sogar ein Toter.

Der Fähnrich ruft den nächsten Schützen an. Er scheint nicht zu hören, er schweigt. Es ist ganz still rundum, der Granatendonner hat längst aufgehört. Der Fähnrich erhebt sich, geht auf den Schützen zu, faßt ihn an und prallt zurück: tot . . . Er eilt auf den zweiten zu: tot . . . In der unheimlichen Stille scheinen alle im Anschlag auf einen Feind zu liegen, der gar nicht anstürmt: der erste, wie der zweite, wie der zehnte und zwanzigste tot . . . Von einem Maschinengewehr alle abgemäht, alle reglos und starr in der Stellung, in der sie noch schossen und geschossen hatten.

Der Fähnrich allein lebte. Im Schützengraben der Toten hörte er von keinem mehr ein Wort über den Hergang. Aber die Kameraden rechts, die Kameraden links erzählten ihm die lautlose Geschichte seiner Feuertaufe.

Die Madonna.

Die Gefangenen berichten: Schrecklich war der Kampf in den Karpathen. Aber man kämpfte wenigstens mit Naturgewalten. Vor Przemyśl war das anders. Vor Przemyśl zeigte sich vor jedem Sturm eine Madonna mit abwehrender Handbewegung. Sie erschien über den Schützengräben der Österreicher und verriet deutlich, daß sie sie schützen wolle. Umsonst floß dann alles Blut vor den Gräben. Radko Dimitriew kämpfte umsonst mit der Madonna, die ein Geheimnis, ein Rätsel — denn sie erschien vor jedem Sturm — und ein Verhängnis war.

Der russische Stabshauptmann Kortschinsky aber, nicht nur klug als Stabshauptmann, sondern auch als kommandierter Berichterstatter seiner Nishnij Nowgoroder Zeitung, der Stabshauptmann Kortschinsky wußte sofort eine Erklärung. Es war ein Manöver der Österreicher. Sie ließen das Madonnenbild auf einem Gerüst über den Schützengräben emporsteigen. Bestrahlten das Gold mit Glühbirnen. Aber der Hauptmann hatte mit seiner Erklärung wenig Glück. Die bleiche, nächtliche Madonna schützte die Österreicher weiter. Die „Moscalle“ liefen vor ihr davon, ohne sich auf Erwägungen einzulassen, ob der Stabshauptmann recht haben könnte oder nicht.

Die breite, russische Natur.

Scheremetiew, gelegentlich Gouverneur des russischen Lemberg, Scheremetiew war ein Grobian. Das wußte alle Welt, vor allem wußten es die Juden in Lemberg.

Eines Tages kam er von einem Austritt heim. Vor seinem Hause weinte eine Jüdin. Scheremetiew fährt sie an: „Was gib't's?“ Ja, ein Kosak ist bei ihr eingebrochen. Stiehlt dort, raubt und plündert. „Komm!“ befiehlt Scheremetiew. Mit Sporen und Stiefel, die Jüdin neben sich, marschiert er sofort ins Judenviertel. Der Kosak ist wirklich da. Scheremetiew packt ihn, ohrfeigt ihn rechts und links, gibt ihm überdies einen Fußtritt, daß er zur Tür hinausfliegt. Er wird nicht wiederkommen.

Scheremetiew aber geht nicht nach Hause. Ihm fällt noch etwas ein. Er geht in eine Zeitungsredaktion, die er gestern schließen ließ, weil ihm etwas im Texte der Zeitung nicht gepaßt hatte. Dort in der Redaktion trifft er zwanzig Ruthenen, die eben ihre Bündel schnüren. Das Zeitungsgeschäft ist für sie nach dem Erscheinungsverbot wertlos geworden.

„Gut,“ sagt Scheremetiew, der eben die Jüdin erlöste, „alle zwanzig nach Sibirien.“

Er hat eben die „breite Natur“ der Russen.

Der Antichrist.

Die Kosaken und auch andere Tapfere in der Armee Nikolai Nikolajewitschs, des Vangen und Glorreichen, raunten es sich schon lange zu: in den Reihen der Verbündeten socht der Antichrist.

Die einen hatten ihn in den Karpathen gesehen und waren vor ihm entflohen. Andere waren ihm in Polen begegnet. Die Dritten sahen ihn, wie er ganze Regimenter in die maurischen Seen gestoßen hatte. Vor Przemyśl hob er unerhört gebaute Zeppeline, die Proviant trugen, Medikamente und Waffen, wohl hundertmal mit einem Handgriff in die Wolken und schob die Schiffe dann einfach in die Festung.

Der Antichrist war so lang wie ein Kirchturm. Also länger noch als Väterchens Onkel Nikolai. Viele hatten festgestellt, daß ihm Maschinengewehre aus beiden Seiten ragten. Er hatte einen schreckenerregenden Schnurrbart.

Die Kosaken raunten es sich endlich als bestimmte Tatsache zu: der Antichrist, das Ungetüm, hatte die Deutschen betört.

Die Polen, die Juden und die Spezialisten.

Instruktionsstunde auf dem Hofe einer Lemberger Vorstadt-Kaserne, in der sich die Russen gleich nach der Besetzung der Hauptstadt eingenistet haben. Der Sergeant erklärt: „Ihr müßt euch alle schlagen für den Glauben, für den Zaren und für das Vaterland. Verstanden?“

„Verstanden.“

„Aber Rußland hat nicht nur äußere Feinde. Es hat auch innere. Verstanden?“

„Verstanden.“

„Die inneren Feinde sind die Polen, die Juden und die Spezialisten. Weißt du, was ein Pole ist, Jesimoff?“

„Ja, Euer Wohlgeboren. Ein Pole ist ein Pole.“

„Gut, Jesimoff, weißt du, was ein Jude ist?“

„Ein Jude, Euer Wohlgeboren, ist ein Jude.“

„Sehr gut, Jesimoff. Und weißt du, was die verfluchten Spezialisten sind?“

Jesimoff schweigt. Alles schweigt. Und auch der Sergeant weiß nichts zu sagen. Aber da kommt ihm ein Einfall. Er läßt die ganze Rotte unter den Torbogen der Kaserne marschieren. Dort hängt ein Zarenbild.

„Jesimoff: was ist das?“

„Das, Euer Wohlgeboren, ist unser großmächtiger, erhabener Zar, Seine Majestät Kaiser Nikolaus II.“

„Ja,“ ruft da strahlend der Sergeant, „das ist er bei dir! Aber der Zar ist überhaupt nichts und noch weniger als der letzte Niemand, — und das, weißt du, Jesimoff, das sind die Spezialisten.“

Blätter fallen. Von A. Angermann.



Und nun geht ihr wieder sterben.
Sonnenlicht habt ihr getrunken,
Mit dem Sommerwind gespielt,
Freudig in die Welt gelächelt.
Doch es eilt die gute Zeit.
Schon verblaßt ist euer Litzig.
Leise löst sich's von den Zweigen
Hier und dort und überall,
Und bald decken rings den Boden



Alle die Todeskameraden.
Ist's euch wehe, so zu scheiden?
Raunend hört' ich ihre Stimme:
„Leicht wird es in diesen Tagen,
Hinzuwelfen, hinzusinken.
Menschen fielen sonst wie Blätter,
Blätter fallen jetzt wie Menschen.“



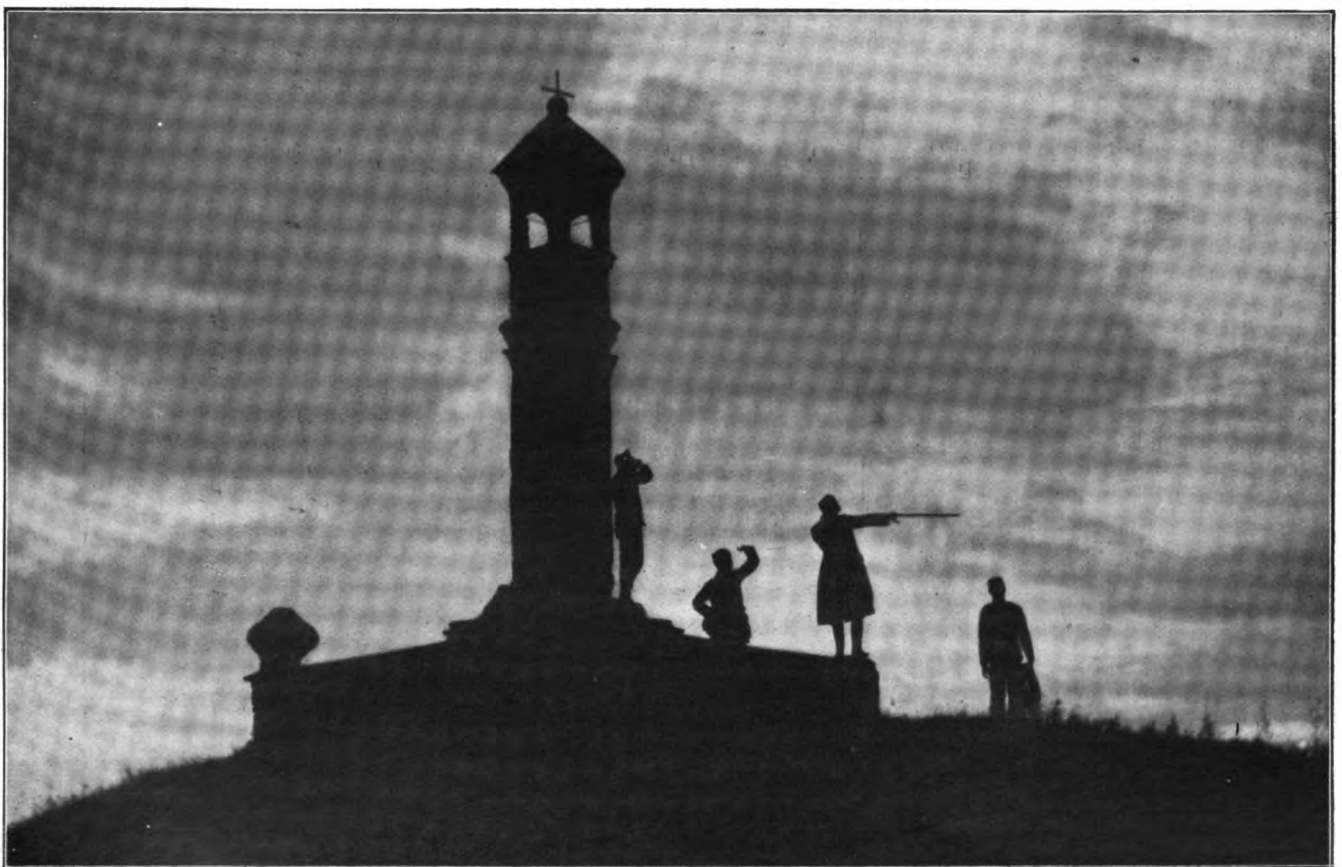


Ins Quartier. Phot. Gebr. Gaedel.

☒ Kamine und Karawanen. Von Karl Fr. Nowak, Kriegsberichterstatler. ☒

Vielleicht stellt all das Grausame und Harte, das dieser Sommerausgang auf Polens Schlachtfeldern sah, die größte Tragödie dar, die überhaupt über ein Land hereinbrechen kann: das Grausame und Harte, das russische Zerstörungswut über die Polen in ihrer Gesamtheit brachte. Kein Zweifel, daß die geschlagene, von Abschnitt zu Abschnitt und schließlich in Polens äußerste Ostgrenze zurückflutende Armee des Zaren militärische Gründe bewogen, nichts, was irgend dem Feinde bei seinem Vormarsch Erleichterung gewähren konnte, auf dem geräumten Boden zurückzulassen. Kein Zweifel, daß es ratsam für die Russen war, Brücken, Wege

und Stege, alle Eisenbahnen hinter sich zu vernichten. Marschierten die verbündeten Heere auch so gewiß schnell genug, so war's doch ein Gebot, ein selbstverständlicher Versuch zur Selbstrettung, die Verfolgung nach Möglichkeit wenigstens aufzuhalten. Indes scheint die russische Heeresleitung mit der Absicht, die Rückbewegung nicht allzu behelligt zu gestalten, zugleich auch strategische Pläne, allerlei Zukunftshoffnung vereinen zu wollen. Sichtlich ahmt sie das Beispiel von 1812 nach, dessen Winter eigentlich Napoleon in der Hauptsache besiegte, sichtlich erhofft sie eine Wiederholung, die die endliche Niederlage auch den Verbündeten bringen soll. Sie



☒ Österreichisch-ungarische Offiziere beobachten in Wolynien von einer Mariensäule aus den Feind. Phot. Welt-Press-Photo. ☒

vergift, daß die Uhr der Weltgeschichte nicht nur ein späteres, sondern auch ein anderes Jahrhundert angefaßt hat. Sie vergift, daß dieses Jahrhundert vor allen anderen Dingen die Technik ausfüllte: daß die Pioniere, die Sappeure neuzeitlicher Heere gewohnt sind, in kaum viel längerer Frist, als sie zerstört wurden, Eisenbahnen und Brücken wiederherzustellen; daß alles, dessen selbst Riesenarmeen, weit fort vom Heimatlande, in der Ferne bedürfen, auf den neuen Bahnen rasch herangeschafft ist; daß es im Grunde also nicht bloß unmenschlich und barbarisch in des Wortes ausgiebigster Bedeutung, sondern auch sinnlos ist, Land und Leute in geradezu phantastischer Art zu verderben, wie sie es jetzt in Polen getan. Zwischen Weichsel und Bug, im ganzen, weiten Gelände, das sich — durch langgestrecktes Sandgebiet ohnehin nicht allzu reich gesegnet — zwischen den jetzt genommenen vielen Festungen dehnt, kann man ohne viel Additionsbeschwerden die Häuser zählen, deren Grundmauern stehen geblieben.

Überall bewiesen die Russen, deren Festungsingenieure sich nicht gerade als Techniker hoher Fähigkeitsgrade bewährt haben, überall bewiesen sie, daß sie Pyrotechniker von unendlicher Vollendung sind. Selbst in ihrer glücklichsten Zeit haben ihre Geschosse niemals auch nur annähernd so gut gefessen, wie jetzt die Millionen von Celluloidpatronen, unter deren Zahl schließlich ganz Polen aufflammte. Manchmal hatten sie auch beim Abbrennen alles Menschlichen und Zivilisatorischen auf ihrem Wege die militärische Ausrede für sich: da und dort auf ihrer beschleunigten Reise zwischen Warschau-Swangoorod und Brest-Litowsk wurden doch noch Versuche gemacht, sich gegen die Nachdrängenden zu stellen. Was den Anmarsch des Feindes verdecken, was seine Schwarmlinien auch nur irgendwie zu decken geeignet war, wurde

natürlich also niedergelegt. Wälder verschwanden. Kahle schwarze Flecken erinnern vor jeder Verteidigungslinie, vor jeder der schon vor Monaten vorbereiteten Nachhutslinien daran, daß dort einmal Dörfer, Menschenwohnungen standen. Geheimnisvoll ist, wie sie alles so übergründlich abzubrennen vermochten: 200 Kamine, nichts als die Kamine erzählen, wo einmal Häuser standen. Und schließlich geht die Fahrt nach Osten von Kaminreihe zu Kaminreihe. Dem Bild der Dörfer passen sich die Städtebilder an. Nowo-Mleksandrija an der Weichsel etwa, einst ohne Zweifel eine helle, nette Stadt, Nowo-Mleksandrija mit Straßen und Plätzen für

zwölftausend Menschen ist ein Torso. Wer romantischen Stimmungen, romantischen Vergleichen gern nachhängt, mag an klassisches zurückdenken. Zerstörte Städte des Altertums mochten ähnlich ausgesehen haben. Säulenreihen, Arkaden ohne Dächer: die Kamine täuschen sie vor. Und man könnte sie alle, die Städte, die Dörfer, die Gehöfte — denn auch sie wurden gnadenlos durch Brand vernichtet — das „Land der

Kamine“ nennen. Wenn's nicht zugleich das „Land der Karawanen“ wäre...

Im Jahre 1812 war's so, daß die Franzosen auf dem großen Rückzug kaum ein ganzes Dach fanden, das sie zu kurzem Schlaf vor dem Eissturm schützte: 1915 oder 1916 sollte es ähnlich werden, 1915 oder 1916 sollte Rußlands Feind, wenn nur der Wettergott treu und freundlich blieb, nicht anders schlafen. Zwar stimmt hier wieder alles in der russischen Rechnung nicht. Die Heere von 1915 wissen schließlich auch, wie man die Vorfürge, die Wappnung gegen den Schnee trifft. Aber jedenfalls versuchen es die Russen; sogar eine gewisse Feierlichkeit ist dabei, wie sie mit den Menschen verfahren, die auf Polens Grund und Boden wohnen. Sie



Ansicht von Sienawa, das die Russen bei ihrer Flucht vollständig niederbrannten. In dieser Stadt blieben nur wenige Häuser von den Nordbrennern verschont. Phot. Wibro.



Trainkolonne beim Durchqueren eines der vielen kleinen Seen im Pripietgebiet. Phot. R. Sennecke.



Stoka-Mörser im Feuer. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

machten die bejammernswertesten Karwanereien aus ihnen, die jemals eine Wüste dieser Welt geschaut.

Sie trieben Polens Volk schonungslos aus ihren Städten, ihren Höfen fort. Sie hießen sie einfach packen. Mit Kind und Regel, mit Knecht und Vieh, hatten sie vor den Russen, die Richtung nach Ost, einherzumarschieren, indes sie hinter sich ihre Häuser rauchen und in Flammen sahen. Oft auf Karren, die von einem einzigen, abgemagerten Gaul gezogen wurden, führten die Armsten, was beweglich war, führten sie Kisten und Kasten, Bettzeug und Stühle, über 80 und 100 Kilometer mit sich. Sie nächtigten im Freien, sie litten Hunger, denn die Russen verwöhnten die Polen, soweit sie auf der Wanderschaft waren, in keiner Weise. Oft geschah es, daß in all den hitzigen Verfolgungsgefechten, in denen die Sieger den Flüchtenden auf den Fersen blieben, die Vertriebenen mitunter in Kampf und Schlacht gerieten. Einmal wurden die vor der Armee des Erzherzogs Josef Ferdinand zurückweichenden Russen auf ihrer Flucht westlich abgedrängt. Zur gleichen Zeit geschah es, daß die vor General

Menschen zusammen, daß sie den Russen selbst zum schweren Hemnis wurden. Jetzt überließen sie ebenso einfach, wie sie ihre unglücklichen Staatsangehörigen erst von der Scholle gejagt hatten, die Vertriebenen ihrem Schicksal. Sie wußten, daß kein Dach jene aufnehmen könnte, da es keine Dächer mehr gab in Polen, sie wußten auch, daß sie das Getreide auf den Äckern und in den Speichern, das Vieh in den Wagen auf den Bahnhöfen lebendig verbrannt hatten. Aber die Armsten mußten umkehren und wieder nach Westen fahren. Ganz Polen — Menschen und Tiere, die Tage und Nächte auf der Wanderschaft gewesen waren — ganz Polen war auf der unerhörtesten aller Reisen. Die Russen hatten ihren polnischen Brüdern die zweite Völkerwanderung bescheert.

Die Heimfahrt ging über Straßen, die sie nie befahren hatten, sie ging durch die Trümmerstätten von Dörfern, in denen kein Lebewesen war, an das sie mit einer Frage nach Weg und Richtung sich hätten wenden können.

Sie taten sich alle zu einem großen Troß zusammen, Hunderte und Hunderte, obdachlose Familien, die täglich mit



Deutsche Reiterpatrouille vor einer russischen Kirche in einem Dorfe des Bialowieska-Forestes. Phot. R. Sennede.

Köves flüchtenden Kräfte nach Osten rannten. Bei Baranow stießen die beiden flüchtenden Gruppen ineinander, und ehe sie sich vom Erstaunen über das unvermutete Zusammentreffen noch recht erholt hatten, wurden sie auch schon wieder angegriffen, von zwei Seiten: in der Mitte der fechtenden Truppen die wehrlosen Bauern, mit Fuhrwerk, Weib und Kind.

Wo es irgend während der russischen Flucht nur anging, wo immer sich's heimlich machen ließ, liefen sie freilich den Russen davon. Sie versteckten sich in den Wäldern, warteten den Abmarsch ihrer Bergewaltiger ab, dann ging es unverzüglich an die Heimkehr, zurück nach Westen. Schließlich strömten im Anhang der von allen Seiten gegen Brest-Litowsk gedrängten Russenheere solche unendlichen Scharen entwürzelter

der Sonne sich auf die Reise begaben und doch abends, wenn die Sonne sank, nur ein paar armselige Kilometer hinter sich gebracht hatten. Denn vor jeder Brücke, selbst wenn sie von den verbündeten Truppen eben wieder hergestellt war, gab es Aufenthalt von Stunden, oft einen ganzen Tag lang: erst mußten Train und Nachschub der kämpfenden Truppe vorbeigehen. Aber just der Feind, um dessentwillen sie alle vertrieben worden waren, just dieser Feind war schließlich die Rettung: er gab Brot, er zeigte den Weg, er half, wo er konnte, wie er konnte. Als die Verjagten endlich wieder zu Hause waren, mußten sie freilich ihre Habe vor brandgeschwarzen Mauerresten im Freien aufstellen. Aber eins wußte jeder unter ihnen, Mann, Weib und Kind: wer in Wahrheit Polens Feind und wer sein Freund gewesen war.

Wilna.

Am 19. September verkündete unsere Oberste Heeresleitung der aufhorchenden Welt: „Das stark besetzte Wilna fiel in unsere Hand.“ Nur ein halb Duzend Worte, aber jedes zentnerschwer! Es war Sonntag, als die Nachricht ausgegeben wurde, und strahlend stand die Herbstsonne am tiefblauen Himmel. Ungezählte Menschenmassen waren also unterwegs, um sich in der würzigen Luft zu ergehen. Wie glänzten da

die Augen aller dieser Ausflügler, als sie bei ihrer Rückkehr die frohe Nachricht erfuhren: „Wilna ist unser!“

Wilna, das uns die letzten Wochen fast ein wenig Enttäuschung gebracht hatte! —

Nach Warschau und Swangorod war am 18. August das für uneinnehmbar geltende Kowno gefallen, das stärkste Bollwerk der Njemenlinie. Nur 65 Kilometer von ihm entfernt

lag nun Wilna, die reiche, viel-türmige Großstadt an der Wilija, der Knotenpunkt vieler Eisenbahnlinien.

Was lag da näher, als zu erwarten, daß das Schicksal dieser offenen Stadt nun in allerfrühesten Frist besiegelt sein würde. Die Strategen am Biertisch rechneten flott aus, nach dem Tempo unserer herrlichen Truppen im Osten sei anzunehmen, daß sie jeden Tag 6 bis 8 Kilometer vorbringen würden; in zehn Tagen spätestens würde also Wilna eingenommen sein. Aber es vergingen zehn

Tage, ja es vergingen zwanzig Tage, und noch immer traf die erwartete Nachricht nicht ein. Da ließ denn mancher von den erwähnten Biertischstrategen die Ohren hängen und wagte nicht recht aufzusehen, wenn die Rede auf Hindenburg kam. „Es wird doch nicht schief gehen?“ Diese Frage lag in dem scheuen Blick, den sie jeden Tag auf die neuen Berichte der Obersten Heeresleitung warfen.

Und nicht allein sie dachten so. Die Zeitungen der Italiener, Franzosen und Engländer wußten zu berichten, die Russen hätten sich nach dem Aufgeben von Kowno im Raum von Wilna festgesetzt; sie hielten nicht nur den deutschen Angriff auf, sondern gingen ihrerseits in starker Offensive vor. Und Lord Kitchen, der berühmte Schlächter von Omdurman, fühlte sich gemüht, im englischen Oberhause von einem Scheitern der Pläne des deutschen Generalstabs zu sprechen.



Strassenbild von Wilna. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

Aber weder zu diesen Befürchtungen noch zu jenen Siegeshoffnungen war die geringste Veranlassung. Es hieß nur abwarten. Und die Erfolge unserer Heere im Osten waren doch wirklich groß genug, um ihren Führern Vertrauen entgegenzubringen! Im Laufe einer Woche fielen nach der Eroberung Kownos auch Nowo-Georgiewsk (am 20. August), Ossowecz (am 23. August) und Brest-Litowsk (am 25. August) in unsere Hände, und am 4. September wurde auch Grodno erobert.

Nein, daß es bei Wilna so gar nicht vorwärts ging, hatte seinen besonderen Grund. Unserm Feldmarschall Hindenburg lag nicht daran, den vielen eroberten russischen Städten eine neue hinzuzufügen. Er hatte sich ein höheres Ziel gesteckt, er wollte die russische Armee oder doch wenigstens einen Teil von ihr eintreiben und vernichten, und das war nicht so im Handumdrehen zu machen. Die Entfernungen dort in Polen sind sehr groß und die Wege furchtbar schlecht; unsere Heeresmärsche können sich also nur verhältnismäßig langsam bewegen. Aber, was Zeit erforderte, ist nun auch glänzend gelungen: Wilna ist in unseren Händen! Und die Wilnaarmee sitzt in der Umklammerung der großen Zange. Die Russen hatten die offene Stadt Wilna übrigens im Laufe der letzten Monate von allen Seiten mit starken Feldstellungen umgeben und hatten sich damit einen Stützpunkt geschaffen, der nicht

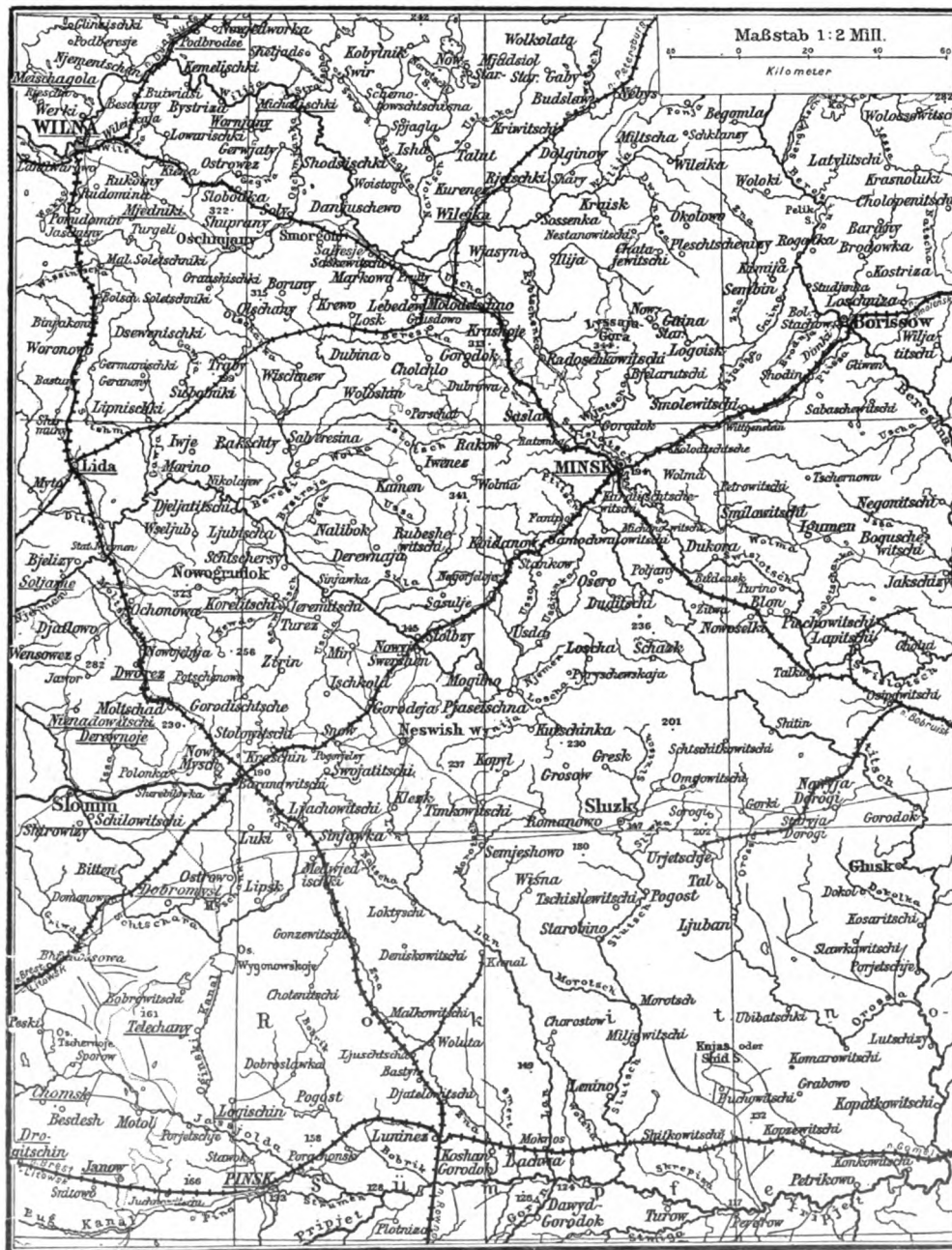


Markt in Smorgon. Das Städtchen wurde durch die neuerlichen Kämpfe um Wilna bekannt. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

zu verachten war. Hatte es sich doch als Knotenpunkt mehrerer wichtiger Eisenbahnlinien im bisherigen Verlauf des Weltkrieges für die russischen Heere als eines der wichtigsten Ausfalltore gegen Deutschlands Grenzen erwiesen! Als nun die Armeen von Scholz und von Gallwitz nach der Einnahme von Kowno weiter nach Osten vordrangen, setzten ihnen die Russen tatsächlich von Tag zu Tag kräftigeren Widerstand entgegen, so daß unsere Truppen immer nur wenig Raum gewinnen konnten. Aber diese ließen nicht locker und beschäftigten ihre Gegner auf der langen Linie von westlich Wilna bis Wolkowyst unausgesetzt. Während dessen war die Armeegruppe des Prinzen Leopold von Bayern weit südlich von Wilna über Slonim hinaus vorgestoßen und wandte sich nun, zunächst der Bahnlinie nach Minsk folgend, gegen Norden, also ebenfalls auf Wilna. Ehe diese Zielrichtung



Schloß Werki bei Wilna.



Kartenstüze des Kriegsgebietes östlich Wilna.

aber noch klar in die Erscheinung getreten war, brachte Generalfeldmarschall von Hindenburg einen überaus fühn erdachten und mit unvergleichlichem Schneid durchgeführten Plan zur Ausführung: die Armee des Generalobersten von Eichhorn durchbrach die russischen Linien zwischen Dünaburg und Wilna und stieß in breiter Front bis zu dem Eisenbahnknotenpunkte Molodetschno durch, der rund 125 Kilometer östlich von Wilna liegt. Dieser Durchbruch war nur dadurch möglich, daß die großen russischen Heeresmassen zwischen Riga und Dünaburg von starken deutschen Truppen eng umfaßt und festgehalten wurden.

Plötzlich stellte sich also heraus, daß das russische Heer im Raum von Wilna auf drei Seiten eingeschlossen war: im Süden stand Prinz Leopold, im Westen von Scholz und von Gallwitz und im Norden von Eichhorn. Und nun war guter Rat teuer.

Diese großangelegte Einkesselung war den Russen natürlich höchst unangenehm, und da sie die Armee Eichhorn wohl für am wenigsten stark hielten, so versuchten sie mit eilig zusammengerafften starken Kräften die deutsche Linie in Richtung auf Michailischki nun ihrerseits zu durchbrechen. Aber dieser Durchbruchversuch der Russen ist nicht nur völlig gescheitert, sondern das Ende vom Liede war, daß das Heer des Zaren auf der ganzen Front zum eiligen Rückzug gezwungen ward und verfolgt wird.

Was das Endergebnis der Einnahme von Wilna sein wird, läßt sich heute, wo diese Zeilen in den Druck gehen, noch nicht übersehen. Zu denken gibt aber zweierlei: einmal, daß der Kaiser noch am Sonntag an die Großherzogin-Witwe Luise von Baden,

Seine sehr geliebte und verehrte Tante, die auf der Mainau residiert, ein Telegramm sandte, in dem er ihr unter dem Ausdruck des tiefsten Dankgefühls gegen Gott den Fall Wilnas als großen Sieg mitteilte. Und dann zweitens, daß eine einflußreiche französische Zeitung, die *Guerre Sociale*, urteilt: die deutsche Heeresleitung wolle anscheinend das russische Zentrum umschließen und ihm ein ungeheures Sedan bereiten. Von drei Rückzugslinien seien heute bereits zwei abgeschnitten. Wenn

das deutsche Umzingelungsmanöver nicht angehalten werden könne, werde in wenigen Tagen die dritte und letzte Linie Brest—Winst—Moskau unterbunden sein. Die Lage in Rußland sei zwar nicht verzweifelt, aber schlecht genug, so daß man sich auf alles gefaßt machen müsse. Wir Deutsche haben also alle Veranlassung, Gott für seine gnädige Hilfe von Herzen dankbar zu sein und unseren ruhmgekrönten Truppen Eichenkränze um ihre Fahnen zu winden! Gloria! Vittoria!



88

Der erste Feldgrane in einem russischen Dorf. Phot. Leipziger Presse-Büro.

88

Das jetzt deutsche Wilna ist eine Großstadt, und zwar steht sie mit ihren 188 000 Einwohnern an achter Stelle von den 17 russischen Städten mit mehr als 100 000 Bewohnern. Zu dieser Größe hat sie sich aber erst in der letzten Zeit entwickelt, denn noch vor 40 Jahren war sie kaum den dritten Teil so groß. Dann aber wurden die großen Eisenbahnlinien gebaut, die Litauen an das russische Bahnnetz angeschlossen, und nun ging der Aufschwung sehr schnell. Wilna zeichnet sich durch eine reizvolle

Lage und schöne Umgegend aus. Die Wilja, an der die Stadt liegt, ist ein schiffbarer Fluß, der etwa so breit ist wie der Neckar und dessen Wasserfläche von zahlreichen, dem Njemen zufließenden Flüssen belebt ist. Die Wileika dagegen, die aus der „litauischen Schweiz“ kommt, wie das waldige Bergland im Osten der Stadt genannt wird, hat als echter Gebirgsbach ein stärkeres Gefälle und kann etwa mit der Ilse im Harz verglichen werden. Den besten Überblick über



88

Deutsche Reiter und Sanitätsmannschaften. Phot. R. Sennede.

88

Die Stadt hat man vom Dreikreuzberge, der sich als letzter Ausläufer des östlichen Höhenzuges in den Winkel zwischen beiden Flüssen hineindrängt. Berühmt ist Wilna durch die unverhältnismäßig zahlreichen, in Form und Farbe verschiedenen Türme der Kapellen, Kirchen und Kathedralen. Die Stadt liegt ja an der Grenze zwischen römisch-katholischer und orthodox-russischer Bevölkerung, und so haben beide Parteien alles darangesetzt, sich recht schöne Kirchen zu bauen. Auch Synagogen sind zahlreich, und

sogar eine Moschee soll in Wilna vorhanden sein. — Wilna selbst ist eine schöne Stadt, und schön sind auch zahlreiche von den Herrensitzen in seiner Umgegend. Mancher unserer Leser wird sich erinnern, daß der frühere Reichskanzler Fürst von Hohenlohe in Wert, das nicht weit von Wilna entfernt liegt, ein wunderschönes Schloß hatte, das jetzt, seit langer Zeit wohl zum ersten Male wieder, deutsche Gäste beherbergen wird. Hoffentlich ist es gelungen, den prächtigen Bau vor der Zerstörungswut der russischen Horden zu schützen.

Sommer 1915

Wie himmlische Mauer rings um das Land
Steigt weiße, getürmte Gewitterwand.

In die Türe nun trete Mann und Frau
Und hebe die Hände zum glühenden Blau.

Erküttere den Himmel mit starkem Gebet.
Schon wandern die Wolken, der Westwind weht;

Der Wind von den nährenden Wassern schwer,
Der die heilige Flut herschleppt aus dem Meer.

Das Land verdorrte in kochender Glut.
Nun mische sich recht der Sonne die Flut.

Befruchtende Lüfte, der Erde vermengt
Und aufwärts in goldene Ähren gedrängt,

Die irdische Scholle, der himmlische Schein,
Gedacht zu Korn und gegoren zu Wein:

So mische sich Himmel und Erde in eins,
Zur Fülle des Brotes, zum Wunder des Weins.

Will Vesper

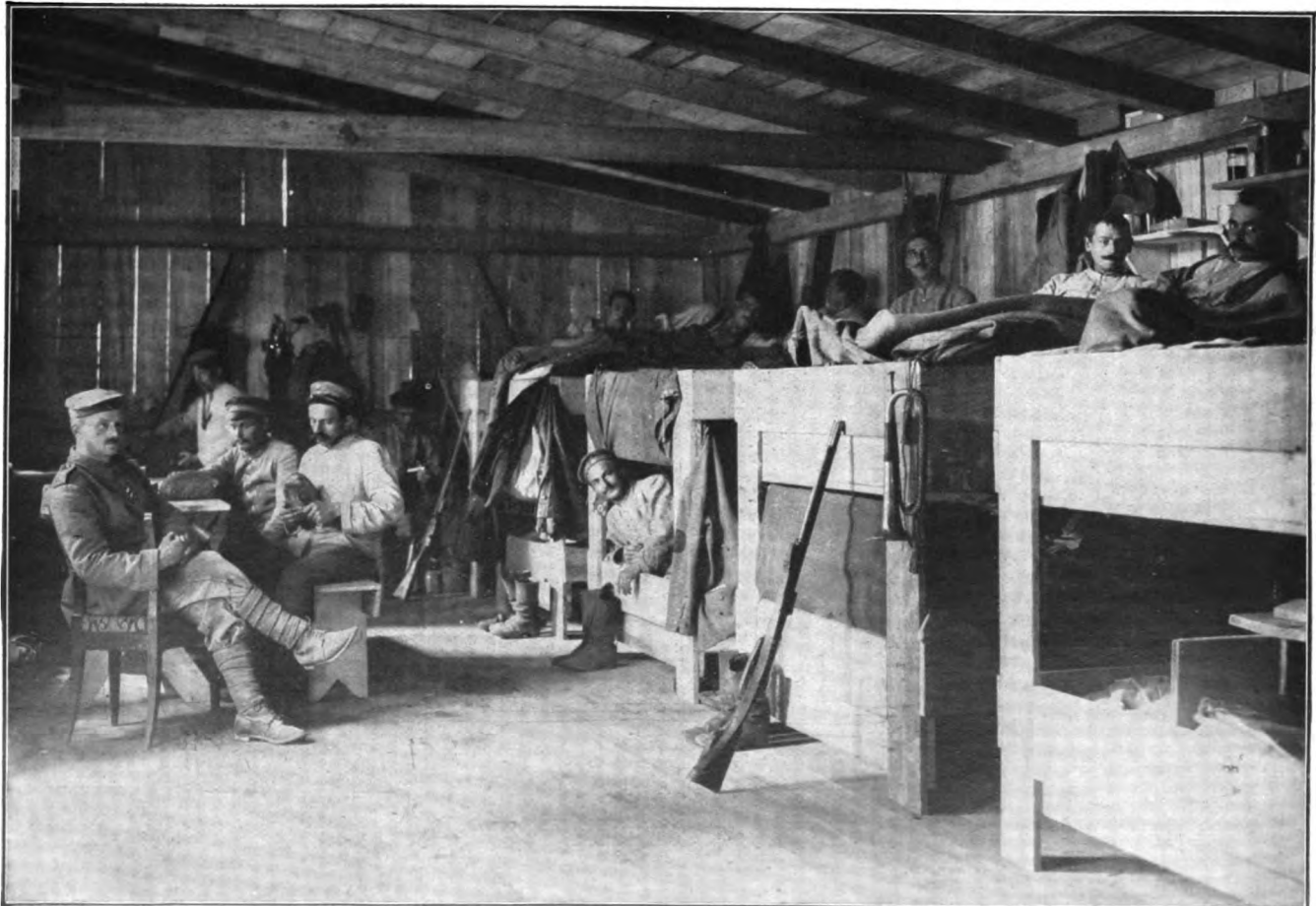
Laufgräben und „eingesehene“ Straßen. Von Georg Dueri.

Stollen sah ich in den Cotes Lorraines, die mich bah erstauen machten. Hier stehen Soldaten, die im Frieden im Bergbau tätig sind. So übertreffen sie selbst die Pioniere an Kunstfertigkeit im Erdunterbau und können sich's nicht versagen, mehr als den schlichten Unterstandsstollen auszuheben; sie wollen sich das Erdinnere auch wohnlich machen. Und wenn sich der Besucher mit verwundertem Behagen auf der Bank und am Tisch im Bergschacht breit macht, so stecken sie ein Lächeln auf wie Kinder, die Erwachsenen ein Erstaunen abgeloct haben.

Aber es ist grimmer Ernst, was tief in die Berge bohren

hieß. Der Tod hat hier rascher fließenden Sand in seinem Stundenglas, und seine Hippe ist immer auf der Lauer. Die Leute sind hier ernster, schweigsamer als in manchen andern Stellungen. Blutjunge Offiziere mit gesäumten Kriegsbärten sind reifer und geklärt; fast würdevoll wandeln sie auf bedrohten Wegen, immer bereit abzuschließen und abzurechnen, immer bereit . . .

Ich will's nicht leugnen: der lange Laufgraben, der mich von dieser Front wegfürte, war mir ein angenehmer Weg, wenn er auch seine Schrapnellspuren aufwies. Dann war noch ein Steinbruch zu durchkreuzen, der die Kriegszone noch



Im Schützenunterstand. Hofphot. Eberth phot.

einmal kräftiger kennzeichnet; eine kleine Wagenladung von Blindgängern aller Größen lagert da. Ringsum war ein Hagel von schwerem Eisen niedergegangen; die feindliche Artillerie hatte hier wohl eine Geschützstellung vermutet und riesenhafte Mengen von Munition auf den Platz verschwendet: wir eilten hindurch, wie die Soldaten hier hindurchziehen, die Augen wohl lüftern nach den mächtigen Führungsringen der großkalibrigen Blindgänger.

Endlich wieder eine Straße unter den Füßen. Der Hauptmann, der uns bis hierher begleitet hatte, verabschiedet sich und gibt uns noch einen wichtigen Wink: „Die Straße ist bis . . . eingesehen. Ein paar Meter links von der Straße halten, dann hat man den Hügel als Deckung.“ Immer dieses Wort „eingesehen“. Es flüstert alle Kriegspfade entlang. Und der Krieg zieht den Weg entlang; mit unglaublicher Sicherheit sind die Granaten der langen Straßenzüge in die Flanke gefallen, um nach gedeckt gehenden Soldaten zu suchen. Wenn sie auch zumeist nur Kartoffeläcker umpflügten, so haben sie doch auch zwei Gräber gefüllt, zwei deutsche Gräber.

Der Ort, den wir jetzt erreichen, ist wieder schwer beschossen. Die französischen Granaten suchen die Quartiere hinter der Front auf, um ein paar Häuser zu verschütten, ein paar Soldaten zu begraben, vielleicht nur, um Quartiere zu vernichten, vielleicht auch nur, um Unruhe zu erregen. Gleichviel, ob französische Staatsbürger noch in den Ruinen haufen,



St. Hubertus im Schützengraben. Phot. Paul Lamm.

gleichviel, ob die Munition in einer Fülle verschwendet wird, deren Wert den der billig, ach so billig gewordenen Menschenleben weit überragt: es wird hinausgepulvert. Eine Granate ist in die Kirche des Ortes gegangen, in der man die sämtlichen Einwohner des Dorfes hatte versammeln müssen; zweiundzwanzig französische Bürger wurden in ein paar Sekunden getötet! Mögen sich die Franzosen nach dem Kriege den Kirchhof ansehen und die Anlage lesen: „Hier ruhen in Gott 22 Einwohner von . . .“ welche am 27. September 1914 durch eine französische Granate in der Kirche getötet worden sind.“

Ich vermisste den Posten am Ortseingang; er hat eine andere Aufstellung bezogen: „Ja, der wo gestern aufzog'n is, der is glei tot gwen. Die Schrapnell halt, die Schrapnell . . .“

Er deutet mit dem Daumen nach dem bewaldeten Höhenrücken, von dem aus uns der Franzose mit dem Scherenfernrohr sieht. Vielleicht sparen sie heute Munition; vielleicht auch kommandiert ein Offizier, der das Vergebliche dieses Bemühens eingesehen hat. Oder sind's andere Gründe, die sie schweigen lassen: weil wir dann auf Pont-à-Mousson schießen, auf Dünkirchen, auf St. Die und auf andere Orte; sie wissen bereits, daß wir unser System des Strafschießens unerbittlich durchführen. Die Dörfer an den Côtes und im Woëvregebiet sind seit September vorigen Jahres unzählige Male von französischen Granaten heimgesucht worden, und



Deutsche Stellung auf den Côtes Lorraines. Rechts die Grande Tranchée de Dolonn., die Stellung unserer Truppen; die weißen Linien im Hintergrund zeigen die Gräben der Franzosen, Phot. Paul Lamm.

Bauern mit ihren Weibern und Kindern sind verletzt oder getötet worden. Deutsche Humanitätsbegriffe veranlaßten, den größten Rest der Daheimgebliebenen nach Frankreich abzuschicken; erleichtert schießt der Franzose weiter, bis ihn unser Strafschießen endlich zur Besinnung bringen wird.

Die Dörfer an der Seille hatten in den letzten Wochen wieder schwere Feuerüberfälle auszustehen; da zogen deutsche Kanoniere die geballte Faust aus der Tasche und visierten schwere Geschütze auf Schloß Manoncourt, in das allabendlich französische Offiziere mit lustigen Dämchen zu ziehen pflegten. Denn also hatte es das „Journal des Débats“ verlangt: „Senden wir ihnen Säger und Chansonetten, patriotische, hübsche und lustige Chansonetten.“ — Zum Aussetzen!

„Meine Herren, es ist Krieg!“ schrie Major N. am Scherenfernrohr: „Und wenn's die da drüben nicht glauben wollen, dann müssen sie's begreifen lernen. Kollalve!“

Und die schweren Granaten fielen auf Schloß Manoncourt an der Seille.

Die Schlucht war günstig gelegen, um auf einem Teil ihrer Sohle Notquartiere zu erbauen. Die feindlichen Geschosse

auch tot, gefallen bei Combres . . . Jetzt waren wir doch wieder im Kriegsthemata drinnen. . .

Und als ich in tiefer Nacht wieder das Fahnenzimmer in meinem Quartier an der Côte bezogen hatte, träumte ich schwere Kriegsträume. Fliegerbomben, Granaten. Aber dann kam eine Herde von Blutfaugern und bedräute mich viel ärger. Die Tierchen wuchsen und wuchsen ins Unmensliche, und plötzlich öffneten sie die Türe in mein Zimmer und polterten herein, ich riß die Augen auf: drei Husaren holten die Fahnen ab.

Ah, und es war sechs Uhr morgens, und jetzt böllerte der feindliche Flieger wieder pünktlich auf das Gelände. Ich stand auf.

Was heute? Combres? — Es ging nicht an. Gestern schickten wir unser Trommelfeuer auf die Hummerchere und nahmen Gelände. Heut wird's der Franzose wieder holen wollen. Wieder Trommelfeuer.

Ein garstig heißer Boden. Aber in St. sind die Gefangenen von gestern eingetroffen, dreihundertsechzig Mann, das wäre was. Ich gehe nach St.



Fliegerabwehrkanone. Phot. Paul Lamm.

konnten den Westhang nicht erreichen; wenn sie auch reichlich 200 Meter weiter drüben aus dem Osthang Erblawinen lösten, so hatte man höchstens seinen Spaß daran, und gegen Flieger war man ebenfalls ziemlich gut versichert. Also lustig aufbauen! Wie im Goldgräberland schoß ein Holzbörcher aus der Erde, und wie nicht im Goldgräberland arbeitete man daran, die Heime nett und angenehm zu machen, um schließlich ein sogar reizendes Quartier für die Zeit der Ruhetage zu finden. Ein Bach in der Nähe, spiegelklar — ach, wie gelüstete mich nach einem Bade! Aber hier war Kriegszustand; eine halbe Kompanie stand im Nahkampf gegen die in einem früheren Briefe erwähnten intimen Feinde. Es war doch nicht ratsam. . .

Ich streckte die müden Beine unter einen gastlichen Tisch. Wohlriechende Blumen nebenan in einem Gärtchen, das der Burche des Hauptmanns in aller Schnelligkeit angelegt hatte. Es gab einen trinkbaren Wein und feste Soldatenkost. Und während sie an den Münchner Biertischen vom Kriege geplaudert haben mochten, sprachen wir von Dingen des Friedens und von der Münchner Biernot. (Da wir auch kein Bier hatten, nicht ohne innige Schadenfreude im Ton.) Der „Mathäjer“ schenkt nur noch fünfzig Hektoliter aus statt der gewohnten einhundertundzwanzig den Tag! Die werden Augen machen am Stammtisch im Saal oben! Der dicke Mayer, der immer schon um sechs Uhr angezogen kam, ist

und finde etwas höchst merkwürdiges: einen Zeitungskiosk. Eine ganze Menge Zeitungen und Zeitschriften gibt's hier zu kaufen, nein gab's, denn das Geschäft ist unterdessen wieder aufgelöst worden. Eine der heimtückischen Quartiergranaten landete nämlich in dem Kiosk.

Die Gefangenen wurden zur Bahn geführt, in der überwiegenden Anzahl die bekannten kleinen Leute der Franzosen, aber doch auch ein paar Prachtkerle darunter. Beschuhung ganz vorzüglich. Bekleidung meistens gut und feldgrau. Nur einer trug die rote Hose, die andern hatten zum mindesten graue Überhosen. Und einer hatte eine bayrische Soldatenmütze auf dem Kopf und grinste fröhlich, als ich ihn nach der Herkunft der Kopfbedeckung frug. Aber sein Lachen verschwand, als ich ihm erzählte, wie man ungefähr mit einem deutschen Kriegsgefangenen verfahren würde, der da drüben mit einem französischen Käppi erwischt würde. . .

Es war ein Bärenkerl unter den Gefangenen, prächtig gleichmäßig in die Höhe gewachsen, mit blauen Augen, blondem Haar und fuchsigem Vollbart. Sagen wir: so ungefähr, wie der Typenbedürftige sich den deutschen Förster vorstellen würde. Ein paar deutsche Soldaten betrachteten ihn mißtrauisch. Sie hatten wohl noch keinen blonden, stämmigen Normannen gesehen, und da er überdies sich ein wenig deutsch ausdrücken konnte, war der „Aberläufer“ fertig, und

einer von der Bewachungsmannschaft erklärte, den Kopf dafür zum Pfande geben zu wollen. Na, ich riet ihm ab. Der Nor-
manne war Offiziersdienstler bei den Jägern, ein gebildeter
Mensch; aber die Anspielung, daß jetzt der Augenblick gegeben
sei, den Russen — über Metz-Berlin — die Hand zu reichen,
nahm er mit einem farsastischen Lächeln auf. „O, die Russen!
Wir brauchen sie nicht, um zu siegen!“ — Hm. Aber sprach
man nicht früher viel von der Dampfwalze aus dem Osten,
die das Hauptgeschäft erledigen sollte? — „Sicher, mein Herr,
sicher. Aber damals wußten wir nicht, daß Frankreich durch
eigene Macht . . .“

Der alte gallische Optimismus. Ein paar Zeitungs-
redensarten helfen dem Franzosen über den Fall von Warschau
hinweg. Ungeheure deutsche Erfolge macht ein einziger fran-

zösischer Militärkritiker mit zehn Zeilen so klein, daß alle
Boulevards wieder von Kopfhängern frei werden.

Und bei uns? Wie, wenn die Russen nach Budapest
durchgedrückt hätten? Eine Niederlage ohnegleichen.
Zum mindesten der tiefste Ernst einer Nation, die zu Wahr-
heit und zu Erkenntnis erzogen ist. —

Fern ein Fauchen in der Luft. Und Knall und Rauch.
Schießen die Kerle hinter den eigenen Leuten her? Weit,
weit hinter uns ist ein Geschloß niedergegangen, das wohl
von der Côte des Haies kam. Die Gefangenen schauen ver-
wundert auf und sind froh, in die Eisenbahn verladen zu
werden. Ein paar blinzeln aus den Wagenfenstern vernügte
zurück. Wieder die listigen Auglein, die mir vor Jahresfrist
ein Franzose zeigte: „Pour moi la guerre est finie!“

Der serbische Donauzipfel und die neue türkisch-bulgarische Grenze.

In der letzten Zeit ist viel von dem serbischen Donauzipfel
gesprochen worden. Aber nicht etwa aus touristischen Gründen,
weil diese Teile der Donauufer von höchster landschaftlicher
Schönheit sind, sondern weil sie eine politische Streitfrage
von größter Tragweite einschließen. Vier Staaten treten hier
auf verhältnismäßig sehr engem Raume dicht aneinander; denn
Serbien wird hier von Ungarn, Rumänien und Bulgarien
umfaßt. Daß es da Reibungsflächen allerart gibt, kann nicht
wundernehmen.

Die Donau ist gewiß eine völkerverbindende Straße im
Schillerischen Sinne, denn ihr Schiffsverkehr ist beträchtlich
groß. Aber in ihrem Mittel- und Unterlauf ist sie doch noch
mehr, wenigstens politisch, eine völkertrennende Straße: Ungarn
und Rumänien grenzen an ihr Nordufer, und Serbien und
Bulgarien schmiegen sich an ihr Südufer an. Nun liegt aber
Österreich-Ungarn mit Serbien im Kriege, und da ist natürlich
der Verkehr auf ihr, soweit er überhaupt aufrechterhalten
werden kann, mit den größten Schwierigkeiten verknüpft.
Freilich mißt die serbische Donaugrenze nur etwa 250 Kilo-
meter. Aber dies genügt doch, um die freie Flußfahrt wirk-
sam zu unterbrechen. Unangenehm ist dies ganz besonders
auch für Bulgarien und die Türkei, die beide mit Österreich-
Ungarn und dem Deutschen Reiche vielfache Handelsverbin-
dungen haben und diese jetzt nur mit Umwegen und über
neutrale Zwischenglieder durch-
halten können.

Auf dem ersten Drittel von
Serbiens Donaugrenze sind die
Ufer auf beiden Seiten der
Donau flach oder doch nur hügel-
lig. Im zweiten Drittel aber
durchbricht der Strom zwischen
Balkan und Transylvanischen
Alpen ein Hochgebirge und windet
und drängt sich in Wirbeln und
Schnellen durch enge Gebirgs-
pässe hindurch und bildet dabei
das schönste und gigantisch groß-
artigste Stromtal, das sich in
Europa findet. Besonders in
der Gegend von Orsova, wo die
Donau das Gebiet der öster-
reichisch-ungarischen Monarchie
verläßt, führt sie durch Gebirgs-
senkungen von so unvergleichlicher
Schönheit, daß der Reisende aus
dem Bewundern und Staunen
nicht herauskommt. Es sind
der Kakanpaß und das Eiserne
Tor, die hier liegen. Besonders
der Kakan bietet Bilder von
unvergeßlicher Herrlichkeit. Der
fast 800 Meter hohe Starbez
(Strbac) auf der rechten Seite der Donau fällt fast senkrecht
zum Strom hinab, und das Sretinje-Gebirge links ist fast ebenso
hoch und ebenso steil. Und beide treten sich ganz nahe gegen-
über. Bis auf 165 Meter wird hier der vorher fast dreimal so
breite Strom zusammengepreßt. Er ist dafür dann bis zu 70 Meter
tief und schießt reißend schnell zwischen den Uferfelsen hindurch.
Einen herrlichen Ausblick auf Strom und Gebirge hat man
auch von der Szechenni-Straße, die, in den Felsen eingesprengt,
sich in tausendfältigen Windungen am Abhange hinzieht.

Gleich hinter Orsova biegt die Donau dann scharf nach
Süden um und schlängelt sich in Schleifen und Windungen
um die Ausläufer des Mirohgebirges herum, das in seinen
höchsten Höhen bis zu 1200 Meter aufsteigt. An dieser Stelle
ist also das eigentliche Donauknick.

Für die Schifffahrt gefährlich war bis vor wenigen Jahren
die Strecke ein wenig unterhalb des Eisernen Tores. Die Ufer-
berge sind zwar nicht so schroff wie am Kakan, bieten aber
immer noch ein prächtiges Landschaftsbild. Seinen Namen

verdankt das Eiserne Tor einem wohl 1000 Meter langen
Felsenriff, das sich breit in den Strom hineinbaut und früher
bei Niedrigwasser die Schifffahrt geradezu unmöglich machte.
Es ist dies keine zusammenhängende Felsmasse, sondern ein
Gewirr von Tausenden einzelner Risse und Bänke, von Klip-
pen und Felsspitzen, die das ganze Flußbett erfüllen. In
vielfähriger Arbeit ist dies Schifffahrtshindernis aber beseitigt
worden. Man hat jetzt am rechten Donauufer einen Kanal
in den Felsen gesprengt, der ein Durchfahren des Eisernen
Tores zu jeder Zeit gestattet.

Gleich hinter dem Eisernen Tore, wo die Donau in die
rumänische Tiefebene tritt, beginnt alsdann das letzte Drittel
der serbischen Donaugrenze. Die Ufer sind wieder auf beiden
Seiten flach, und die eben noch in aufgeregten Wirbeln da-
hinströmenden Fluten des Stromes ziehen jetzt in breitem
Flußbett behaglich ihres Weges. Diese bequeme Zugänglich-
keit der Ufer bringt es mit sich, daß hier auf diesem letzten
Drittel von Serbiens Donaugrenze ein lebhafter Verkehr
mit dem Nachbarlande herrscht, als auf den ersten beiden
Dritteln zusammengenommen. Während auf den 190 Kilo-
metern Donaugrenze nach Ungarn nicht eine einzige Eisen-
bahnbrücke die Donau überspannt, sind es auf den 60 Kilo-
metern der Grenze gegen Rumänien deren zwei (bei Kladovo
und bei Radujevac)! — Die von dem rumänischen Turnu-
Severin kommende Eisenbahn
überschreitet die Donau bei Kla-
dovo, geht dann meist in den
Niederungen des rechten Donau-
ufers über Brza zum Flußtal
des Timok, der hier im Norden
die Grenze gegen Bulgarien
bildet, und folgt diesem Neben-
flusse der Donau aufwärts, um
schließlich im Tale der Morava
an die große Orientbahn An-
schluß zu finden, die über Bel-
grad und Niš nach Konstan-
tinopel führt. Die zweite aus
Rumänien kommende Bahnlinie,
die bei Radujevac die Donau
überschreitet, biegt kurz hinter
dieser Stadt in das Timoktal
ein und vereinigt sich dort mit
der schon beschriebenen Eisen-
bahn.

Nach diesen knappen An-
gaben kann man ohne weiteres
annehmen, daß Serbien an der
kurzen Donaugrenze mit Ru-
mänien ein sehr großes Interesse
haben muß. Und das ist in
der Tat der Fall. Während
zwischen Serbien und Öster-
reich-Ungarn wegen der großserbischen Agitationen schon seit
Jahrzehnten wenn nicht offene Feindschaft, so doch ein sehr
gespanntes Verhältnis herrschte, und während zwischen ihm
und Bulgarien fast ununterbrochen durch den serbischen Groß-
machtstizel heraufbeschworene Eifersüchteleien spielten, die vor
wenigen Jahren in dem zweiten Balkankriege zum erbitterten
Kriege ausluderten, — hat Serbien mit Rumänien fast ständig
gute Beziehungen zu unterhalten verstanden. Rumänien war
ihm als Bindeglied mit Rußland von zu großer Wichtigkeit,
als daß es nicht alles hätte aufbieten sollen, um mit ihm in
Frieden auszukommen.

Aber auch von den Eisenbahnlinien nach Rumänien ab-
gesehen, ist die kurze Donaugrenze gegen dies Land für Ser-
bien besonders jetzt im Kriege geradezu eine Lebensfrage.
Seit die Dardanellen gesperrt sind, ist nämlich die Donau
zur einzigen unmittelbaren Verkehrsstraße zwischen Rußland und
dem kleinen serbischen Bruder geworden. Von Odessa und
anderen russischen Häfen des Schwarzen Meeres ist eine Flotte



Kartenstizze des serbischen Donauzipfels.

von fast 200 Schiffen am Werte, die Verbindung mit Serbien aufrechtzuerhalten. Bei Sulina gehen die Dampfer auf die mittlere der drei großen Donaumündungen über und fahren den Strom in die Höhe bis zu den kleinen serbischen Städten Radujevac und Kladovo. Hier werden sie entladen, und die Frachten gehen mit der Eisenbahn nach Nisch. Auf diesem Wege werden übrigens auch die Transporte zwischen Rußland und Italien, Frankreich, England befördert. Über Nisch werden sie nach Saloniki geleitet, wo sie wieder auf Dampfer verladen werden und durch das Mittelmeer weiter gehen. Das ist freilich ein recht unbequemer und auch teurer Weg, aber es ist doch ein Weg, um von Rußland aus große Mengen von Getreide, Butter, Häuten und anderen Rohstoffen ins Ausland zu schaffen und um Geschütze, Munition und anderen Kriegsbedarf nach Rußland hereinzubringen. So sind z. B. auf diesem Wege allein gegen 400 französische Flugzeuge nach Rußland gelangt. Und auf die Frachtkosten kommt es ja im Kriege wenig oder gar nicht an.

Wenn man von Serbiens Donauzipfel spricht, so meint man den auf der Karte einem Kamelkopf ähnlichen Vorsprung seines Ländergebietes, der im Norden und Osten von der Donau und im Süden (gegen Bulgarien) vom Timoktale begrenzt wird. Gegen Serbien selbst wird dieser Zipfel durch die ziemlich hohen und ganz weglosen Bergketten von Witroz-Planina und der Crna-Gora abgeschlossen. Die einzige Verbindung geht durch das schon erwähnte Timoktal, in dem, wie wir schon sahen, auch die für Serbien so sehr wichtige Eisenbahn nach Rumänien entlang läuft.

In Serbiens Besitz gewährt also dieser Donauzipfel eine Verbindung zwischen ihm und Rußland und mittelbar zwischen Rußland und den anderen Mächten des Vierverbandes. Würde der Donauzipfel aber an Bulgarien übergehen, so würde dies in der Lage sein, die russische Verbindung völlig zu unterbinden und würde andererseits Anschluß an Österreich-Ungarn gewinnen und den Verkehr zwischen Deutschland und der Türkei vermitteln können. Diese wenigen Kilometer Landes umschließen also in der Tat eine ganze Reihe von wichtigen politischen Fragen und werden vielleicht im Verlaufe des Weltkrieges noch einmal eine große Bedeutung erlangen.

Ebenfalls um ein verhältnismäßig kleines Stück Landes handelte es sich in einer Streitfrage zwischen Bulgarien und seinem südöstlichen Nachbar, der Türkei, der dieser Tage durch einen gütlichen Vergleich aus der Welt geschafft worden ist.

Es ist aus den letzten Balkankriegen bekannt, daß die Bulgaren in das türkische Gebiet über das Istrandja-Gebirge einbrachen und bei Kirk-Kilisse in gewaltigen, äußerst verlustreichen Kämpfen das türkische Heer schlugen und nach Adrianopel hineinwarfen, das sich ihnen nach längerer heldenmütiger Verteidigung schließlich ergeben mußte. Ebenso bekannt ist aber, daß die Türken im weiteren Verlaufe des Krieges, als Serbien und Bulgarien um die Beute in Streit gerieten, ihr altes Gebiet bis über Adrianopel hinaus zurückeroberten. So fiel denn beim endlichen Friedensschlusse die starke Festung wieder dem türkischen Reiche zu.

Bulgarien hatte es beim Friedensschlusse erreicht, in einer Breite von etwa 100 Kilometern von der Küste des Ägäischen Meeres Besitz ergreifen zu können (zwischen dem Kara-Su im Westen und der Mariza im Osten). Aber mit diesen seinen neuen Gebietsteilen ging es ihm ganz ähnlich wie Serbien mit seinem Donauzipfel. Sie waren nämlich von den alten Landesteilen durch den zwar nicht übermäßig hohen, aber doch verhältnismäßig recht weggarmen Kara-Balkan und seine Ausläufer getrennt, und die einzige Verbindung zwischen beiden bildete die Eisenbahn, die im Tale der Mariza von Philippopel nach Dedeagatsch am Mittelländischen Meere führt, dem einzigen, und zwar einem sehr entwicklungsfähigen Hafen in diesem bulgarischen Gebiete. Und da war es nun für Bulgarien überaus hinderlich, daß diese Eisenbahn gleich hinter Mustafa Pascha auf türkisches Gebiet hinüberführte, dann bei Karagatsch gar in den Festungsgürtel von Adrianopel eintrat und erst kurz oberhalb Suflis wieder bulgarisches

Gebiet berührte. Rund 100 Kilometer dieses wichtigen Verkehrsweges zwischen Bulgarien und seiner neuen Provinz am Mittelmeer waren also in türkischem Besitz.

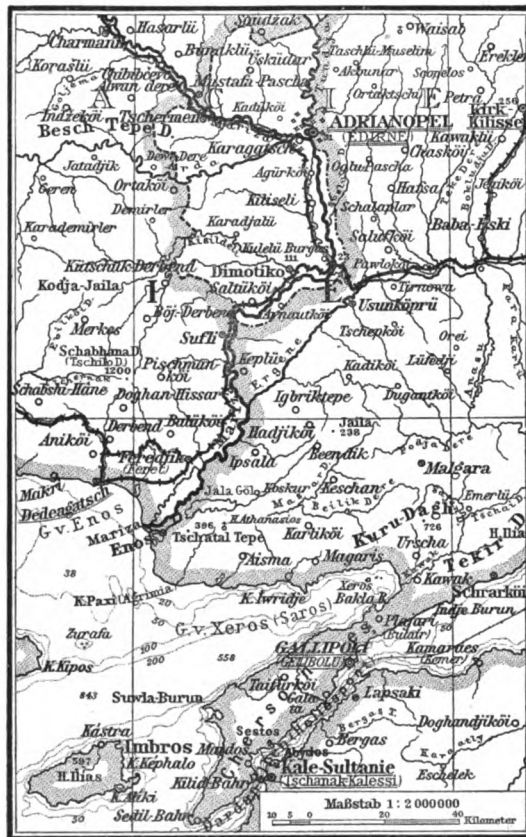
Dieser Zustand war für Bulgarien natürlich nicht nur un bequem, sondern im höchsten Grade ärgerlich und mußte früher oder später wieder zu einem Kriege mit der Türkei führen. Dies sah man auch in Konstantinopel ein, und da beide Länder ein Lebensinteresse daran haben, sich nicht nur nicht zu streiten, sondern im Gegenteil einander gegen eifersüchtige Nachbarn zu unterstützen, so hat das türkische Reich schließlich, friedlich ein Gebiet von etwa 3000 Quadratkilometern an Bulgarien abgetreten. Man ist überein gekommen, daß die Grenze zwischen beiden Ländern vom Mittelmeer aus etwa im Tale der Mariza aufwärts bis zum Einflusse der Tundja verlaufen soll, der sie dann nach Norden folgt.

Und die Türkei hat auch noch in einem anderen wichtigen Punkte den Forderungen der Bulgaren nachgegeben. Die neue Grenze sollte „etwa im Tale der unteren Mariza“ verlaufen, darüber waren sich beide Parteien einig. Nun zieht sich aber die Eisenbahn, um die sich der ganze Streit dreht, vielfach ganz dicht am rechten Ufer dieses Flusses hin und hätte deshalb von den linken Uferhöhen her leicht beherrscht werden können. So verlangten denn die Bulgaren noch einen Gebietsstreifen auf dem linken Mariza-Ufer zur strategischen Sicherung der Bahnlinie. Und auch dieser Streifen ist von der Türkei um des lieben Friedens willen zugestanden worden.

Nicht bewilligt dagegen haben die Türken den bulgarischen Anspruch auf Kirk-Kilisse. Adrianopel wäre dann ja auf drei Seiten von bulgarischem Gebiet umgeben gewesen. Und das strategisch bedeutungsvolle Kirk-Kilisse, das die Bulgaren dann sicher sofort zu einer starken Festung ausgebaut hätten, wäre für die Türkei eine ständige Bedrohung gewesen. Das sahen nun ihrerseits die Bulgaren ein; sie nahmen mit dem für lieb, was die Türken ihnen gutwillig geben wollten, und verzichteten auf ihre weitergehenden Wünsche. Die Abtretung großer Gebiete an Bulgarien ist ein Zugeständnis der Türkei, das sich nur erklären läßt durch die Gewissheit, daß Bulgarien mindestens eine unbedingte Neutralität innehalten und die Türken nicht auf der berühmt gewordenen Tschataldscha-Linie angreifen werde. — Was sich an diese Abmachungen mit der Türkei knüpfen und was ihnen folgen wird, liegt im Schoße der Zukunft. Soviel aber scheint sicher, daß sich Bulgariens Aufgaben für die nächste Zeit über seine westlichen und nordwestlichen Grenzen hin-

aus richten, wo Stammesgenossen in serbisch gewordenem Gebiete wohnen und es nicht leicht haben, ihr Volkstum gegen die Bedrückungen der serbischen Machthaber zu erhalten. Außerdem aber ist es für Bulgariens Machtstellung von grundlegender Bedeutung, unmittelbaren Anschluß an Österreich-Ungarn zu haben. Vor dem großen Balkankriege hatte das Land eine sehr unvorteilhafte Lage. Im Norden war es begrenzt von Rumänien, im Süden von der Türkei, im Westen von Serbien, und nur im Osten hatte es Zutritt zum Meere, und noch dazu nur zum Schwarzen Meere, das durch Bosporus und Dardanellen so leicht vom Weltverkehr abgeschnürt werden kann. Eine wesentliche Verbesserung bescherte ihm der Friede, der ihm eine wenn auch nicht sehr lange Küste am Mittelmeer brachte mit einem für den Weltverkehr brauchbaren Hafen. Wirklich reden und strecken wird sich Bulgarien aber erst können, wenn sein Verkehr mit Österreich-Ungarn und Deutschland nicht mehr über die serbische Zollgrenze geht. Und für Deutschland und seine österreichisch-ungarischen Waffenbrüder wäre es von Bedeutung, wenn Bulgarien ein unmittelbares Bindeglied zwischen den Zentralmächten im Norden und der Türkei im Süden bildete. Dank der Rührigkeit deutscher Ingenieure ist es ja freilich möglich gewesen, die Türkei in der Herstellung von Munition ganz unabhängig von der Einfuhr aus dem Auslande zu machen. Aber Nachschub allerart ist doch stets nötig.

Die Bedürfnisse und Wünsche der Zentralmächte und Bulgariens stimmen also völlig überein. Gustav Uhl.



Kartenstizze der neuen bulgarisch-türkischen Grenzgebiete.

Kriegschronik:

22. September: Fortschritte östlich Smelina (südwestlich Dünaburg); der Gambia-Abchnitt beiderseits Subotniki überschritten. Ostrow erstürmt; Dornarich bis zum Wylichanka-Ufer beiderseits der Bahn Brest-Litowsk-Minsk.

23. September: Westlich Dünaburg feindliche Stellung eingebrückt; nördlich Oschmjana bis östlich Subotniki Widerstand der Russen gebrochen.

24. September: Fortschritte südwestlich Lennawaden und nordöstlich Smelina. In der Verfolgung die Linie Soly-Traby-Nowo-Grobek überschritten; ebenso der Serwetsch sowie der Szczara-Abchnitt. Starke Angriffe bei Nowo-Aleksiniec und an der unteren Ikwa zurückgeworfen.

25. September: Äußerst heftige Angriffe der Engländer bei Ypern, bei Arras und nördlich des Kanals von La Bassée, ebenso der Franzosen bei Souchez, Neuville und in der Champagne von Prosnes bis zu den Argonnen. — Vergebliche Angriffe südwestlich Lennawaden. Die Russen leisteten Widerstand auf der Linie Smorgon-Wischnew und westlich Korelitsch. Negnewitschj erstürmt.

26. September: Die Engländer greifen vergeblich bei Ypern an. Bei Coos (südwestlich Lille) wurde unsere Stellung eingebrückt: erhebliche Einbuße an Material. Souchez geräumt; ebenso Stellung nördlich Perthes. Besonders hartnäckige Kämpfe

nördlich Mourmelon le Grand und dicht westlich der Argonnen. — Kämpfe bei Wilejka, auf der Front Smorgon-Wischnew und nordwestlich Sabersina.

27. September: Südlich Coos bringen unsere Gegenangriffe die Offensive der Engländer zum Stehen; auch alle Angriffe der Franzosen zwischen Reims und den Argonnen zurückgeschlagen. — Fortschritte südwestlich Dünaburg; südlich Smorgon starke russische Gegenangriffe abgewiesen.

28. September: Vergebliche Angriffe bei Coos, Angres, Rocincourt, Souain, Combres. — Unterhalb Luck Übergang über den Styr erzwungen.

29. September: Heftige Kämpfe bei Coos, Souchez-Neuville, nordwestlich Souain und bei den Höhen von Massiges. — Fortschritte am Swenten-See (südwestlich Dünaburg) sowie zwischen Smorgon und Wischnew; Kormin und Putilowka überschritten.

30. September: Kämpfe bei Coos, Souchez, Arras, zwischen Reims und Argonnen, südlich St. Marie à Pybrach, bei Massiges, zwischen Souain und St. Menchoud. — Durchbruchversuch westlich Tarnopol abgelehnt.

1. Oktober: Neue Kämpfe bei Coos, Arras, Souchez, Neuville. Vergebliche Angriffe östlich Aubépie und bei Massiges. — Fortschritte westlich Dünaburg. Die Beute im September betrug im Osten: 421 Offiziere, 95464 Mann, 37 Geschütze, 298 Maschinengewehre.

2. Oktober: Vergebliche Angriffe bei Coos, Arras,

Souchez, Neuville, Aubépie, Le Mesnil und Dille-sur-Tourbe. — Gefechte bei Postawy, Wischnew und Smorgon; Czernysz am Kormin erstürmt.

3. Oktober: Wieder vergebliche Angriffe bei Coos, Souchez, Neuville, Le Mesnil, Dille-sur-Tourbe; französisches Luftschiff „Alface“ heruntergeschossen.

4. Oktober: Weitere Kämpfe bei Coos, Givendy, Neuville, Massiges, Dille-sur-Tourbe; Bahnhof Chalons mit Bomben belegt. — Vergebliche Angriffe zwischen Postawy und Smorgon. — Gefechte auf der Hochfläche von Diegèreuth und Lafrain. — Bulgarien läßt das russische Ultimatum unbeantwortet.

5. Oktober: Neue Kämpfe bei Coos, Givendy, Souain und Dauquois. — Von der Drinagrenze aus Sirelfungen auf serbisches Gebiet.

6. Oktober: Vergebliche heftige Angriffe der Franzosen in der Champagne, an der Strafe Somme-Py-Souain, Beauféjour-Ferme und nordwestlich Dille-sur-Tourbe. Im Monat September sind an deutschen Flugzeugen verloren gegangen im Luftkampf: 3, vermißt: 2, durch Abschluß von der Erde aus: 2, im ganzen also 7 Stück; in der gleichen Zeit an englischen im Luftkampf: 4, durch Landung in und hinter unserer Linie: 3, durch Abschluß von der Erde aus: 1, zusammen 8, an französischen 11 bezw. 7 bezw. 4, im ganzen also 22. — Angriffe der Russen zwischen Dryswaty-See und Krowo, ebenso bei Kosjany und hart südlich des Wischnew-Sees. — Gefechte westlich Czartoryks abgewiesen. — Vergebliche Angriffe bei Diegèreuth.



Die Russenterrassen. Von Hellmuth Unger.



Der Kurs ging scharf Nord-Nord-Ost. Der deutsche Militärdoppeldeder mit den groß aufgemalten schwarzen Kreuzen auf der Unterseite der Tragflächen hatte in schlanter Bogen den regungslos in den Lüften stehenden Fesselballon bei Woinilow umflogen und stieg dann steil himmelan.

Sein blinkender Stahlrumpf glitt sonnebeleuchtet wie ein glühender Silberstreifen in das seidenmatte Sommerhimmelblau, immer höher, immer höher, bis man von unten die Umrißlinien der Tragflächen nicht mehr erkennen konnte, und nur das Leuchten wie ein feiner Streifen blieb.

Der kleine Marineoberleutnant hatte sich bequem auf seinem Beobachtersitz ins Leder zurückgelehnt und betrachtete die unter dem Flugzeug dahinschwimmende galizische Landschaft. Das war ja der reine Spazierflug! Die Russen sollten sich nordöstlich des Dniester im Berggelände um Rohatyn noch einmal festgesetzt haben, nachdem deutsche und österreichisch-ungarische Truppen sie kurz vorher bei Butaczow nach gelungenem Flußübergang mächtig geschlagen. Bewundernswert

war es, wie dieser seit Wochen weichende zähe Gegner sich immer wieder zu neuem Widerstande aufraffte. Diesmal aber sollte es auf dem Boden des österreichischen Kronlandes zum letzten Mal gewesen sein!

Infanterie auf der Heerstraße. Verbündete Truppen. Dort Trainkolonnen.

Freche Kerls sind das, dachte der Oberleutnant, sich gar nicht gegen Flugzeuge zu decken, als gäbe es überhaupt keine russischen Flieger.

Dort kam der Strom. Breit und mächtig zog er durch die grüne Landschaft. Einige Ortschaften. Ein Pionierbataillon am Dniester mitten bei der Arbeit, die Eisenbahnbrücke mit ihren eisernen Streben wieder herzustellen.

Der Doppeldeder glitt über den Strom dahin, in blauen Höhen wie ein Karpathenadler, der seinen sicheren Horst verlassen, um über dem Tiefland nach Beute auszuspähen. Wie eine Statue, die Lederkappe tief ins gebräunte Gesicht gezogen, saß der Flugzeugführer am Steuer. Der Oberleutnant will



Landung eines deutschen Flugzeugs nach einem Erkundungsflug über russischen Stellungen. Phot. Leipziger Presse-Büro.

ihm etwas zurufen, aber der Wind schneidet ihm die Laute von den Lippen ab.

Jetzt wird's ernst. Kanonengebrumm. Lärm. Der Doppeldecker kommt in die Nähe der beiden Fronten. Jetzt gilt es aufzumerken. Ist es doch die Aufgabe des Beobachters, die feindlichen Stellungen zu erkunden, um der deutschen schweren Artillerie die richtigen Ziele zu weisen. Der kleine Oberleutnant denkt noch einige Augenblicke darüber nach, der wievielste Flug es wohl ist, den er gerade erlebte. Der schwerste ist es sicher nicht im Vergleich zu den schwierigen Karpathenflügen, die seinem Vogel manche Schrapnellwunde, ihm das „Eiserne Erster“ einbrachten.

„Achtung!“

Der Flugzeugführer hat schnell den Kopf herumgewendet. Wie ein unverständlicher Laut springt das Wort an der Stirn des Begleiters vorbei. Eine kleine Wolke steht dicht unter dem Flugzeug im Blau.

„Schrapnells!“

Der Oberleutnant lacht grimmig.

„Höher!“

Seine Hände machen den photographischen Apparat aufnahmefähig.

Knall auf Knall.

Dort ist der schnell aufgeworfene deutsche Schützengraben.

Nach einstündiger Fahrt landet der Doppeldecker hinter der deutschen Front.

Der Oberleutnant beeilt sich, seine Meldungen zu machen. Er sieht noch, wie sie seinen ausgestiegenen Führer auffangen. Ein Schrapnell hat ihm die linke Lunge dicht über dem Herzen durchbohrt. Und noch eine ganze, lange Stunde hindurch hat er das Steuer nicht aus den Händen gegeben!

Zwölf Löcher neben dem Steuerfisch weist die linke, untere Tragfläche auf. Und der Benzinbehälter trägt eine feine, blinkende Streifschußschramme. Das ist noch einmal wieder gut gegangen! Die Löcher werden sorgfältig verklebt, das Datum wird auf die Tragfläche geschrieben. Dann schieben kräftige Fäuste den unbeholfenen Vogel wieder in seinen Schuppen hinein.

Meldung an die Division, Meldung an die Brigade. Befehle werden durch die Feldfernsprecher weiter an die Regimenter gegeben.

Nach gründlicher Artillerievorbereitung sollen am Abend die „Russenterrassen“ gestürmt werden. Ihre Lage ist jetzt dem Kommandierenden genau bekannt, die schweren Mörser und die Feldartillerie erhalten ihre Weisungen. Man weiß, daß gegen die Überzahl der deutschen Kanonen der Feind wehrlos sein muß. Und dann noch eins, was zu Gunsten der Ver-



Österreichisch-ungarische Batterie im Feuer; vorn ein Telegraphist, der von einem vorgeschobenen Posten Mitteilungen über die feindlichen Stellungen erhält. Phot. E. Benninghoven.

Er vergleicht das Landschaftsbild mit der Zeichnung der Generalstabkarte. Dort läuft die breite Straße von Norden nach Süden bis Bursztyn. Flügelwellen schieben sich von Osten her ins Gelände, grüne flache Kuppen, baum- und laubwaldbestandene Erhebungen, niedere Berge. Und dort liegt der Feind! Tadellos hat er sich an den Berglehnen verschanzt und eingegraben. Prächtig und klar ist das Bild, das man von der Höhe aus von seinen Schützengräben gewinnen kann. Drei- und vierfach hintereinander liegen wie Terrassen die russischen Stellungen, die Artillerie selbst steht, gegen Fliegerficht gedeckt und nicht zu erspähen, hinter den Höhen.

Schnell einige Striche in die Karte, so und so. Einige Aufnahmen mit dem Apparat. Eile tut not; denn der russische Beobachter lenkt das Geschützfeuer sicher, die letzten Schrapnells prasseln bereits in verdächtiger Nähe um den schwirrenden Vogel.

Das wird schwere Arbeit geben, die Russenterrassen heute noch zu stürmen, denkt der Oberleutnant. Aber der Weg nach Osten muß frei werden.

Fast reißt es ihn vom Sige.

Es wird bunt.

Er greift nach seinem linken Arm, betastet ihn, hebt die gefallene Kartenfzige wieder auf; schaut nach dem Benzinbehälter, lauscht dem Gang des Motors.

Was war denn los?

Der Führer sitzt tief vornübergeneigt.

Um Gotteswillen, was ist?

Der wendet sich um, lächelt ihm zu. Sein Gesicht ist blaß und starr wie nie. Er steuert weiter.

„Zurück!“ . . .

bündeten in die Wagschale fällt: nicht nur der Mangel an Artillerie und Munition, vor allem die Entmutigung der russischen Armee, die nun bereits acht Wochen immer wieder dem siegreichen Gegner das Feld räumen muß. Das ist das fürchterlichste für den slawischen Feind.

Starr in sengender Blut steht der Mittag über dem ernte-reifen Lande. Wie eine schwere Mattigkeit hat es beide Truppenteile überfallen, eine Mattigkeit, gegen die sich keiner wehren kann. Nur die aufgestellten Wachen an den Schießscharten der Schützengräben halten scharfen Auslug gegen den Feind, während die andern in der Tiefe der Gräben nach Schatten suchen und alarmbereit hingefauert ausruhen. Jeder weiß, welche Blutarbeit der Abend bringen wird und welchen Sieg er wieder verheißt. Jede Stunde der Ruhe ist kostbar.

Auch die Artillerie schweigt. Tiefste Ruhe ist über das Land gebreitet, die zerschossenen Ortschaften, die das Auge erblickt, träumen, menschenleer, mit verbrannten Dächern und Giebeln, mit einsam ragenden Kaminen; zerspellt stößt ein Kirchturm ins flimmernde Blau.

Ob der Russe den geplanten Sturm ahnt? Er glaubt vielleicht den deutschen Doppeldecker mit seiner Artillerie vertrieben zu haben, schaukt sich noch tiefer ein in den ausgetrockneten Boden und rüstet sich weiter zur Abwehr.

Die Unruhe und die Ungewißheit sind fürchterlich. Beinigend das Warten bis zum hereinbrechenden Abend. Weiß man doch nicht einmal, ob nicht der Feind selbst einen Sturmangriff unternehmen wird. Wie ein Aufatmen ist es darum, als endlich am Spätnachmittag pünktlich zur bestimmten Zeit die ersten Geschütze mit ihren eisernen Gefängen einsehen. Truppen neuereingesehter Regimenter, die vor wenigen Tagen erst nach mehrmonatlicher Ausbildung aus der Heimat kamen,



88

Sturmangriff. Phot. A. Grohs.

88

liegen neben alten, kampferprobten Truppen. Da ist mancher dabei, der heute die Feuertäufe empfangen soll, mancher, der sich unter dem schwirrenden Heulen der über ihn hinwegstreichenden Granaten und Schrapnells in den Graben duckt. Ungewohnt ist das. Und die alten Soldaten lächeln. Ihnen ist's anfangs auch nicht anders ergangen, als sie in Belgien, Frankreich, Ostpreußen oder Polen zum ersten Male vorm Feinde lagen.

Stärker und stärker, mächtiger und schallender schwillt der Lärm der deutschen Geschütze an, die in weitem Umkreis die russischen Terrassen umgeben. Das geübte Ohr unterscheidet deutlich den Ton der 7½-Zentimeter-Granaten und der 15-Zentimeter-Mörsergeschosse. Aber noch fehlt das aufreizende Knattern der Maschinengewehre und das Sirren der Gewehrgeschosse. Wie ein gewaltiges Baßvorspiel klingt es durch die galizische Ebene dem Hügellande entgegen, das sich von Rohatyn aus nach Südosten breitet. Noch kann man deutlich die unregelmäßig gewellten braunroten Linien der feindlichen Schützengrabenränder erkennen und hier die Bewegung der Mannschaften verfolgen. Aber keine Hand greift nach dem Abzuge, und kein Finger krümmt sich am Drücker. Warten. Warten, bis der Befehl zum Angriff kommt!

Die gesamte deutsche Artillerie ist ein Feuerpiel; das prasselt und heult und zischt und bellt. Furchtbar zu ertragen ist es für den zum Sturm Bereiten, noch furchtbarer für den Beschoffenen, dem der Geschosshagel fast die Gräben ebnet.

Wohl wehrt sich die russische Artillerie, und ihr Schießen wird zum Trommelfeuer, aber sie muß in erster Linie die deutschen Geschütze bekämpfen und sendet nur von Zeit zu Zeit eine Geschosgruppe in die Schützengräben des Gegners.

Für eine Viertelstunde setzt der Geschüßlärm aus. Mit

Beginn der Stille wird's in den russischen Terrassen wieder lebendig. Der Feind erwartet den Angriff. Auch die russischen Mörser schweigen gemach. Kein Signal. Kein Aufspringen. Drüben beginnt vorzeitig ein Maschinengewehr zu taden . . . , schweigt wieder. Ein einzelner Schuß pritscht herüber. Vor die linke Flanke des Feindes schiebt sich ein Roggenstück mit schwankenden gelbsatten Ähren. Daraus steigt jetzt in der Ruhe zwitschernd und trillierend eine Lerche empor, die sich während des Artillerielärms scheu in ihre Erdvertiefung geduckt hat. Und tausend Blicke folgen dem kleinen grauen Vogel nach, der sich in weiten Schraubenwindungen in die blaue Höhe trägt. Tausend Blicke von Jünglingen und Männern kommen von dem kleinen Vogel nicht mehr los. Daheim breitet sich wohl jetzt auch die Aderscholle im Abendlicht, da steigen wohl auch die Lerchen über die fruchtgesegnete Heimatflur, wenn um diese Stunde vom Dorfe herüber die ersten Glodenklänge aufstöhnen . . . Bumm . . . Bumm, bumm. Wieder setzen die Geschütze ein und decken mit überwältigender Wucht die gegenüberliegenden Gräben.

Wie hatte doch der Befehl gelautet?

Während der Pause von einer Viertelstunde machen sich die Regimenter sturmbereit. Nach Ablauf der Zeit abermals zehn Minuten Geschüßfeuer, dann Sturmangriff auf die russischen Terrassen. — So ungefähr. Dies eine wußte jeder, daß, wenn jetzt die Geschütze schwiegen, dort oben die russischen Stellungen genommen werden mußten, koste es, was es wolle.

Zwischen zwei neu ins Feld gekommenen Kompagnien lag ein kampferprobtes Bataillon, das schon im Westen und auch vor Warschau gefochten hatte; von Gorlice an war es durch Galizien marschiert und schließlich als Verstärkung zu den am Dnjester kämpfenden Truppen gekommen. Die meisten



In einem russischen Schützengraben erbeutete Handgranaten; rechts daneben auch Stielgranaten, die mit Gewehren abgeschossen werden. Phot. A. Grohs.

seiner Offiziere hatte es verloren. Zwei strenge, harte Augen, viel zu hart für die sonst so jugendlichen Züge des Offiziers, überblickten die Mannschaften, von denen nach den letzten Kämpfen auch der vierte Teil fehlte.

Gleich jetzt. Wiederum galt es!

Und von den alten märtischen Reservisten blickte mancher gleichfalls nach dem Führer hin, der ihnen den Weg durch das feindliche Feuer zeigen sollte. Achtung hatten sie vor ihm, trotzdem er noch so jung war.

Blühlich, wie abgebrochen, wie sturmverweht das Brummen der Lafetten.

Zum Angriff vor!

Signale! Schreie! Zurufe! Aus den Gräben klettern.

Allen voran der brandenburger Offizier. Und wie eine feldgraue Flut sein Bataillon, die anderen Regimenter, die ganzen Sturmtruppen hinterher.

Wie das „Hurra“ über die Felder flog, hier Kräfte beschwingend, dort Kräfte lähmend!

Wohl setzte beim ersten Ansturm das höllische Maschinen-gewehrfeuer ein. Hier stürzte einer, dort kam einer ins Taumeln, dort brach ein dritter in die Knie und faßte mit seinen Händen nach der blutenden Stirn. Aber die Massen schlossen immer von neuem die jäh geschlagenen Lücken, überfluteten die Hügelhänge. Ein Halten gab es nimmer für die Feldgrauen.

Dort lag der Feind.

Mit einem Riesensage war der Offizier des Brandenburger Bataillons über das niedere Drahthindernis. Er schien gegen jede Kugel sicher. Die Mehrzahl seiner Leute dicht hinter ihm. Im ersten Graben hob der Feind seine Hände. Sie stürmten über ihn hinweg. Lauter, gellender, wuchtender

das Hurra schreien aus heiseren Kehlen. Und wie eine zweite Waffe war der Ruf, der auf die Russen niederfuhr. — Die zweite Linie, . . . weiter die dritte Terrasse. Hier und da noch ein kurzes Handgemenge, ein verzweifelter Bajonettkampf, der schnell beendet war.

Die Truppen der vierten feindlichen Schützengrabenkette fluteten teils waffenlos in den Wald zurück, teils sprangen sie aus dem Graben heraus und baten mit emporgerechten Händen um Schonung.

Die Terrassen waren gestürmt.

Raum eine Viertelstunde, nachdem die ersten Truppen die eigenen Gräben verlassen hatten, standen die Sieger bereits auf den Hügelhöhen und hatten Tausende zu Gefangenen gemacht.

Hoch oben, an einen Baumstamm gelehnt, stand der junge Führer und zündete sich eine Zigarette an.

Ein vereinzelter Schuß sirrte aus dem Walde heraus. Mitten durchs Herz geschossen sank der Tapfere langsam, . . . lächelnd am Stamme nieder. Hinterrücks von einem feigen Feinde erschossen! Wie Blutrausch überkam es die Leute.

Ohne ein Kommando abzuwarten, stürmten sie weiter in den Wald hinter den letzten weichenenden Russen her. Und erbarmungslos sausten deutsche Gewehrkolben auf splitternde Schädel. Sie machten ganze Arbeit, die ihren Führer rückenden Soldaten. —

Das ganze Halt!

Langgezogen schwang das Signal über die Hügel.

Oben an dem einsam stehenden Baume grub ein treuer Burfsche seinem Herrn die letzte Ruhestätte.

Der einzige war es nicht, den an diesem Abend der große Trommler heimgelerufen.

Generaloberst v. Klud.

Zum 13. Oktober, dem 50. Jahrestag seines Eintritts in das Heer.

Napoleon I. führte oft das Wort im Munde: „Der Mann schafft sein Zeitalter“. Seine gewaltige Persönlichkeit hat allerdings seiner Zeit den Stempel aufgedrückt, aber sein Ausspruch gilt doch nur für einige Giganten in der Weltgeschichte. Die Umkehr ist die Regel: „Das Zeitalter schafft die Männer.“ Die Zeitläufte müssen dazu angetan sein, um den bedeutenden Männern Raum und Gelegenheit zu geben, sich zu entfalten, ihre hohen geistigen Fähigkeiten zu entwickeln zum Staunen der Zeitgenossen, ja oft zur eigenen Verwunderung. Denn gerade die Allertüchtigsten zeigen eine innere Bescheidenheit, die erst nach wirklich großen Erfolgen einem nachhaltigen Selbstvertrauen weicht. Der Krieg gibt nun den epochemachenden Geistern ihre Führerrolle in die Hand, vor allem auf militärischem Gebiet. Bei Beginn des Weltkrieges hörte man in Deutschland oft die bange Frage: „Werden wir auch die geeigneten Führer haben für unsere Millionenheere?“ Der Verlauf der kriegerischen Ereignisse hat uns eine volle Beruhigung gewährt. Geradezu glänzende Talente, die an das Genialische grenzen, haben sich aufgetan, und zwar in so langer Reihe, daß eine Aufzählung der Namen hier nicht angebracht erscheint. In dieser Reihe — aber nicht zuletzt — steht der Generaloberst v. Klud; als erster Überwinder der verhassten Engländer der Stolz und die Freude des dankbaren deutschen Volkes. Er ist einer der wenigen, die ihre hohe Stellung nicht dem Durchlaufen des Generalstabes — dieses gradus ad parnassum — verdanken, sondern in der Front und im Lehrfach ist er von Stufe zu Stufe gestiegen, bis ihn der Scharfblick seines Kaiserlichen Kriegsherrn dahin setzte, wo er dem Vaterlande die gewichtigsten Dienste leisten konnte.

Alexander Klud ist 1846 als der Sohn eines Regierungsbaurats in Münster i. W. geboren. Auf dem dortigen Gymnasium vorgebildet, trat er 1865 als Fahnenjunker in das 55. Infanterie-Regiment zu Detmold ein. Als solcher machte er in der Division Goeben den schönen Feldzug der Main-Armee unter diesem glänzenden Führer mit, kämpfte somit in den Gefechten von Dernbach, Rissingen, Laufach, Wschaffenburg, Tauberbischofsheim, Würzburg und wurde am 16. August zum Leutnant befördert. Im Feldzug 1870/71 bei Colomben-Nouilly (14. Aug.) durch 2 Streifschüsse verwundet, blieb er bei der Truppe und durchkämpfte die heißen Schlachten von Bionville-Mars la Tour und Gravelotte und erwarb sich das Eiserne Kreuz; 1872 brachte ihm die Verletzung in das 73. Infanterie-Regiment; im Oktober 1873 ward er Premierleutnant, am 27. Januar 1876 Adjutant der 28. Infanterie-Brigade, 1879 Hauptmann und Kompagnieführer im Infanterie-Regiment 53. Nunmehr beginnt seine Lehrtätigkeit. Im Juli 1883 sehen wir ihn als Kompagnieführer an der Unteroffizierschule zu Jülich, ein Jahr später als Kommandeur der Unteroffizierschule des Militär-Knabenerziehungs-Instituts zu Annaburg. Major wurde er am 1. Juli 1888 und zugleich Kommandeur der Unteroffizierschule Neu-Breisach; 1889 Batail-

lionskommandeur im Infanterie-Regiment Nr. 66, 1893 Oberstleutnant und 1896 Kommandeur des Landwehrbezirktes Berlin I, nach seiner Beförderung zum Oberst 1898 Kommandeur des Füsilier-Regiments Nr. 34, 1899 Generalmajor und Kommandeur der 20. Infanterie-Brigade, 1902 Generalleutnant und Kommandeur der 37. Division; 1906 General der Infanterie und kommandierender General des V. Armee-korps, das er 1907 mit dem I. (Ostpreussischen) vertauschte. Das Jahr 1913 brachte die Ernennung zum Generalinspekteur der 8. Armee-Inspektion und damit die Anwartschaft auf die Führung einer Armee im Krieg. Im gleichen Jahre wurde ihm der schwarze Adlerorden verliehen.

Entscheidend für die militärische Laufbahn Kluds waren die Kaisermanöver 1907. Als kommandierender General des I. Armee-korps kämpfte er gegen General v. Madenlen, der das 17. Armee-korps und einige diesem beigegebene Divisionen führte. Es standen also zwei durch den jetzigen Weltkrieg hochberühmte Führer gegen einander. Die Durch-arbeitung dieser Manövertage würde jetzt manche Führereigenschaft schon erraten lassen, die dann später in leuchtendem Glanz zu Tage trat. General v. Klud — von seinen Fliegern meisterhaft unterstützt — zog nicht den Kürzern. Er verstand es auch, die gegnerischen Flieger durch geschickt angelegte Masken zu täuschen und den Sieg, soweit er auf dem Manöverfelde erstritten werden kann, an sich zu fesseln. Nun weiß jeder Kenner unserer militärischen Verhältnisse, daß die Führerschaft im Kaiser-Manöver hohe Anforderungen an die Nerven stellt. General Klud bewahrte eine wahrhaft klassische Ruhe, und diese Eigenschaft, die von großer Selbstbeherrschung zeugt, zog wohl in erster Linie die anerkennende Aufmerksamkeit und Wertschätzung des Kaiserlichen Kriegsherrn auf ihn.

Als das Kriegswetter im August 1914 losbrach, sah es General v. Klud als Führer der I. Armee auf dem rechten Flügel der deutschen Streitkräfte, die, in 7 Heersäulen geteilt, Belgien und Nordfrankreich wie ein gewaltiger Strom überfluteten. Eine kriegsgeschichtliche Darstellung der großen Ereignisse jener Augusttage kann hier nicht gegeben werden. Soweit sie den General v. Klud betrafen, sei folgendes angeführt.

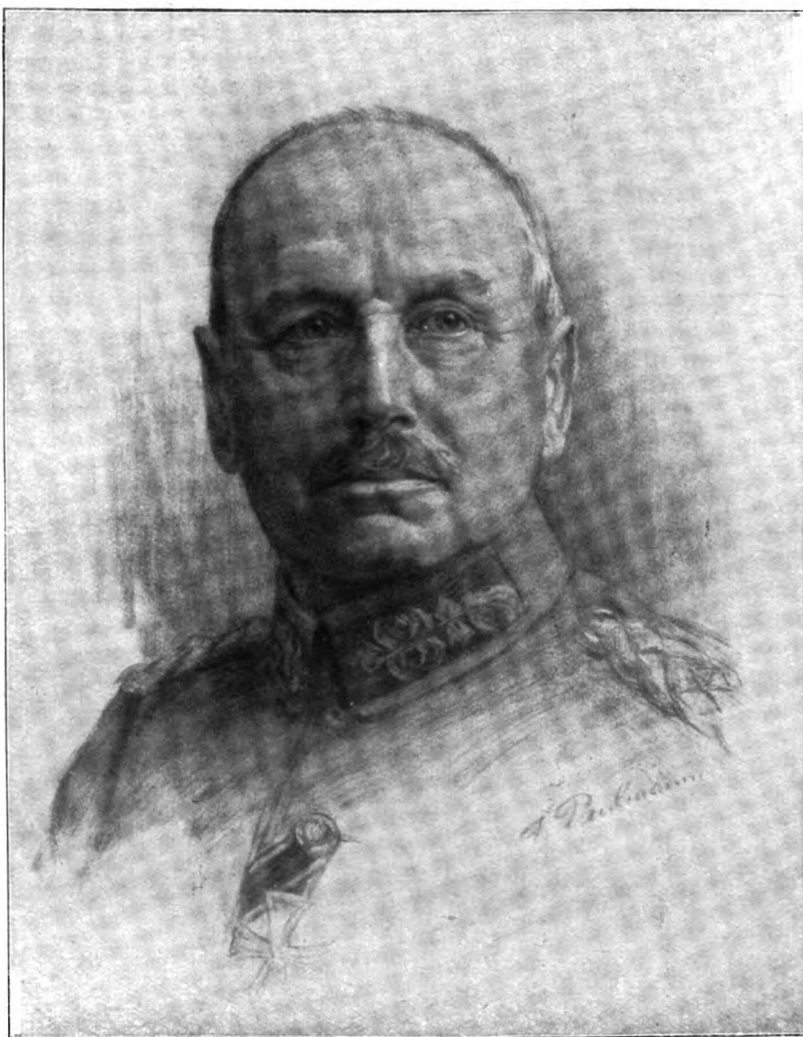
Die I. Armee überschritt östlich Lüttich die belgische Grenze und nach dem Falle von Lüttich dortselbst und nördlich davon die Maas. Nach Überschreitung der Strombarriere folgte die Breitenentwicklung. Mit dem rechten Flügel ging sie vor über Hasselt, Diest, Löwen, Brüssel, Aeth; mit dem linken über Waremme, Tirlemont, Wavre. Sie gab dabei zur Belagerung von Antwerpen stärkere Kräfte ab und ging dann der englischen Armee auf den Hals, die etwa die Höhe von Mons erreicht hatte. Auf diesem Vormarsch hatten am 19. August siegreiche Zusammenstöße bei Tirlemont und Arschot stattgefunden; bei Mons wurde der Feind am 23. und 24. August entscheidend geschlagen, und der Vormarsch mit dem rechten Flügel über Valenciennes-

Cambrai, mit dem linken über Maubeuge (westlich) Le Cateau fortgesetzt. In dem erreichten Raume wurde die durch drei französische Territorial-Divisionen verdeckte englische Armee am 26. und 27. August nördlich St. Quentin vollständig geschlagen. Ein entscheidendes Verdienst ist hier dem Kavalleriekorps v. d. Marwitz zuzuschreiben, das in schneidiger Selbstaufopferung und mit Anspannung aller Kräfte die vorgreifende Verfolgung des fliehenden Feindes durchgesetzt und ihn bei St. Quentin zum Stehen gebracht hatte. Die Marschleistungen der Kavallerie betrugen in diesen Tagen durchschnittlich 60 Kilometer für den Tag. Bei der weiteren Verfolgung wehrte das auf dem rechten Flügel der Kluck'schen Armee marschierende Armeekorps am 29. August bei Combles einen feindlichen Flankenangriff siegreich ab. Die Armee setzte den Vormarsch bis in die Linie Compiègne-Senlis und Soissons-Dulchy fort!

Nach einem Gefecht bei Senlis am 2. Sept. rückte der rechte Flügel in südöstlicher Richtung an Paris vorbei auf Meaux vor; das Kavalleriekorps Marwitz umspülte die Hauptstadt und streifte bis Troyes. Hier trat ein Wendepunkt ein: die sehr starke Besatzungsarmee von Paris setzte sich zu einem Flankenstoß gegen die Armee Kluck in Bewegung. Unter diesen Verhältnissen war ein Zurücknehmen und eine Art Winkelstellung der rechten Armeeflanke geboten. Deshalb ließ General v. Kluck die beiden Armeekorps, die die Marne eben überschritten hatten, eine Rechtsrückwärtsschwenkung ausführen und in der Linie Bezy-Meaux eine Abwehrstellung gegen Westen einnehmen. Diese schützte den rechten Flügel der zurückgehenden Hauptkräfte, die, in heißem Kampf gegen die englische Armee des General French und die V. französische Armee des Generals Franchet d'Espèry frontal zurückgehend, noch Gelegenheit fanden, bei Crépy am 7. und 9. September die französische Armee Manoury empfindlich zurückzustößen. Die französischen Versuche, zwischen der I. und II. deutschen Armee sich einzuschieben, scheiterten an dem aktiven Vorgehen der letzteren unter ihrem genialen Führer v. Bülow. Die Armee Kluck fand ihre erste Verteidigungsstellung zunächst in der Linie Meaux-Manteuil und wies dort am 16. und 17. September bei Noyon den Vorstoß einer bedeutenden feindlichen Armee zurück. Noch weiter im Norden mußte ein feindlicher Angriff bei Bapaume oder

Albert an der oberen Somme abgeschlagen werden. Die Linie Péronne-Moyon, nördlich Soissons, konnte aber deutscherseits behauptet werden. Mitte September räumten die Deutschen das südliche Marneufer, gaben Châlons, Epervan, Reims auf und beschränkten sich auf Festhaltung der Höhen der nördlichen Champagne, von Lille und der Gegend von Arras, und von Flandern östlich der Yser. Innerhalb dieser Schlachtenfront hatte die Armee Kluck jetzt ihren Gefechtsanteil gefunden.

In dem nun eingetretenen Stellungskrieg erlitt Generaloberst v. Kluck bei der Befestigung der vordersten Schützengrabenstellungen eine erhebliche Verwundung durch mehrere Schrapnellkugeln. Diese bannte ihn monatelang auf das Krankenlager, zunächst in Wiesbaden, sodann in Berlin. Seine Wiederherstellung ist aber bereits glücklich erfolgt. Wenn seine militärischen Leistungen den warmen Dank des Vaterlandes hervorgerufen haben, so daß er in der Zeit seiner großen Erfolge als Nationalheld gefeiert wurde, so hat er als Mensch sich die tiefsten Sympathien in dem weiten Kreise seiner Bekannten und Freunde zu sichern gewußt. In glücklicher Ehe mit Fanny Frein v. Donop verbunden, ist der grimmige Heerführer im Schooße seiner Familie der liebevollste Gatte, der zärtlichste Vater und Großvater gewesen. Herbes Leid ist ihm nicht erspart geblieben. Sein ältester Sohn, Leutnant zur See Karl Egon v. Kluck, fiel am 28. Januar 1915 im siegreichen Gefecht bei Lombardzyde gegen Senegalschützen und Zouaven. Als Trost blieben dem Vater der zweite Sohn, Leutnant Hans Eberhard v. Kluck, und die einzige Tochter Hildegard. Die gleichnamige Enkelin, die Tochter seines gefallenen Sohnes, liebt er ganz besonders innig. Wer im Dienst den schweigenden und ernstesten Krieger kennen gelernt hat, der wird ihm kaum die innige Weichheit, die er im Familienkreise entwickelt, zutrauen, ebenso wie die Freude und das Verständnis, das er seinen Tieren, seinen Vögeln



Generaloberst von Kluck. Nach einer Zeichnung von F. Paulmann.

und seinem geliebten kleinen Garten entgegenbringt.

Von spartanischer Bedürfnislosigkeit, von tief innerer Herzengüte, ist Generaloberst von Kluck im Kreise seiner Alters- und Standesgenossen mehr ein aufmerksamer und bescheidener Zuhörer als ein Beherrscher der Unterhaltung. Er ist überall ein willkommener Gast — nur bei unseren Feinden nicht.

Feldpostbrief aus dem Westen. Von Prof. Dr. G. Wegener, Kriegsberichterstatter.

Mit 4 Aufnahmen des Verfassers.

Wir hoffen hier alle im Westen, nachdem wir so lange den Kameraden im Osten für ihre großen Taten „den Rücken gebückt“ haben, daß es endlich auch bei uns einmal wieder „losgeht“, in dem Sinne eines großen Vorwärtssommens, wie vor einem Jahr, wo wir „daran waren“. Ob nun durch eine Wiederaufnahme der Offensive durch uns selbst oder durch einen Gegenstoß gegen einen großen Angriff von Seiten der Engländer und Franzosen, von dem es fortwährend raunt und munkelt, das soll uns schließlich gleich sein, wenn nur der Stellungskrieg sich wieder in den Bewegungskrieg verwandelt. Das ist natürlich nur ein „Hoffen“, bei dem sich der Wunsch als der Vater des Gedankens herausstellen würde. Aber der Wunsch ist wohl zu verstehen, denke ich.

Die ungeheure Spannung, die mit dieser unablässigen „Wacht im Westen“ verbunden ist, würde kaum zu ertragen sein, wenn es nicht eine Abspannung dadurch gäbe, daß man sich auch gelegentlich einmal mit anderen Dingen befaßt als nur mit dem Schützengrabendasein und den Etappeneinrichtungen; daß man beispielsweise auch für die künstlerischen und landschaftlichen Schönheiten des von uns besetzten Landes ein Auge hat, daß man den Zauber historischer Erinnerungen auf sich wirken läßt und vergleicht. Der Berichterstatter hält mit seiner Kamera nicht nur lediglich soldatische Bilder fest, sondern auch solche, die ihm sonst Freude machen. Würde er sie auch wahrscheinlich ohne den Krieg nicht gesehen oder wenigstens nicht beachtet haben.



88

Deutsche Militärmusik auf dem Marktplatz in Charleville.

89

Im Südosten von Laon, nicht weit von unserer Kampffront, liegt Coucy le Château, die Ruine eines Feudalschlusses aus dem französischen Mittelalter. Frankreich besitzt bei weitem nicht den Reichtum an romantischen Burgruinen, wie unser Vaterland. Es hat aber einige darunter, die von hoher Schönheit und Größe sind. Die gewaltigste, die ich kenne, eines der eindrucksvollsten alten Bauwerke Europas überhaupt, ist dieses Schloß. In der Blüte der Ritterzeit hat ein troziges Feudalggeschlecht es erbaut, deren stolzer Sinnspruch war: „Roy ne suys, ne prince, ne duc, ne comte aussy; je suis le sire de Coucy“, dessen stolzester und trozigster Vertreter, Enguerrand III. Der Erbauer der gegenwärtigen Ar-

chitektur hob aber doch, im Kampf gegen Ludwig den Heiligen, seinen Ehrgeiz bis zur Königskrone Frankreichs empor. Das Schloß ist der großartigste Ausdruck der Feudalzeit mit ihrer rauhen Größe. Es war die Wohnung eines kleinen Königs innerhalb seines Gebiets, kriegerisch gedacht in erster Linie; eine Zwingsburg für die eigenen Vasallen und Hörigen, eine Trugburg gegenüber den benachbarten Standesgenossen; unbezwinglich nach den damaligen Mitteln der Kriegskunst. Zugleich aber der Mittelpunkt eines fast königlichen Hofhalts und der Entfaltung eines großherrlichen Reichtums. Eine schwere Mauer mit vier mächtigen Ecktürmen umschließt die Höhe eines beherrschend in die blühenden Lande vorspringenden Bergkeils. Den Zugang vom übrigen Berggründen her deckt der fünfte Turm, der ein Riese ist; der gewaltigste aller Burgtürme, die das Mittelalter überhaupt in Europa geschaffen hat. Er ist 63 Meter hoch, und seine Quadermauern haben 7 Meter

Dicke! Er war eine Verbindung von Verteidigungswert und Palast, denn in seinem Innern wölbte sich ein prachtvoller gotischer Festsaal, von Galerien umgeben. Noch heute sieht man die Ansätze der Gurtbogen, die die Decke trugen. Die Innenausstattung des Schlosses, die herrschaftlichen Wohnräume, die Schloßkirche, die Wirtschaftsgebäude, Stallungen und dergleichen sind verschwunden; nur die Fensteröffnungen, die Ansätze der Kamine und Reste von Wandverzierungen lassen noch den fast klassisch reinen und vornehmen Geschmack erkennen, den das ganze atmete. Alles ist von einer Wucht und Einfachheit und dabei von einem Adel, der an das Ägyptische erinnert. Es ist die rechte

Schöpfung einer Zeit,

wie sie den Kunstfreund

begeistert: aus dem jungen,

kraftstrophenden Anfang

einer großen Kunstblüte,

wo noch alles echt,

groß und einfach ist.

Aus jüngerer Zeit

stammt die gewaltige Zitadelle

von Mézières an der Maas.

Sie hat eine bewegte Geschichte.

Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, hat sie

berühmt gemacht durch eine

siegreiche Verteidigung im Jahre 1521.

Die Baubauzeit und spätere

Jahrhunderte haben die Befestigungen dann

wesentlich umgebaut und bereichert.

Im Jahre 1815 wurde Mézières von den

Deutschen belagert und genommen,

1871 erfuhr die Festung nach heftiger

Beschießung, zum zweiten, 1914 zum dritten

Male das gleiche Geschick.

Das letzte Mal jedoch als offene Stadt, ohne

Kampf. Die veralteten Befestigungen wurden in

diesem Kriege nicht mehr verteidigt; sie bieten heute

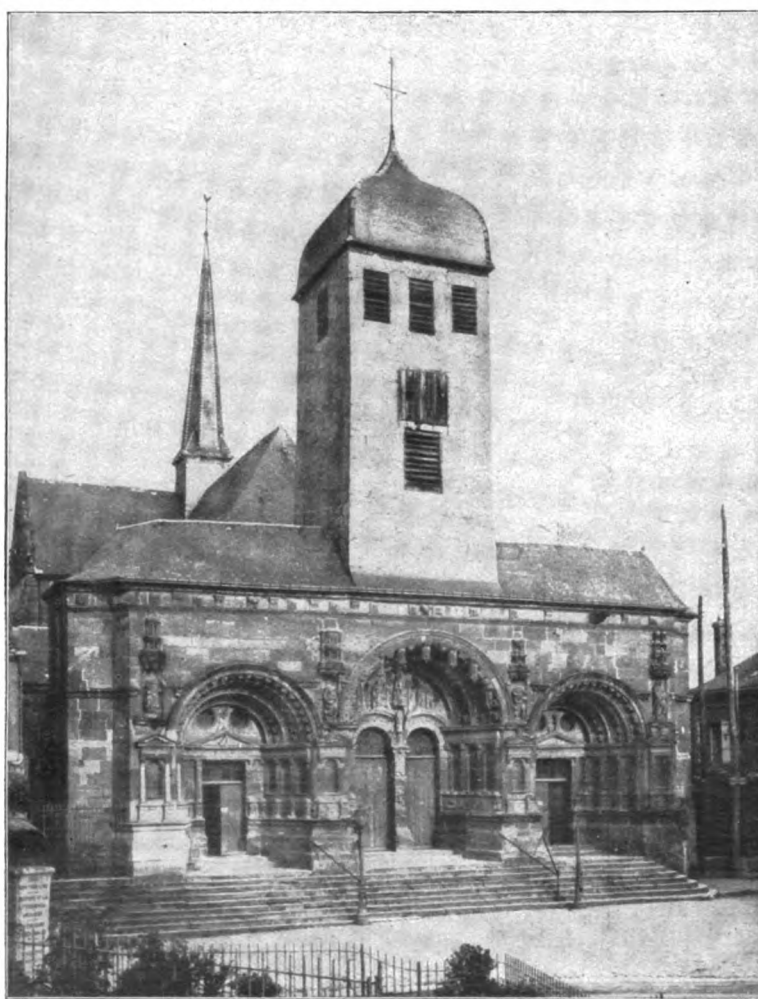
mit ihren grauen, bizarr geführten Wällen, mit

ihrer tiefen, teilweise noch von Wasser, teilweise

aber auch von Obstgärten erfüllten Gräben, mit dem verwilderten

Gras und Buschwerk, das auf ihren Bastionen

wuchert, stellenweis auch schon den Anblick einer



88

Kirche in Boulogne.

89

poetischen Ruine. — — — Mézieres ist heut der Teil einer Doppeltstadt. Unmittelbar südlich — allerdings erst vor kurzem wirklich mit ihr über die trennenden Maassümpfe hinweg zusammenge wachsen — schließt sich ihr die Stadt Charleville an. Eine jüngere Siedelung, bewußt nach einem einheitlichen Plan gegründet von Karl von Gonzaga, Herzog von Nevers, der damals Gouverneur der Champagne war. Mézieres blieb immer amtlich die vornehmere Stadt, als Waffenplatz und Sitz der Präfektur des Departements der Ardennen. Charleville, die Stadt des Handels und der Industrie, überflügelte sie aber in der Volkszahl um mehr als das Doppelte. Neuerdings hat Charleville eine geschichtliche Bedeutung dadurch gewonnen, daß bekanntlich der deutsche Kaiser im gegenwärtigen Kriege während längerer Zeit seinen Aufenthalt dort genommen hatte. Die Entstehung der Stadt aus einem Entwurf heraus tritt uns heut noch sofort entgegen in dem regelmäßigen Schachbrett der Straßen, die sich um den Marktplatz in der Mitte scharen. Dieser Marktplatz, Place Ducale genannt, ist ein Kleinod französischer Städtebaukunst, ganz einheitlich gestaltet, alle Häuser gleichmäßig im Stil des siebzehnten Jahrhunderts mit dem charakteristischen französischen Steildach und mit fortlaufenden Bogenlauben. Rötlich getönt, bietet das Ganze im Sonnenschein und belebt vom Wochenmarkt einen eigenartigen und höchst reizvollen Anblick. In der Mitte steht seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts ein großer Springbrunnen, den die Bronze statue Karls von Gonzaga krönt. Diese ist allerdings etwas minder schön; in ihrer Tracht und pathetischen Haltung sieht sie aus wie eine verkörperte Opernarie. Unser Bild zeigt den hübschen Platz um die Mittagszeit, wenn die deutsche Militärmusik spielt. — — —

Frankreich ist überhaupt das Land der öffentlichen Denkmäler. Auch kleine Provinzstädtchen sorgen dafür, viel mehr, als es bei uns Sitte ist, bemerkenswerten Bürgern, die dort geboren sind, ein möglichst reiches Denkmal zu setzen. Man ist, durch die kleinen Städte des von uns besetzten Gebiets streifend, immer wieder überrascht, der Büste oder der Statue irgend eines europäisch berühmten Mannes zu begegnen, der dort seinen Geburtsort hat; oft in einem merkwürdigen Gegensatz zu der weltfernen Kleinbürgerlichkeit der Umgebung. So



Denkmal des Volksdichters Desroussau in Lille.

stieß ich erst in den letzten Tagen in dem bescheidenen Landstädtchen Bouziers auf das Denkmal Hippolyte Taines, des geistvollen und gelehrten Historikers, Kunstseners und Philosophen, der von hier stammt. Seine Büste mit den feinen, durchgeistigten, ein wenig spöttischen Zügen, ist sehr gut. Nicht ebenso vielleicht die junge Dame, die sich am Sockel über einen Stoß von mächtigen, die Titel der Werke Taines tragenden Folianten lehnt, mit einem lächelnden Antlitz, das weder so aussieht, als ob sie selber diese Werke gelesen hätte, noch auch als ob sie eine besondere Schätzung für denjenigen haben könnte, der jene Werke geschaffen. Entzückend aber ist die Wahl des Platzes, die man für das Denkmal getroffen hat. Schräg gegenüber nämlich, in der Richtung des Blickes der Büste, liegt ein kleines Wunder der Kunst, so wunderbar manches daran auch ist. Es ist das Portal einer Kirche, das in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts als Unterbau eines neuen Turmgebäudes einer älteren gotischen Kirche vorgelegt worden ist. Naiv und unbekümmert im Stil der damaligen Zeit. Die Mittel scheinen lange vor der Vollendung des Plans ausgegangen zu sein, und eine überaus armselige Folgezeit hat ein Dach und einen Glockenturm von so lächerlicher Platttheit und Formlosigkeit hinzugefügt, daß man garnicht mehr zürnen kann, daß es beinahe rührend wirkt, ein kostbares ihm anvertrautes Bestitztum nach bestem Können zu schützen und seiner Bestimmung zu erhalten. Das dreifache Portal selbst aber mit seiner Freitreppe ist wunderschön, ist feinste edelste Hochrenaissance; im Entwurf, wie in den Einzelheiten vollendet anmutig. Leider hat von den dekorativen Einzelheiten vieles durch die Verwitterung des wenig widerstandsfähigen Steines — unter der so viele Bauten dieser Gegenden leiden — Schaden genommen; man war jedoch schon vor dem Kriege mit einer verständnisvollen Wiederherstellung beschäftigt. — — —

In sehr liebenswürdiger und anziehender Weise feiert ein Denkmal in Lille das Gedächtnis eines Mitbürgers, des beliebten Volksdichters (Chansonniers) Desroussau. Sehr hübsch steht es unter den großen Bäumen des Jussieu-Platzes dort; in den kleinen Park, wo die jungen Mütter aus dem Volke an schönen Tagen so gern mit ihren Kinderwägelchen sitzen oder um das Denkmal herum plaudernd, lachend und



Deutsche Kriegsbrücke über die Somme.

Liedchen trällernd sich ergeben. Hier hat der Künstler den Sänger hingestellt und ihm zu Füßen selbst eine solche junge Mutter, einen reizenden Typus der schlanken jungen Französin, die ihr aus der Wiege gehobenes Kind mit einem seiner Lieder in den Schlummer singt.

Daneben möchte ich noch ein anderes, ganz modernes Schmuckdenkmal eines städtischen Partes erwähnen. Es findet sich in St. Quentin und war vor dem Kriege noch nicht ganz vollendet. Sein Sinn ist eine Verherrlichung des Ackerbaus und der Viehzucht der Landschaft. Von dem Bildhauer Theunissen geschaffen, stellt es einen Zug von Ackerbauern und Hirten mit ihren Gerätschaften und Herdentieren dar und ist von einem entschieden bedeutenden Wurf. Prächtigt wirkt auch der hellgelbe Stein vor dem dunklen Hintergrund der Stadtparkbäume.

Doch ich möchte neben der Kunst auch der Natur nicht vergessen, deren Anmut und Lieblichkeit uns auch hier über manche schwere Stunde und harte Anspannung hinweghilft.

Nordfrankreichs Landschaft ist nirgends heroisch, selten romantisch. Zu Anfang hat sie sogar etwas Verödetes und Einförmiges. Selten wirkt ihr Reiz unmittelbar. Aber allmählich gewinnt man sie lieb und begreift den zärtlichen Ausdruck „La douce France“, mit dem der Franzose — schon seit ältester Zeit, schon im Rolandslied — sein Heimatland bezeichnet. Ich werde den Blick von dem Altan des alten Schloßes Jaulny, im französischen Lothringen, auf das zur Mosel gehende Flüsschen Rupt de Mad nicht vergessen. Dies Schloßchen hatte etwas Romantisches. Altersgrau, alten thüringischen Herrensitzen ähnlich, lag es auf hohen Futtermauern über dem Tal. Wir haben ein Kriegslazarett dort eingerichtet, denn es liegt dicht hinter der Kampffront, unweit des Briesterwaldes. Daher suchte ich es auf, in Begleitung Sr. Exzellenz des Generals von Gayl. Wie thüringische Schlösser besaß es in seinem Saal eine schöngezeichnete alte Decke aus schwerem Eichenholz, die von der Regierung Frankreichs als künstlerisches Nationalgut eingetragen ist; einen alten gotischen Kamin, und was viel hübscher war, als beides, eine uralte Schloßherrin, die wir in einem hohen engen Gemach mit dunkler Holztäfelung an ihrem Fenster wie in einem alten Burgsäul trafen. Zitternd vor Alter zwar, aber tabellos gekleidet und in den vollendeten Formen der vornehmen Dame empfing sie uns, zeigte uns die Schätze, von denen ich sprach, und erzählte, daß das Geschlecht, das Jaulny seit Jahrhunderten besitzt, von der Familie der Jungfrau von Orléans abstamme. Ein Ahnherr des Geschlechts hatte in den Glanztagen der Jeanne d'Arc deren Schwester zum Altar geführt. Die alte Dame, deren Gesicht noch heut verriet, daß sie einst eine blendende Schönheit gewesen sein

musste, hauste hier seit Beginn des Krieges ganz allein mit einer Dienerin; Söhne und alle sonstigen Verwandten waren jenseits der unübersteigbaren — auch für Nachrichten unübersteigbaren — Schranke des Kampfgürtels in Frankreich; sie wußte nichts mehr von ihnen. Und doch war ihr fräuliches Herz nicht erstarrt; das Mitgefühl mit den Schwerwundeten, deutschen wie französischen, die hier behandelt wurden, hatte sie zur Mitarbeit mit unseren Ärzten und Krankenpflegern zusammengeführt; der Oberstabsarzt, der das Lazarett leitete, rühmte ihre Hilfe und stand mit ihr in freundschaftlichem Einvernehmen.

In eine Landschaft ganz anderer Art führt uns das letzte Bild; eine Landschaft, die an die Brücke unserer Mark erinnert. Dies Bild habe ich von einem hohen Baum herunter aufgenommen, und es zeigt eines der interessantesten und bewunderungswürdigsten Werke unserer Pionierkunst im französischen Kriegsschauplatzgebiet: die Kriegsbrücke über das Tal der Somme. Die Somme fließt, gerade so wie die Flüsse der Mark, heut in einem viel zu weiten Bett, das einst einem ungleich größeren Strome als Weg gedient hat. Hier wie dort zeugen mächtige Sandablagerungen an den Talrändern noch davon; hier wie dort ist das heutige Tal vertorft, von Schilf und Sumpfpflanzen erfüllt, zwischen denen das Wasser langsam, in zahlreichen Armen, sich hindurchschlängelt, ein Paradies für Wasservögel und ihre Jäger, poetisch in seinen Lichtspiegeln, Sonnenuntergängen und Nebeln, aber ein arges Hindernis für den Verkehr. Im Oktober vorigen Jahres baute hier ein Bayerisches Pionierkorps in nur fünf Tagen diese Brücke mitten durch das Sumpfgebiet hindurch. Sie mißt fünfhundertvierzig Meter. Die Arbeit war außerordentlich schwierig. Acht Meter lange Baumstämme, mit denen man sie fundamentieren wollte, verschwanden glatt im Morast. Nicht weniger als vierhundert Bündel Faschinen waren notwendig, um die Brückenpfeile zu lagern. Kunstvoll mußte man die am wenigsten nachgiebigen Teile des Bettes herausfinden. Daher die geschwungene Form der Brücke, die ihr einen so besonderen Reiz gibt. Sie wurde aber so solid, daß sie seitdem auch für die Artillerie brauchbar geworden ist. Ein Menschenwerk, das mit einfachsten Mitteln so ganz dem Zweck, den es haben soll, dient und ihn in seiner äußeren Erscheinung zum Ausdruck bringt, dabei aber doch zugleich sich einer natürlichen Umgebung so vollkommen anschießt, daß es selbst etwas von einem Naturgebilde bekommt, hat auch seine Schönheit und wirkt wie ein Kunstwerk.

Meine Mappe wäre noch imstande, zahlreiche ähnliche Bilder herzugeben, allein der Raum verbietet es. Und nicht er allein, sondern auch das Gefühl, daß solche Dinge heute uns doch nur Intermezzo sein dürfen. Als solches waren aber diese hier dem Leser vielleicht einmal willkommen.

☐ „Adler, Tiroler Adler, warum bist du so rot?“ Von Karl Hans Strobl. ☐

Trient ist Festung, und wir haben Krieg. Darf man schon im Frieden nicht überall hingehen, wohin man möchte, so muß man im Krieg noch besonders vorsichtig sein. Aber ein Stückchen vor die Stadt könnte man sich wagen, bis zum nächsten Dorf. Über die Etschbrücke, an einem Wirtshausgarten vorbei, dessen Schild ihn benennt: „Casino Primario di Bersaglio“, zwischen Weingärten hin, deren Steinmauern bis zur Schulterhöhe ragen. Aber die Spaliere hin sind die Reben gebreitet, aber die Trauben hängen im Schatten. Es wird keinen guten Wein in diesen Geländen geben. Allzu dicht drängt sich das Laubwerk über den Trauben, und das Gold des Sonnenscheins kann nicht zu ihnen fließen, um sie voll, reif und süß zu machen. Es gab keine Hände, um den Blätterüberschuß zu entfernen, die Reben zurückzuschneiden, daß die Trauben entblößt sich der Herbstwärme darbieten könnten. Man wird die Lese durch Soldaten vornehmen lassen und manches Faß Wein einbringen, aber der alte Winzerglaube, daß Kometenjahre und Kriegsjahre guten Weins legen brächten, wird sich hier um Trient nicht bewähren. Zur Zeit, als die Reben hätten verschnitten werden sollen, mußten unsere Soldaten Bergwege bauen und Schützengräben aufwerfen, sonst wäre dem Feind die ganze Lese, gut oder schlecht, in die Hände gefallen.

Der kleine Ort auf der Berglehne heißt Belvedere. Heißt mit Recht so, denn man sieht das schöne Tal der Etsch, die Stadt, die um ihren zusammengedrückten alten Kern schon viele, viele neue Straßen und häßliche neue Häuser in die Landschaft hinausgeschoben hat, sieht die Berge, deren Kuppen frischer Schnee bedeckt und zwischen deren jetzt rasch sich umdüsternden Flanken neue schwere Nebelmengen eindringen. In den Kampf zwischen Licht und Dunst, in das Gewirr von Sonne und vorausgleitenden Regenschatten schlägt es immer dumpf dazwischen: Kanonen von Folgaria und Lavarone her, die von nun an Vielgereuth und Lastraun wieder heißen sollen, wie sie einstmals heißen haben.

Der Regenschatten ist da, lange Wasserpeitschen schwenken in

die Dorfstraße. — Ich klettere eine Hühnerstiege zu einer Veranda empor, die Osteria ist mir gerade recht hierhergestellt. Ein Quarto roten Wein! Ein junger Mann hämmert eifrig an ein paar alterstümlichen Sesseln; der Strohsitz ist zerklüftet, nun werden Bretter darüber genagelt. Die Säge kreischt erbärmlich im Ristenholz, ab und zu poltert ein Werkzeug zu Boden. Nach einer Weile erscheint ein Anderer: breite Sammethosen, den Rock malerisch über die rechte Schulter gehängt, den schmierigen Filz kühn auf schwarzem Ledergewirr, halb Fra Diavolo und halb Garibaldi. Er beseht das junge Mannes Arbeit, fängt eine lange Auseinandersetzung an, wie das Ding eigentlich gemacht werden müßte, nimmt einen Hammer, versucht ein bißchen, wischt endlich den Rock ab, hockt nieder und klopft an den Sessellehnen herum. Es dauert nicht lange, da kommt wieder einer aus dem Regen, in Hemdsärmeln, die ihm schon naß am Fleisch kleben. Er predigt aufgeregter (der Jüngling und der erste Helfer schreien dawider), dann hockt er nieder, nimmt ein Stemmeisen und fängt an, die Sessellehnen abzuklopfen, als müsse er sie auf ihre Hohlheit prüfen, wie der Zahnarzt die Zähne.

Und wie ich beim zweiten Quarto angelangt bin, da sind schon sechs oder sieben Leute da, schreitend, fuchtelnd, besser wissend, widersprechend, klopfend, polternd, nagelnd, daß einem der Kopf dröhnt. Man merkt, es wird allmählich eine Angelegenheit für das ganze Dorf, daß der junge Ettore hier auf der Veranda sitzt und den Sesseln neue Säge macht.

Und drüben, ein paar Kilometer weiter östlich, schießen die Italiener auf unsere Forts.

Es wird kalt, der Regen hat einen Schneehauch, ich gehe aus der lustigen Veranda fort und setze mich in den Keller. Fliegen kummern, eine Wanduhr tickt, nebenan in der Küche rumort Ettore Mutter, wirtschaftet ganze Arien aus Töpfen und Schüsseln heraus. Ob und zu kommt jemand, um im Laden nebenan etwas zu kaufen.

Ich betrachte die Wände. Von den Malereien der Fliegen



Tiroler Standschütze.
Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

abgesehen, sind drei Gemälde da, Sldrucke, von Rauch und Staub mit gelben Krusten bezogen, ehrwürdig beinahe. Zwei von ihnen sind gute Bekannte: Hasenclevers Lesezirkel und dann die Darstellung der menschlichen Lebensstufen vom Kindelein in der Wiege bis zum lallenden Hundertjährigen. Das dritte Gemälde stellt die Berufe der Menschen vor. Auf Treppentufen postiert, erblickt man den Bauern, den Handwerker, den Arzt, den Priester, den Kaufmann, den Arbeiter, den Soldaten. Seltsam ist mir die Uniform des Soldaten, die nicht die unserer Soldaten ist, weder die gegenwärtige, noch irgend eine vergangene. Diese Uniform ist — wahrhaftig! — die des italienischen Soldaten, und so scheint es, als sei hier, wenn schon an den Soldaten gedacht werde, kein anderer gemeint als der Italiener.

Ettore macht eine Arbeitspause, kommt herein, zündet eine Zigarre an, ist bereit, mit mir zu plaudern.

Es stellt sich heraus, daß er Student ist, Schüler der Lehrerbildungsanstalt in Rovereto. Und da er ein offenes und freies Gesicht hat und man von einem jungen Mann seiner Art annehmen kann, er verstehe zu schauen und sich verständlich zu machen, so frage ich ihn nach seinen Landsleuten. „Ach, Herr“ — er leckt das widerpenstige Deckblatt seiner Zigarre mit der Zunge ab und klebt es fest — „arme Teufel...!“

Ich kann mich nicht enthalten, zu sagen, letzten Endes seien doch nur sie selber daran schuld, daß jetzt da drüben bei Lafran und Bielergeruth die Kanonen brummen. Sie hätten nur bei Zeiten den Agenten der Erlöserin Italia die Türe zeigen sollen...

Das seien die wenigsten gewesen, die der ganzen Sache überhaupt Beachtung geschenkt hätten. Ein Sport für die Intellektuellen, für Ärzte, Professoren, Advokaten, „reiche Leute“. Was die Bauern anlangt, die Arbeiter, das Volk, so habe es nie im Ernst daran gedacht, sich von Österreich lösen und zu Italien schlagen zu wollen. Das könne doch jeder an den Fingern herzählen, um was er sich im Königreich Italien gebracht sehen werde. Und das Geleier der Phrasen verfange beim Bauern nun einmal nicht.

Warum aber habe man dann, sage ich ein bißchen wütend, warum habe man das alles angehen lassen? Und ich weise mit meinem Zeigefinger auf den Soldaten hin, diesen italienischen Soldaten an der Wand, der auf seiner Berufsstufe steht und mit runden Puppenaugen bloß zum „medico“ auf der gegenüberliegenden Stufe hinstarrt.

Ettore folgt erstaunt meinem Hinweis, findet nichts, schaut noch einmal, versteht endlich und zuckt die Achseln! Das Bildchen sei wohl aus Italien gekommen! „Niemand hat sich etwas dabei gedacht.“

Natürlich, daß da ein italienischer Soldat herunter glockt, ist noch kein Hochverrat; es könnte ebenso gut ein Schweizer glocken oder ein Schwedischer. Aber das ist nur ein Zug unter tausenden. Und wie sich das zusammenfügt, dieser italienische Soldat, und unten vor den Weingärten das Casino Primario al Bersaglio und die Inschrift auf dem Sockel des Dante-Denkmal auf dem Bahnhofspatz in Trient „Mit Unterstützung der Nation“: — da wird es nach und nach zu einem vollgültigen Beweis dessen, was für Umtriebe hier stattfanden.

Natürlich! niemand hat sich etwas dabei gedacht. Ein Sport für Advokaten und „reiche Leute“. Aber sind nicht auch die ein wenig schuld, die sich nichts dabei gedacht haben? Die Bauern hätten den Heßern die Hosen voll hauen sollen, anstatt sie belfern zu lassen und dazu bloß den Kopf zu schütteln.

So konnte die ungeheuerliche Lüge von der Irredenta entstehen, vom unerlösten Italien, weil sich die Mehrzahl, die ganz überwältigende Mehrzahl „nichts dabei gedacht hat“ und die Lautesten gewähren ließ.

Die Advokaten und „reichen Leute“ sind ausgerissen, ins Reichsitalienische hinüber, das Volk, Bauern Handwerker und Arbeiter, ist zurückgeblieben und bittet zu Gott, daß er es vor der Erlösung durch die „Nation“ bewahre.

Von Trient zum Gardasee geht's durch eine Landschaft, über deren noch immer eiszeitliches Gesicht nur eine dünne Decke gebreitet ist. Man sieht unter dem fargen Baumwuchs noch die Narben der Gletscher, ganze Wände sind mit dem Eishobel glatt gehobelt und poliert, Dörfer stehen auf dem Grund der Mulde, in der sich einst ein dicker, zäher, träger Eisstrom dahinwälzte, die Straße beißt sich manchmal durch berghohe Moränenmauern, windet sich an Blöcken hin, so gigantisch, daß man den Kopf beim Vorüberfahren wirklich weit hintenüber legen muß, um ihre Spitze zu sehen.

Dann aber öffnet sich das alte Markental, Arco kommt, eine Stadt wie eine Reinhardtische Inszenierung von „Romeo und Julia“, und dann liegt etwas Blaues da zwischen riesigen Bergen. Man könnte glauben, ein ungeheueres Eisfeld glänze, ein Stück vom Gletscher vergessenen Eises, aber im Näherkommen zeigt sich dieses durchsonnte Eisblau von Leben überrieselt. Wellengekräuselt ist da und manchmal ein Strahlen über das Wasser hin, das vielleicht von unterirdischen Strömungen kommt oder von großen Fischen. Aus diesem

See, der siebenzig Meter über dem Meer liegt, wachsen die Berge gleich bis zu zweitausend Meter und noch höher empor. Das Auto erklimmt ein Stückchen des Berges, daß die Dächer von Riva kleiner werden, die Straßen einschrumpfen und die Gärten, Felder, Olivenhaine sich zu graugrünen oder gelben Flächen zusammenwirren. Bei einer Kirche, auf einer Bergnase, weiß gegen blauen Himmel, warten die Pferde und Maultiere. Nun hat man schon unzähligemale dieses Bild gehabt, Raft von Gaul und Mann. Und immer wieder entzückt es einen, das Auge stumpft nicht ab, dies zu sehen, diese warmen, braunen und roten Pferdebörper und die Mannschaft dazu, im verschliffenen, fleckigen Hechtgrau, Kriegsbärte in den rostigen Gesichtern, den Karabiner quer über dem Rücken, Bergstöcke in der Hand.

Dem Maultier, das ich bestieg, war anzumerken, daß sein Vater ein Esel gewesen war. Es hatte allerlei hartnäckige Ideen, die ich ihm erst austreiben mußte. Zuerst, solange wir durch das Dorf ritten, wollte es zu jeder Loreinfahrt hinein, jedes dunkle Loch zog es an, und am liebsten hätte es sich in alle recht engen Spalten gequetscht. Als ihm diese Verirrungen ausgetrieben waren, geriet es auf den Einfall, sich mit den Zähnen an den Schwanz seines Vorderpferdes anzuhängen; und erst als es von diesem mit einem kräftigen Fußschlag abgewiesen worden war, ließ es von seinem Spiel ab.

Es ging mir mit meinem Maultier, wie es im Leben mit vielen Dingen geht. Als es nach langem Widerstreben ganz nach meinem Sinn eingerichtet war, konnte es nicht weiter und blieb stehen. Nun ist es mit dem Maultier wesentlich anders, als mit dem Pferd. Das Pferd, ideal von Vater- und Mutterseite her, wird weiter gehen, so lange man es antreibt, auch wenn es nicht mehr kann, wird weiter gehen, bis es zusammenbricht. Das Maultier ist vom Esel her beschränkter, aber dafür auch lebenskluger. Es hat keinen idealen Schwung, und wenn es nicht mehr kann, bleibt es einfach stehen. Abjaß und Jügel und Kute haben keine Macht mehr, es mauert sich mit seinen vier Hufen fest und steht.

Mein Mulo blieb unweit des Gipfels stehen. Es nützte nichts, seinen Ehrgeiz durch den Hinweis wecken zu wollen, daß es doch nur noch ein kleines Stückchen Weges sei. Mein Mulo beharrte darauf, es habe genug.

Ich stieg ab, zog es am Jügel hinter mir her und benutzte die Gelegenheit, um vergleichende Psychologie zu treiben und mich zu fragen, wann endlich die italienische Kennerflugheit über den Schwung der Phrase siegen und sagen werde: genug und nicht weiter. Es war doch ganz einfach, sich hinzupflanzen und allem Ansporn zum Trotz dabei zu bleiben: wir wollen nicht mehr. Versteht sich, daß es peinlich ist, auf solche Weise einzugehen, daß irgendwo und irgendwie etwas Gefährliches dabei gewesen. Aber wie die Dinge nun einmal stehen, ist es noch am klügsten, dies zu bekennen und den Starrsinn endlich vernünftig anzuwenden. Und ist immerhin noch besser, als hinfallen und ganz hin sein, von einem brutalen Schinder knecht von Reiter zuschanden geritten. Um die edeln Tugenden eines Pferdes entfalten zu können, muß ein Volk einen Reiter haben, der ein Ritter ohne Furcht und Tadel ist.

Hinter mir rief es meinen Namen.

Ich sah zurück, mein Maultier am Zaun, und sah einen Regimentsarzt hinter mir drein kommen, schlant, braun, mit einem leicht angegrauten Bart.

Und war ein Regimentsarzt bei den Standschützen, in Zivil sonst — Dichter.

Und war Richard Guldtschiner. Richard Guldtschiner, der Bozener Dichter. Nicht Hans von Hoffensthal ist es, der Frühverstorbene, in dessen Büchern der letzte und köstlichste Reim der edlen Stadt in der edelsten Landschaft eingefangen ist, sondern Richard Guldtschiner. Wir hatten uns nie gesehen und kannten uns doch wie alte Freunde, nun führte uns der Krieg zusammen. Guldtschiner hatte als Arzt zehn Jahre in Hamburg gelebt, dann war die Sehnsucht übermächtig geworden. Er war in die Heimat zurückgekehrt, der Krieg hatte alles in Brand gesteckt, der Dichter hatte als Arzt im Hinterland Dienst getan. Aber als die Walischen angingen, da hatte es ihn in die Berge getrieben, zu den Standschützen, in die vordersten Reihen.

Wir stiegen nebeneinander das letzte Wegstück zum Gipfel hinan. Wunderbar senkte und hob sich die Welt um uns. Von dem Stück blaushimmern der Ewigkeit unter uns, zu den weißen Mulden, Graten und Kegeln der Adamellogruppe drüben. Und der Dichter zeigte mir jeden Gipfel und nannte mir jeden Namen der Berggrunde: Marmolata, Polagruppe, Tassubis, Cima di Posta, Monte Altissimo, Adamello- und Brenntagruppe, Rofe und Schlern und Rosengarten und Latemar.

Wir gehen längs der Stellungen, die über den Kamm hin laufen. „Sehen Sie, das ist unser Verteidigungsbezirk. Dort ziehen sich unsere Schützengraben.“ Er zeigte eine wildbewegte Linie über Halben, Bergköpfe, schroff abfallende Wände hin. Schon die Augen haben genug zu tun, diese Linie auf und ab zu klettern. „Ja, wir haben ein tüchtiges Stück Arbeit.

Aber nicht einen Quadratmeter sollen sie haben.“ Und seine Blicke funkeln stark und stählern nach dem Buschwald an der jenseitigen Talwand, in dem die Italiener sitzen. Was macht der Krieg aus den Menschen? War das der Dichter, dessen Bücher manchmal voll kosmopolitischer Sanftmut waren?

Augenblick und Fäusteballen gegen die Wallischen! „Nicht einen Quadratmeter!“ Aus, aus, aus . . . mit der Verführerei und Nachgeberei! Drüben liegt die Heimat. Sonnendunst im Talkessel von Bozen, Rosengarten, Latemar und Schlern . . . „Nicht einen Quadratmeter!“ — Ein älterer Herr kommt: Stand- schützenhauptmann, sonst Advokat, Doktor Peratiner. Sein Bruder ist Bürgermeister von Bozen, drüben im Sonnendunst . . . Rosengarten, Schlern und Latemar.

„Nicht einen Quadratmeter!“

Kein Mensch regt sich auf. Sie bauen ihre Stellungen aus, warten voll Sehnsucht, daß die Italiener doch endlich einmal kommen. Ach, wenn sie doch nur schon einmal kommen wollten, das Warten ist öde und langweilig. Hier oben sind ein paar freundliche und feine Herren, die freuen sich darauf, die runden Alpinhütchen vor den Mündungen der Gewehre zu sehen. Nicht bloß Dichter sind da, sondern auch Maler. Egger-Vienz heißt der eine von ihnen, einer der stärksten in der Kunst unserer Zeit, Hodlers überschätzter Monumentalität weit, weit überlegen. Bis vor ein paar

Wochen hat er da herum Gewehr geschultert und Wache gestanden. Jetzt malt er irgendwo. Aber wenn's in den Bergen knallt, wirft er sicher Bleistift oder Pinsel hin und kriecht in den Schützengraben . . .

Unten über dem Städt Lapislazuli neben einem leeren,

in der Sonne röstenden Dorf schwebt schon lange ein schwarzer Punkt. Manchmal kommt er ins Kreisen, klimmt höher. Guldschiner hat Bergmenschenaugen. „Ein Seeadler!“ sagt er. — Der Seeadler kreist über dem blauen Glimmer, schraubt sich hinan durch die Luftsäule der fast achtzehnhundert Meter, die uns vom See trennen. „Adler, Tiroler Adler, warum bist du so rot?“ sagt der Dichter leise vor sich hin.

Das ist ein Gedicht, das hier in aller Soldaten Mund ist. Es ist von Johann Senn, und von dem weiß man sonst nicht viel, aber es muß ganz aus dem Herzen und dem Sinn der Leute sein; schließlich glaubt jeder, er hätte es gedichtet.

Adler, Tiroler Adler, warum bist du so rot?

Und in drei Strophen lautet die Antwort: vom Sonnenrot der Ortler Spitze — vom roten Feuerwein des Eislandes — vom Feindesblut, bis die vierte noch einmal alles zusammenfaßt: „Adler, Tiroler Adler! — Warum bist du so rot? — Vom roten Sonnenscheine, — Vom roten Feuerweine, — Vom Feindesblute rot, — Davon bin ich so rot!“

Das geht ihnen durch den Kopf, wenn sie auf ihren unglaublich kühnen Erkundungsgängen diesen sonderbaren An-



Telephonzentrale in einer Höhe von 3500 Meter. Phot. A. G.



Österreichisch-ungarische Verschanzungen in einem Hochtal. Phot. A. G.

greifer, der es nicht wagt, anzugreifen, in seinen Verstecken aufsuchen. —

„Adler, Tiroler Adler, warum bist du so rot?“ — wer das gedichtet, weiß hier niemand sicher. Aber Gabriele d'Annunzio kennt jeder. Das hätte sich Herr Rappaport (so soll der „große“ Mann ja eigentlich heißen) in seines Größenwahns wildesten Flügel nicht träumen lassen, daß der letzte ruthenische oder slowakische Infanterist, der Horvath aus dem Allsöld an der italienischen Front mindestens einmal täglich seinen Namen nennen oder lesen. Längs der ganzen Alpengrenze, in gemessenen Abständen hinter der Front, findet man immer wieder eine „Villa d'Annunzio“. Das sind die Häuser, die Orte, wo ... also wo man ... na gut! „Villa d'Annunzio“. Das ist stolz an die Bretterwände gemalt. Manchmal auch auf die Dächer aus Teerpappe, vielleicht um die italienischen Flieger zu erfreuen, wenn sie darüber wegnattern sollten.

Es ist ein weiter Weg von Dante zu d'Annunzio. Vom Dantedenkmal auf dem Platz zu Trient zu den d'Annunzio-Denkmalen hinter unserer Front. Ist das der Weg der italienischen Literatur? Talent, Temperament, Genialität sind schätzenswerte Dinge, aber die Größe wächst nur aus dem inneren Sinn, aus der „Gefinnung“. Dante, Germane der Abkammung und dem Wesen nach, hatte sie, ließ sich um seiner Treue gegen Kaiser und Reich willen aus der Heimat verbannen, wuchs durch Schmerz und Sehnsucht zum Riesen. So stark, noch nach Jahrhunderten, daß er sich des Bildners fremder Rasse völlig bemächtigen und seine Formen mit dem ungeheueren Gehalt seiner Gedanken erfüllen konnte. Deutscher Geist spricht aus den Bronzegealten des Florentiners Jochi; sie wissen es nicht, die guten Trientiner, daß sie „mit Hilfe der Nation“ auf dem Danteplatz in Trient ein germanisches Siegesdenkmal errichtet haben.

Was aber sollte man mit d'Annunzio tun, diesem fellen Gaukler, dem Sänger der Untreue und des Verrates, dem Verherrlicher des heiligen Egoismus, dem Homer der

niederträchtigsten Kriegsunternehmung aller Zeiten. Wie mußte das Denkmal aussehen, das diesen Geist wiedergibt? —

Wir trieben in den Berg. Schützengräben auf und ab, Kavernen, Flankierungsanlagen mit Schnellfeuergeschützen. Der Oberfeuerwerker, riesig stolz, zeigt alles ganz genau. Sprengungen, Betonbauten, Unterstände. Im bürgerlichen Beruf ist er — Oberkellner bei Sacher, wo man in Wien gut und teuer speist. Jetzt baut er Flankierungsanlagen und ist riesig stolz, daß er alles mit seinen Leuten allein gemacht hat, ohne Beihilfe von Maurer, Steinarbeiter und Zimmermann. In einem ganz durchlöchernten Berg.

Sie halten an diesem Tag Schießübung, und die schweren Geschütze dröhnen über das Meer hin.

Über hier ist jeder Berg ein Gibraltar. Ein Duzend oder zwei solcher Höhlenberge stehen hier und warten.

Gänge und Treppen, Auf und Ab, plötzliches Eindringen von Tageslicht durch schmale Scharten. Und immer noch Bohren und Stoßen in den Eingeweiden der Felsen, das Klagen der Eisenzähne. Ganze Wälder sind gefallen, um die Mündungen der Kanonen freizumachen, die da gebuddelt im Dunkeln lauern, bis der Feind herankommt. Und jedesmal, wenn man durch eine Schießscharte blickt, dieselbe Überraschung: wie weit und frei der Blick, wie prächtig der Ausblick.

Der Oberkellner tätschelt die Rohre seiner Schnellfeuerkanonen. Ich sage ihm, daß ich die ganze Anlage wundervoll finde. Was hat er von meinem Lob? Bin ich Fachmann? Aber er strahlt, wie er in seinen Oberkellnerzeiten über das fürstlichste Trinkgeld nicht gestrahlt hätte.

Wir treten wieder ans Licht, blinzeln in die Sonne. Der Adler hat sich vom See gehoben, die Lichtsäule ist durchgemessen, hoch über unserm Kopfe fliegt er den schimmernden Ruppen des Adamello zu.

Und ganz von fernher, geht es mir durch den Sinn, als klopfe es aus dem Berg, als sei es der laut gewordene Pulsschlag der Berge: „Adler, Tiroler Adler, warum bist du so rot?“

Aus der Heimat an das Heer.

*Immerfort von diesem fliegenden
Wort der Fülle fort und immer weiter
Jorgean; fiespand das fiespand
deiner Kraft.*

A. Victoria
8. 11.

Gott mit uns!
Trifft

Großfürstin von Baden
Prinzessin von Preußen

Das Heer an die Heimat.

Es weht eine Fahne vor uns her, herrliche Fahne,
Es weht ein Glanz von Gewehr zu Gewehr, Glanz um die Fahne —

Der Dichter, der, ein Fünfziger, freiwillig mit dem schweren Ranzen des Gemeinen ins Feld rückte, hat recht geredet: ein Jahr und mehr ist versunken, seit die Fahne sich über uns entfaltete, und noch stehen wir, steht Deutsch-

genheit, und von unten her tönte der Schritt des Postens in ihren Traum. Bis der Tag kam, an dem Gott unser Volk rief, auf sein Gebot das deutsche Schwert aus der Scheide fuhr in Schutz und Verteidigung, das heilige Banner rauschend sich entfaltete, des Höchsten Odem nun lebendig in seine Falten griff und der Gleichschritt der ziehenden Bataillone über die deutschen Straßen ging. Da stand das Volk,

hier bringen sie mich zum, auch Freunde sie mich
helfen auch.

hier haben sie helfen für, die helfen bringen,
die helfen Abwehr, die helfen 42 u. die helfen hief-
schiffe, die helfen nichtschiffliche hauptstücken und die helfen
Gefühlshauptstücken in der Sonne von der Gegend;
wie werden bringen.

Milguden. Langen
Wohnung wurde der 5. August

Land wie in der ersten Stunde, als die Hörner Kampf riefen, stehen wir gebannt und entrückt unserm sonstigen Dasein, hinaufgehoben aus dem Menschlichen in die Weihe des Geheimnisses, nur eins vor unsern Augen, nur eins vor unsern Herzen: die Sturmflagge Deutschlands.

Glanz um die Fahne. Lange hat sie verhüllt an heiliger Stätte gestanden, nur die Alten wußten, welche Weihe um sie weht, und die Jungen ahnten es, in der heiligen Stunde, in der der Mann sein Leben Gott und dem König für das Vaterland gelobt und die deutsche Fahne als Zeuge Gottes und des Königs den Schwur empfängt. Doch danach umfing sie wieder der Alltag. Sie stand stumm und allein, in ihrer Seide schlief die große Vergan-

sah das Kreuz auf der Fahne, das allem vorangeht in unserm Land, und darunter die heiligen Worte, von der Ge-

schichte des Deutschtums mit Mannesblut und Frauentränen eingedrückt in ihre Flächen, wie sie eingebrannt in den deutschen Herzen glänzen, schlug an seine Brust, fiel auf die Knie, grüßte die Fahne, das Zeichen, in dem Gott aller Tod forderte für aller Leben, sah nun mit Augen, wie die Fahne dem Heer voranzog über die deutschen Grenzen weg,

ruhmreich in Feindesland. Glanz in den Augen, Glanz auf den Waffen, Glanz um die Fahne, das blutgeweihte

Symbol des heiligen Vaterlandes, Glanz auch um das schlichte Feldgrau des starken Erzengels, des deutschen Michael, der der Deutschen Sturmflagge netzt: um das deutsche Heer.

Für den Ausbruch der Kämpfe
offenstehenden Mannes fester Glanz.

Wozu auf
Prinz n. Tagen
Gewalttätigkeit

Herrn!
von Hindenburg

So ist es geblieben Wochen und Monde. Aller Glanz ist weg aus unserm heimatlichen Leben, aller Glanz ist dort, wo die Fahne aufgeschlängelt und vorrückt steht, und was an Lichtem Schein in unsere Herzen fällt, ist Widerschein ihres Glanzes. Was Deutschland heißt, was deutscher Geist, was deutsche Seele ist, das hängt an ihr; was Deutschlands Kinder ihr eigen nennen, Gedanke, Wort, Werk, Leben wird für sie gegeben, die heute siebenfach lauter Licht umgibt, um die die Nacht der verklärten Toten steht, für die bluten

Ist durch sie, die uns, „Dunkelheit“, sie durch „Licht“. Wir mit dieser Parole kommen, wir unsere Hände nicht nur auf den Kampfplatz, sondern in die Hande des Kampfes aufeinander treffen.

In den Tagen der Finsternis aus Warschau kommen... Kämpfer.

[Signature]

Hier brauchen wir einen neuen Sieg, zu uns führt ein Gott.

[Signature]
Generaloberst.

auf Gott gegründeten und darum unerschütterlichen Ruhe und Kraft der Männer, die draußen auf breitem Feld die deutsche Sturmflagge halten. Treu und schlicht kommt ihr Wort aus der Ferne, aber Glanz ist über ihm, Glanz ihrer Taten, der Taten, die sie mit denen tun, die gemeinsam mit ihnen die Fahne vorwärts tragen, Licht von dem Glanz, der die Fahne umscheint. Möge Deutschland nehmen, was sie uns geben, ihr Gottvertrauen, ihr reines Gewissen, ihr schmutzloses Heldentum, ihr deutsches Herz — mögen auch unsere Feinde sehen und erkennen, was es ist, was unser Schwert siegreich macht und unsere Fahne unbezwinglich: die Frucht der Seelenarbeit unzähliger Geschlechter, das, um was die deutsche Seele sich gearbeitet hat, seit Wolfram und den Mystikern, die männliche Entäußerung ihrer selbst, die Hingabe für die Zwecke Gottes, für den Frieden der ganzen Welt, für den Sieg und Dauer seiner heiligen Herrschaft. Schwer hat man es

Es ist die Forderung, das Land zu erfüllen, nicht nurig gelieferte Mission der Habsburgischen Monarchie, die mir, jählich Cölln gegen den hundertsten Jahr, hundert und der Osten zu hundert; — ein Blick auf die menschlichen Tugenden, statten Geligion, Dystant, Kolon und der Ukraine zeigt, nicht nur Europa in dieser Hinsicht zu verstehen ist.

[Signature]

Gen. Oberst

8. Sept. 1915.

und Leiden, die sie tragen: das deutsche Heer. Als Vertreter des deutschen Heeres, als Sprecher der hunderttausend Treuen, Todesmutigen in Ost und West, hat unser Blatt eine Anzahl der Männer, deren Faust zunächst am Schaft der deutschen Fahne liegt, um ein Wort an die Heimat gebeten, deren Augen und Herzen an der heiligen Fahne hängen. Als ein Rauschen aus ihren Falten, als ein Gruß unseres Banners sollen in das neue Kriegsjahr hinein der Heimat zurufen die Stimmen des Gottvertrauens, der

Der große Krieg hat uns alle in die Hande des Kampfes hineingeworfen, das, so Gott will, aus den eigenen Händen und Freundschaften dieses großen Krieges ein neues Leben zu uns führen werden. Wir sind nun in der Lage, die Hande des Kampfes zu treffen.

den 8. September 1915

von *[Signature]*
General der Infanterie

uns verdacht, daß wir als Volk, noch heut in inneren Dingen der „reine Tor“ des frühen Mittelalters, es offen ausgesprochen haben, wie wir uns als erwähltes Volk Gottes fühlen. Unsere Berechtigung dazu liegt in unserer

Die Kraft des Soldaten beruht auf
seinem Glauben, die Kraft des Führers
auf der Klarheit seines Willens.

Die Kraft ist alles,
nichts der Klugheit.
Lautst.

Matthias.

26.8.1915.

Wolfgang gen. Oberst

erarbeitet, durch Blut und Leiden der Mensch-
heit geht Gottes geheimnisvoller und erha-

Geschichte, der unseres Geistes sowohl als in der
völkischen.

Wer während des Zeitkampfes an dem ewi-
gen Bau der Menschenbildung arbeitet, muß den
großen Prozeß der Zeiten gewinnen. Dem, der
den Geist bildet und den Geist beherrscht, muß zu-
letzt die Herrschaft werden. Jedes Volk hat einen
Tag in der Geschichte, und der Tag der Deutschen
ist die Ernte der ganzen Welt.

Zum drittenmal will Gott unser Volk, wie
es zweimal auf sein heiliges Gebot, mächtig im
deutschen Gewissen, der Freiheit der ganzen Welt
eine Gasse hat machen müssen, zu großen Dingen
weihen und berufen. Schwere Proben hat er ihm
auferlegt, harte Prüfung, Opfer an teurem Blut,
wie er sie so gewaltig noch nie gefordert hat.
Wohl meisterlich wird unser Panier gefärbt für
Zeit und Ewigkeit, wohl fühlt unser Volkstörper,
mit Gott Brust an Brust ringend im innern Kampf
der Seelen, die harten Stöße, mit denen der drei-
mal Heilige erprobt, ob genug von seiner Kraft
in der Kraft unserer Herzen sei. Zum drittenmal
bietet das starke und geduldige Deutschland wie
in den Tagen der Väter gläubig den Nacken dem
schweren Joch von oben: Du kennst das Ziel, mir
graut nicht vor dem Weg, läutere mich und glühe
mich rein, dein erwähltes Werkzeug zu werden.
Des Erlösers Kreuz auf dem Kleide,

des Erlösers Kreuz im Herzen, des
Erlösers Kreuz auf der Fahne, und
so vorwärts mit Gott: wer will den
Siegeszug der gerechten Sache auf-
halten? Ob tausend fallen zu unserer
Rechten und zehntausend zu unserer
Linken: mit Blut und Leiden wird
alles auf dieser blutgetränkten Erde

Gut meinster Vorkämpfer bist du
Opfer und Kampf Kämpfer bist du.
Kannst, wie schon und soviel unser
Vorkämpfer Vaterland!
Und auf diesem Aufsteig ist Tugend
geworden und dem Jüngling: für
jeden Lebendigen gefunden in
unverfälschter Vaterlandlichkeit.

V. E. M. M. M.
Gemeinde der Infanterie

Es glänzt, das Beste,
und wir sind darüber den Jünglingen
hinterher, sind Leben.

Allezeit fröhlich drauf mit Gott.

Gemeinde der Infanterie
Führer der P. G. M. M.

W. G. M. M.
Gemeinde d. Infanterie

bener Weg. — Das Heer grüßt
die Heimat; die Fahne grüßt
Deutschland, die Führer grü-
ßen das Volk, das ihnen das
Leben seiner Kinder anver-

traut: haltet
aus, vertraut auf
Gott, Deutsch-
land über alles.

Und ihnen
zurück grüßt das
Land sie, die den
Druck der Fah-
ne am heißesten
auf dem Herzen
fühlen, die die
Last der Ver-
antwortung tra-
gen, deren Ar-
beit der Seelen

Heiligtum mit Verantwortungsbewusstsein.

General v. Linsingen

Oberbefehlshaber der 1. Armee.

die Arbeit der
Waffen lenkt,
die Führer sei-
nes Heeres, an
ihrer Spitze den
Höchstverant-
wortlichen vor
Gott und dem
Land, den ober-
sten Führer,
über dessen er-
wähltem Haupt
die Fahne weht:
den Kaiser.

J. S.

Der Krieg hat uns gezeigt, zu welcher staunenswerten Leistung unser Volk fähig ist, wenn es einig und sich seiner Kraft und seines Zieles bewußt ist. Möge diese Erkenntnis den Krieg überdauern und auch in der Arbeit des Friedens zum Ausdruck kommen.

v. Simpert

Unseren Feinden gegenüber helfen keine guten Worte, nur Taten!

von Linsingen
Generaloberst.

Nach großen Erfolgen vor dem Feinde wie in der Heimat trat das deutsche Heer und Volk mit ungeschwächtem Siegeswillen in das zweite Jahr des Weltkrieges ein. Jeder deutsche Mann und jede deutsche Frau weiß, daß es sich um die Existenz des Vaterlandes handelt, mit dem das Wohl jedes einzelnen innigst verknüpft ist. Deshalb werden auch alle noch erforderlichen Opfer freudig gebracht; deshalb sind wir des endgültigen Sieges unbedingt sicher, der uns einen ehrenvollen, die Entwicklung Deutschlands sichernden Frieden bringen wird.

August 1915.

von Linsingen
Generaloberst u. Oberbefehlshaber der 1. Armee.

Galizien, 6. Sept. 1915.

Im Namen vieler Hunderttausender gleich mir im Felde Stehender möchte ich den Daheimgebliebenen und unter diesen in erster Linie der deutschen Frauenwelt den herzlichsten Dank für die unermüdliche, treue Fürsorge aussprechen, mit der sie erfolgreich dazu beitrugen, die schweren Leiden und Entbehrungen dieses furchtbarsten aller Kriege zu lindern.

Wer, wie wir, tagtäglich Zeuge der wahrhaft entsetzlichen Verwüstungen im schönen Galizien ist, der dankt seinem Gott, daß es mit Ausnahme des armen Ostpreußens unserm deutschen Vaterlande erspart geblieben ist, die Kulturträger des Ostens an der Arbeit sehen zu müssen, und mancher Volksvertreter, der im Frieden über die unerschwinglichen Militärlasten jammerte, mag wohl heute zur Einsicht gekommen sein, daß sie allein das deutsche Volk vor dem bewahrten, was dessen Feinde im Osten, Süden und Westen ihm zugebracht hatten: dem Untergange!

Graf Felix Bohner
1. Bzgr. General der Infanterie
Oberbefehlshaber der 1. Div. des 1. Armee-Korps.

Das Daheim beginnt einen neuen Jahrgang. Verschiedene Truppen unseres Westheeres beginnen zu gleicher Zeit einen neuen Jahrgang im Schützen-graben. Was das bedeutet, werden die Daheimgebliebenen kaum ermessen können. Neben vielen Eigenschaften, die dort gefordert werden, kommt eine zu ihrem Recht, die jeder gern für sich fordert, aber weniger gern andern gewährt. Das ist die Geduld. Pfarrer Dr. Conrad an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche zu Berlin hat für unser kämpfendes Heer ein Büchlein geschrieben, betitelt „Ein feste Burg ist unser Gott.“ Darin hat er einen Abschnitt der Geduld gewidmet. Manchem Kriegskameraden hat sein Inhalt mahnend zum Herzen gesprochen und ihm den Willen gefestigt.

Schwill für das Büchlein keine Reklame machen. Das würde sich der hochwürdige Verfasser wohl ver-bitten. Aber ich rate den Daheimgebliebenen den Abschnitt über die Geduld nachzulesen und sich danach zu richten. Dann werden nicht nur wir im Schützen-graben, sondern auch sie im Heimatlande mit fröhlichem Mut und fester Siegeszuversicht in den neuen Jahrgang eintreten.

v. Stein
Generalleutnant u.
Führer der XIV. Aufb. Bzgr.

Lied vom Tod der jungen Kriegsfreiwilligen vor Ypern.

Don

Will Desper.

Wir haben ein Grab gegraben
Für lauter junge Knaben,
Ist jeder noch ein Kind.
Sie liegen in langen Reihen,
Und auch zu zweien und dreien,
Wie sie gefallen sind.

Sie haben brav gestritten,
Den bitteren Tod erlitten,
Getrunken, als wär' er Wein.
Sie liefen mit Gesänge
— Es war ihnen gar nicht bange —
Weit in den Feind hinein.

Sie trieben ihn über die Yser.
Da blühten Lorbeerreiser
Rings aus dem flandrischen Feld.
Und noch im Taumel des Falles
Klang: Deutschland über alles,
Über alles in der Welt!

Nicht eine handvoll Erden
Soll ihnen nun davon werden,
Sie liegen in fremdem Land.
Das macht ihnen wenig Kummer,
Weil jeder in tiefem Schlummer
Nun ewige Heimat fand.

Die französisch-englische Offensive gegen unsere Westfront.

Ein Zittern der Erregung ging durch die Europäische Welt von Mitte des Monats September an. Man ahnte, daß große Dinge, daß Entscheidungen in der Entwicklung begriffen waren. Die Deutschland feindliche schwaghafte Presse wußte von gewaltigen Truppenansammlungen in Flandern und der Champagne zu berichten; nebenher gingen läppische Versuche, die deutsche Heeresleitung irre zu führen, sie zu veranlassen, ihre Reserven nach nicht bedrohten Punkten zu versenden; utopistische Betrachtungen sprachen von Riesenheeren, die auf Gallipoli oder bei Saloniki landen sollten. Über dem Allen aber schwebte ein Nebel von Selbstgefällig-

keit, Ruhmredigkeit und widerwärtiger Selbsttäuschung, daß es den deutschen Leser Überwindung kostete, diese journalistischen Mißgeburten zu lesen. — Die Vorahnung großer Ereignisse trug nicht. Am 20. September begann auf der ganzen Riesenfront von 480 Kilometern, die Deutschland gegen die beiden Erbfeinde besetzt hält, ein gewaltiges artilleristisches Feuer — Trommelfeuer genannt, weil es in der raschen Folge seiner Geschosseinschläge einem Trommelwirbel gleicht.

Drei Tage dauerte dieser Eisenhagel, der erwarten ließ, daß nach seinem Aufhören der große Infanterieangriff einsetzen werde. Dieses überwältigende Feuer vernichtete die



Gefangene Franzosen beim Abtransport durch eine französische Stadt. Photothek phot.

technischen Schutzvorrichtungen, die die neueste Zeit für die Grabenstellungen geschaffen hatte. Gegnerische Berichte lassen schon jetzt erkennen, daß, als die deutschen Gräben in Staub und Asche zermahlen wurden, als dicke Rauchwolken über ihrer einstigen Stätte zusammengeballt lagen, die gegnerischen Sturmkolonnen leichtes Spiel zu haben glaubten. Sie hielten

es für schlech-
terdings un-
möglich, daß
Menschen in
dieser Hölle
aushalten
und wider-
standsfähig
bleiben könn-
ten. Die deut-
sche Infan-
terie hielt
aber aus und
blieb stoß-
kräftig bis
zum sofortigen Übergang
zur Gegen-
offensive —
eine Leist-
ungsfähigkeit
und ein Opfer-
mut, eine
Tapferkeit
und ein Hel-
deninn, der
den Tod der
300 Spar-
taner in der
Thermopylen-
schlacht und
den Kampf
der 400 Pforzheimer Bürger zur Rettung ihres Landgrafen
in den Schatten stellt. Erst wenn wir zeitlich abgerückt
sein werden von diesen ungeheuren Ereignissen, werden wir
ihre gewaltige Höhe ermessen können, etwa wie bei einem
Bergriesen, dessen ganze Größe erst bei einigem Abstand in
seiner wuchtigen Erscheinung tritt. Der Ansturm der Infan-
terie begann am 23. September und wurde französischerseits
angeführt mit 32 Divisionen, englischerseits mit 8—10 Divi-
sionen, darunter zwei indischen. Neben diesen Sturmtruppen
blieben auf der ganzen übrigen Front die Teilangriffe in Aus-
führung, die andere Einbruchsziele vortäuschen sollten — so
in den Argonnen, auf den Vogesenbergen und in der
Talebene des Elsaß, —
das, was die militärische
Ausdrucks-
weise als De-
monstratio-
nen bezeich-
net. Die
eigentlichen
Durchbruchs-
versuche fan-
den auf al-
ten blutge-
tränkten
Kampfgebie-
ten statt. Ein-
mal in Flan-
dern auf der
Front Arras
Givendy, öst-
lich Loretto-
höhe, La Bas-
sée, Neuve
Chapelle, Ar-
mentières,
Oporn, Dix-
muiden. Die-
ser Angriff
wurde in der

Hauptsache von englischen Truppen ausgeführt, die vor kurzem
erst auf den Kontinent herübergebracht waren und den blinden
Mut der Unerfahrenheit zur Schau trugen. Sie hatten im
Großen und Ganzen als Operationsziel die Festung Lille, die
von den Deutschen kräftig ausgebaut ist, zum Schutz des Eisen-
bahnknotenpunkts, der hier wie die Mitte eines Spinnenwebes

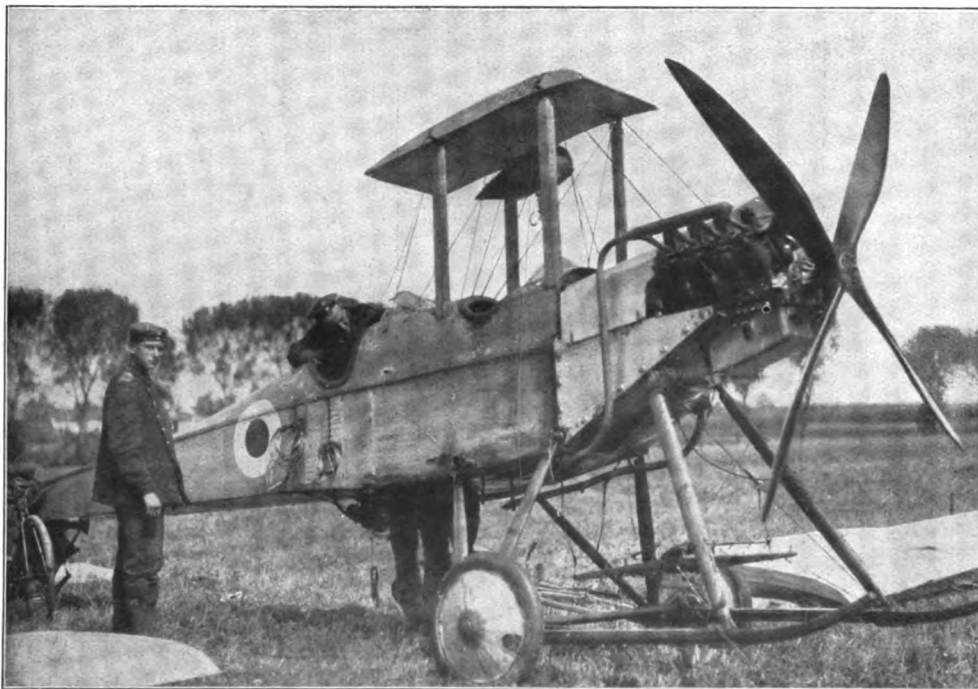
von allen Seiten zusammenläuft. Der französische Hauptangriff
hatte seine Basis zwischen Reims und den Argonnen, also in
demselben Gebiet, auf dem die Winterschlacht in der Cham-
pagne im Februar 1915 getobt hatte. Die in konzentrischen
Kolonnen angreifenden französischen Armeen hatten als Ziel
Bouziers im Auge, das, gleichfalls ein Eisenbahnknotenpunkt



Unsere Tapferen mit Rauchmasken in Verteidigungsstellung. Phot. A. Karl Müller.

ersten Vernichtung in der Vereinzelung möglich und damit die Be-
freiung zunächst des nördlichen Frankreichs in den Bereich der
Wahrscheinlichkeit gerückt war. Dieser Kriegsplan, der nicht einer
gewissen Großzügigkeit entbehrt, beruht nicht auf Mutmaßungen.
Bei einem französischen Gefallenen wurde der Angriffsbefehl des
Generalissimus Joffre gefunden, der die Wahl der Operations-
linien andeutet und das Operationsziel erraten läßt. Die Haupt-
punkte dieser etwas langatmigen Auseinandersetzung beschäf-
tigten sich ebenso sehr mit den ethischen wie mit den taktischen
und strategischen Verhältnissen. Es werden politische Er-
mutigungen mit hinein verflochten, die der schlichten, deutschen

Ordnung, das
ganze Etap-
pensystem der
Deutschen Li-
nien, ebenso
wie Lille, be-
herrscht. Dies
zu stören, hieß
an sich schon
den Bestand
der deutschen
Okkupation
bedrohen. Ge-
langten die
Angriffssto-
lonnen der
Verbündeten
aber in wei-
terem erfolg-
reichen Vor-
schreiten zu
einer Verei-
nigung etwa
in der Gegend
von Namur,
so war die
ganz deutsche
Invasions-
armee in 3
Teile zer-
schnitten, de-
ren Vernichtung
fremd sind.
Sie belagen
ungefähr fol-
gendes: „Der
Geist der
Truppen und
ihr Opfermut
bilden die
wichtigste Be-
dingung des
Angriffs. Der
französische
Soldat muß
aber die Wich-
tigkeit der
Angriffs-
handlungen
begreifen. Er
ist daher da-
rüber und
über die günsti-
gen Bedin-
gungen, unter
denen jetzt der
Angriff er-
folgt, einge-
hend zu beleh-
ren. Es gilt,
die Deutschen
aus Frank-
reich zu verja-
gen. Einglän-
zender Sieg



Ein herabgeschossenes französisches Flugzeug.

über sie wird die neutralen Völker zu uns herüberziehen und
den russischen Verbündeten entlasten. Die französischen Angriffs-
mittel sind ungeheuer sowohl in Betracht der Zahl der Truppen
als in Bezug auf die Ausrüstung der Artillerie und der technischen
Hilfsmittel. Der Bestand an Munition ist nicht zu er-
schöpfen. Die Deutschen haben Truppen nach dem russischen



General Joffre.



General French mit seinen Stabsoffizieren.

Kriegsschauplatz abgezogen, die Engländer aber ihre Kräfte wesentlich verstärkt, der Angriff soll ein allgemeiner, auf sehr großen Fronten gleichzeitiger sein. Bei Erfolgen wird dann die ganze übrige Schlachtenfront vorgehen. Die Angriffstruppen müssen ohne Ruhe Tag und Nacht durchstoßen über die zweite und dritte Linie bis in das freie Gelände. Die ganze Reiterei wird an diesen Angriffen teilnehmen.“ Es folgen dann Einzelbestimmungen über das Vorgehen und Zulage der Unterbefehlshaber, die als Loctruf zur Tapferkeit betonen, daß bei Erreichung des Ziels der Krieg binnen kurzem mit einem Schlag zu Ende sein könne. Ein englischer Unterbefehl sagte mit Nelsonischer Knappheit, daß von dem Ausgang dieser Schlacht das Schicksal kommender englischer Generationen abhängen. Aus diesen Dispositionen geht ganz unzweifelhaft hervor, daß nach Ueberzeugung der Gegner der diesmalige Erfolg oder Mißerfolg für den ganzen Feldzug entscheidend seien.

Wir stehen heute (4. Sept.) im neunten Tage der gewaltigen Kämpfe, die sich seit dem Beginn des Infanterieangriffs entwickelt haben. Welches ist nun ihr vorläufiges Ergebnis? An zwei Stellen sind die Gegner zwar nicht durch, aber doch auf kurze Entfernungen eingebrochen. Einmal in Flandern südwestlich Lille, in und beim Dorf Loos, in der Breitenausdehnung einer Divisionsfront also sechs, höchstens acht Kilometer. Der Einbruch hat eine Tiefe von drei Kilometern erreicht, also einer Entfernung entsprechend vom Belle Allianceplatz in Berlin bis zu den Linden. Der Angriff hat vorläufig diesen kleinen Erfolg gehabt durch Hilfe eines Gasangriffs. Für viele Leser ist das eine unverständliche Bezeichnung. Hierüber deshalb einige erklärende Worte. Der Gasangriff richtet sich zunächst gegen die Atmungsorgane des Gegners. Er besteht aus der Entwicklung einer Wolke aus Chlornasserstoff, der — schwerer als die atmosphärische Luft — in alle Tiefen



der gegnerischen Grabenstellung eindringt. Die Gaswolke wird entwickelt durch Tausende von mächtigen Flaschen, etwa in der Größe der Gefäße für Kohlensäure, die wir für unsere Brauereien usw. benutzen. Günstiger Wind in der Richtung des Angriffsziels ist Bedingung. Rückwärts geschlagen, bedeutet die Gaswolke eine ernste Bedrohung des Abseiders. In dem Dämmer der letzteren haben nach Angabe unseres Hauptquartiers die Engländer ihren Anfangserfolg erstritten. Erneute Angriffsversuche aber sind „verpufft“. Der Angriffserfolg beruhte hauptsächlich in der Erstürmung des Dorfes Loos, das nach 2½ stündigem erbittertem Häuserkampf den schwachen dort befindlichen Kräften entrissen wurde. Dieser Kampf zeigte einzelne Heldentaten, die das dankbare deutsche Volk mit goldenen Ketten in ihrer Ruhmeshalle der Nachwelt aufbewahren wird. Auf dem Nordflügel der Angriffsbewegung ist seit dem 25. September ein Stillstand eingetreten, wahrscheinlich in Folge der ungeheuren Verluste, die die Engländer erlitten haben: nach Schätzung des deutschen Hauptquartiers 60.000 Mann! Im Osten von Ypern hat der deutsche Gegenangriff ebenso wie im Gelände von Loos schon wieder eingesetzt, auch mit gewaltigen Minensprengungen, denn der unterirdische Krieg geht dort seinen erbarmungslosen Gang weiter. Auch auf der Front Armentières—Arras hat sich der zurückgeschlagene Angriff wieder in die Schützengräben verfrachtet. Ein englischer Angriff hat sich seither nicht wiederholt. Nach neutralen Berichterstattungen ist eine indische Brigade vollkommen vernichtet worden. Es scheint, daß die Engländer nach alter Gewohnheit ihre Hilfsvölker in erster Linie haben bluten lassen. Aber auch die Gefangenen ihrer national englischen Regimenter (bis jetzt 2—3000) zeigen nach den furchtbaren Kämpfen die Anzeichen halbhirnigen Zusammenbruchs.

Der französische Einbruch in der Champagne soll nach französischen Berichten in der Breite von 23 Kilometer erfolgt sein. Der deutsche Heeresbericht spricht auch hier nur von einer Divisionsbreite im Gelände von Auberville bis nördlich von Le Mesnil. Eine französische Brigade, die durch die vorderste Grabenlinie etwas vorwärts kam, wurde von deutschen Reservisten in Empfang genommen und vernichtet bis auf 800 Mann, die gefangen wurden. Der Artilleriekampf dauerte auf der ganzen Front noch Tag und Nacht. Das Trommelfeuer hat gerade an dieser Stelle ansehnend die deutsche Grabenbesetzung der vorderen Linie veranlaßt, diese für Minuten (!) zu räumen, d. h. auf kurze Entfernung zurückzugehen, um sie bei Beginn des feindlichen Infanterieangriffs wieder zu besetzen. Ein geringer Zeitverlust bedeutet in solcher Gefechtsphase Erfolg oder Mißerfolg. Auch in der Champagne lassen die Berichte der deutschen Heeresleitung, die einzig und allein zuverlässig sind, erkennen, daß die ungeheuren Heeresanläufe von mindestens 16 französischen Armeekorps bisher ohne nachhaltigen Erfolg geblieben sind, daß das feindliche Artilleriefeuer zwar weitertobt, daß aber

in den Angriffen der Infanterie eine Pause der Ermattung eingetreten ist. — Was bedeutet nun diese Pause? Ist sie der Vorläufer des Aufgebens der ganzen Angriffsbewegung? Wir glauben dieses nicht! Denn dieses Aufgeben wäre nach den Auslassungen des Generals Joffre ein Aufgeben der Hoffnung, also eine tiefe Entmutigung. Wir glauben vielmehr, daß diese Pause eine Sammlung der Kräfte bedeutet, wie der Ringer ausatmen muß nach gewaltiger Anstrengung. Wenn aber der gigantische Ringkampf wieder beginnt, so geschieht dies nicht mit den Chancen des Anfangs. Unser Generalstabsbericht, der alle errungenen Vorteile eher unter als überschätzt, gibt „bei vorsichtiger Berechnung“ die französischen Gesamtverluste auf mindestens 130.000, die englischen auf 60.000 Mann an. Die deutschen Verluste betragen noch nicht ein Fünftel dieser Zahlen! Es ist somit ein Verhältnis erreicht wie bei der Winterschlacht in der Champagne im Februar. Wenn also die zahlenmäßige Ueberlegenheit des Feindes sich zu unsern Gunsten verschoben haben wird, so dürfte die moralische Stärkung auf Grund dieser Kämpfe erst recht auf unserer Seite sein. Die Gegner haben zum Teil bis zur Hälfte ihrer Kampftruppen eingebüßt. Der Rest muß geistig erschüttert sein; seine künftigen Angriffe können kaum den gleichen Schneid entwickeln wie die ersten, wenn anders es den Franzosen nicht gelingt, neue Streitkräfte auf dieses Kampfgebiet zu führen. In der Tat sollen die Truppen aus Marokko die Lücken ausfüllen. Sind sie aber in Afrika entbehrlich? Und wo bleibt die große versprochene Angriffsarmee auf Gallipoli und ganz neuerdings das Landungsheer bei Saloniki? — Die Dede wird zu kurz, so sehr sie auch hin und her gezogen wird! Wir Deutsche haben uns daher zwar auf neue Verzweiflungskämpfe unserer westlichen Gegner gefaßt zu machen; sie werden blutig und verlustreich sein, denn die zahlenmäßige Ueberlegenheit haben wir noch nicht. Vielleicht werden wir sie aber in Bälde erlangen. Jedenfalls aber haben wir jetzt bessere Gewinnaussichten wie im Anfang der Kämpfe. — Hieran wäre noch anzuschließen eine kurze Betrachtung über die Erfolge selbst eines geglückten Durchbruchs. Das bändereiche Buch von Thiers: *L'Histoire du Consulat et de l'Empire* hat unter vielen Napoleonischen Legenden auch die groß gezogen, daß er im Durchbruch der feindlichen Schlachtlinien seine größten Erfolge erzielt habe. Beispiele hierfür sollen die Schlachten von Austerlitz 1805 und Wagram 1809 sein. Erstere war aber eine Flügelschlacht, die Napoleon gegen den linken Flügel seiner Feinde gewann, letztere ebenso, nur daß der Gewinner in Gestalt des Generals Davoust den linken österreichischen Flügel aufrollte. Die berühmte Kolonne von Wagram — aus zwölf Bataillonen in Linie hintereinander folgend — ist dem österreichischen Zentrum gegenüber gescheitert. Es liegt gar kein Anlaß vor zu der Befürchtung, daß die deutsche Front wie durch einen eindringenden gewaltigen Sprengkörper auseinander gerissen werden könnte. Generalleutnant z. D. v. Ardenne.

Feldpostbrief aus der Champagne. Von Prof. Dr. G. Wegener, Kriegsberichterstatler.

... in der Champagne, 2. Oktober.
Rascher, als ich gedacht, und in weit gewaltigerem Maßstabe ist eingetreten, was ich in meinem letzten Feldpostbrief als Erwartung ausgesprochen hatte. Die kriegerischen Ereignisse sind auch an der Westfront bald wieder stärker in Fluß gekommen. Die große, oft angekündigte, trotz aller Hilfsschreie der russischen Verbündeten immer wieder aufgeschobene Gegenoffensive der Franzosen, Engländer und Belgier auf dem westlichen Kriegsschauplatz hat eingesetzt. Und mit einer so ungeheuren Wucht eingesetzt, daß hier zur Zeit die weitaus entscheidungsvollsten aller Kämpfe des Weltkrieges zu suchen sind. An drei Stellen, in der Gegend von Ypern, in der von La Bassée-Arras und in der Champagne, also in Gegenden, die schon blutgetränkt sind in diesem Krieg, wie wenige in der Weltgeschichte, haben die Verbündeten angegriffen. Nirgends aber in breiterer Front, mit größerer Ueberzahl und mit erbitterterer Heftigkeit, als in der Champagne, dem alten Gebiet der „Winterschlacht“ ernstesten Angebens. Wenn diese Zeilen hier in die Hand des Lesers kommen, so ist er durch die Tageszeitungen über den äußeren Verlauf der Ereignisse längst unterrichtet: vielleicht schon über den endgültigen Ausgang der Kampfhandlung, in deren Mitte wir zur Zeit stehen. Ich will hier nur einige Eindrücke mitten heraus für ihn feststellen, so wie ich sie um mich sehe und erlebe.

In voriger Woche fing es an. In der Nacht vom Donnerstag, den 23. September, zum Freitag hörten wir den fernen Hall eines Geschützdonners, wie er seit vielen Monaten nicht vernommen worden war. Stunde auf Stunde verrann: er ließ nicht nach, sondern schien sich nur immer zu steigern; zu einem „Trommelfeuer“ furchtbarster Art. Am Morgen dauerte er noch immer an. Ich stieg auf einen Berg, der sich vor der Stadt aufbaut. Auf seiner Höhe erhebt sich ein Gartenpavillon über die Wipfel, und hier hörte ich den Kanonendonner aus der hellen, stillen Luft in einer bisher noch nie vernommenen

Stärke herüberrollen. Es war kaum noch ein Lönen zu nennen. Es war ein einziges dunkles Vibrieren der Luft, ein Schüttern wie ein unterirdisches Erdbeben.

Der Wind stand von der Champagne her, wo ich erst vor einigen Tagen gewohnt hatte. Schon damals hatte ich dort gehört, daß man auf einen schweren Angriff des Gegners gefaßt sei. Fliegerbeobachtungen hatten uns davon in Kenntnis gesetzt, daß hinter der französischen Front etwas Schwerwiegendes vorbereitet würde. Augenscheinlich hatte dieser Angriff nun begonnen, und die Stärke des Geschützgrollens zeugte von der Gewalt des Kampfes, der hier im Gange war.

Die mit höchster Spannung erwarteten amtlichen Nachrichten bestätigten am Abend die Vermutung.

Am Sonnabend den 25. setzte das „Trommelfeuer“ von neuem ein, und so unmöglich es Tags zuvor erschienen war, es wurde noch furchtbarer als vorher. Am Sonntag erhielt ich die Erlaubnis, selbst in die Champagne zu gehen und den Ereignissen in der Nähe zu folgen. Und am Abend fuhr ich dem Kampfgebiet entgegen.

Seltam war es, zunächst Stunden lang durch einsame, wunderschöne Spätsommerlandschaften zu fahren, die von reichster Anmut und tiefstem Frieden überglänzt waren. Die Sonne sank; von den Wiesen hoben sich die Nebel und breiteten sich in den Talgründen aus wie silberne Seen, der Mond stieg langsam mit tiefem Glühen hinter den Bergen empor. Von einem Geschützfeuer hörten wir nicht das mindeste. Es schien wie ein Traum, daß so nahe von uns die Hölle des Krieges toben solle.

Nun kamen wir auf eine Hochfläche hinauf. Weithin öffnet sich der Blick. Im Süden hängen schwere blaugraue Wolkenbeden am Himmel, und in ihnen zuckte es überall in verschleierte Blitzen, genau wie Wetterleuchten am Horizont stehender Gewitter. Bald schwächer und kürzer, bald heller und länger dauernd. Der Widerschein des Mündungsfeuers kleiner und großer Geschütze und des Plagens der Ge-



Generaloberst von Einem, genannt von Rothmaler, der deutsche Heerführer in der Champagneschlacht.
Hofphot. Krajewski phot.

der gegnerischen Grabenstellung eindringt. Die Gaswolke wird entwickelt durch Taufen von mächtigen Flaschen, etwa in der Größe der Gefäße für Kohlensäure, die wir für unsere Brauereien usw. benutzen. Günstiger Wind in der Richtung des Angriffsziels ist Bedingung. Rückwärts geschlagen, bedeutet die Gaswolke eine ernste Bedrohung des Abseiders. In dem Dämmer der letzteren haben nach Angabe unseres Hauptquartiers die Engländer ihren Anfangserfolg erstritten. Erneute Angriffsversuche aber sind „verpufft“. Der Angriffserfolg beruhte hauptsächlich in der Erstürmung des Dorfes Loos, das nach 2½ stündigem erbittertem Häuserkampf den schwachen dort befindlichen Kräften entrissen wurde. Dieser Kampf zeigte einzelne Heldentaten, die das dankbare deutsche Volk mit goldenen Ketten in ihrer Ruhmeshalle der Nachwelt aufbewahren wird. Auf dem Nordflügel der Angriffsbewegung ist seit dem 25. September ein Stillstand eingetreten, wahrscheinlich in Folge der ungeheuren Verluste, die die Engländer erlitten haben: nach Schätzung des deutschen Hauptquartiers 60.000 Mann! Im Osten von Ypern hat der deutsche Gegenangriff ebenso wie im Gelände von Loos schon wieder eingesetzt, auch mit gewaltigen Minensprengungen, denn der unterirdische Krieg geht dort seinen erbarmungslosen Gang weiter. Auch auf der Front Armentières—Arras hat sich der zurückgeschlagene Angriff wieder in die Schützengräben verfrachtet. Ein englischer Angriff hat sich seither nicht wiederholt. Nach neutralen Berichterstattungen ist eine indische Brigade vollkommen vernichtet worden. Es scheint, daß die Engländer nach alter Gewohnheit ihre Hilfsvölker in erster Linie haben bluten lassen. Aber auch die Gefangenen ihrer national englischen Regimenter (bis jetzt 2—3000) zeigen nach den furchtbaren Kämpfen die Anzeichen halbhirnigen Zusammenbruchs.

Der französische Einbruch in der Champagne soll nach französischen Berichten in der Breite von 23 Kilometer erfolgt sein. Der deutsche Heeresbericht spricht auch hier nur von einer Divisionsbreite im Gelände von Aubérive bis nördlich von Le Mesnil. Eine französische Brigade, die durch die vorderste Grabenlinie etwas vorwärts kam, wurde von deutschen Reserven in Empfang genommen und vernichtet bis auf 800 Mann, die gefangen wurden. Der Artilleriekampf dauerte auf der ganzen Front noch Tag und Nacht. Das Trommelfeuer hat gerade an dieser Stelle anscheinend die deutsche Grabenbesetzung der vorderen Linie veranlaßt, diese für Minuten (!) zu räumen, d. h. auf kurze Entfernung zurückzugehen, um sie bei Beginn des feindlichen Infanterieangriffs wieder zu besetzen. Ein geringer Zeitverlust bedeutet in solcher Gefechtsphase Erfolg oder Mißerfolg. Auch in der Champagne lassen die Berichte der deutschen Heeresleitung, die einzig und allein zuverlässig sind, erkennen, daß die ungeheuren Heeresanläufe von mindestens 16 französischen Armeekorps bisher ohne nachhaltigen Erfolg geblieben sind, daß das feindliche Artilleriefeuer zwar weitertobt, daß aber

in den Angriffen der Infanterie eine Pause der Ermattung eingetreten ist. — Was bedeutet nun diese Pause? Ist sie der Vorläufer des Aufgebens der ganzen Angriffsbewegung? Wir glauben dieses nicht! Denn dieses Aufgeben wäre nach den Auslassungen des Generals Joffre ein Aufgeben der Hoffnung, also eine tiefe Entmutigung. Wir glauben vielmehr, daß diese Pause eine Sammlung der Kräfte bedeutet, wie der Ringer ausatmen muß nach gewaltiger Anstrengung. Wenn aber der gigantische Ringkampf wieder beginnt, so geschieht dies nicht mit den Chancen des Anfangs. Unser Generalstabsbericht, der alle errungenen Vorteile eher unter als überschätzt, gibt „bei vorsichtiger Berechnung“ die französischen Gesamtverluste auf mindestens 180.000, die englischen auf 60.000 Mann an. Die deutschen Verluste betragen noch nicht ein Fünftel dieser Zahlen! Es ist somit ein Verhältnis erreicht wie bei der Winterchlacht in der Champagne im Februar. Wenn also die zahlenmäßige Ueberlegenheit des Feindes sich zu unsern Gunsten verschoben haben wird, so dürfte die moralische Stärkung auf Grund dieser Kämpfe erst recht auf unserer Seite sein. Die Gegner haben zum Teil bis zur Hälfte ihrer Kampftruppen eingebüßt. Der Rest muß geistig erschüttert sein; seine künftigen Angriffe können kaum den gleichen Schneid entwickeln wie die ersten, wenn anders es den Franzosen nicht gelingt, neue Streitkräfte auf dieses Kampfgebiet zu führen. In der Tat sollen die Truppen aus Marokko die Lücken ausfüllen. Sind sie aber in Afrika entbehrlich? Und wo bleibt die große versprochene Angriffsmasse auf Gallipoli und ganz neuerdings das Landungsheer bei Saloniki? — Die Decke wird zu kurz, so sehr sie auch hin und her gezogen wird! Wir Deutsche haben uns daher zwar auf neue Verzweiflungskämpfe unserer westlichen Gegner gefaßt zu machen; sie werden blutig und verlustreich sein, denn die zahlenmäßige Ueberlegenheit haben wir noch nicht. Vielleicht werden wir sie aber in Bälde erlangen. Jedenfalls aber haben wir jetzt bessere Gewinnansichten wie im Anfang der Kämpfe. — Hieran wäre noch anzuschließen eine kurze Betrachtung über die Erfolge selbst eines geglückten Durchbruchs. Das bändereiche Buch von Thiers: *L'Histoire du Consulat et de l'Empire* hat unter vielen Napoleonischen Legenden auch die groß gezogen, daß er im Durchbruch der feindlichen Schlachtlinien seine größten Erfolge erzielt habe. Beispiele hierfür sollen die Schlachten von Austerlitz 1805 und Wagram 1809 sein. Erstere war aber eine Flügelschlacht, die Napoleon gegen den linken Flügel seiner Feinde gewann, letztere ebenso, nur daß der Gewinner in Gestalt des Generals Davoust den linken österreichischen Flügel aufrollte. Die berühmte Kolonne von Wagram — aus zwölf Bataillonen in Linie hintereinander folgend — ist dem österreichischen Zentrum gegenüber gescheitert. Es liegt gar kein Anlaß vor zu der Befürchtung, daß die deutsche Front wie durch einen eindringenden gewaltigen Sprengkörper auseinander gerissen werden könnte. Generalleutnant z. D. v. Ardenne.

Feldpostbrief aus der Champagne. Von Prof. Dr. G. Wegener, Kriegsberichterstatter.

... in der Champagne, 2. Oktober.

Rascher, als ich gedacht, und in weit gewaltigerem Maßstabe ist eingetreten, was ich in meinem letzten Feldpostbrief als Erwartung ausgesprochen hatte. Die kriegerischen Ereignisse finden auch an der Westfront bald wieder stärker in Fluß gekommen. Die große, oft angekündigte, trotz aller Hilfsschreie der russischen Verbündeten immer wieder aufgeschobene Gegenoffensive der Franzosen, Engländer und Belgier auf dem westlichen Kriegsschauplatz hat eingesetzt. Und mit einer so ungeheuren Wucht eingesetzt, daß hier zur Zeit die weitaus entscheidungsvollsten aller Kämpfe des Weltkrieges zu suchen sind. An drei Stellen, in der Gegend von Ypern, in der von La Bassée—Arras und in der Champagne, also in Gegenden, die schon blutgetränkt sind in diesem Krieg, wie wenige in der Weltgeschichte, haben die Verbündeten angegriffen. Nirgends aber in breiterer Front, mit größerer Ueberzahl und mit erbitterterer Heftigkeit, als in der Champagne, dem alten Gebiet der „Winterchlacht“ ersten Angedenkens. Wenn diese Zeilen hier in die Hand des Lesers kommen, so ist er durch die Tageszeitungen über den äußeren Verlauf der Ereignisse längst unterrichtet: vielleicht schon über den endgültigen Ausgang der Kampfhandlung, in deren Mitte wir zur Zeit stehen. Ich will hier nur einige Eindrücke mitten heraus für ihn feststellen, so wie ich sie um mich sehe und erlebe.

In voriger Woche fing es an. In der Nacht vom Donnerstag, den 23. September, zum Freitag hörten wir den fernen Hall eines Geschützdonners, wie er seit vielen Monaten nicht vernommen worden war. Stunde auf Stunde verrann: er ließ nicht nach, sondern schien sich nur immer zu steigern; zu einem „Trommelfeuer“ furchtbarster Art. Am Morgen dauerte er noch immer an. Ich stieg auf einen Berg, der sich vor der Stadt aufbaut. Auf seiner Höhe erhebt sich ein Gartenpavillon über die Wipfel, und hier hörte ich den Kanonendonner aus der hellen, stillen Luft in einer bisher noch nie vernommenen

Stärke herübergroßen. Es war kaum noch ein Tönen zu nennen. Es war ein einziges dunkles Vibrieren der Luft, ein Schüttern wie ein unterirdisches Erdbeben.

Der Wind stand von der Champagne her, wo ich erst vor einigen Tagen geweilt hatte. Schon damals hatte ich dort gehört, daß man auf einen schweren Angriff des Gegners gefaßt sei. Fliegerbeobachtungen hatten uns davon in Kenntnis gesetzt, daß hinter der französischen Front etwas Schwerwiegendes vorbereitet würde. Augenscheinlich hatte dieser Angriff nun begonnen, und die Stärke des Geschützgroßens zeugte von der Gewalt des Kampfes, der hier im Gange war.

Die mit höchster Spannung erwarteten amtlichen Nachrichten bestätigten am Abend die Vermutung.

Am Sonnabend den 25. setzte das „Trommelfeuer“ von neuem ein, und so unmöglich es Tags zuvor erschienen war, es wurde noch furchtbarer als vorher. Am Sonntag erhielt ich die Erlaubnis, selbst in die Champagne zu gehen und den Ereignissen in der Nähe zu folgen. Und am Abend fuhr ich dem Kampfgebiet entgegen.

Seltam war es, zunächst Stunden lang durch einsame, wunderschöne Spätsommerlandschaften zu fahren, die von reichster Anmut und tiefstem Frieden überglänzt waren. Die Sonne sank; von den Wiesen hoben sich die Nebel und breiteten sich in den Talgründen aus wie silberne Seen, der Mond stieg langsam mit tiefem Glühen hinter den Bergen empor. Von einem Geschützfeuer hörten wir nicht das mindeste. Es schien wie ein Traum, daß so nahe von uns die Hölle des Krieges toben sollte.

Nun kamen wir auf eine Hochfläche hinauf. Weithin öffnet sich der Blick. Im Süden hingen schwere blaugraue Wolkendecken am Himmel, und in ihnen zuckte es überall in verschleierte Blitzen, genau wie Wetterleuchten am Horizont stehender Gewitter. Bald schwächer und kürzer, bald heller und länger dauernd. Der Widerschein des Mündungsfeuers kleiner und großer Geschütze und des Plagens der Ge-



Generaloberst von Einem, genannt von Rothmaler, der deutsche Heerführer in der Champagneschlacht.
Hofphot. Krajewski phot.

schosse. Ein phantastisches Schauspiel. Um so seltsamer, als ich nur sah, nicht das geringste hörte. Augenscheinlich befände ich mich hier in der berühmten „Zone des Schweigens“, die sich, aus noch nicht völlig aufgeklärten Gründen, oft nahe hinter dem Toben der Schlacht findet.

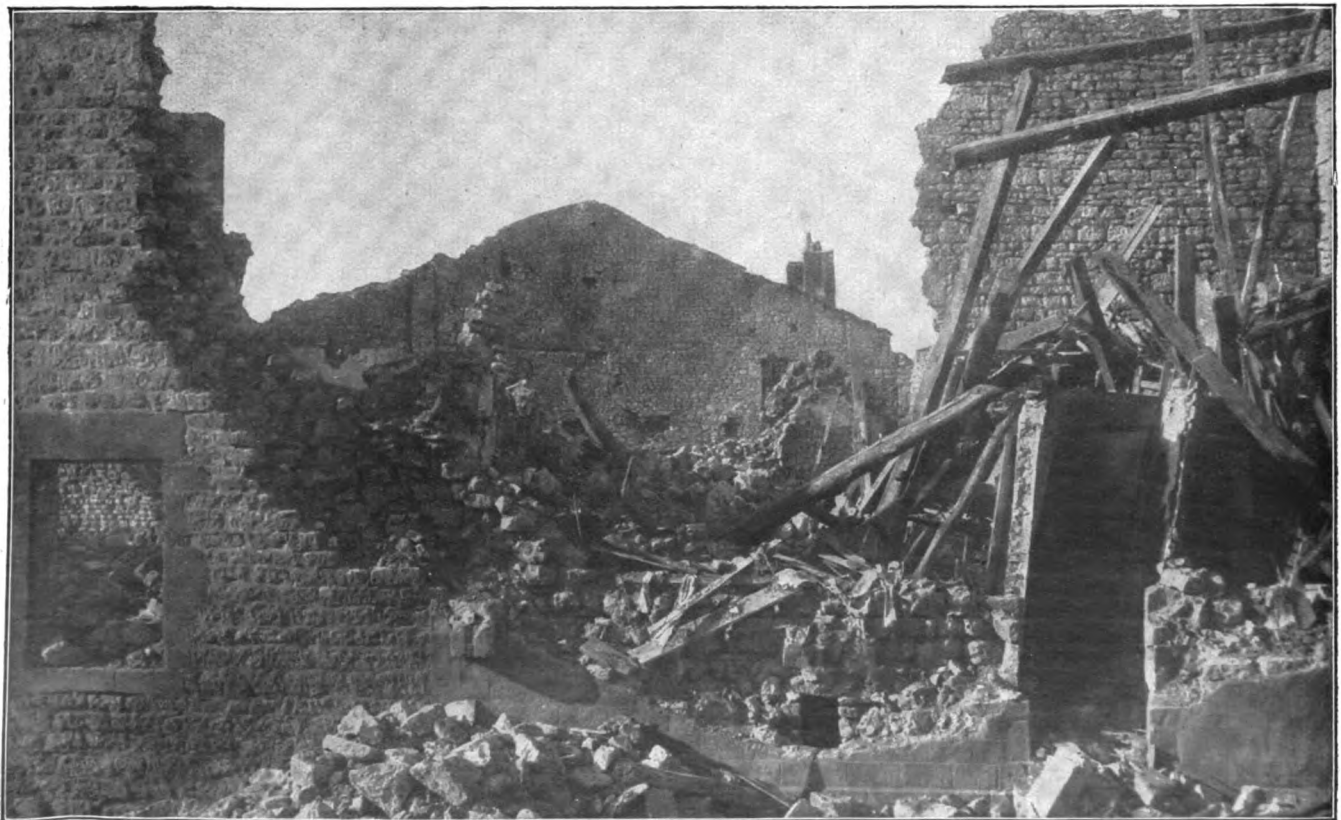
Auf der allmählich nachtdunkel gewordenen Straße begann mit der Annäherung an das Kampfgebiet doch allgemach ein reges Leben. Unsere vorüberziehenden Wagenscheinwerfer schnitten es aus der Nacht heraus und ließen es wieder darin versinken wie vorüberziehende Lichtbilder: Munitionskolonnen, Lastautomobile, in voller Feldausrüstung marschierende Kompagnien, Reiterpatrouillen. Zuweilen, matt beleuchtet, ein Eisenbahnübergang; dampfende und zischende Lokomotiven auf dem Geleise; lange, im Dunkel sich verlierende Züge, mit allerlei unerkennbaren Dingen bepackt. Endlich im Talgrund eine Ansammlung von Lichtern: der Ort, in dem sich das Oberkommando der in der Champagne kämpfenden Armee befindet. Ein langsames Hindurchwinden zwischen kleinen, von hin- und herfahrenden Kraftwagenlichtern wechselnd beleuchteten Bürgerhäusern, durch Gassen, gefüllt mit militärischem Leben wie ein Strom zur Hochwasserzeit zwischen engen Ufern. Alles aber in prachtvoller Ruhe und Ordnung. Dann war ich angelangt in dem Herzpunkt des ganzen Kampfes, von dem die Lebensadern der Armee nach allen Seiten ausgehen, im Gebäude des Oberkommandos.

Ein glücklicher Zufall will es, daß ich sogleich in der Vorhalle dem Oberkommandierenden der Champagne-Armee, Sr. Exzellenz Generaloberst von Einem, begegne. Was er mir über die Lage sagte, habe ich damals sogleich telegraphisch nach Hause gegeben. Es war ein unvergeßlicher Eindruck, den Mann, auf dessen Schultern in diesen Tagen eine Verantwortung lag, wie sie schwerer nicht gedacht werden konnte, mit solcher Ruhe und Klarheit, so ernst und voll Herz und doch so sicher, über die Gesamtlage sprechen zu hören. Ich käme in eine überaus bewegte Situation, sagte er. Der Angriff der Franzosen sei ganz ungeheuer gewesen, mit Massen ausgeführt und mit einer Wucht, die alles bisher in diesem Kriege Dagewesene überträfe. Ein Artilleriefeuer hätte diesen Angriff vorbereitet, das ohne Beispiel in der Geschichte dastehende. Das berühmte Trommelfeuer in der sogenannten „Winterschlacht in der Champagne“ sei geradezu ein Kinderspiel gewesen. Es sei kaum begreiflich, wie unsere Leute das ertragen hätten. Aber sie hätten es ertragen, hätten Stand gehalten und den Angriff, den die Franzosen mit größter Erbitterung und Todesverachtung dem Artilleriefeuer folgen ließen, zum Stehen gebracht. Man könne gar nicht Worte genug finden, um die herrliche, wahrhaft unvergleichliche Haltung dieser Männer zu rühmen. Das Herz schwelle einem in Freude und Dank, solche Leute führen zu können.

Seitdem bin ich nun eine ganze Reihe von Tagen hier

im Hauptquartier der Champagne-Armee und lebe die ganze ungeheure Spannung mit, in der hier der weitere Kampf verfolgt wird. Brausendes Kriegstreiben erfüllt den Ort Tag und Nacht, das Donnern der Lastautomobile, die an meinem Fenster unausgesetzt vorüberfahren, dröhnt und erschüttert den kleinen Raum, wo ich dies schreibe. Proviant- und Munitionskolonnen, Artillerie, marschierende Truppen ziehen unablässig dahin. Die vorige Nacht ist ein französisches Luftschiff über uns gewesen und hat Bomben abgeworfen. Eine fiel wenige Häuser weit von meinem Quartier herab und zerschlug ein Haus. Eine wilde Kanonade vertrieb den unheimlichen Gesellen. Unausgesetzt kommen Leute von der Front, von weißem Champagne-Kreidenschlamm übertruffet, z. T. verwundet, Binden am Arm, am Kopf. Alle aber ausnahmslos glühend vor Eifer und Kampffreude. Man braucht sie gar nicht anzureden; sie tun es selbst, in dem Bedürfnis zu erzählen, in sich überstürzender, abgerissener, plastischer Rede. Sie schildern die Fürchterlichkeit des tagelangen Trommelfeuers, das schwache Naturen wahnsinnig machen könne. Sie sprechen von dem erbitterten Handgemenge mit den Franzosen, deren Todesverachtung im Kampf sie rühmen, sie erzählen von Kameraden, die sie neben sich fallen gesehen, schildern, wie sie selbst gekämpft. Aber immer ist die Hauptfache der Sieg der Truppe, das Aushalten, das Wiedergewinnen des Verlorenen. Allen ist ihr Schicksal, ihre Wunde, ihr Schmerz nichts, die gemeinsame Sache, das merkt man, alles; der Erfolg der Armee ist jedes Einzelnen persönlichste Angelegenheit. Und immer wieder klingt das Schlußwort: „Durch kommen sie nicht!“

Gestern war ich draußen auf einem hohen Aussichtspunkt, im Feuerbereich der schweren Geschütze. Weithin flog der Blick über das Kampfgelände. Im Süden lag die vielgenannte wichtige Höhe 199, die es den Gegnern am Anfang zu überrennen gelang und die wir dann zurückgewannen. Wir haben sie heute fest in unserer Hand. Dort brandete der Artilleriekampf. Die feindlichen Granaten schlugen auf den Plateaurändern zwischen uns und Höhe 199 ein, wo die Gegner wohl Batterien von uns suchten. Wie immer wieder einmal aussehende Geysir-Fontänen von Qualm und Staub stiegen überall die Einschläge über den Hängen empor. Weit am südöstlichen Himmelsrand, wo sich die dunkle gleichförmige Mauer des Waldgebirges der Argonnen hinzieht, zeugten lange Wälle gelbgrauen Rauchs von einem heftigen Kampf, der dort tobte. Auf der Landstraße unter uns zogen kleine Trupps französischer Gefangener, die Manenreiter von der Front nach rückwärts brachten. In ihren mattblauen Mantelröcken — der neuen Feldfarbe der französischen Armee — und ihren mittelalterlich aussehenden ebenfalls blauen Stahlhelmen gingen sie, bestaubt und erschöpft, doch als Truppenmaterial nicht schlecht aussehend, dahin. Über mir im Blau kreisten die Flieger; ein



Zusammengeschossene Häuser in Brioules. Phot. Leipziger Presse-Büro.

französisches Flugzeug jagte mit großer Redheit ein deutsches, das Motorschaden hatte und im Gleitflug abstieg.

Kingsum trachten und knallten die Abwehrkanonen. Plötzlich ein Maschinengewehrgeknatter dazwischen. Zwischen den Wolken hervor erschien ein deutsches Kampfflugzeug; ein zweites zog von weiter her herbei. Der Franzose suchte in die Wolken emporzufliegen, ward aber verfolgt und flüchtete eiligst von dannen. — — —



Ein verwundet in deutsche Gefangenschaft geratener Engländer wird durch deutsche Sanitäre in das Lazarett überführt. Phot. Leipziger Presse-Büro.

Der Leser glaube nicht, daß ich das Folgende effektivvoll zusammenstelle. Es ist wirklich so, wie ich sage. Ich hatte gerade die letzten Worte geschrieben, als ich draußen wieder, stärker als je, das Knallen der Fliegerabwehrkanonen höre. Am Himmel über den Dächern erscheinen die weißen Wölkchen der plägenden Schrapnells, die so wunderhübsch aussehen und den Weg des Fliegers am Himmel bezeichnen. Ein Flieger, mehrere, ein ganzes Geschwader feindlicher Flugzeuge zieht fern, in so großer Höhe, daß sie kaum sichtbar werden. Jetzt sind sie gerade über mir. — Da — ein mächtiger Krach; das war eine herabgeworfene Fliegerbombe. Sie kann nicht weit von mir niedergefallen sein. Krach! Eine andere. Hallo, das wurde ernst. Auf den Straßen ertönt das Trompetensignal, das jedermann auffordert, in die Keller zu eilen. Ich luche mit einigen anderen den unseres Hauses auf. „Krach, trach!“ donnert es wieder und wieder, ganz nahe; durch das Kellerfenster stäubt es herein nach einem Schuß, der unmittelbar vorher gefessen haben muß. Ein schwerer Fliegerüberfall. Man kann nur abwarten. — Jetzt hören wir tieferes Motorbröhlen. Das sind unsere eigenen Flieger, die zu Hilfe eilen. Wir kennen den Ton. Maschinengewehrfeuer knattert. Sie

nehmen den Kampf auf in den Lüften. — So geht es eine Weile. Noch mehrfach erschallt der nervenerschütternde Bombenkrach. Dann wird es still. Wir gehen hinaus und spähen nach den Fliegern. Sie scheinen abgezogen. Plötzlich neues Alarmsignal. Neue kommen. Wieder hinein in die Deckung, wieder neues Krachen und Knattern. — Endlich ist es vorüber. —

Der hartnäckige Angriff hat wahrscheinlich den Bahnhof gegolten. Er ist nicht getroffen. Daneben aber brennt eine große französische Sägemühle lichterloh. Auf dem Felde daneben liegen vier französische Arbeiter, die von einer zwischen sie fallenden Bombe allesamt mit einem Mal erschlagen sind. Auf dem Marktplatz in Strömen von Blut fünf tote Pferde. Einem Schimmel sind alle vier Füße abgeschlagen, ein schauriger Anblick. Vor den Häusern stehen angstvoll die Franzosen, alte Männer, Frauen und Mädchen. In verschiedene Häusern hat es eingeschlagen. Eine Bombe tatsächlich in mein Nachbarhaus, zehn Meter von meinem Zimmer. Sie ist durchs Dach und zwei Stockwerke gefahren bis ins Erdgeschoß, dort geplatzt und hat eine schreckliche Verwüstung angerichtet. Die Kellerdecke, unter der die Bewohner bereits saßen, hatte aber gehalten. Deutsche Soldaten sind nicht getötet, einige wenige verwundet worden. Auch in das Lazarett hat eine Fliegerbombe eingeschlagen, wo deutsche und französische Verwundete lagen, ist aber zum Glück schon auf dem Dachboden geplatzt.

So ist der Krieg! Zwei Stunden später sitze ich schon wieder am gleichen Platz und vollende diesen Aufsatz, während draußen wieder die Kolonnen ziehen. Ich muß hier heut einen Abschluß machen. Hoffentlich kann ich dem Leser bald weiteres erzählen.



Bei Conrad von Högendorf. Von Karl Fr. Nowak.



Still steht man ihn in dem kleinen Städtchen, das die vorher gewiß nie erträumte Auszeichnung hat, das k. u. k. Hauptquartier beherbergen zu dürfen, seiner Wege ziehen. Und fast immer schlendert er, den Kopf versunken zur Erde geneigt, durch die engen Straßen und Gassen allein, nichts an seinem Äußeren, wenn nicht eben jedes Kind ihn kennt, ließe erraten, daß er der Chef des österreichisch-ungarischen Generalstabes ist. Ein General, wie hundert andere auch. Nur wenn er den Blick hebt, lassen einen die blauen Augen nicht mehr los. Merkwürdig ist, daß man dann gar nicht daran denkt, ob er General ist oder nicht, ob er überhaupt Uniform trägt oder nicht: die Persönlichkeit an sich zieht alles und alle unwillkürlich, und zugleich unwiderstehlich in ihren geistigen Kreis. Über dem goldenen Kragen, den keiner mehr sieht, sprechen nur mehr die blauen, mit tiefem Glanz von innen her erfüllten Augen.

Man merkt sich die Erscheinung des Generalstabchefs, auch wenn man ihn nur flüchtig, irgendwo im Vorübergehen zwischen anderen gleichgültigen Menschen begegnet. Und man nimmt einen dauernden Eindruck, ein belebtes Kapitel aus diesem tiefenreiche, ein lebendiges Stück Weltgeschichte mit, wenn man ihn selbst einmal nur zehn Minuten sprechen konnte.

Alles in seiner Umgebung, alles in dem Raume, in dem er an seiner schweren Arbeit ist, atmet Schlichtheit, Einfachheit: ohne irgend eine wichtige Betonung, ohne den leisesten Wunsch, die Wichtigkeit des Amtes zu streifen. Da ist in dem kleinen Städtchen, in dem das k. u. k. Oberkommando alle die Fäden in der Hand hält, an denen die k. u. k. Armeen draußen im Angesichte des Feindes kämpfen und marschieren, ein heller, zweifelhafte Bau. Sonst sitzen in den vielen Zimmern und

Sälen zehnjährige, zwölfjährige Buben und ein wenig ältere Burschen, der Herr Professor hält ihnen Vortrag. Das helle, zweistöckige Haus, darin das Oberkommando arbeitet, ist ein Realgymnasium. Im Konferenzzimmer wird jetzt nicht über „gut“ und „genügend“ und „ungenügend“ beraten, im Konferenzzimmer eilen die Ordonanzen hin und her. Im Schuldienerzimmer hat sich die Wache niedergelassen. Irgendwo, wo sonst vielleicht naturwissenschaftliche Weisheiten verkündet oder physikalische Versuche über Elektrizität ausgeführt werden, wird jetzt die Elektrizität praktisch erprobt. Die Sammelstelle der vielen Drähte ist hier, die zur Front hinausführen, von Armeekommandanten zu Armeekommandanten mit den Befehlen des Oberkommandos eilen und die Meldungen zurückbringen, wie die Befehle ausgeführt werden konnten, die Meldungen von Gefahr und Tod und Sieg. Über einem kleinen Lehrzimmer ist die Tafel stehen geblieben: „Geographie“. Und noch eine zweite Tafel, breit über die Tür gehängt, ist dazu gekommen: „Der Chef des Generalstabes ist in der Zeit von 10 Uhr vormittags bis 12 Uhr mittags und von 6½ Uhr bis 8½ Uhr abends für niemand zu sprechen“. Hier ist der Brennpunkt der Kräfte, die Kaiser Franz Josefs Soldaten über die Schlachtfelder tragen. Hier arbeitet Baron Conrad.

Die Vorstellung von Feldherrnpersönlichkeit im alten Stil paßt ganz und gar nicht zu den anderen Dingen, die sich im zwanzigsten Jahrhundert ereignen, und gar nicht zu der Art, wie sie sich ereignen. Feldherren hoch zu Roß, womöglich den Marschallstab in der Hand, Feldherren auf einem Hügel, von dem sie das Schlachtfeld überschauen und den Angriff leiten, gibt es heute nicht mehr. Die Haudegen verwidener Jahrhunderte sind außer Mode gekommen, und auch

Franz Conrad Freiherr von Höhendorf erinnert an nichts weniger, als an einen Haudegen. Und steht man vor ihm, so ist man überrascht, wie sehr er Weltmann, wie sehr er, dessen Kunst rauh und derb genug scheint, Intellektualist voll wissenschaftlicher Anklänge ist. Den Besucher, dem er mit den ersten Worten jede Befangenheit nimmt, bestrift er zugleich vollkommen. Trotz der Nervosität, die jeden Satz, jede Geste Baron Conrads begleitet — das Zucken seiner Augenmuskeln erfüllt fast mit Unruhe, wenn man ihm gegenübersteht: nie hält er ganz still — trotz der Nervosität, die ein stichliches Zeichen von Überarbeitung und vielleicht noch mehr von unablässig empfundener Verantwortung ist, strahlt dennoch aus der ganzen Persönlichkeit, so wunderbar das ist, eine unendliche, vollkommen beherrschte und alles beherrschende Klarheit und Ruhe. Ob das Gesicht auch noch so zuckt: die Augen sind von einer seltenen Abgründigkeit, und seine Stimme hat eine überraschende Wärme, einen wunderbar beruhigenden Wohlklang und eine deutlich musikalische Ausgeglichenheit. Er scheint immer nur ganz einfache Sätze zu sprechen, aber wer Sinn dafür hat, merkt nach dem dritten Satz, welcher ein Stilist Baron Conrad ist, welche Wortplastik, welcher Bilderreichtum ihm zur Verfügung steht, wenn er noch nicht einmal von allzu bedeutsamen Ereignissen spricht, und wie mühelos, wie ganz von selbst sich Bilder und charakteristische Worte bei ihm einstellen. Einmal kommt er in irgendeinem Zusammenhange auf einen General:

„Haben Sie ihn selbst einmal gesehen? Er ist den ganzen Tag draußen bei seinen Leuten. Er kennt jeden Baum, jeden Weg, jeden Mann, jedes Geschütz. Ist nicht zu verblüffen. Und schont sich nie. Voller Beweglichkeit ist er. Schauen Sie sich ihn einmal an! Er ist einer unserer tüchtigsten Generale.“

Er sagt nur diese paar Worte über den General. Aber kann man einen Truppenführer mit wenigen Strichen besser zeichnen? Kann man etwas an Eigenschaften heraus heben, das bezeichnender wäre gerade für einen Truppenführer? Überall und immer geht der Generalstabschef mit seinen gepflegten ruhigen, sicheren Worten sofort auf das Wesentliche los. Also steht auch sofort das Bild des Generals mit wenigen Hauptstrichen da.

Ohne Zweifel ist die Unruhe, sich doch irgendwie im Gespräch auf Gebiete zu verirren, auf denen ein Mann mit der Verantwortung des Generalstabschefs schweigsam sein müßte und sich vielleicht nicht gerne sprechen läßt, nur auf der Seite des Besuchers. Aber über Dinge und Ereignisse, die eben im Rollen sind — geschweige denn von Themen, die ins Zukünftige schweifen könnten —, von all' solch' heißen Stoffen spricht man von selbst nicht, und im übrigen hat Baron Conrad nichts zu verbergen. Man kann ihn alles fragen: er bleibt keine Antwort schuldig, antwortet nie Unbestimmtes oder Verschleiendes, geht nie aus dem Wege. Er spricht von Ereignissen, die zurückliegen, mit derselben Klarheit, mit der gleichen ruhvollen Überlegenheit, mit der er, als sie vor seiner Entscheidung standen, ihre Ausführung aussann und anordnete. Sicher hat er, wenn er von dieser oder jener Operation spricht, die vergangen ist, etwas vom Gelehrten. Aber nichts vom

trodden Stubengelehrten. Wenn er einen Vormarsch schildert, — „Schildern“ ist schon zu viel: wenn er ihn andeutet —, so sieht man alles: das Gelände, durch das der Vormarsch ging, die Truppen, die marschierten und wie sie marschierten, und man sieht noch einmal ihn, wie er damals in der Ausarbeitung das Gelände abwog und die Truppen marschieren ließ. Seine Gesten helfen seinen Worten nach: kurz und bestimmt, dennoch mit einer eigentümlichen Schönheit oder, vielleicht noch besser, mit einer auffallenden Anmut. Seine ganze Erscheinung ist von dieser Harmonie des Baues und der Glieder beherrscht. Alles ist geschmeidig an ihm, alles gehorcht blüh schnell jeder Regung und Wendung. Sein Gesicht ist von ausgesprochen männlicher, dennoch zarter Schönheit. Und die hohe Intelligenz des Kopfes hat die vielleicht schönste Verklärung: wirkliche, unendliche Güte.

Gütig bleibt dieses Gesicht selbst dann, wenn irgend eine Ironie ihn lächeln heißt. Wir sprechen gerade von den großen Kaffeehausstrategen, die am Anfang des Krieges an allen Stammtischen, hinter allen Biergläsern alles besser wußten, alle Hergänge natürlich genauer kannten, als

beide verbündeten Heeresleitungen. Manches Märchen zerflattert in solch' einem Gespräch, in dem der eine der Sprechenden wirklich Bescheid weiß, wirklich alle Daten und alle Hergänge kennt. Und manchmal lächelt dann Conrad, wenn etwa die Geschichte von den einmal zu spät gekommenen Österreichern in die Unterredung hereinschneit: „Keine Spur.“ Er lächelt ein lustiges, überlegenes Lächeln, das voll Verständnis für die Weisheit der Zivilstrategen und für ihre Quellen ist, dennoch ein Lächeln voll Güte.

Aber der ganze russische Feldzug kann in einem solchen Gespräch von fünfzehn kurzen Minuten aufgerollt werden, die weit und bedeutsam ja durch die Persönlichkeit des Empfängers zum Erlebnis werden. Der ganze ungeheure Vormarsch der Verbündeten wirbelt vorbei. Die Weichselbrücken werden noch einmal gebaut, der Übergang wird noch einmal erzwungen. Die Straßen wimmeln von Trains und marschierenden Truppen. All' das nur gestreift, all' das blitzartige, epigrammatisch verstärkte, scharf ausleuchtende Films. — Ein Generalstabschef hat ohne Zweifel einiges an Arbeit zu erledigen. Aber Baron Conrad tut gar nicht



Frhr. Conrad von Höhendorf, Generalstabschef der österreichisch-ungarischen Armee. Phot. Rudolf Jöbstl.

so, als verkürze man ihm die Zeit gewiß nicht nebensächlicher Arbeit.

Man ist plötzlich selbst erschreckt, wie lange man ihn störte. Er ist ein Hausherr von vollendeter Höflichkeit. Wenn er jemand die Auszeichnung gewährte, ihn bei sich zu sehen und mit ihm zu sprechen, verabschiedet er sich herzlich. Und erst im Hinausgehen merkt man, wie unglaublich einfach der Raum ist, von dem aus die Schlachtfelder beherrscht werden. Ein Schreibtisch, ein Stehpult. Auf einem großen Tische in der Zimmermitte liegen große Karten, auf den Karten liegen große Steine, die die Karten beschweren. Das ist eigentlich alles, was Conrad an Geräten zu brauchen scheint. Aber der Krieg hat gezeigt, daß sie offenbar genügen, um auch einen riesenstarken Feind zu schlagen, — wenigstens, wenn ein Mann wie Baron Conrad in solch' einem Arbeitszimmer beschäftigt ist.

☒ „Mit der Landwehr in Russisch-Polen“. Von Hauptmann Erich Deetjen. ☒

Es ging gegen den Bug; dort glaubten wir mit Bestimmtheit starken Widerstand zu finden. Schon donnerten von vorn die Kanonen, doch plötzlich kam für unsere Division auch mal eine angenehme Überraschung. Bei der allgemeinen großen Offensive auf der Ostfront hatten sich die Truppen in unserer Gegend derartig zusammengeschoben, daß unsere Division in der vordersten Linie keinen Platz mehr finden konnte. So kamen wir zu zwei Tagen Ruhe, die unserer seit langer

Zeit so schwer im Feuer befindlichen Division auch sehr zu gönnen war. Meine Batterie hatte ganz besonderes Glück; wir erhielten bequeme und gut mit Vorräten ausgestattete Quartiere. Mich führte das Glück in ein sauberes geräumiges, aus Steinen erbautes Haus, um das ich sehr beneidet wurde. Welche Wohltat war es, sich wieder einmal gründlich waschen, die Wäsche wechseln und unter einem Dach gehörig schlafen zu können. Für mich und meinen mir noch übrig

gebliebenen Leutnant war es das reine Märchenschloß. — Unser Koch setzte uns heute etwas ganz besonders Gutes vor. Abends wird noch ein Stal gedroschen und dann wie ein Millionär in einem richtigen Bett geschlafen. Den nächsten Tag benutzen wir, um unsere Kleidungs- und Ausrüstungsstücke mal wieder gehörig zu reinigen und instand zu setzen. Sehr wichtig war mir auch eine Befichtigung aller Pferde meiner Batterie, wobei sich jedoch zu meiner Genugtuung herausstellte, daß sie noch rund und dick und gut gepflegt waren. Die Fahrer haben ihre Schuldigkeit getan, was bei den großen Märschen, der Schwierigkeit, regelmäßig und rechtzeitig zu füttern, dem täglichen späten Einrücken ins Bivak und frühen Aufbruch in den ersten Morgenstunden recht viel bedeuten will. Wie ich meine Pferde damals sah, konnte eine Batterie im Frieden nicht besser sich zeigen. Mein vortrefflicher Wachtmeister und der rührige Futtermeister sind aber auch stets sehr hinterher gewesen, Futter reichlich heranzuschaffen. Abgesehen von Hafer, führten wir auf den Progen so viel wie möglich Heu und Stroh mit. Letzteres ist allerdings immer für die Mannschaften bestimmt, damit diese nach der schweren Tagesarbeit auch ein einigermaßen gutes Lager finden können und nicht lange erst nach Stroh zu suchen brauchen. Wo soll man auch bei einem Bivak mitten im Walde in später Nacht noch derartiges herbekommen?! Es ist aber ein ganz anderer Schlaf, wenn man einige Halme Stroh unter sich fühlt, als nur Waldboden oder kahlen Ader. —

Die Russen leisteten am Bug verhältnismäßig wenig Widerstand; sie hatten anscheinend nicht mehr Zeit gehabt, sich gründlich zu verchanzen, auch fühlten sie sich wohl durch unsern allgemeinen Vormarsch in ihren Flanken bedroht. So betraten wir denn die Schwelle des „heiligen“ russischen Reiches. Schon einige Meilen vor dem Bug machte sich die Nähe des eigentlichen Rußland bemerkbar durch die meist recht stattlichen und geschmackvoll gebauten orthodoxen Dorfkirchen, die an die Stelle der meist wenig gut gehaltenen römisch-katholischen treten. Von Interesse waren die Erzählungen der polnischen Bauern dieses Grenzgebietes, die sich lebhaft über die Unterdrückung der Russen und die mit allen Mitteln unternommene Russifizierung ihres Landes und ihres Volkes beklagten. Dann lag endlich der Bug vor uns, eingebettet in bewaldete Höhenzüge und Wiesen; das Uferland drüben zeigte nicht mehr so gute Eigenschaften wie diesseits des Flusses: Sand und leichter Boden wechselten miteinander. Wenn wir zunächst auch noch schönen Laubwald und Nadelwald durchschritten, so atmeten wir doch unwillkürlich schon die Nähe der großen russischen Steppen, der Sümpfe, des Urwaldes, die nur noch wenige Meilen vor uns lagen. Hart jenseits des Bug, in einem recht elenden Dorfe, kamen wir schon am frühen Nachmittag ins Bivak; auch heute noch brauchte man uns nicht vorn. Wir richteten uns dicht hinter der genommenen russischen Stellung häuslich ein. Noch sah man viel Spuren des Kampfes, einige die Luft mit ihren Ausdünstungen verpestende Pferdekadaver mußten schleunigst vergraben werden. Die Brücke, welche die Russen zum Rückzug benutzt hatten, war verbrannt und gesprengt. Tausende von toten Fischen lagen an den Ufern des Flusses, Opfer der Sprengungen und der im Wasser krepierenden Geschosse.

So ein freier Nachmittag mußte irgendwie nützlich ausgefüllt werden. Es sollte gekocht und gebadet werden. Das Fischen endete allerdings mit einem völligen Mißerfolg; trotz aller Wähen fingen wir auch nicht den kleinsten Weißfisch. Dagegen war das Baden und Schwimmen ein herrliches Vergnügen. Ich ließ die Batterie im Bivak antreten, schied nur die wirklich Kranken aus und ließ dann die ganze Kolonne einschließlich einiger mißgestimmter Drückerberger, die ja überall zu finden sind, zum Fluß hinuntermarschieren. Man ist als Batteriechef für die Gesundheit seiner Leute verantwortlich, und zu solcher gehört in erster Linie auch gründliche Reinigung. Die Ufer des Bug boten in der schönen Nachmittagssonne etwa ein Bild wie das Freibad Wannsee bei Berlin. Nicht nur meine Batterie badete und schwamm, sondern auch tausende von Infanteristen aus dem Nachbarbivak saßen dort unten am Wasser, machten eifrige Jagd in ihren Kleidungsstücken auf die unvermeidlichen Bewohner, wuschen ihre Wäsche und erquideten sich im wohlthuenden Bade. Das Abendessen im Bivak schmeckte uns allen doppelt gut. Abends setzte ein gehöriger Regenguß ein; aber wir lagen geborgen in unseren Zelten, die den Regen leidlich abhielten. Trotz des lauten Trommelns der Regentropfen auf der ausgespannten Zeltbahn schlummerten wir bald ein und träumten neuen Taten entgegen. —

In strömendem Regen ging's morgens weiter nach Nordosten. Witten im Walde halt, und zwar ein halt von vielen Stunden. Vorn in einigen Kilometern Entfernung drohte heftiger Geschützkampf; wir mußten jeden Augenblick bereit sein, ebenfalls eingesetzt zu werden. Zusammengekauert unter dem geringen Schutz der Bäume, ließen wir den Regen über uns herniedergehen. Etwa gegen drei Uhr wurde das Wetter

besser. Da kam auch schon Befehl zum Vorrücken. Ein Ordnungsoffizier kam zurück: „Na, Herrschaften, vorne ist wieder mal ein ganz scheußliches Gelände, alles flach und eben, die Batterien müssen fast offen auffahren, die schon stehenden Batterien liegen unter schwerem feindlichem Feuer; aber es hilft ja nichts, wir müssen vorwärts!“ — Na also los, Batteriechefs vor! Die Abteilung folgt im Schritt.

Am Waldrande angekommen, übersehen wir die Lage. Es ist wieder dieselbe Geschichte wie bei Sobicze: fast bedungslose Ebene bis zur russischen Stellung, die drei bis vier Kilometer vor uns liegt. Von den Russen so gut wie nichts zu sehen mit Ausnahme einiger Schützengraben; dafür bepflastert die russische schwere Artillerie unsern Waldrand recht eifrig mit Granaten. Die Batterien kommen aus dem Walde heraus, ziehen sich am Rande entlang, jetzt können die Russen mit uns machen, was sie wollen; es ist für sie nur Scheibenschießen. Höchste Eile ist geboten. Ich bekomme schnell eine Stellung angewiesen, die anscheinend völlig vom Gegner eingesehen vor dem Walde liegt. Die beiden anderen Batterien sollen weiter links in Stellung gehen. Meine Batterie hat Glück gehabt. Wir kommen zum Abprogen, ohne einen Schuß erhalten zu haben, auch gelingt es, die Progen und Handpferde schnell in den Wald zurückzuschicken; sie haben dort wenigstens Deckung gegen Sicht. Die beiden anderen Batterien sind entbedt, Schuß auf Schuß schlägt in der Nähe ihres Plankenmarsches ein, doch auch ihnen gelingt es, ohne wesentliche Verluste ihre Stellungen zu erreichen. So, nun kann der Tanz beginnen; der gefährliche Augenblick, das Abprogen, bei dem man dem Gegner ein großes Ziel bietet und selbst nicht feuerbereit ist, ist überwunden. Raum hat meine Batterie das Feuer eröffnet, da fangen auch die Russen an, auf uns zu schießen. Schon kommen ihre Schüsse in bedenkliche Nähe der Geschütze; und richtig, da schlagen auch wirklich zwei schwere Granaten mitten in die Batterie ein. Bange Augenblicke vergehen für mich, bis ich in meinem Beobachtungsstand durch den Fernsprecher die Nachricht erhalte, daß kein Mann verletzt ist. Der schwarze Rauch verzieht sich aus der Batterie, und ich sehe durchs Glas deutlich beste Ruhe und Ordnung bei meinen braven Leuten. Doch wie wird's weiter werden? Die Russen haben sich hier richtig eingeschossen, da können schon die nächsten Schüsse Verderben bringen. Doch ein Wunder rettet die Batterie, die Russen scheinen ihre Schüsse nicht richtig beobachtet zu haben, sehen nur unser Mündungsfeuer, vermuten uns im Waldrande, statt mehrere hundert Meter davor. So jagen sie denn Schuß auf Schuß in den Wald hinein. Wir atmen auf. Doch ich muß an meine Progen und Pferde denken; hoffentlich hat sie der Wachtmeister genügend weit in den Wald hineingezogen. Aber bald kommt auch von hier gute Nachricht. —

Der Tag geht zur Neige, es wird Abend. Glücklicherweise ist es unserer Infanterie gelungen, an den Gegner heranzukommen, wenn auch mit manchen Verlusten. Der Russe zieht ab; für uns heißt's wieder vorwärts. Schon sind die Progen wieder bei der Batterie; es wird aufgeprogt. Noch ist nicht alles fertig, da heult's noch einmal durch die Luft, noch ein letzter Gruß der Russen; krachend schlägt die schwere Granate ein, nur wenige Schritte vom Flügelgeschütz entfernt. Auch hier ein Wunder, es sind nur einige Pferde leicht verletzt. Wäre die Granate nur zwanzig Schritt weiter rechts gegangen, so hätte sie mitten in den Pulk geschlagen, und ihre Wirkung wäre graußig gewesen.

Wir sollten in der Nähe einer bestimmten Bahnstrecke bivakieren. Da die Karten sehr ungenau waren und Finsternis herrschte, war es ein mühseliger Weg dorthin. Wir marschierten über das gewonnene Schlachtfeld, bald auf Wegen, bald quer durch die Felder. Rechts und links aus der Dunkelheit hörte man das Stöhnen der Verwundeten, sah man Sanitätspersonal beschäftigt, Hilfe zu bringen. Züge von gefangenen Russen wurden nach rückwärts abgehoben. An einem kleinen Wäldchen angelangt, gingen wir zur Ruhe über. Allerdings von Ruhe konnte man nicht viel sprechen, denn wir lagen nicht weit von Teilen von Infanterie, die sich noch mit dem Gegner herumgeschossen; dazu kam noch der allabendliche Platzregen, so daß unsere Stimmung nichts weniger als freudig war. Am andern Morgen weiter vorwärts, bis unsere vorderste Infanterie den wichtigen Bahnhof Ceremcha erreicht hatte. Es war vorläufig noch kein nennenswertes Gefecht, nur die beiderseitigen Artillerien sandten ab und zu einige Geschosse dem Gegner zu. Für meine Batterie hatte ich eine sehr glückliche Stellung erwirkt; die Russen haben uns dort mit keinem einzigen Schuß belästigt. Aber auch mein Beobachtungsstand hatte vorzügliche Eigenschaften. Ich hatte mir in den Bahndamm dicht hinter dem Schützengraben der Infanterie einen tiefen Einschnitt machen lassen. Von hier aus hatte ich die allerbeste Übersicht nach allen Richtungen hin, besonders gegen das in etwa zwei Kilometer Entfernung liegende Dorf Wolka und den nördlich davon gelegenen Wald, die beide dick voll Russen steckten. — Ein guter Beobachtungsstand muß naturgemäß, wenn er seinen Zweck erfüllen

soll, in erster Linie ein weites Gesichtsfeld bieten. Künstliche oder natürliche Deckungen werden ausgenutzt, um Verluste zu vermeiden; denn treten solche hier ein, so ist die ganze Feuer-tätigkeit der Batterie, die vielleicht viel weiter rückwärts steht und nur durch Fernsprecher mit ihrem Führer verbunden ist, in Frage gestellt oder sogar auf lange Zeit lahm gelegt.

Da unser Angriff erst für später in Aussicht genommen war, wurde nur ein verhältnismäßig langsames Feuer auf den Gegner unterhalten. Es war vorauszu sehen, daß wir an dieser Stelle etwas länger als sonst bleiben würden; ich suchte es mir daher in meinem Beobachtungsstande so gemütlich wie möglich zu machen: Stroh wurde herangeschleppt, sowie einige Möbel aus den verlassenen Dienstwohnungen der russischen Eisenbahnbeamten. So saß ich denn Abends auf einem tadellosen Polsterstuhl, vor mir einen Koltokotisch, hinter dem Eisenbahndamm und nahm so ein vortreffliches Abendessen ein, das mir mein Burtsche nach vorn gebracht hatte. Mein Fedel Nikolajewitsch fütterte mit und sah sich dabei die bösen Russen drüben an. Zur Nacht ließ ich Zeltbahnen über mein Loch spannen, dann wurde bis zum frühen Morgen geschlafen. Abends hatte ich noch einen gründlichen Verrger mit dem Fernsprecher, der durchaus nicht funktionieren wollte, trotz doppelter Leitung zur Batterie, bis ich dahinter kam, daß meine Schlauberger den im Laufe der Zeit sehr schadhafte Draht längs der Eisenbahnschienen gezogen hatten, wodurch der Strom abgelenkt wurde. Durch den steten Kampf mit dem Fernsprecher kann man als Batteriechef wirklich graue Haare kriegen, wenn man nicht schon welche hat. Ist wirklich alles in Ordnung gebracht und die Leitung so gut wie möglich gelegt, so braucht bloß ein Melbereiter durch einen Tritt seines Pferdes den Draht irgendwo zerreißen, und die ganze Verbindung ist unterbrochen; die Batterie kann nicht schießen, manchmal vielleicht in entscheidendsten, wichtigsten Augenblicken, Leute müssen ausgesandt werden, um den Bruch zu suchen, und es vergeht womöglich eine Stunde, ehe die Batterie wieder feuern kann. Ja man hat täglich seine „Freude“ am Fernsprecher; ich persönlich habe dieser schönen Einrichtung den Tod geschworen. —

Der folgende Tag brachte den Angriff. In stundenlangem Kampf arbeitete sich die Infanterie an das Dorf Wolka heran. Links am Walde war die Lage aber noch völlig ungeklärt, dort sollten Truppen der Nachbardivision angreifen, die aber erst in den Abendstunden dort eintrafen. Mit meinem weit links heraus geschobenen Beobachtungsstande war ich lange Zeit eigentlich der linke Flügelmann unserer Division. Die Russen hatten übrigens auf dem Bahnhof ein sehr ansehnliches Magazin mit Vorräten von Hafer, Gerste, Mehl, Kaffee und Zucker zurückgelassen; die guten Spürnasen unserer Verpflegungs-Offiziere und Unteroffiziere hatten es bald entdeckt. Obwohl der Bahnhof im feindlichen Streufeld lag, entspann sich hier schnell ein lebhafter Verkehr; auf allerlei Fuhrwerken und auch auf Eisenbahnwagen wurden die Vorräte zu den Truppen gebracht. Es war mal wieder ein schöner reichlicher Fang gewesen.

Schon am Abend kamen Nachrichten von der Infanterie, daß Teile des Dorfes Wolka genommen wären. Hinterher stellte sich freilich heraus, daß es sich nur um eine einzelne Gebäudegruppe gehandelt hatte; das Dorf selbst war noch völlig im Besitz der Russen. Solche Irrtümer führen naturgemäß zu falschen Maßnahmen. In der Annahme, daß unsere Infanterie im Dorf sei, wurde das Feuer der Artillerie weiter rückwärts verlegt, um unsere vordersten Schützen nicht zu gefährden, was tatsächlich noch nicht der Fall war.

Bin ich nicht selbst in engster persönlicher Führung mit der vordersten Linie, d. h. befinde ich mich nicht selbst vorn im Schützengraben mit meiner Beobachtungsstelle, so unterrichtet mich stets ein mit Telefon nach vorn gesandter Offizier über alle Vorgänge, die ich nicht selbst wahrnehmen kann. Diesmal war nun die Unglücksstippe zerstört worden, die Verbindung noch nicht wieder hergestellt und die Richtigkeit der von vorn kommenden Nachrichten somit nicht zu prüfen.

Im Laufe des nächsten Tages wurde jedoch Wolka endgültig von den Unfern mit Sturm genommen. Gegen Abend, als es schon zu dämmern anfang, stand der Erfolg fest; die Artillerie wurde stoffelweise vorgeschoben, und auch ich mit meiner Batterie folgte bis in die Nähe des genommenen Dorfes, um von dort aus den etwa 2 Kilometer dahinterliegenden großen Wald, den der Feind noch stark besetzt hielt, unter Feuer zu nehmen. Diese Waldungen, die jetzt vor uns lagen, waren die Ausläufer des riesigen Urwald- und Sumpfgebietes, das sich nördlich des Bug in meilenweiter Ausdehnung erstreckt und Bjelowjessher Wald genannt wird. — Der Wald, den ich oben als in meiner linken Flanke liegend bezeichnet habe, lag jetzt gerade vor und nördlich meiner Stellung. Gegen denselben entwickelten sich links Truppen einer anderen Division, während wieder links von diesen die Armee Gallwitz in scharf östlicher Richtung die Russen angriff. In der Dunkelheit wurden die Geschütze in einem Wäldchen

in Stellung gebracht; da der Kampf aber vorerst vollständig zum Stillstand gekommen war, konnten auch meine ermüdeten Leute sich bald der Ruhe hingeben. Bald war im Wäldchen ein Stall aufgeschlagen, die Pferde wurden an Stallreihen und Pöttepfählen angeschlaufft, gefüttert und getränkt, und die Mannschaften erhielten das Feldkuchengessen. Die Bedienung schlief in Zelten dicht bei den feuerbereiten Geschützen; unser Offizierzelt fand ebenfalls dicht dahinter seinen Platz. Schnell wurde gegessen und dann das Lager aufgesucht, denn es ist von größter Wichtigkeit jede Minute zum Ruhen auszunutzen und mit seinen Kräften hausälterlich umzugehen.

Nach schöner ruhiger Nacht brach der strahlend sonnige Morgen des 23. August an, desjenigen Tages, an dem Punkt 4 Uhr nachmittags eine Russenflugel meiner kriegerischen Tätigkeit in der Front vorläufig ein Ende bereitete. So sonderbar es ist, — ich habe es schon vielfach im Feldzuge beobachtet, es gibt gewisse Ahnungen; als ich mich bei beginnendem Morgen von meinem Leutnant verabschiedete, um mich durch das Dorf nach meinem am jenseitigen Ausgang dort im Schützengraben gelegenen Beobachtungsstand zu begeben, lag es mir fortwährend auf den Lippen, meinem lieben Kameraden und Freund zu sagen: „Wenn mir etwas passieren sollte, lieber B., so bitte grüßen Sie noch meine Frau!“ — Ich kam innerlich gar nicht von diesen Worten los, wollte sogar nach wenigen Schritten noch einmal umkehren, ließ dann allerdings doch meine Gedanken unausgesprochen.

Durch das halb verbrannte, halb zerstörte Dorf gelangte ich zum nördlichen Ausgang, wo mir meine Leute wenige Schritte hinter dem Schützengraben ein Loch zum Beobachten gebuddelt hatten. Das Buschwerk des Gartens deckte uns einigermaßen gegen Sicht. Etwa 3–400 Meter vor uns begann der Wald, und im Waldbrande und noch etwas davor lagen die russischen stark besetzten Schützengräben. Jede Bewegung darin, jedes im Anschlag liegende Gewehr konnte ich durch mein Scherenfernrohr deutlich wahrnehmen. Wir begannen bald den Russen Schrapnells und Granaten in ihre Gräben zu senden; bei der günstigen Beobachtung konnten wir die Schüsse so genau in die russischen Gräben legen, daß mit Bestimmtheit auf Wirkung zu rechnen war. Und richtig, es wurde ihnen bald zu viel da drüben; ob sie etwas von unserm Beobachtungsstand gesehen haben oder sich an unserer Infanterie schadlos halten wollten, sei dahingestellt, kurz sie begannen uns in unserm Dorfende ganz gehörig mit schweren Granaten zu beschleßen; bald wurde es derart ungemütlich, — ein solcher Brummer schlug etwa 10 Schritte von uns ein, ein anderer sogar nur fünf Schritte vor meinem Stande und überschüttete uns völlig mit Erde, so daß ich mich entschließen mußte, meine Beobachtungsstelle etwa 50 Schritte links seitwärts in den Schützengraben auf freies Feld zu verlegen, denn bei so schwerem Feuer ist eine Beobachtung auf die Dauer nicht durchzuführen. Kaum saß ich in meinem neuen Graben, da bemerkten wir Bewegung bei den Russen. Einer nach dem andern kam an einer bestimmten Grabenstelle herausgelaufen und lief in den Wald zurück. Nun wurde ihnen aber ganz gehörig eingeheizt, Schuß auf Schuß sauste in die Gräben, hinter sie und in den Wald hinein. Es war deutlich erkennbar, der Gegner ging vor unserer Front zurück. Doch auch links von uns, wo wir gestern erst lose Fühlung mit dem Gegner gewonnen hatten, war jetzt lebhafter Schlachtenlärm hörbar, der sich immer mehr in den Wald hineinzog, ein Zeichen, daß wir im siegreichen Vorgehen waren. Dumpf dröhnten von Norden die Kanonen der Armee Gallwitz, günstige Nachrichten kamen von dort her; Großes stand auf dem Spiel, es galt den Gegner in rücksichtsloser Weise zu verfolgen, um ihn in die Sümpfe und in die undurchdringlichen Wälder zu werfen. Und so kam denn auch der klare, nicht mißzuverstehende Befehl: „Energischste Verfolgung des Feindes, ohne jede Rücksicht auf Strapazen und Verluste!“

So ging die Hez dann los, immer vorwärts in den Wald hinein, nicht rechts nicht links gegudt, Patrouillen-schleier voran, dann Schützengruben, geschlossene Massen der Infanterie, dahinter die Batterien. Alle, wie wir waren, in gehobener Stimmung, wie es nun einmal immer ist, wenn man einen schönen neuen Erfolg erzielt hat. Aber das unübersehbare Waldgelände bot auch für uns als Verfolger die denkbar größten Schwierigkeiten; ganz abgesehen von dem Durchkommen durch das Unterholz mußte man jeden Augenblick gewärtig sein, auf nahe Entfernung vom Gegner mit Feuer beschüttet zu werden. Und so kam's denn auch. Während die Infanterie unserer Brigade sehr schnell vorwärts kam, waren die Fortschritte weiter links langsamer, es entstand eine größere Lücke, und plötzlich hatten wir in der unmittelbaren Flanke der Batterien Russen, die allerdings vorläufig noch keine Ahnung von unserer Anwesenheit hatten. Um aber jeder unliebsamen Ueberraschung vorzubeugen, entwickelte der Kommandeur des uns zunächst befindlichen Infanterie-Regiments mehrere Kompagnien mit einigen Maschinengewehren nach der linken Flanke, um uns zu sichern und den Russen in die Weichen zu stoßen. So schoß es denn bald lebhaft vor uns,

links von uns, rechts von uns, kurz überall, wir Batterien mitten drin aber zur Untätigkeit verdammt, da wir an dieser Stelle im Hochwald auch nicht die geringste Möglichkeit hatten, das Feuer zu eröffnen. Zum Ueberfluß schoß jetzt auch noch russische Artillerie wild in den ganzen Wald hinein, streute mit schweren und leichten Geschossen alles ab, wobei es ihr anscheinend ziemlich gleichgültig war, ob sie ihre eigenen Truppen oder uns traf, denn irgend welches Merkmal, die beiderseitigen Linien auseinander zu halten, hatte sie unmöglich. Der russische Segen ging glücklicherweise ohne Verluste über uns hinweg, und schließlich bekamen die Batterien auch wieder Befehl weiter vorzurücken. Meine Batterie hatte die Führung; sie sollte sofort selbstständig in Stellung gehen, falls die Umstände es erforderten. Borne schoß es weiter, von unserer Infanterie war nichts zu sehen, es war ein ungemütliches Vorwärtstappen. Vor meiner Batterie reitend, kam ich plötzlich aus dem Hochwald an eine große Fläche, die mit einer Fichtenschonung von etwa 2 Meter Höhe in ein Kilometer Tiefe bestanden war. Hinter ihr war wieder höherer Wald sichtbar. Vom Feinde nichts zu sehen, von der eigenen Infanterie auch nichts zu sehen. Aber jetzt knallte es doch erheblich näher, und die Kugeln piffen deutlich hörbar an uns vorüber. Ich hielt es nicht mehr rasam, die Batterie weiter vorzuziehen, sondern ging mit der Batterie in Stellung, um für alle Fälle bereit zu sein. Ich selbst ritt mit einem anderen Batteriechef weiter nach vorn durch die Kusseln, um zu versuchen, irgendwo einen Ueberblick zu erhaschen. Kaum 300 Meter vor der Batterie knallt ein Schuß, und eine Kugel pfeift so dicht bei uns, daß mein Kamerad sagt: „Hören Sie mal, hier müssen wir uns dünne machen, vielleicht rechts ausbiegen, denn das schoß ja hier aus allernächster Entfernung.“ Ich wendete mein Pferd im Schritt rechts herum, da fühlte ich plötzlich einen Schlag gegen meinen rechten Arm, als ob mir einer mit einer Eisenstange darauf geschlagen hätte. Der Arm flog in die Höhe, Unter- und Oberarm standen im rechten Winkel zu einander, aus einer Wunde im Oberarm schoß in starkem Strahl das Blut hervor; vom Helm bis zu den Stiefeln war ich bald bespritzt, ebenso Karte, Handschuh und Pferd. — „Ich bin getroffen!“ — Ich versuchte den noch immer hochstehenden, gewinkelten Arm herunterzustrecken, was mir nicht gelang, bis er schließlich selbst schlaff niederfiel. „Kinder, ich bin verwundet, helft mir vom Pferde!“ — Sofort waren mein treuer Burche Rudolph und meine Melbereiter um mich, hoben mich vom Pferde und legten mich auf die Erde. Ich sagte noch „schnell zurückbringen“, dann wurde es mir schwarz vor Augen, ich verlor infolge des starken Blutverlustes die Besinnung. Als es bei mir wieder zu dümmern anfang, war es mir zunächst, als wenn ich von einer Verwundung nur geträumt hätte, dann aber hörte ich lebhaftes Stimmengewirr: „Sanitätsunteroffizier“ — „Arzt“ — „Unser Hauptmann ist verwundet“ und erwachte

schließlich ganz zur Wirklichkeit. Bald hatte man mir mit drei Verbandspäckchen notdürftig die Wunde verbunden, da merkte ich plötzlich unter den mich Umstehenden Schreien und Unruhe und fühlte gleichzeitig, daß ich über und über mit Erde bespritzt wurde. Eine schwere Granate war dicht neben uns eingeschlagen, aber ich hatte in meiner Betäubung den Krach überhaupt nicht gehört. Nun hieß es schleunigst hier fort. Mühsam trugen mich meine braven Leute einige hundert Schritt auf einem Mantel zurück, dann kurze Erholungspause. — „Herr Hauptmann, der Herr Major ist auch hier!“ — Ich sah um mich und erblickte meinen Kommandeur neben mir knieend; mit freundlichen, ehrenden Worten nahm er von mir Abschied. Wenige Tage drauf wurde er selbst verwundet. — Zunächst auf einer Zeltbahn, dann auf einer Krankentrage brachte man mich weiter zurück zu den Prozen, wo mich ein lebenswürdiger Stabsarzt in sorgsamster Weise aufs neue verband. Und dann ging die Reise los. Rückwärts, immer weiter rückwärts, zum Lazarett, zur Behandlung. Auf einem kleinen Bauernwagen in Stroh gebettet in Begleitung meines Sanitätsunteroffiziers und meines zweiten Burchen Deutschmann, fuhr ich tagelang, bis ich die mir bestimmte Krankensammelstelle erreichte, die mich mit Krankenauto schneller und bequemer abbefördern konnte. Doch bis ich dorthin kam, hatte ich zwar noch mancherlei Schmerzen auf meinem stützigen Wagen auszuhalten, erlebte aber auch noch eine der schönsten Stunden meines Lebens, als mir Excellenz Generaloberst von Boursch, unser hochverehrter Armeeführer, persönlich das Eiserne Kreuz erster Klasse überreichte. Unter den vielen, mich Beglückwünschenden, — fast alles liebe alte Bekannte, die bei dieser Gelegenheit zugegen waren, — befand sich auch ein Herr in bürgerlicher Kleidung mit hoher Krimmermütze. „Gratuliere, Herr Hauptmann; gratuliere, Herr Hauptmann,“ drang seine helle Stimme zu mir. Es war Sven Hedin! —

Mit dem Krankenauto ging's in schneller Fahrt vorbei an prächtigen Gütern und fruchtbaren Ländereien bis Warschau, über die von den Pionieren geschlagene Brücke in die Stadt hinein. Viel konnte ich von der Hauptstadt Polens nicht mehr sehen, denn in einigen Stunden sollte die Eisenbahn mich weiter zum Kriegslazarett bringen. In Warschau herrschte reges Leben auf den Straßen und in den Lokalen: in vielen der letzteren spielten Musikkapellen; man merkte nicht viel vom Kriege. Auf dem Wiener Bahnhof wurden wir Verwundeten von freundlichen Schwestern mit allerlei Erfrischungen bedacht, und dann konnte die Reise weitergehen. Eine Nacht und einen halben Tag noch in der Eisenbahn, dann war ich an meinem vorläufigen Bestimmungsort angelangt, wo ich beste Aufnahme und Pflege fand. Nun heißt es in der Heimat die Genesung abwarten, bis man sich wieder fürs Vaterland nützlich machen kann.

Die feste Burg Tirol.

Wenn die Karpathen ein starker Wall waren gegen Rußlands menschenverschwenkerischen Ansturm: die Gletscher und Grate, die vereisten Rippen, die Riesenfelder ewigen Schnees, die gegen Italien die Grenzen Tirols umsäumen, machen Andreas Hofers Heimat zu einer einzigen, unbezwinglichen Trugburg. In allen Tälern, die nach Süden, nach Osten, nach Westen führen, bin ich jetzt herumgewandert, im Walsugana, im Tonalegebiet, rund um den Cima d'oro im äußersten Süde, am kühlen Stiller See hab' ich Stellung um Stellung gesehen, — überall hier ist's traurig für den Feind, überall hier ist's, wie ein gefangener Alpinist selbst gefand, stets nur das gleiche, stets nur das unvermeidliche „Wettrennen in den Tod.“ Das Land selbst stellt die Zinnen und Zaden, die Wälle und Bastionen, die man eigentlich kaum bauen mußte, denn sie wuchsen alle fast fertig schon aus dem Stein. Auf ihnen stehen, wo sonst kaum Touristen, alpine



Der Krieg im ewigen Schnee.

Fanatiker sich hinwagten, jetzt die 1. u. 1. Soldaten. Schußbereit: einen Treffer bei jeder Kugel im Lauf. Und wenn sie's verdienten, man hätte beinahe Mitleid mit diesen armen Italienern, die sich hier im weißen Gletscherreich Siege und Wege schaffen sollen, ohne Gens zu sein, ohne Adler zu sein. . .

Wohin man gehen will: der Aufstieg führt in endlosen Rehren hinauf. Verlassen und vergessen, ganz eingesperrt in Stummheit und Trauer, grüßen eine Weile noch all die berühmten Alpenkurorte mit einem Überfluß an Autostrassen, Fremdenpensionen und Hotels, in denen sonst kein Plätzchen für schweres Geld zu haben ist und die seit mehr als Jahresfrist keinen Gast mehr gesehen. Dann aber hört bald alles auf einmal auf: Kurort, Menschen — wenn man die Hechtgrauen ausnimmt, — Zivilisation und Baumwuchs. Die Hechtgrauen stehen und warten, wo die Landschaft weiß ist und weiß bleibt. Man muß bis zu den Gletschern hinauf,

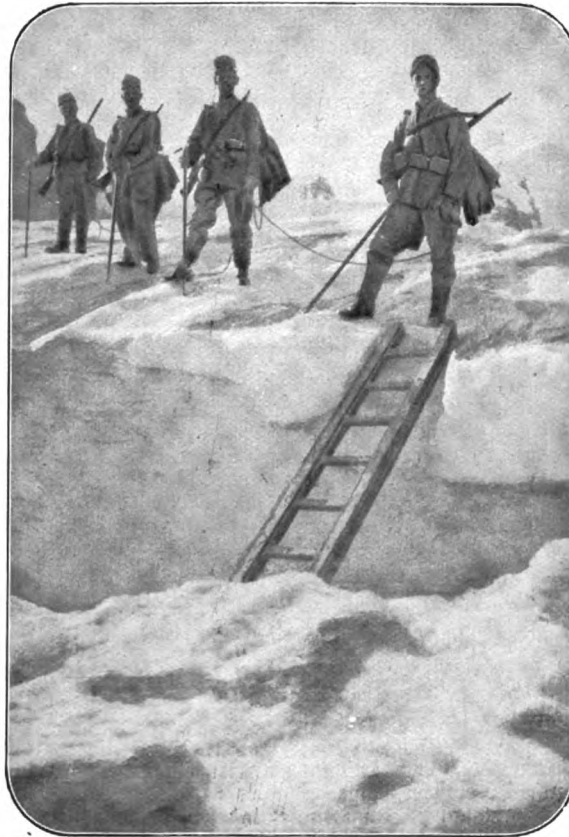
wenn man sie besuchen will. Dort haben sie sich Schützengraben in das Eis gehauen, haben sich Wohnstätten in tiefe Felsen gesprengt. Labyrinth sind in hartem Kalkgestein entstanden, Labyrinth mit dreißig Meter langen, lichtabgetehrten Gängen, die ins Berginnere der Stadt führen, die dort erst mit Straßen und Gassen und Plätzen beginnt. Machtlos bleibt vor ihnen auch des Feindes schwerste Artillerie. Er mag die unterirdischen Felsenstädte mit tausenden von Granaten der umfangreichsten Kaliber überschütten — und er tut es auch: neulich einmal sechstausend Stück in ganz kurzer, pausenloser Frist, — die Mannschaften in der Bergstadt hören sie überhaupt nicht. Und auch da, wo das Gebirge keine Söhne nicht unmittelbar mit seinem breiten, steinernen Rücken deckt, spotten unsere Soldaten des Feindes. Oft genug wissen es die Italiener, wo ungefähr diese peinlichen f. u. i. Batterien stehen, die so furchtbar lebendig werden, sobald die Alpini sich nur irgendwo zum saueren Angreifen anschicken. Aber die f. u. i. Batterien stehen meist so, daß jede artilleristische Zielsicherheit zu einem phantastischen Verlangen wird. Fliegt ein Schuß von den Österreichern in die Schützengraben des Feindes hinüber, so antworten acht Granaten wenigstens von der italienischen Seite. Hier davon purzeln in der Regel in den Abgrund, die andere Hälfte bohrt schöne, weiße Trichter in den Schnee. Und die f. u. i. Kanoniere lachen. Und schicken weiter ihre Grüße drüben in die Schützengraben.

Die höchsten Zaden und Zinnen der Bergburg Tirol sind natürlich zugleich ihre wichtigsten. Von den höchsten Punkten kann man die Nachbarberge, kann man die Hänge und Täler überschauen. Wer scharfe Augen hat, kann oft mit unbewaffnetem Blick hinducken und verfolgen, was die Italiener in ihren Schützengraben treiben. Im Bergland Tirol gibt's für Flieger nur übermäßig schwierige und meist sehr undankbare Aufgaben. Schließlich geht's auf irgend einer Talwiese, daß ein Flugzeug sich hochschraubt. Schwieriger schon ist's, sich tausend oder fünfzehnhundert Meter über mehr als dreitausend Meter hohe Gipfel hinaufzuschwingen. Und muß ein Flieger gar auf Gletscherfeldern niedergehen, so mag die Frage, wie wohl wieder hochzukommen wäre, nur recht unbefriedigende Antwort finden. Die italienischen Flieger verzichten also lieber auf ihr Erscheinen. Aber die italienischen Patrouillen, die Alpini raufen so ziemlich ohne Unterlaß um den Besitz der höchsten, schneeweißen Gipfel, deren Ausguck all das erzählen könnte, was sonst nur die Flieger ihren Kommandanten heimbringen.

Allerlei lustige Dinge werden von diesen Raufereien und Kämpfen um die Ausguckspitze im Grenzgebirge erzählt. Da war der späte Monte Scorluzzo, den die Italiener — er steht ja auch auf italienischem Reichsboden — schleunigst zu Kriegsbeginn besetzten, weil sie wußten, wie lohnend sein Ausblick war. Aber ein blutjunger f. u. i. Leutnant ärgerte sich über die italienische Besitzergreifung eines schönen, fernsichtgewährenden Berges um so mehr, als vierzig ganze Mann unter seinem Kommando standen. Eines Tages begannen von irgendwo zwei österreichische Geschütze Schrapnells zu schicken auf den fernsichtgewährenden Monte Scorluzzo. Zur gleichen Zeit entwickelte der Herr Leutnant sein Armeekorps von vierzig ganzen Mann zum Feuergefecht. Vor Verblüffung über die Reckheit ließen sich die Italiener vom Scorluzzo herunterwerfen, ehe sie noch recht wußten, was eigentlich vorging. Cadorna hat den Gipfel seither amtlich schon zehnmal erobert. Die Österreicher, die merkwürdigerweise im Scorluzzoabschnitt grundsätzlich nur in Stellungen anzutreffen sind, die Cadorna amtlich bereits eroberte, haben sich freilich seither vom Scorluzzo nicht fortgerührt. Dies italienische Mißgeschick ist übrigens noch lange nicht so heiter, wie etwa die Geschichte vom Passo Paradiso, der gleichfalls eine schöne Fernsicht gewährt und gleichfalls — im Tonalegebiet, also auf ganz anderem Kampfabschnitt gelegen — auf italienischem Boden steht. Vor Kriegsbeginn hatten die

Italiener die Klugheit, tagtäglich eine stärkere Patrouille zum Passo Paradiso hinaufzuschicken. Man konnte ja nicht wissen, wann der Zeitpunkt endlich da war, um über den Bundesgenossen herzufallen. Dann brauchte man den Passo Paradiso . . . Die Alpinipatrouille kam in der Regel mittags an, blieb ein paar Stunden, zumal die Sonne warm den Gletscher bestrahlte. Abends um sechs marschierte man dann wieder zu Tal, zumal die Kälte empfindlich wurde. Eines Tages erklärte der König von Italien dem Kaiser von Österreich den Krieg. Das wußte die ganze Welt in der nächsten Minute, aber wer es nicht wußte, das war die Alpinipatrouille. Sie war auf den Passo Paradiso gekommen, als es warm war, und sie war abermals um sechs abmarschiert, als es kalt wurde. Am nächsten Tag wußte die Patrouille, daß der Krieg ausgebrochen war. Sie stieg schleunigst zum Passo Paradiso empor. Dort stand aber schon eine f. u. i. Skitrouille und begrüßte die Alpini herzlich. Die Skileute hatten die Geschichte vom Kriege schon am Abend vorher erfahren und waren sofort losmarschiert: die Alpini machten seit jener Anschlußverspätung nie wieder Mittagsrast auf dem Passo Paradiso, obwohl auch ihn Cadorna amtlich längst und wiederholt erobert hat.

In Schützengraben und Deckung harret die tiroler Wacht auf ihren Burgen der feindlichen Angriffe, die ein paar Mal allerdings mit größerem Alpiniaufwand ver sucht und mit ebenso großem Verlust für den Angreifer regelmäßig zurückgeschlagen wurden. Die verwegensten Helden, die tollkühnsten Burtschen sind dort aber doch die f. u. i. Menschen auf Ski's, die auf den Feind in Deckung und Kaverne nicht erst warten wollen, sondern ihn über's Gletscher eis suchen gehen. Oft nachts geht ihr Marsch zu den einsamen, schweigenden Gipfeln hinauf; sie beginnen den Marsch in einer Region, deren Nächte sechs Grade Kälte aufweisen, ihr Ziel ragt in einem Bezirke, der die sechs Grade auf zwanzig und fünf und zwanzig Grade rücken läßt. Nur tiroler Lungen, nur die Muskeln eines berggeborenen Volkes halten solch einen Aufstieg, dessen Gelingen ganz auf die Kunst und Ausdauer des Atmens, überdies auf das Mustelspiel gestellt ist, in gleichem Tempo so aus, daß vierhundert, fünfhundert Meter Steigung in der Stunde bei normaler Schneebeschaffenheit zugleich auch die normale Marschleistung darstellt. Es muß übrigens, wenn die Burtschen mit Mantel, Seil und Stöcken losziehen, ein



Eine österreichisch-ungarische Patrouille im Begriff, in 3000 m Höhe eine Gletscherpalte zu überschreiten.

sicheres, soldatisches Marschieren sein, fast wie auf flachem Land. Hinauf ein Hilfsmittel: die beiden Stöcke, an denen der Arm sich hochzieht, so daß die Arbeit des Aufstiegs zwischen Arm und Bein geteilt wird. Hinunter ohne Stock: die Geschicklichkeit, die Biegsamkeit der Hüften allein muß lenken. Sie kommen alle schnell zur Höhe. Aber in die Tiefe sausen sie wie der Wind. Fünfzig Kilometer Stunden geschwindigkeit ist die gewöhnliche Marschleistung zu Tal. Sie sausen hinunter mit den Erkundungen, wissenswert für die Befehlshaber, die sie darnach aussandten. Mit den Erkundungen, um deren Willen sie sich mit zehnfach und oft zwanzigfach stärkerem Feind seelenvergnügt herumschlagen, wobei der Stärkere bislang immer noch den Kürzeren gezogen hat. Mit jenen Erkundungen, die dann sehr schnell die Hauptbügen und die schweren Mörser in die unangenehmste Granatensprache übersetzen. Nur in den Deckungen, in den festen Schanzen hinter den ausgiebigsten Stachelbrauttreiben sind die Leute nicht immer vergnügt. Sie beneiden die Skiameraben, die wenigstens dort oben auf den höchsten Kaminen sich ab und zu in den Schnee werfen und über's Eis auf plötzlich auftauchende Alpinikompanien losknallen können. Sie finden, daß sie „zu wenig Feind“ haben.

„Wir sind das reinste Hinterland,“ seufzen sie von Graben zu Graben, „Cadorna geht immer nur amtlich erobern.“

Cadorna aber läßt sich aus der Kunktorrolle beileibe nicht herausdrängen. Er weiß, warum. Er kennt Andreas Hofers Land. Er kennt Andreas Hofers Leute.

Kriegschronik:

7. Oktober: Angriffe bei Souain, westlich der Straße Somme-Py-Souain, bei Tahure und Ville-sur-Tourbe abgeschlagen. — Fortschritte vor Düna-burg, am Dryswjati-See, bei Smorgon und Ku-likowice am Styr. Kämpfe bei Czartorysk, nörd-lich Dubno und an der Pultilowka. — Beginn der Kämpfe gegen Serbien.
8. Oktober: Vergebliche Angriffe an der ganzen ostgalizischen und wolhynischen Front; die Dör-fer Lisowo und Galucia erobert. — Der Über-gang über Donau, Sape und Drina nimmt einen günstigen Verlauf.
9. Oktober: Englischer Angriff nordöstlich Vermelles abgeschlagen. Fortschritte bei Coos, Leintrey und in der Champagne. — Garbunowka südlich Illux-erfüllt. — Zwei Armeen unter Generalfeldmar-schall von Mackensen haben Sape und Donau überschritten. Belgrad erfüllt. Die Armee von Gallwitz überschreitet die Donau abwärts Semen-dria an vielen Stellen.
10. Oktober: Deutsche Stellungen bei Tahure zurück-gekommen. — Bei Illux 8 km russische Stel-lung erfüllt. Reiterkämpfe bei Kuchocka-Wola. Ver-gebliche russische Angriffe bei Tarnopol. — Die Höhen südlich Belgrad erobert.
11. Oktober: Die Donau auf der ganzen Front Sa-bac-Gradište überschritten. Der grüne Berg bei Belgrad erobert. Serbische Stellung bei Ram er-füllt; die Deutschen erbeuteten 17, die Österreich-Ungarn 35 serbische Geschütze.

12. Oktober: Erfolgreiche Kämpfe gegen die Fran-zen bei Souchez und Tahure. — Russische Stel-lungen bei Illux erobert. — Stadt und Festung Semendria genommen. Der Cipar-Berg östlich Belgrad erfüllt. — Griechenland erklärt seine bewaffnete Neutralität.
13. Oktober: Vergebliche Angriffe bei Tahure. — Düna-burg durch Luftschiffe bombardiert. Angriffe der Russen bei Smorgon und an der Strypa ab-gewiesen. — Die Höhen beiderseits der Topciderka erfüllt; Vormarsch der Bulgaren in der Rich-tung Knazewac.
14. Oktober: Englische Gasangriffe von Ypern bis Coos abgeschlagen. Vergebliche Angriffe bei Illux und Tahure. — Fortschritte bei Illux, an der Strypa und bei Tarnopol. — Einige Werke von Pozarevac genommen. — Erfolgreicher An-griff deutscher Marineluftschiffe auf London.
15. Oktober: Luftbombardement der Bahnhöfe von Chalons und Vitry le François. — Russische An-griffe bei Düna-burg blutig abgewiesen; Luft-schiffbomben auf Minsk. — Ganz Pozarevac er-obert. Die Bulgaren nehmen die Pashhöhen zwis-schen Belgradlik und Knazewac.
16. Oktober: Kämpfe am Hartmannsmüllerko-f und bei Leintrey. — Vergebliche Angriffe bei Wesso-lowo und Smorgon. — Der Branovo-Berg bei Semendria und Smoljinac bei Pozarevac erfüllt. Die Bulgaren nehmen die Ostforts von Zajecar. England erklärt an Bulgarien den Krieg.
17. Oktober: Vergebliche handgranatenangriffe bei Vermelles und Roclin-court. — Fortschritte östlich

- Mitau und nördlich Gr. Eckau; starke Angriffe bei Düna-burg und südlich Smorgon abgeschlagen. Russen auch bei Mulczyce über den Styr gewor-fen. — Südlich der Bahn Belgrad-Palanka wur-den der Petroogrob und der Roalaberg genom-men. Die Bulgaren haben den Übergang über den unteren Timok erzwungen.
18. Oktober: Vergebliche Angriffe der Engländer bei Vermelles und der Franzosen bei Tahure, Leintrey und am Schrahmannle. Belfort mit Luft-bomben belegt. — Fortschritte südlich Riga und westlich Illux; Angriffe bei Jakobstadt, Smor-gon und beiderseits der Bahn Ljachowitsch-Baranowitsch abgewiesen. — Fortschritte südlich Belgrad; südlich Pozarevac sind Mlornice und Bozevac genommen. Die Bulgaren besetzen die Höhen von Muslin-Percin und Babim-Zub; weiter südlich bringen sie über Egri-Palanka vor.
19. Oktober: Südlich Riga die Düna östlich Barko-witz erreicht; Angriff nordwestlich Jakobstadt ab-gewiesen. — Obrenovac genommen; Bodanj und Mala-Krna erkämpft. Die Bulgaren drangen gegen Zajecar, Knazewac, über Jnomo und gegen den Kessel von Piroi weiter vor, nahmen Wranje und haben die Linie Egri-Palanka-Stip be-eis über-schritten.
20. Oktober: Vorstoß nordöstlich Prunay. — Fort-schritte nordwestlich Mitau. Die Kämpfe am Styr dauern an. — Vordringen auf Sabac, Kämpfe südlich Ripanj und südlich Lucia-Bozevac. Die Bulgaren überrumpeln Sultan-Tepe (bei Egri-Palanka); Vormarsch auf Kumanowo.

Der Krieg gegen Serbien.

Die Macht der Lüge, mit der unsere Feinde gegen uns kämpften und meinten, ihrer ungerechten Sache neue Bundes-genossenschaften zuführen zu können, um ihre Hinterlist und Schande, wie sie in dem Überfall auf Deutschland und seinen

österreichisch-ungarischen Bundesgenossen in vielfacher Über-macht offenbar ward, noch himmelschreiender zu machen — die Macht der Lüge ist am Zusammenbrechen. Man beginnt in der Welt die wahre Ursache dieses Krieges zu begreifen



Generalfeldmarschall von Mackensen am Kartentisch. Phot. Steinhorn.



General der Artillerie von Gallwitz.

oder doch zu ahnen, beginnt mit der wachsenden Bewunderung Deutschlands und seiner Bundesgenossen unsere Notwehr und unser reines Gewissen zu erkennen. Die scheinheiligen diplomatischen Künste des Vierverbandes verfangen

nicht mehr. Vor allem: die Balkanvölker erkennen, was sich hinter seinen Intrigen und Machenschaften verbirgt. Bulgarien hat den ersten Schritt getan und sich auf die Seite der gerechten Sache gestellt, die zugleich seine eigenste ist, wenn es Luft und Lebensfreiheit haben will. Als die deutschen und österreichisch-ungarischen Bataillone unter Madenssen, Gallwitz und Köveß sich in Marsch setzten, um den neuen Abschnitt des Krieges, vielleicht den wichtigsten, einzuleiten, dem Volke zu Leibe zu gehen, das in grauenhaftem Frevel den Weltkrieg entfachte, und durch Serbien hindurch, die Verbindung mit der Türkei und vielleicht — nach Ägypten hin zu schaffen; als nach kurzem, blutigem Kampf Belgrad und Semendria gefallen waren, konnte man damit rechnen, daß alsbald auf den Donner der siegreichen Kanonen, die von Norden her immer näher dröhnten, auch bald die bulgarischen Geschütze antworten und sich gegen das Volk richten würden, das Bulgarien um seine Siegesbeute gebracht hat. Auf die Eroberung von Semendria folgte unmittelbar die Er-

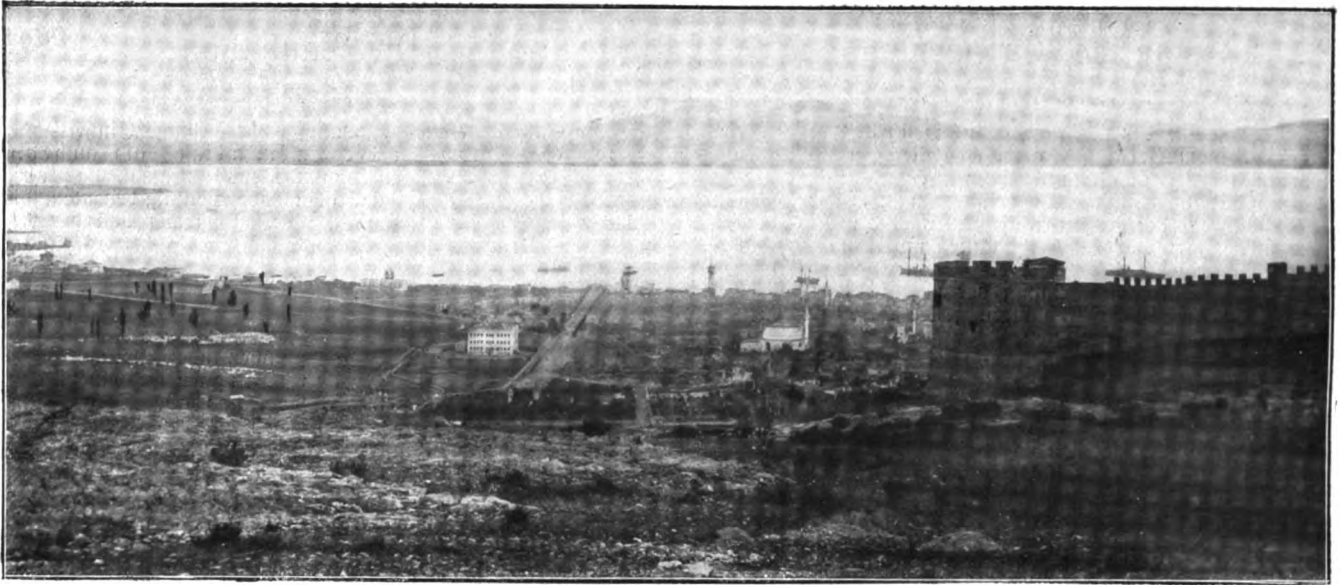


General der Infanterie Köveß von Köveßbaza.

öffnung des zweiten bulgarischen Krieges gegen Serbien. Man hat den Eindruck, daß sich jetzt das wohlverdiente Geschick des königsmörderischen Staates vollziehen wird. Zwar landet, ohne die griechische Neutralität zu achten,



Der Hafen von Saloniki. Phot. Leipziger Presse-Büro.



88

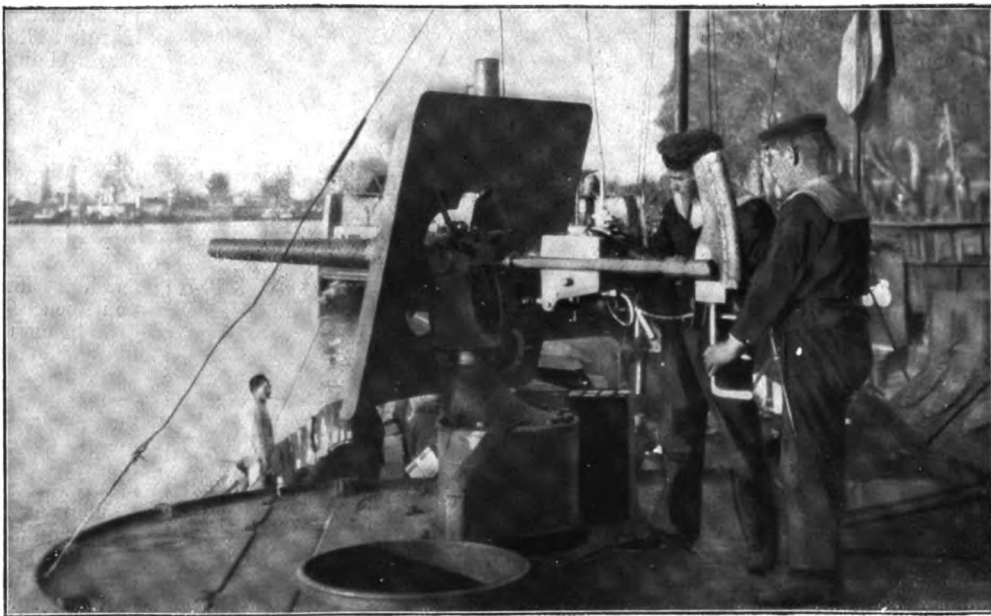
Blick von der alten Zitadelle auf den Hafen von Saloniki.

88

der Vierverband immer noch Truppen in Saloniki, die zum Schutze Serbiens verwandt werden sollen, aber bisher nicht in Marsch gesetzt wurden, wobei noch ungewiß ist, aus welchen Gründen.

Wahrscheinlich auf den Einspruch der griechischen Regierung hin, vielleicht auch infolge von Meinungsverschiedenheiten im Vierverband.

Jedenfalls beginnt es jetzt auch bei unseren Feinden zu dämmern, welche Grube sie sich selbst gegraben haben. Ueberhaupt mehrten



88

Österreichisch-ungarischer Donaumonitor. Phot. Welt-Press-Photo.

88

sich die Anzeichen dafür, daß seit längerem schon im Vierverbande nicht alles stimmt, in der letzten Zeit auffallend. Man gewinnt den Eindruck, als ob der Gegensatz zwischen Frankreich und England, der schon des Oesteren zu Tage trat, immer deutlichere Formen annimmt.

Und gerade der Umstand, daß Delcassé, der neben Tswolsty und Grey am meisten auf den

Krieg hingearbeitet hat, in der unstreitig entscheidungsvollsten Periode aus der französischen Regierung scheidet, gibt zu denken.



88

In den Wällen der Festung Belgrad. Phot. Max Reichlig.

88

Es ist eine der merkwürdigen Eigenheiten dieses Krieges, daß in seinem Verlauf zu gewissen Zeiten der politischen Entscheidung der kleinen Staaten doch eine verhältnismäßig große Wichtigkeit innewohnt. Wir erinnern uns, mit welcher Spannung während der großen russischen Angriffe in den Karpathen darauf geachtet wurde, ob Rumänien mobil machen und tätig in den Kampf gegen Österreich-Ungarn eingreifen würde. Durch eine solche Entscheidung der rumänischen Politik wäre sicher eine wesentliche Erleichterung der Lage für das österreichische Heer eingetreten, und ohne die Besonnenheit des Königs, der sich auch hierin als Nachfolger seines bedeutenden Oheims Karl von Hohenzollern bewährte, wäre es den russisch-französischen Bestrebungen, Lockungen und Drohungen vielleicht doch gelungen, den unbedenklichen Kriegsgegnern in Rumänien zum Sieg zu verhelfen. Auf beiden Seiten sind im Weltkrieg die Kräfte der miteinander ringenden Staaten-Gruppen im ganzen genommen einander so gewachsen, daß besonders in den Augenblicken der höchsten Spannung das Hinzutreten eines an sich nicht großen Gewichtes hier wie dort bedeutende Wirkungen auszulösen imstande wäre. Natürlich darf freilich niemand glauben, daß letzten Endes für ein Volk wie das deutsche, Sieg oder Niederlage davon abhängen könnte, wie sich ein Kleinstaat oder eine Mittelmacht militärisch zu uns stellt. In Deutschland ruhen so gewaltige Kräfte, daß selbst eine augenblicklich ungünstige Wendung keine Entscheidung auf die Dauer bedeuten könnte. Für den Augenblick aber kann allerdings viel darauf ankommen, ob dreihunderttausend Mann brauchbare Truppen in die eine oder in die andere Wagschale fallen. Aus diesem Grunde begrüßen wir auch das Eintreten Bulgariens in den Kampf an unserer Seite mit einem Gefühl lebhafter Befriedigung.

Unsere bulgarischen Bundesgenossen werden es trotzdem oder gerade darum verstehen, wenn wir in diesem Augenblick das Wort „Dank“ vermeiden. Es würde nicht richtig die innere Natur des Verhältnisses zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn und der Türkei auf der einen, Bulgarien auf der anderen Seite ausdrücken. Wenn von „Dankbarkeit“ die Rede ist, so läuft dabei leicht etwas von der Voraussetzung unter, daß der eine Teil, um dem anderen zu helfen, seine Interessen hintenansetzt oder ein Opfer bringt. So aber stehen die Dinge zwischen uns und den Bulgaren nicht. Bulgarien macht durch seine Teilnahme am Kriege keine sogenannte deutschfreundliche Politik, sondern es macht rein bulgarische Interessenpolitik, und es ist gut so, ja, es ist das einzig Richtige, daß dem so ist. Wäre es anders, so könnte das Bündnis nicht halten und liefe Gefahr, in einem schwierigen Augenblick zu zerreißen.

Ohne Zweifel sind die Bulgaren das stärkste und das zukunftsreichste Volk am Balkan. Sie sind es sowohl den Serben als auch den Griechen gegenüber darum, weil sie ungeteilt das Kernstück der Balkanhalbinsel einnehmen. Die Serben sind nur zum Teile ein Balkanvolk; alles, was von Serben nördlich der Donau und der Save wohnt, einschließlich der Kroaten, die ja auch reine Serben sind, gehört ins Donaubeden, und ist durch die geographische Lage dieses Wohnsitzes von Natur dazu bestimmt, von demjenigen Staate beansprucht zu werden, zu dem die Hauptmasse der übrigen Donauländer gehört.

Darin liegt, vom serbischen Standpunkt aus betrachtet, das politische Verhängnis der serbischen Nationalität. Soll

sie zur Einheit gelangen, so müßte der serbische Einheitsstaat sowohl den Nordwesten der Balkanhalbinsel, als auch den Nordwesten des mittleren Donaubedens umfassen, das aber würde eine geographisch-politische Voraussetzung bedeuten, die den Bestand einer Großmacht im Donaugebiet von der Art Österreich-Ungarns aufhebt. Solange ein solcher Großstaat vorhanden ist, läßt sich die Idee der serbischen Einheit immer nur in der Weise verwirklicht denken, daß sich das gesamte Serbentum in einem engeren oder weiteren Anschluß an die

Habsburgische Monarchie zusammenfindet. Zwischen Österreich-Ungarn und einem Serbien, das alle Serben umfassen will, ist daher ein nie zu vereinigender Gegensatz vorhanden.

Anders Bulgarien. Die bulgarische Nationalität ist von merkwürdig zusammengefügter Herkunft. Ursprünglich wohnten auf dem heute ganz oder überwiegend von Bulgaren besetzten Gebiet indogermanische Völker, die Thraker, Makedonen und andere. Während des halben Jahrtausends der römischen Herrschaft auf der Balkanhalbinsel wurde ihre Bevölkerung mit Ausnahme der griechisch bleibenden Küstengebiete und des illyrisch-albanesischen Berglandes romanisiert. Zur Völkerwanderungszeit durchzogen die Goten die Halbinsel und erhielten hier von den Kaisern vorübergehend auch Wohnsitz ange-wiesen; dauern Spuren hat aber diese gotische Durchwanderung nicht hinterlassen. Danach kamen slavische Stämme über die Donau und breiteten sich auf beiden Seiten des Balkangebirges, vom Schwarzen Meer bis an das albanische Gebirge und bis nahe an die Küste des Ägäischen Meeres aus. Vor dieser slavischen Invasion floh ein großer Teil der romanisierten Vorbevölkerung auf das linke Donau-Ufer und breitete sich dort in der walachischen Tiefebene und jenseits der Karpathen, im heutigen Rumänien und Siebenbürgen, aus. Kleine Teile



Zar Ferdinand I. von Bulgarien.

blieben in dem Bergland zwischen den alten Landschaften Makedonien, Epirus und Illyrien sitzen und bewahrten ihre romanische Sprache. Das sind die sogenannten Rugowlachen oder Aromunen, sprachlich und national unmittelbar verwandt mit den Rumänen. Die Rumänen selbst sind nicht, wie vielfach geglaubt wird, die romanisierten Nachkommen der alten Dacier — was aus den Daciern geworden ist, weiß man nicht — sondern die Nachkommen der Bevölkerung, die zur Zeit des römischen Reiches auf dem rechten Donauufer saß und durch den Einbruch der Slaven nordwärts gedrängt wurde.

Zur Zeit der Merovinger im Abendlande kam ein zur finnisch-mongolischen (oder wie andere Forscher meinen zur türkischen) Rasse gehörendes Volk von der mittleren und unteren Wolga herangezogen, ging über die Donau und unterwarf sich die Slaven nördlich und südlich des Balkan. Diese Eroberer waren die Bulgaren. Sie vermischten sich mit den unterworfenen Slaven, gingen der Sprache und dem Blute nach in diesen auf, gaben aber der auf diese Weise entstehenden slavisch-bulgarischen Nationalität einen besonderen Zug nachhaltiger Energie. Die byzantinischen Kaiser litten Jahrhundertlang schwer unter der Bulgaren-Gefahr und verteidigten mit Mühe ihre Residenz und die wichtigen Küstenplätze am Ägäischen Meer, vor allem Thessalonich oder Saloniki, gegen den gefährlichen Feind. Als Rudolf von Habsburg in Deutschland regierte, reichte das bulgarische Zarum vom Schwarzen Meere und der Donaumündung bis an das Adriatische Meer, umfaßte also das ganze heutige

Bulgarien, Mazedonien und Albanien. Dies historische Ideal, die Westküste der Balkanhalbinsel zu gewinnen und an drei Meeren, am Schwarzen, am Ägäischen und am Adriatischen, teilzuhaben, ist sicher auch das Ziel der Hoffnungen und Wünsche, die Bulgarien heute an die Seite der europäischen Mittelmächte in den Weltkrieg geführt haben. Der größere Teil von Serbien, in seinem heute, durch den zweiten Balkanrieg so stark vergrößerten Umfang wird nicht von Serben bewohnt, sondern von Bulgaren, die mit aller Macht nach der Vereinigung mit dem bulgarischen Nationalstaat verlangen. Auch was die Albaner betrifft, so wird die richtige Lösung des albanischen Problems wohl die sein, daß Nord-Albanien bulgarisch wird, Süd-Albanien griechisch, wenn anders es der griechischen Regierung gelingt, gegenüber den Vergewaltigungsversuchen Englands und Frankreichs Stand zu halten und ihre Neutralität gegenüber Bulgarien und seinen großen Verbündeten zu bewahren. — Bulgarien ist eins der merkwürdigsten Beispiele dafür, wie schnell sich ein innerlich tüchtiges Volk aus den ungünstigsten Anfängen staatlich entwickeln kann. Als 1878 das Fürstentum Bulgarien gegründet wurde, waren die Bulgaren ein Volk von Bauern, mit einem national sehr eifrigen, aber gleichfalls sehr unwilligen Stand von Geistlichen oder Popen, ohne führende Stände, ohne gebildetes Bürgertum, ohne eine Aristokratie, ohne gebildete Oberschicht, mit Ausnahme einiger weniger Vertreter des bulgarischen Gedankens, die in Wien studiert hatten, aber gegenüber der Masse des ganzen ungebildeten Volkes wenig bedeuteten. Auf dieser Grundlage haben sich der bulgarische Staat und die bulgarische Nation in wenig mehr als einem Menschenalter zu ihrem heutigen achtungsgebietenden Stand entwickelt, mit wachsender Volksbildung, niederen und hohen Schulen, leistungsfähigen Beamten und guter Verwaltung, einer sehr tüchtigen Armee, geordneten Finanzen und von Jahr zu Jahr mehr emporblühendem Wirtschaftsleben. Dies bulgarische Beispiel verdient übrigens unter anderem auch herangezogen zu werden, wenn man fragt, ob es möglich sein würde, aus der Ukraine, die gleichfalls noch einer führenden Oberschicht entbehrt, einen eigenen Staat zu bilden. In der Ukraine sind die Voraussetzungen dafür, mit dem ursprünglichen Stand



König Konstantin von Griechenland. Hefphot. C. Vieber, Berlin, phot.

Bulgariens verglichen, noch um Vieles günstiger.

Fast ebenso lebendig wie für Bulgarien ist unser Interesse im Augenblick auch für Griechenland. An der Spitze des griechischen, wie des bulgarischen Staates steht in der gegenwärtigen Krisis eine bedeutende Persönlichkeit. Der Mißerfolg, den König Konstantin als junger Kronprinz vor zwanzig Jahren im ersten griechisch-türkischen Krieg erlitt, ist lange vergessen gemacht durch die erfolgreiche Führung der griechischen Armee während der beiden Balkankriege, die Griechenland eine Verdoppelung seines Gebietes und seiner Einwohnerzahl brachten. Das ungünstige Moment für die Bildung des griechischen Staates und für die Einigung der griechischen Nationalität im Unterschied zu Bulgarien besteht darin, daß das Griechentum ein Küsten- und Inselvolk ist und rund um das ganze Becken des Ägäischen Meeres wohnt. Alles griechenstaatlich zusammenzufassen ist darum unmöglich, weil auf diese Weise die Westküste von Kleinasien von ihrem Hinterland abgeschnitten würde und weder Bulgarien noch die Türkei (in ihrem asiatischen Gebiet) dann einen Hafen besäßen. Ein griechischer Staat kann immer nur als Kompromiß zwischen dem nationalen

Ideal und dem politischen möglich sein. Die Türkei ihres kleinasiatischen Küstengebietes zu berauben, geht nicht; Griechenland kann zufrieden sein, daß es fast die gesamte, von Griechen bewohnte Inselwelt des Ägäischen Meeres bis hinüber an das kleinasiatische Gestade erlangt hat. Nur Rhodus und Cypern fehlen ihm noch, die beiden großen, jetzt im Besitz Italiens und Englands, der Feinde der europäischen Mittelmächte, befindlichen Inseln. Dagegen ist es für Griechenland möglich, in der Gewinnung und Hellenisierung von Süd-Albanien einen Ersatz für die nicht mögliche Verbrüderung mit seinen überseeischen Volksgenossen auf asiatischem Boden zu erhalten.

Es ist also nichts Geringses, worum es sich für den griechischen Staat bei den englisch-französischen Forderungen

— nicht nur Durchzug durch Saloniki, sondern auch Anschluß an den Viererband — handelt.

Falsche Wahl Griechenlands würde den Sieg Bulgariens an der Seite der Mittelmächte kaum aufhalten, wohl aber mit der größten Wahrscheinlichkeit die griechischen Errungenschaften auf dem Festlande der Balkan-



Mazedonische Komitadjis. Phot. Gebr. Siedel.

halbinseln während des letzten Krieges dem bulgarischen Sieger gegenüber in Frage stellen. König Konstantin handelt weise, wenn er sich dieser Gefahr widersetzt, und vielleicht gibt selbst sein Minister Benizelos, im Grunde seiner Seele, ihm recht und versucht nur nach außen hin eine Haltung einzunehmen, die seine frühere Verbindung mit der englisch-französischen Politik nicht verlangen soll. Bewaffneten Widerstand gegen

die Landung in Saloniki wird Griechenland freilich schwer leisten können, denn seine Küsten liegen schutzlos vor der englischen, französischen und italienischen Flotte da. Unter diesen Umständen aber können wir auch schon den Nichtanfluß der griechischen Macht an den Bivervand als Ersatz einer wirklichen bewaffneten Wahrung der griechischen Neutralität ansehen.

■ In den Côtes Lorraines: Um St. Mihiel. Von Georg Queri. ■

Von Hattonchâtel über die Côtes nach St. Mihiel — ich freue mich, daß die Bayern den Ort in breiten Tönen auf „Sankt Michael“ umgetauft haben. Der schöne Weg an Creüe vorbei über Chaillon ist vorzuziehen. Er führt wieder über die Höhe 412. Der Morgen ist fein und klar und erlaubt eine Fernsicht, die uns zu einer kurzen Rast auf der Höhe veranlaßt. Die riesige Forêt de la Montagne deckt uns die Nordansicht nach Combres, aber der Priesterwald tritt kräftig aus dem Osten, und der gelbe Lehmhang an der Croix des Carmes steht mit aller Deutlichkeit vor dem Zeißglas. Es quillt Rauch aus der Grabenreihe — Minenwerfer sind an der Tätigkeit. Dann wird die Luft wieder klar, und man könnte jetzt das „Karmeliterkreuz“ unmittelbar vor dem Glase haben; aber es ist nicht mehr zu entdecken: abgeschossen, zersplittert, und schließlich im ewigen Eisenhagel in Atome zerlegt. Die deutsche Linie wollte das Kreuz wohl einholen. Aber das Anpürchen war äußerst gefährlich; es wurden hundert Markt Belohnung für die Bergung der Kreuzreste ausgesetzt, und die kühnsten Patrouillengänger schlichen sich vor und suchten und tasteten das Gelände ab. Umsonst — das Karmeliterkreuz ist restlos verschwunden.

Bergabwärts an Creüe vorbei nach Chaillon. Dichte Wälder beginnen wieder einen breiten Landstrich zu decken. An ihren Rändern eine Reihe übel beschlossener Ortschaften, die noch immer im Feuerbereich des Feindes liegen: Heudicourt, Buxières, Buxerulles, Voinville, Savonnières, Vervin. Diese Orte gehören alle ins alte Übungsgebiet der französischen Artillerie und sind also nach der Karte leicht zu beschließen. Gleichwohl ist der Erfolg im Verhältnis zur aufgewandten Munition winzig. Aber man wollte doch die Truppen in ihren Ruhequartieren von dieser ständigen Belästigung befreien, und so sind Waldblager entstanden, die in kluger Ausnutzung von Hügel- und Baumbeständen geradezu unauffindbar sind. Der Beobachter im Flugzeug vermag zur Laubzeit durch das Gewirr von Baumkronen nicht hindurchzublicken. Auch im entblätterten Wald könnte er die immerhin zu Dörfern angewachsenen Nestsiedlungen nicht entdecken; sie bauen sich terrassenförmig auf, und Erde und Laub über den Dächern machen sie vom Waldbild ununterscheidbar. Noch mehr: eines der Lager ist auf fünfzig Meter Nähe nicht zu erkennen. Ganz unmittelbar vor dem Besucher öffnet sich plötzlich ein Soldatendorf von ziemlich breiter Anlage. Es ist nicht ohne Reize; die Blockhäuser klimmen den Berg hinauf und Knüppeldämme führen von Hochstraße zu Hochstraße an Wohnstätten, die wie zuhause sauber nummeriert sind. Überhaupt ist peinlichste Ordnung und Sauberkeit gewahrt: dem „Hausmüll“ ist die Ablagerungsstätte vorgeschrieben wie den Konservenbüchsen, die Kloaken sind äußerst reinlich gehalten und — auch ein Wirtshaus ist da, eine gute Kantine. Und mitten in der Waldwildnis kann man Ansichtskarten kaufen. In zwei aneinander gezimmerten Fässern haufen zwei Diogenesse; sie haben sich aus den beiden größten Weinfässern der Gegend ein Wohn- und ein Schlafzimmer gebaut.

Ein Idyll. Die Franzosen haben zwar einmal versucht, dieses Idyll zu zerstören und die Ansiedler aus dem Wald voranzurücken. Aber das Feuer, das zu den unauffindbaren Wohnstätten züngeln sollte, brannte nicht, es war nicht von deutschen Chemikern geschürt wie die Flammen, die am Argonnerwald leckten . . .

Vom „Karmeliterbrünnl“ weg begleiten die Straße nach St. Mihiel eine Anzahl Granatentrichter; dann kommt man an das alte Wandervogelcamp des Camp des Romains und an das Faubourg de Nancy mit seinen umfangreichen Industriebauten — hier fehlen die Dächer, deren Eisengerüste jetzt in deutschen Gräben wichtiger sind. Eine hübsche Straße steigt nach St. Mihiel empor, dieser interessanten kleinen Garnisonstadt in den Côtes.

Der Krieg hat St. Mihiel mitten ins Feuer geschoben: nordwestlich liegt das Fort des Paroques (wenn es auch zollweise abgefunkt ist, so liegen doch manche Geschütze des Forts im Wald auf der Lauer), nördlich die Côte Ste. Marie, westlich der Millwald, die Forêt d'Apremont und die Côte de Brule. Der Zeitungsleser weiß aus diesen Ortsnamen weiteres zu schließen, daß die Luft in St. Mihiel nicht so rein ist, und es ist ihm außerdem bekannt, daß die Stadt reichliche Beschießungen hat erfahren.

jüngst wieder. Selbst verirrte Gewehrflugeln haben ihre Opfer gefordert.

Die Bevölkerung von ursprünglich 9400 Seelen hatte sich schon im September gelichtet, als unsere Truppen den Ort bezogen. Aber die Mehrzahl der Einwohner, unter ihnen viele Frauen, vermochte sich nicht von der Heimat zu trennen, und merkwürdigerweise blieben auch die Schaubuden- und Kientoppbesitzer da, die just vor Kriegsbeginn zu einer fröhlichen Sommermesse angekommen waren. Ihre Reisewagen stehen auf dem großen Marktplatz und harren fröhlicher Urständ. Angesichts dieser Tatsache bin ich auf einen vermutlich betagten Witz hineingefallen, der aber so artig neu angewandt ist, daß ich den Leser auch hineinzufallen bitte. Da war also Professor Reune aus Metz gekommen, um die Kunstschätze der Stadt vor den Granaten zu retten, vor allem die bedeutenden Skulpturen Vigier Rigiers. Er stellt sich dem Bürgermeister vor: „Direktor des Lothringer Museums.“ — „Was, Sie wollen auch noch auf dem Marktplatz liegen? Wir haben schon ein anatomisches Museum, ein Wachsfigurenmuseum, ein Abnormitätenmuseum . . .“ Na ja, auf diesem Marktplatz harren also die Schaubuden fröhlicher Urständ bis 1916 — oder 1917? Ein Frösteln geht durch die Leute, wenn man den Gedanken an einen langen Krieg ausspricht. Aber im allgemeinen sind sie gallisch fröhlich, gehen ihren Geschäften nach, soweit man in St. Mihiel noch von Geschäften reden kann, und lassen den lieben Gott und die deutsche Armee für das Heute und Morgen sorgen.

Sch guckte mir die Leute am 14. Juli an — an dem berühmten Quatorze Juillet — und fand ein zu Ehren des Tages durchwegs festlich gekleidetes Volk. Die alten Herren hatten die unumgänglichen Bändchen aus dem Schrank geholt und damit ihre Knopflöcher geschmückt. Auch ein paar Frauen trugen die blauweißroten Schleifen, die einen wie die andern nicht besonders aufdringlich und wohl auch nicht herausfordernd. So drückte auch der Ortskommandant ein Auge zu und ließ die Franzosen eben Franzosen sein. Wenn es nur nicht zu Ehren des Tages wieder eine Schießerei gab! Man hatte schon ein Übergewicht an Zerstörung, und von den Einwohnern waren bereits über vierzig durch französische Granaten getötet und etwa hundertsechzig verwundet worden. Allein ihrer neunzig wurden im Spital behandelt. Der Franzose scheint es noch rücksichtsvoll zu finden, wenn er nicht noch kräftiger zu seinen Landsleuten hinüberfunkt. Es ist unfähig: in den französischen Stellungen vor St. Mihiel liegen Offiziere, die ihre Familie in der Stadt haben — aber sie geben den Befehl zum Feuern . . .

Im Maasviertel sieht's schauerlich aus. Viele Wagenladungen von Geschossen sind hier niedergegangen, um Ruine an Ruine zu legen. Die Franzosen haben dieses Ziel mit aller Deutlichkeit vor sich, und wer sich etwa an der Brücke breit machen wollte, der wäre für verrückt zu erklären. Unsere Pioniere haben vielmals diese ewig zerflossene Brücke ausgegipft, bis sie sich entschlossen, sie dem Feind dauernd zur Bearbeitung zu überlassen. Es liegen lediglich Laufplanen über die Maas, über die man raschen Fußes hinüberreißt. Am linken Brückenkopf steht das übliche französische Trompeterdenkmal fast unverfehrt da, mitten im Trümmerhaufen, nur ein paar Schrapnellflugeln haben sich an dem Sockel gewetzt. Aber sonst ist überall die Verwüstung vollständig, wie sie eben schweres Granatfeuer anzurichten vermag und wie sie dem Leser schon hunderte von Photographien gezeigt haben. Im Innern der Stadt hat man einzelne öffentliche Gebäude mit Geschossen belegt, und auch Gewehrflugeln im Mauerperguss fehlen nicht. Das etwas theatralische Denkmal, das sie dem Bildhauer Vigier Rigier gesetzt haben, ist unverfehrt. Leider aber konnte man nicht alle Werke des Meisters unverfehrt retten. Seine ausgezeichnete Kreuzigungsgruppe durch Granatsplitter beschädigt, und seine übrigen Holzsulpturen sind teilweise überpast worden. In von Stein geben sie ursprüngliche Schönheit. Glücklicherweise ist der Mauerperguss vor solchen Verwüstungen

Die Stadt des 16. Jahrhunderts künstlerischen Traditionen nicht vergessen zu haben. In

den Offizierswohnungen der ordinärste Schund aus den Louvremagazinen und fast überall das haargenau gleiche Temperabildchen: ein Zuvave. Und in der Rue des Abassaux sorgte ein Steinmetz für „monuments funebres“, die eine richtige Sammlung von Grabmalstisch darstellen. Na, jetzt meißeln dort unsere Feldgrauen schlichte und würdige Ehrensteine für ihre gefallenen Kameraden. —

Wir verschwinden von einer an Granattrichtern wie an Eisen und Blindgängern reichen Straße in den langen, tiefen Laufgraben, der auf das Fort Camp des Romains führt, in die „Feste Römerlager“, wie wir heute sagen.

Vom Fort aus ein prachtvoller Fernblick. Die nächste Umgebung gibt natürlich wieder das übliche Bild der Zerstörung. Es war ein Spiel für deutsche Geschosse, diese veralteten Mauern abzubrüdeln und die Gewölbe zu durchschlagen. Ein paar große Revolverkanonen stehen noch als Beutereste da; es verlohnt sich wohl nicht, sie instand zu setzen und in deutsche Stellungen zu bringen — man rühmt die jenen Sondergeschützen nicht viel Gutes nach. In einer der Stellungen auf den Cotes haben sie diese Revolverkanonen „Bimbatsch“ getauft, weil dem scharfen hellen Knall, dem „bim“ des Abfeuerns, unmittelbar der Einschlag, das „batsch“ folgt. Und wer den onomatopoetischen Ausdruck deuten kann, der hört aus diesem „batsch“ den Aufschlag im Lehm und vermischt den Lärm des Sprenggeräusches. Fast nie sind die kleinen (ich glaube 4, 2 Zentimeter) Granaten losgegangen, und die Leute rissen sich um die wirklich artigen Blindgängerchen, bei denen man nur an einer Schraube zu drehen braucht, um die Sprengstoffe zu entfernen. Reizende Briefbeschwerer — sie werden bereits in den Stellungen zu zehn Mark das Stück gehandelt.

Vom Portal an der Hauptfront der Feste Römerlager hat ein Granatplitter ein paar Buchstaben einer Inschrift weggewischt, die erwähnt zu werden verdient:

S'ensevelir sous les ruines du fort plutôt que de se rendre — lieber sich unter den Ruinen des Forts begraben lassen als sich übergeben — aber am 25. September morgens 9 Uhr wurde der ohnedies beschädigte Spruch nicht mehr beachtet, die Feste ergab sich, und unsere Truppen hatten nicht nur einen außerordentlich wichtigen Stützpunkt gewonnen, sondern auch Vorräte erbeutet, über deren Umfang bereits Legendenbildungen bestehen.

Die Höhe beherrscht vor allem den Bois d'Alilly, die böse Waldecke, die die Forêt d'Aprémont im Nordwesten abschließt. Bei einer Luftlinie von nur 2500 Metern liegt natürlich der Alillywald ganz deutlich vor dem Fernglas — oder besser: der Platz, an dem der verschwundene Wald stand. Zuerst legten die Geschosse Laub und Zweige ab, dann knickten sie die Stämme auf etwa Mannshöhe und schließlich rodeten sie ganze Waldparzellen gründlich aus und spritzten Walderde

und Lehm über die Holzsegen, die in alle Winde verstreut waren.

Wenn man die beiden Grabenverbindungen nach dem Alillywald einsieht, unterscheidet sich die französische Arbeit von der deutschen ohne weiteres: der deutsche Graben ist sorgfältig ausgehoben, nach Maßgabe schwerer Erdaufwürfe reichlich mit Unterständen oder Stollen versehen; der französische ist größtenteils rasch und flüchtig überdacht, lediglich unter Brettern, Zweigen und Erde versteckt, so daß ein Beobachten der Grabenbesetzung wohl schwierig, ein Beschießen aber leicht ist: die Überdachungen können nicht einmal eine Schrapnellkugel abwehren. Und so klettert der sachgemäße deutsche östlich und der lüderliche französische Graben westlich, mehr an Alilly sich haltend, über Höhe 330 dem Alillywald zu, an dessen Beginn sich beide fast zu vereinigen scheinen. Die beiden Abteilungen liegen hier wieder einmal auf Sprungweite sich gegenüber, und unsichtbare Minenwerfer arbeiten, und in tiefen Stollen pürschen sich die Pioniere an den Gegner und stopfen die Erde mit Sprengladungen . . .

Geschosse ziehen über das Fort hinweg, heulend, winselnd, pfeifend und gurgelnd. Und ab und zu hört man den scharfen Knall von Gewehrschüssen, und dann und wann pfaucht eine Granate in die Gräben. Das unsichtbare Schlachtfeld des Stellungskrieges. Auch auf einen halben Kilometer Entfernung vermag man in den beiden Gräben weder Helm noch Kräppi zu entdecken; die Gegend scheint menschenleer, ausgestorben. Und doch stehen sich Scharen auf Leben und Tod gegenüber.

Über die Wälder von Alilly und Aprémont hinweg steigt das Fort Lionville reichlich in vierhundert Meter Höhe auf, heute ein von Geschossen zerwühlter Fleck Erde. Aber die französische Tricolore flattert noch auf dem Fort, und das mag den Franzosen trotz der gründlichen Zerstörung der gesamten Anlage eine diebische Freude bereiten. Man sieht auf den Fliegeraufnahmen die langen Zeilen von Riesentraktoren, wie sie besonders die österreichischen 30,5-Zentimeter-Mörser in die Festung getrichtert haben, und man weiß, daß kein Mensch in diesem Feuer standzuhalten vermag. Ein Panzerturm erhielt einen Volltreffer und war dann in Betonmassen festgeklebt. Gleichwohl schoß eines der unbeweglich gewordenen Geschütze mit ohnmächtiger Wut lange weiter — immer auf ein und denselben Fleck. Aber plötzlich mußte es schweigen . . .

Ich ärgere mich über die Fahne da drüben, aber Hauptmann B. lächelt: „Lassen Sie ihnen doch den Spaß! Vor Les Paroches hatten sie uns kürzlich eine ganze Fahnen Sammlung aufgesperrt, die neu angeworbene italienische darunter. Aber wir sandten eine kleine Mahnung hinüber . . .“ Nordwärts von der Feste Römerlager sind die Stellungen von Chauvencourt wieder dicht vor dem Fernglas. Auch hier der unsichtbare und nur laute Krieg. Und: deutsche Stellungen am rechten Maasufer! Ein wacker vorgehaltener deutscher Ellenbogen — Platz da!

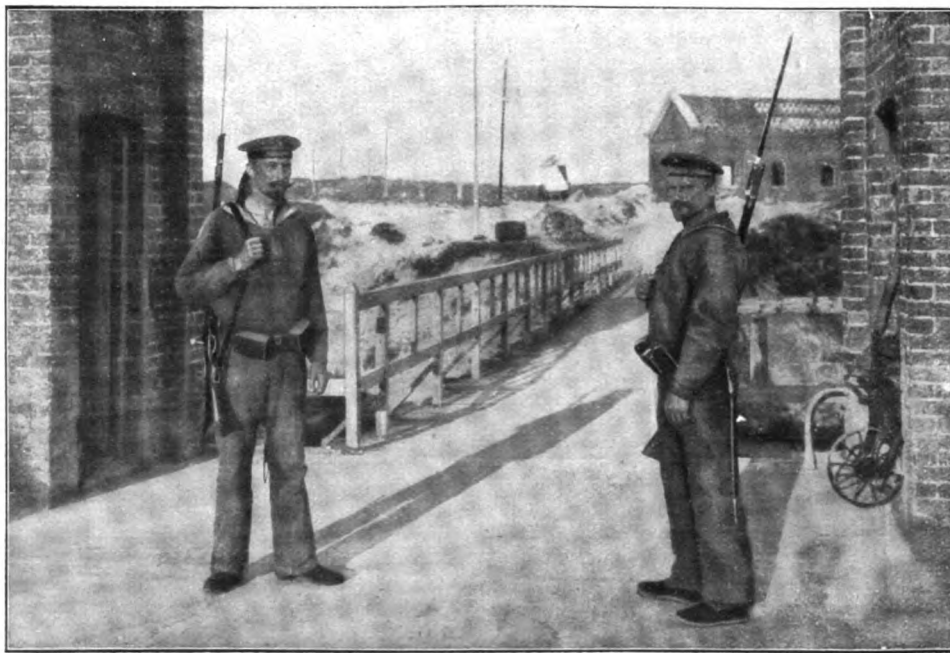
■ An der Nordfront. Bilder von der Flotte. Von Wilhelm Schreiner. ■

Mit heißem Herzen folgen wir daheim jeder Bewegung unserer Heere in Ost und West und Süd, die uns der Tagesbericht meldet, der wie ein mahnendes Ausrufungszeichen:

„Für euch!“ sich allabendlich vor uns aufbaut. Immer wieder reißt er unsere Gedanken mit hinaus zu den Brüdern da draußen, ihrem Bluten, ihrem Trogen, ihrem Siegen.

Und doch gibt es Tausende, zu denen unsere Gedanken im allgemeinen seltener eilen, die nicht viel von sich reden machen, weil ihnen die Verhältnisse dieses Krieges eine eigenartige Kampfart aufgezwungen haben: das gespannte Bereitsein! Auch

sie dulden und leiden und kämpfen und halten aus — für uns — da droben an der Nordfront, gegen England! Sie sind schweigsamer noch da droben als die im



Alte „Seebären“ auf Vossien. Phot. Heinrich Vichte, Co.

großen Hauptquartier, und Wochen vergehen oft, ohne daß ein Wort von der Flotte uns erreicht. Und doch ist es ein überreiches Lebendigkeit und ein heldenhaftes Ringen, das sich hinter der scheinbaren Stille verbirgt, die uns im Binnenland die Tätigkeit unserer Flotte oft verschleiern. —

Das Gepräge schaffen den Lebens tragen zu allererst die Heimathäfen der Nord- und Ostseeflotte, die für jede Tätigkeit der Hochseeflotte

die Basts bilden. Mag die Stadt auch langweilig sein: wem sich das Werkstätt ausst, der betritt eine neue Welt.

Borrrrr ... rrrrr ... Narren die Stahlbohrer und Nietwerkzeuge und erzwingen aufdringlich, während doch hunderterlei ringsum das Auge lockt, die Anteilnahme für den Neubau, der zur Linken, stahlgefügt, die Hellinge überragt. Emsig trabbeln Hunderte zwischen den braunroten Eisenplatten und Stangen, Hunderte mit arbeitsfrohen Händen. Das wird ein Schiff! Wert des Namens, den es tragen soll: „Hindenburg“! Riesenhaft wächst der nahezu fertige Rumpf in die Höhe, überragt sogar mit dem Bug das dahinterliegende Gebäude, in dem die dicken Panzerplatten lagern, während im oberen Stockwerk die Wiege aller Kriegsschiffe liegt, die hier in Bau gewesen sind, der Schnürboden. Nur gedämpft dringt das Werkstättgeräusch herein; auf dem glatten Boden, über den hin, von Bleistift gezogen, ungezählte Kurven laufen, knien die Zeichner, die hier mit ausgefeilter Kunst die schwere Arbeit leisten, die Einzelheiten des auf dem Papier entworfenen Schiffes in Lattenmodellen von natürlicher Größe herzustellen. Lautlos geht die Arbeit vor sich, denn da heißt's berechnen und wieder berechnen; ist die Kurve beim Anschlag um Bruchteile eines Grades nur ungenau, so können am anderen Ende mindestens dezimetergroße Fehler herauskommen. Mit peinlichster Genauigkeit werden so Deck um Deck und Längsschott um Längsschott durchgearbeitet, und nach den Holzmodellen, die den Schnürboden verlassen, entsteht dann da draußen der Riesenleib des neuesten Schlachtschiffes.

Aber die Elektrizitätsnordzentrale, in der Turbinen mit Tausenden von Pferdekraften so erschütterungslos laufen, daß ein Zehnpsennstück auf Hochkant stehen bleibt auf ihren Gehäusen, führt mich Baumeister K. unter eins unserer neuesten Schlachtschiffe, das im Trockenock eine kleine Überholung durchmacht. Wir kriechen geduckt unter dem breit ausladenden Schiffsboden hindurch. Ein eigenes Gefühl, solche Stahlmasse über sich zu wissen, die, um nur den einen Maßstab zu nehmen, beim Schwimmen eine Wassermenge verdrängt, die 500000 Zentner oder 25000000 Kilogramm wiegt! Im Dock daneben liegt der „Moltke“, der am 24. Januar ohne jede Schramme heimkam; auf der anderen Seite des Baubassins, hart an der Mauer, hat sein naher Verwandter „v. d. Tann“ festgemacht. Das sind doch nun andere Schiffe, als ich sie 1907 hier sah. Die damals entstehende „Hannover“ gehört heut schon zu den „alten“. Drohend und trotzig strecken sich die vier Rohre der achteren Türme des „Moltke“ ins Licht der niedergehenden Sonne; drunten, nach dem Ausrüstungshafen zu, zeigen, Schuppen und Bäume überragend, hochsteigende Masten und Schornsteine die Anwesenheit weiterer Schiffe. Davor wächst ein Riesentran mit seinem hellgrauen Gitterwerk achtunggebietend und doch schlank zugleich ins Blaue; „250 Tonnen Tragfähigkeit“ steht dran, sind also 5000 Zentner. Alle Achtung! Was kann der schließlich nicht mehr heben! Na jedenfalls die Kriegsbegeisterung nicht. Zu seinen Füßen vor der Tauwerkstatt und der Kettenprobieranstalt lagern mit dicht durch Segeltuch verhüllten Verschlußstücken Geschützrohre schwersten Kalibers. Die kleineren beherbergt die Artilleriewerkstatt auf der anderen Seite des Baubassins, Maschinengewehre und Revolverkanonen bis zur Mittelartillerie hinauf, Exerziergeschütze und Abkommrohre, auf die man in dieser Zeit am liebsten ganz verzichtet.

Hierherum ist der lebendigste Teil der Werkst. Dicht beieinander liegen die elektrische Werkstatt, Maschinenbauwerkstatt, Gießerei, Kupfer-, Kessel- und Hammer Schmiede. Von der Feinmechanik des Gyrotopkompasses und den verzwickten Anlagen und Schaltapparaten, die allein die elektrische Anlage nur eines Schiffes mit sich bringt, vom Maschinentelegraphen und Scheinwerfer bis zur Riesenturbine, die Zehntausende von Pferdekraften zu gebändigter Arbeit zwingt, vom kleinsten bis zum größten Maschinenteil ist alles in diesen Hallen am endlichen Werden. Lautlos zwar fällt der riesige Hammer, der größere Arbeit leistet als Krupps berühmter „Fritz“, aber in der Maschinenbauwerkstatt triumphiert das Getöse. Grade sind die großen Turbinenanlagen im Fertigwerden, die in absehbarer Zeit S. M. S. „Hindenburg“ durch die Wogen treiben sollen, ran an den Feind. Turbinenwellen und Lager, Gehäuse, auf die man erst über hohe Treppen hinaufgelangt, Hobelmaschinen, die auf Bruchteile von Millimetern genau ihre Arbeit tun und Flächen von 7 zu 7 Meter gleichmäßig hobeln, als sei der Stahl weich wie Butter; wohin man blickt: nichts als Maschinen und Maschinenteile. Dabei werden auch sämtliche Bohrer und Handwerkzeuge in dieser Abteilung selbst hergestellt. Die eine gewaltige Turbine ist so weit, daß die Schaufelrädchen für Hoch- und Niederdruck eingesetzt werden können: 2000000 ungefähr gehören hinein, in den verschiedensten Größen. Und wenn nur eine Schaufel bricht, geht alles in Stücke in der geschlossenen Turbine und der „Schaufelalat“ ist da.

Hauuuuuut ... Hauuuuuut ... hutthutthut ... brüllt draußen, alles übertönend, die große Werkstättirene los wie ein Raubtier, das Hunger hat. Schicht! Tausende strömen hin-

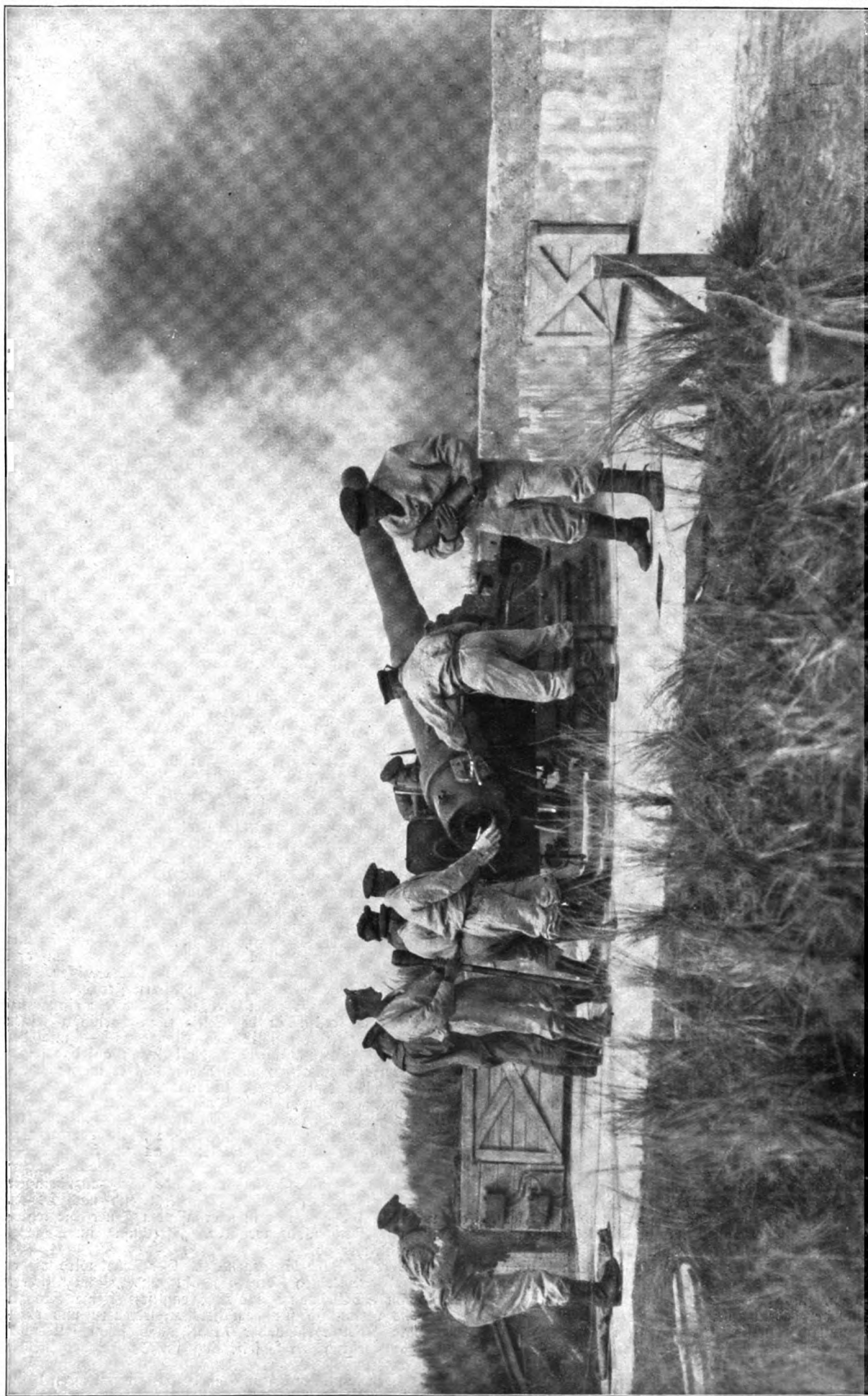
aus nach volendetem Tagwerk, und Hunderte kommen herein, streng kontrolliert, zur Nachtschicht, denn seit Mars regiert wird Tag und Nacht gearbeitet. Es sind fast alles Privat-arbeiter, die da schaffen. Schwere Eide binden jede Zunge. Erst gar jetzt im Krieg! Denn was in der Werkst vor sich geht, ist für die draußen S. S.: ganz geheim. Ja, ja, dies S. S. ist Trumpf.

Auch auf „v. d. Tann“ wird weiter gearbeitet; die Rohre seiner 28 cm Geschütze zeigen roten Mennigegrund und warten auf Farbe. Knirschend gehen die Stahlgänge und Bohrer, unablässig bricht sich hartes Hämmern, vervielfacht, an der Wand der Maschinenbauwerkstatt. Ganze Güterzüge stehen auf den unmittelbar vom Bahnhof hier hereinlaufenden Geleisen zwischen ihr und der Kaimauer. Unermüdlich heißt der große dreibeinige Kran, der unbeweglich an einem Fleck steht, leitetklirrend Lasten an Bord des Panzerkreuzers. Nun kommen auch von den entfernteren Teilen der Werkst die Pinassen und Boote mit Arbeitern vollgepfropft; klatschend leden die Wellen an der Hafenmauer hoch, Suppentopf und Rufen, Hämmern und Dröhnen füllt die Luft. Dazwischen hinein heult die Dampf sirene eines schlanken Kreuzers, der eben von der Mauer an den kleinen Trockenocks loswirft: Tü—ütt ... tütt ... tütt ... tütt. Bahn frei! heißt das, ich will raus! In wenigen Minuten ist der Spiegel des Hafens glatt und frei; ein kleiner Schlepper legt sich vor, ein zweiter windet seine Trosse am Heck des kleinen Kreuzers fest, und langsam gleiten sie mit dem Kriegsschiff zwischen sich durch die Pontonbrücke nach den Schleusen zu. Masten und Schornsteine tauchen aus dem Schatten der Werkstgebäude hinein ins goldne Abendglühn der Sonne; an Deck steht die Mannschaft, am Fuß der Schornsteine entlang hängen in Reihen von Mast zu Mast Rortwesten säuberlich an der Schnur. Mählich dreht sich das Schiff und schrumpt zur Hedsanicht zusammen; aus dem mittleren Schlot quillt immer dichter der Rauch. Hoch darüber schwebt abendgoldübergoßen eine Taube mit dem Kreuz unter den Flügeln, von draußen kommend.

Später am Abend ist der Platz vor dem Bahnhof schwarz von Menschen. Viele Offiziere mit ihren Frauen. Auf der Fensterbrüstung von Loheide sind ich noch ein Plätschen. Aus der leisen Dämmerung grünen leuchtende Blumenspenden. Ein Jubelgruß sollen sie sein für vierzehn Leute von Müdes „Mescha“. Ja wirklich, sie kommen! Woran sie kaum noch gedacht im heißen Wüstenland Arabiens, der ihrer Brüder Blut trant und sie alle der Verzweiflung nahe sah nach tagelangem Kampf gegen gekauftes Geißel: es wird noch wahr, sie kommen heim. Heim! Und wir jauchzen ihnen entgegen. Andern tags bligt golden ein Name von unvergänglichem Klang wieder über den blauen Augen und den gebräunten Zügen der Bierzehn am Mägenband: „S. M. S. Emden“.

Friesisches Land. Weithin dehnt sich das ebene Feld. Unser Weg macht Zickzackwendungen, aber läuft oft in der Richtung des Deiches, über dem die Masten und Schote der Kriegsschiffe sichtbar sind, die dahinter in der Jade liegen oder gehen. Was unsre Marine hier nun in den wenigen Monaten geschaffen hat, sucht seinesgleichen. Jetzt sind wir hier gegen jede Gefahr gesichert. Unbewachsen noch stehen die Forts mit ihren Erdwällen, und immer noch neue Batterien wachsen empor. Wo? — Irgendwo; da wo sie hingehören, zweifellos.

Wir ersteigen den Deich; erschreckt geht zu unsern Füßen eine Heibelerche hoch; abgerissene Klänge wehen aus den noch verborgenen Gebäuden herüber; Abts Baldandacht. Lautlos ziehen dahinten, wo Jade und Weir ihre Wässer mischen, Kreuzervorposten unter strahlender Sonne im dunkigen Blau. Vor uns schnauft eine winzige Lokomotive mit erdbeladenen Kippwagen auf schmalspurigen Geleisen, dahinter steht die erste Batterie. Frische, frohe Menschen wohnen in den Baracken, die tief hinter dem Deich versteckt liegen. Äußerst einfach haust der Kommandant M. in seiner Offiziersbaracke, einfach und eng. Das Kasino kaum größer als mein Studierzimmer daheim. Aber vorbildlich ist, was hier geleistet wurde in Bezug auf die Unterbringung der Mannschaften. Massiv aus Beton stehen die Baracken, groß, lustig und — schön. Die Mannschaftsräume sind kleine Säle, aber nur mit je 22 Mann belegt. Sauber stehen in Nischen des Flurs Gewehre und Bajonette — französischer Herkunft. Heute vom August. Blichblanke Fliesen decken den Boden, farbenfreudige Friese, von den Mannschaften, unter denen alle Zweige des Handwerks vertreten sind, selbst gemalt, laufen die Wände entlang. Ganz neuzeitlich tragen diese bis zu gewisser Höhe einen warmen einfarbigen Anstrich, vom tiefen Braun bis zum lichten Blau, den vom heller gehaltenen Oberteil eine breite Borde in künstlerischer Zeichnung abschließt. So schön ist's auf diesem Flecken Erde, der vor dem ersten August 1914 noch mager überwachsender Sandboden war, daß sich die Mannschaften fast schämen, hier zu wohnen, während ihre Brüder in schmuzigen Schützengräben liegen. „Ja, wenn doch bloß man die Engländer sämen!“ ... „De Dürten ha'm uns 'n Schbag verdorben!“



Schweres Geschütz an der Küste. Phot. Hohlwein & Girde.

„Wieso?“ „Nu äben, von wegen weil se se an'n Dardanellen so beese verbißt ha'm, datse bei uns erscht garnich anfangen dun!“

Wir sind gerüstet — jetzt. Sie können kommen. Sie werden Augen machen, wie wir sie empfangen! Dabei sind noch immer Hunderte von Arbeitern in Tätigkeit, betonieren und bauen, deichen und legen Bahnschienen. Unter schweren Beton- und Erddeckungen liegen die Granaten, getrennt davon die Kartuschen zu Hunderten für jedes Geschütz. Weh dem Kreuzer da draußen, wenn er jetzt ein Briten wäre!

Durch frisch, sozusagen im reinen Sande angelegte Kartoffelfelder und Gemüsebeete führt uns mit Besitzerstolz Oberleutnant W. nach dem zweiten Kraal von Betonbaraden, die eben im Fertigwerden sind. Großartig munden der würzige Labstaus und Kollmops in der Mannschaftstüche. Angenehme Kühle lagert in den verzweigten betongepanzerten Gängen der vierten Batterie. Und wenn man sieht, wie die Stahlmassen der Geschütze spielend sich bewegen auf einen Hebelgriff oder Druck hin, als wären sie aus Papier, und wie die Augen derer leuchten, die sich hier nun auf Leben und Tod eingenistet haben, dann versteht man den Stolz, mit dem die Marine auf dies Werk blickt, das sie an Land geschaffen in knapp neun Monaten.

Grüße nahm ich mit von dort zu den Brüdern von der Armee, die weiter im Westen auf grüner Insel den gleichen Dienst tun, unermüdet, zu ihrem Leidwesen vorerst allein im Kampf mit Dünen und Flugland anstatt mit den Briten. Und als ich dann wenige Wochen später von der Vogelschau einer Signalstation hinunter sah auf die Batterien, die längs der Küste, England hart gegenüber, im Dünengelände Flanderns gebettet liegen, da verstand ich so recht den Reiz, mit dem die da droben an der Nordfront auf die Glücklichen blickten, die hier unten ihre Kohle richteten mit deutlichem Ziel. Doch stand' es uns schlecht an, wägend zu werten, was wichtiger sei und reicher an Ruhm. Denn die Sache steht so: Nur eine Pflicht gibt es. Und die ist zu tun! Ob nun in Flandern oder in Friesland — das ist dabei eins.

Es kostet Mühe, alle die Karten und Erlaubnischeine auseinanderzuhalten, deren Besitz es einem ermöglicht, sich in der Wertschöpfung zu bewegen, wie man will. Der Posten macht ein zum mindesten kritisches Gesicht, wenn ein Zivilist in aller Herrgottsfrühe an die Schleusen heranzukommen sucht. Aber durchlassen muß er mich. „Wo liegt das Depeschboot?“ Eine stumme Gebärde mit der Spitze des in der aufgehenden Sonne blinkenden Seitengewehrs. Ich trotte im Geschwindigkeitsschritt über die Holzplanen zum Molentop. Aber mein Boot liegt noch still vertaut. Soll erst zwei Stunden später auslaufen. — Draußen auf See herrscht reges Leben, die Boenassen beginnen schon mit ihren Fahrten. Von der Nordseite der dritten Einfahrt kann ich die ganze Sade übersehen bis nach Schillig hinunter. Allzu sichtig ist zwar das Wetter nicht, aber man kann sie doch alle erkennen, die da draußen liegen bis zu den schwachen Schatten in weiter Ferne. Nicht immer trifft sich's so wie heute, denn die Schiffe gehen und kommen in häufigem Wechsel. Und wenn man auch nach kurzer Umschau an der Stellung von Masten und Schloten und der Verteilung der Aufbauten genau weiß, wer alles da draußen liegt, sagen darf man's nicht. Und wenn man in starkem Bewußtsein deutscher Kraft die Macht fühlt, die dort in vielen Köhren aus deutschem Stahl beschossen liegt, nennen darf man ihre Zahl nicht. Zwischen den Museumsgechützen einer veralteten Batterie in den Wällen hinter mir üben schon früh wie die Vögel übungsbedürftige Trommler und Pfeifer. Auf den Schiffen üben sie fleißig Morsezeichen, unaufhörlich zuden die Scheinwerfer auf, blühend wie Heliographen. Als wir nachher mit unserm Boot längs der einzelnen Schiffe gehen, um Post abzugeben und zu holen, bietet sich dem Auge ein farbenreiches und arbeitsfrohes Bild. Auf allen Docks herrscht munterste Bewegung; da steht die Mannschaft und exerziert mit Handfeuerwaffen (auf den Schiffen sind sie russischen Ursprungs!); dort wird geturnt, signalisiert, am Geschütz geübt. Noch kein Schuß ist aus all diesen Mündungen herausgezuckt gegen den Feind. Die Masse der Flotte lernt die Schule des Wartens. Draußen, weit draußen waren sie und haben den Gegner gesucht, aber der Feind ist ausgewichen oder blieb versteckt. Und dies ewige Lauern und bereit sein, dies unveränderte Schlagenwollen und nicht Schlagenkönnen reibt mehr auf, als der heißeste Kampf. Spannung ohne Entspanntwerden! Aber sie haben Nerven von Stahl, die da hinter den Geschützen stehen und vor den jetzt ewig brennenden Feuerungen, sind gehärtet durch den Frontdienst des Friedens. Und der bedeutet bei der Flotte mehr als bei der Armee. Und nun warten sie. Es ist nicht wahr, was man so oft hört, daß seit Jahren in unsrer Marine Trümpfe ausgebracht worden seien auf „den Tag“ der Abrechnung mit England. Aber jetzt, jawohl, jetzt warten sie mit heißem Herzen auf „den Tag!“

Wir sind bald weit draußen mit unserm kleinen Depeschboot, sahen längst die Wellen sich brechen über dem Grab des

„Dort“, und steuern nun mit S-D-Kurs zum Stromgebiet der Weser. Nach der Reihe legen wir an all den Einheiten an, die hier Wache halten. Von weitem sieht sich's an wie im Frieden, aber wie unser Boot Bord an Bord liegt mit den Kreuzern, da merkt man doch, wie so manches fehlt bei ihnen an Bord, wie die Geschütze klar stehen, die Bedienungsmannschaften in Bereitschaft, die Rorkwesten an Deck entlang aufgezurrte sind, und neben all dem, was G. G. ist, das eine wichtigste: Wie die Augen unsrer blauen Jungen blitzen. Ganz anders noch, als sie's schon immer getan. Wir können Gott danken für diesen Geist!

Naturgemäß ist das, man sieht, je weiter man hinaus fährt, desto „unaussprechlicher“. Bei der Heimfahrt haben wir die See gegen uns und tanzen nur so auf und nieder; über das ganze Vorkreuz gehen die Wellen und verlaufen erst an den Scheiben des Steuerstandes, der uns einigermaßen schützt.

Bei drangvoller Enge löffeln wir mit recht anständigem Fassungsvermögen als Mittagsspeise grüne Erbsen mit (viel) Speck. Im Mittagslicht taucht westwärts Wangerooog aus den Fluten. Die See liegt leer. Nur an den Horizonten trüben hier und da Rauchwolken den klaren Himmel. Man redet nicht viel von denen dahinten. Ja, ich habe schon manchen Mörgler vorgehabt, der mir die schwarzen Zägel schmälte. Aber wenn erst einmal die Schleier sich heben dürfen von dem, was draußen geschah in der wogenden Nordsee, dann wird man nicht nur den Spuren derer folgen, die jetzt schon unser Herz befeuern, sondern auch die ungezählten Namenlosen mit heißem Danken ehren und rühmen, die auf Minensegnern, Vorpostenbooten und Wachstationen in unverändert aufreißendem Dienst ihre Pflicht getan so treu und so tapfer, wie Tausend, die das schwarzweiße Band sich erworben.

Nach Norden zu, dort, wo nebeneinander aufdampfend fünf niedrige Striche über der Kimmung stehen, helgolandwärts, da haben schon die Granaten geheult. An jenem Nebeltag, dem 28. August 1914. Manches erfährt ich von jenem Tage, so formt sich mir mählich sein Bild.

Morgens kurz nach 7 Uhr hört V 187 drahtlose Rufe: „Werde von feindlichen Zerstörern gejagt!“ Weitergeben und zugleich nach Westen drehen, auf das bedrängte Schweserboot D 10 los, ist eins. Der Nebel hindert jede Orientierung. So sieht sich V 187 plötzlich auf ganz geringe Entfernung von etwa zehn englischen Zerstörern umringt. Sofort wird es mit Feuer zugebedt; aber obwohl die Maschine für Minuten unklar wird, dreht das Boot doch kurzerhand mit „dreimal Neuster!“ auf den nächststehenden Zerstörer los; D 10 benutzt die augenblickliche Verwirrung beim Feind und verschwindet im Nebel. Um das Boot aber, das sich für den Kameraden gepöfirt, schließt sich der Ring des Feindes von Neuem. Wild wehrt sich V 187 gegen die zehnfache Uebermacht, bald aber werden die Maschinen unbrauchbar, die Kessel von englischen Granaten zerrissen. Schon lauiert ein englischer Zerstörer heran, um das stillliegende Boot zu entern, da legt es der Kommandant mit einer Sprengpatrone auf Grund. Während des Kampfes nähert sich von Westen das englische Führerschiff der L-Division, die „Arcturion“, gleichzeitig eilt von Osten her die kleine „Frauenlob“, die die Rufe von V 187 abnahm, in voller Fahrt auf den verhallenden Geschützdonner zu und steht, als plötzlich die Nebel ins Steigen kommen, auf drei Seemeilen vor der ganzen L-Division von 21 Schiffen. Infolge der großen Schnelligkeit der englischen Zerstörer schließt sich der Ring um den kleinen Kreuzer, wieder setzt ein Kreuzfeuer ein, das freilich in der Entfernung vorläufig keinen Schaden tut. Ein Augenblick des Abwägens — und der Kommandant läßt mit äußerster Kraft stracks auf das feindliche Führerschiff zuhalten; 2500 Meter legt er im Feuer zurück, ohne selbst einen Schuß zu tun. Nahezu fünfzig Geschütze donnern auf ihn los. Treffer zerfetzen Schornsteine und Rumpf, aber an ungefährlichen Stellen. Auf 3000 Meter speit die „Frauenlob“ ihrerseits Granaten, und der glänzenden Feuerleitung gelingt es, während mit Aufbietung aller Kraft die Entfernung noch bis auf 2400 Meter verringert wird, Treffer um Treffer auf der „Arcturion“ anzubringen. Die bekommt Schlagseite und dreht frägend nach Westen ab, während die Zerstörer in überhasteter Feuer die letzten Schüsse mit „Frauenlob“ wechseln. „Arcturion“ im Schlepp, zieht der Gegner ab.

Es herrscht Ruhe bis gegen Elf. Der Nebel wird wieder dichter. Unsere kleinen Kreuzer „Köln“ und „Mainz“ sichern tastend im SSW. von Helgoland; englische kleine Kreuzer halten sie vermutlich für deutsche Panzerkreuzer und rufen ihr Schlachtkreuzergeschwader herbei, das schon seit morgens früh westlich der Inselstellung im Schutze des Nebels bereitliegt.

So sehen sich unsre beiden kleinen Kreuzer mit ihren 10 cm Geschützen plötzlich auf nächste Entfernung einem Geschwader von sechs der größten englischen Schiffe gegenüber, die 34 cm Geschütze führen. Trotzdem nehmen sie den Kampf an, sinken

aber beide nach einer halben Stunde. Noch während „Mainz“ brennend über Wasser steht, taucht in der Nähe der Engländer, dem Geschützdonner entgegenkommend, die kleine „Ariadne“ auf, und liegt sofort im schwersten Feuer. Sie antwortet mit dem Mut der Verzweiflung, kann sich aber infolge ihrer geringen Geschwindigkeit nicht vom Gegner lösen; nachdem auch „Mainz“ verschwunden ist, vereinigt sich das Feuer einzig auf die schwache „Ariadne“. Aber tapfer wehrt sie sich gegen die erdrückende Übermacht, obwohl bald die hellen Flammen aus dem Schiff schlagen. Dabei arbeiten unten die Heizer fieberhaft und guten Mutes, bald aber gehen die Treffer tiefer, eine schwere Granate tötet den ersten Offizier in der Zentrale unten, in die Kohlenbunker schlagen die 34 cm-Granaten und zerlegen langsam das Schiff. Unter dem Kommandanten, der auf der Brücke bleibt, explodiert die Munition der vorderen 10 cm-Ge-



Scheinwerfer an der Küste. Phot. Hohlwein & Birde.

schüße, daß ihm die Sprengstücke nur so um den Kopf sausen. Schließlich brennt „Ariadne“ lichterloh und fängt an zu sacken. Da schweigt mit einem Mal das feindliche Feuer, die Schlachtkreuzer drehen ab und verschwinden nach Westen. Sie fürchteten U-Boote. Von Osten her taucht „Danzig“ aus dem Dunst, und ihr gelingt es, alle Verwundeten der sinkenden „Ariadne“ zu bergen.

Gegen Mitternacht erreichen sie Wilhelmshafen: unheimliche Gestalten, schwarz und blutverkrustet, mit Verbandzeug gepflastert, das hell und rot sich abhebt von den dunklen Gesichtern, in denen die Augen, voll des erlebten Kampfs und Leids, so trozig und so glühend flammen! Und rührend ist es, wie jeder sich zusammenreißt, um wenigstens nicht getragen zu werden. Mit schmerzverzerrten Gesichtern kommen sie gegangen, aber sie gehen doch! — So lieb ist sie, so stolz!

„Er ließ schlagen einen Bruden . . .“ Von Professor Dr. Ed. Hengst.

„Straße nach Byzanz!“ so brachte Potemkin am Südtor der im Tatarengebiet neu erbauten Dnjeprstadt Cherson die vielversprechende Inschrift an, als dort im Jahre 1787 Katharina II. und Josef II. zur Bepflanzung zusammentamen. Nicht derber konnte russischer Würdenhochmut dem Beherrscher des Donauraumes vorhalten, wohin Rußland wollte, das zur Zeit Peters des Großen und Karls XII. von Schweden noch mit Ukrainern, Kosaken und Tataren zu tun gehabt, um nur an das Schwarze Meer zu kommen, und wie seit eben jener Zeit Österreich die alten Vorsprünge im Südosten hatte zurücksteden müssen. — Eine sich an keine Grenzen der Erwägung bindende Ballan-eroberung konnte kein habsburgisches Ziel sein. Wohl aber

ihnen auch das Ergebnis der Zusammenschweißung der habsburgischen Reiche zum geschlossenen Großstaat bleibt. Im Jahre 1739 nach einem, verbündet mit Rußland, schlecht geführten neuen Türkenkriege mußten die Eroberungen Eugens nach einundzwanzigjährigem Besitz aufgegeben werden: Belgrad, der „Schlüssel des Ungarlandes“, die wichtigste Donauzitablelle, die Festungen Schabaz und östlicher Orschowa, wo der mächtige Strom durch die Karpathen bricht, vor dem Eisernen Tor — dort wo die heutigen Grenzen der Monarchie mit Rumänien und Serbien im felsigen Gebirgsland zusammenstoßen und unweit schon Bulgarien beginnt —, ferner die anliegenden Gebiete von Bosnien, Serbien und der Kleinen



Das alte Belgrad.

Walachei: alle diese Glacisstellungen von 1718, die infolge der berühmtesten Einnahme von Belgrad über die Save, Donau und das damals gegen heute noch weglösere Gebirge von Orschowa nach außen vorgeschoben waren. — Und ebenso ging es hinsichtlich des moralischen Ansehens im

ausgeschlossen zu sein brauchte. Aber nach der Zeit des Prinzen Eugen hatte Österreich die alte Großzügigkeit verloren. Und so erprobte es im achtzehnten Jahrhundert die reichliche Wahrheit des geschichtlichen Gesetzes, daß eine nicht von sichtbarer Klugheit, festem Plan geleitete Politik, so sehr sie sich das zunächst anhört, bei allen Verzicht, allem kleindiplomatischen Freundschaftsuchten und Freundschaftsopfern doch nur allgemein verstimmt wirkt und sich von überall her gelähmt findet. Es ist das Ergebnis dieser sich bald Preußen, bald Rußland nähernden und sie wieder aus Eifersucht abstoßenden Richtlosigkeit, daß die vor und nach 1700 erfolgten großen Siege unter den Fahnen Karls von Lothringen, Max Emanuels von Bayern, Ludwigs von Baden und namentlich Eugens von Savoyen, der gleichzeitig der klarsichtigste Berater seines Kaisers war, Vorarbeit für Rußland geworden sind, wenn

Südosten, was ja immer zusammenhängt. In Konstantinopel machte der König von Frankreich den guten Freund. Französische Offiziere, die schon zu den Zeiten Prinz Eugens zu Hunderten auf der Türkenseite mitgekämpft hatten, waren als Lehrer der Artillerie, als Befestigungsmeister und sonst im Heere tätig, und der französische Gesandte hatte das leitende Wort in den europäischen Stellungnahmen der Hohen Pforte; hauptsächlich, doch nicht allein, um England zu begen, das seit dem spanischen Erbfolgekrieg und der kurzzeitigen Behaltung des zum „Schuß“ besetzten Gibraltar vieljählig in dem Mittelmeerbereich vorgedrungen war. Mit den unterworfenen Bevölkerungen des Osmanenreiches aber befaßte sich die russische Aufmerksamkeit, um sie zur gegebenen Zeit in die eigenen Unterworfenen zu verwandeln, womit das Reich einstweilen am türkischen Nordrand des Schwarzen

Meeres, am Dnjepr und am Kaukasus den Anfang machte. Die Machterweiterung Rußlands vollzog sich in der Form der ständigen Zusammenballung neuer Völkermassen, wobei ihm verschiedene Sprachen, Rassen, Kulturen und Religionen keine geringste Bekümmernis auferlegten, und weit im voraus rechnete es mit den stämmlich buntgemischten Bevölkerungen der Moldau, Walachei und des Balkans, denen es aus dem gemeinsamen griechisch-christlichen Bekenntnis eine Art orthodoxes Kalifat des Zarentums konstruierte, wofür sie ja durch ihren jetzigen Herrscher, den Sultan, die Denkbegriffe hatten. Daß Österreich zweimal zur Hoffnung jener Völker bis nach Nisch vorgeedrungen war, blieb ausgelöscht, dagegen knüpfte Rußland, dem jenes bald als Freund, bald als Widersacher zu begegnen suchte, seine Verbindungen und Aufmunterungen schon bis in die „schwarzen Berge“, nach Montenegro.

Nun liegen diese österreichischen Halbheiten nebst ihren Ursachen weit zurück und sind den Berichtigungen gewichen, die für alle Beteiligten zugleich die verheißungsvollsten Deutungen enthalten. Aus dem schließlich durchgekauften „Dualismus“ der beiden deutschen Großstaaten ist die Zweigemeinschaft ihrer Schicksalsverbundenheit geworden. Im Bann wohlverstandener Interessengemeinschaft und in gegenseitig verbürgter Freundschaft sind sie verknüpft mit dem osmanischen Reiche, das, als es schier dem Untergang verfallen schien, durch eine bewundernswerte sittliche Neuerhebung und gleichzeitige klare Hinwendung zu dem aufrichtigsten Helfer begonnen hat, Herr über die alteingerissenen Schäden zu werden, die seine staatliche Tüchtigkeit, doch nicht die seines ehrbaren, tapferen, fleißigen, glaubenstreuen Volkes vernichtet hatten. Damit blieb es fähig, in jetziger Stunde der Weltgeschichte den Todesstoß abzuwehren, den ihm Rußland, England und Frankreich zu versetzen verabredet hatten, als schmerzgewichtige Forderung Rußlands in der „Entente-politik“. Zweihundertjährige Pläne vermaßen zu ihre endliche Erfüllung zu finden, damit das Zarentum, nach dem Worte Alexanders I., den „Schlüssel in die Hand nehme zu der Haustür“, die auf das Mittelmeer hinausführt und deren Portal — die Balkanhalbinsel ist. Und eben dies bedingte Bulgariens vorbeugende Entschliebung, so gut wie im Herbst zuvor die der Türkei: daß beide sich über das sie treffende, zusammenhängende Schicksal nicht täuschen ließen. Was Rußland, England und Genossen von Undank und von deutschen Anstiftungen auslärmen lassen, ist die gewohnte hundertstimmige Verdrehung, die auch in dem neueren, bulgarischen Falle die hinter den Kulissen ins Auge gefaßte Überrumpelung über-täuben muß.

Lange genug hatte die Unterstützung der Türkei in der bloßen gegen Rußland gewendeten Eiferucht dieser Freunde beruht, die sich dadurch nicht abhalten ließen, dem Sultanate, das zugleich das Kalifat des Islam ist, ein Hoheitsgebiet nach dem andern, von Algier und Tunis bis Ägypten, Cypern, Koweit abzureißen, ja von Seite Englands an die Errichtung eines künstlichen neuen Kalifats unter Londoner Hoheit zu denken. Dem gegenüber bedeutet die neue Wendung die reibliche Gemeinbürgschaft dreier vielbedeutender Reiche. Durch die Gestaltung der Weltlage ist sie veranlaßt und geradezu erzwungen worden, diese Verbündung und Ausgleichung. In ihr aber ist auch der wirtschaftliche und technische Teil so hochwichtig, daß ein geschlossener, in seinen Kräften, Hilfsquellen, natürlichen Reichtümern und Erzeugnissen des Arbeitsfleißes sich ergänzender und selbstgenügender, durch ganz Europa reichender Komplex von gewaltigen Entwicklungsmöglichkeiten entsteht.

Es sind das in ihrem allseitigen Nutzen so klare, verlässige Zukunftsteile, daß sie auf die mutigen Entscheidungen miteingewirkt haben, die das geographisch meistveranlaßte Bulgarien in den Tagen, da dies niedergeschrieben wird, als für seine Beteiligung getroffen, vermuten läßt. Unbeirrt durch allen Droh- und Verführungszauber des keine selbständige Haltung unangetastet lassenden Vierverbandes, erkannten die besten Männer des Landes die Bedingungen seines wahren Selbstschutzes, seines nationalen Aufblühens und seiner gerechtesten Ansprüche darin, sich zum Mittelglied jenes großen Verteidigungsbündnisses zu machen. Von allen Voraussichten Bulgariens ist keine klarer, als daß bei russischer Herrschaft an alter Stelle von Byzanz es selber am ersten daran läge, die Fahne seiner Unabhängigkeit herunter zu holen, auch, wenn England, was wahrscheinlich, in Armweite bliebe. Begründet sich nun so die neue politisch-geographische Weltverbindung, so bleibt die eine brüchige Stelle, an der sie nicht geschlossen ist: Serbien!

„Er ließ schlagen einen Bruden,

„Daß man kommt hinübruden . . .“

Und die Brücke muß dauernd und eisenfest genug für Frieden und Angriff von außen geschlagen sein. Ob sich das erzeigen ließe durch ein weiteres Zwischenglied und Land, das den gesagten Einsichten und ihren Folgerungen ebenfalls Raum geben würde, zieht sich im jetzigen, unklar gespannten Augenblick der unbefangenen Erörterung. Abirgend wird bei den südöstlichen Vorgängen an anscheinender Un-

kenntnis von unseren Zeitungen und Lesern durchweg übersehen, daß die Donau vom Eisernen Tor an abwärts der angrenzenden Höhe entzogen, internationalisiert ist und seit 1856 auf ihrem unteren, zwei und mehr Kilometer breiten Stromlauf das Seerecht der Meere gilt. So konnten auch ungehindert die Russen auf diesem Wege zwischen Rumänien und Bulgarien hindurch Kriegsunterstützung nach Serbien senden, wohin sich historische und neue Gedanken lenken.

„Weißenburg“ überlebte die älteren deutschen Jahrhunderte, die noch nicht so bedientengelehrt auf jeden fremden Mund horchten, das alte Alba graeca, das die umwohnenden Serben Beligrad oder Beograd nannten. Noch in dem zielarmen 18. Jahrhundert hat Österreich von neuem Belgrad, 1789 durch Laudon, zurückerobert, doch es wiederum aufgeben müssen. Die osmanische Hoheit findet an dieser Stelle erst 1867 ihr letztes Ende. Damals wurde die türkische Besatzung aus der Festung zurückgezogen, und auch sie, nach freundschaftlicher Vermittlung Österreichs, den Serben in der Stadt überlassen. Immer wieder verknüpft sich der Name mit Österreichs Geschichte im Südosten.

Nach der denkwürdigen Befreiung Wiens i. J. 1683 vom Türkenangriff, der auf Betreiben des allerchristlichsten Königs geschah, beginnen die Jahrzehnte der kaiserlich sieghaften Großtaten im neubefreiten Ungarn und jenseit der Donau. In ihren Verkündigungen riefen die vordringenden Feldherren aber auch die Völker des Balkans auf, ihre Erhebung, Unabhängigkeit, ihre Bekenntnisse und heimischen Rechte dem kaiserlichen, befreienden Machtschutz anzuvertrauen. In der Tat begannen für dieses Verständnis heimische Führer sich zu zeigen, bis nach Albanien hin, die auch ihre kampffreudigen Anhängerscharen fanden, und schon das war eine ideale Erreichung, daß der Großwesir Mustafa Köprülü, der kluge Führer der Türkei in bedrängter Zeit, den Schachzug der freieren Behandlung der sogenannten Rajah-Bevölkerungen, d. h. der Christen, machte. Die Orte Wisegrad, Semendria, Widdin, Nisch, heute wieder genannt, klingen in diesen Heerzügen gegen den „Großtürken“ auf:

Zwar der arge Schandfrantzoze

Der die Welt ausstänkert,

Hilft dir heimlich und ganz lose,

Meint, wir seynd dann angelächert —

lang das selbstgemachte Lied der zuversichtlichen Musteliere, mehr unverblümt und spöttisch, als eigentlich ein sich aufpeitschender Hahngelang gegen den ruhelosen Erbfeind. Am 6. September 1683 nahm Max Emanuel von Bayern Belgrad, um es freilich nach sechs Wochen dem auch im Kriege tüchtigen Köprülü wieder lassen zu müssen. Im kaiserlichen Heere aber befand sich der junge Prinz Eugen von Savoyen, dem man in Frankreich, wo seine Eltern am Hofe lebten, keine militärischen Fähigkeiten zutraute, sobald ihn der König mit seinen Wünschen abgewiesen hatte. Beim Sturm auf Belgrad, im wilden Handgetümmel, ward auch er, wie der bagrische Feldherr selber, verwundet.

Mit 34 Jahren zum kaiserlichen Oberbefehlshaber ernannt, und nach einer Reihe von unvergeßlichen Siegen in Ost und West, von denen einer der leuchtendsten der erste türkische bei Zenta war, hat dann Eugen, nach seinem Siege von Peterwardein, das Heer i. J. 1717 wieder gegen das vielentscheidende Belgrad geführt. Am 16. August besiegte er das zum Schutz herangeführte, mit gewohnter zäher Tapferkeit kämpfende Feldheer des Großwesirs und bahnte damit die Einnahme der Stadt und Festung, deren starke Besatzung schon am 18. August den Widerstand aufgeben mußte. Für die atemlose Freudigkeit, womit Deutschland diese Taten der Reichstruppen verfolgte, spricht am lebendigsten die auch seither ungeminderte Volkstümlichkeit des prachtvollen Liedes „Prinz Eugen, der edle Ritter“, wenn sie auch zu gewissen Teilen auf die starke, mitreißende Melodie entfallen wird.

Freilich die Künste der literarisch-historischen Zergliederung, woher? von wem? scheitern hier an Text und Melodie. Seit 1719 findet das Lied sich in handschriftlichen Sammlungen, deren älteste die Leipziger Stadtbibliothek aufbewahrt. Auch inhaltlich ist der überlieferte Text nicht ganz in Ordnung und bringt Konfusionen; der Prinz Ludwig in den letzten Strophen war schon längst tot, 1683 in demselben Gefecht von Petronell gefallen, wo sein jüngerer Bruder Eugen die Feuertaufe erhielt. — Laßt sie gehn, und halten wir's lieber mit Freiligraths und Karl Voewes poetischer Ballade: Volkslieder werden nicht schöner und volkstümlicher dadurch, daß sie durch Pedanten verbessert werden.

Die Verhältnisse sind erzählt worden, die 1739 und 1789 Belgrad wieder den Türken brachten. Im Jahre 1806 haben dann während ihres Freiheitskampfes die Serben die Stadt eingenommen. Nachdem der Friede von 1829 ihr selbständiges, wenn auch noch nicht unabhängiges Fürstentum begründet, haben sie stufenweise die Verwaltung und Residenz nach Belgrad verlegt, während ältere Mittelpunkte ihres Volksstammes sich im Innern des Landes befanden.



Die Regimentsküster bei der Arbeit. Phot. Lohsen.

Schwarze Fahrt. Eine Erinnerung von Hofprediger Dr. Vogel.

„Schwarze Fahrt“ nennt der Kraftwagenführer im Felde eine Automobilsfahrt, die eigentlich, weil außerhalb des Dienstbetriebes, sei's mit dem Auto, sei's für seinen Passagier, nicht gemacht werden darf, aber gerade darum eines eigenen Reizes nicht entbehrt und meist besonders interessant verläuft.

Die .. Division kam am 10. September 1914 abends nach Fismes, und die Große Bagage parkierte dort schon auf einem Wiesenplane, d. h. sie ist mit allen ihren Wagen in Reihe und Glied, neben- und hintereinander, aufgefahren und zur Ruhe übergegangen. Ein bewegtes Lagerleben entfaltet sich dann bald. Die Pferde werden abgeschirrt, gefüttert und getränkt, und die Mannschaften entledigen sich ihrer staubigen Waffenröcke, zünden Feuer an und kochen ab. Die Offiziere liegen um das Mahl vereint im Graze oder auf herzugebrachtem Stroh und sind gewöhnlich in recht behaglicher Stimmung.

Ein paar Wachtmeister hatten irgendwo ein kleines Auto mit einem Führer aufgegriffen und erprobten nun auf der Chaussee hin und her seine Geschwindigkeit. Während die anderen sich „nach Tisch“ zum wohlverdienten Schläfe niederstreckten, ließen wir, ein tatendurstiger Offizier und ich, uns beiläufig auch den kleinen Klapperlasten zeigen. Er war zwar reichlich eng für uns beide, aber mit gutem Willen ging's schon. Die Probefahrt brachte uns ins nahe Städtchen, dort wurde irgendwo Benzin „empfangen“, der Fahrer war mit unserem Auftrage: nach Reims! natürlich einverstanden, und fort ging's in reißend raschem Lauf auf der schönen französischen Straße zur altberühmten Stadt. Ist doch gerade das ein Vorzug des Kriegsschauplatzes im Westen gegenüber dem im Osten, daß man auf Schritt und Tritt, sei's in Belgien oder Frankreich, sich auf historischem Boden befindet. Die breite Straße führte am Rande des Vesle-Tales durch weliges Hügel land, das weite Ausblicke gewährte. An einer Stelle schlug uns aus niedrigem Waldbestand und Buschwerk ein widerlicher Geruch weithin entgegen; wahrscheinlich lagen dort noch seit Wochen unbestattete französische Gefallene. Die Dörfer waren fast verlassen, die Landstraße war auffallend leer, nur einmal eine rückkehrende Munitionskolonne. Da tauchten vor uns in der Ferne die hohen weißen Türme der Kathedrale auf. Das war unser Ziel. Durch einen vollreichen Vorort und die belebten Straßen der Stadt hindurch standen wir bald vor der gewaltigen Majestät dieses herrlichen Bauwerks aus der Zeit frühesten Gotik. Ursprünglich stand hier eine Gallierstadt im Gebiet des Volksstammes der Remer, dann wird sie zu Cäsars Zetten das feste Durocortorum; Augustus erhebt sie zur Hauptstadt seiner Provinz Belgica

secunda; im dritten Jahrhundert hält das Kreuz seinen Einzug, und zu Anfang des vierten wird die Stadt Bischofssitz. Aber Vandalen- und Hunnenstürme brausen verheerend über die junge christliche Pflanzung, und der erste Bischof wird enthauptet. Glänzende Lage sieht Reims zur Karolingerzeit; hier wird Ludwig der Fromme 816 feierlich gekrönt. Aber die größte Stunde für die heutige Kathedrale ist doch die Krönung Karls VII. durch die heldenstarke Jungfrau von Orleans am 16. Juli 1429. Durch diese hohen Pforten bewegte sich damals der Festzug! Nicht weniger als 530 Figuren schmücken das riesige, dreifache Portal. Es sind Darstellungen aus dem Leben der Jungfrau Maria und ihrer Vorfahren, sowie von Märtyrern und Bekenner der christlichen Kirche. Die Rosette darüber mißt 12 Meter im Durchmesser, und dann folgt nach oben ein Fries mit 42 Kolossalfiguren nebeneinander, inmitten die Taufe Chlodwigs und allfranzösische Königsgestalten zur Rechten und Linken. Im ganzen aber sind es 2300 Statuen, die die Kathedrale außen schmücken und ihr ihre eigentümliche Schönheit verleihen. Als wir vor ihr standen, zeigten sich nur geringe Spuren von Beschädigung; an den seitlichen Strebepfeilern der Nordseite waren einige Löcher und Schrammen von Schrapnellkugeln am Sandstein zu erblicken. Die beiden gewaltigen, stumpfen Türme, von langen Fenstern durchbrochen und von lustigen Nebentürmchen flankiert, stiegen trotz ihrer Masse anmutig und leicht empor. Der nördliche der Türme sollte gerade ausgebessert werden und war bis zu zwei Drittel von einem mächtigen Holzgerüst umgeben — aber die Hauptsache von allem und das Schönste fürs deutsche Herz, auf der Zinne des nördlichen Turmes dieser alten Königskathedrale wehte die weiße Fahne, das Zeichen der Kapitulation vor Deutschlands Waffen.

Das Innere ist 138 Meter lang, dreischiffig und in Kreuzform erbaut. Die zahlreichen Glasfenster sind nach ihrer Zerstörung im 18. Jahrhundert erneut, und kontrastieren die neuere und die alte Verglasung oben, die noch aus dem 13. Jahrhundert sich erhalten hat. Besonders schön und feierlich ist der Altarraum. Dies war die Salbungsstätte der französischen Könige, weil der Dom das heilige Ölhorn besitzt, das zu Chlodwigs Taufe im Jahre 496 ein Engel eigens vom Himmel herabgebracht haben soll. Hier steht auch ein Standbild der Jungfrau von Orleans, denn an dieser Stätte krönte sie Frankreichs König.

Das Gotteshaus war gegen Abend von einer zahlreichen Gemeinde besucht. Vor allen Altären knieten die Frauen, tief in Gebet versunken, die Lippen ein wenig bewegend und

die dunklen Augen unverwandt auf den Heiligen des kerzenleuchtenden Altars gerichtet. Wen suchen die Gedanken in heißer Sehnsucht, und für wen bewegen sich diese Lippen in brünstiger Fürbitte? Gewiß für ein geliebtes Leben, das da draußen unter der heißen Sonne im Kampfe liegt gegen die deutschen Heere. Sie alle, diese armen Frauen, sind ja ohne Nachricht geblieben, seitdem er von ihnen zog. Ob er noch lebt? Vielleicht lag sein vom Granatschuß zerrissener Leib schon seit Wochen im großen Massengrabe auf irgendeinem der vielen Todesfelder Belgiens oder Frankreichs; vielleicht war er schon als Gefangener auf der Reise nach Deutschland, oder er seufzte schwer verwundet im fernen Lazarett. Ergreifendes Bild! Immer wieder, wohin man kam, in den Gotteshäusern Frankreichs, dessen Regierung sich doch brüstete, Gott „gekündigt“ zu haben, diese betenden Frauen und — Kinder. Dazwischen hindurch gingen hier schlürfenden Schritts unsere großen, blonden Grenadiere, Preußens siegreiche Gardes, Franzer und Augustaner, mit verbundenen Köpfen, Armen und Händen. Eins kummerte sich nicht ums andere. Nur die Blide streiften sich gelegentlich. Die Frauen mochten denken: die sind schuld an unserem Jammer — und die Soldaten: die beten drum, daß wir vernichtet werden.

Damals konnte niemand ahnen, wie so ganz anders es acht Tage später in diesen selben hohen Hallen aussehen würde und welch entsetzliche Stunden die von den Franzosen in der Kathedrale eingesperrten deutschen Verwundeten und Gefangenen unter den Schreden unserer Beschießung durchzumachen hatten. Alles Mitleid mit den geschlagenen Franzosen, zu dem das deutsche Soldatenherz dank seiner angeborenen Ritterlichkeit und Gutmütigkeit unwillkürlich immer wieder neigt, schwindet, wenn man von diesem Akt welscher Rachsucht und Gemeinheit an unseren Brüdern erfährt. Der zuständige englische Berichterstatter erzählt, wie die Franzosen die von ihnen als Beobachtungsstelle benutzte Kathedrale in Reims am 17. September dadurch zu schützen suchten, daß sie darin deutsche Verwundeten unterbrachten: „Zum Schutze des Gebäudes wurden 68 verwundete Deutsche auf Stroh ins Kirchenschiff gelegt. Diese wurden während des Bombardements nahezu wahnsinnig vor Schreden. Sie krochen hinter die großen gotischen Pfeiler, um Schutz zu suchen und ächzten zum Erbarmen. Die sich bewegen konnten, krochen die Treppen im Innern zu den beiden Türmen hinan, den umherfliegenden Glasplittern zu entgehen. Glühendes Zinn rann vom brennenden Turm hernieder und setzte das Stroh, auf dem die verwundeten Deutschen lagen, in Brand. Sie versuchten zu flüchten. Der Erzbischof und ein anderer Priester wiesen sie zum Nordtor und zogen die, die unfähig waren, sich zu bewegen, auf Matragen hinaus. Ein wütender Volkshaufe hatte sich draußen versammelt. Man schrie den beiden heroischen Priestern zu, die Barbaren zugrunde gehen zu lassen, man drohte Gewalt anzuwenden. Die beiden Priester stellten sich jedoch vor die Verwundeten und beschützten sie, bis eine Abteilung französischer Truppen kam, die sie in ein Haus in einiger Entfernung brachte. Wierzehn von den Verwundeten flüchteten durch das Südtor auf den brennenden Palast des Erzbischofs und den Saal der Könige zu: acht oder neun wurden hier von den Flammen erfaßt und verbrannten. Andere waren so verwirrt, daß sie in die Straßen hinausliefen, und wurden offenbar von dem Volk, das sie flüchtend wahrte, erschlagen.“ (The National Weekly vom 31. Oktober 1914.)

Vor der Kathedrale steht auch ein Denkmal der Jungfrau von Orleans, ein edles, Kühnes Jungfraubild; geharnischt zu Roß, mit ausgebreiteten Armen, in der Rechten das Schwert, in der Linken die Sturmfahne mit dem Lilienwappen der Bourbonen, ein Madonnenangezicht. Am Sockel liest der Beschauer: „Das dankbare Vaterland“. Zu ihren Lebzeiten war dies Vaterland bekanntlich wesentlich weniger dankbar gegen die arme Johanna gewesen, heute ist sie, und zwar gerade

während dieses Krieges, die gefeierte Nationalheilige des ganzen Volkes, deren Fürsprache helfen soll und deren sittliche Reinheit und starken Feuergeist Frankreich im schweren Ringen gegen Deutschlands siegreiche Scharen gar zu gern haben möchte! Aber auch von den Engländern wird die tapfere Jungfrau heute hoch geehrt. Haben doch die Mitglieder der englischen Kolonie in Paris am Fuße des dortigen Denkmals von Jeanne d'Arc, die einst von ihrem Volke als Heze verbrannt ward, eine Guldigungsfeier mit Blumenpende veranstaltet „en témoignage d'une affectueuse amitié“ — bete an, was du verbrannt hast, sagte einst Remigius! Der rue Henry IV folgend, kommt man zum Marstor, einem alten Triumphbogen aus spätromischer Kaiserzeit, frei inmitten von Anlagen stehend. Wie oft mögen durch dies Tor nach Osten hin die Heereswogen gegen Deutschland gestuldet sein! Aber jetzt glück die stolze Stadt einem deutschen Waffenplatz, und die weiße Fahne auf der Kathedrale leuchtete in der Abendsonne weit hinaus, Kunde gebend von Deutschlands Waffendruck.

Im Hôtel du Commerce aß man zu Abend. Alle Tische waren besetzt von deutschen Offizieren; auch unsere Kavallerie-Kraftfahrer-Kolonnen saß dort und stärkte sich nach all den Mühen und Gefahren der letzten Woche bei Paris. Als wir zahlen wollten, belehrte uns ein Fliegeroffizier, hier würde nicht bezahlt, man erfrische sich aufs Wohl der guten Stadt Reims, ein Anerkenntnis d. h. Namen und Truppenteil unter die Rechnung gesetzt, genüge statt der Bezahlung. So „anerkannten“ denn auch wir.

Die Rückfahrt gestaltete sich noch recht kriegsgemäß. Eine Kontrolle der Autos gab es noch nicht; auf Anruf der Feldwachen und Posten rief mein Begleiter: „Garde-Kavallerie!“ und niemand hielt uns auf. Die Landstraße war ganz einsam, aber wir irrten uns nicht, da war wieder der Leichen-geruch. Wie weit mochten die Franzosen heran sein? Da fielen links Schüsse, und einige Kugeln piffen über uns hinweg, daß wir uns unwillkürlich duckten; war's Versehen einer Feldwache oder eine französische Aufklärungspatrouille? Jedenfalls stellte der Fahrer auf äußerster Kraft. Im letzten Dorfe, eine Meile vor Fismes, war der Zylinder des Wagens heiß gelaufen, und es mußte notwendig Wasser aufgefüllt werden. Über niemand als der Mondenschein wachte auf den Straßen, alles leer und verlassen. Wir traten in ein offenstehendes Haus, das bekannte Bild des wirren Durcheinanders, doch da stand im Scheine der Blendlaterne ein Eimer, und in der Küche war eine Pumpe; beides gebrauchten wir gerade, so war dem Wagen geholfen, und weiter ging's. Ein anderer Wagen kam inzwischen hinterdrein. Kein „Windstutcher“ läßt sich vom anderen gern überholen, und so gab's denn ein Wettrennen bis zu unserem Lagerplatz an der Brücke in Fismes. Als wir hielten, hielten auch die andern, zwei Offiziere stürzten mit vorgehaltenen Revolvern auf uns zu: „Halt! Wer sind Sie?“ — „Na, wer sind Sie?“ Es waren zwei Herren der fünften, mit uns kämpfenden Kavallerie-Division, die auch aus Reims kamen und uns in unseren englischen Mänteln im Scheine des Mondlichts bereits für eine englische Auto-Offizierspatrouille gehalten hatten. Nur der rote Streifen der Dragonermütze meines Begleiters hatte sie unsicher gemacht. „Ungeheißt waren unsere Revolver schon“, sagte der eine.

Nach dieser heiteren Erkennungsjene neuer Schreden: der Platz war leer. Das Lager abgebrochen, die Unseren „parti“. Auch das noch! So gingen wir wieder in ein offenstehendes besseres Haus, bereiteten uns ein Lager und schliefen. Am anderen Morgen fanden wir Divisionsstab und Große Bagage auf der andern Seite der Stadt — alles da! Mein Begleiter bekam von irgend jemand noch einen Anpfiff wegen seiner Abwesenheit. Ad acta! dachte der flotte Patrouillenreiter; wir haben Reims gesehen, und die Erinnerung mit aller Fröhlichkeit und Fährlichkeit kann uns niemand nehmen; schön war sie doch, die schwarze Fahrt!

Und Jesus Christus geht durchs Leid der Welt. Von Franz Graf.

Ein lechtes Dämmern bricht durch hohe Scheiben.
Drei Kerzen flackern matt auf dem Altar
Und lohen still und flackern auf und treiben
Ein seltsam Spiel — —

Und lastend Schweigen, von Gebeten schwer —
Und heiße Augen. Da und dort kniet einer.
Dann rinnt es wie ein Lippenflüstern her:
„Wie Gott es will . . .!“

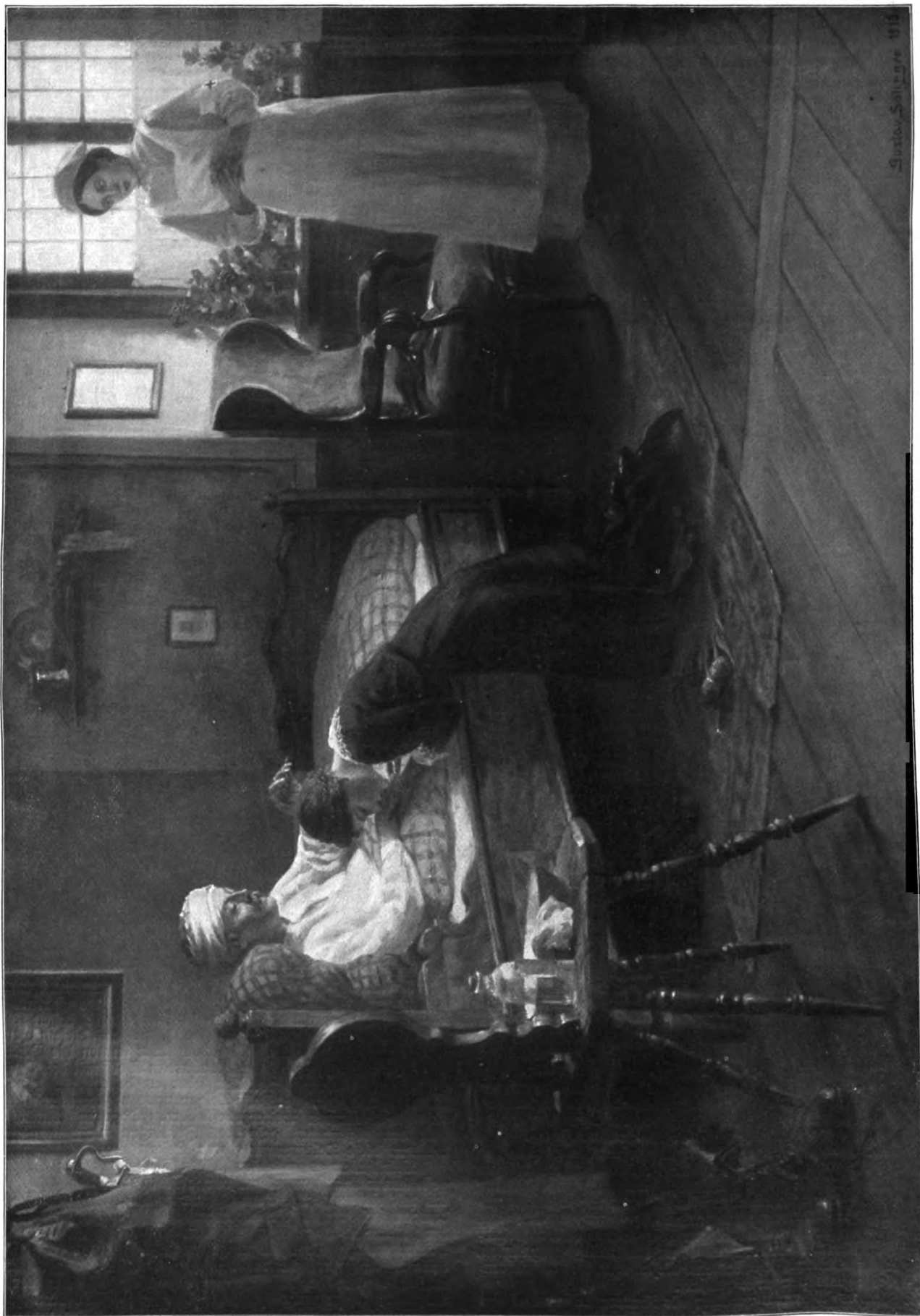
„Nehmt hin den Leib, nehmt hin das Blut des Herrn!“
Sie treten vor, Graubärtige und Knaben,
Sie rief das Vaterland, sie folgen gern
Dem heil'gen Ziel.

Und Mütter stehn und ihre Augen röten.
Der einen dort, wie pocht ihr armes Herz
Und zuckt in wilden, wehen Mutternöten:
„Es ist zu viel . . .!“

Die Kerzen leuchten — einen sieht sie schreiten,
Der an des Kreuzes Stamme einst gehangen . . .
„Ich bin bei dir bis an das End' der Zeiten!“
Sie lächelt still.

„Wenn deine Hand mich hält . . .!“

Und weiter
Geht Jesus Christus durch das Leid der Welt.



Ein Wiedersehen. Gemälde von Gustav Salingré · Berlin.

Reuter und Havas sind Namen, die uns noch in den Ohren klingen werden, wenn der Friedensengel längst alle Schützengräben wieder zugebedt haben wird. Denn beide sind die Seelen des Verleumdungsfeldzuges, den die Entente gegen das deutsche Volk führt. Reuter und Havas haben auf dem listenreichen Kampfplatz des Weltnachrichtendienstes die Lüge systematisch zum Kriegsmittel gebildet und darin zum Zwecke der Verhegung so Ungeheuerliches an Fälschung und Entstellung geleistet, daß die Welt ähnliches nie erlebte. Reuter und Havas haben uns tiefe Wunden geschlagen; denn auf diesem grauenhaften Kampfgebiet waren wir wehrlos, nachdem man uns ja durch Zerstörung unsrer Kabel die eigne Waffe aus der Hand geschleudert hatte.

Diese Nachrichtenagenturen sind keine konsequenzlosen Schaumschläger, keine widernden Filibustier in ihrem Fach; sie gehören als wirkungskräftige Werkzeuge zu dem wohl-eronnenen politischen System der „Einkreiser“ und dienen ihnen wie Lokusta dem Kaiser Nero oder wie die vereidigten Giftmischer der venezianischen Republik. Reuter ist der gefährlichere von beiden, weil er das größte Einflußgebiet beherrscht und vollständig mit den englischen Nationallastern, der Scheinheiligkeit und der Heuchelei, eingekocht ist.

Der Mann kam 1850 nach Aachen, ohne Geld im Beutel, aber im Kopfe eine gute Idee. Bantfisch, Buchhandel und Journalistik, denen er sich nacheinander hingegeben hatte, hatten ihm auf keinen grünen Zweig geholfen. Die neue Idee in ihrer Verwirklichung aber sollte ihn zum weltbekannten Manne machen, zu dem berühmten Londoner „Telegraphenkönig“. Die Preußen hatten nämlich im Jahr zuvor ihren elektrischen Telegraphen Berlin—Köln—Aachen dem allgemeinen Verkehr übergeben. Belgien hatte noch keine öffentlichen Telegraphen. Eilige Nachrichten aus dem Westen nach dem Osten, die in Aachen auf den Draht sollten, mußten mit der Eisenbahn dorthin gebracht werden. Das Verständnis für die Bedeutung schneller Mitteilungen für Presse und Börse war aber damals schon ziemlich verbreitet. Reuter mochte auch durch den Erfolg des Geldmannes Nathan Maier Rothschild, dem seine frühe Kenntnis vom Siege Wellingtons bei Waterloo an der Londoner Börse einen Spekulationsgewinn von einer Million Pfund Sterling eingetragen hatte, zu der Überlegung gebracht worden sein: wenn es möglich wäre, wichtige Nachrichten aus Paris, Lille, London, Brüssel usw. auf einem schnelleren Wege als mit der Eisenbahn nach Aachen zu bringen, so mußte hier eine Geschäftsgelegenheit gegeben sein, die den Mann redlich ernährte. Und es war möglich. Reuters Brieftauben flatterten auf in Nordfrankreich, Belgien, Holland, brachten alle wichtigen Nachrichten nach Brüssel und von da nach Aachen, wo Reuter die Depeschen in Empfang nahm und telegraphisch nach Berlin, Wien oder Petersburg weitergehen ließ. Die Reutersche Taubenpost hat nur ein Jahr bestanden; die wegefundigen Boten der Luft wurden in dem Grade entbehrlicher, in dem sich die elektrischen Telegraphen ausbreiteten. Als dann im Jahre 1851 das erste Überseetabel Calais—Dover gelegt wurde, packte Reuter seine Siebensachen zusammen und ging nach London. Hier, in dem Mittelpunkt der überseeischen Verbindungen, erweiterten sich seine Beziehungen ungemein. Er beschaffte von allen Hauptorten des Erdteils die wichtigsten Handels- und Börsennachrichten und versorgte damit seine Abnehmer. Als er dann seinen Depeschendienst auch auf die Politik übertrug und von 1858 an die Presse für sich gewann, entwickelte sich das Telegraphenbureau Reuter in raschem Anstieg zum weltumspannenden Nachrichtenvermittler. Aktienkapital, wie man behauptet: 20 Millionen Mark.

Es ist erstaunlich, welche Mittel und Wege dieser Mann findet, um sein Unternehmen gegen alle Schwierigkeiten durchzusetzen. Keine Zeitung will etwas von ihm wissen — da sendet er ihnen seine Nachrichten kostenlos auf den Hals. Erst im Jahre 1859 bringt die Times die erste Reutermeldung. Und das ist der entscheidende Tag für Reuter. Er hat es nämlich fertig gebracht, folgenschwere Worte Napoleons III., die um ein Uhr mittags in den Tuilerien gesprochen wurden, so zeitig nach London zu bringen, daß die Times sie um zwei Uhr mitteilen konnte. Vor der Kabelverbindung nach Amerika schickte er den atlantischen Dampfern schnelle Segeljachten entgegen, die die Reutermeldungen in der größten Eile ans Land brachten, von wo sie telegraphisch nach London weiterbefördert wurden. Er baute besondere Telegraphenlinien, legte eigene Kabel und scheute keine Kosten, um im Nachrichten-schnellverkehr stets der erste zu sein.

Die Havas-Agentur ist älter als Reuter; sie bestand schon unter Ludwig Philipp, der in seinen politischen Wechselfällen die Wichtigkeit einer von der Regierung beeinflussten Speiseanstalt für die Zeitungen erkannte. Ihr Gründer war der Kaufmann Charles Havas, der in den Geschäftsmöglichkeiten der Kontinentalperre den Weg zum Reichtum gefunden hatte. Früher standen Havas, Reuter und die anderen großen Telegraphenagenturen in einem ziemlich gleichgeordneten Kartell-

verhältnis zueinander, nur daß Reuter infolge seiner überragenden Kabelverbindungen den primus inter pares darstellte. Dieser lieferte die Nachrichten der englisch sprechenden Welt, sowie aus Holland, Belgien, Norwegen, Mittelamerika und Ostasien; Havas die aus Frankreich (einschl. Kolonien), Spanien, Portugal, einem großen Teil des Balkans und aus ganz Südamerika, während der deutsche Wolff den deutschen Nachrichtendienst versah und den Nachrichtendienst der skandinavischen Länder überwachte. Alle diese Bureaus standen in regelmäßigem Nachrichtenaustausch. Wenn es auch bedenklich war, z. B. in politisch kritischen Zeiten die Nachrichtenbeschaffung in ausländischen Händen zu wissen, so ist im Grundsatz gegen dieses System nichts einzuwenden; beruht doch der organisierte Weltverkehr hauptsächlich auf ähnlichen Verträgen.

Seit einer Reihe von Jahren aber haben innerhalb dieses großen Gesamtbetriebes Kräftegruppierungen stattgefunden, die uns nicht gefielen. Wir sahen, wie Reuter und Havas immer enger zusammenrückten und gemeinsam die Richtung verfolgten, unter Umgehung von Wolff die Welt mit Nachrichten zu füttern, die mindestens einseitig gefärbt waren. Da zittern die guten Brasilianer und andere sonst ganz geachtete Völker seit Jahren vor der „deutschen Gefahr“ und merken es gar nicht, daß die angeblichen bösen Absichten Deutschlands nichts sind als ein Popanz, den ihnen Havas in die Gedankenwelt hineintelegraphiert hat. Natürlich, um uns überall, wo sich etwa Sympathien für uns regen könnten, Feinde zu machen.

Zeitlich fällt der Reuter-Havasche Pressefeldzug mit der von Eduard VII. begonnenen Einkreisungspolitik zusammen. Wir sehen heute ganz klar: Reuter und Havas waren verbündete und bestellte Handlanger dieser gegen uns gerichteten Politik. Wir sehen sie bei der Arbeit, die öffentliche Meinung gegen uns aufzuheizen und in Flammen zu setzen, das deutsche Ansehen, den deutschen Handel, die deutsche Politik überall anzuschwärzen.

Als England bei Kriegsbeginn die deutschen Kabel zerstörte, wußten wir, daß nun ein großes internationales Kesseltreiben gegen Deutschland losbrechen würde; denn mit der Absperrung unserer Übersee-Telegraphen war die ganze außer-europäische Welt den deutschfeindlichen Einwirkungen von Reuter-Havas' Lügenmeldungen schutzlos preisgegeben. Dagegen blieb das neutrale Europa — wenigstens bis zur italienischen Kriegserklärung — für unsern telegraphischen Nachrichtendienst frei. Es bestehen ja in den meisten europäischen Ländern nationale Agenturen, die mit Wolffs Bureau Austauschverträge unterhalten und deutsche Nachrichten ohne Vermittlung von Reuter und Havas verbreiten können. So die Agencia Stefani in Rom, die Agence Roumaine in Bukarest, die Agencia Fabra in Madrid, die Agence d'Athènes in Athen. Aber als man sich den Schaden bewah, erwie es sich, daß diese nationalen Agenturen ebenfalls längst der englischen Einkreisungspolitik verdrängt waren, wie sie noch heute als Trabanten von Reuter-Havas den Preßering um Deutschland schließen helfen. Sie haben sich entweder einfach als Ableger des Depeschen-Zweibundes entpuppt oder werden mit englisch-französischem Gelde gespeist. Wir sehen hier eine gewaltige Nachrichtenaufrüstung, deren Berichtstatistat der ganze Erde umfaßt und alles, was die Telegrammgebühren wert ist, in London zusammenträgt. Reuter und Havas wählen und stützen zurecht und geben dem Nachrichtenmaterial die gewollte deutschfeindliche Färbung, ehe es durch die tausend Kanäle des Verkehrs und der Presse zum Ohr der Öffentlichkeit dringt. Aber die Organisation, die sich die Entente mit Hilfe von Reuter-Havas hier zielbewußt und mit großen Kosten geschaffen hat, um Deutschland wenigstens auf diesem Gebiete zu schlagen, geht weiter und tiefer. Wir kennen die Verträge nicht, die das deutsche Nachrichtenbureau Wolff mit den übrigen Auslandsagenturen verbindet; aber es besteht für diese die Verpflichtung, gewisse Wolff-Telegramme abzudrucken und an andere Agenturen weiterzubefördern. Dagegen können die von den Agenturen gespeisten Zeitungen nicht gezwungen werden, diese Telegramme ihren Lesern vorzusetzen.

Wir haben es in dieser in den Dienst des Dreiverbandes gestellten weltumspannenden journalistischen Großmacht zweifellos mit einem gefährlichen Gegner zu tun. Seine Verleumdungen haben uns die diplomatische Arbeit an den Seelen der Neutralen ungeheuer erschwert und mehr als eines der Völker an die Schicksalsgrenze von Krieg und Frieden gedrängt. Aber freilich: vor der ersten und gewaltigen Wirklichkeit, die das deutsche Schwert geschaffen hat, kann der Betrug nicht lange mehr bestehen. Der fürchterliche Raub, der die Sinne der aufgehezten und betörten Völker umnebelt, wird verfliegen. Dann werden Reuter und Havas im zer-schlossenen Bettlergewande der Verlogenheit ihre Witzschuld an den Wunden tragen, aus denen Europa blutet. Wir aber haben darüber nachzudenken, wie wir dereinst den Weltnachrichtendienst von den Ketten dieses Depeschen-Zweibundes be-freien werden.



Soldaten beim Beobachten militärischer Vorgänge. Hofphot. Eberth, Cassel.

☐ Das bulgarische Heer. Von Generalleutnant z. D. Baron von Urdenne. ☐

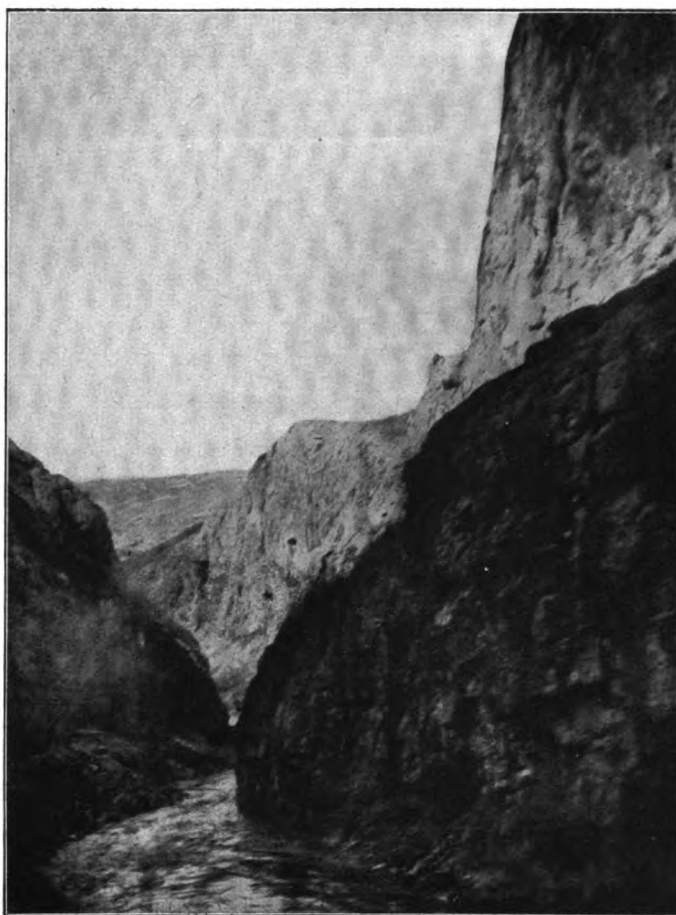
Das bulgarische Heer hat sich binnen drei Jahrzehnten zu einer sehr beachtenswerten Größe im europäischen Staatenleben entwickelt. Im jetzigen Weltkrieg war es der Gegenstand stürmischer Werbung. Wenn es heute als Kampfgenosse Deutschlands, Österreich-Ungarns und der Türkei begrüßt werden kann, so hat es sichtlich das Zünglein an der Wage der endlichen Entscheidung beeinflusst.

Die ersten bedeutenden Waffentaten, die das junge bulgarische Heer ausführen konnte, geschahen in dem vierzehntägigen Feldzug gegen Serbien im Jahre 1885. Der springende Punkt in diesem Kriege war die Verteidigung von Sofia gegen einen konzentrischen Einfall der Serben unter General Jowanowitsch. Die Serben fanden westlich der bulgarischen Hauptstadt starke Verteidigungslinien bei Skopica, die der



Gegend bei Strumitsa.

aus Rumelien in Eilmärschen heraneilende Fürst Alexander von Battenberg nicht allein glänzend verteidigte, sondern die Serben nach Pirot zurückwarf. Dort schlug er sie in zweitägiger mörderischer Schlacht, so daß dadurch das Schicksal des kurzen Krieges entschieden wurde. In diesen Kämpfen bewiesen die bulgarischen Bataillone bereits eine unbändige Angriffslust und Stoßkraft. Das Bajonett, oder wie die Bulgaren es nennen „das Messer“, wurde die Lieblingswaffe der Infanterie. Ihre Angriffe waren für die Serben unwiderstehlich. In den beiden Balkankriegen 1912/13 hat die bulgarische Armee die gleiche Angriffskraft bewiesen. Ihre Anläufe bei Kirkilisse, Adrianopel und der Tschataldjalinie waren Waffentaten ersten Ranges. Wie es aber bei Offensivschlachten, die ohne genügende Artilleriesvorbereitung geschlagen werden, meist sich ereignet: die Verluste waren ganz unverhältnismäßig groß und von dem Lande, das nur etwa vier Millionen Einwohner zählt, nicht rechtzeitig zu ersetzen. Besonders waren die Verluste an Offizieren verhängnisvoll. Die Bulgaren sind ein kräftiges Bauernvolk — nur eine dünne Schicht „der gebildeten, unterrichteten Klasse“ bedeckt die bäuerliche, derbe Mehrheit, die neun Zehntel des Volkes ausmacht. Die Schar der Gebildeten, aus denen sich das Offizierkorps rekrutierte, schmolz auf den Schlachtfeldern



Die Strecke der Morawatabahn im Engpaß bei Pirot.
Phot. Leipziger Presse-Büro.

Rumeliens und Macedoniens schon im ersten Balkankriege so zusammen, daß der Mangel im zweiten Balkankriege deutlich fühlbar wurde. Er bildete einen Teil der Ursachen, die die Bulgaren den Krieg gegen die früheren Verbündeten verlieren ließ. Die bulgarischen Gesamtverluste betrugen an Toten 699 Offiziere und 52015 Mannschaften; an Verwundeten 1731 Offiziere und 67855 Mannschaften. Von diesen ist etwa $\frac{1}{5}$ invalide geblieben. Der bulgarische Zar Ferdinand rief, als er die ruhmreich erstrittenen Länderstriche an Serbien herausgeben mußte, seiner Armee zu: „Faltet eure stolzen Fahnen zusammen und hofft auf bessere Zeiten.“ Diese Zeiten sind jetzt gekommen, die bulgarischen Feldzeichen flattern hoch im ortonartigen Sturm, der jetzt im Herbst den Balkan zu durchbrausen pflegt; sie werden vorgetragen auf einer Front von vierhundert Kilometern von der ganzen Westgrenze des Königreichs gegen die Moravalinie — die Lebensader des serbischen Reiches. — Diese kurzen Zeiten sollen aber nicht die strategischen Aussichten unseres neuen Verbündeten besprechen, sondern seine militärischen Kräfte messen, wie er sie nach den verlustreichen Balkankriegen entwickeln kann und entwickeln wird. Bulgarien war seit Ende 1913 in eine Zeit der militärischen Neubildungen getreten, die jetzt zwar abgeschlossen sind, deren

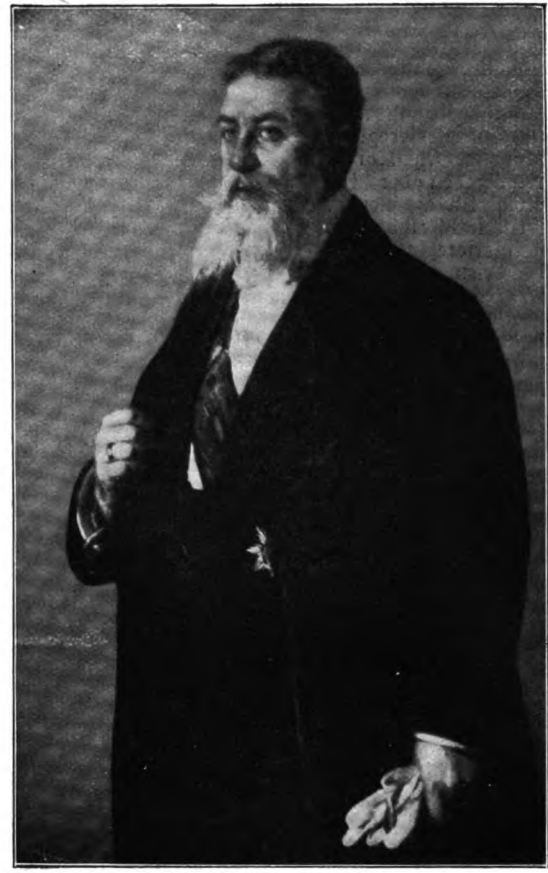


Nesäß im Wardatal.



Boris, Kronprinz von Bulgarien.
Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

lich durch das neue Zuwachsgebiet (etwa 750 000 Einwohner) eine kleine Erweiterung erfuhr, zwar territorial festgehalten, aber ausgebaut. Die neun alten Divisionsbezirke (eine Bulgarische Division erreicht die Stärke eines schwachen deutschen Armeekorps), waren Sofia, Philippopol, Balkanska, Slivno, Schumla, Rußschuk, Widinska, Wraha, Rilski, Dubniza, Tundschanta, Plewna. An Truppeneinheiten schließen diese Friedensdivisionen ein: 18 Infanteriebrigaden mit 72 Bataillonen (288 Kompagnien), 36 Maschinengewehr-zügen, 3 Kavalleriebrigaden, 11 Regimentern (37 Escadrons, 5 Maschinengewehrdetachements), 9 Artillerieregimenter (27 Abteilungen, einschließlich der Gebirgsartillerie), 96 Batterien, Belagerungsartillerie 10 Kompagnien, 18 Pionierkompagnien und einzelne wenige technische Truppen, Küstenbatterien usw.



Der bulgarische Ministerpräsident Radoslawow
Nach einem Gemälde von Prof. Michailow.

Einzelheiten aber durch die heftigen Kriegskünfte zum Teil verborgen geblieben sind. Es läßt sich jedoch darüber folgendes sagen. In den kurzen Friedensmonaten wurde die alte Einteilung, die frei-

Hierzu trat im Kriege die 10. Division — Gümürdjina — gebildet aus Reserveformationen der 1. und 6. Division; die 11. und 12. Division, gebildet aus 4 andern Divisionen; die 13. Division



Donauübergang deutscher Truppen. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

(Mazedonische), die aufgelöst werden mußte, da die Landstriche, aus denen sie ihre Rekruten bezog, an Griechenland abgegeben wurden. Die 14. und 15. Division ist aus Landsturmleuten gebildet.

Im ersten Balkankriege stellte Bulgarien somit auf: 15 Infanteriedivisionen mit insgesamt 80 Infanteriebrigaden (60 Infanterieregimentern, 240 Bataillonen mit etwa 60 Maschinengewehr-Kompagnien), 1 Kavalleriedivision, d. h. 3 Kavalleriebrigaden oder 11 Kavallerieregimentern, 37 Schwadronen mit etwa 11 Maschinengewehr-Abteilungen, 18 Feldartillerieregimentern, 136 Feldbatterien, 1 Gebirgsartilleriebrigade, 3 Gebirgsartillerieregimentern mit etwa 30 Gebirgsbatterien, 20 Haubitzenbatterien, 3 Gruppen Belagerungsartillerie, 18 Pionier- und 20 technischen Kompagnien. Der Friedensstand vor dem Balkankrieg mag etwa 4000 Offiziere und 110 000 Mann betragen haben. Beim Ausbruch des Krieges vervierfachte sich diese Anzahl. Aus den 72 Bataillonen des Friedensstandes wurden zunächst 216 Kriegsbataillone gebildet. Diese Anzahl stieg im Verlaufe des Krieges auf 240 und wurde noch durch 12 Freiwilligen- und 36 Landsturmbataillone vermehrt. Bei den anderen Waffen trat eine, wenn nicht gleiche, doch bemerkenswerte Verstärkung ein — die 18 Pionierkompagnien wurden sogar verdoppelt. Die Gesamtstärke der bulgarischen Feldarmee stieg daher auf mindestens 252 Bataillone (ohne Landsturm), 30

Schwadronen, 136 Feldbatterien, 37 Gebirgs- und 20 schwere Haubitzenbatterien, 9 Pionierbataillone usw. Mit dieser Truppenstärke hatte Bulgarien nicht weniger als 10 Prozent seiner Gesamtbevölkerung unter die Waffen gerufen — ein ungeheures Verhältnis; Deutschland kommt im gegenwärtigen Weltkrieg diesem Prozentatz fast gleich. Während der Befreiungskriege 1813/14 stand in Preußen der sechzehnte Einwohner im Felde. Die Stärke der taktischen Einheiten im bulgarischen Heere gliedert sich wie folgt. Die Kompagnie zählt 2 Berufsoffiziere und 250 Mann, das Bataillon 12 Berufsoffiziere und 1063 Mann. Das Regiment hat 4 Bataillone und eine Maschinengewehr-Kompagnie. Die Schwadron zählt 125 Pferde, eine Feldbatterie, 207 Mann, 178 Pferde, Geschütze, Gebirgs- und Haubitzenbatterien dementsprechend.

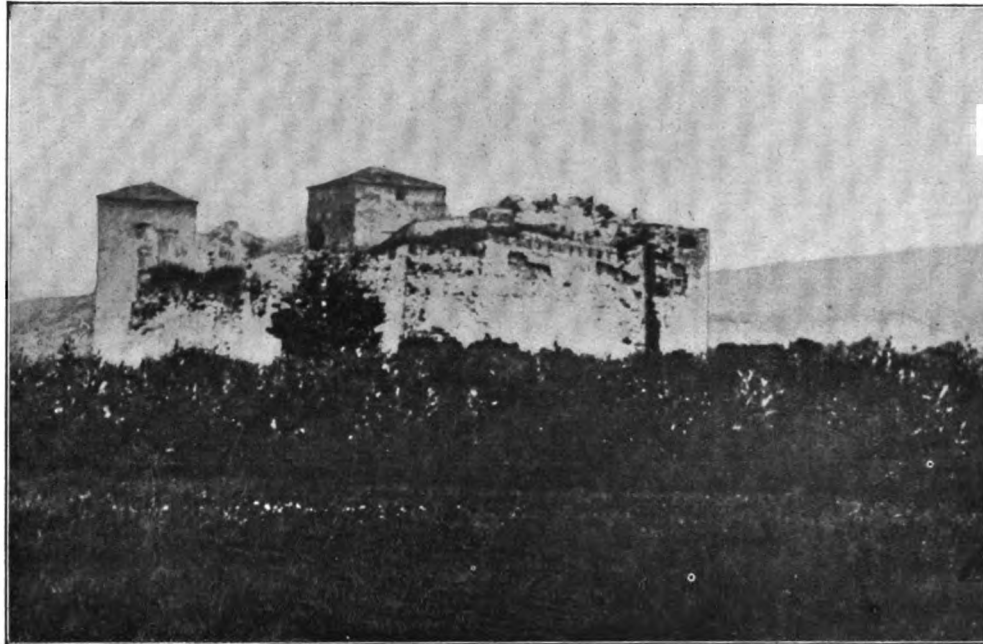
Daß die deutsch-österreichisch-ungarischen Armeen, in einer Front von 250 Kilometer, von Norden kommend, den bulgarischen Angriff in schwerwiegendster Weise bereits unterstützt haben und bei weiterem Vordringen auf das Wirkksamste noch weiter unterstützen werden, bedarf keiner weiteren Ausführung. Es ist immerhin anzunehmen, daß Bulgarien die Kriegsgliederung, die es am Schluß des zweiten Balkankrieges, getroffen hatte, im jetzigen Kriege beibehalten hat. Die Bevölkerungszunahme in den beiden letzten Jahren ist freilich nicht nennenswert gewesen und hat die Aufstellung neuer Kriegerformationen mit Ausnahme der schweren Artillerie des Feldheeres unmöglich gemacht. Dagegen sind die Jahrgänge 1914/15 mit je 35 000 Mann in die Armee eingetreten und haben die durch die Balkankriege gerissenen Lücken so ziemlich wieder ausgefüllt. Der Offizier-

mangel ist zwar noch nicht ganz beseitigt, doch ist der Zudrang aus den gebildeten Klassen zu den Reserve- und Landsturm-Offizierstellen gerade wie in Deutschland, so groß, daß dieser Mangel kaum fühlbar werden dürfte.

Die kriegerische Tüchtigkeit und Stoßkraft der bulgarischen Armee wird aber durch einen Umstand besonders gesteigert, der mächtig in die Waagschale fällt. Das ist der grimmige nationale Haß gegen Serbien. Die Serben haben es verstanden, durch Bedrückung der Sondereile, die Bulgarien erst erobert, dann aber hatte abtreten müssen, eine wahrhaft ungeheure Erbitterung hervorzurufen, an der die betroffenen Mohammedaner voll und ganz teilnehmen. Letztere hatten sich übrigens — und das ist bemerkenswert — während der Balkankriege willig und tatkräftig in die bulgarische Armee einreihen lassen. Das alte traurige, mazedonische Problem war dadurch noch mehr verwirrt und nachgerade unlösbar geworden. Den Ausdruck der Volksleidenschaft zeigte die Zusammenrottung mazedonischer Banden, die jetzt den serbischen und englisch-französischen Truppen in hohem Grade unbequem werden dürften. Ein solcher nationaler Haß ist aber garnicht hoch genug einzuschätzen. Denken wir an den Völkerrückfall 1918 und an das, was wir selbst erlebten. Alle Opfer werden erträglich und willig aufgenommen, wenn die aufgezwungene Gegnerschaft

der Völker im Kampfe ausgeglichen werden muß.

Vom christlichen Standpunkt ist ja dieser nationale Haß eine traurige Erscheinung, vom militärischen aber muß er in die große Gleichung der politischen Auseinandersetzungen eingestellt werden und erhöht die Anwartschaft auf den Sieg. Die bulgarische Erbitterung gleich einem geheizten Kessel ohne Ventil. Jetzt ist das Ventil geöffnet und diejenigen



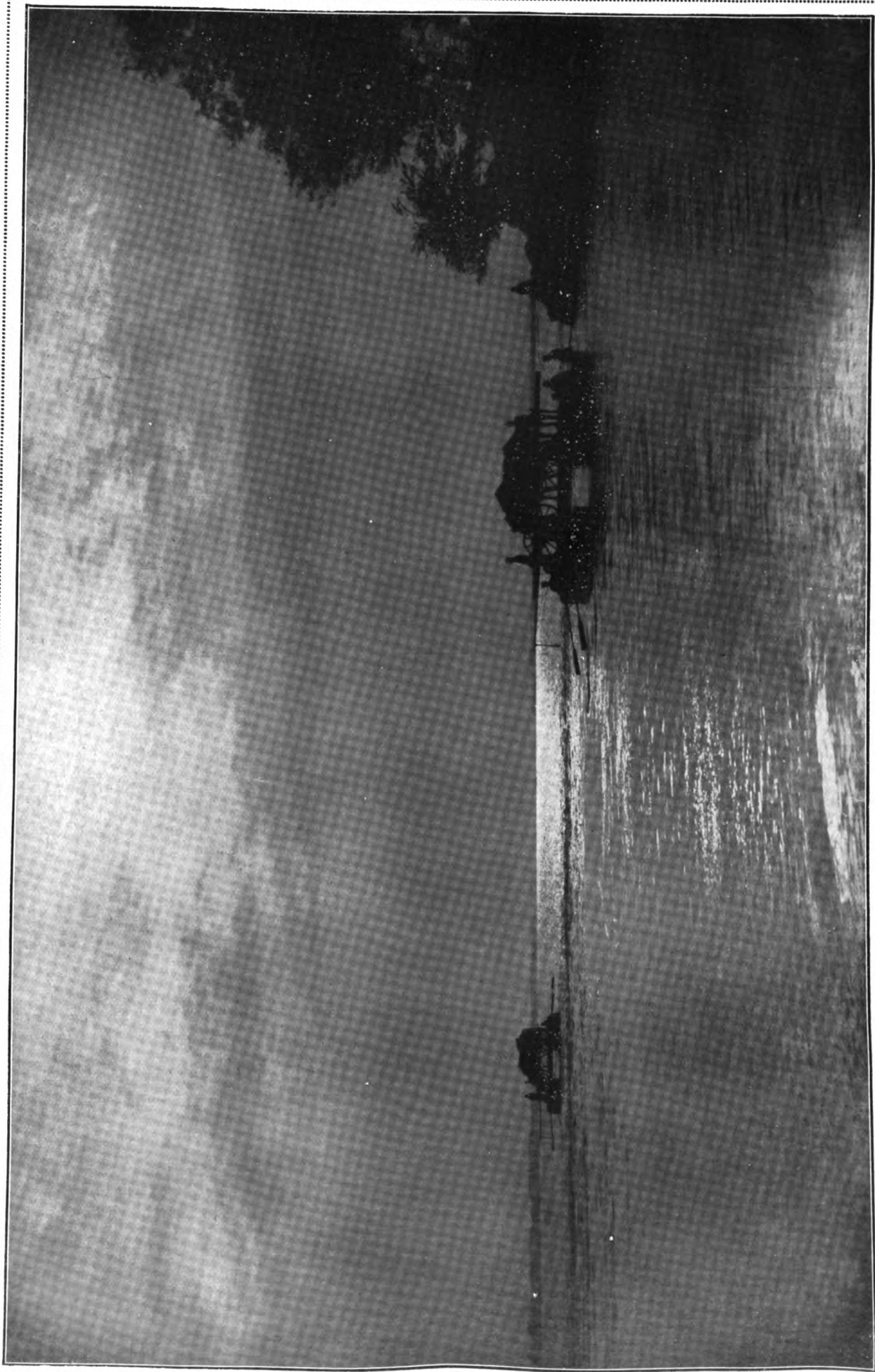
Das Kastell von Pirot. Phot. Leipziger Presse-Büro.

werden sich arg verbrühen. Die sich dem ausströmenden heißen Dampf aussetzen. Ein feiner Kenner der europäischen Armeen schrieb Ende 1913 in den Löffelschen Jahresberichten: „Disziplin und Geist des bulgarischen Heeres haben sich großartig bewährt. Auch die eingezogenen Mohammedaner haben voll auf ihre Schuldigkeit getan. Trotz des schließlich unglücklichen Ausgangs des zweiten Balkankrieges, hat die Wehrmacht Bulgariens den in sie gesetzten Erwartungen voll entsprochen. Angeachtet der schweren Verluste, ist das trotz seiner natürlichen Reichtümer noch arme Land (zwei Drittel des urbaren Landes sind unbebaut), am Ende des Balkan-Krieges durchaus nicht am Ende seiner Kräfte.“ Der im letzten Balkankriege mit dem Armee-Oberkommando betraute General Radko Dimitriew (59 Jahre alt), ist bekanntlich in russische Dienste getreten, hat im Mai d. J. am Dunajec als Führer einer russischen Armee eine zerschmetternde Niederlage erfahren und ist jetzt als Deserteur gebrandmarkt. Die oberste Führung und die Leitung der Militärverwaltung soll zwei Männern anvertraut werden, die das vollste Vertrauen des bulgarischen Heeres genießen. Ihre Namen werden im Kriege bekannt gegeben werden. Jedenfalls ist das eine sicher, daß vortrefflich ausgebildete und von glühendem Kampfesfeuer befeelte Krieger zu Gunsten der Mittelmächte den neuen Kampfraum betreten haben.

Im Dachstübchen. Von F. W. Wagner.

Im späten Abendsonnenschein,
Im kleinen Stübchen unterm Dach
Sitzt eine junge Frau allein
Und sinnt dem fernen Liebsten nach.

Der kämpft wohl jetzt voll Heldenmut
In wider, heißer Schlachten Brand
Und gibt sein liebes, teures Blut
Für sie im fernen Heimatland.



Deutsche Truppen überschreiten bei Nacht die Donau. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

Waldpredigt und Fliegerheim in den Côtes Lorraines. Von Georg Queri.

Eines Morgens hatte mich der französische Bombenmann in den Lüften wieder geweckt, und die Ordonnanz brachte mir gleichzeitig Grüße vom Divisionspfarrer B. „Ob ich einer Waldpredigt beiwohnen wolle?“ — Gerne, gerne. Der Wagen stand vor der Tür, und wir steuerten den Wäldern zu.

Wir fuhren im Bogen um Woillers auf W. zu, mit freier Aussicht auf die Höhe, den berühmten zerwühlten Erdsfeld. Ich kannte sie, da sie noch als ein grüner schöner Hügel die Gegend beherrschte und da man auf dieser Straße noch keine Art von Tages- oder Abendsorgen erwarten mußte. In den Orten gab's damals noch angestammte Einwohner, und die Quartiere waren ruhig und sicher. Aber dann ging der Tanz los, und dann wuch auch die Ruhe aus den Quartieren — die französischen Geschütze suchten nun auch die Ebene ab. Es kommt mir heute wunderbar vor: da drüben in dem Obstgarten war's vor Jahresfrist; unsere Fünfzehner-Schirmlafetten schossen auf eines der Forts, und jede Kollalbe riß eine Menge der schönen überreifen Lothringers Pflaumen von den Bäumen. Ich requirierte sie friedlich und haufenweise und lernte an ihnen die Seelenzustände unserer Mannschaften kennen und den Schrei nach Schokolade mitschreien.

Das Kampfgebiet hatte damals noch etwas von einem großen Wandersfeld. Das feindliche Feuer gefährdete dieses Feld nicht; und wenn nicht Verwundetentransporte häufig gewesen wären, wenn's keine Fliegerpfeile gegeben hätte, wenn man nicht lästige und listige Ortseinwohner in Zwangsaufenthalt hätte stecken müssen, wenn nicht da und dort die Gräber von Zivilisten an böse heimtückische Tage erinnert hätten, ja, dann . . . Und zu W. geleitete ein Pfosten den Pfarrer vom Pfarrhof zur Kirche und zurück, und manchmal sah man ein Schod Gefangener, die noch die schweren Stunden im Auge hatten. Und an den Straßenrändern lag wohl ein toter Gaul neben zerbrochenen Wagenrädern.

Aber in den Nächten schlief man ruhig. Heute jedoch suchen weittragende Geschütze den Schlaf des Kriegshinterlandes auf, sich mit winzigen Erfolgen bescheidend. Und wenn der Lärm uns weckt, dann eilen die Blicke nach der Höhe, auf der Feuerblitze aufgehen und von der Rauchsäulen durch die Nacht schimmern. Gleich darauf strömen Leuchtraketen wieder Tageshelle über das Kampfgebiet; die Schützen liegen im Anschlag und suchen in dem Fünfzig-Sekundenratetenlicht das zerwühlte Feld nach kühnen Abenteurern ab.

Wir bogen in einen Wald ab. Hallo, da grüßte ein französischer Major! Er stand vor dem Waldeingang, der „Kaiser Wilhelm Allee“, und hielt an einem Knüppeldamme Wacht — und war aus Holz und grell gemalt. Und wenn man den Knüppeldamm betrat, dann schnellte seine Rechte in die Höhe und seine Hand erhob sich grüßend an die Wähe. So hat sich die Maschinengewehrabteilung, die hier ihr Waldversteck „Waldfrieden“ aufschlug, auch für die Ruhetage den Respekt des Feindes bewahrt.

Knüppeldämme verbinden in einem großen Waldstück die Blockhäuser einer Kompanie. Natürlich hat jeder dieser Wege seinen Namen nach einem berühmten Feldherrn erhalten. Ich wandte auf der „von Strangstraße“ zu dem Quartier des Kompanieführers, das aus Wohn- und Gartenhaus besteht und geradezu idyllisch im Grünen liegt. Eine Ziehharmonika singt in der Nähe ein Liebeslied, und ein Kühnerhabicht kreischt böswillig herein; er sitzt in einem Käfig und ist das einzige und mithin das Glanzstück des Tierparks Waldfrieden. Die Stallhasen, die's sonst noch zu sehen gibt, sind mehr für den Bratpfieß bestimmt, und zwei Schweinchen, die bereits an Küchenabfällen fett zu werden beginnen, werden leidende Gäste eines demnächstigen Schlachtfestes im Walde sein. Und was es sonst noch Wertwürdiges zu sehen gibt: ein richtiges sauberes Bad für die Mannschaften und (jetzt zeigt mein Begleiter ins Waldinnere): „Da haben wir gestern Hindenburg gespielt!“ Ich vermag allerdings keine Spuren dieses neuen Spieles zu sehen. „Natürlich — wir haben die beiden gefangenen Russen schon wieder abtransportiert.“ Zwei russische Ausreißer, die aus dem Boivre in die französischen Linien enteilten wollten, vollständig zusammengehungerte Ausreißer, die durch die Wälder geirrt waren und grinsender Fröhlichkeit voll vor dem Suppenteller eines Waldlagers landeten. Sie konnten weder deutsch noch französisch — nur essen, viel essen und nochmal essen. Denn sie waren Russen.

„Der Buchholz“, der Bursche des Pfarrers, richtete in einer Waldblöße die Gerätschaften für die Andacht zurecht. Ich pilgerte unterdessen im Walde umher, plauderte mit den Leuten, schrieb einiges auf und war frohen Mutes. Aber da steuerte ein Feldwebel zum Hauptmann und flüsterte was von Reden und Schreiben: der Mann hatte recht und der Divisionspfarrer meinte schmunzelnd, er wolle sich's noch sehr über-

legen, ob er mich in seinem Wagen . . . Er tat fast, als sei ich ein Spion. Na, ich gelobte ihm auch eine kleine Schadenfreude — und die Gelegenheit kam.

Die Offiziere und Mannschaften hatten sich sorgfältiger gekleidet, und alles, was abkömmlich war, scharte sich in der Waldblöße zusammen. Der Koch verließ seine Gulaschanone von Zeit zu Zeit und sang eine Strophe eines frommen Liedes mit — ich hatte so das Gefühl, als ob in diesen ernsten Landen und zu diesen schweren Zeiten das Bedürfnis nach religiösen Übungen recht stark geworden sei. Ich sah in Weh soviel Feldgrau in der Kathedrale auf den Knien liegen. Die Umgebung war ihnen entschwunden, versunkene Menschen waren sie, die in ihrem Innern Zwiesprach hielten und mit ihrem Gott sprachen: vom Feind, vom Tod, von zu Hause, von Frau und Kindern, von kleinen Sorgen. Die Heimatbriefe, die sie in sich trugen, lasen sie aus ihren Herzen ab und baten stumm und sehnlich. Und wenn sie aus der Kathedrale traten, glänzten ihre Augen heiter und frei.

Hier aber standen die Feldgrauen in der Waldblichtung und hörten den Pfarrer sprechen: Von Mühlsal und Kampf, von zu Hause, vom Vaterland, vom Kaiser, vom Tode im Feld, von Gott in den Höhen und über den Schlachten.

Vom Felde her zwitscherten Lerchen in den blauen Tag hinein, und die Sonne strahlte und warf irrende Lichter durch das schaukelnde Laubdach. Des Pfarrers warme freundliche Stimme schwall aus dem Kirchengelange der Soldaten heraus.

Und niemand hörte in seine Andacht den fernen Baß der Kanonen hinein.

„Wer will was zu lesen? Wer braucht Briefpapier? Eine Mundharmonika hatt' ich auch. Zigarren — leider nur recht wenige. Und wollen wir uns nicht wieder einmal vernünftig zusammensetzen im Walde und ein bißchen plaudern?“ Der Pfarrer war ganz vertraut mit seinen Leuten und gewann sich die Herzen in einem frischen, persönlichen Verkehr. Wir tranken eine Tasse Fleischbrühe bei den Offizieren und empfahlen uns wieder. Der Hauptmann begleitete uns bis zu dem französischen „Herrn Major“ am Waldeingang — und jetzt hatte ich Gelegenheit, auch einmal spitzbübisch zu lachen und dem Divisionspfarrer die Spionagegeschichte heimzugahlen.

Nämlich: da stand also unser Wagen. Nur sah er sich jetzt etwas sonderbar an, weil er von der Kofferbant über seiner Hinterachse bis über das Wagendach voll mit Heu aufgepackt war. Der Hauptmann sah's, ich sah's, der Pfarrer sah's, und während zwei lächelten, wurde der dritte verlegen, der Pfarrer.

„Buchholz“, rief er entrüstet, „wo haben Sie das Heu her?“ „Befehl, Herr Pfarrer“, (und er deutete auf zwei riesige Heuballen auf der Wiese), „von da draußen.“ Das schöne Heu war im Feindesland geerntet, und aus der abgemähten Wiese war ein Fußball- und Turnplatz geworden.

„Buchholz, haben Sie denn auch den Herrn Hauptmann um Erlaubnis gefragt?“

„Zu Befehl, Herr Pfarrer — nein.“

„Ich hab' geglaubt, der Herr Hauptmann sieht's nicht.“ Eine lustige Ehrlichkeit. Der Hauptmann tröstete den verlegenen Pfarrer lächelnd: „Ein schlechter Kutscher, der für seine Gänle nicht zum Stehlen geht.“

„Aber immerhin . . .“

„Ah was! Guten Tag, Herr Pfarrer. Vielen Dank und auf Wiedersehn!“

Ich stieg zögernd ein. „Ich weiß nicht, Herr Pfarrer, ich muß mir's doch noch überlegen, ob ich in Ihrem Wagen . . .“ Denn die Schadenfreude ist was wunderschönes.

Herr Pfarrer, wie wär's mit einem kleinen Umweg über die Ferme? Ich habe ein paar gute Bekannte unter den Fliegern. Und ich weiß, daß es dort ganz frisches Münchner Bürgerbräu gibt . . .“

Und „der Buchholz“ fuhr nach der Ferme.

Wie — hier ist bereits ein Zivilist? Na, und einer mit kegelförmigem Altbayernkopf auch noch dazu, M. B., der älteste Bayrische Flieger. Er prüfte die Flugzeuge nach, flog über den Wald, ließ sich Schrapnells um die Ohren sausen, bekam das eiserne Kreuz, schlachtete eigenhändig ein Schwein und schuf eigenhändig Weißwürste. Weißwürste! Nur wer sie ganz genau kennt, weiß den Schmerz nachzufühlen, den das Generalkommando den Münchnern mit dem Weißwurstfest zugefügt hat — aber hier im Feld traf ich Weißwürste.

Eine fröhliche Münchner Frühstückssitzung — anfänglich fehlte allerdings das Tischtuch, und man behauptete, daß Leutnant R. noch schlafte und daß sein Bursche es nicht wage, ihm das Leinen unter dem Leib wegzuziehen. Und wie

eben die alten Münchner Scherze lauten. Pfarrer B. und der Rittmeister, der von seinem Fesselballon aus dem Bois herübergekommen, spitzten die Ohren sehr, um unsere Heimatsprache zu verstehen, und Leutnant „Paulchen“ erklärte freimütig, nur ein einzigesmal den Senegalnegern gegenübergelegen zu haben und diesen auch nur in einer Entfernung, daß er dabei unmöglich Sprachkenntnisse sich hätte erwerben können. Der feinhörige Leser merkt es diesem Witzchen an, daß Leutnant „Paulchen“ ein Pennäler aus dem Norden ist. Pennäler und Leutnant. Wenn man ihn als Ahtzehnjährigen einschätzt, wird er blutrot, und wenn man ihn fragt, ob er seinen Demosthenes in der Tasche habe, wird er noch ein Tüpfelchen verlegen. Denn es ist einer ganzen Division bekannt, daß Leutnant Paulchen die schwersten Bücherlasten nach einem der Schützengräben auf der Grande Tranchée schleppt, griechische und lateinische Klassiker und mathematische Lehrbücher, denn — er bereitet sich auf das Abiturium vor.

Nach dem Frühstück probten sie die neuen „Fliegermäuschen“, kleine, für den Feind recht angenehme Geschosse aus. Der „Hopperdizl“ ging von Start, ein L. B. G.-Doppeldecker, der an seiner Wandung neben einem Kugelloch das Schildchen zeigt: „am 26. April 1915 von Bauernschred angeschossen.“ Das berühmte französische Kampfflugzeug, das unsere Flieger auf den schönen Namen „Bauernschred“ taufte, besteht nur noch in Andenkenform, in Partikelchen, die dem endlich erlegten Apparat entstammen. Es war eins aus der Reihe derer, die sich unsern neuen Kampffliegern zum Zweitkampf in der Luft gestellt hatten.

Der „Hopperdizl“ hat noch eine Menge Inschriften mehr an seinen Bordwänden; aber wenn ich diese „Rauchen verboten“, „Nicht aus dem Fenster lehnen“, „Zur Förderung der öffentlichen Gesundheitspflege ist es verboten“ usw. alle zitieren wollte, dann käme schließlich eine vollständige Bahnberaubung zutage, und es wäre nicht mehr möglich, die lustige deutsche Amtssprache in Regionen zu verpflanzen, in denen es sonst recht ungemütlich ist. —

Rittmeister B. fand den „Hopperdizl“ klein und mager, sozusagen unterernährt, und erzählte von seinem neuen Fesselballon, der zum Wammuth gediehen sei; wir mühten ihn uns einmal ansehen. Und gerade heute sei das Kasino blockhaus in den Wäldern vor T. fertig geworden, und heute Abend sei feierliche Einweihung. Der dazu gehörige Kehbraten sei durch ein Infanteriegewehr erledigt worden; die Weine stammten von seiner rheinischen Heimat, die Pfirsiche aus der Pfalz — es gebe also eine Bowle.

Wir fuhren nach dem Bois. Der riesige Fesselballon war unser Wegweiser. Wir erreichten ihn am späten Abend, als er eben eingeholt wurde, breit, satt und aufgebläht. Die Pferde zogen ihn am Dratseil in sein Nachtquartier, dann gingen wir zur Bowle. — Schwer war der Rückweg. Aber von der Höhe her bestrahlten Leuchtraketen den Weg.

Das für heute von dem Ausflug in die C. L. So vielen Männern hätte ich für Geleit und Gunst zu danken — die Verhältnisse zwingen mich, sie ungenannt zu lassen. Ich drücke ihnen die treuen behütenden gelegneten deutschen Hände!

Gebet im Kriege. Von Karl Freye.

In Polen, 2. August 1915.

Gib Heimkehr mir aus diesem Kriege,
Mein Gott — ich sag' es ohne Scheu.
Du legtest mir in meine Wiege
Ein Kleinod, und ich wahr' es treu.

Du gabst mir Kraft, der Welt zu sagen,
Was keiner sagen kann als ich.
Nicht um mein Leben würd' ich klagen —
Was du mir auftrugst ängstet mich.

Wie du mich schufst, so muß ich schaffen,
Das ist mein Glück und meine Not;
Du schufst mich nicht für Krieg und Waffen —
Brauchst du des Halbgereiften Tod?

Von Schlacht zu Schlachten fortgerissen,
Klammr' ich mich fest an deine Huld —
Herr, noch im Tode würd' ich wissen
Von quälend unbezahlter Schuld.

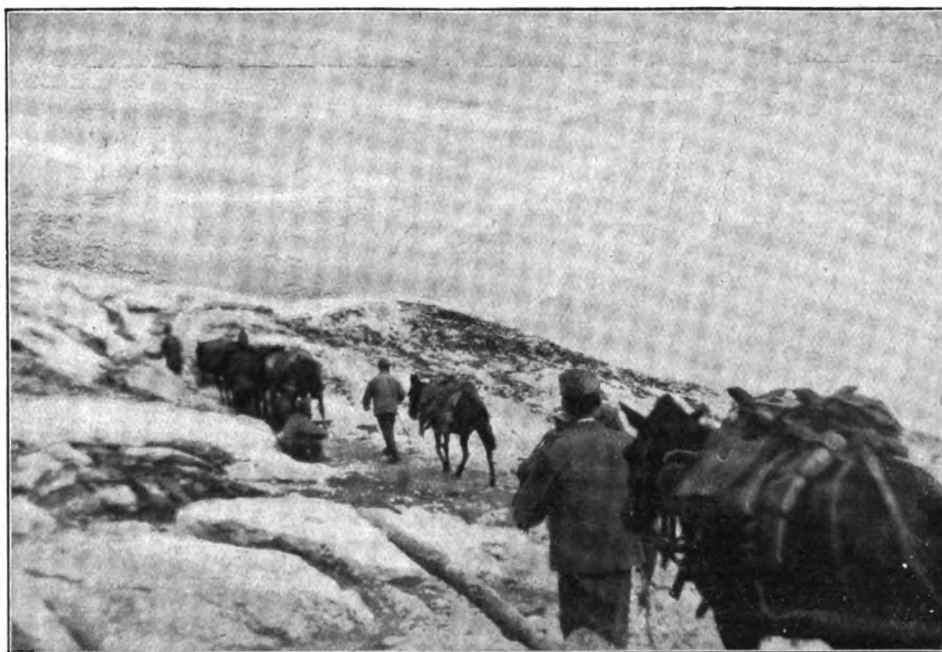
Karl Freye ist am 24. August auf dem östlichen Kriegsschauplatz gefallen.

Auf Bergespitzen in Sturm und Schnee. Von Paul Lindenberg.

„O che freddo!“ — „Wie ist's kalt!“ hörten bereits Anfangs Oktober die österreichischen Vorposten im wechselnden Gelände Kärntens von niedriger gelegenen Stellen der Berg-

Kälte eingekehrt ist und auf denen die tapferen Truppen der Monarchie mit trotziger Kraft die Grenzwehr halten. Nicht nur sind sie den oft mit ausgeflogelten Lützen anschließenden

Feinden gewachsen, sondern auch den jähen Lawnen der Witterung — sie, die stahlharten Männer, die einen grimmen Winterfeldzug in Galizien und den Karpathen hinter sich haben und die in jener harten Schule ernster, verantwortungsschwerer Wirklichkeit lernten, wie man sich gegen die gefährlichen, oft völlig unvorhergesehenen Mäcken und Läden der Bergwelt schützen kann — Anders bei den Italienern. Im Tagebuche



Tragtiere im Kriegebiet.

den Feinden gewachsen, sondern auch den jähen Lawnen der Witterung — sie, die stahlharten Männer, die einen grimmen Winterfeldzug in Galizien und den Karpathen hinter sich haben und die in jener harten Schule ernster, verantwortungsschwerer Wirklichkeit lernten, wie man sich gegen die gefährlichen, oft völlig unvorhergesehenen Mäcken und Läden der Bergwelt schützen kann — Anders bei den Italienern. Im Tagebuche

eines bei den Dolomitenkämpfen gefangen genommenen Offiziers hatte man eine Ende August gemachte Eintragung gefunden: „Die Hoffnung, abgelöst zu werden, erfüllte sich wieder nicht. Wir alle fürchten, daß wir den Winter hindurch hier bleiben müssen. Wer von uns wird jedoch widerstandsfähig genug sein, die Kälte hier auszuhalten?!“ — Gefangene italienische Offiziere, die ich unweit Tolmein an der sich in den Isonzo ergießenden rauschenden Adria getroffen und die für den dortigen Bergkrieg hätten vorbereitet sein müssen, umso mehr, da sie einem Mailänder Regiment angehörten, waren nichts weniger als für einen solchen Feldzug ausgerüstet: der eine von ihnen freute sich sichtlich, daß seine Ledstiefel keinen Schaden erlitten und puzte von ihnen auf der Eisenbahnhaltestelle, von der sie und ihre Mannschaften weiter befördert werden sollten, den Staub mit seinem Taschentuche ab. —

Ja, man hatte in ganz Italien mit heimlicher Sorge einem Winterfeldzuge entgegengesehen. Mit heimlicher — denn man durfte ja nichts davon verlauten lassen, daß man vielleicht in den Winter hineinkommen würde! Mit prahlerischen Worten verkündete man, daß die von flammendem Mut beseelten Soldaten des Königreiches' sogleich die österreichisch-ungarischen Truppen überrennen und die mit frischem Lorbeer umwundenen grün-weiß-roten Fahnen auf dem Kastell in Görz und dem Arsenal in Triest aufpflanzen würden.

Und mit heißen Blicken hatte ja bereits im Juni König Viktor Emanuel vom hochragenden, weißen Kirchturme Monfalcones, des Städtchens, das die Österreichischer als strategisch unwichtig geräumt, hinüber gespäht nach dem hellen Häusermeere Triests, der schönheitsfrohen Stadt; Cadorna aber, der schlechte Prophet, hatte den schnellen Siegeseinzug der Italiener in die fruchtbaren Gefilde längs der blauen Adria auf das Bestimmteste versichert! — Und

seitdem sind bald fünf Monate verstrichen, fünf lange Monate! Nichts wurde in ihnen erreicht, als daß vielleicht hier und da auf der endlos langen Front einige unwesentliche Punkte besetzt wurden, die man, falls es die österreichische Heeresleitung für erforderlich hielt, rasch wieder den Feinden entriß. Aber welche schaurigen Opfer an Blut und welche nach vielen Hunderten von Millionen Lires zählenden an Gut mußten die Italiener bringen! Ihre besten, tapfersten Truppen wurden am Isonzo hingemäht, kamen keinen Fuß breit vorwärts, trogdem dort in der neuntägigen Julischlacht — heute darf man's ja sagen — siebzehn Divisionen mit dreihundert, zum Teil schweren Geschützen gegen fünf schwache die entschlossensten Anstürme unternahmen. Was die unter Habsburgs ehrwürdigen Feldzeichen am Isonzo kämpfenden Helden in jenen blutdurchtränkten Wochen geleistet haben und fortgesetzt leisten, wird erst später voll gewürdigt werden, wenn man die Sprache der Zahlen und gegenseitigen Verluste vernimmt. Eins aber ist heut schon sicher, daß jener siegreiche Widerstand zu den stolzeften Waffentaten des Heeres unserer Verbündeten zählt!

Die Zähigkeit und Hingebung, mit der überall längs der Reichsgrenze vom linden Adriatischen Meer bis zu Tirols starren Gletschern und den schimmernden Fluten des Gardasees die immer aufs neue andringenden Italiener immer aufs neue zurückgeworfen werden, verdient umso mehr Bewunderung, als, von Südtirol abgesehen, die österreichischen Befestigungen erst in aller Eile hergestellt werden konnten, nachdem die Kriegserklärung erfolgte. Denn man hatte vorher aus politisch-diplomatischen Gründen davon abgesehen, um dem schwankenden Nachbarn keine Veranlassung zu beschweren, die ja auch sofort zur Volksaufwiegelung benutzt worden wären, zu geben, und weil man bis zuletzt seinen heimtückischen Verrat nicht für möglich gehalten. Als das Unerhörte dann

doch Tatsache geworden, warf man schnell — zunächst recht schwache — Truppen an die gefährdeten Punkte und suchte diese in aller Hast durch Gräben, Unterstände, Geschützstellungen usw. zu sichern. Allmählich erst, oft in den kurzen Pausen inmitten heftigster und entscheidendster Zusammenstöße, baute man sie besser aus, gleichzeitig Verstärkungen erhaltend, die man aus Polen herüberzog.

Damit waren jedoch die Aufgaben der Verteidigung nicht erschöpft. Es mußten auch Straßen in den unwirtlichen Gegenden angelegt werden, um den vorderen Linien Reserven und Munition, Speise und Trank und was sonst noch erforderlich ist, zuzuführen, und da es sich zumeist um gebirgige Gegenden handelt, galt es, hier schnell und umsichtig die denkbaren größten Hemmnisse zu überwinden. So nahm man den Alpen ihre Schreden, um für die braven Kämpfer in Höhen von zweitausend und dreitausend Metern zu sorgen. Durch Schnee und Eis mußte man Wege bahnen, Felsen fortprägen und Wasserfälle überbrücken, Gensenspfade zu fahrbaren Straßen wandeln, inmitten dichtesten Hochwaldes oder beengender Felseneinöden geeignete Flächen freilegen für Zelte und Baracken, Stallungen und Verpflegungsvorräte, Lazarette und sonstige militärische Einrichtungen. Und wie oft wurden binnen weniger flüchtiger Minuten die unermüdlichen Arbeiten von langen Tagen durch furchtbare Unwetter vernichtet!

Wie es dann dort tobt und grollt, ich habe es am eigenen Körper verspürt, in den Julischen Alpen, in deren Schneehalden der Isonzo entspringt. Beim hellen Morgen Sonnenschein war ich von Kronau, dem reizend gelegenen Örtchen in lieblichem, bergumzogenem Tale mit mehreren Dragoneroffizieren fortgeritten, durch die herrliche Talsperre entlang dem wild brausenden, in schäumenden Raskaden herniederwirbelnden Drau. Da zog im Nu ein Wetter



Eine 15 cm-Haubitze im Gebirge.

ter auf. Der Sturm heulte und zerrte streitsüchtig an den Ästen der Tannen, sie knackend biegender oder jählings herabspalternd. Dunkle Wolken nahmen uns den Ausblick auf die schründigen Berggruppen mit ihren gleißenden Schneeflächen, öffneten sich bald über uns in wütenden Regenströmen, die immer wilder herabpeitschten. Sturzbäche schäumten plötzlich über den Weg und loderten das Geröll; unsicher und mühsam tappten die Pferde weiter, denn es ging steil bergan. Krachende Donnerschläge ließen den Boden erbeben, und feurige Blitze zuckten über, um und unter uns. Das Ungewitter ging nicht so schnell, wie es gekommen: zwei Stunden mußten wir hindurch, und wir waren sehr froh, als wir die vom Deutsch-österreichischen Alpen-Verein erbaute Boß-Hütte, über fünfzehnhundert Meter hoch gelegen, erreicht hatten und in ihr bei einigen Offizieren der Kärntner Jungschützen die herzlichste Aufnahme fanden. Das Feuer flackerte auf dem Herd, daran ein kräftig Süpplein brodelte.

Als das Unwetter etwas nachgelassen hatte, klangen wir, noch immer naß bis auf die Knochen, zu den höheren Stellen der Schützen und Artilleristen empor, die in den mit Wasser und Schneematsch gefüllten Gräben, guten Mutes waren und scharf Ausguck hielten. Zwanzig und mehr Stunden dauert hier meist der Dienst, denn aus verschiedenen Gründen können die Ablösungen nicht schneller erfolgen. Aber niemals, so sagten mir die Offiziere, hätten sie ein Wort des Unmuts oder der Unzufriedenheit gehört. Im Gegenteil, wenn zu sehr gefährlichen Patrouillengängen Freiwillige aufgerufen wurden, so meldeten sich stets weit mehr, als man verwenden konnte.

Bieten hier zuweilen die Waldungen noch einigen Schutz, so fällt auch dieser fort auf dem völlig öden Knn, der sich über dem oberen Isonzo bis zur Höhe von 2300 Metern erhebt, zwischen Görz und Tolmein wichtige Straßen be-

herrschend, an dieser Stelle auch den leichteren Zugang nach Krain und Kärnten. Die Italiener hatten sich sofort hier oben festgesetzt, wurden aber in entschlossenstem Handgemenge von den Österreichern vertrieben und konnten trotz aller Versuche die verlorenen Stellungen nicht wiedergewinnen. Starke Nerven und unerschütterlicher Mut, Standhaftigkeit und Abhärtung gehören dazu, auf diesen einsamen Felsgraten auszuharren, in steter Wachsamkeit und steter Todesgefahr, verzichtend auf alles, was das Leben erträglich macht. Die



Transport einer 15 cm-Haubitze auf die Doberdo-Hochfläche.

Tragtiere können nur bis zur Hälfte des Berges gelangen, dann müssen Träger die Lasten weiterschleppen, stunden- und stundenlang, an Abgründen vorüber und auf schwindelnden Stegen, vielfach dem feindlichen Feuer ausgesetzt.

Oben herrscht drückendste Einsamkeit; Tag und Nacht müssen im Freien verbracht werden, bei fauchendem Sturm und in bitterer Kälte; selten, daß am Vormittag die Sonne während eines halben Stündchens herniederscheint. Sonst Nebel, Regen, Gewitter, Schnee. Letzteren verwendet man zum Kochen, d. h. wenn es an irgend einem etwas geschützten Punkte möglich ist und der Wind nicht das kargliche Feuer ausbläuft. Dann muß man sich mit Brot und Speck behelfen, und glücklich ist, wer noch einen wärmenden Schluck in der

Feldflasche hat. Aber auch hier hinauf wurden Geschütze und Maschinen-
gewehre gebracht, natürlich zerlegt, an Drahtseilen vorsichtig hinaufgewunden oder bis zu bestimmten Stellen von kühnen Pferden gezogen und von Mannschaften geschoben, worauf dann die einzelnen Teile noch höher befördert wurden, um alsbald zusammenge-
setzt hinter und zwischen schützenden Gestein ihre vernichtenden Geschosse zu versenden. Mit
großem Donner vermischte sich dann das rollende

Echo der Schüsse. Die Italiener bleiben die Antwort nicht schuldig und sparen nicht mit ihren Granaten, deren Einschlag stets einen Regen von Steinsplittern zur Folge hat, gefürchteter wie Schrapnells. Und mit der drohenden Sprache der Geschütze vermischen sich die knatternden Salven der Maschinengewehre und Flinten, denn es fehlt nicht an häufigen Vorstößen der italienischen Alpini und Bersaglieri, die entschlossen angreifen.

Alles aber zerschellt an der treuen Wacht hier hoch oben, wie unten in den Tälern, und zur freudigen Wahrheit ist der alte österreichische Fahnenpruch geworden:

„Wir wollen nicht wanken, noch weichen!
Es führt nur ein Weg ins Heimatland:
Der Weg über unsere Leichen!“

Kaliber-Schießen, U-Bootfahrt und Bordgottesdienst.

Bilder von der Flotte.

Am Ausrüstungshafen füllt ein reiches Schmettern und Klängen die Luft; alle Schiffe, die hier liegen, nehmen Kohlen über, dazu spielen, wie es die Regel ist, um die schwere Arbeit zu würzen, auf den Bootsdecks die Bordkapellen. Von der

Massaubrücke nimmt uns die letzte Pinaß mit auf die Reise zu dem großen Kreuzer, der heute hinausfährt zum Kaliber-schießen. Unmerklich gehen die Turbinen an; wir sind noch kaum beim Kommandanten auf der Brücke angelangt, da ist schon unser Liegeplatz ein ganzes Stück zurückgeblieben. In langsamer Fahrt zieht unser Kreuzer an der ganzen Reihe der in der Jade ankernden Schiffe vor-



Maschinengewehrunterstand an der Küste. Phot. Hohlwein & Girde.

über, weit hinaus zum roten Grund. Die See liegt heute flach wie ein Binnengewässer; schon deshalb hat kein feindliches U-Boot Aussicht, unbemerkt heranzukommen; natürlich sind alle Vorkehrungen getroffen, um uns vor jeder

Überraschung zu sichern. Es ist ein selten klarer Tag. „Fast wie am 24. Januar“, versichert der Leutnant, der mein Mentor wird. An jenem großen Tag, der das Kreuzergeschwader als erstes der deutschen Flotte in offener Seeschlacht in der Nordsee sah, wird unwillkürlich alles gemessen. An allem und jedem merkt man das: wie ich in der Funtenbude stand und Leutnant G. erzählte, welche Empfindungen

hier jene Fern-Rufe auslösten, mit denen „Kolberg“ und „Stralsund“ das Andampfen starker britischer Streitkräfte am Morgen des 24. meldeten in der Artilleriezentrale, wo beim Erklären der Feuerleitung sich jedes Beispiel anlehnte an die Praxis jenes Tages. „Durch diesen Schuß“, wurde mir im Kommandoturm erzählt, „hab‘ ich während des ganzen Gefechts beobachtet; sehen Sie, in der Richtung etwa, Steuerbord achteraus, stand die Linie des Gegners, vornan ‚Lion‘. Nach einer Weile sah ich deutlich, wie er ausschor, aber die Sicht litt bald unter dem Rauch und Pulverdampf, der sich um die Engländer legte. Bei uns war’s anders: der Admiral hatte schon den Kurs so gehalten, daß unser ganzer Dunst nach Feuersee abgetrieben wurde. Übrigens hat der Engländer nicht schlecht geschossen, seine Lagen kamen ausgezeichnet geschlossen an, immer vier, fünf Granaten zusammen, aber eine Kleinigkeit hat drüben bei der Feuerleitung nicht gestimmt, kein Schuß traf, außer dem einen, und der gleich zu Anfang des Gefechts, bevor der ‚Blücher‘ Maschinenavarie meldete. In der ersten Zeit konnte ich ihn nicht sehen, da verdeckten ihn ‚Moltke‘ und ‚Derfflinger‘. Aber zuletzt kam er hier Backbord (wir waren inzwischen an die andere Seite des Kommandoturms gegangen) wieder in Sicht, weitab, ohne Fahrt, schien es mir, und brannte lichterloh; dicker schwarzer Rauch hing wie eine Pilzhaube über ihm. Sie können sich denken, wie wir . . . na ja . . . übrigens: dort schwimmt die Scheibe!“

Nach einigem Suchen finden sie auch meine Augen, fernab im Osten ein winziger Strich über der See. Wie dunkle Punkte zur Linken und Rechten, in gebührender Entfernung, zwei Begleiddampfer. Nach und nach füllt sich die Brücke mit den Herren des Stabes; die Artillerieoffiziere nehmen ihre Posten ein. Rücklings fraxle ich die Treppe am Schornsteinsockel hinunter an Deck. In schneidiger Fahrt kommt aus der Richtung Helgoland ein schlankes U-Boot kaum hundert Meter entfernt; zierlich nimmt es sich aus, neben unserm Riesen. Grüßen und Winken. Als ich mich umdrehe, ist das Deck menschenleer. Nur auf der Brücke droben stehen die Offiziere in Gruppen; ab und zu flattert von da herab ein Wort des Gesprächs, sonst ist wunderbare Stille. Um uns rollt die Dünung in langgezogenen Wellen, wolklos wölbt sich der sattblaue Himmel, so klar, daß er zu leuchten scheint. Grelle Sonne malt langgestreckte Schatten von Tauwert und Geschützrohren über die Decks, der hellgraue, sonnbeschienene Anstrich der Aufbauten blendet. Mit dem Turmoffizier, der mir die nötige Matte bringt zum Verstopfen der Ohren, krieche ich von unten her auf schmaler Leiter von wenigen Sprossen in den Turm feuerbord. Wichtig und schwer füllen ihn die beiden 28 cm Rohre, matt leuchtend glänzt ihr breiter Keilverfluß in dem gedämpften Licht des Turminnern. Sehnig und gespannt steht die Mannschaft. Metallen klingen die Kommandos, mit stählernem Schnappen bringt der Aufzug Geschöß und Kartuschen herauf, starke Arme betten sie von der Ladeschale vors Rohr; der an die Decke geheißte Ladebaum schwingt aus, feste Hände greifen in die Flaschenzüge, und unter wichtigem Stoß führt er den Schuß in das Rohr! Da nur das rechte Geschütz feuern wird, kann ich vom Stand der Nummer 2 am linken Geschütz gut beobachten. Jeder Laut klingt voll und tönend im schwer gepanzerten Raum. Erschütterungslos schwenkt der Turm auf die richtige Seitenlage ein, dann kommt über die Artilleriezentrale die Entfernung. Wie weit? „Fast wie am Schluß des Gefechts vom 24.: 161 Hektometer!“ Ich sehe durchs Glas; auch das zeigt die Scheibe noch recht klein. Na ja: 16 Kilometer?! „Achterer Turm feuert zuerst“, sagt der Mann am Fernsprecher Wumm . . . mmm! kracht auch schon der Turm; los, hierherin schallt’s ja nur dumpf, immerhin ist der Turm seine fünfzig Meter entfernt, aber merklich schüttelt die Luft. Ich lasse die Scheibe nicht vom Auge. Sekunden vergehen, ich zähle leise. Endlich! Wie ein Spiel sieht sich’s an, wie dort 16 km entfernt, lautlos die Riesenfontäne in die Höhe steigt. „Achtung!“ Das gilt uns. Schnell hin zum rechten Geschütz, um den Augenblick des Abfeuerns nicht zu verpassen. Laut wiederholt der Turmoffizier die Befehle, die von der Zentrale kommen. „Feuererlaubnis!“ Einen Augenblick dauert’s noch, bis der Geschützmeister das Ziel ganz fest hat, da fahre ich im Krachen des Schusses gegen die Stahlwand, blitzschnell saust die Masse des Riesenrohres rückstoßend auf mich zu, um aber sofort durch die Kraft der Bremsen in die alte Lage gezwungen zu werden. So schnell folgen die Vorgänge einander, daß sie als gleichzeitig erscheinen; den Schlag der Explosion habe ich dabei fast nicht gehört, obwohl auch im Turm der Schuß brüllt wie ein . . . ja, Vergleiche versagen da halt. Im Nu ist das Rohr wieder in seine alte Lage zurückgebracht, mit einem metallischen Krachen öffnet sich der Keilverfluß, ein Mann mit dicken Lederhandschuhen springt hin und holt mit einer Zange die heiße Hülse der Kartusche heraus; stinkender, gelblicher Qualm kommt mit ihr aus dem Rohr und zieht in langen Schwaden nach der Abzugsöffnung in der hinteren Turmseite. — Die folgenden Schüsse will ich mir von draußen

ansehen. Wie ich nach der kleinen Leiter greife, die an Deck führt, fallen mir zahlreiche Bleistiftstriche auf an der weißen Turmdecke, schräg über dem linken Geschütz. Darüber steht: 24. 1. 15. „Das sind die Schußzahlen des Geschüzes, Hundert-siebenundfünfzig in knapp drei Stunden!“

Auf der Kommandobrücke ist alles in die Vergleichung der Schießergebnisse vertieft. Nur langsam folgen sich die einzelnen Schüsse; aus wohlüberlegten Gründen. Von hier aus kommt nun zum Gehör noch das Gesicht hinzu; ein prächtiges Farbenschauspiel, so ein Schuß! In sonndurchflutetem Blau liegen Himmel und See, dunkel heben sich Schornsteine und achterer Mast dagegen ab, trotzig wuchsen die Türme über den Decks mit ihren Rohren wie reißige Reden. „Feuer!“ . . . Da zuckt’s aus dem Rohre in feurigem Krachen, flammende Blut springt übers Meer, hinterdrein ein Riese in flatterndem Mantel, rostrot und braun, zusammengeballt wie dicker Sammt. Und während der Wind die Schwaden nach Lee zu treibt und sie sich schattenhaft für Sekunden vor die strahlende Sonne legen, pfeift das Geschöß wie ein reitender Satan heulend seine Bahn, wie ein Sturmstoß im Anfang, doch dann immer leiser mit höherem Ton, je weiter es sich entfernt, bis jedes Singen verklingt. Alle Gläser fassen die Scheibe. Da! Hoch steigen die Geyser. „Wie hoch wohl?“ kommt mir die Frage. „Nach unserer Erfahrung, bei diesem Kaliber so hoch wie die Masten. Sie wundern sich, was?“ Die artillerietechnische Aufgabe, der die heutige Übung galt, ist glänzend gelöst. Wir gehen an Deck. Matrosen sind eifrig dabei, es zu fegen, denn der Luftdruck der Schüsse sprengt oft ganze Stückchen Farbe von den Schloten los und setzt den Staub aus mancher unnahbaren Ecke. Wir steigen hinunter zum Achterdeck, das auf seinen Planken hart am Turm noch Brandspuren zeigt von jenem einen Treffer am 24. Januar. Sie bleiben als ehrende Narben, wie vorn unter der Brücke die Schrammen von Hartlepool.

Zwei Luftkreuzer kommen aus der Elbe her in Sicht, weiße Schwäne in leuchtendem Blau. Westwärts geht ihr Zug, der Mann aus der Funkenbude hat schon mit ihnen geredet und meldet ihr Ziel dem Admiral, der in weißer Bordjacke gerade unter dem einen 28 cm Geschütz steht, auch er westwärts gewandt. Soll ich ihn schildern? Mit seinen leuchtenden und doch harten Augen, seinem straffen und doch leichten Gang. Eins genügt: Mit wem ich auch sprach von ihm, dessen Augen leuchteten auf. Die lassen sich alle in Stücke hauen für ihren Führer.

Wenn man die besonderen Maßnahmen ansieht, mit denen das Torpedoresort den U-Boothafen absperrt, so weiß man von alleine, daß man ein Heiligtum betritt. Man hat ein gut Stück zu fahren an ankenden Kreuzern und Torpedobooten vorbei, ehe man zu diesem Heiligtum in der „Südsee“ kommt. Es ist zwar nur ein Reparaturhafen und keine U-Bootswerft, aber einige Boote sind gewöhnlich da. Zum Glück diesmal eins neuester Bauart, in dem der leitende Ingenieur mit mir nahezu eine Stunde herumtriedt; von achtern, wo die Überwassermotore bei einer Rücklaufprüfung solchen Lärm machen, daß wir uns auch durch Schreien nicht verständigen können, pürschen wir uns mühsam von Schott zu Schott längs durch das ganze Schiff über alle die Kammern voller Maschinen und Rohrleitungen, voller Hebel und Meßapparate bis zu dem engen Mannschaftsraum und den Offizierskajüten in einem Raum von etwa 2½ m im Geviert. Ein dünner Vorhang schließt den Raum nach dem Bug hin ab; wie ich ihn zurückschlage, glänzen dahinter mehrere scharfe Torpedos hervor, an der Decke hängend, darunter das wichtigste Ausstoßrohr. Das nenn ich Engel! Wenige Tage später sah ich in der Westerems vom Motorboot ‚Elisabeth‘ aus Tauchübungen deselben Bootes zu. Obwohl jede Fahrt unter Wasser durch geringfügige Ursache eine Todesfahrt werden kann, — wenn man fährt, hat man nicht das leiseste Gefühl davon, so sicher und selbstverständlich geht alles zu. Und wenn nach kaum einer halben Minute das Blut sich auf den veränderten Luftdruck eingestellt hat, gehört schon eine bewußte Überlegung dazu, um zu merken, daß etwas Außergewöhnliches vorgeht. Freilich, wenn das Auge wahrnehmungsfähig gemacht wird durch Beobachtung am Sehrohr, oder wenn die zweifingerbreiten Glasfenster nicht abgeblendet sind mit den stählernen Verschlussdeckeln, dann ist’s anders. Lichtgrün schimmert das vorbeislutende Wasser und taucht das Turminnere in magischen Glanz. Je tiefer das Boot sinkt, desto dunkler färbt sich das Grün. Nun muß das Boot tiefer liegen als zehn Meter, denn auch sein Periskop ist überflutet. Fünfzig Meter entfernt taucht seine Spitze wieder über See. Im schrägen Winkel zur Wasseroberfläche. Und bleibt so stehn; das Boot steigt ständig. Bis sich mit einem scheinbaren Ruck der scharfe Bug aus der Tiefe hebt, umgibt beim schnellen Steigen. Noch liegt nicht das ganze Deck über Wasser, da steigt schon der Turmdeckel hoch, und in kurzen Zwischenräumen tauchen die Köpfe aus der Tiefe des Turmschachtes. „Geschütz klar!“ hat der Kommandant befohlen. Wie Windhunde laufen sie über

das nasse Deck, die Verschlußteile des Geschüzes in Händen, im Handumdrehen fliegt auch die achtere Luke auf, Munition wird heraufgereicht, ein paar Griffe: und wenn der Dampfer dort hinten ein Briten wäre, hätte er schon die erste Granate vor der Nase.

Höchstes Heldentum wohnt in diesen schlanken Booten. Und von allen Matrosen und Offizieren, sind sie beneidet, die Männer des Unterseefriege. Ihre Lippen sind karg im Erzählen, und ihr Herz blieb bescheiden trotz der Größe der vollbrachten Tat. Was in all den Herzen da droben an der Nordfront als sehrendes Sehnen lebt, totumlauret zu erleben: das „Man an den Feind!“, ihnen ist's beschieden, wenn sie auch nicht alle gegen gepanzerte Gegner rennen dürfen wie Weddigen und Herfing, sondern oft bittere Pflicht tun und dem Briten zeigen, was es heißt, die Aushungernung von 70 Millionen als Seekriegsrecht zu proklamieren. Selbst auf unsern größten und modernsten Panzern lebt die Bewunderung für unsre U-Bootshelden, obwohl doch sonst „selbstverständlich“ die eigene Waffe an Verehrung obenansteht. Freilich, über die Bedeutung des U-Bootes auf der einen und des Großkampfschiffs auf der andern Seite für die Gestaltung des Seekriegs ist jeder zurückhaltend im Urteil. Er ist ja noch nicht zu Ende. Und die Überschätzung des U-Bootes, wie sie uns Binnenländern so oft eigen ist, auf Kosten der großen Kampfeinheiten ist ein verfrühtes Urteil, das laienhaft die Erfahrungen eines Abschnittes des bisherigen Seekriegs verallgemeinert. Das Endurteil gibt später die Geschichte von selbst. Vorläufig ist das U-Boot unsere schärfste Waffe. Aber der Krieg wird kaum bis ans Ende die gleiche Eigenart bewahren wie bisher. Das freilich wird bleiben, solange die schwarz-weißrote Flagge mit dem Eisernen Kreuz über den Wogen flattert: jeder Kampf da droben auf dem Meer wird uns ein Heldenlied herübertragen, komme, was kommen mag!

❧

❧

❧

Strahlend und frisch steigt der Sonntagmorgen herauf. An Bord S. M. S. „Marggraf“ steht die Mannschaft auf Achterdeck. Bordgottesdienst. Der Kommandant und seine Offiziere

bilden den inneren Kreis um den Altar, der zwischen den Decksluken aufgebaut ist; als Altartuch deckt ihn die Kriegsflagge. Hinter uns tönen von anderen Schiffen, die auf der Reede liegen, abgerissene Klänge der Bordkapellen herüber. Dann setzt auch unsere ein. Unwillkürlich prüft mein Blick die Gesichter, klar schauen sie drein und ernst, umrahmt vom herabgelassenen Sturmband der Mütze. Vom Altar her kommt die Stimme des Geschwaderpfarrers, mit dem Wind und deutlich verständlich. Sein Haupt ist schon grau, aber sein Herz noch jung. Hart hinter ihm ragen die wuchtigen Rohre des letzten Turmes gen Himmel, gerüstet, totspießenden Stahl zu spenden, und darunter tönen Worte von Liebe! Das Bekenntnis Körners steht mir plötzlich nah als eignes tiefes Erleben: „Das heiligste schützen wir mit dem Schwerte!“ Darum allein eint sich ja für uns das scheinbar so Widerstrebende: Christentum und Krieg; darum allein ist uns nicht bloß der Bordgottesdienst Gottesdienst, sondern tiefsten Sinnes, unser ganzer Beruf, auch jetzt im Krieg, wo das Vernichten Berufspflicht ist. „Heilig die Pflicht!“ Wenn der Krieg mit seinem Leid und seinem Tötenmüssen im Herzensader tiefe Furchen reißt, ohne Ausaat dürfen sie nicht bleiben. Und daß ist's gerade, für das wir ein goldenes Reifsen erhoffen: daß die Hingabe und das Einsetzen aller Kräfte für die Pflichterfüllung bis zum Äußersten, die uns die heilige Not aufzwang, eine gottgewollte Verantwortungsfreudigkeit gebiert, die auch in kommenden Sonnentagen Gott dient, wie sie es gelernt in Sturm und Not, durch Opferbereitschaft für die Brüder. Das ist der Sinn des Wortes: „Ich will einen neuen Bund mit ihnen machen. Ihr sollt mein Volk sein, meine Kinder, denen mein Wille in Fleisch und Blut übergegangen ist; ich will euer Gott sein!“ Das ist verheißungsfrohe Zukunft und ist zugleich pflichtreichstes Heute und Morgen, weil es stärkste Forderung ist zum Lebendigmachen der Lösung: „ich dien!“

Um den Segen bitten wir alle, mit dem der Gottesdienst schließt, und um den Frieden und damit um den Sieg. „Großer Gott wir loben Dich!“ das wuchtet nur so über die Wasser!

Wilhelm Schreiner.



❧

Schützengraben an der äußersten deutschen Seefestung. Phot. Heinrich Lichte & Co.

❧

❧ Ver sacrum! Zum Jahrestage des Ausrückens der Kriegsfreiwilligen. ❧

Es ist nun rund ein Jahr her, daß unsere Kriegsfreiwilligenkorps auszogen, um neben den alten, schlaggewohnten Truppen zu kämpfen. Schulter an Schulter mit den Siegern von Lüttich und Antwerpen, mit denen auch, die unter Klud vor Paris gestanden haben, und mit den grimmigen Russenvernichtern, den Männern von Tannenberg!

Als wir damals, im ersten Oktoberdrittel, verladen wur-

den, glaubten wir, die wirklich große Arbeit sei wohl schon getan, und man wolle uns nur so zum Ahnenlefen verwenden. Manche dachten auch, wir würden nur als Besatzungstruppen gebraucht werden. In unserem brandenburger Korps ging die Sage, wir würden Besatzung von Brüssel und Antwerpen. Und diese Sage machte uns alle recht niedergeschlagen. Hatte man sich dazu freiwillig gemeldet, um irgendwo Garnison-

dienst zu tun? Und wenn's auch nur für die erste Zeit sein sollte, bis die junge Truppe noch besser eingespielt wäre, — wer konnte wissen, wie lange es überhaupt noch dauern würde? Der Krieg konnte plötzlich zu Ende sein, und dann hatten wir weiter nichts von ihm lernen gelernt, als Garnisonsdrill, möchte es auch hundertmal in „Feindesland“ gewesen sein.

Und das glühende „Ran an den Feind“, das von dem Tage, da der Kaiser Deutschland unter die Waffen rief, bis zur heutigen Stunde einen jeden deutschen Mann beherrscht, klang und zehrte in uns und wollte nicht verstummen.

Bis wir wirklich ran an den Feind gekommen sind, schneller als wir dachten. Ran an den Feind im Osten, an der Rawta und an der Bzura, — hinein nach Rußland in Schnee und Winterkälte. Und bald hatten die jungen Truppen ebenso altes Lederzeug wie die alten, kampferprobten, bald saß auch auf ihren guten, neuen Röcken der Edelrost des Krieges, sie wurden unscheinbar und schmutzig, und bald, ach bald ging an so manchem das alte Reiterlied: „Morgenrot, Morgenrot“ in Erfüllung. Aber bald hatten die neuen Bataillone sich auch ihren Platz neben den alten Stammtuppen erobert. Die Reservejäger, die Ligmanns kühnen Rückmarsch deckten, tragen heute Totenkopf und Gardelilien, die . . . Reservedivision ist von den österreichischen Bundesbrüdern, mit denen sie schwere Zeiten in den Karpathen durchmachte, geehrt und gepriesen worden um ihres unerschütterlichen Heldennutes willen; ihre Schwesterdivision, steht heute wie eine eiserne Mauer gegen den übermächtigen, verzweifelte Anprall der aus Tarnopol vorquellenden Russen, kampferprobt und ohne zu wanken: einer gegen zehn.

Und im Westen?

Nun, sie sind freilich nach Belgien gekommen, die jungen Kriegsfreiwilligen. Aber Brüssel und Brügge, Gent und Antwerpen haben sie kaum gesehen. In raschem Vormarsch ging's durch das herbstliche Flandern. Sie hatten kaum Zeit zu sehen, wie reich und wie schön dies Gartenland ist mit seinen saftigen Wiesen, seinen heimlichen Laubwäldern, seinen prägnanten Obstgärten. Der Duft der reifenden Früchte lag überall auf den Fluren, riesige Äpfel und Birnen, wie sie die Söhne der fernen Mark nie gesehen, hingen noch zwischen dem rötlichen Laube an den Bäumen, und in den sauberen Städtchen und Flecken, durch die der eilige Vormarsch führte, lockten die reichen, alten Patrizierhäuser und luden zum Bleiben. Behäbig, alt und solide, so zeigte sich „het vlaamsche“ Land den stammerwandten ostdeutschen Krieger, die es als Feinde zum ersten Male betraten.

Aber sie sollten es noch anders kennen lernen. An der Yser liegen ihrer so viele, die ihre Reise nach Flandern mit dem Leben bezahlt haben. Auf der Loretohöhe und vor Ypern, um Dixmuiden und Bixschote haben sie gerungen, bis die Namen der beiden heißumstrittenen Orte, die vordem niemand in Deutschland kannte, sich in das Gedächtnis so mancher deutschen Familie auf ewig eingepägt haben, weil dort ein Sohn oder ein Bruder geblutet hat.

Und dann kam der stolze Tag, an dem der Bericht der deutschen obersten Heeresleitung verkündete: „Das Kernwerk von Brest-Litowsk stürmte das junge braunschweigische Reservekorps, daselbe, das Dixmuiden gestürmt hat.“ Im Osten wie im Westen durften sich die jungen Kriegsfreiwilligen, Seite an Seite mit der alten Garde, aus der sie zum größten Teile einst hervorgegangen waren, Ehre und Lorbeer holen. Sie sind heute gleichwertig mit dem alten Stamm des Heeres, und das Wort, das einst eine englische Zeitung über sie gesprochen hat: „Die jungen, deutschen Truppen wissen wohl zu sterben, aber sie wissen nicht zu kämpfen“, dieses Wort, das trotz der gewollten Herabsetzung des Kampfwertes dieser Kriegsfreiwilligen doch eine ungewollte bewundernde Anerkennung aussprach, ist, wenn es je wahr gewesen sein sollte, längst von den Taten der jungen Helden widerlegt.

Wahr ist's, sie haben geblutet und große, schmerzliche Verluste gehabt. Aber welche Truppe, die vor dem Feinde gestanden hat, hatte die nicht? Und ihr todverachtender heißer Drang, das Bewußtsein des alten Römerspruchs: „dulce et decorum est pro patria mori“, das sie manchmal allzusehr fortgerissen hat, ist das ein Grund zum Tadel? Die jungen „Ritchener-Divisionen“, die jetzt bei der großen Offensive unserer Feinde im Westen zum ersten Male ins Feuer gebracht werden, scheinen nicht von diesem Geiste erfüllt zu sein. Nach den vorliegenden Berichten, die bei gefallenem englischen Offizieren gefunden wurden, sind ganze Regimenter, ja Brigaden von Panik ergriffen worden, als sie gegen das Feuer unserer Linien anlaufen sollten.

Keiner von den Hunderttausenden von Jünglingen, die in jenen Oktobertagen hinausgingen, wird es selbst leugnen, daß er erst draußen, vorm Feinde, zum Manne und zum Soldaten erzogen werden mußte. Draußen, in den Ruhepausen der Pflanzschlacht und den Kämpfen an der Loretohöhe, hinter den festen Stellungen an Bzura und Rawta haben sie beim Friedensdienste in Feindesland als längst kampferprobte

Krieger erst die letzten Grundzüge des Soldatentums kennen gelernt. Manchesmal haben sie zuerst wohl gestöhnt, wenn es Apell mit Sachen gab, und die feinen Studenten und Referendare, Doktoren und Ingenieure, von denen so mancher schon das wohlverdiente Eisener Kreuz trug, durch den gestrengen Unteroffizier darüber belehrt wurden, daß es eine ganz unglaubliche Sch. . . . rei sei, mit einem so unsauberen Rocke, ungeputzten Stiefeln oder wohl gar mit fehlenden Knöpfen zum Apell zu kommen. — So mancher hat wohl gedacht: Sätze ich bloß erst wieder in meinem Schützengraben oder Geschützstande, wo es so was nicht gibt! Wenn es hieß: Vorbeigehen in strammer Haltung mit Grüßen durch Handanlegen an die Kopfbedeckung! — und der aufsichtsführende Exerziermeister schrie: „Mensch! Sie denken wohl, Sie gehen Unter den Linden spazieren? Zurück! Noch mal! Und das nächste Mal etwas strammer, bitte!“ Das waren Anfangs wohl starke Ernüchterungen, aber bald nahm der Kriegsfreiwillige auch diese Schidung hin, um so mehr, wenn er sah, daß auch die alte Nachbartruppe im Reservequartier genau so drillte, wie daheim in der Garnison. Und siehe da, immermehr streiften die Kriegsfreiwilligen auch die äußere Lässigkeit ab und wurden von Tag zu Tag in ihrer Haltung und ihrem Gebahren den alten, strammen Kerntuppen ähnlicher. Vielleicht stammt aus jener Zeit das Wort eines unserer bekanntesten Heerführer, das an der ganzen Front, vom Westen kommend auch im Osten die Runde gemacht hat: „Die Disziplin, die in einer Truppe herrscht, erkennt man am Grüßen der Mannschaften auf der Straße!“ So merkwürdig dieser Ausspruch dem klingen mag, der unserem Heere fremd gegenüber steht, so wahr wird ihn jeder finden, der dieses Heer in seinem innersten Wesen kennt. Die peinliche Treue im Kleinen, das genaue Brachten aller, selbst der unscheinbarsten Vorschriften, der Gehorsam von innen heraus, der nicht auf knechtischer Furcht, sondern auf dem Vertrauen zum Vorgesetzten und auf der Erkenntnis der Notwendigkeit beruht, das ist es, was unser Heer letzten Endes groß und unbeflegbar gemacht hat. Das ist es aber auch, was dem jungen Soldaten nur durch den längeren „Drill“ so zur selbstverständlichen Gewohnheit gemacht werden kann, daß es ihm zuletzt zur zweiten Natur wird.

Der Rekrut lernt's in der Heimat zur Friedenszeit gleich zuerst, und erst dann wird er in die eigentliche Kenntnis seines Handwerkes, in die wirkliche, kriegsmäßige Handhabung seiner Waffe mit allem, was drum und dran hängt, eingeweiht. Unsere Kriegsfreiwilligen mußten, weil es die Not gebot, den umgekehrten Lehrgang durchmachen. Daß sie sich dabei bewährt haben, das spricht sowohl für ihre Führer wie auch für sie selbst, wie auch endlich für unser ganzes Volk, als dessen Söhne sie hinausgingen. Wenn nicht jeder einzelne von uns Deutschen gewissermaßen den soldatischen Geist schon in der Wiege mit der Heimatsluft eingesogen hätte: wir würden mit den Kriegsfreiwilligenkorps vielleicht dieselben Erfahrungen gemacht haben, wie die Engländer jetzt mit ihren berühmten Ritchener-Divisionen! Und dabei haben diese die doppelte und dreifache lange Auszubildungszeit gehabt, wie die Kriegsfreiwilligen!

Ein ver sacrum sind sie einst in glühender Vaterlandsliebe hinausgezogen, als die Stunde es befahl. Mit Jauchzen haben sie sich den besten Kerntuppen des Feindes entgegen geworfen, ihnen trotz ihrer Übermacht standgehalten und sie gelehrt, daß sie sterben und kämpfen können! Dixmuiden, Bixschote, Langemard, Ypern, Loreto, Lowitsch, Lemberg, Brest-Litowsk — und viele andere Namen, große Namen aus der Geschichte des Heiligen Krieges werden einst auf ihren Fahnenbändern stehen. Keinen dieser Namen werden sie ohne Stolz zu hören brauchen, keinen aber wohl auch ohne schmerzliche Wehmut im Gedenken der Kameraden, die da geblieben sind.

So manche Blüte vom Stamme unseres Volksbaumes hat bei den Stürmen der Kriegsfreiwilligen der Krieg mit blutiger Hand abgerissen und über Flanderns Fluren und Rußlands blutiger Ebene dahingestreckt! Und doch, diese Blüten werden reiche Saat bringen, trotzdem sie nie fruchtbare werden durften!

Diejenigen aber von ihnen, die einstmals als Sieger heimkehren werden, versprechen für unser Volkstum doppelten Gewinn. Der harte Krieg, des einzelnen Mannes und des ganzen Volkes größte Schule, hat ihre Jugend einer Edelreife entgegengeführt, wie sie fruchtverheißender wohl nie wiederkehren wird. Mögen sie einst berufen sein, in ernster verantwortungsvoller Arbeit das Erbe mit auszubauen, das ihre gebliebenen Kameraden und alle die anderen nicht minder wertvollen Söhne und Väter unserer Heimat für uns im harten Ringen mit ihrem Lebensblute erworben haben!

Denen aber, die um die heimgegangenen Helden trauern, klingt auch heute noch das Wort jenes Kriegsfreiwilligen der Befreiungskriege, der es selbst mit seinem Tode wahr gemacht hat:

„Drum, die Ihr uns liebt,
Nicht geweint und geklagt!

Denn das Land ist ja frei, und der Morgen tagt,
Wenn wirs auch nur sterbend gewonnen!“

S. D.

Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

Kriegschronik:

21. Oktober: Nordöstlich Mitau das Dünauf der von Borkowits bis Beremünde gewonnen. — Kämpfe östlich Baranowitschi und bei Czartorysk. — Die verbündeten Truppen folgen auf der ganzen Front dem langsam weichen Feinde.
22. Oktober: Starke russische Angriffe bei Sabewe und Baranowitschi abgewiesen; Kämpfe bei Czartorysk, Nowa-Aleksinice und am Styr. — In Serbien die Linie Arnajewo-Slatina-Berg und Selepac, Saparowac-Trnawac-Ranowac erreicht; Branje und Kumanovo besetzt, Deles genommen. — Beginn der dritten großen italienischen Offensive im Küstenland.
23. Oktober: Russische Schiffe beschossen die Nordspitze von Kurland. Kämpfe bei Sabewe, am Ogynski-Kanal und bei Kukli. — Bei Disegrad wurde der Drinaübergang erzwungen; die Serben weichen aus ihren Stellungen in der Linie Kosutica-Berg-Slatina-Höhe. Negotin und Rogljewo besetzt.
24. Oktober: Vergebliche Angriffe bei Souchez. — Illuxi erstürmt. Kämpfe südlich des Wygonowskoje-Sees und westlich Czartorysk. — Fortschritte östlich der Lucanica und bei Palanka; die Linie Raginac-Petrovac-Ranowac erreicht. Bei Orsova die Donau überschritten; Prahovo besetzt. — Wiederholte heftige Angriffe am ganzen Isonzo zurückgewiesen.
25. Oktober: Heftige Angriffe bei Tahure und Le Mesnil. — Kämpfe bei Kekkau, Illuxi nördlich des

- Drysmjaty-Sees und westlich Komarow. — Fortschritte bei Disegrad. Die Linie Cazarepac-Arangelowac-Rabrowac erreicht. Die Höhen von Banica erstürmt und die von Kucepo besetzt. Sip an der Donau erreicht. — Die Isonzofront dauert fort. — Panzerkreuzer „Prinz Adalbert“ gesunken.
26. Oktober: Kämpfe bei Souchez, Le Mesnil, auf der Combreshöhe und im Pfisterwalde. — Der Illuxi-Abchnitt wieder überschritten. — Vergebliche Angriffe bei Baranowitschi und südlich des Wygonowskoje-Sees. Fortschritte östlich Kukli. — Höhenlinie Suhagora-Panos erreicht. Markowac, Ok. Laole, Kucepo genommen. — Heftige Angriffe bei Görz, Tolmain und am Krn abgewiesen. — Fliegerangriff auf Venedig.
27. Oktober: Kämpfe an der Straße Lille-Arras und bei Maiffes. — Fortschritte bei Tymchany und westlich Czartorysk. — Dobrun genommen; die Linie Daljevo-Morawci-Topola erreicht; Merenica genommen. In Ljubicevac wurde die Verbindung mit der Armee Bojadjeff durch Offizierspatrouille hergestellt. — Immer noch Angriffe auf der küstenländischen Front.
28. Oktober: Fortschritte bei Garbunowska und Szaszali. Kämpfe bei Schtscherffy. Rubka genommen. — Zajecar genommen; Knjazevac besetzt. — Vor Darna zwei russische Schlachtschiffe versenkt. — Neue vergebliche Angriffe an der Isonzofront.
29. Oktober: Bei Drinsko (südlich Disegrad) wurden die Serben über die Grenze gedrängt. Die Linie Slawkovic-Rudnik-Cumic-Batocina erreicht. Fortschritte südlich Solajnac. Pirot erobert. —

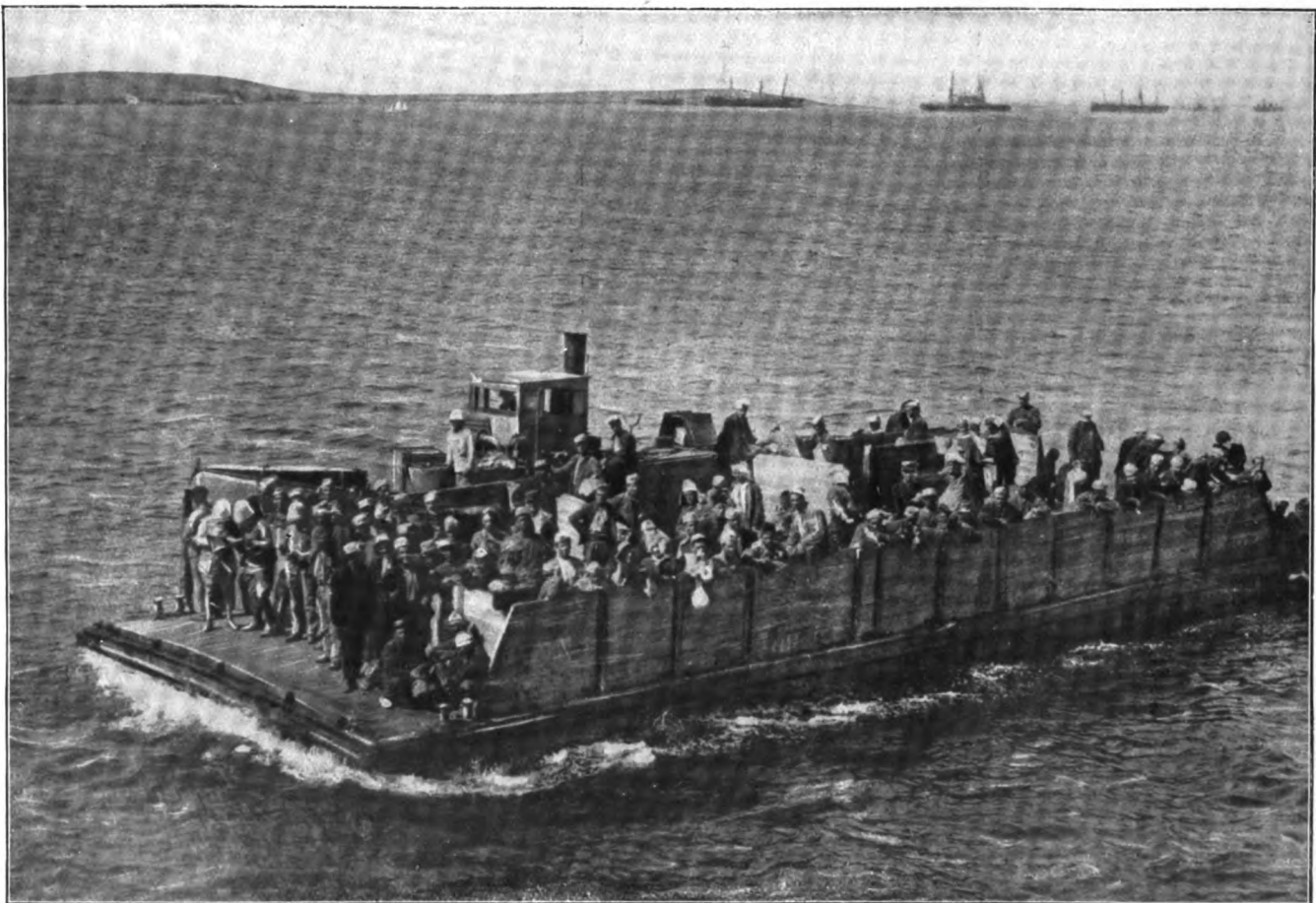
Weitere heftige Angriffe an der küstenländischen Front.

30. Oktober: Kämpfe am Nordufer der Miße. Komarow, Kamienudja, Juta Cifowska und Bielgow erstürmt. — Fortschritte in Serbien. Tetomo von den Bulgaren besetzt. — Vergebliche Angriffe bei Tolmain, Görz und Doberbo.
31. Oktober: Große Erfolge bei Neuville und Tahure. — Kämpfe bei Plakauen und westlich Czartorysk. — Grn. Milanowac genommen. Fortschritte an der Straße Satornja-Kragujevac und beiderseits der Morawa.
1. November: Neue Kämpfe bei Tahure und Combrès. — Die Zahl der im Oktober von deutschen Truppen im Osten eingebrachten Gefangenen und die dort gemachte Beute beträgt: 244 Offiziere, 40949 Mann, 23 Geschütze, 80 Maschinengewehre, gleichzeitig die österreichisch-ungarischen 142 Offiziere, 26000 Mann, 44 Maschinengewehre, 1 Geschütz, 3 Flugzeuge. — Kragujevac ist in deutscher Hand. — Kämpfe an der küstenländischen Front.
2. November: Fortschritte vor Riga; heftige Kämpfe bei Dünaburg. — Cacac besetzt. Große Fortschritte auf der ganzen Front. — Neue Kämpfe im Görzischen.
3. November: Neue heftige Angriffe der Russen vor Dünaburg. Kämpfe am Oginsky-Kanal und beiderseits der Straße Cifowa-Czartorysk. — Ulice ist besetzt; die Straße Cacac-Kragujevac überschritten. Brückenkopf von Sverljig genommen. — Neue vergebliche auf Görz gerichtete Angriffe.

Vom serbischen Kriegsschauplatz.

Es ist keine Frage: der Schwerpunkt des Weltkrieges, der zuerst in Belgien und Frankreich, dann in Rußland, vorübergehend vielleicht auch an den Dardanellen lag, ist jetzt nach Serbien verschoben worden. Und indem so der Kreis sich schließt, indem die Entscheidung dorthin gerückt ist, wo der furchtbare Weltenbrand auskam, darf man die Gesetze menschlichen Lebens wohl auch auf den Krieg anwenden und hoffen, daß die Flamme sinken und der Friede herbeikommen wird, anders freilich, als der Vierverband es sich hat träumen lassen. Wie

unsere Feinde den Kampf um die Seelen der Neutralen, besonders der Neutralen auf dem Balkan, verloren haben, werden sie sich auch in nicht zu ferner Zeit als Besiegte auf dem Schlachtfeld erklären müssen; denn der Mißerfolg ihrer Diplomatie ist nur ein anderer Ausdruck ihrer militärischen Mißerfolge und kennzeichnet die Wertung, die die Unbeteiligten dem Vierverband noch zumessen. Das Werben und Feilschen um Griechenland und Rumänien zeigt besonders England auf einer geradezu jämmerlichen Stufe der Selbsterniedrigung.



Englische Truppen werden im Hafen von Saloniki ausgeladet. Phot. Emil Listonow.



General Maidenow,
bulgarischer Kriegsminister.

Das Eingreifen Bulgariens in den Krieg an der Seite der Zentralmächte und der Türkei hat bei dem Vierverband eine Beunruhigung, Kopflosigkeit und Zerkahrenheit hervorgerufen, wie wir sie bisher bei ihm noch nicht erlebten. Immer mehr schwindet auf der Seite unserer Gegner die Planmäßigkeit der militärischen Maßnahmen; damit scheint der Krieg für sie in steigendem Maße zu einem Abenteuer zu werden, dessen Ausgang kaum noch ungewiß ist. War schon das anscheinend jetzt aufgegebenen Unternehmen gegen die Dardanellen leichtfertigster militärischer Dilettantismus, nichts als ein nervöser Versuch,

hier die Erfolge zu erzwingen, die auf den andern Kriegsschauplätzen versagt blieben, um damit den Balkan zu locken und zu ködern, so kann man in noch höherem Maße die Landung der Truppen in Saloniki, die den Serben Hilfe bringen sollen, als den Plan von Dilettanten ersten Ranges bezeichnen. Alle ernsten Politiker und Strategen, auch auf gegnerischer Seite, sagen das völlige Scheitern dieser verfehlten Maßnahmen voraus. Die treibende Kraft aber ist auch hier, wie schon bei der Dardanellenaktion, England. Denn England ahnt nicht nur, sondern weiß, weiß es mit erschreckender Klarheit, daß es sich jetzt um nichts mehr und weniger handelt, als um seine Stellung im nahen und fernen Orient, daß auf Serbiens Boden auch die Entscheidung über Ägypten und Indien fallen kann. Und mag es nach außen hin noch so voll und breit ausposaunen, daß es noch lange nicht am Ende seiner Kräfte sei, daß es nicht eher die Waffen niederlegen will, als bis Deutschland und seine Bundesgenossen endgültig niedergedrungen sind, mag es auch noch so sehr auf die amerikanische Waffenhilfe pochen — im Innern ist es sich der Lächerlichkeit seines Brambasterens doch bewußt, und die Knie schlottern ihm in Angst vor den Gespenstern, die aus dem Hexentessel, in dem es seine Suppe braute, emporsteigen. Es ist doch erheblich anders gekommen als Sir Edward Grey bei

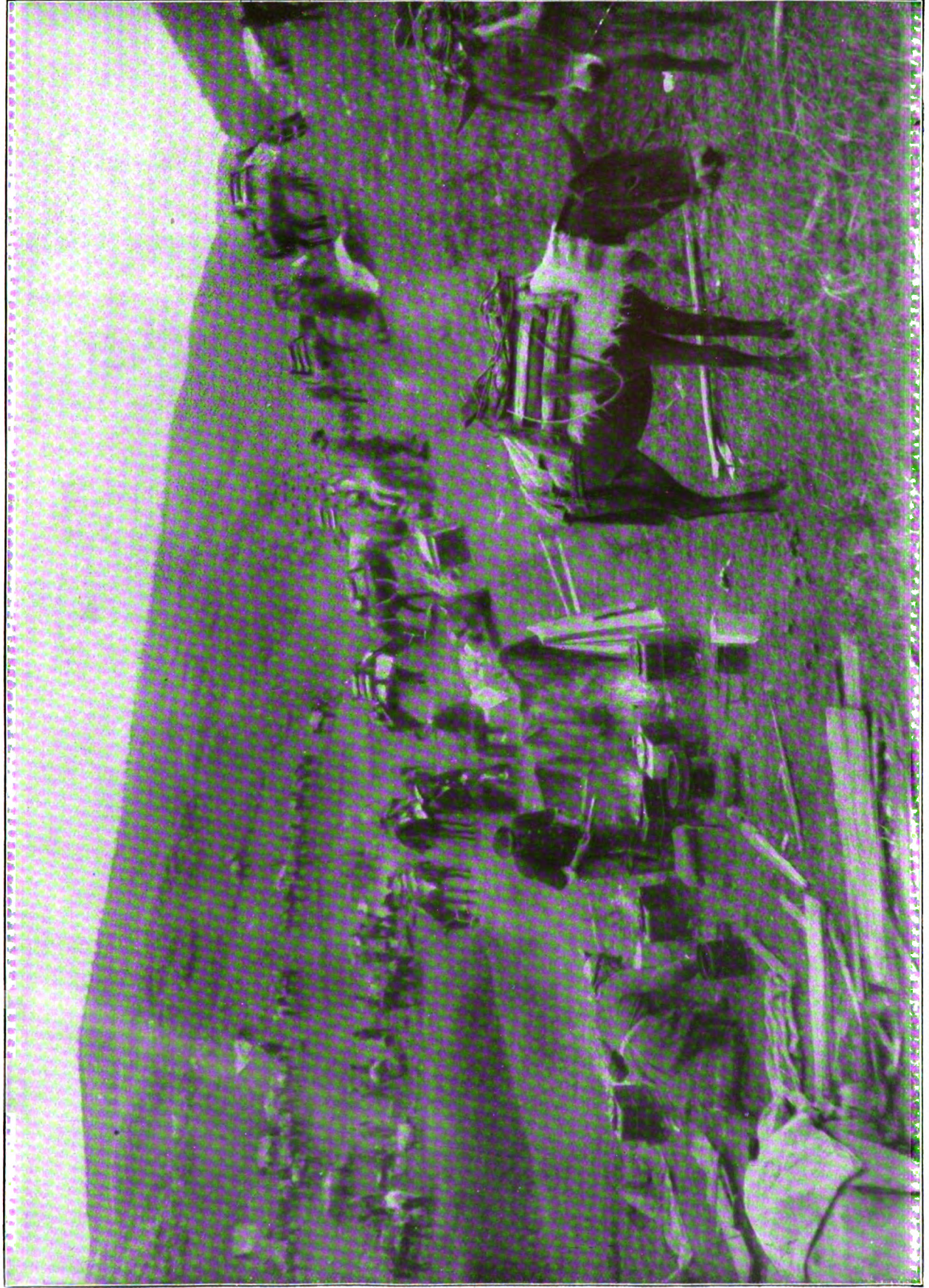


General Jelow,
Oberbefehlshaber der bulgarischen Armee.

Kriegsbeginn dem englischen Volke — wir dürfen wohl sagen: vorlog, daß England nicht mehr leiden würde, wenn es an dem Krieg teilnehme, als wenn es ihm fernbliebe. Wenn der schlaue Brite nach bewährtem Rezept auch diesmal nach Möglichkeit andere ins Feuer geschickt hat, ihm die Kastanien herauszuholen, wenn auch Franzosen, Russen, Italiener, Serben und die unterjochten Völker seiner Kolonien bluten mußten, damit England lebe und Vorteil habe, so mußte das Volk doch schließlich selbst vors Brett, und die Wunden, die der Krieg ihm schlug, sind tief genug, daß



Die beiden ersten von deutschen Truppen eroberten türkischen Geschütze. Die Kanonen stammen aus der französischen Waffen- und Munitionsfabrik Creusot. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.



Deutsche Proviant- und Munitionstruppen beim Abfischen im serbischen Bergland. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

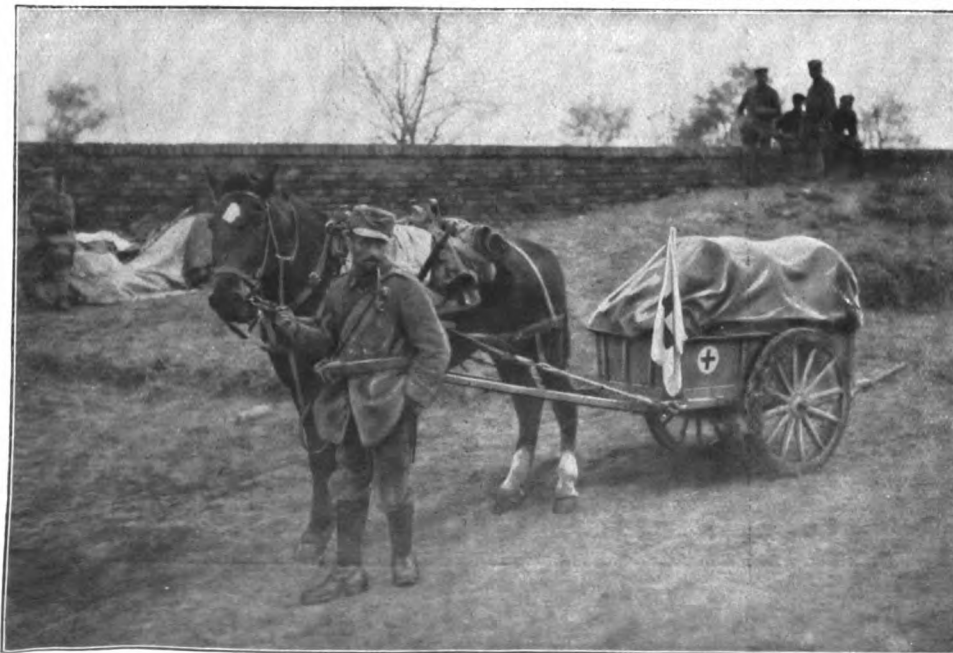
es Jahrzehnte lang die Narben spüren wird, vielleicht Jahrhunderte. Aber das liegt noch im Dunkeln. — Also: es ist Englands Schicksal, das in Serbiens Bergen sich entscheidet. Während der Vierverband mit schnell und hastig zusammengerafften Truppen den Serben zur Hilfe eilt, obwohl die Serben selbst ihm völlig gleichgültig sind, und seine eilig gefaßten Pläne schon in Beginn der Ausführung stocken sieht, vollzieht sich der Angriff der Verbündeten, der Deutschen, der Österreich-Ungarn und der Bulgaren nach einem sorgfältig erwogenen und vorbereiteten Plan, dessen Ziel klar umrissen ist und das erreicht werden wird um jeden Preis. Die Grundidee des konzentrischen Vormarsches der Verbündeten besteht darin, daß die Serben entscheidend geschlagen werden sollen, bevor sie sich mit dem Rücken an die griechische Grenze stellen können und bevor stärkere Truppenmassen des Vierverbandes serbisches Gebiet betreten haben. In diesem Plan fiel also den in Südserbien eingedrungenen bulgarischen Armeen, die von Egri-Palanka auf Kumanowo vorgingen, die Aufgabe zu, den Vormarsch der Ententetruppen durch das Wardartal und von Monastir aus zu verhindern. Der Erfolg war, daß sie, nachdem Radowischta, Istip und Kumanowo genommen und der Feind über den Wardar getrieben war, das Aufmarschgelände der Vierverbandstruppen in der Flanke bedrohen; sie zogen also die dort sich sammelnden



Landschaft am Razanpaß.



Straßenbild einer serbischen Ortschaft.



Kleiner zweirädriger Sanitätswagen, wie er in den serbischen Bergen von den Verbündeten verwendet wird. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

Kräfte auf sich und von dem nördlichen Kriegsschauplatz ab. Eine zweite bulgarische Armee hat nördlich von Kumanowo das Moravatal erreicht, die Eisenbahn Nisch-Saloniki unterbrochen und die Verbindung zwischen Alt- und Neu-serbien gesperrt. Zwei weitere bulgarische Heeres-teile gingen gegen die vor dem Fall stehende Festung Pirot und gegen Negotin vor, wobei die Verbindung mit Rußland über Ra-

dujewatz, 8 Kilometer nordöstlich von Negotin an der Donau, unmöglich wurde, so daß keinerlei Kriegsmaterial von dorthin den Serben zugeführt werden kann. Während also den bulgarischen Armeen die Aufgabe zufällt, Serbien sozusagen vom Osten her aufzurollen, bedrohen die Heere der Deutschen und Österreich-Ungarn das Land von Norden her. Die Operationen auf dem serbischen Kriegsschauplatz zeigen ein ähnliches Bild, wie die Operationen im August des Jahres 1914 im Westen. Klar und deutlich tritt der alte Grundsatz: Getrennt marschieren, vereint schlagen, hervor. Die Heeresgruppe Mackensen überschritt in zwei getrennten Armeen, die eine unter Gallwitz, die andere unter Kövess, die Donau; während die Armee Gallwitz die gut verteidigten Festungen Semendria und Pobjarewatz eroberte, trieb die Armee Kövess in unaufhörlichen

Kämpfen die Serben aus dem Donaubogen südlich Belgrad, während von Nordwest her Österreich-ungarische Truppen gegen Schabaz vorgingen, ohne besonderen Widerstand zu finden. Für die nächste Zeit haben wir besonders interessante Vorgänge zu er-

warten: die Folgen der Vereinigung der Heeresgruppe Gallwitz mit den bulgarischen Truppen unter Bojadjew und die Kämpfe der bulgarischen Armee zwischen den serbischen Hauptkräften und den heranmarschierenden Truppen des Biververbandes.

Feldpostbrief aus der Champagne. Von Prof. Dr. G. Wegener, Kriegsberichterstatter.

Mit sechs Aufnahmen des Verfassers.

Vierzehn Tage sind vergangen seit meinem letzten Brief, in dessen Niederschrift ich so unanft durch die Fliegerbomben unterbrochen wurde.

Am Abend dieses Tages, des zweiten Oktober, ich hatte den Brief eben zur Post gegeben, wurde aus Rethel telephoniert, das französische Luftschiff, das schon nachts zuvor unsere Stadt heimgesucht und Bomben geworfen hatte, sei wieder unterwegs; man solle sich bei uns auf seinen Besuch gefaßt machen.

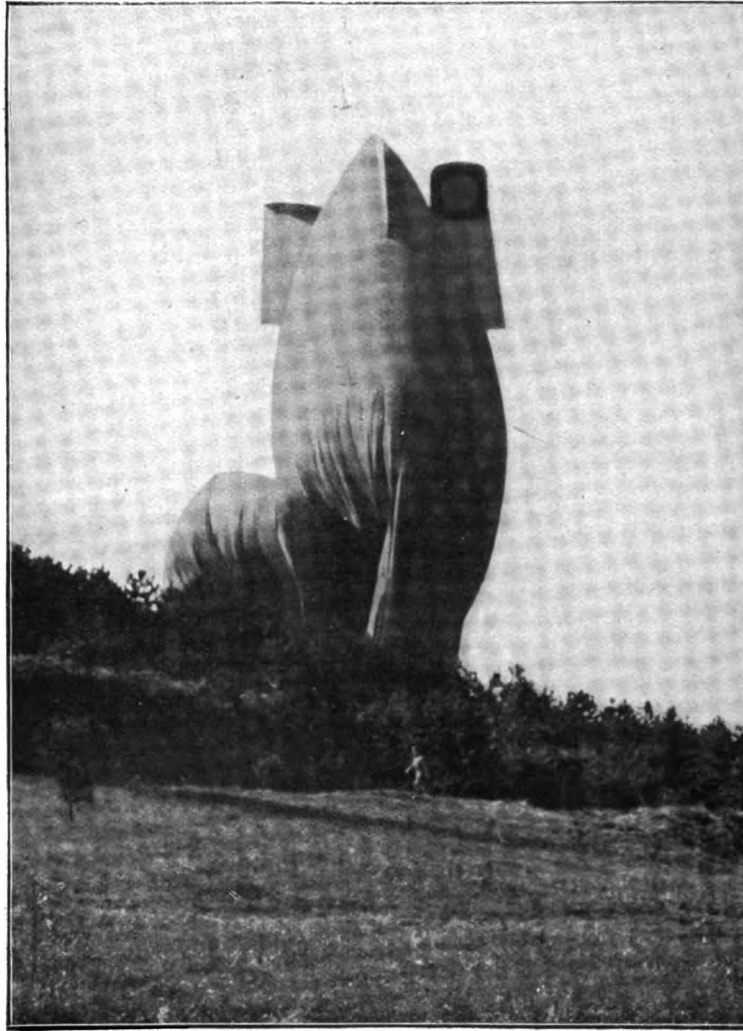
Das war eine unheimliche Aussicht. Die Erregung über das Bombardement der Flieger lebte noch in den Gemütern der Soldaten und hätte schon allein eine Nacht voll unruhiger Träume geschaffen. Jetzt kam diese neue Spannung hinzu, als die Verbedung aller Lichter in den Quartieren angeordnet wurde. Diese Flieger waren doch wenigstens bei Tage gekommen; hoch in Lüften hatte man das schimmernde Geschwader heranziehen sehen, und die Leute hatten meist rechtzeitig den bedeckenden Keller aufsuchen können, wie es Befehl ist. Das Luftschiff aber geht seine Wege nachts: ein nächtiges Raubtier. Ein Wesen ungleich schreckhafterer Art, als der fette Fliegeradler. Ungeheuer kommt es heran. Nur das tiefe, finstere Dröhnen seiner Flügelsschrauben kündigt sein Nahen, ohne doch zu sagen, von wo es kommt und wie nahe es ist. Ich sah jüngst in mondloser, sternklarer Nacht den Zeppelin über mir dahinfahren. Es gibt nichts Phantastischeres, als das war. Das tiefe Dröhnen erfüllte den ganzen Himmel, ohne daß man erkennte, woher es kam. Es war nur irgendwo etwas Ungeheures, Seltsames, Gefährliches in der Luft; etwas, vor dem es nicht gut war, sein Feind zu sein. Mit einmal entdeckte das Auge hoch oben zwischen den Sternbildern einen Gegenstand, der noch dunkler war, als der Nachthimmel; einen länglichen schwarzen Strich, der rasch am Firmament dahinglitt. Er war klein in der großen Entfernung von mehreren Tausend Metern Höhe, und doch wieder schien er riesengroß; denn das Gefühl übertrug etwas von den Sternennäßen auf ihn: er schien nichts Irdisches, ein Gebilde, das den Planetensphären angehörte, ein seltsamer und rätselhafter Bote aus unbekannten Welten, der dort zwischen den uralten Sternbildern dahinschwamm. Ich aber wußte, woher er kam. Ich wußte, daß er von einer kühnen Fahrt nach Chalons zurückkehrte. Das schwarze Etwas, das zu meinen Häupten vorüberglitt, hatte soeben Entsetzen und Verderben dort herniederregnen lassen.

Ein Luftschiff schleudert ja ungleich schwerere und stärkere Bomben, gegen die die einfachen Keller der leichtgebauten Bürgerhäuser kaum ein Schutz sind. Auch wir im Offizierskasino verhängten die Fenster, um dem Feind nicht noch den Weg zu zeigen. Wir saßen lange auf beim Glase, denn niemand hatte recht Lust, zu Bett zu gehn. Ich spielte Schach, wie die Abende zuvor. Aber es war keine ganz gleiche An-

dacht. Endlich sagten wir uns, wenn es wirklich kommen sollte, müßte es schon da sein, und gingen nach dem ereignisreichen Tage schlummern.

Nichts geschah in der Nacht, und als ich am folgenden Morgen zum A. D. K. — Armee-Ober-Kommando — ging, erfuhr ich, daß unsere Abwehrkanonen den unheimlichen Gefellen, der in der Tat schon unterwegs gewesen war, unweit Rethel gestern Abend, noch vor Mitternacht, heruntergeschossen hatten. Es war ein ganz neues Lenkluftschiff der Franzosen gewesen. Die Gedanken und Hoffnungen, die Frankreich mit ihm verknüpft hatte, waren in seinem Namen „Allace“ gut zum Ausdruck gebracht. Unsere Geschosse hatten seinen Ballontkörper verletzt.

Das Luftschiff sank und die Gondel streifte bereits über den dunklen Boden hin, als von der Besatzung drei Mann den gefährlichen Sprung hinaus wagten; augenscheinlich, um ihm neuen Auftrieb zu geben, in der Hoffnung, daß die übrigen die französischen Linien noch erreichen könnten. Zwei der Männer kamen heil zu Boden; der dritte, der unglücklicherweise gerade herunterprang, als die Gondel einen tiefen Eisenbahneinschnitt überflog, verletzte sich so, daß er starb. Die beiden andern hielten die Totenwacht bei ihm und wurden so gefangen genommen. Der Ballon war aber nach kurzer Frist doch wieder so tief, daß nun auch die fünf anderen herausprangen. Auch sie waren wohl der Meinung, daß so wenigstens das leere Schiff selbst mit dem nicht ungünstig treibenden Winde heimgelangen würde. Denn sonst hätten sie doch wohl Vorsoorge getroffen, es zu zerstören. Sie kamen alle glücklich heraus,



Das herabgeschossene französische Luftschiff „Allace“ im Wald von Tagnon.

irrten die Nacht hindurch umher und stellten sich selbst am folgenden Morgen den deutschen Wachen.

Der Ballon entkam aber auch diesmal nicht. Wir hatten die Nachricht, daß er in einem Walde unweit Tagnon, noch etwa 20 km von den französischen Linien entfernt, hängen geblieben wäre.

Kurz darauf sauste ich in einem Kraftwagen in Gemeinschaft mit einem Offizier des A. D. K. durch die morgenfrische Landschaft nach Tagnon, um die große Beute zu besichtigen.

Schon viele Kilometer weit voraus erkannten wir das merkwürdige Gebilde. Auf dem Ramm einer Hügelwelle, die ein dunkler Kiefernwald bedeckt, reckte sich etwas Unnatürliches, Riesenhaftes empor. Gelblich im Licht der von Osten darauffallenden Sonne. Wie der schiefe Turm zu Pisa schaute es aus. Dann, aus einer anderen Richtung gesehen, erschien es winkelförmig eingeknickt. Hier erinnerte es an einen aus der Erde herausfahrenden gebogenen Riesenarm, der einen warnenden Finger gen Himmel streckte. Noch näher heran gleich es einem ungeheuren urweltlich hohen Wammus mit großen Ohren, das durch den Wald dahinzieht. So zeigt es mein Bild. Die Ohrmuscheln sind die Steuerflächen des hinteren Ballonendes, das noch mit Gas gefüllt emporstand. Die entleerte Vorderhälfte hing schlaff zwischen den Baum-

wipfeln. Ebenso die geräumige Gondel.

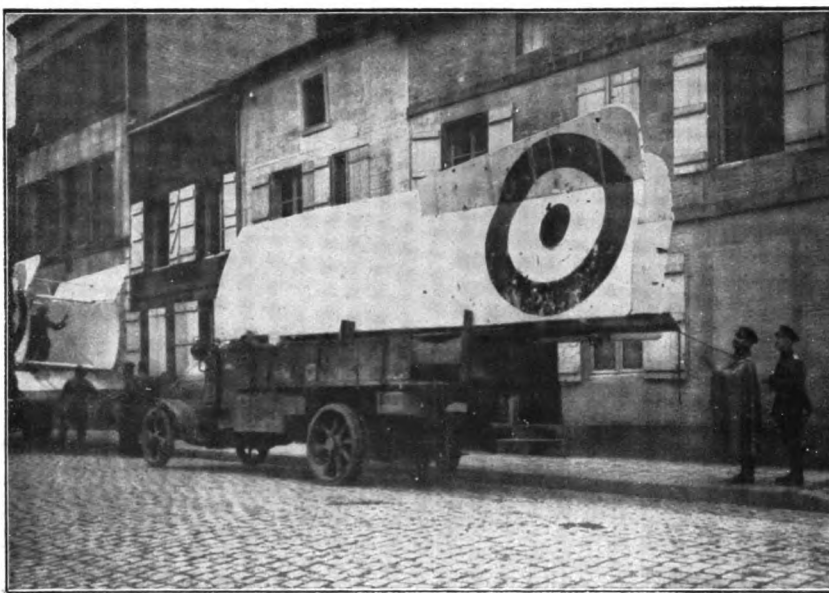
Das Luftschiff war im leichten Nachtwind ganz sanft zwischen die Baumwipfel hineingeglitten. Es hatte nur ein paar kleinere Bäume auf seinem Wege umgebogen und war dann ruhig hängen geblieben. Die Gondel war in der Mitte durchgeschnitten, sonst völlig erhalten, mit all ihrem Inhalt an Motoren, Instrumenten, Nahrungsmitteln und vielem, was uns ihren Fang interessant machen konnte. Oben ganz in der Höhe sah man auf der lichtgelben Ballonhülle die

Buchstaben des Namens „Mace“. — Wachen waren ausgestellt im Wald, und deutsche Flieger kreisten oben am Himmel, um zu verhindern, daß feindliche Flugzeuge die wertvolle Beute zu zerstören versuchten. Mengen von Soldaten, Offiziere und Mannschaften, waren bereits aus den benachbarten Lagern zur Stelle; sie erfüllten das Dickicht unter dem Ballon und standen mit vergnügtem Staunen und eifrigem Erörtern um den vor kurzem noch so gefährlichen, jetzt so hilflosen Gefallen herum.

Und ich dachte daran, wie sich vielleicht nicht weit von hier vor einer Anzahl von Jahrtausenden die Bewohner dieser Lande gerade so staunend, spottend und schwägend um ein wirkliches Mammottier geschart haben, das ein kühner Jagdzug ihrer Stammesgenossen zur Strecke gebracht hatte.

Unsere Flugjagd war überhaupt in diesen Tagen sehr glücklich. Es gelang unseren kühnen Fliegern, eine ganze Anzahl französischer Flugzeuge herunterzuholen. Die beifolgende Aufnahme zeigt ein solches, das durch unsere Kampfflieger allmählich heruntergedrückt wurde auf den Boden, so daß es fast unbeschädigt in unsere Hände geriet. Auseinandergenommen, wurde es mit seinen großen Tragflächen auf Wagen durch die Straßen geführt. Auf der Tragfläche der Kreis und der Punkt darin ist das französische militärische Flugzeugabzeichen, entsprechend dem von uns angewendeten Eisernen Kreuz. Der Punkt ist blau, der Kreis rot; mit dem Weiß der Flügelfläche ergibt das also die Tricolore. — — — — —

Weit klarer als lehtin läßt sich heute schon die Gesamtentwicklung des großen Offensivversuchs der Verbündeten erkennen. Immer deutlicher stellt sich heraus, wie umfassend diese Offensive geplant, mit welcher außerordentlichen Sorgfalt sie vorbereitet war. Geradezu bewunderungswürdig. Alle verfügbare Kraft war in monatelanger Arbeit darauf gesammelt worden. Die Stelle bei Ypern, wo der Angriff anfänglich gleichwertig schien, schied sehr bald aus; es erwies sich, daß der Angriff dort wohl nur als Ablenkung gedacht war. Die Hauptangriffsstellen blieben die Gegend von Artois und die Champagne. In der ersteren arbeiteten in der Hauptsache die Engländer, in der letzteren die Franzosen. Und hier erfolgte bei weitem der heftigste Stoß; hier hatte Joffre den größten



Ein abgeschossenes französisches Flugzeug wird eingebracht.

und so tief, daß zwei Reiter darin nebeneinander gedeckt heranreiten konnten. Sie waren für die Kavallerie gedacht, die ja, nach dem von unserer Heeresleitung veröffentlichten Joffre'schen Instruktionsbefehl an die Generale, sofort nach Überrennung der deutschen Stellung in großer Flut folgen und über das Land dahinter dahindraufen sollten, Verwirrung und Vernichtung in unsere Reihen tragend. Bewegliche Brücken waren vorbereitet worden, mit denen die Reiterei die Schützengräben überschreiten sollte. Auf den Manöverplätzen war das sorgfältig geübt worden. Hunderte von Kilometern solcher Gräben waren vor der Champagnefront geschaffen worden: eine ganz außerordentliche Arbeit. So sorgfältig und überdacht war das System dieser Gräben angelegt, daß jede Truppe ihre besonderen Wege für den Anmarsch der frischen Truppen, die Heranbringung von Munition und für den Abtransport der Verwundeten hatte. Daher lagen die Gefangenen aus, daß sie Verwundete überhaupt kaum gesehen haben. Artillerie war soviel aufgehäuft, daß, nach eben solchen Aussagen, die Geschütze vier Glieder tief und fast Rad an Rad standen.

Die Sturmtruppen, die besten Frankreichs, hatte man durch lange Ruhe und sorgfältige Schonung in den Besitz ihrer vollsten Energie und Kraft zu setzen gesucht. Man hatte ihren Mut und ihre Zuversicht auf das höchste gesteigert, indem man ihnen den diesmaligen Sieg als unzweifelhaft sicher hinstellte, durch die Hinweis auf die außerordentliche Zahlenübermacht der Verbündeten. Man hatte ihnen zu verstehen gegeben, daß diese Offensive voraussichtlich den ganzen Krieg endigen würde. — In dem Tagebuch eines Gefangenen

aus der Champagnegegend, das ich in der Hand gehabt habe, erscheint schon unter dem 2. September der Ausdruck, daß alles für die große attaque vorbereitet werde. Und dieser Ausdruck erscheint von da an immer wieder. Es wird geschildert, wie Artillerie in Masse dafür aufgehäuft werde, wie das Gepäck der Soldaten besonders eingerichtet wird für den Sturm. (Es wird vor allem dafür gesorgt, daß die Brotbeutel mit Weißbrot und Schokolade so angefüllt werden, daß die Soldaten in der Lage sein sollen, sofort nach dem Durchstoß durch unsere Linien für mehrere Tage die Verfolgung aufnehmen zu können.) Der Tage-



Deutsche Munitions- und Proviantkolonne während der jüngsten Champagnekämpfe auf dem Vormarsch.

buchschreiber erzählt, wie die Truppe sich am 22. September, dem Vorabend des Trommelfeuers, mit Rücksicht auf die Attade au grand repos befände usw.

Um diese Zeit — auch das gehörte zu dem bis ins kleinste durchdachten Plan — wurden von den Franzosen an einer ganzen Reihe von Stellen innerhalb des von uns besetzten Gebiets hinter unserer Front durch Flieger in einsamen, entlegenen Gegenden fühne, mit der Dertlichkeit vertraute Männer, meist Zollsoldaten, abgeht, die mit Sprengmitteln ausgerüstet waren, um eine Anzahl der für den Truppentransport wichtigsten Eisenbahnbrücken zu sprengen und so das Heranschaffen von Reservern im entscheidenden Augenblick zu hindern, sowie nach vollzogenem Durchbruch die Verwirrung unseres Heeres zu vollenden. (Was zum Glück verhindert werden konnte).

Und nun begann am 23. September jenes ungeheuerliche 70 stündige Trommelfeuer der französischen Artilleriemassen, das alles in Schatten stellt, was sich bisher menschliche Phantasie an Kanonade aussinnen konnte. Man hat ausgerechnet, daß während der Höhepunkte dieser Kanonade stündlich etwa 900 000 Stück Geschosse über die 25 Kilometer lange deutsche Front in der Champagne ausgeschüttet worden sind, die den Hauptangriff auszuhalten hatte. Man halte daneben, daß in der berühmten Kanonade von Balmy, 1792, die ja fast in derselben Gegend stattfand, und von der Goethe, ihr noch berühmterer „Kriegsberichterstatter“, den Beginn einer neuen Epoche der Weltgeschichte herleitete, staunend sagt, es seien insgesamt wohl zehntausend Schuß auf jeder Seite abgegeben



Generalleutnant Fleck (rechts im Bilde), einer der deutschen Führer in der Champagne.

worden. Alle, die das Trommelfeuer des 23. bis 25. September in der Nähe mitgemacht haben, sagen, daß die Hölle entfesselt erschienen sei. Mich selbst rief, wie sich der Leser vielleicht erinnert, der wie das Grollen eines Vulkanausbruchs tönende Donner, aus beträchtlicher Ferne herbei.

Auch dieses Trommelfeuer selbst wurde vom Gegner mit der scharfsinnigsten Ueberlegung geleitet. Es richtete sich zuerst längere Zeit hindurch mit den weittragendsten Geschützen, die in der Stille herbeigeschafft worden waren, über unsere Stellungen hinaus auf unsere rückwärtigen Verbindungen, Eisenbahnen und zum großen Teil von uns selbst geschaffenen oder gebesserten Zufahrtsstraßen, um diese zu zerstören und den Nachschub von Reservern zu unterbinden. Sodann wurde es weiter vor gelegt, auf die Dörfer und Truppenlager, wo die Verteidigungstruppen ihre Unterkünfte, Verpflegungs-, Munitions- und Ruhelager hatten. Anlagen, deren in der Arbeit eines Jahres mit soviel Sorgfalt und Liebe geschaffenen Gestaltungen ich teilweise selbst hier früher dem Leser geschildert habe. Die

Dörfer, die noch von Franzosen bewohnt waren, zerstörte der Gegner ohne Rücksicht auf Leben und Gut seiner Landsleute; wir selbst mußten die Unglücklichen aus dem Kugelregen retten. Endlich und zuletzt wurde das Trommelfeuer auf unsere vorderen Schützengräben gerichtet. Dies nun mit solch einer Gewalt, daß die Franzosen buchstäblich glaubten, es könne kein Leben mehr in diesen Verteidigungsstellungen sein. Den Soldaten scheint in der Tat gesagt worden zu sein: ihr könnt ganz ruhig einfach hinüberwandern zu den feindlichen Stellungen und sie ohne Wider-



Deutsche Truppen vor der schönen Kirche in Vouziers während der jüngsten Champagnelämpfe.

stand besetzen. Am 24. September, während sich das Trommelfeuer zu seiner höchsten Wirkung steigert, wird den französischen Truppen die Disposition des Angriffs endgültig auseinandergesetzt. Die Infanterie soll, sobald das Artilleriefeuer auf die Schützengräben schweigt, in vier großen Sturmwellen aus den Bereitschaftsgräben vordringen. Mein Tagebuchschreiber notiert am 24. September: „Vorbereitung zum Aufbruch. Wir wissen, daß wir in der vierten Welle vorgehen. Wir mußten unsere Gräben von den eigenen Stacheldrahtverhauen frei machen. Artillerie, Kraftwagen, Radfahrer, Flugzeuge, alles das ist in bester Ordnung. Und der kleine Fußsoldat geht, seine Stunde erwartend, kaltblütig zur Ruhe“.

Endlich, am Sonnabend, dem 25. September, gibt das Artilleriefeuer, nachdem es in den Morgenstunden noch zur furchtbaren Raserei sich entfaltet hat, plötzlich die Gegend vor den französischen Linien frei: der Augenblick der großen Offensive, die dem Weltkrieg eine andere Wendung geben soll, ist gekommen. Die französischen Sturmwellen brechen aus ihren Stellungen vor.

Es hieße nun die Geschichte der letzten Champagnekämpfe schreiben, wenn ich eingehend schildern wollte, wie es den Unsern gelungen ist, diesen ungeheuren Ansturm dennoch zu brechen. Und das ist mir zur Zeit aus militärischen Gründen noch nicht gestattet. Es genügt ja aber, einfach auf die Tatsache hinzuweisen, daß der Durchbruch nicht gelang, daß nicht mehr als der rein örtliche Gewinn einiger Kilometer Boden, hinter denen sich neue deutsche Stellungen befinden, das Ergebnis der Anstrengung gewesen ist; ein Ertrag, der mit geradezu furchterlichen Verlusten des Gegners sinnlos teuer bezahlt wurde, auf den Gang des Weltkriegs aber gar keinen Einfluß ausüben konnte. Denn unmittelbar danach begannen wir ja nichtsdestoweniger unsere Offensive auf dem Balkan, und Bulgarien schloß sich, des kommenden Sieges der Zentralmächte gewiß, unserer Sache an. Es genügt, auf diese Tatsache allein hinzuweisen, um klar zu machen, wie Stannenswertes an Heldentum von unseren unvergleichlichen Truppen

in diesen Tagen hier geleistet worden ist. Ich hoffe, später einmal mehr davon erzählen zu können. Es sind Taten eines Heldentums gewesen, neben denen die berühmten Beispiele des Altertums, die man gerne als Vergleich für so etwas heranzieht, wertlos werden, denn die Gegenwart leistet viel größeres.

Die Franzosen haben sich nun in der Champagne nicht mit dem einen Versuch zufrieden gegeben. Sie haben, besonders am 27. September, sowie am 7. Oktober, neue wütende Durchbruchversuche gemacht. Natürlich, da das Moment der Überraschung für uns immer mehr wegfiel, mit immer geringerem Erfolg.

Schließlich sind dann die Kämpfe vollends übergegangen in den lokalen Stellungskrieg. Damit ist nicht gesagt, daß sie aufgehört hätten, sehr grimmig und blutig zu sein. Im Gegenteil, sie sind furchtbar; das soll man zu Hause immer im Auge haben. Sie gehören zum Entsetzlichen, was man sich denken kann, und erfordern von den Truppen, die darin stehen, nach wie vor das größte Heldentum. Allein die Aussicht der Franzosen auf einen Durchbruch in großem Stil ist, für diese Joffre-Unternehmung wie für die früheren, geschwunden. Und große Niedergeschlagenheit spricht jetzt aus allen Aussagen der Gefangenen, die wir in den fortgesetzten Kämpfen machen. Sie fühlen sich von ihren Führern getäuscht, sie sehen für die sich immer wiederholenden Menschenopfer keinen Sinn und Zweck mehr. „On nous mène simplement à la boucherie,“ sagen sie.

So stolz und froh wir nun auch über den Ausgang sind, so sind wir doch auf der Hut. Es ist wohl denkbar, daß die Gegner noch einmal einen, vielleicht noch umfassender und wieder anders eingefädelten, Versuch zu einem Durchbruch machen werden. Betonen sie doch selbst immer, daß der Westen trotz alledem der ent-



Leichtverwundete gehen aus den Champagnekämpfen zu Fuß zurück.

scheidende Schauplatz des Krieges sein werde. Sie dürfen aber sicher sein, daß sie den Wall von Eisen und Feuer, mit dem wir hier unser Land verteidigen, auch künftig nicht durchbrechen werden.



An der Karnisch-julischen Front.



Kriegsbrief aus Kärnten von Carl Graf Scapinelli.

Beim brodelnden Werden, wie beim steinernen Erstarren des mächtigen Alpenammes, der sich als Mauer zwischen Österreich-Ungarn und Italien schiebt, waren sicher verschiedene Erdkräfte am Werk. Langen Tälern entlang stellten sich die dunklen Zaden der Dolomiten, um tiefe runde Kessel hingegen reihten sich im Kreise die mächtigen Massive der Karnischen wie der Julischen Alpen. Statt in Zaden und Zinken trönten hier Kuppen und Köpfe die breitspurigen Kolosse und bilden die Gipfel der wichtig gewölbten Rücken. Die verschiedene Formation hat auch den Länderscheiden verschiedene Schicksale gebracht, denn die schönen Täler, die breiten Straßen, die bis zu den Pashöhen führen, haben Tirol rasch dem Fremdenverkehr eröffnet, während die Alpenwelt Kärntens, wenigstens wo sie über das Seengebiet hinausgeht, wenig in weiteren Sommerfrischler- und Wandererkreisen bekannt wurde.

Und wie im Frieden, so im Krieg! Seit Italiens Übermacht gegen die Heldenmauer auf den Berggipfen vergeblich Sturm läuft, sind weit, weit öfter die Tiroler mit ihren historisch bekannten und an die Überlieferung eines Andreas Hofer anknüpfenden Standschützen genannt worden, als ihre Brüder, als die Kämpfer an der Karnisch-julischen Front, die etwa der kärntnerischen gleichkommt.

Dennoch haben auch Kärnten und das nördliche Küstenland seine Heldenüberlieferung, und die Denkmäler am Predil, in Tarvis, die Namen der dortigen österreichischen Forts, Herr-

mann und Hensel, erinnern an die Helden, die sterbend der französischen Übermacht in den Napoleonischen Kriegen standgehalten.

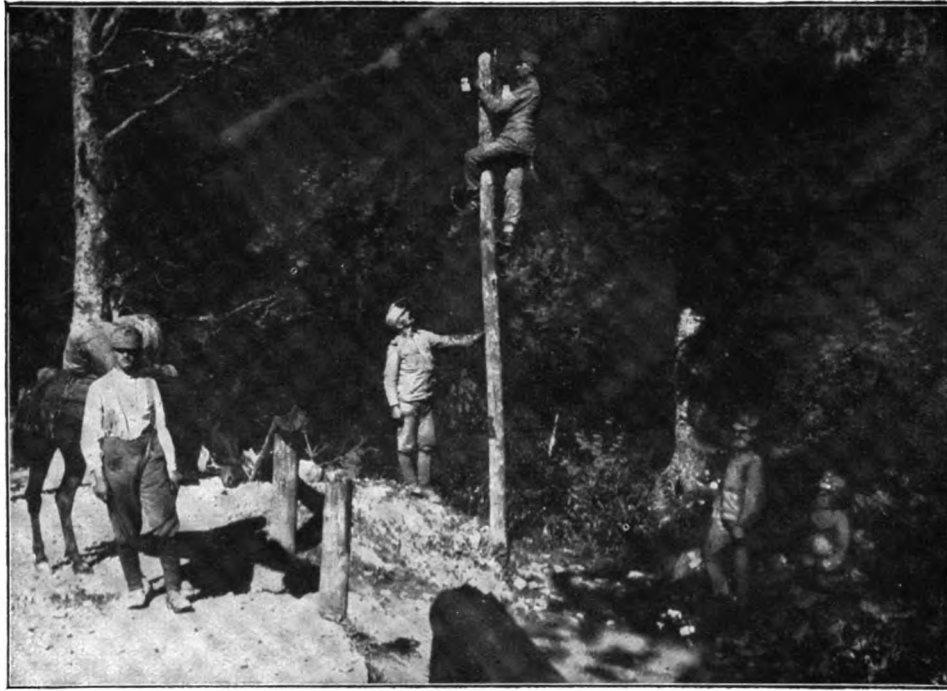
Auch im letzten Strauß, den Österreich mit Jungitalien vor Jahrhunderten ausfocht, hat das schöne Kärntnerland ein Freiwilligenkorps entsandt.

So ist es allem Brauch gemäß gewesen, wenn bei Ausbruch der Feindseligkeiten mit Italien in diesem Weltkrieg sich alle im Lande, die nicht schon an anderen Fronten kämpften, alle, die nicht dem Wehrgebot unterworfen waren, zum Grenzschutz meldeten. Heute stehen seit Monaten schon, gleich einer eisernen Mauer, verwachsen mit ihren Felsen und Höhen, die Kärntner Buben mit ihren Vätern und Großvätern auf Heimatwacht.

Bis zu den höchsten Gipfeln hinauf, bis zu den Schneiden der Hochpässe herab ziehen sich dort die Stellungen der Österreicher hin, und nirgends noch ist es den Italienern gelungen, diese Linie zu durchbrechen. Vom Flitscher Becken, vom heißumfrittenen Virsic bis zum Sextental reicht diese Schlangelinie von Gräben, Steinbauten, Schneefestungen, Drahtverhauen, ein Teil des großen Bandes, das die Grenze unten schützt. Sicher ist das Kärntner Band nicht das ruhmloseste. Von Heimatliebe gehalten, mit Heldenmut verteidigt, von Abdrängen bewacht, mit echten Schützenbüchsen bewehrt, so läuft der Streifen der Kärntner Verteidigungslinie hin! Und hinter derselben, hinter diesem Bande von Menschen und Gewehren, von verdeckten Haubitzen und Mörsern breitet sich

heute ein Weg von neuen Zufahrtstraßen, in der Not des Krieges als segensreiche Kulturarbeit auch für die späteren Tage geschaffen. Über die Rücken der Paßhöhen ziehen sich die weißen blauen, neuen Wegstreifen hin, fallen zu Tal auf der anderen Seite, schlängeln sich in Kehren wieder auf eine neue Höhe, bis sie sich als Saumweg verlieren, wo statt der Autos und Wagen, statt Karren und Gespann das Tragtier und der Träger in sein Recht treten.

Immer dünner und schmaler werden die Wege, immer geringer die Lasten, die man auf ihnen fortzuschaffen kann, Ströme, die zu Bächlein werden und doch die Massen da oben versorgen müssen mit Munition und Proviant. Die sonst so einsame Gebirgswelt ist auf Stunden hin verwandelt, Leben ist in sie gekommen, der Berg in seiner gigantischen Ruhe ist aufgeschreckt, und dort, wo sonst nur für den Bruchteil von Stunden ein Einzelner, ein Kühner als Hochtourist Atem holend auf hohen Grat stand, da liegen seit Monaten die Unseren hinter Felsmauern und Geröll!



Österreichisch-ungarische Fernspreckpatrouille beim Legen einer Leitung.

Der Krieg dort unten hat mit den Massenkämpfen im Osten gar nichts gemein; was hier oben ausgekämpft wird, ist ein Kampf Mann gegen Mann, auf jeden kommt es hier an. Und darum sind auch die Heldentaten, die in diesem Gebirgskrieg vom einzelnen vollführt werden, nichts ungewöhnliches. Jeder dritte Mann etwa darf mit Stolz die Tapferkeitsmedaille tragen...

Manche der stillen Kessel, der steilen Höhen sind ja durch die lateinische Sprache des Tagesberichts längst bekannt geworden.

Als äußersten Punkt der Kärntner Front kann man, von der küstländischen, von der eigentlichen Sponzofront kommend, die der vielumstrittene Knn abschließt, die Höhe des Virsic bezeichnen, wo, wie der Tagesbericht schon einmal hervorgehoben hat, die tapferen „Virsicmänner“ stehen. Auf den steilabfallenden Hängen dieses oben ganz baumlosen Felsstranges liegen sich die Gegner gegenüber. Seit Monaten geht der Kampf um die Spitzenstellung, und auch hier ganz oben wieder schauen sich die Feinde, jeder ein Stück besitzend, auf



Munitionskarren auf einer Gebirgsstraße an der kärntisch-julischen Bergfront.

derselben schmalen Höhe ins Auge. Die Kämpfe, die hier von den Niederösterreichern bestanden und mit der Zähigkeit von Helden so und so oft durchgeführt wurden, sind sprichwörtlich geworden. Dann die Goluba Planina! Auch hier beherrschen die Unseren den Berg, die Hochebene! Oben am Javorcek stehen sie und halten Felsenwacht!

Tief drunten im Tal streckt sich das Flitscher Becken hin. Ein Stück Land, flach, grün, von des Isonzos blauen Fluten eingeschnitten; darin liegen die Orte Flitsch, Cesoca, Kal, Koritnica, kleine Weiler, sonst friedliche Orte, heute die Stätten, um die ein heißer Kampf geht. Rings im Kreis stehen die Bergriesen, dem Javorcek, auf dem wir stehen, gegenüber, der mächtig massige Kombon, auch eine der durch den Krieg erst berühmt gewordenen Höhen. Von der Spitze bis ins Tal hinab liegen sich hier die Feinde in langen, im Felsen gezeichneten Streifen gegenüber. Wer da haust, muß Tage lang aushalten, ehe er abgelöst werden kann. . . Das Flitscher Becken, das der Kombon als westliche Säule säumt, ist auch der Schauplatz ständiger Artilleriekämpfe. Über der Feind schießt über die hohen Bergspitzen hinweg nicht nur ins Tal seine ehernen Granatengrüße, sondern auch über das Tal

könnte den Zugang zu manchen Höhenstellungen auf Wochen sperren. Bereit und selbständig sein ist alles. Man hat auch gelernt, dem Winter die Spitze zu bieten, und es wird, so versichern die Offiziere, an manchen Stellen schöner, klarer, trockener sein, wie im Herbst oder Sommer.

Tief, tief unten liegt für die da oben das Tal, sie sehen hinab und haben dabei das erlösende Gefühl der Höhe. Immer wieder versichern uns die Soldaten, daß gerade das — dieses hoch, einsam und erhaben sein — ihnen nach harten Kampfesstunden in den Ruhepausen ein gewisses erlösendes Gefühl gibt! Die Traurigkeit der weiten Ebene, des endlosen Schlachtfeldes fehlt hier ganz, und der natürliche Schutz, den die Felsen ihnen geben, macht trotz aller Gefahren, den Aufenthalt erträglicher!

Was bis jetzt als unmöglich galt, das Überfliegen der massiven endlosen Bergkolosse der karnisch-julischen Front ist an einigen der schönen Spätherbsttage zur Wahrheit geworden. Österreichische Militärfieger haben sich mit ihren Beobachtern, vom Hinterland ansteigend, über die Riesen hinweggehoben und sind, über das graue Felsmeer fliegend, schwebend, in einer Höhe von viertausendfünfhundert Metern



Ein österreichisch-ungarischer Mörser in gekletterter Feldstellung, der den Italienern schon empfindlichen Schaden beigebracht hat.

hinweg zu den sperrenden Forts an der Koritnica. Doch die Felsenburgen halten stand, und wenn der Feind endlich schweigt, dann antworten sie mit surrenden Liedern, die ihre Kanonen singen.

Charakteristisch für diesen Alpenkrieg ist die Art dieses Artilleriekampfes. Es werden durch den Aufenthalt von Artilleriebeobachtern auf den höchsten Spitzen auch Orte von Geschossen heimgesucht, die oft noch einen halben Tag hinter der Front liegen. Derlei Beschießungen, die nur Verwirrung anrichten sollen, haben meist wenig Erfolg. So haben die feindlichen Granaten jüngst das lieblich im tiefen Tal gelegene Tarvis gesucht, ohne mehr zu erreichen als ein paar Treffer in dem von ihnen immer wieder gesuchten Spital. . .

Aber den Predil hinweg führt auch heute noch der Weg gleich im Frieden dahin, und eine Tagreise ist von den Stellungen im Flitscher Becken zu diesen von uns mühelos als Rückhalt gehaltenen Ortschaften.

Schon hat man auf der ganzen Front mit den Vorarbeiten für den Winter begonnen, den unsere Truppen oben auf den hohen Gebirgsstellungen erwarten wollen. Feste Unterstände, dann auch Magazine, Lazarette, Depots auf der Höhe sollen die ersten und hauptsächlichsten Schutzmaßnahmen sein. Sich möglichst vom Tal, auf das man im Sommer angewiesen war, frei machen, ist der Grundsatz, der heute schon durchgeführt wird. Der hohe Schnee dieses Alpenstriches

über dem Meerespiegel, über feindlichen Stellungen gekreist. Mitten im Schrapnellregen haben sie nicht nur ihre Beobachteraufgabe gelöst, sondern auch auf die Feinde Bomben geschleudert. Von ferne schon schimmerte ihnen bei ihrem frühen Flug das Meer, die blaue Adria entgegen, ehe sie wieder kehrten und, sich nochmals durch alle Höllen der Beschießung sicher über die Felsenwellen hinweghebend, in die Hochtalstation heimkehrten.

Denn alle Kaltblütigkeit des Helden, alle Fortschritte der Technik gehören dazu, um solch einen Flug ohne Unfall, der gleichbedeutend mit Absturz wäre, durchzuführen. Ein Landen ist auf weite, weite Strecken hier ganz ausgeschlossen, grüne Matten, Almen gibt es hier nicht: hier im Karst ist alles Gestein, Geröll und Felswand!

Die Menge der Fronten an denen wir jetzt kämpfen, machen es dem amtlich zugelassenen Berichterstatter unmöglich, jede der Kampfstrecken täglich zu besprechen, und so kommt es, daß der große Leserkreis auch vom Abschnitt der Kärntner Front nur selten genaueres hören wird. Dennoch ruht hier nie der Kampf, und in den Worten „Nichts von Bedeutung“ oder „Alles beim Alten!“ liegen tägliche Kämpfe, tägliche Stürme verborgen. Die Front steht, dank dem Mute und der zähen Ausdauer der Unseren; aber stehen heißt hier: sie hält Stand, nicht: sie befindet sich in Ruhe. Denn gerade dieser Teil ist der nörd-

lichste, durch den der berühmte Spaziergang nach Wien am schnellsten zu machen wäre, wenn — ja wenn eben hier nicht die tapfere, ehrene Heimatswacht stünde.

Daß die Italiener mit allen Mitteln schon oft einen Durchbruch erzwingen wollten, beweist, daß sie hier die besten Truppen hinstellten; Alpini, Bersaglieri und Finanzieri; sie kämpfen, wie unsere Offiziere versichern, meist, soweit sie nicht Süditaliener sind, tapfer! Aber die vielen Opfer an Menschen, die sie schon gebracht, haben ihre Angriffslust bedeutend verringert. Nur auf den höchsten Stellen ist der Nahkampf noch an der Tagesordnung, da stehen sich oft auf schwindelndem Grat zwei Gegner gegenüber, Feinde, die wissen, daß es 'Aug' um 'Aug' geht, Feinde, die wissen: ich oder Du. In den Titanenkämpfen mag es ähnlich zugegangen sein, wie hier, wo ein mächtiger Kärntner einen Felsblock drohend gegen den Feind erhebt, wo tollend ein Alpino zu Tal fährt in die ewige Bergesruh!

Aber neben den Nahkämpfen spielt auch auf den höchsten Höhen die Artillerie mit. Unter Aufgebot aller Kräfte haben Freund und Feind ihre Geschütze auf die höchsten beherrschenden Gipfel gebracht, und ehe nicht eine feindliche Granate sie findet, ehe sie nicht in Grund und Boden geschossen sind, schweigt



Österreichisch-ungarischer Sanitätspark
am Fuße der österreichisch-italienischen Grenzberge.

feines. Die Berggipfel Kärntens sind von manchem Granatenschuß, von manchem Minenwerfer, Vollertrichter großen Kalibers, in der Silhouette ihrer Abschlußlinien geändert worden; so tobte da und dort der Kampf, und der Topograph, der nach Friedensschluß die Kartenstizzen dieses Landes neu zeichnen wird, wird manchem Wettergrauen ein oder den anderen Meter abziehen müssen.

Bis in die Regionen der heiligsten Firnenruhe haben sich die kämpfenden Menschen gewagt, und um stärker zu sein wie die Strapazen, die diese Welt von ihnen verlangt, sind sie zu Titanen und Zyklopen geworden. Was sind die friedlichen Erstbesteiger gegen den letzten Soldaten, der dort oben nicht nur auf einen festen Stand, nein, auf den Feind und seine Kugeln achten muß!

Stille Helden sind es, von denen man wenig hört, einfache Menschen, die mehr als Übermenschliches leisten im Kampf mit dem Gebirge, den Unbilden des Wetters und den Feinden.

Und wie hier, so stehen die Österreicher im Nebenabschnitt in Tirol, so stehen sie auf den karstigen Gründen, die mit dem Dobersdo langsam zum Meer abfallen, so stehen sie auch auf den grauen Karstfelsen an der Adria! — Heimatswacht überall!



Die Wirkung einer einschlagenden Granate. Photograph-Aufnahme.

Er kann sich über Mangel an bunten Eindrücken nicht beklagen. Da er nach und nach so ziemlich die ganze Front, deren Oberkommando er zugeteilt ist, aus eigener Anschauung kennen lernen soll, so wechseln Landschaften, Menschen und Schicksale vor seinem Bilde wie die Bilder eines vieltausend Meter langen Films. Seine Arbeit setzt sich aus drei Tätigkeiten zusammen: Fahren, Schauen und Schreiben. Und wie alle Dinge dieses Daseins fast, vollzieht sich auch Kriegsberichterstatters Tätigkeit unter Begleitererscheinungen, die teils heiter und teils tragisch sind.

Schon die Truppen reisen viel. Man braucht sie bald hier, bald da, nimmt sie aus der Front heraus, schiebt sie an eine andere Stelle, verschiebt sie abermals von dort, damit sie ein paar Tage später erst recht am anderen Blase fechten. Aber gegen die Kilometerüberwindung durch den Kriegsberichterstatter sind selbst die am weitesten herumgekommenen Regimenter reinste Waisenkinder. Was irgend möglich ist, geschieht natürlich durch die Kommandostellen, um die Anstrengungen der Berichterstatterreisen zu lindern. Aber der Krieg macht fast stets auch durch die beste Absicht einen schönen, dicken Strich. Und jede zweite Frontreise wird ganz von selbst eine kleine Odyssee.

An Beförderungsmitteln ist kein Mangel. Stolz fährt der Kriegsberichterstatter mit seinen Kameraden, wenn er sein ständiges Quartier verläßt, um wieder einmal hinauszugehen, im Sonderwagen erster Klasse der Front entgegen. Zunächst gestaltet sich die Reise freilich nicht sehr anregend; wenn er Tag und Nacht, Nacht und Tag oft über Strecken rollt, die sonst das Dampfroß in sechs Schnellzugstunden oder noch weniger überrennt, — immerhin: er ist geborgen. Steht aber der Berichterstatterzug erst an der Stelle, an der der Schienenstrang endet, so enden auch all seine Reisebequemlichkeiten von mitteleuropäischer Färbung. Das Eisenbahnabteil soll in der Regel ein Auto ablösen. Die Regel aber ist, daß beim besten Willen keine Autos zur Verfügung gestellt werden können, weil die Kommandostellen ihre Kraftwagen nicht zu entbehren vermögen. Wenn das Glück hold ist, gib't es ein Lastautomobil. Sind die Entfernungen nicht allzu riesig, sind außerdem wirklich Reitpferde da, so geht es hoch zu Ross weiter an die Front.

Gewöhnlich machen es die Reitpferde indes wie die Autos: sie sind nicht da. Den Ausweg zeigt gewöhnlich das „landesübliche Fuhrwerk“. Wenn einer damit einmal eine Reise tut, so kann er was erzählen . . .

Holperige Straßen, schlecht in der Anlage. Wenn es vorher regnete, sind sie ein Sumpf. Wenn vorher die Sonne brannte, sind sie eine Sandbüchse. Wenn vorher unsere Armeen darüberhin marschierten, mit Train und Troß und schwerem Geschütz, so sind sie natürlich ausgefahren, haben zahllose Schlaglöcher. Wenn vorher auf ihnen die Russen ihren Rückzug besorgten, so sind sie alle zweihundert Schritte aufgerissen und geprenzt. Die „Landesfuhrer“ haben nun nicht gerade die lobenswerte Eigenschaft, daß sie sich jeder Bewegungsform, jeder Schwingung rhythmisch anpassen. Rhythmisch sind eigentlich nur die Stöße, mit denen ihr Gefährt in Kriegsberichterstatters Rücken und Rippen einzudringen sucht.

Aber er nimmt das nicht weiter übel, er gewöhnt sich. Wäre er übelnehmerisch, so müßte er sich auch darüber aufregen, daß mit den zur Fahrt ansehnlichen Landesfuhrern fast immer das Wetter auch mit Landregen ansetzt, der ihn bis auf die Haut durchnäßt. Oder darüber, daß Landesfuhrer in der Regel jene Straßen zu wählen belieben, die im Feuerbereich der feindlichen Artillerie liegen. Granaten, Regen, Rippenstöße. — Kleinigkeiten. Man läßt sich darum noch lange die Laune nicht verderben.

Besonders schon deshalb nicht, weil auf solch einer Reise eine ganze Reihe von Unannehmlichkeiten warten, die den Schmerz, den Ärger über das Unangenehme schnell vergessen lassen. Da ist zunächst die Proviantfrage. Man nimmt vom Quartier aus so viel an Brot, an Konserven, an Wasser mit, daß man eine Woche fürstlich davon lebt. Wo es Kommandostellen gibt, wird man überdies als Gast sehr gut aufgenommen und bewirtet. Eines Tages aber sind die Vorräte und die Kommandostellen alle. Die Vorräte sind aufgegeben und die Stäbe sind auf dem Vormarsch. Vorhanden ist nur etwa die eroberte Festung der Russen, die man besuchen will, vorhanden muß man den Weg wenigstens nicht mit Landesfuhrern machen, diesmal darf man marschieren . . . Und es ist nicht nötig, daß man's im Kriege mit allen Gewohnheiten genau so hält, wie im Frieden. Daß man unter anderen Beschäftigungen also im Tage zweimal oder dreimal ist. Es geht auch so, daß man der Abwechslung halber an zwei Tagen, drei Tagen den Wagen einmal schwach bedient. Gewiegte Militärs behaupten, daß dies wesentlich das Marschieren erleichtert.

Um so mehr, als man ja ohnehin reichlich genug am Gepäc mitzuschleppen hat.

Außerdem soll man, so behaupten gleichfalls die Militärs, so bedeutend besser schlafen. Der Schlaf ist nicht bloß ein wichtiges, er ist auch ein besonderes Kapitel des Kriegsberichterstatters.

Man muß zugeben, daß ihm fast stets geräumige, gut gelüftete Schlafzimmer zur Verfügung stehen. In den Karpathen schlief ich gut, in Galizien prachtvoll, in russisch-Polen glänzend. In den Karpathen auf einer Tragbahre vor einem Schneehaufen, in Galizien auf einer halbmeterbreiten Landesfuhrer, die ich derart mit einem schön belebten Kameraden zu teilen hatte, daß am Morgen verschiedene Bestandteile zwischen den Wagenrippen hinausgepreßt ins Freie gingen. Aber die Nachtigallen hatten wenigstens für schluchzende Lyrik im Busch gesorgt. In Polen war uns ein nobles Sumpfstück angewiesen. Na ja, dieser Sumpf war auch nicht von größerer Mäße, als ein Sumpf bei uns daheim in Deutschland. Außerdem sah man schon daran, daß alle Schläfer um drei Uhr morgens bereits einen Drang nach Bewegung spürten, wie erquickend der Schlaf gewesen war. Denn die Luft war nicht nur rein gewesen, sie war auch kühl. Man hatte sich nach einigen Stunden schon wieder warm gerannt.

Abgesehen entsinne ich mich auch einer ganzen Reihe richtiger Zimmer als Schlafquartiere. Sie waren wiederholt so sehr geliebt, daß sich in einem Raum von zweieinhalb Quadratmetern endlich zwanzig Schlafbedürftige um den Vorzug drängten, ihre müden Glieder auf das Stroh des Bodens zu betten. In einem Schlafquartier im Winter, in Serbien, in einem sonst ganz tabellos erhaltenen Hause, dem nur das Dach, die Fenster und die Türen fehlten, kamen zu den zwanzig Schlafbedürftigen noch etwa zweihundert Ratten. Die Kriegsberichterstatter schnarchten, ab und zu schoß es, die Ratten knabberten, raschelten und pfften. „Stimmung“, brummte unser Hauptmann, „Stimmung ist immer die Hauptsache . . .“

Und er hatte recht. Nicht dies ist die Hauptsache, daß man an der Wand eines Raumes, der uns acht Stunden beherbergen soll, Ungeziefer entdeckt. Die Hauptsache ist der Humor, der sich noch bei der Erkenntnis einstellt, daß das völlig moderne, kleinpunktierte Tapetenmuster der Wand in Wahrheit eine Armee reglos schlummernder Insekten darstellt . . . Man schläft im Freien, auf Karren, zwischen Trümmern, mit Ratten und Insekten: indes, man schläft, — wer's dann noch nicht weiß, was unsere Truppen durch Monate und jetzt schon über ein Jahr hinweg zu erdulden haben, kann wenigstens im Traum davon eine Ahnung bekommen . . .

Im Übrigen schreitet man mit sanfter Sorglosigkeit und Ergebung durch dieses Kriegsberichterstatterdasein. Romantisch sind die Ruinen zerstörter Ruinenfestungen, die man gerade an jenen Punkten eifrig studiert hat, an denen zwei Minuten nach dem Weitergehen eine dort verborgen gebliebene Mine in die Luft fliegt. Romantisch sind die Komitajschis, die sich geschickt vor den vormarschierenden feindlichen Kolonnen zu verbergen wissen und dann aus dem Busch mit Vorliebe auf einzelne, kleinere Gruppen knallen. Auch musikalisch gebildete Kriegsberichterstatter kommen auf ihre Kosten, wenn sie aus der Nähe die Akkorde schwerer russischer Artillerie mit denen unserer Haubitzen vergleichen oder die Unterschiede zwischen Maschinengewehrfeuer und Infanteriefeuer feststellen. Für alles ist gesorgt, was das Leben leicht, bunt und romantisch macht.

Auf einem stehengebliebenen Faß, an einem Brunnenrand, auf einem Steinrest ruht dann der Block, auf dem — meist in größter Hast — die Niederschriften von Kriegsergebnis und Kriegserlebnis geschehen. Was er schrieb, bekommt der Kriegsberichterstatter nur selten oder erst sehr spät zu Gesicht. Und wenn er dann in den längst alt gewordenen Zeitungsblättern nachliest, was er eigentlich drüben bei Sokal in Galizien erlebte, so erinnert er sich selbst vielleicht nur sehr dunkel an all die abenteuerlichen, halbverschollenen Dinge. Jetzt beschäftigt ihn weit mehr das Sumpfstück irgendwo zwischen Weichsel und Bug, darin diesmal sein Bett zu bereiten ist. Und wenn er einmal wieder von seinem Sumpfbett lesen wird, wird er gerade mit dem Problem der Rattenverschickung beschäftigt sein . . .

All das indes ist nur Begleitererscheinung, ist lediglich Nebenache seines Amts. Er hat es mitzunehmen, nicht anders als der Soldat, der durch Strapazen geht. Ein schlechter Kriegsberichterstatter, der über den Strapazen die Laune verliert! Ein noch schlechterer, den die Strapazen eines Tages schwachmatt setzen! Der schlechteste Kriegsberichterstatter, der über den Mühen die Hauptsache vergißt, den Krieg. Ihn, seine Menschen, seine Taten hat er zu schildern. Das andere hat er zu ertragen.



Auf Schleichwegen zwischen den Wolken.
Originalzeichnung von Prof. M. Zeno Diemer.

Wann endet der Krieg? Von Mathilde Zeller.

Wann endet der Krieg? — O fröhliches Fragen!
Die Siegesfahnen werden heimgetragen,
Wenn der Herbstwind das weisse Laub umweht,
Wenn der Herbstwind über die Stoppeln geht.

Wann endet der Krieg? — Glückseliges Fragen!
Die Siegesfahnen werden heimgetragen,
Wenn Christkindlein schreitet durchs stille Land,
Wenn Christkindlein tröstend faßt deine Hand.

Wann endet der Krieg? — O sehndes Fragen!
Die Siegesfahnen werden heimgetragen,
Wenn der Märzenglanz hoch am Himmel blaut,
Wenn der Märzenglanz in dein Fenster schaut.

Wann endet der Krieg? — O wunderbarlich Fragen!
Die Siegesfahnen werden heimgetragen,
Wenn die Kirichenblüte unser Herz erquickt,
Wenn die Kirichenblüte Kriegermühen schmückt.

Wann endet der Krieg? — O heißes Fragen!
Die Siegesfahnen werden heimgetragen,
Wenn die Sense durch wogende Felber geht,
Wenn die Sense das kraftvolle Leben gemäht.

Wann endet der Krieg? — O stürmisches Fragen!
Die Siegesfahnen werden heimgetragen,
Wenn die Kelter die köstlichen Trauben erschaut,
Wenn die Kelter des Leids den Segen gebraut.

Wann endet der Krieg? — O göttliches Sagen:
„Die Siegesfahnen werden heimgetragen,
Wann die Zeit gekommen und die Seele ist still,
Wann die Zeit gekommen und der Herr es will.“

Die Bulgaren. Von Prof. Dr. Ed. Hengst.

Die Sprache der Bulgaren ist slawisch. Wer die slawischen Sprachen wissenschaftlich kennen lernen möchte, beginnt damit, sich in das Altbulgarische zu vertiefen, das man auch Kirchen-slawisch nennt. Denn schon um 900 n. Chr. erblühte in Bulgarien ein heimisches Schrifttum, das früheste innerhalb dieser gesamten Völkergruppe. Damals war die große Zeit des Bulgarenreiches, das sich von der Donau und dem Schwarzen Meer bis Thessalien und an die Küsten von Albanien erstreckte. Sein Herrscher Symeon, der 917 den Titel des Zaren, d. h. Cäsar, Kaiser, annahm — der Sohn des ersten christlichen Fürsten Boris — hatte als Prinz in Konstantinopel sich hingebungsvoll in den Studien der Byzantiner umgetan. Zur Regierung gekommen, ließ er griechische kirchliche Schriften in das Bulgarische übertragen, nachdem kurz zuvor durch die beiden Slawenapostel aus Saloniki, Kyrill und Methodios, eine für diese weichen und zischenden Sprachen geeignete Schrift aus dem griechischen Alphabet zurechtgemacht worden war, vermehrt durch eine erfundene Anzahl sonstiger wünschenswerter Zeichen. Geistliche und andere Schriftsteller unter den Bulgaren fügten selbständige Arbeiten hinzu, der Zar selber übertrug die Homilien des Johannes Chrysostomos unter dem Titel Platosruf, goldener Strom, in die heimatliche Sprache. Mit alledem geschah und erlangte Bestand, was hundert Jahre früher Karl der Große für seine Deutschen wesentlich nur planen konnte und was nach seinem Tode bald die Kraft verlor: die gebildete Vervollständigung der Volkssprache. Denn das kirchliche Byzantinertum ließ es zu, daß die christliche Mission den Glauben und kirchlichen Ritus zu den Slawen in deren eigenen Sprachen brachte, und eben damit lief es in diesen unentschiedenen Heidenregionen der römischen Kirche den Rang ab, die auf dem Latein beharrte. Heliand, Otfried, Wessobrunner Gebet sind Quadern eines Gebäudes, das unvollendet blieb, und liegen als Trümmer in der umspülenden Lateinflut; das bulgarische Vorgehen dagegen behielt Dauer und ward weiterwirkend auf die Serben und Russen, die auch die Kyrillische Schrift übernahmen.

Wehmütig Heidelberger Semester gedenkend, die sich weiland, gestützt auf Lestiens Grammatik, mit Vorlesungen über Altbulgarisch gütlich taten, langte ich im ostrumelischen Seebafen Burgas an, entschlossen, mich auf unüblichen Wegen durch das uns Deutschen nicht feindliche Land zu schlagen.

„Gedenke, o wie weit, wie weit“ — so ging es mit diesen altbulgarischen Kenntnissen auch. Eine allgemeine Betrachtung über das Vergängliche; genügt hätten sie mir auch nicht mehr, als wollte ich etwa Berliner Kellner in der Sprache der Helden am Hofe des großen Karl anreden.

Kellner gibt es in Burgas zwar nicht, das ein rührender Ort ist, aber Automobil fahren möchte ich da nicht. Wer dem Gast einen Pilaw mit Lammfleisch oder einen Kaschawalläse, einen schwarzen Kaffee, zu bieten bereit ist, tut es eigenhändig. Ein irdenes, entfernt-antik aussehendes Krüglein mit roten, dem gelbem Ringleinornament steht neben mir, ich holte es soeben herunter und tat eine Septemberrose hinein, — das stammt aus Burgas an der künftig zu pflasternden Straße und kostet 12 Pfennig. So ist das Land, arm, fleißig, billig, volksursprünglich und sich alle Mühe gebend.

Wegen der Sprache rechnen die Bulgaren zu den Slawen. Im übrigen sind sie ein Volk für sich, auf ihre besondere Art aus der vielteiligen Völkermischung zurechtgewachsen, die das Zeichen aller Balkanvölker ist, ob sie nun, von Süden angefangen, griechisch, albanisch, slawisch oder romanisch, rumänisch reden.

Bulgaren wohnen erstlich im heutigen Königreich, wo sie im mittleren und westlichen Teil, im größeren Kreis um Sofia, am unvermengtesten sind; sonst wohnen im Lande unter ihnen auch Türken, diese weitaus am erheblichsten, ferner Griechen, Rumänen, Zigeuner und andere Völkerspitter. Außerhalb des Königreichs sitzen sie seit alters in beträchtlichen Massen in Mazedonien, und zwar hauptsächlich westlich des Flusses Wardar, der in den bulgarisch-serbischen Fragen soviel genannt wurde. Nur zum Teil mischen sie sich dort mit Serben und anderen. Sie sind das Hauptvolk in Mazedonien, das 1913 den Balkanbund entzweite und nach dem Erliegen Bulgariens, das vorher im Türkenkrieg das Beste geleistet hatte und nun von seinen Bundesgenossen nebst den Rumänen geplündert ward, im Bularester Frieden größtenteils an Serbien fiel. Ferner wohnen nicht unerhebliche bulgarische Bevölkerung im Banat, in Bessarabien und nordwestlich der Krim, vor allem aber in dem fruchtbaren schönen Dreieck, das das Königreich 1913 am Schwarzen Meer den Rumänen abtreten mußte, und auch noch in die vorherige rumänische Dobrudscha hinein bis gegen Rüstendtsche, jetzt in verbessertem

Rumänisch Constanza genannt. Nun bleibt aber noch zu sagen, was denn die Bulgaren selber nach Ursprung sind.

Zweifellos sind im Königreich Bulgarien die Thraker nicht ganz spurlos untergegangen, die diese Gegenden im Altertum bewohnten. Ein arisches Volk, von naturvollerhafter Ursprünglichkeit, den arischen Griechen jedenfalls fremdartiger als die verwandten Mazedonier, doch viel von ihnen beobachtet, bei ihnen wie später bei den Römern wegen seiner besonderen Tapferkeit berühmt.

Später wurden die Römer hier die Herren, richteten ihre Provinzen ein, zwei Mösien südlich der Donau, die so nach einem Thrakerstamme hießen, und Thracia im engeren Sinne, das Land mit Philippopol und Adrianopol. Die Länder waren reich bevölkert, im Laufe der Jahrhunderte mit Städten und kleineren Handelsorten für die Bauern bedeckt, von Militärstraßen durchzogen. Als 348 n. Chr. der Gotenbischof Wulfila und seine christlichen Anhänger vor der heidnischen Mehrheit ihrer Landsleute auswichen, wurden sie in Untermösien, Nordbulgarien, von der oströmischen Regierung aufgenommen. Nach dem Erscheinen der Hunnen 375 traten auch die meisten übrigen Westgoten auf die rechte Donau über; doch sind zwei Jahrzehnte später die großen Scharen des Alarich wieder aufgebrochen — der bekannte Westgotenzug, der zuerst nach Griechenland, dann nach Italien führt und schließlich in Südfrankreich und in Spanien endet.

Seit dem 5. und 6. Jahrhundert beginnt die Ausbreitung der Slawen in der Balkanhalbinsel. Es sind Anhaltspunkte, daß infolge der vielen Wirren und römischen Reichskriege die alte Bevölkerung dünn geworden war; slawische Kleinstämme konnten die nördlichen Balkangegenden so dicht besiedeln, daß sich fortan nur ihre Sprache hier erhielt. Und daß sie sich auch behauptete, als dann wieder die eigentlichen Bulgaren eindrangten.

Diese sind ein ugrisches, also uralisch-altaisches, jenseit des Kaspisees urheimisches Volk, zu dessen Verwandtschaften die Madjaren und Finnen, entfernter auch die Türken und Tataren gehören. An der mittleren Wolga, um Kasan, wo die berühmte Ruinenstadt Wolgar liegt, haben Wanderteile von ihnen bis ins 13. Jahrhundert ein blühendes, wohlentwickeltes Reich besessen. Andere Bulgaren waren, wie so viele osteuropäische Völker, durch den Zug der Hunnen in deren loses, großes Reich hineingewirbelt worden. Nach dessen Zerfall und nach weiteren Schicksalen setzten sie sich in Bessarabien fest, drangen von hier erobernd in die Dobrudscha vor, die diesen Namen erst nach einem späteren bulgarischen Gewalthaber Dobrotitsch führt, weiter auf die Balkanhalbinsel, so daß sie dort im Anfang des 9. Jahrhunderts schon weithin über die Slawenstämme herrschten und nun allmählich mit diesen verschmolzen. Es geht hier ähnlich wie in Frankreich, wo die germanischen Herren, die Franken, den Namen des Reiches, die Dynastie und den Adel geben, aber selber mit der Zeit verwischen; auch die Bulgaren nehmen die Sprache der Vor-

ursässigen an, die wohl überall die Mehrheit waren, die slawische. Doch behielten ihre Fürsten den Titel Chan oder Khan, ehe sie Zaren wurden, und bis zur Gegenwart tragen die bulgarischen Männer die Lamm- oder Schaffellmütze, die so unmittelbar an das Asten der kaspischen und iranischen Gegenden denken läßt.

So entsteht dieses Volkstum, das durch Eigentümlichkeiten seiner Sprache von den slawischen Nachbarn getrennt wird, doch am meisten durch das Bewußtsein des bulgarischen Namens, den es vollklingend gegen das Ägäische Meer und bis an die albanische Grenze ausbreitete, politisch zu zeitweilig noch größerer Herrschaft brachte. Nach dem Dargelegten wird man dagegen keinen sehr klar ausgeprägten Rassestypus erwarten. Unter den Lammfellmützen und Kopftüchern sehen schwarze und blonde Haare heraus, längliche, runde, backenstumpfige Gesichter, durchschnittliche und schöne. Durchweg finden die Bulgaren einheitliche Anerkennung als ernsthafte, nüchterne, rechtliche, sehr tapfere Leute.

Bulgarische Fahrten sind Reisen durch ländliche Vorzeithäuser, einschließlich des Wild- und Raubtierbestandes der gebirgigen, viel Laubwald tragenden Landschaft, wo um die klippigen, kahlen Felshöhen zahlreich noch die Adler fliegen. Leichter erkennbar geben die Städte den Eindruck des werdenden, aber wollenden, mühevoll, doch redlich aufstrebenden Staats- und Gemeinwesens. Am angenehmsten empfindet der deutsche Fremde das Fehlen oder die Geringfügigkeit jenes noch etwas weiter verschmudelten französischen Abflattendes, der gleichsam von selber dem sprachlichen Romanismus auch nach dem Südosten folgt, dem großen Mundstüd von der erleuchteten Zivilisation und ihren Tochternationen, wovon man aber gerade die fragwürdigeren Nachahmungen findet.

Es heimelt den keine falschen Ansprüche machenden Deutschen etwas Gewisses, schwer zu Beschreibendes an in diesen bulgarischen Städten, schon die effektlose, ruhige Art der lieblichen Gebildeten, und es könnte ein nicht einmal so triviales Gleichnis sein, wie in hellen sauberen Wirtschaften mit gutem, einheimischen Bier die Abendbesucher: Offiziere, Beamte, Bürger, sitzen, daß man beinahe an Würtemberg oder Baden denkt. Ein wichtigeres Gleichnis wären die Turnvereine, die in Bulgarien vom 100. Geburtstag unseres Turnvaters Jahr ihren bedeutungsvollen Aufschwung rechnen. Fast unvermerkt hat das Land unter seinem klugen, nicht viel von sich reden machenden Herrscher sich deutschen Lehren zugewandt, und dies findet seinen Ausdruck auch im Besuch deutscher Hochschulen, während früher der Staat begabte Jünglinge auf seine Kosten gerne auf romanische juristische Fakultäten sandte, womit nicht gesagt sein soll, daß sie notwendig von dort die Lebenserkenntnis heimbringen mußten, wie „der hellste Kopf“ von ihnen, der zwischen Ministerbant und Anklagebant wechselnde und nicht so leicht zu erledigende, aus Mazedonien stammende, aber sehr weislich bemerkte Politischer Genabier.



Saloniki und Mazedonien. Von Gustav Uhl.



Die große seit kurzem zu Griechenland gehörende Hafenstadt Saloniki hat in der letzten Zeit oft von sich reden gemacht. Vor wenigen Wochen erst wies ich in dem Aufsatz über den serbischen Donauzipfel (Seite 239) darauf hin, daß die Verbindung Serbiens mit Italien, Frankreich und England fast ausschließlich über Saloniki aufrechterhalten würde, ebenso wie ja auch von Rußland besonders im Winter kein anderer Weg zu seinen Verbündeten führte. In diesem Augenblick nun, da ich diese Zeilen schreibe, ist der in jenem Aufsatz angedeutete Zusammenstoß zwischen Serbien und Bulgarien in greifbare Nähe gerückt. Beide Staaten stehen sich bis an die Zähne bewaffnet gegenüber, und auch Griechenland, das mit seiner Nordgrenze an beide Staaten stößt, hat mobilisiert und wartet die Entwicklung der Ereignisse ab.

Aber diese Zuspitzung der Verhältnisse ist der Vierverband natürlich sehr beunruhigt. Er fürchtet, daß sein Hätschelfind Serbien, das durch Begünstigung des fluchwürdigen Fürstenmordes in Serajevo die Ursache zu dem fürchterlichen Weltkriege gab, über den Haufen gerannt werden könnte. So hatten denn die vier Großmächte das Bedürfnis, dem kleinen Serbien beizustehen. Aber wie? Serbien ist als Binnenstaat auf allen Seiten von Ländern umgeben. Wenn also Frankreich und England ihm Truppen zu Hilfe senden wollten, so mußten diese zunächst ein anderes Land durchziehen. Montenegro, Albanien, Griechenland standen zur Auswahl, und für Rußland blieb Rumänien. Die einzige benutzbare Eisenbahnverbindung vom Meere nach Serbien führt nun aber durch griechisches Gebiet (Saloniki), und so hat denn der Vierverband nicht gefragt, sondern hat, obgleich Griechenland neutral ist, in Saloniki größere Truppenmassen ausschiffen lassen, die den Serben zu Hilfe kommen sollen. Aber Griechenland hat hiergegen lebhaften Protest erhoben, und Saloniki steht noch mehr als bisher im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses.

Saloniki verdient dies Interesse übrigens auch aus anderen Gründen, denn es war schon in türkischen Zeiten eine sehr bedeutende Handelsstadt, und ist, seit es zu Griechenland gehört, in jeder Beziehung über sich hinausgewachsen. Für die Zukunft aber kann man ihm aus seiner günstigen Lage noch eine gewaltige Entwicklung voraussagen. Es liegt nämlich an dem natürlichen Ausfalltore eines großen Ländergebietes, des schon aus dem Altertum bekannten Mazedonien, und hat überdies einen recht guten Hafen. Je mehr die vorläufig noch ärmlichen und unentwickelten Gebiete seines Hinterlandes der Kultur erschlossen werden, um so mehr muß also nach menschlichem Ermessen Saloniki wachsen und gedeihen.

Wenn man heute von Mazedonien spricht, so ist das nicht selten ein Verlegenheitsausdruck. Denn Mazedonien ist kein politischer Begriff, sondern bezeichnet eine Landschaft, die früher ganz zur Türkei gehörte, durch den letzten Balkankrieg aber in drei Teile zerrissen und zwischen Griechenland, Serbien und Bulgarien aufgeteilt worden ist. (Das beigefügte Kärtchen zeigt in punktierten Streifen die alten, in schraffierten die neuen Grenzen.) Wenn man nun nicht recht weiß, zu welchem der drei Staaten eine Stadt oder ein Gebiet, von dem gerade die Rede ist, „dort unten“ gehört, so sagt man eben Mazedonien. Es tut übrigens auch nichts, denn jedermann weiß ja, was gemeint ist.

Die alte Landschaft Mazedonien wurde im Süden, gegen die griechische Provinz Thessalien, begrenzt von dem Olymp und dem Chassagebirge. Im Westen, gegen das heutige Albanien, lief die Grenze über das Wofnovo- und das Schargagebirge. Gegen Norden, gegen die älteren serbischen Provinzen, war die Wasserscheide zwischen Wardar auf der einen und Morava und Drin auf der anderen Seite die Grenze, und nach Osten zu trennte der scharfe Steilrand des Rhodopegebirges Mazedonien von der Landschaft Thrazien. In der hier skizzierten Umgrenzung

war Mazedonien etwa so groß wie Baden und Württemberg zusammengekommen.

Nach allen Seiten hin war also Mazedonien von hohen Gebirgen eingeschlossen, die bei ihrer Begearmut die Landschaft wie ein unübersteiglicher Wall umgrenzten. Durch diesen Umstand ist es wohl zu erklären, daß die mazedonischen Slawen sich eigenartig entwickelt haben und sich zu den rein slawischen Serben viel weniger hingezogen fühlen als zu den nur slawisierten Bulgaren, die wahrscheinlich türkischen Ursprungs sind. Mazedonien umfaßt also, kurz gesagt, das gesamte Stromgebiet des Wardar und der Struma, die beide in der Richtung von Nordwest nach Südost zu Tal fließen und von denen der eine westlich, die andere östlich der Halbinsel Chalkidike in das Mittelländische Meer münden. Außerdem gehören dazu noch die kleineren Stromgebiete zweier Flüsse, die sich beide zwar lang hinziehen, aber wenig wasserreich sind; im Süden der Landschaft die Bistritza, im Osten die Westa (Kara-Su). Ganz Mazedonien ist fast überall von Gebirgen durchzogen, die nach den Rändern zu meist schroff und unzugänglich sind, weiter stromabwärts aber vielfach in Hügel- und Tälern übergehen. Eine größere überaus fruchtbare Ebene findet sich nur am Unterlaufe des Wardar. Aber das Wardar-Tiefenland, die mazedonische Kampania, wie die Gegend wohl genannt wird, hat den Nachteil, sehr ungesund zu sein.

Mit der äußerst abgeschlossenen Lage des Landes hängt es zusammen, daß fast ganz Mazedonien sich von Ackerbau und Viehzucht nährt. Ansätze zu Industrie und Handel findet man nur in den wenigen größeren Städten. Bemerkenswert aber ist, daß Ackerbau wie Viehzucht auf der denkbar tiefsten Stufe stehen, obgleich der Boden gut und fruchtbar und das Klima ungewöhnlich günstig ist. Die Bewohner der kleinen Bergdörfer sind um Jahrhunderte zurückgeblieben. Düngung ist meist unbekannt. Will ein Stück Land nicht mehr tragen, so wird ein anderes unter den Pflug genommen, steht doch kaum mehr als der zehnte Teil der Bodenschicht unter Kultur. Freilich die Pflüge aus Urzeit, die immer noch verwendet werden, sind nicht imstande den Boden so zu lockern, wie es nötig wäre. Maschinen zum Dreschen und Reinigen des Getreides sind unbekannt. Trotz aller dieser Mißstände werfen Mais und Weizen so stattliche Ernten ab, daß namhafte Mengen ausgeführt werden können. Wichtig für Mazedonien ist neben dem Getreidebau noch der Bau von Tabak, Hanf und Flachs, ja sogar von Baumwolle und Reis, die bei den langen warmen Sommern recht gut gedeihen und bei wohlgedüngter Bodenkultur noch viel höhere Erträge als unter den gegenwärtigen Umständen liefern könnten. Aber die Landwirtschaft hat es bei aller Güte des Bodens un bequem genug. Denn Mazedonien ist im Innern wild zerstückt und an tief eingesenkten, zum Teil noch mit Seen bedeckten Becken reich. Unmittelbar nebeneinander finden sich große Gegensätze. Hier rauschen in engen Schluchten die Flüsse durch wilde, waldbreiche, unaufgeschlossene, fast unbewohnte Gebirgsländchen, dort finden sich offene, aber nur durch enge Schluchten entwässerte Beckenlandschaften, die verhältnismäßig große und zahlreiche Siedlungen aufweisen. Mazedonien war im Altertum berühmt durch seine Gold- und Silbergruben. Und Kratowa zum Beispiel trieb im 14. bis 16. Jahrhundert reich

lohnenden Silber- und Kupferbergbau. Alle diese Bodenschätze ruhen jetzt ungehoben im Schoße der Berge. Die Ländergebiete, von denen wir sprachen, bergen also Schätze aller Art.

Nach allem ist es verständlich, daß von den Nachbarn, die Mazedonien gemeinsam von der Türkei losgerissen hatten, jeder soviel für sich nahm, als er nur erhalten konnte. Bulgarien bekam das kleinste Stück: eigentlich nur das schroffe Hochgebirgsland des Rhodope-Gebirges mit den vorgelagerten Tälern der Strumiza und der oberen Struma; Serbien schluckte nach dem zweiten Balkankriege den Hauptteil, nämlich das ganze Stromgebiet des Wardar bis südlich der Linie Monastir-Strumiza, und an Griechenland fiel der wertvollste Teil: die Chalkidische Halbinsel, die mazedonische Kampania und das ganze Stromgebiet der Bistritza. Außerdem wurde ihm Saloniki, das allein soviel wert ist wie eine Provinz.

Bulgarien hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß es mit seinem Anteil an der mazedonischen Beute nicht zufrieden ist, daß es vielmehr von den besser bedachten früheren Genossen Abfindungen verlangt. Von Griechenland ersehnt es z. B. die Gegend von Kavala, die im Westen an seine neue Sübprovinz angrenzt, und das ist ganz gewiß recht bescheiden. An Serbien aber stellt es weit höhere Ansprüche. Am liebsten hätte es die ganzen Gebiete von Asien bis zum griechischen Grenze. Jenen Teil, der östlich vom Wardar liegt, wollte ihm der Vierverband auch zugestehen, unter Bedingungen freilich, die den Bulgaren unannehmbar erschienen. Und so hat sich denn die Lage so zugelegt, wie es am Beginn dieses Aufsatzes dargestellt ist: der Vierverband hat in Saloniki

Truppen gelandet, um mit ihnen dem bedrängten Serbien Hilfe zu bringen, und Griechenland fühlt sich nicht stark genug, um diesen Bruch seiner Neutralität mit den Waffen in der Hand zurückzuweisen!

Saloniki mit seinen — so hoch dürfte man augenblicklich wohl greifen — 150 000 Einwohnern entwickelt sich immer mehr zu einem Brennpunkte internationalen Verkehrs, denn von seinem vortrefflichen Seehafen gehen nach allen vier Himmelsrichtungen Eisenbahnen, die das Hinterland aufschließen und dessen Erzeugnisse an das Meer bringen. Die nach Osten führende Bahn schließt sich über Seres an die bulgarische Maritimbahn an und mündet schließlich in die große Orientbahn, so daß sie also eine unmittelbare Verbindung zwischen Saloniki und Konstantinopel darstellt. Eine zweite der von Saloniki ausgehenden Bahnen führt nach Westen und endet in Monastir, eine dritte geht nach Norden und bringt den Anschluß nach Nisch — Belgrad und Sofia; die vierte endlich, die ihren Weg nach Süden nimmt und die Hauptstadt der griechischen Provinz Mazedonien mit der Hauptstadt des Landes, Athen, zu verbinden bestimmt ist, sollte im Frühjahr 1915 eröffnet werden; es ist mir nicht bekannt geworden, ob die Vollendung der Bahn trotz des Weltkrieges hat bewerkstelligt werden können. Man sieht, Saloniki ist für die Truppenlandungen des Vierverbandes der günstigste Punkt, den es überhaupt geben kann, besonders auch, da er nur 60 Kilometer von der serbischen Grenze entfernt ist. — Wie sich die mazedonische Frage schließlich lösen wird, liegt im Schoße der Zukunft; aber das scheint ganz sicher zu sein, daß Serbien diesmal nicht wieder über Bulgarien triumphieren wird.



Karte von Mazedonien.

Predigtfahrten in Russisch-Polen.

Von Lic. theol. Paul Althaus-Göttingen, zur Zeit Etappenpfarrer.

Langsam quält sich unser Wagen in den tiefen Geleisen des Landweges weiter. Dort am sonnigen Waldrande liegen stämmige „Westfälinger“ behaglich zur Ruhe ausgestreckt. Die Kolonnen in unserer Gegend haben jetzt ja gute Tage. Ihre Hauptpflicht, von den Endpunkten der Bahn und den Magazinen aus Munition und Verpflegung zur Truppe an die Front zu fahren, nimmt ihnen seit einigen Wochen die schnell erbaute Feldbahn mit ihren fast komisch kleinen, aber gewaltig und wichtig Dampf fauchenden Lokomotiven ab — ein neues eindrucksvolles Beispiel deutscher Organisationskraft. Die Kolonnen haben entweder Ferien oder sind zur Bewirtschaftung der verlassenen großen polnischen Güter unserer Gegend herangezogen. Starke deutsche Pferde ziehen den Pflug über die weiten Hügelbreiten, feldgraue deutsche Landwirte helfen die Ernte des Sommers vorzubereiten und vor allem die Verpflegung unserer Pferdearmee mit Hafer sichern. So liegen unsere Leute oft lange an dem gleichen Plage. Warteten nicht Weib und Kind sehnsüchtig in der schlesischen Heimat, machte nicht der Gedanke an sie und die schüchterne Frage: „Wann geht es endlich heim?“ oft genug das Herz schwer, so könnte man den Krieg ganz vergessen.

Der Feldgottesdienst ist ein Ereignis für die beiden Kolonnen, die sich heute in dem weltabgeschiedenen Dörfchen versammelt haben. Seit Beginn des Feldzuges bekamen sie noch nie einen Pfarrer zu Gesichte. Wie oft hören wir dieses Leid! Vorne in der Front stehen Feldprediger jetzt in völlig ausreichender Zahl, Feldgottesdienste werden regelmäßig und für alle erreichbar gehalten. Aber die Etappe mit allem, was zu ihr gehört: Bahnstrecke, Eisenbahnbaukompagnien, Bäckereikolonnen, Munitionskolonnen, Magazinfuhrpark, Etappenfuhrparkkolonnen und wie sie alle heißen, war vielfach nur dürftig versorgt. Diese Truppen kamen sich oft vergessen vor. Und doch lag das meist in den Verhältnissen begründet. Tagelang sind die Kolonnen auf dem Marsche und unerreichbar, die Bahnstreckentruppen und Eisenbahnbaukompagnien werden auf ihrem anstrengenden, niemals unterbrochenen Dienst berart in Anspruch genommen, daß man sie nur mit großer Mühe einmal zum Gottesdienste sammeln kann. Um so wichtiger und größer ist die Aufgabe des Etappenpfarrers, diesen „Vergessenen“ zu einer Feierstunde zu helfen. Wir dürfen nicht warten, bis man uns ruft, sondern wir bieten uns an. Unsere Gemeinde wechselt täglich. Heute liegen vielleicht zehn Kolonnen in unserm Bezirke, morgen sind sie alle in Bewegung nach der Front. Mit wirklicher Freude — diesen Eindruck habe ich immer wieder — erwarten unsere Trainleute den Feldprediger. In dem ermüdenden Einerlei ihres bescheidenen Dienstes ist das Bedürfnis nach einer Feierstunde besonders groß. Freilich — Überraschungen muß man immer gewärtigen. Oft wird ein mit viel Mühe verabredeter Gottesdienst in letzter Stunde abgelagt, weil Abmarschbefehl ergangen ist. Aber bisweilen erscheint auch plötzlich der Herr Rittmeister mit seinem Gefährt vor des Pfarrers Türe, um den Wohnungslosen ohne weiteres zu einer Feldpredigt abzuholen. Bereit sein ist alles.

Im Schutze des Wagenparkes sind die Kolonnen im offenen Viereck aufgestellt. Mit viel Liebe und Geschick haben die Kameraden eine Holzlangel errichtet und mit Tannengrün geschmückt, mit ganzen Tannen umstellt. Ein großes Flaggentuch fällt von der Brüstung herab. Oder ein eisernes Kreuz aus Tannengrün zielt die Vorderwand. Sogar Mosaiken in Sand erheben die Feierlichkeit des Ortes. Im Rücken des Predigers und hinter den deutschen Soldaten sammeln sich die Dorfbewohner; in den polnischen Dörfern nur aus Neugier, daher ungestört schwabend und tuschelnd, in den deutschen Siedelungen mit wirklichem Anteil am Gottesdienste; die eigene Kirche ist ja mehr als zwölf Kilometer entfernt, und in das Dorf kommt der Pfarrer des Jahres nur vier Mal. Unsere Leute sind ganz bei der Sache, wenn wir zu singen beginnen am polnischen Dorfrande: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.“ Ob katholisch oder evangelisch — das ist hier vergessen. Die Katholiken kommen mit großer Bereitwilligkeit auch zu dem evangelischen Feldprediger.

Es ist nicht leicht, in der Etappe wirksam zu predigen und den Leuten eine frohe Stunde der Andacht zu verschaffen. In der Front hilft dem Prediger so vieles. An der Pilica z. B. sammeln sich an jedem Sonntage die thüringischen Soldaten zum Feldgottesdienste in der geretteten Kirche des unglücklichen Inowoloz. Wie predigt hier alles: Die furchtbar zerstörte Stadt mit ihrem schaurigen Schweigen, die Reihe der Kameradengräber unmittelbar hinter den Unterständen, die tägliche Nähe des Todes, die enge Kameradschaft der Schützengräben. In der Etappe haben wir es viel schwerer. Man lebt stellenweise wie im tiefsten Frieden und kann in allem Staunen über die deutsche Gründlichkeit und Umsicht in der Regelung des Nachschubs, bei der Besserung der Etappen-

straßen, bei den hygienischen Vorsichtsmaßregeln — um nur einiges zu nennen — oft vergessen, daß die riesige, bewundernswürdige Arbeit, die hier geleistet wird, ausschließlich dem Siege unserer Waffen dienen soll. Die Spannung eines erschütternden Erlebens fehlt, es mangelt an der tiefen Erziehung unserer Seele, die von dem beständigen Einsetzen des eigenen Lebens ausgeht. In der Etappe haben wir fast mehr Mühe, allezeit in dem großen Geiste dieser Zeit zu leben, als die Daheimgebliebenen in den deutschen Landen. So wird die Aufgabe der Predigt groß und bedeutsam: den bescheidenen Dienst, der hier hinten geleistet wird, als notwendig, unentbehrlich und groß ansehen zu lehren, über die nächsten kleinen und großen Sorgen um Weib und Kind, aus aller kleinlichen Betrachtung der langen Kriegszeit zu erheben zu klarem Bewußtsein der Größe der Stunde und zu fröhlichem Glauben an den Herrn unseres Lebens, der alle, die uns lieb sind, in seiner Hand hält. Herrscht hier und da trübe Stimmung: „Ach, es geht vorne auch garnicht vorwärts!“, so öffnen wir die Augen für den nächsten Sieg, den Deutschland, fast überall in Feindesland kämpfend, erfechten wird. Droht die Gefahr, den Erfolg der Waffen und den Sieg der Heere zu überschätzen, so rufen wir zu der ernststen Erkenntnis, daß Deutschlands Sieg eine Niederlage bedeuten würde, wenn wir alle uns nicht zurückfinden zu dem Ernst des Lebens mit Gott, zu dauernder Bruderschaft aller Deutschen, zu stetiger Opferwilligkeit auch im Frieden. Wir reden vor Gottes Angesicht von Deutschlands mächtigem Jörn gegen die Niedertracht: „Gott strafe England!“ und adeln solchen Haß, indem wir uns echten, hellen deutschen Jörn auch gegen Schmutz und Krämergeist und Gemeinheit, wo sie in deutschen Landen etwa auftauchen, geloben. Der Umgang mit der eingeborenen Bevölkerung dieses Landes bietet eine Reihe schwerer Fragen, die sich uns für unsere Gottesdienststunden gleichfalls aufdrängen. Aber über den allen und in dem allen trachten wir nach dem Einen: eine halbe Stunde wahrhafter Erhebung zu dem Gott unseres Lebens in der Gemeinschaft deutscher Kameraden zu haben. Unvergessliche Stunden, die weithin in das Leben leuchten — darin liegt alles. Auch wer noch ferne steht, muß erfasst werden von dem Reize solcher Feier: das dumpfe Donnern schwerer deutscher Geschütze zittert durch die Sommerluft, die alten vertrauten Lieder, seit Monaten nicht gelungen, erklingen, in neuer Welt ganz neu geworden, ganz neu verstanden, die alte Predigt von dem alten Gotte und seinem heiligen, gnädigen Willen, über Jahr und Tag nicht vernommen, schlägt in dieser schweren Zeit wie eine ganz neue, ursprüngliche, seltsame, Wahrheit an das Herz, Frohbotschaft inmitten der Völkerstürme.

Dem Prediger aber traut man hier draußen williger als irgendwo in der Heimat zu, daß er uns von Dingen spricht, die es wert sind, jetzt neben den gewaltigen Tatsachen, deren eherner Gruß zitternd in unsere Feierstunde dringt, als Wirklichkeiten überragender Bedeutung genannt zu werden. Von unseren Predigten fällt ab, was sich von Kunst und Umwegen im Frieden so reichlich darin breit macht. Sorgfältig bereite Gedankengänge zergehen uns manches Mal im Anblicke der Kameraden. Gedrungenheit, Kürze, Herzlichkeit, kräftige, unverhüllte Mannesrede — das erstreben wir für unser Wort. Es gilt ja nur mit starker Hand an die Saiten zu rühren, die bei vielen so lange verstummt und verstaubt waren. Die große Zeit wird sie weiter spielen, viel leicht auch der Umgang mit dem kleinen unscheinbaren Büchlein, das wir hinterher dem einen oder anderen zugleich mit sonstigem lehrnützlichem Begehrten Lesestoff in die Hand drücken: „Das Neue Testament unsers Herrn und Heilands Jesu Christi nach der deutschen Uebersetzung Dr. Martin Luthers“. Mancher Kamerad hat es schon ausdrücklich von uns erbeten; es pflegt dann in der Kolonne zu wandern. —

Mit frischem Gesange schließen wir. Manchmal hat sich innerhalb einer Kolonne gar ein Doppelquartett gebildet, das sich nun hören läßt. Oder eine Militärkapelle verirrt sich in die Etappe und hilft uns, wie bei der Karfreitagsfeier um drei Uhr; der Gesang von mehr als tausend deutschen Männern „O Haupt voll Blut und Wunden“ wäre in dem heftigen Winde der Höhe von Rogowo klanglos verweht, wenn nicht die Posaunen unserer Bläser ihm Kraft und Halt verliehen hätten. Am schönsten freilich klingt der Männergesang im geschlossenen Raume: in den polnischen Scheunen, die uns in der kälteren Jahreszeit oft genug als Kirche dienen, oder vollends im Parkettsaale des prächtigen Silbersteinischen Sommerhauses bei Brzeziny; hier hatten unsere Ostpreußen aus den Zimmern des jüdischen Fabrikherrn nicht bloß eine herrliche Wiedergabe der Sixtinischen Madonna für den Altar herangeschafft, sondern gar ein Klavier, an dem nun der katholische Lehrer den unsern lebenden Konfessionen gemeinsamen Gesang „Großer Gott, wir loben dich“ wirksam begleitete.

Geborgen. Von Rudolf Herzog.

Um Kownos Wall das Wetter tobt
Wie schwerer Orgelton.
Es geht in Glut und Blut erprobt
Zum Sturm das Bataillon.

Was trägst du in der linken Hand,
Mein junger Infant'rist?
„Den Brief, den heut die Mutter sandt',
Kein' Zeit zum Lesen ist.“

Durch Stoppelfeld und Waldverhau
Ohn' Rasten und Verbleib . . .
O Kowno, Kowno, heiße Frau,
Nun geht's an deinen Leib!

Die Trommel rasselt rotumloht
Durch schrillen Hörnerschall.

Und hochzeitstrunken schwarz=weiß=rot
Die Fahne — auf dem Wall! — —

Am Fahnenstach ein Toter ruht
Im grünen Grase tief,
Hält in der Hand, verwischt vom Blut,
Den ungeles'nen Brief.

Der Hauptmann nimmt und liest und nickt.
„Dir führte Gott den Stift.“
Und wieder in das Blatt er blickt
Und liest in scheuer Schrift:

„Dem Himmel dankt's die Mutter hier,
Mein junger Infant'rist,
Daß endlich Du im Marschquartier
So gut geborgen bist . . .“

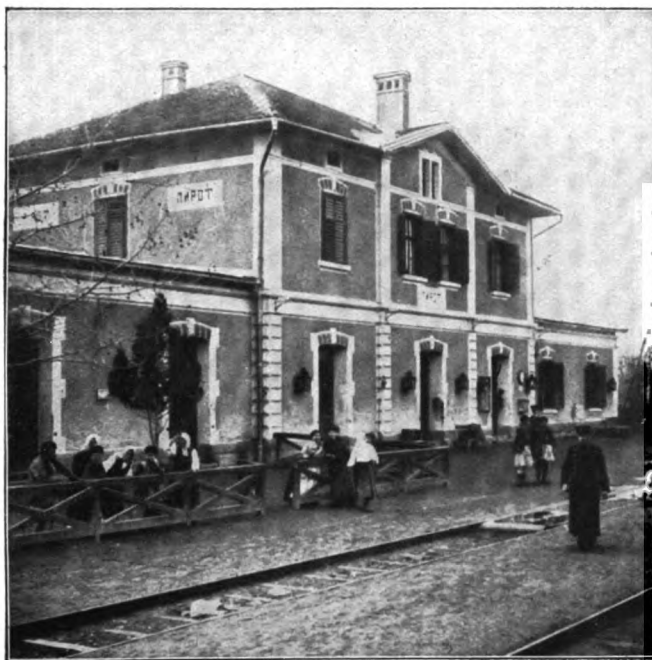
Serbische Eindrücke. Von Th. Sotny.

In der König Milan-Straße in Belgrad gibt es ein kleines Kaffeehaus, das dort noch aus den Tagen steht, da die Obrenovitschs sich lieber in Budapest oder Wien aufhielten, als in ihrer königlichen Residenz, eine kleine, unansehnliche Kaffeewirtschaft, die vom Konak kaum mehr als vierhundert Schritte entfernt liegt. Geht man die König Milan-Straße hinunter, die so wunderbar aus halbdörflichen Häusern und modernen Bauten im Pariser Boulevardstil zusammengewürfelt ist, so

kommt man auch an dem Haus der russischen Botschaft vorüber, in dem Herr Hartwig das serbische Feuer schürte, und auch das serbische Auswärtige Amt liegt in der Nähe. Zwischen den vier Häusern — dem Konak, der Botschaft, dem Ministerium des Äußern und dem Kaffeehaus — ist der europäische Krieg entstanden. Während der russische Botschafter mit Herrn Paschitsch im Auswärtigen Amt verhandelte, oder mit König Peter im Konak, trafen sich in dem kleinen Kaffeehaus der



Eine Bresche in der Belgrader Zitadelle. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.



Bahnhof von Pirot. Phot. Leipziger Presse-Büro.



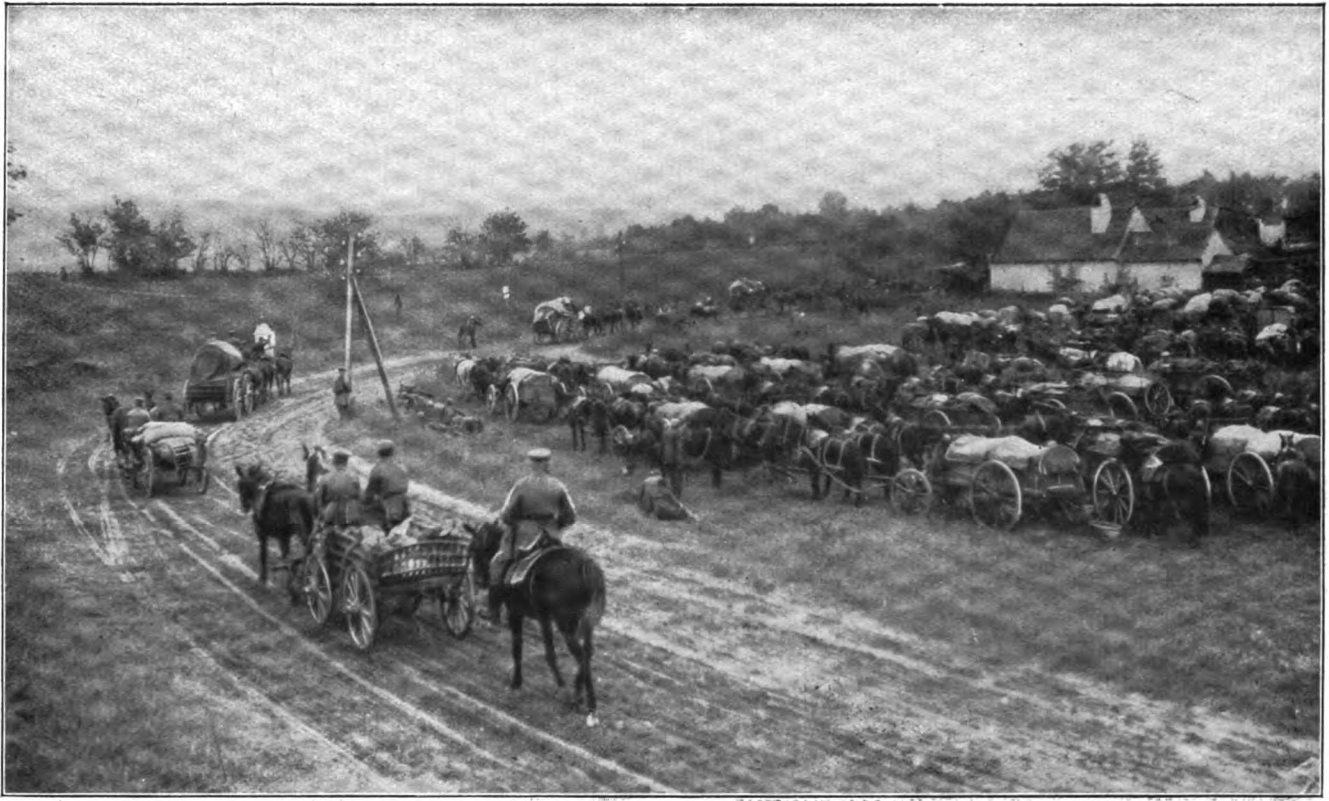
Kirche in Nisch, das die Bulgaren am 5. November eroberten.

Major Pantoviez und der halbwüchsigte Princip. Während sie ihren türkischen Kaffee schlürften, blickte der tolle Prinz Georg nicht nur aus dem Bildrahmen auf sie herab, der dort an der meist unsauberen Kaltwand hing; der Prinz Georg kam oft selbst zu einer Tasse Mokka herunter. Was im Botschafterpalais und im königlichen Schloß gebraut wurde, war in den Folgen nicht viel anders, als die Ergebnisse der Verschwörung der „Kasand Rod Albanie“; die ganze König Milan-Straße trieb in den Krieg. Man spürt in ihr auf Schritt und Tritt den Hauch einer tragischen Balkanoperette. Die Operette geht auf die Großmachtsträume und Großmachtsanstrengungen, geht auf die Großmachtsträumer,

die bis ins Kaffeehaus rannten, um dort mit zweifelhaften Abenteuerern die Wege zur Traumerfüllung auszuheden, auf diese ganze nach außen mit königlichen Abzeichen umkleidet, europäische Politik vorpiegelnde Banditenart. Die Tragödie geht auf das serbische Volk, das von den Operettenmännern ahnungslos in eine der schwersten Katastrophen hineingerissen wurde, die ein Volk bedrohen kann. — In der Tat: ahnungslos . . . Man sieht, man begreift dies schnell, wenn man in die Dörfer zwischen den Hügeln um Belgrad kommt, man merkt es, wenn man durch die Dörfer und Anwesen der von den Kämpfen des Vorjahres und dieses Feldzuges so grauenhaft mitgenommenen Macva fährt, des äußersten Nordwestgipfels von Serbien.



Das Vbartal am Fuße des Kopanitzgebirges. Phot. Leipziger Presse-Büro.



88

Lager einer Munitionskolonie auf dem serbischen Kriegsschauplatz. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

89

Nirgends dort ist ein Bild des alten Peter, nirgends ein Bild des Kronprinzen, oder gar Georgs zu finden. Aber mehr als einmal grüßt noch König Milans, König Alexanders Bild von den Wänden. Es scheint fast, als hätte sich außerhalb Belgrads diese neue Dynastie der Karageorgewitschs noch gar nicht durchgesetzt. Als wüßte man überhaupt noch nichts von ihr. Als wären die Bauern alle in den neuen Krieg gezogen, weil sie dunkel begriffen, daß sie sich wehren müßten. Weil sie schon alle die Jahre in den Krieg hinausgezogen waren,

der Krieg für sie schon Gewohnheitszustand war, und weil man ihnen eingeredet hatte, daß ihr Land, ihre blühende Erde abermals bedroht sei. Aber sie zogen hinaus ohne den Königsbegriff: sicherlich ohne Großmachtsträume, von denen man ihnen kein Wort gesagt hatte. . . Sie zogen hinaus mit all den gesunden, im Kerne guten Eigenschaften, die das serbische Volk zweifelsohne besitzt; die setzten sie ein, ohne zu wissen, für wen eigentlich, — ohne die politischen Operettenmänner, die Drahtzieher, die Gruppe verwegener Offiziere um den



88

Allelei Kriegsmaterial im Hafen von Belgrad. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

89



88

Bosniaken mit ihren Lasttieren auf dem Wege zur Front. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

88

verwegenen Prinzen zu erkennen, die allein den Krieg wollten.

Serbiens landschaftliche Art hilft dem Bodenverteidiger überall. Wie die Wassergräben einer riesigen Festung sperren die Donau, die Save, die Drina, drei breite, schwer zu übersehbare Ströme das Königreich ab. Nur die geradezu phantastische Hingabe der verbündeten Truppen an ihre Aufgabe, nur ihre sittliche Kraft, die am Tode achtlos vorüberschritt, hat mit solch unerhörter Schnelligkeit die Wassergräben über-

schritten, den Übergang über Ströme erzwingen können, über die es keine einzige Brücke, aber drüben auf Fests und Höhen Geschütze genug gab, die in den Übergang sich hineinzu-mischen bemühten. Aber selbst als der Eintritt nach Serbien errungen war, blieben immer noch Schwierigkeiten ohne Ende, die sich auf allen Linien dem Vorwärtsgen entgegenstellten. Der größere Teil des Landes ist gebirgig. Das Gebirge selbst ist gleichsam willkürlich, nirgends einheitlich in der Formation, Rücken von ganz beträchtlicher Höhe wechseln mit



88

Ansicht der Stadt Köprülü (Beles). Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

88



Österreichisch-ungarische Allanen führen ihre Pferde durch schwieriges Gelände. Kilophot. G. m. b. S. phot.

plötzlich auftretenden, völlig verengten Schluchten, deren Überwindung durch die Truppen auf den ersten Blick unmöglich scheint. Dann wieder wird das waldige Gebirge von felsigem Gestein abgelöst, das nicht bloß dem Verteidiger verstärkten Schutz gewährt, sondern auch dem Angreifer das Emporklimmen vielfach erschwert. Wo die serbische Landschaft eben ist, wie etwa in der Macva, breiten sich große Sumpfstrecken aus. Die Truppen haben oft nur eine einzige Vormarschstraße zur Verfügung, und natürlich muß diese Straße, die allein in solchem Gebiet zu verteidigen ist und auf die alle Verteidigungskraft zusammengefaßt werden kann, Schritt um Schritt dem Feinde entzogen werden. Sie wird — Sümpfe rechts, Sümpfe links — fast selbst ein Engpaß, eine Schlucht, obwohl sie durch die Ebene führt. Überall unterstützt die Serben ihre Heimatserde. Außerdem wird niemand leugnen wollen, daß sie ihre soldatistische Naturanlage unterstützt.

Man weiß heute längst, daß die Serben ein zäher, tapferer, verbissener und gefährlicher Feind sind. Jetzt wissen sie, daß sie um das Sein des Landes kämpfen; sie geben also das Äußerste her, was an soldatischen Fähigkeiten in ihnen ist. Noch der einzelne wehrt sich, wenn er sich umzingelt sieht, wie ein Verzweifelter. Sie sind dem Werke nicht leicht zugänglich; sie sind jetzt schon gewohnt, zu sterben. Seit Jahren im Krieg, wissen sie Bescheid in seinen Künsten, wissen sie das, was die Landschaft ihnen an Vorteilen bietet, äußerst geschickt auszunutzen. Feige Serben sind bisher nicht beobachtet worden. Es ist um so rühmlicher, daß unsere Heere sie so schnell und so gründlich schlagen.

Kein Zweifel, daß die jahrelangen Kriege, namentlich die Methoden des haßerfüllten Balkankrieges die Soldateska verrohen ließen. Sie gewöhnte sich schließlich an die Greuel, an die Listen, an den Hinterhalt, der unseren Heeren, unserer Kampfart fremd ist, wie sie sich an den Krieg, an die entsetzlichen Krankheiten gewöhnen, die im Vorjahre ihre Städte durchwanderten. Aber die Grundanlage des ganzen Volkes ist nicht ungünstig, wenn nicht eine Abenteurergesellschaft ohne Strupel die Volkskraft aus friedlicher Bauernbetätigung reißt, um sie zu eigenem Vorteil zu mißbrauchen. Selbst den gänzlich zerstörten Dörfern der Macva sieht man noch an, daß dort einmal, bevor der Krieg wütete, der Wohlstand zu Hause war, daß zu dem Wohlstand sogar eine gewisse

Gepflegtheit kam. Die Bauerngehöfte waren geräumig und sauber, verrieten einen gewissen Sinn für Baufreudigkeit und Farbenhelligkeit. Man trifft Bauernhäuser mit Badezimmer. Blumen Schmuck vor Fenstern und Türen ist sehr beliebt. Die Dorfstraßen breit und in Ordnung gehalten. Im Frieden war hier überall die Heiterkeit zu Hause und die Zufriedenheit. Sie zogen sicher alle traurig in den Krieg. Nicht weil sie in den Krieg, den sie alle schon satt hatten, selbst wollten: weil man ihnen vorredete, daß es eine heilige Sache wäre. Und weil sie eben mußten, weil man sie trieb . . .

In den Städten ist da und dort wirklich etwas mehr als nur die Halbkultur, die so drastisch die Nähe und der Gegensatz von Konak und Kaffeehaus aufzeigt. Im ersten Augenblick ist es merkwürdig, daß so viele Kinder, so viele Menschen in den Straßen fließend deutsch sprechen. Aber es ist dann weiter nicht merkwürdig, daß die Kinder gleich in den Schulen nicht nur serbisch, ihre Muttersprache, sondern von Anfang an gleich auch das Deutsche und das Französische lernen. In Belgrad und in den freilich nicht allzu zahlreichen größeren Orten, die in Serbien als Städte in Frage kommen, gibt es verhältnismäßig sehr viele, recht reich ausgestattete Buchhandlungen. Goethe ist in den Schaufenstern zu finden, die Werke Hauptmanns . . . All das spricht dafür, daß das Volk, wenigstens ehe es der Krieg vollständig verblendete, ehe die Leute, die seine Führer sein sollten, seine Helfer wurden — nicht ohne Entwicklungsmöglichkeiten war. Jetzt freilich ist alles verschlammmt, verwildert, verrotten und trostlos . . . Und wenn das serbische Volk eines Tages doch wieder zur Besinnung kommen sollte, so wird es ohne Frage nicht nur in den Männern um Peter und Paschitsch die Führer ins Verderben erkennen. Es wird vermutlich auch einsehen, wer eigentlich dieses Rußland ist, das so eifrig zu dem politischen Kartenspiel mischt, von dem das Volk gar nichts verstand. Von Rußland aber weiß man, daß es nie zu den Staaten gehörte, die gute Anlagen eines Volksstammes erkannten oder gar förderten. Rußland flüster immerzu von einer großserbischen Befreiung, auf die reiche Bauern gewiß nicht neugierig waren . . . Mit den russischen Verprechungen an Serbien ist's geworden, wie mit all' den anderen Volksverheißungen des Mitterchens Rußland: sie schließen mit Totenschön, mit Totenopfern . . .

▣ Abende. Stimmungsbilder aus dem Osten. Von Ernst Kraßmann. ▣

Nun war ich den ersten Abend in Galizien. Tagsüber hatten wir wie wütend auf dem „Rindermarkt“ in Strzy gearbeitet; in einer Wolke von Staub und Fliegen war ich umhergerannt, ordnend und befehlend, und selbst hin und her befohlen. Nun endlich, als es dunkel geworden, wollten wir uns um ein Abendessen bekümmern. Einer meiner Kameraden hatte gehört, daß das Café de l'Europe das feinste Lokal sei.

Also gingen wir ins Café de l'Europe.

Wir fanden es mit einiger Mühe. Ein ziemlich großes, mittelmäßiges Kaffeehaus. Eine Musikkapelle mit zwei weiblichen Mitgliedern spielte irgend eine abgedroschene Operettenmelodie.

Wir setzten uns in einen Winkel, wo wir vor dem lärmenden Orchester einigermaßen sicher waren, aßen das teure Nachtmahl und tranken das warme Bier dazu.

Inzwischen spielte die Kapelle. Die eine von den zwei Damen war Pautenschlägerin und Sängerin in einem; sie begann nämlich bei einigen Stellen des musikalischen Rauderwellsch, das wir anhören mußten, bei Gassenhauern, beliebten Märschen und Liedern mit lautkreischender Stimme zu schreien. So hörten wir den Brinz Eugen, den Deutschmeister-Marsch. Das Allerwertwürdigste aber war die Volkshymne, die sie mit größter Stimmgewalt zum Vortrag brachte und die natürlich von allen Anwesenden stehend angehört und teilweise mitgesungen wurde. Das war der Höhepunkt des Abends.

Als die Sängerin zu unserm Tisch absteigen kam, erwies sie sich als eine schlanke, elegante Erscheinung, deren Gesichtszüge trotz der dicken Schminke noch immer Spuren einer wenn auch stark ehemaligen Schönheit erkennen ließen. Um etwas zu sagen, fragte sie einer, ob sie Polin sei. Sie lachte: „Über na, von der Wied'n bin i' z' Haus!“

Weim Heimweg lernte ich den Abendorso von Strzy kennen. Eine zweifelhafte Gesellschaft mit aufdringlichster Talmieleganz gefleht, promenierte da auf und ab. Man hatte einige Mühe, sich durch diesen Knäuel durchzuwinden.

Dann bog ich in die dunkeln lichtlosen Seitengassen ein, um mein Quartier aufzusuchen. Wie mit einem Schlag, als wäre hinter mir ein schwarzer Vorhang gesunken, bin ich allein in der schweigenden Nacht. Musikgeklänge, die singende Pautenschlägerin von der Wieben, Talmieleganz und billige Parfüms waren hinter dem Vorhang zurückgeblieben. Und jetzt kam es mir erst wieder zu Bewußtsein, daß ja — Krieg war, daß da oben irgendwo, vor mir, im Norden, Schlachten

tohten. Ich bog um die Ecke und prallte mit der furchtbaren Wirklichkeit zusammen.

Ich stand vor der dunklen, alten Kirche. In einem Mauerwinkel ein müdes, altes Kreuz.

Davor knieten zwei Soldaten und beteten in der Nacht.

▣ Drei Tage und drei Nächte ging es nun schon vorwärts in unbegreiflicher Hast, kaum daß den Pferden einmal zwischen zwei Mitternächten ein paar kümmerliche Raststunden vor- geworfen wurden. Des Tags durchglühte die unerbittliche Steppensonne unsere müden Leiber; nachts zitterten wir unter dem eisigen Sternhimmel.

Klar denken konnte keiner. Wo der Gegner stand, wußte niemand. Nur vorwärts, weiter, einem unbekannten Ziel zu.

Dunkle, unglaubliche Gerüchte schwirren an uns vorüber, die wir nicht fassen. So nah sollten die Russen uns schon sein? Die Dörfer, die wir zuerst durchzogen, lagen noch in sorglosem Frieden. Aber nun konnte man an den Gesichtern der Leute ein Neues ablesen, eine bisher nie dagewesene Furcht.

Am Abend des dritten Marschtages schlich sich die Kolonne totmüde durch das leichtwellige Land. Die Dämmerung senkte sich endlich nieder, und rasch kam völliges Dunkel.

Vor uns in einer Talmulde leuchtet ein Dorf. Eine ganz ungewöhnliche festliche Helle. Und wie wir nun näher reiten und hindurchziehen, sehen wir alle Fenster von brennenden Kerzen und Lampen strahlen, um die finstere Dorfstraße wegbar zu machen. Aber die Einwohner sind nicht in den Häusern geblieben. Weib und Kind, Greis und Mann stehen neben der Straße, dichtgedrängt, und starren uns angstvoll, lauernd, drohend an. Eine lautlose, drückende Stille lastet über diesen Menschen. Ihre harten, durchfurchten Gesichter sind von den leuchtenden Fenstern her seltsam überglutet.

Die Nacht ist wie ein gierig lauschendes Ohr.

Kein grauamterer Gegensatz als diese festlich strahlenden Fenster und die stumme, starre, zitternde Menge, die auf das erste ferne Donnerrollen wartet . . .

▣ An jenem unvergeßlichen Sommerabend standen wir am Westrande eines kleinen Dorfes, das seither einen großen Namen bekommen hat.

Vor uns dehnte sich ein endloser Weizenplan, weit hinten ragte ein Ferkel auf. Dort drinnen sollten sehr starke Kolonnenpatrouillen stehen. Da hieß es auf der Hut sein und den fünf durchmarschierten Nächten die sechste durchwachte anzureihen.

So war es immer. Winkte einmal eine kurze Stunde der Rast, so vergällte die einem die ewige Rosenpanitz.

Wir hatten unsere Wagen im Kreis dicht zusammengebrängt zu einer Wagenburg. Wie sie in guten alten Zeiten das reißige Kriegsvolk mit seinem Troß baute.

Und dahinter lauerten wir schußbereit auf die Rosaten.

Den ganzen glühheißen Augusttag hatten unablässig die Kanonen geroßelt. Jetzt war es plötzlich so seltsam still geworden, daß keinem Gutes ahnte.

Dann kamen aus dem Dorf zahllose Jammerkarren mit flüchtenden Juden. Die sind das sicherste Weckerzeichen! Nun wußte ein jeder, wie es stand.

Angstvoll schreiend und winselnd lauerten sie zwischen Bettzeug, Spiegeln und heiligem Sabbathgerät auf den Wagen, zwischen Koffern und Truhen und buntem, unnützen Hausrat. Hochauf wirbelte der Staub unter den Wagenrädern, — so hasteten sie fort gegen Westen, nach Lemberg.

Der Staub senkte sich langsam über die weite Wiese und blieb endlich in mannshoher Schicht über ihrem dürrn Gras lagern. Die Sonne neigte sich zum Untergehen.

Und nun durchfluteten ihre letzten Strahlen die Staubwolke über der Wiese, daß sie aufleuchtet wie funkelnder Golddampf in herrlicher sattfarbiger Glut.

Ich stand zwischen den Wagen und starre unverwandt in dieses niegelehene, unsägliche Schauspiel mit einem heißen Lebensdurst, und trank alle Erdenpracht ein letztes Mal in mich hinein und wußte nicht, ob mir noch ein morgen aufgehen werde.

Bis die Sonne sank und es ringsum fahl wurde.

Weit voraus war ich geritten, im eisig kalten Novemberabend, in dem kleinen Slovakenort ein Unterkommen für die Nacht zu suchen.

Die Felder bedeckte erster Schnee; so trüb und wolken schwer der kurze Nachmittag, so finster und häßlich nun der Abend, der mich das ewig dachlose Unterwegssein wie eine Verbannung fühlen ließ. Im Sommer, ei ja, da war es fein und schön gewesen zu wandern, da bot jede Wiese ein gastliches Nachtlager. Aber nun lernte man einsehen, was Dach und Hof heißen will.

Langsam schiebt sich durch dichtes Dunkel ein Haus näher. Lichtlos und tot liegt es; dann ein zweites und drittes: das Dorf. — Wie diese Häuser alle so abgewandt lagen, so abweisend in sich gekehrt! Als wollten sie alle sagen: Ich bin jetzt für mich, mein Leben ist im warmen Innern, was gehst du draußen mich an, du fremder Landsfahrer du! Bleib draußen mit deiner ewigen Unrast!

Durch enge, gewundene Gassen geht es, zehnmal über den halbgefrorenen Bach hinüber und wieder zurück, immer auf der Suche nach einem gastlichen Haus.

Endlich muß ich umkehren. Da stehe ich allein in der dunklen Winternacht, einsamer zwischen all den Häusern als wäre ich draußen auf verlassenem Feldern.

Es ist naßkalt und finster. Auf dem schmutzigen Schneebrei vor den Hufen meines Pferdes liegt ein lampenhelles Biered. Das kommt vom Fenster eines Hauses. — Dort sitzt, von warmem Licht umflossen, ein Weib und spinnst.

Im Oktober weiß einer am Abend bereits ein warmes Feuer und einen heißen Trunk zu schätzen. Denn nichts ist so elend jämmerlich, als an einem kalten, regenfeuchten Herbstabend allein in einem erbärmlichen Unterschlupf zu hocken und Trübsal zu blasen. Was andres läßt sich ja doch nichts tun. So saß ich denn mit noch einem abends beim Feuer. Ich habe mich oft gewundert, wie unsere Mannschaft aus dem triefend nassen Holz, das tagelang im Regen gelegen, immer so rasch ein lustiges Feuer loden konnte! Ein jeder trank schweigend seinen schwarzen Kaffee, rückte etwas näher zum Feuer und zündete sich die Zigarre an. Und dann saßen wir beide, starren in die Glut, rauchten und schwiegen.

Der öde müde Regentag wurde vergessen in dem Maße, als die Nacht zu sinken begann und Berg und Tal verhängte. Wir wußten nichts mehr von der Umwelt, für uns gab es nur mehr dieses glimmende Feuer da und sonst Dunkel ringsum, in dem wir zwei einzige Menschen waren, die am Feuer saßen. Das Dunkel umher schiebt und rückt uns näher zusammen, bis endlich zwischen uns die Rede erwacht.

Was hätten wir an einem solchen Abend reden können?

An einem Abend, da es auf der ganzen herbstkalten, regenmüden Welt nichts anderes gab als zwei junge Männer, die sich zum Feuer gesetzt hatten, um sich ein wenig die Glieder zu wärmen, und die nun zu reden begannen, um es auch innerlich warm zu bekommen? Von was anderem hätten wir reden können als von den Frauen?

Ich kannte den andern als einen, der früher alles Reine mit ellem Schmutz besudelt hatte.

Aber nun horchte ich, wie er leise, ängstlich fast, sprach und mir von den Frauen erzählte, die er gekannt. Und es war so seltsam, daß ich zu staunen begann: heute kamen nur schöne Worte von seinen Lippen, Worte, in denen ein Fühlen wohnte, das ich sonst an ihm nicht kannte.

Aber dann wunderte ich mich nicht mehr. Denn wie hätte er in solcher Stunde anders reden können, in der tiefen Einsamkeit der kalten Nacht, weiß Gott wo in Galizien droben, da nur das kleine Feuer uns Lebenswärme und Mut gab und uns so unendlich dankbar machte, dankbar für alles, was uns das Leben bisher gegeben.

Wir übernachteten heute vor einer kleinen Stadt in Galizien, auf einer weiten grünen Wiese. Ich habe mich nach dem Abendessen in meinen Bauernwagen gelegt, in die Decken gewickelt und warte auf den Schlaf.

Es ist friedensstill ringsum, die Luft läßt Regen ahnen.

Auch von der Stadt her tönt kein Laut.

Aber in der Stadt ist irgendwo eine Glöde. Und eben, als sich mein Bewußtsein leise zu verwirren anfängt, schlägt weich und mild, wie in nächster Nähe, die Turmglöde ein langames, ganz ruhiges Drei.

Die Glöde kommt zu allen, deren schlafsuchende Augen ins Dunkel starren, kommt zu allen und sagt jedem etwas Liebes und Gutes. Ihr Klang erinnert mich an eine andere Glöde, die ich seit vielen Jahren nicht mehr klingen gehört. Die ist so weit von da, ich müßte drei, vier Tage lang fahren, daß ich sie wieder hören könnte.

Damals war ich ein kleiner Bub und freute mich auf jeden Sonntag, weil ich da wieder in die Kirche gehen und die liebe Turmglöde hören durfte. Die schlug immer statt einmal einen ganzen Akkord — bim—bam—bum—bam, und deswegen hatte ich sie so gern.

Aus der kleinen engen Gasse, in der ich damals bei meiner Großmutter auf Besuch wohnte, gingen wir jeden Sonntagsmorgen zur „Vechl“-Kirche, wie sie im Volk hieß. Ueber die breite, endlos lange Maximilianstraße, die in prallem Sonnenschein lag — damals schien immer die Sonne — dann durch einen Bogenbüchgang, ein kleines Hügelchen hinab zur Kirche. Bim—bam—bam—bam — da bist du ja wieder da — sagte die Glöde, und wir traten in die Kirche.

Ich saß neben der Großmutter. Meine ganzen Kindergebete hatte ich bald einmal, zweimal und ein drittes Mal hergelegt. Dann hatte ich wohl meine Pflicht gegen den lieben Gott getan und konnte mich ein wenig umschauen in seinem Haus. Ich schielte zur Großmutter. Die saß, die Brille auf der Nase, und blickte ernst in ihr Gebetbuch. Das hatte so große Buchstaben, viel, viel größer, als ich sie sonst in den Büchern daheim gesehen hatte. Das waren komische Buchstaben!

Dann sah ich zum Altar vor. Was dort geschah, interessierte mich nicht sehr stark. Aber dahinter, an der Wand strebte in goldener Strahlentzone ein riesiges Bild mächtig empor, ein engelumflügelter Christus mit ernsten, stillen Augen. Den schaute ich dann unverwandt an, bis mich die Großmama, die auf der andern Seite neben mir saß, leise am Arm rührte. Ja, die war ein gar liebes, gutes, altes Mütterlein. Ihre Lippen bewegten sich leise im Beten.

„Geh, tu ein bißel beten!“ flüsterte sie, und ich erinnerte mich plötzlich, daß ich ja beim lieben Gott auf Besuch war, und begann ein viertesmal meine Kinderverse.

Und dann war alles aus, wir traten aus dem Dämmer auf den sonnüberfluteten Kirchplatz, und die Turmglöde sagte wieder: bim—bam — —

Die Glöden hat einer gegossen, der seine Kindheit nicht vergessen mochte, der auch in seinem gottfernen Leben in stillen Abendstunden an die Kindertage erinnert sein wollte.

Und indem sich das Gedenden jener Zeit mählig in Schlafdunkel verliert, dringen wieder die leisen, warmen Glödentöne zu mir, und ich weiß nicht mehr, ob es die Glöde im fernsten Ostgalizien ist oder die Glöde meiner Kindertage.

Es war ein Tag. Von G. v. d. Gabeleng.

Es war ein Tag, da raste wilder Auf,
Die Waffen rasselten, es rauschten Fahnen,
Aufstoben Funken unterm Rosseschuf,
Durch deutsche Wälder bebte Sturmesahren.
Die Sonne sank mit blutigroten Floren;

Das war der Tag, da ward der Krieg geboren.

Und wieder wird ein Tag aus Nacht sich ringen,
Da wird die Sonne golden steigen,
Von Berg zu Tale werden Glöden klingen,
Und tausend Stimmen im Gebet sich neigen.
Ein Lied des Sieges wird gesungen werden;
Das wird der Tag des Friedens sein auf Erden.

Les petits oiseaux de France. Von Georg Queri.

Als der erste Kriegsmonat ins Land gegangen war, mißtrauten die Deutschen von Mars-la-Tour bereits dem französischen Geld und begannen die deutschen Scheine zu lieben. Ach, fast im Übermaß zu lieben. Sie liefen mit Käse und Schnaps und Ansichtskarten umher, und an der Hauptstraße gab es mehr kleine Verkaufsstände als Soldaten im Quartier lagen. Denn die Leute von Mars-la-Tour sind seit reichlich einem Geschlecht der Fremdenindustrie verfallen: sie haben die meisten Schlachtfelder und Kriegergräber aus der großen Zeit, sie haben ihr Museum von 1870/71 und sind gewohnt, alljährlich einen Strom von Schlachtfeldbesuchern zu empfangen.

Und nach dem ersten August 1914 fingen sie an, sich an deutsche Menschen überhaupt zu gewöhnen. Sie begannen zu radebrechen: swansig, finfunnswansig, firrsig Fennique — die fremdenindustriellen Zahlenworte hatten zunächst den Vorrang. Nur die Jugend hatte es schon weiter gebracht:

Mit 'errf' unnde 'annb

Für Fadderlannd . . .

Es war das große Bech der Leute von Mars-la-Tour, daß sie ihren ersten deutschen Unterricht bei bayrischen Chevauxlegers nahmen. Le beurre — der Butter; la fille — das Deandl; les oeufs — die Eier. Aber man verstand sich. Später kommende Deutsche werden freilich gut tun, Vorkenntnisse in südbayrischen Dialekten mitzubringen.

Ich erzähle das, um eine sonst rätselhafte Sache zu begründen: Ich handelte mit einer kleinen Schwarzäugigen um ein Duzend Ansichtskarten. „Combien?“ — „Un Foutssguell!“ — „Un . . .?“ — „Un Foutssguell, Monsieur.“ — Wer anders konnte ihr „un demi Mark“ in das schlichte „Fußgerl“ verbolmetzcht haben als ein niederbayrischer Chevauxleger?

Ich freute mich des Heimatkluges und gab mein Fußgerl hin. Dann sah ich mir die gekauften Karten an und mußte dieser Freude einen starken Dämpfer aufsetzen. Chauvinismus in Wort und Bild. Und der Schluß des Kartenduzends schloß mit dem recht ins Rührselige geratenen Revanchegedanken ab: zwei hübsche Mädchen in der (übrigens in der neueren Zeit erst erfundenen) Landestracht der Elsaß-Lothringer stehen am blau-weiß-roten Grenzpfahl vor Mars-la-Tour, entpuppen sich als Madame l'Alsace und Madame la Lorraine und himmeln betrübt ins französische Gebiet hinüber, das durch ein paar berittene französische Grenzgendarmen besonders betont ist. Der Eingeweichte mag sich dazu ein paar Verse des übel bekannten Heglieses denken:

Alsace et Lorraine,
les deux pauvres sœurs . . .
Mais là bas la France
travaille toujours
à la délivrance
pour des plus beaux jours . . .

(Elsaß und Lothringen — die zwei armen Schwestern! Aber Frankreich da drüben arbeitet unverdrossen an ihrer Erlösung. Es werden schönere Zeiten kommen . . .)

Na ja, der Dichter des Liedes und die Sänger, die ihm seine Gedanken nachbeteten, sitzen entweder wohlverwahrt in deutschen Festungen, oder sie sind in einer wilden Flucht nach Frankreich geeilt, in einer Flucht, die bisweilen so ungestüm gewesen sein soll, daß nach einem neueren Unterelssäßer Witz zufolge Herr Abbé Wetterlé nebst einem Pantoffel sogar seinen Akzent verloren hat.

Und die Alsace und die Lorraine starren also auf der Mars-la-Tourer Ansichtskarte — die natürlich in Paris gedruckt ist — angestrengt ins Französische hinüber. Und zwar himmelwärts. Denn in das Himmelblau hat der Photograph einen Farmaneindecker hineingeklebt, und der Seher hat dazu die Erläuterung gegeben: „voilà le petit oiseau de France“ — „kommt a Wogel! geflogen aus Frankreich.“

Die mit gewissen Instinkten rechnende Ansichtskarte stammt aus der Zeit vor dem berühmten ersten August, vor dem es vielleicht auch die Sehnsucht nach dem französischen Wogel da und dort gegeben haben mag.

Seut ist's anders!

Ich ging trällernd entlang an der Mosel und guckte nach der Frucht in den Weinbergen. Ein blauer Himmel, warme Lüfte. Sonntag. Die ganze Stadt war hinausgepilgert und freute sich des schönen Tages.

Aber da begannen die Forts wieder einmal zu poltern. Man sah überascht — oder wohl gewohnheitsgemäß gefascht — auf, und in das Blau des Himmels malten sich die weißen Wolkenbälle der Schrapnells. Und dann fand man droben die erste Libelle, die andere, die dritte. Biere, fünfe, sieben! Der Feind hatte wieder die Flugzeuge mit den Zelluloidflügeln aus den Schuppen gezogen, über deren Unsichtbarkeit

in den Höhen er sich immer noch allerhand Täuschungen hingibt. Sie schwebten in märchenhaften Höhen, und die Sonne besahen ihr Gefieder und ließ es silbern glänzen. Und die Schrapnells eilten hinter den petits oiseaux de France her, wurden mit einem Ruck als bleiweiße Rauchbälle sichtbar, heulten in der Detonation dumpf auf und ließen ihren geballten Stant ruhig wie eine feste Masse in der Luft verharren.

Ein grobes Explosionsgeräusch aus der Ferne. Irgendwohin fiel eine Bombe größeren Kalibers, traf vielleicht ein von Menschenhänden erschaffenes zerstörbares Ding oder wühlte Erde auf und beutelte sie wie Streusand umher.

Die Leute eilten heimwärts.

Der dumpfe Donner pläsender Schrapnells vervielfacht sich. Es schießen Deutsche, Russen und Franzosen — deutsche Geschütze und deutsche Beutegeschütze. Das eine Fort hat eine Menge Geschosse hinaufgeschleudert, solange die Flieger noch in seinem Schußbereich waren, und jetzt beginnt das nächste die Kanonade nach dem überaus hohen und unsicheren Ziel. 3600 Meter — nein, 3800. Einer der Flieger mag reichlich 4000 Meter erreicht haben und streut seine Bomben blind und ziellos — lächerlich, aus dieser Höhe auch nur innerhalb einer Fläche von einem Hektar mit Sicherheit den Wurf lenken zu wollen. Vielleicht zielt er jetzt auf den Bahnhof — aber die Bombe geht runde fünfhundert Meter südwärts nieder, wütet in einem Kartoffelfelde und verendet in Dreck und Rauch. (Es fiel mir in diesem Augenblick eine französische Großpredigerin ein: Védérines hatte im Frühjahr 1914 zu Rheims anlässlich irgend einer Revanchedufelei gesprochen. Er verpflichtete sich, meinte der weiland Große, ganz allein drei deutsche Armeekorps aufzubrechen.)

Die Menschen eilen stadteinwärts. Glaubst du, sie flüchten in ihre Keller? Einige wohl. Aber der große Rest steht und starrt und kann sich nicht von den Fliegern und ihrem Unfug trennen.

„Est our' lo val töt ôdesu de nô!“ Ich höre der Frau andächtig zu, sie spricht das schönste Platt der Stadt. Ich versuche, den Satz wörtlich ins Französische zu übersetzen: à cette heure il voilà tout audessus de nous — jetzt ist er gerade über uns. Schön — „aber warum kneifen Sie denn nicht aus?“ Ich rat's der alten Dame dringend an; aber sie lächelt und frägt mich: „eh ben, po' quès vô?“ — „warum kneifen denn Sie nicht aus?“ „C'est enne bombe quès tomb' desu lo tétel!“ Es wird Ihnen eine Bombe auf den Kopf fallen!

Ich vermag in diesem Augenblick nicht nach den Fliegern zu gucken; die Frau hat recht — aber ich kann vom Keller aus dieses Wölkchen nicht kennen lernen. Ich muß es sehen und hören und mit dem gleichen guten Glück rechnen, auf das sich die lieben andern der lieben Neugier zuliebe verlassen. Und ich bleibe bei den andern und muß also auf das Recht verzichten, ihnen Vernunft zu predigen.

„Revait' en val douce qu' arri' ensenne!“ Das wäre wieder wörtlich so in's Französische zu übertragen: revoyez en voilà deux qui arrivent ensemble — schau, da kommen zwei auf einmal.

Und trotzdem weichen die Leute nicht. Ein böses nahes Krachen läßt sie etwas zusammen fahren und sich näher an die Hauswände drücken — eine Bombe ist nahe explodiert. „Je creue quès le été tôché!“ Je crois que la a touché — die wird wohl was getroffen haben.

Klang nicht ein Frauenschrei herüber?

Jetzt leert sich die Straße.

Die Schrapnells wüten gegen die Flieger an. Und weit draußen sieht man jetzt ein paar Flugzeuge aus den Tälern tauchen. Es eilen ihnen keine weißen Wolkenbälle zu — deutsche Kampfflieger sind's. Da du sie entdeckt hast und sie zu verfolgen beginnst, haben sie sich schon mächtig aufgeschraubt. Sie kreisen weit draußen und scheinen zu fliehen, während sie nach der Höhe streben, in der sie den Feind auf seinem Rückwege angreifen können.

Es donnert noch immer über der Stadt.

Aber die Straßenbahn fährt unbekümmert weiter, Soldaten ziehen, und Menschen stehen und schauen — die Furcht ist nicht allzu groß. Nur der, dem es einmal die Sprengstücke um die Ohren hagelte oder der seinen Nächsten fallen sah und seinen Schrei hörte, der sucht die sichere Deckung auf. Die Hausgänge füllen sich. In den Kellern hocken alte Leute.

Der Posten geht in sein Schilderhäuschen . . . Für den Ernstfall ein schwacher Schutz, aber eben ein Schutz, den man unwillkürlich sucht, so wie man die Hand vor das Gesicht schlägt, wenn die Granate pläzt.

Ich springe auf die Straßenbahn, die nach dem Bahnhof fährt. Wummwummwumm . . . Das waren drei auf einmal. Durch den Lärm der Elektrischen bringt der Hall nieder-

fallender Fensterscheiben und der klappernde Hufschlag eines sich auf der Erde wälzenden Pferdes.

Und hat nicht eine Frau geschrien?

Wir haben den Bahnhof erreicht, und sein massiver Schutz ist mir nicht unwillkommen.

Und nun schweigt das Getöse. Die Flieger sind abgestrichen. Sie fürchten die deutschen Kampfflugzeuge, die bedrohlich höher gestiegen sind — sie ziehen die Flucht vor.

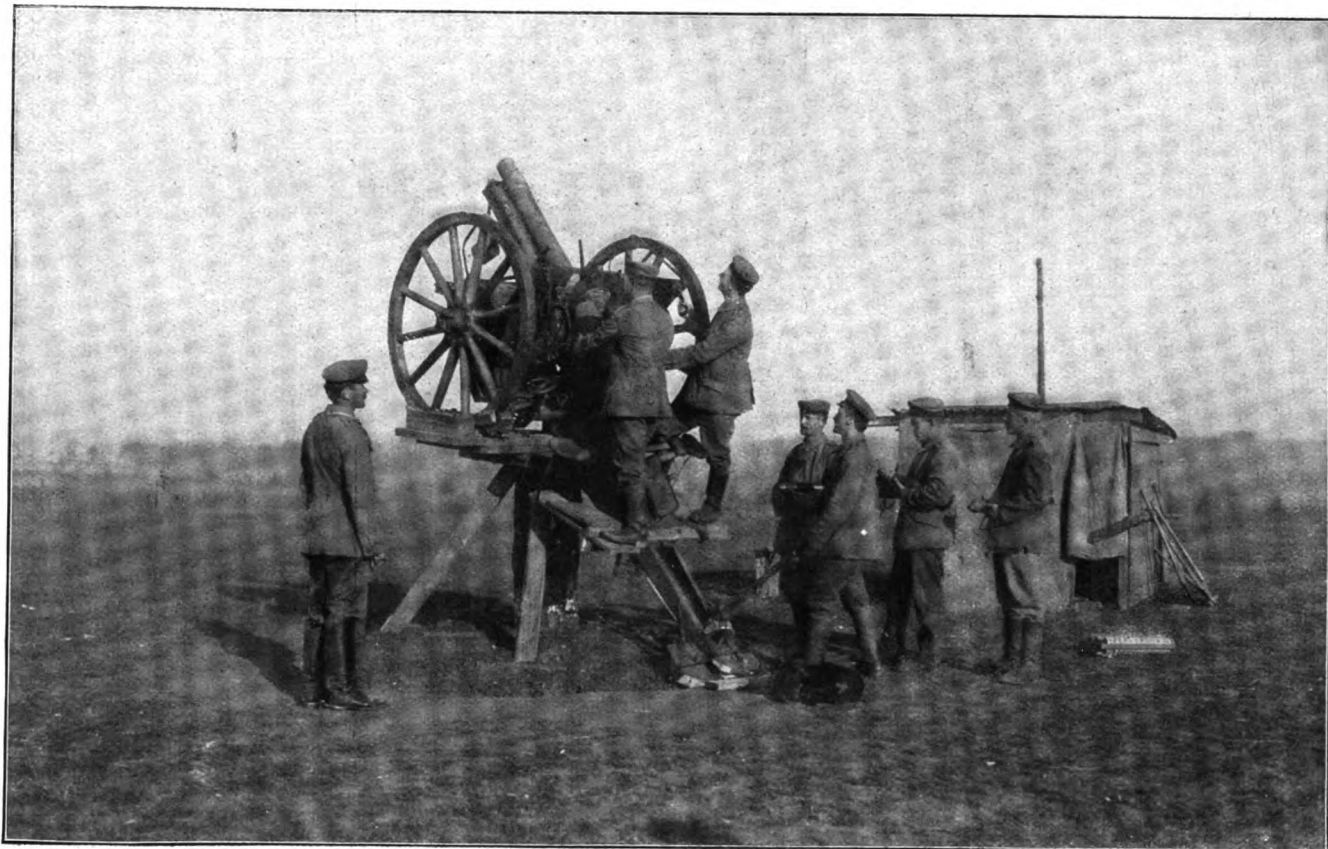
Die Straßen füllen sich wieder. An einzelnen Plätzen der Andrang von Massen. Die Buben der Stadt sind die ersten, die an die Schauplätze der Ereignisse kommen. Sie suchen an den Aufschlagstellen nach Bombensplittern und stehen mit zitterndem Erstaunen vor der Blutlache, die ein gefallener Gaul zurückgelassen hat. Vor einem Haus eine leise raunende Menge — „das Dienstmädchen ist schwer verletzt!“ — „Nein, die Frau selbst.“ — „Wenn ich Ihnen aber sage . . .“

Eine halbe Stunde Fliegerbesuch. Ergebnis: ein Mädchen tödlich verwundet, ein Gaul tot, ein Raum eines Hauses zerstört, zwanzig, dreißig Fensterscheiben gesprungen — bei einem

schon beim Hinflug ein Zusammentreffen mit einem Farman gegeben, der auf etliche 300 Meter Nähe mit 400 Geschossen begrüßt wurde und sich dann in die Büsche schlagen mußte.

Aber nach der Beschießung wurde der Luftkampf lebhafter. Es gab fünfundsiebenzig Einzelkämpfe, beiderseits ohne besonders sichtbares Ergebnis, und die Flieger zerstreuten sich wieder.

Aber unterdessen hatte ein französisches Großkampfflugzeug mit zwei Motoren, zwei Gondeln und zwei Maschinengewehren die Kampfhöhe erreicht und näherte sich mit außerordentlicher Geschwindigkeit einem deutschen Doppeldecker, der nordöstlich Malzéville mit Kurs nach seinem Hafen steuerte. Oberleutnant W. am Steuer, Hauptmann St. als Beobachter am Maschinengewehr. „Wir laufen nicht davon, der Bursche muß runter.“ Der Franzose kam in rasender Fahrt an, und als die beiden Flugzeuge auf die geringe Entfernung von vielleicht fünfzig Metern aneinander vorüberstrichen, war das Ziel nur für den Bruchteil einer Sekunde sichtbar. Und in dieser winzigen Zeit feuerten drüben zwei, herüber ein Maschinengewehr ihren Patronenstreifen auf das



Am Fliegerabwehrgeschütz. Phot. Paul Wagner.

Kraftaufwand von sieben Flugzeugen und reichlich siebenzig Bomben.

Abends lebhafte Detonationen in der Stadt. Schon wieder!? Nein, die Feuerwerker zerstören die Blindgänger. Es sind ihrer nicht wenige.

Am andern Morgen fährt ein Trainfuhrwerk dem Flieger-schuppen zu. Du siehst auf dem Fahrzeug ein Gewirrsel von Draht und Stahl und Fegen. Und hinterdrein wird ein Sarg gefahren. Das Dienstmädchen ist gerächt.

Und abends kommt Hauptmann St. in meine Wohnung. „Gel, der H.“ — „Der H.!?“ Wird ihm doch nichts passiert sein? — „Ah, was soll ihm denn passiern! Hinter Hatton-châtel hat er grad noch einen erwischt. Auf 3800 Meter. Der Franzos wagt's und stellt sich und schießt. Schießt halt der H. auch und kriegt ihn sauber runter. Ja, der H.“ Fürchterliche Ereignisse, diese Luftkämpfe. Damals vor Conflans der Kapitän, ganz zerschmettert. Dann vor Flirey die beiden Franzosen. Und einmal die wüste Masse von Draht und Stäben und Fegen — als das Flugzeug niederstürzte, explodierte seine Bombenladung.

Eine harte, gefährliche Arbeit in den Lüften. Ich will versuchen, von einem längere Zeit zurück liegenden Kampfflug zu erzählen:

Der Geschwaderflug galt dem Flughafen Malzéville bei Nancy. Als die Sprengbomben bis zum letzten Rest abgeworfen waren — unsere Leute suchten hartnäckig und kaltblütig ihre Ziele — erschienen die Feinde in der Höhe. Es hatte

verwehende Ziel. Das deutsche Flugzeug hatte im Rumpf, im Kühler und am Seitensteuer seine Treffer. Was der Franzose von den hundert deutschen Schüssen abbekam, war natürlich nicht festzustellen.

In einem Nu sind die beiden Kämpfer weit, weit von einander entfernt. Und während sie in die Kehre gehen, um sich wieder zu haschen, ist in dem deutschen Flugzeug nach einer Ladehemmung ein Schloßwechsel vorzunehmen. In fieberhafter Eile geschieht das, denn schon in Sekunden muß das Feuer wieder aufgenommen werden. Taktattaktakt — der Gegner schwankt leicht und biegt ab. Er scheint seinen Treffer zu haben, der ihn auf den weiteren Kampf zu verzichten zwingt.

Aber auch im deutschen Flugzeug sieht's übel aus: aus dem beschädigten Kühler strömt der heiße Dampf und findet bei der großen Geschwindigkeit seinen Weg zum Lenker und zum Beobachter. Er hilt die Brillen und senkt die Lippen. Die unerträgliche Pein zwingt den Führer, den Motor abzustellen und das Heil der Insassen im Gleitflug zu versuchen.

Der Beobachter sieht besorgt ins feindliche Gelände herab, besorgter auf seinen Führer, der immer wieder die Hand an die linke Schläfe preßt. Jetzt sieht er's: die Kugel hat hinter dem linken Ohr die Haut gepalmet; das Blut fließt stark.

„Gel, W., du haltst es aus!?“

„Wär' ja noch das schöner“ — net aushalten!“

Und der tapfere Mann am Steuer beißt die Zähne zusammen und meistert sein Flugzeug, das jetzt über feindliche Rückstellungen hinstreicht — und das sinkt und sinkt.

Die Feldartillerie feuert hinauf. Dann die Infanterie.

Der Führer zuckt zusammen.
„Gel, W., du machst es noch!“
„Wann mir die nimmer in den Wadl schießen . . .“
Ein plötzlicher Rud. Landung. Die Infanterie pfeffert,
was aus den Gewehren herausgeht.

Die beiden Offiziere springen von den Sätzen, greifen in die Drähte und schleppen und laufen. Hallo! Das Flugzeug gerettet! Und nur ein Streifschuß am Hintertopf und nur einer an der Wade . . . „Wär' ja noch das schöner“ — net aushalten!“

Die Schlacht auf dem serbischen Amselfeld. Von Prof. Dr. Ed. Hengst.

Kosovo polje, Amselfeld, heißt noch bei Prishtina die berühmte Schlachtelebene, ein 50 Kilometer langes und räumig weites höheres Gebirgstal, das die gesammelten Wasser der Sitniza hinab zum Ibar und weiter nach Norden zur Morawa führt. Auf dem Amselfelde haben 1389 die Verhältnisse des ganzen Südosteuropas ihr Schicksal empfangen, bis an die Gegenwart heran, die nun abermals auf serbischen Kampffeldern die Völkerentscheidungen in ihre Zukunft weist.

Serbien hat nicht viel „richtige“ Geschichte, wenn man damit das Staatenbildende, geschichtlich Schöpferische bezeichnen will. Bis an die Neuzeit gelangt es zu keiner Stetigkeit der Dynastie: bleibender Dynastiewechsel, der Verrat, der Fürstenmord war vorherrschend. Volklich ein engverwandter süd-slavischer Stammeszusammenhang, finden Kroaten (Chorwaten, Gebirgsbewohner, von goro, Berg), Bosniaten, Dalmatiner, Serben nebst Montenegrinern nicht jene Richtung, die solche stammlichen Verwandtschaftsgruppen sonst auch allmählich politisch zu Nationen eint. Sie bringen, bald die Kroaten, bald die Serben oder die Bosnier, zeitweise im Mittelalter starke Persönlichkeiten hervor, die die losen Gaugemeinden und deren Zupane, Häuptlinge, unter ihre Macht zwingen, ein Reich aufrichten, erobernde Gewalt auch über die Nachbarn ausdehnen; aber es zerrinnt wieder. Früher oder später werden diese Teilstämme der Untertanen von politisch nachhaltiger begabten Nachbarn, die ihnen friedlichere Zustände bringen.

Als der kroatisch-serbische Volksstamm zur Zeit der Merowinger sich in seine heutigen Sitze von der Drau bis Albanien einnistete, waren diese Gegenden, als ehemals west-römisch, der römischen päpstlichen Kirche zugeteilt. Dadurch begründet sich das westliche Christentum bei den Kroaten und Bosniaten. Dagegen wurde Serbien durch seinen eigentlichen Staatsbegründer zur Zeit des Staufers Kaiser Friedrich Barbarossa, durch den König Stefan aus dem Hause Nemanja unter Zurückdrängung des römischen in das griechische Bekenntnis hinübergeleitet. Auch dadurch empfing es die fortan vorwiegende Richtung nach dem Osten; der früh begonnene bulgarisch-serbische Widerstreit führt zu größeren, schärferen Kämpfen um die Vormacht und gegenseitige Niederwerfung. Bunte Begebenheiten, in die sich die Politik aller Balkanstaaten hineinverflecht, der Byzantiner, der Kreuzritterstaaten, auch von Norden her Ungarns, das zeitweilig Serbien besetzt und selber den Königstitel der Raizen, Raczok, annimmt, wie die Madjaren das serbische Volkstum benannten.

Die Ruhmeszeit der Serben ist die der späteren Nemanjiden, von Milutin Stefan Uroš bis zu dessen Enkel Stefan Dušan, von 1281—1355. Durch die Erdrosselung seines Vaters kam Dušan im Aufstand zur Regierung, nachdem diesem seinem Vater, der ebenfalls Stefan hieß, (sie sind etwas schwierig zu zählen), einstmals dessen Vater, der genannte Milutin, das Augenlicht geblendet hatte. Im Jahre 1380 hatte der blinde König bei Velbusch oder Küstendil die Bulgaren vernichtend geschlagen, woran Dušan als damaliger Prinz verdienstvollen Anteil hatte. In der unerfüllten Hoffnung, auch noch das Griechenkaiserium niederzuwerfen, ist Dušan auf einem seiner Heerzüge gegen Byzanz gestorben. Diesem scharfen, staatsmännischen König folgt sein für derartige Verhältnisse allzu gutherziger, bis zur monarchischen Schwäche edelender Sohn Stefan, den man Nežak, das heißt ungefähr: „es ist nichts mit ihm“ benannte. Sein erster kluger Ratgeber, Wutaskin, der ein Vermächtnis Dušans war, erachtete für besser, selber als König die Krone zu nehmen: 1367 ermordete man Nežak, der der letzte Nemanja war. Aus diesen Bürgerkriegen, während der Wutaskin 1371 gegen die Türken fiel, gelangte endlich 1376 der tapfere Lazar Obrljanowitsch an die Spitze. Er nannte sich nur noch Knees, Fürst, der Serben.

Wutaskins Sohn war Marko, genannt „Königssohn“, der sich im Süden, in Brilep, eine selbständige Herrschaft gründete. Er ist ein Hauptheld der epischen Lieder der Serben geblieben, die so sehr kennzeichnend für dieses echt slawische Volkstum sind, phantasievoll in Poesie, Sentimentalität, Lebensdurst und Tapferkeit, willkürlich in Zuneigung, Bewunderung, Rechtsbegriffen, in allen Wechseln von Weichheit, Großherzigkeit, Trug und Grausamkeiten. Marko Königssohn mit seinem klugen Kofse Scharah, den Krummfädel am Wehrgehent, das Wolfsfellwams um die Schultern, am siebenfach gegurteten Sattel links den Weinschlauch, rechts den Streitkolben hängen habend, ist der serbische Roland und Eid zusammen. Dreihundert Jahre lebt und reitet, sehdet er, kriegt er, sitzt gegen ganze Heere, die er allein erschlägt, sitzt munter auf

dem grünen Feld und trinkt seinen Schlauchwein aus einer Zwölft-Maß-Schale, wovon er dem Scharah die Hälfte gibt. Und als ihm zuletzt die weiße Wila aus dem Walde ruft, daß er nun sterben soll, enthauptet er Scharah, damit ihn die Türken nicht erbeuten, schreibt einen Brief, den er an dem Baum befestigt, daß ein Drittel seiner Gelder die lahmen und blinden Bettler haben sollen, damit sie im Volk umherziehen und von ihm noch erzählen, legt sich auf seinen ausgebreiteten Rock ins Gras unter der grünen Tanne, zieht die Zobelmüge auf die Augen und verabschiedet.

„Schön warst du, o kurzes Pilgerleben,
Kurzes, nur dreihundertjährig Leben!“

Die Bettler und Jahrmarttsfiedler mit der Gusla, der Nothhaargeige, erzählen und singen von ihm, seiner frühlichen Stärke und Freigebigkeit. Und sie besingen und beklagen die Amselfeldschlacht, wo Serbien erlag, weil der treulose Wut Brantowitsch zu den Türken übergang und weil auf deren Seite damals Held Marko von Brilep kämpfte.

Im Jahre 1360 waren die Osmanen von Kleinasien über die Dardanellen gegangen. Im Jahre darauf nahmen sie die Hadrianstadt an der Mariza, Adrianopel, und machten sie, ihr „Edirne“, zur Hauptstadt; 1382 nahm Murad I. den Griechen auch schon Sofia, den Schlüssel des Westbalkans. Die türkische Gefahr, der Wutaskin bereits begnügen wollte, brachte nun gemeinsam Serben, Bosnier, Bulgaren, Teile der Kroaten und Albaner ins Bündnis, das Lazar von Serbien führte. Am 15. Juni 1389 standen die beiden Streitmächte am Bach Sitniza auf dem Amselfeld in langen Frontreihen gegenüber; schwächer an Mannschaft, aber einhelliger befehligt, die Türken. Wie es am Morgarten der Schwyz und bei Sempach auch gewesen: über die Gepanzerten siegte das leichte, bewegliche Fußvolk der Türken. Verräterei des Wut Brantowitsch ließ dessen Schwiegervater Lazar vollends erliegen, der mit anderen gefangenen Edlen im Lager enthauptet ward. Seitdem war Serbien ein den Türken zum Vassallendienst verpflichteter Tributstaat, dessen Fürsten jene einsetzten, darunter bald den Sohn des Brantowitsch.

Von den hinsinkenden Balkanstaaten kam so die Türkenabwehr an die Ungarn und die Polen. Wieder im Jahr 1448 standen Christen und Osmanen auf dem Amselfelde aufmarschiert, die ersteren unter dem Reichsverweser Ungarns, dem Siebenbürger Johann Hunyadi, den Vater des baldigen Königs Mathias Corvinus. Diesmal spielten die groben Geschütze dem dreitägigen Kampfe vor, worin schließlich die frischen Reiter von Murads II. die Ungarn und ihre Hilfsvölker erschöpften. Hunyadi selber ward auf der sieglosen, eilenden Heimkehr von dem Tributfürsten Brantowitsch abgefangen und erst nach längerer Zeit aus dem Turm zu Semendria gelöst. Der neue Sieg auf dem Amselfeld ward zur Einleitung der Einnahme von Konstantinopel durch Muhammed II. Fatih, den „Eroberer“. Und 1459 verschwand auch der Rest der Staatlichkeit von Serbien, es wurde Teil des Osmanenreichs.

Religion und Nationalität haben die Osmanen keinem ihrer Unterworfenen genommen. So blieben sie Völker. Zur Zeit seiner großen Türkenfeldherrn hat Österreich wie erstmals zur Erhebung aufgerufen. Im späteren 18. Jahrhundert hat sie aus ihrer eigenen Mitte — teils durch Gebilde, die Europa kannten, teils durch die Geißlichkeit — das Wort der Freiheit entflammt, das von Nordamerika bis zum alten Hellas die Völker durchzuckte. Von 1804 ab waren die Serben im Aufstand, unter dem „schwarzen Georg“, Karadschordische, Georg Petrowitsch, einem tapferen Führer von einfacher Herkunft, er ist der Großvater des Königs Peter I. Rußland, um Hilfe angerufen, enthüllte in kurzen Worten seine Balkanpolitik, wie sie seither, nur etwas unaufrichtiger und verlangsam, dieselbe geblieben ist: Schutz durch Oberherrschaft Rußlands. Dies ablehnend, kämpften die Serben weiter; Rußland leistete dennoch einigen Beistand und spann auch wieder Ränke, damit die Befreiung der Serben nicht zu weit gelange; ein Friede von 1812 brachte ihnen die innere Selbstverwaltung. Während Rußlands Heere bei Leipzig und in Frankreich kämpften, kam es zu neuer türkisch-serbischer Entzweiung durch das Vorgehen der Türken. Karadschordische erlag dieser und mußte auf österreichisches Gebiet übertreten; aber 1815 erhob Milosch Obrenowitsch den Aufstand von neuem unter der geschichtlichen Serbenfahne, und auf der Ebene der Wutaskin, die heute wieder die Schlachtberichte nennen, schlug er die aus Bosnien eindringenden Türken. Im Jahre 1817 wählte man ihn zum Fürsten; der schwarze Georg ward, als er das Land

wieder betrat, ermordet. Die Verknüpfung der serbischen Angelegenheit mit dem Befreiungskampf der Griechen brachte Serbien 1829 eine tributäre Unabhängigkeit mit „freier Fürstenwahl“, die Miloš dahin ergänzte, daß er sich durch Beamten-Bestechung in Konstantinopel eine Lehnstutunde als erblicher Fürst verschaffte. Im Jahre 1878 wurde die Unabhängigkeit zur völligen gemacht, 1882 von dem dritten Obrenowitsch Milan der Königstitel angenommen.

Wechsel der Obrenowitsch und der Karadschordsche, die 1842–1858 wieder zur Regierung kamen, gehäufte Gewalt- und Bluttaten, das Wiederaufleben der alten serbisch-bulgarischen Macht, Eifersucht und Kriege bezeichnen den Umriss dieser neueren Geschichte. Und dazu die fortgesetzte Halbheit

und Entschlußschwäche Oesterreichs, das seit früh viel für Serbien getan hat, auch 1885 dem siegreichen Battenberger Alexander von Bulgarien in den Arm gefallen, doch jeweils wieder vor Rußland zurückgewichen ist und so weder bei diesem Respekt und Rücksichtnahme, noch bei den Serben Dank gefunden hat. Daraus ist dann am Ende die Abhängigkeit Serbiens von Rußland hervorgegangen, die zu dem Mord von Serajewo geführt und, wie sie es sollte, den Krieg der Großen und Kleinen gegen Oesterreich und seinen deutschen Verbündeten entfesselt hat — ich übernehme hier das Bekenntnis des gewesenen französischen Ministerpräsidenten Clemenceau, das uns zu wertvoll ist, um es nicht auch im Wortlaut zu geben: la solidarité russo-serbe qui a déchainé cette guerre.



Nach Rußland hinein.



Als wir in dem Jagdhaus des Grafen Adam Samoytj saßen, das die Russen übel zugerichtet hatten und das sie wohl auch noch angestrichen hätten, wenn unsere Leute ihnen nicht so schnell auf den Pelz gerückt wären, wurde plötzlich die Frage aufgeworfen: Sind wir hier noch in Polen oder schon in Rußland? Eigentlich war es ja gänzlich belanglos, ob hier oder da, aber schließlich will man doch wissen, wo man ist. Unser Pfarrer begann sofort einen höchst gelehrten Vortrag zu halten, vom alten Riesenreich Polen, das vom Baltischen Meer bis zum Schwarzen Meer gereicht hätte, sprach dann von Kongreßpolen, als wir aber riefen: „Zur Sache Pfarrerchen, von wo ab fühlt sich heute der Russe in Rußland?“ da versagte auch seine Kenntnisse. Auch unser Kartenstudium versagte, denn in unserem sonst so guten Kartenmaterial fanden wir keine politischen Grenzen. Nur eins war uns allen klar, besser würde es für uns weiter östlich nicht werden, weder in bezug auf die Quartiere, noch in bezug auf die Ernährung, noch in bezug auf die kleinen Lebewesen, die uns oft mit so großer Sorge erfüllten. Auch das war uns gleich. Wir wußten ja; der Feind bleibt derselbe, und wir werden ihn in seiner Heimat ebenso derb verschlagen, wie wir es in Polen getan haben.

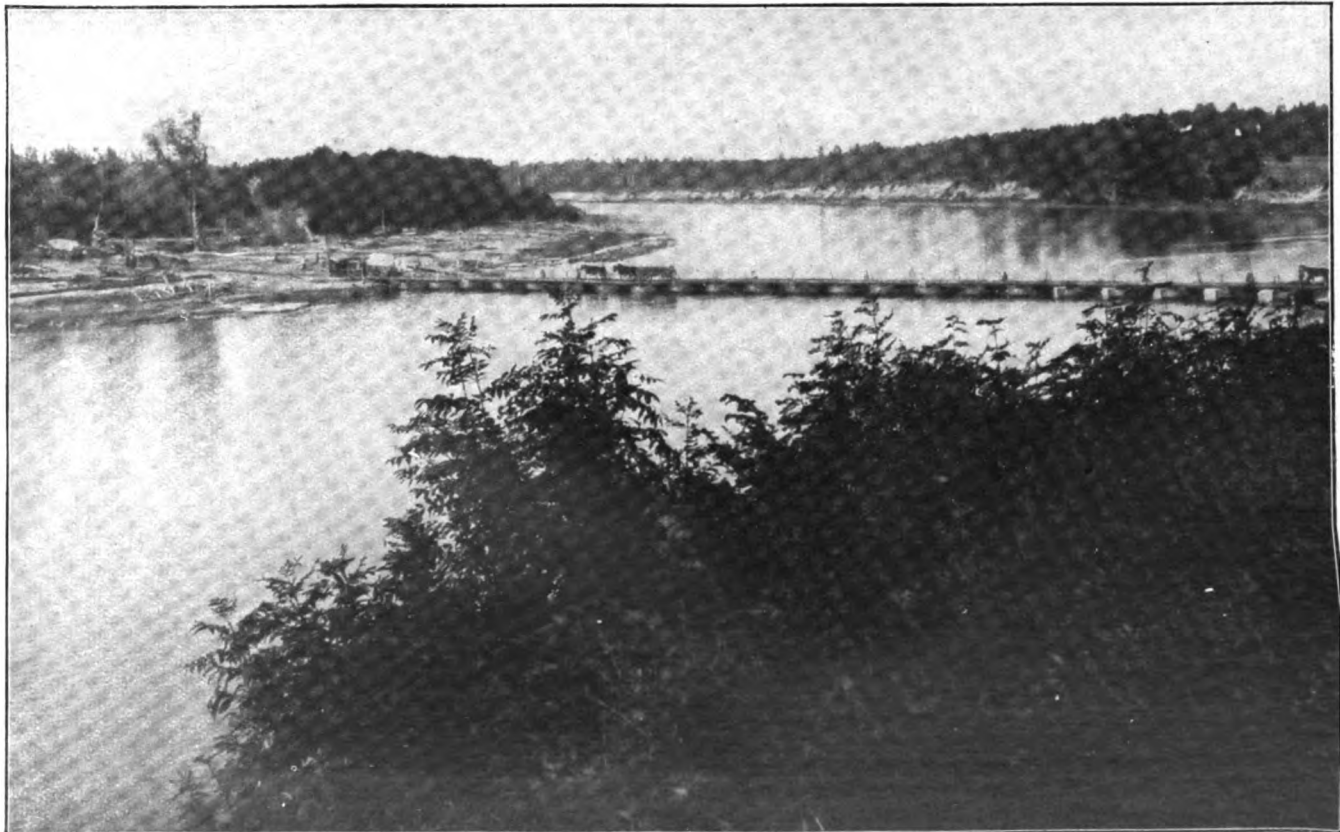
Und weiter ostwärts ging's, und das Bild veränderte sich. Nicht plötzlich, aber so von 15 zu 15 Kilometern. Zuerst trafen wir gepflasterte Dorfstraßen, das setzte uns schon in Erstaunen. Bisher waren wir immer um die Dörfer herumgeritten, weil man in ihnen allzutief im Schlamm versank. Das Pflaster war nicht schön. Feldstein war neben Feldstein gepackt; die Geschüge rumpelten und ratterten so, daß die Kanoniere schnellstens von den Prozen stiegen, aber immerhin es war Pflaster — sozusagen eine Kulturtat. In Polen hatten wir das nie gesehen, sollten wir in Rußland sein? Da tauchte vor uns, als wir auf die Höhen westlich Malsjeschi

kamen, die erste griechisch-katholische Dorfkirche auf, hellgrün angestrichen, charakteristisch mit ihren zwei Türmen, dem spizen viereckigen und dem achteckigen Zwiebelturm, beide geschmückt mit den fettenbehangenen Doppelkreuzen. Da lag auch der erste russische Kirchhof, abseits des Dorfes, ein Wald von 3–4 Meter hohen Kreuzen, die regellos durcheinander standen, keines aufrecht und gerade, jedes zum andern geneigt, wie Wind und Wetter und das nachgebende Erdreich die Lage bestimmten. Es war uns klar, drüben war Rußland. Und wie zum Troß hatte sich der Gegner wieder einmal gefügt, zum zehnten oder zwölftenmal, seit wir unsere Offensive begannen, und wir mußten uns den Weg erst freimachen in dreitägiger, blutiger Arbeit.

In diesen Tagen fanden wir in den Dorfhütten auch die ersten Bilder von Zar und Zarin, häßliche Bildrude, Zeitungsausschnitte, aber doch Beweise eines gewissen Patriotismus. In Polen hatten wir solche Bilder auf dem Lande nicht gefunden. In diesen Tagen wurden uns auch seit langer Zeit zum erstenmal wieder die Fernspreitleitungen hinter der Front vorfänglich zerschnitten, hier 50 Meter, da 100 Meter aus der Leitungstrecke. Ja wir waren in Rußland.

Und weiter ging es ostwärts über den Murez hinüber. Noch immer sprach und verstand die Bevölkerung polnisch, aber auch russisch war ihr schon geläufig; noch immer gehörten die Güter den polnischen Adelsgeschlechtern, aber die Möbel in ihnen stammten nicht mehr aus Warschau, und die Bilder trugen russische Schriftzeichen. Es war ein Mißland, in dem auch die römische und griechische Kirche nebeneinander herrschten. Aber im Empfinden war das Land russisch.

Dabei wurde es mit vielem zweifellos besser. Die Bevölkerung des Landes wurde dichter, die Dörfer waren größer. Die Wege waren gepflegter, sodaß die Kraftwagen wieder zu ihrem Recht kamen. Wir fanden richtige Kunststraßen. Und



Die von unseren Pionieren gebaute Brücke über den Njemen bei Mstysk.

was uns im Lande der Analphabeten am meisten in Staunen setzte: wir fanden fast in jedem Dorf eine Schule, und zwar eine Schule, die sich nicht hätte zu schämen brauchen, in einem märkischen Bauerndorf zu stehen. Natürlich kein Backsteinbau, sondern ein Holzhaus, aber daran muß man sich gewöhnen, in

Rußland und Polen gibt es eben keine Steinhäuser, da das Holz viel billiger ist und wärmer hält. Erstaunlich gut waren die inneren Einrichtungen der Schulen. Sie verfügen über ein hervorragendes Anschauungsmaterial. Die Bilder meist religiösen oder geschichtlichen Inhalts, sind nicht ohne künstlerischen Wert, bunt gehalten, wie es dem Empfinden des Volkes entspricht, aber trotzdem ruhig und wirklich anschaulich und belehrend. Überall fanden wir auch gutes Wandkartenmaterial deutschen Ursprungs, überall reiche Vorräte an Schreibheften und geschickt zusammengestellten, hübsch illustrierten Fibeln. Die Lehrer selbst waren natürlich verschwunden, von den Russen mitgenommen oder wohl auch bei der Fahne. Aber sie hatten im Frieden sicher gut ihres Amtes gewaltet, auch erzieherisch gewirkt, denn die halbwüchsigen Kinder, die wir hier und da noch trafen, machten einen saubereren und artigeren Eindruck als das junge Volk im eigentlichen Polen. Ich sage „eigentlichen“ Polen, denn polnisch sind im Grunde diese Landstriche auch noch, sie sind nur stark russifiziert und werden mit aller Gewalt fester ans Russentum gefesselt durch Schule und Kirche. Zu diesem Zweck ist hier wohl auch etwas für die Bildung und das Emporkommen des Landes geschehen; das Kongreßpolen, die westlichen Grenzbezirke, hat man absichtlich verdummen und verkommen lassen: hier wollte man keine Bildung, keine Wohlhabenheit, keine Festigkeit. Man wollte dies Polen nicht innerlich stärken, weil man es klein halten wollte — vielleicht auch, um dem einrückenden Gegner das Land so unwirtlich wie möglich zu überlassen.

Interessant war uns auch, die Anwendung der letzten französischen Willkürdenanleihen mit eignen Augen betrachten

zu können: den Ausbau der großen strategischen Bahnlinien. Hier muß wohl ein Druck aus dem Westen und eine unmittelbare französische Aufsicht geherrscht haben, vielleicht auch französische Pläne die Grundlagen gebildet haben, denn die Anlagen hatten so gar nichts Russisches an sich. Zwischen all den Dörfern aus Holzhäusern trifft man an den Bahnstrecken plötzlich und unvermittelt massive Gebäude, hinunter

bis zu den kleinen Häusern der Streckenposten. Die Bahnhöfe sind großzügig angelegt, überall sieht man breite Entladerampen, große Stationsgebäude, Wassertürme und Maschinenhallen, oft in einer Ausdehnung, wie sie der verhältnismäßig kleinen Bevölkerungszahl der Gegend nicht entspricht.

Bei ihrem Bau können nur strategische Gründe ausschlaggebend gewesen sein, auch bei der Wahl des Platzes der Stationen, die oft meilenweit von jeder größeren Ortschaft entfernt liegen. Wir fühlten uns eigentlich in Rußland wohler als in Polen. Zum zweitenmal überschritten wir den Narew und kämpften uns weiter nach Osten vorwärts. Immer wieder stießen wir auf Stellungen, wohl vorbereitet, oft wochenlang vorher

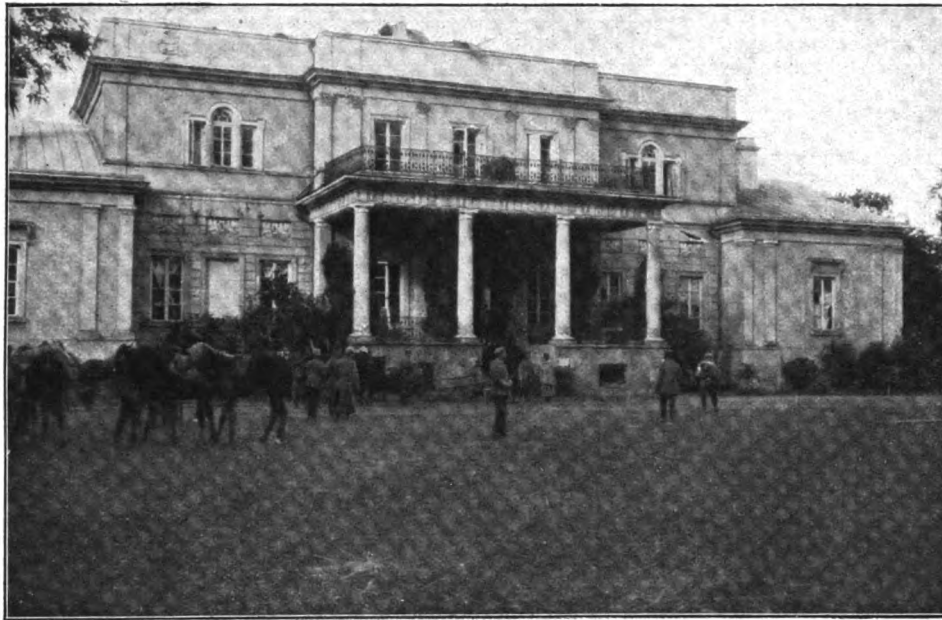
ausgebaut; immer wieder trommelten wir den Gegner mit Artilleriefeuer nieder und warfen ihn mit dem Bajonett hinaus. Der berühmte Bialowieska-Forst kam, der undurchdringliche Urwald, und er war garnicht so undurchdringlich, wie wir gedacht hatten; Sumpfstreden kamen, die unübersehbar ausliefen auf den Karten, und es fand sich doch immer noch ein Weg, ein Steg, auf dem unsere Kolonnen vorwärts konnten. Und Kampf um Kampf, Tag für Tag; andere mögen ihn schildern, ich will hier nur vom Lande selbst sprechen.

Der Sommer ging, und der Herbst kam. Überraschend schnell kam er, plötzlich war er da mit bitterkalten Nächten. Die Natur änderte sich fast in Stunden; der Wechsel war schneller, als ich ihn je in Deutschland erlebt habe. Und schöner war der Herbst in seinen Färbungen, als ich ihn je in der Heimat gesehen. Wir dachten in ein ödes flaches Land zu kommen, als wir weiter und weiter ostwärts zogen, als wir uns nordwärts wandten und den Njemen kreuzten. Aber wir hatten uns geirrt. Wir kamen in ein Land voll herrlicher Naturschönheit.

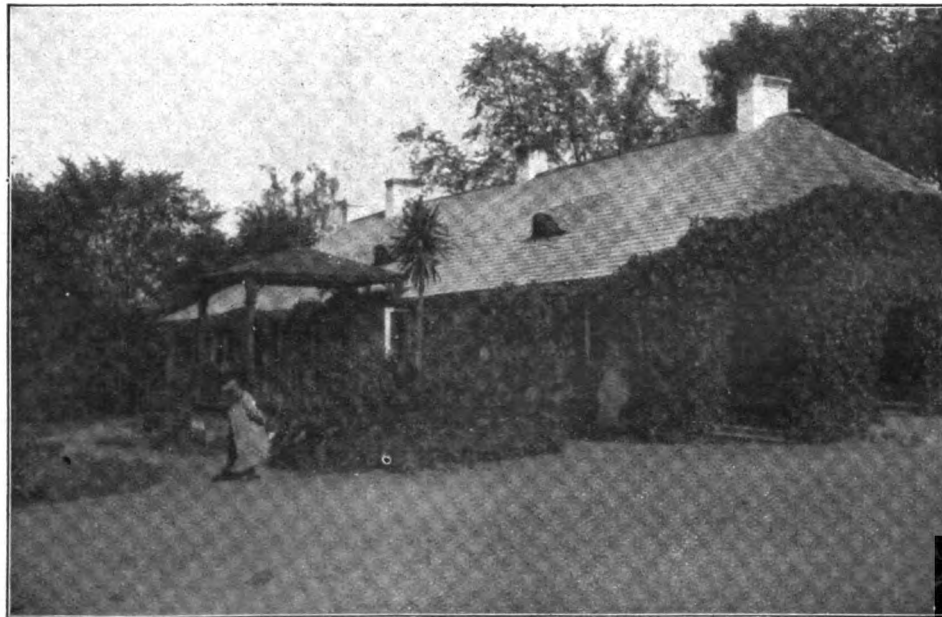
Ganz ergriffen standen wir auf dem hohen Ufer des Njemen, der sich hindurchwindet durch die wundervollen Forsten. Vieles erschien uns so deutsch in der Landschaft — wir dachten heimwärts an den Rhein, an die

Weßer, dachten an die Wälder der Mark und Pommerns. Jeder suchte wohl seine Heimat im fremden Landschaftsbilde.

Die Güter wurden anders als die Masse des Großgrundbesitzes in dem Polen beiderseits der Weichsel. Reicher und größer wurden die Besitzungen. Überall fanden wir die Ernte vollendet und leider zum größten Teil ostwärts fortgeführt,

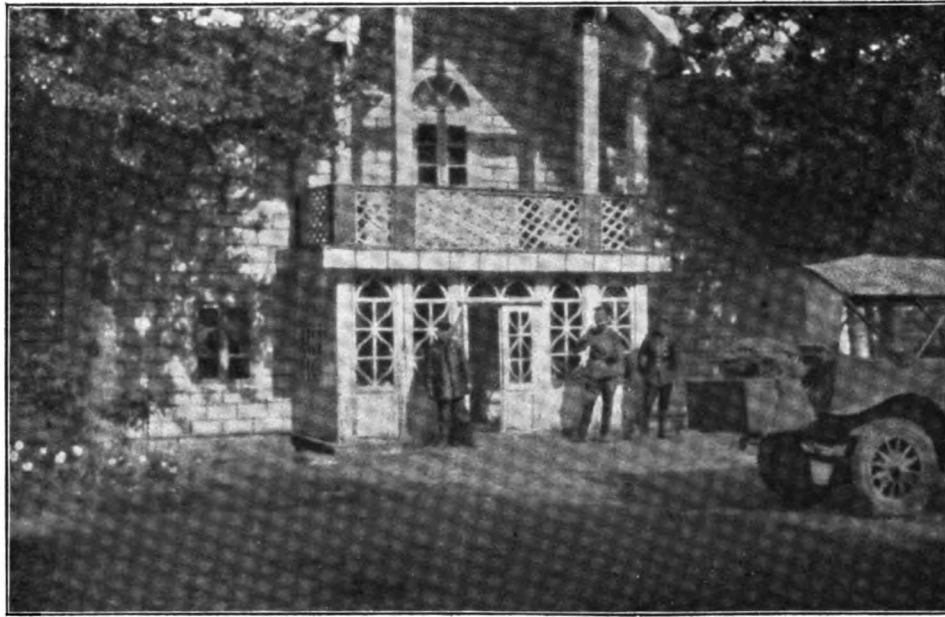


⌘ Schloß Dleszegewitz (im Dach sieht man den Volutentrufer einer russischen Granate). ⌘



⌘ Russisches Landhaus. ⌘

überall aber auch die Herbstbestellung begonnen, auf manchem der oft riesenhaften Schläge schon durchgeführt. Auf den Bauernfeldern sah es meist schlechter aus. Die Gutshäuser sind im allgemeinen nie prunkend — man findet natürlich auch Schlösser —, der Durchschnitt besteht in einfachen Holzbauten, einstöckig, aber mit viel Räumlichkeiten. Nie fehlt der prächtige Park, selten die große Allee, die zum Hause führt. Diese Alleen sind geradezu ein Wahrzeichen für die Güter. Wie oft freuten wir uns, wenn wir an eine Ortschaft herantritten und diese Baumreihen vor uns sahen und nun wußten, wir treffen ein Gutshaus an, wenn es auch leer und möbellos war. Ein Gutshaus hatte stets seine großen Vor- teile; es war sauberer als



Ein russisches Gutshaus.

die Bauernkaten, selbst wenn die Russen lange in ihm gehaust hatten, und man war in ihm sicherer vor allerlei Getier, wenn auch nie ganz sicher. Meist trafen wir die Häuser leer an, besonders wenn sie an der großen Straße lagen. Die Russen hatten dann die Möbel entfernt. Aber wir wußten uns zu helfen, wir führten unsererseits das notwendigste Mobiliar auf kleinen landesüblichen Wagen mit. Jeder tat das, denn man braucht doch Tisch und Stuhl zum Arbeiten. Die Bagage wird dabei natürlich nicht kleiner und nicht schöner, aber auch strenge Vorgesetzten Augen gewöhnen sich an dergleichen, gewöhnen sich an den Anblick eines Munitionswagens, auf dem ein Stuhl aufgebunden ist, wenn die Notwendigkeit seiner Mitführung erwiesen ist.

Wer geglaubt hatte, daß das nordwestliche Rußland ein häßliches Land sei, der war in einem Irrtum befangen gewesen. Und viele waren, glaube ich, dieser Meinung. Man dachte unwillkürlich an weite Steppen, grenzenlose Ebenen, und ritt hinein in ein bewaldetes Bergland. Hundert Kilometer südöstlich

Wilna liegt dieser Landstrich, der in der herbstlichen Bema- lung mich wieder und wie- der an die Harz- vorberge er- innerte, an die Gegend zwi- schen Halber- stadt und Wer- nigerode. Berg- rücken schließt sich an Berg- rücken, Wald an Wald. Dazwi- schen liegen ein- gebettet die Dörfer, und sie erscheinen mit ihren breiten Strohdächern lieblich wie un- sere deutschen Dörfer — aus der Ferne, wenn man sie durch- messen hat, fällt der Vergleich. Es ist ein mäch-

tiger Wuchs in den Bäumen Rußlands. Der lange Winter mag alles absterben lassen, was krank und schwach ist. So wachsen nur Riesen heran. Grellgelb und tiefrot stehen die Laubbäume im Herbstkleid nebeneinander, über anderen liegt wieder ein Bronzeton, als ob Patina die sterbenden Blätter bezogen hätte, und wieder andere halten ihr frisches Grün merkwürdig lange. Eine Farbeninfonie ist es in der leuchtenden Herbstsonne, der die ernsten Tannen und Fichten einen Halt und Rahmen geben. Augenblicke der Naturandacht hatten wir hier, Augenblicke des Ausruhens in all dem Haften zwischen Befehlen und Reiten, zwischen Kanonendonner und Kleingewehrfeuer. Und man ist so empfänglich für solche Augenblicke. Dankbar waren wir, daß Rußland kein häßliches Land war.



Der Njemen bei Mofity.



Die Schlacht bei Arras. Von Hans Benzmann

I.

Es gibt keinen Tag mehr und keine Nacht,
es gibt nicht Wochen, nicht Monate mehr,
es gibt nur noch eine einzige Schlacht!
Jedweder Tag verschlingt ein Heer,
der Boden bewegt sich wie ein Meer
im Sturm der Granaten bei Tag und bei Nacht, —
die Kanoniere schlafen nicht mehr —
das ist die eine, die furchtbare Schlacht,
die Schlacht bei Arras!

Grauschwarz und stumm
liegen die Kohlenzechen herum,
lassen die Klumpen der Schlackenberge
unfruchtbar auf der fruchtbaren Erde.
Von Fördertürmen und hohen Raminen
schwanen die finstren Rauchgardinen.
Im Norden im Dunst der Sonne liegt quer
heißatmend die Zeehe von Courrière.
Und Backsteinhäuser und halbe Ruinen,
und Lören, gestürzt über Schutt und Schienen.
Wie blutlose Äbern die staubigen Straßen
Und wenn die Granaten mit Pfeifen und Heulen
schwer plumpen und plaken in bröckelnden Massen,
dann pufft es empor, als würden mit Keulen
Riesensäcke voll Mehl geschlagen, —
dann zittern die Wände und fallen zusammen,
dann fahren aus Fenstern und Dächern die Flammen, —
dann ist es ein Laufen, ein angstvolles Fragen,
aus Kellern und Höhlen tauchen Gesichter,
huscht ein verkommnes, zerlumptes Gelichter,
schwindfüchtige Weiber und Kinder wie Greise ...
— — — Die stehn dort im Kreise ...

Was ist da geschehen, was starr'n sie entsezt —?
was zappelt und zuckt da, — was ist da zersezt?
Ein Kind schreit erbärmlich — ein Weib bricht nieder
und deckt mit den Lumpen die zuckenden Glieder ...
Und hui ein Pfeifen, und hoch im Bogen
kommt wieder der grasse Tod geslogen, —
sie ducken sich, huschen fort wie die Mäuse, —
und krachend fährt's wieder in ihre Gehäuse
und plakt auseinander mit schwarzem Rauch
und segt von der Straße Baum und Strauch ...
Und Stille und Jammern ... Nur die Gewehre
plappern herüber aus dunstiger Schwere,
aus Schützengräben und aus den Wäldern.

Und Truppen ziehn auf zertretenen Feldern.
Und über die Brücken rasseln Kolonnen — —
Da kommt es wieder gierig geschwommen
mit Heulen und Fauchen, — die Kanoniere
peitschen die Gänge, — hoch steigen die Tiere —
der Troß hält erstarrt — und im Augenblicke
splittern und krachen die Balken der Brücke,
der Bach wirft Steine und Trümmer und Glieder —
entfesselte Rosse jagen hinüber —
und alles zerschmettert! ... Nun kommen gefahren
die Rotbekreuzten mit ihren Bahren,

sie sammeln und sammeln und tragen und betten
und trösten und raten und reichen und retten
und kommen herüber und kommen geschritten
mit schweren Mienen und schweren Tritten — —

Sie hören das Jammern des armen Weibes
und erbarmen sich schnell des zersezten Leibes, —
ein junger Arzt hebt das Kind empor
und geleitet die Mutter zum rettenden Tor,
wo in den Sälen die vielen Wunden
ächzen und stöhnen, zermüht und zerfunden, —
die Ärzte, sie rennen wie Mütter umher,
die Ärzte, sie schlafen seit Wochen nicht mehr, —
es gibt keinen Tag mehr und keine Nacht,
es gibt nur noch eine einzige Schlacht,
die Schlacht bei Arras! ...

II.

November. Die Lorettohöhe raucht.
Durchwühltes Feld aus Morgennebeln taucht.
Aus einem Erdsplatt hebt sich ein Gesicht,
ein Mensch steigt aus der Erde an das Licht,
grau und verwittert, schweigend und gekrümmt, —
er lauscht und späht — fort ihn der Nebel nimmt.
Dann kommen drei, wie Schatten, und sie haben
schwer eine Last zu tragen — sie stehen und graben ...
sie betten ihre Last ins Grab hinein,
bekümmert und gebeugt, und schichten Stein auf Stein.
Dann steht noch einer lang am Grab allein.
Der Nebel schluckt ihn fort. Die Ferne dröhnt.
Es ist, als ob die Erde tief aufstöhnt.
Das Licht bricht durch. Die Aderfurchen leben.
Das ganze Land durchziehen Schützengräben.
Am Dorf Ablain geht ihre Schnur entlang,
hinauf zur „Kanzel“, über'n Ostabhang
der Höhe von Lorette, an der Kapelle
vorüber und hinab zur tiefen Stelle —
Schlammulde nennt man sie, — aus Schlamm und Blut
treibt in der Tiefe dort die träge Flut.

Das badische Regiment hat wochenlang
an diesem Abhang auf der Wacht gelegen.
Und immer fiel ein kalter Nebelregen,
der Kleider, Schuh und Riemenzeug durchdrang.
Bis an die Knöchel standen sie im Schlamm,
bis an die Knie' im Wasser, wenn der Damm
der Gräben von Granaten ward zerfossen
und Regensfröme von der Höhe flossen.
So standen sie in eisigen Winternächten,
so standen sie in täglichen Gefechten,
und immer, immerfort von grimmem Tod,
vom Sturme der Granaten wild umdroht.
Und rings umher die Besten niedersanken,
das Stöhnen, das Geschrei ließ sie nicht wanken, —
von Minen wurden sie zerrissen und verschüttet,
kein Tod hat ihren starken Geist zerrüttet,

und kein Entsetzen hat ihr Herz besiegt.
Wenn alles um sie her zerschmettert liegt,
dann hocken sie in Löchern, schwarzgebrannt
von Staub und Rauch, wie auf dem Scheibenstand
erwarten sie den Ansturm unverwandt
und werfen ihn zurück vom Grabenrand.

Täglich ging so der Kampf um den Schützengraben.
Und vor allem die „Ranzel“ durfte der Feind nicht haben.
Von ihrer Kuppe war einzusehn
die Straße von Souchez nach Ablain.
Ablösung und Zufuhr, alles in Frage gestellt —
Aber das Regiment die „Ranzel“ hält.
Von der Topart-Mühle herüber fauchten und schrien
bei Tag und bei Nacht des Feindes Batterien,
vom Bois de Bouvigny, vom Bois de la Hale
heulten sie her bei Sturm und Schnee.
Sie beschießen die „Ranzel“ von vorn und im Rücken,
ein dichter Hagel von Eisenstücken
trommelt tagtäglich die Gräben ein.
Fieberhaft wurde beim trüben Schein
der schneeschweren Wolken bei Nacht gebaut,
wurden Brustwehren aufs neue verstaubt,
Drahtverhaue geflickt und gerichtet —
tagdrauf war wieder alles vernichtet ...

Anders ist die bewegliche herrliche Schlacht,
sie rauscht über die Felder dahin mit furchtbarer Macht,
Alles, Gefahr, Wut, Rausch, Entsetzen, Blut,
Triumph und Tod ist eine einzige Flut!
Aber wie übermenschlich, wie heldenhaft
ist das Entsetzen, ist erst die Kraft,
die in den Gräben tagein und tagaus
Monde lang kämpft, tagelang stirbt,
in Schutt und Schlamm ersinkt und verdirbt! ...
Das Regiment hielt es aus!

Das Regiment ging oft sogar vor.
Es nahm stets doppelt, was es verlor.
Verluste machte es zehnmal wett.
So nahm es im März Notre Dame de Lorette.
Die Kapelle zerfiel in Asche und Trümmer.
Die Glocke stürzte mit wehem Gewimmer
in Schutt und Scherben. Des Feindes Stand
war voll von Leichen bis zum Rand, —
das Gräbergraben kein Ende fand ...

■

So kam der blutigste Tag heran,
der neunte Tag des Mai's.
Mit Übermacht griff Joffre an,
die Hüh'n wollt er um jeden Preis.
Er warf über Souchez und Ablain
gegen die „Ranzel“ ganze Armeen.
Ein Höllenfeuer rings entbrennt,
in Flammen steht das Firmament.

Wie glühende Messer zischten scharf
Granaten über die Gräben hin,
die Erde sich wie kreisend warf,
und Menschenleiber zuckten drin.
Schwarzelber Rauch steigt in die Luft, —
kein Graben mehr, nur Kluft an Kluft, —
der Boden wankt, der Boden rennt ...
Stand hält das Regiment!

Den Schädel in den Sand gepreßt,
liegt langhin Mann für Mann.
Schreit einer auf — bleib fest, bleib fest,
was geht's dich heute an ...
Schlägt noch dein Herz? Lebst du denn noch?
Nichts denken .. nichts — — Du lebst ja noch —

horch, hörst du's nicht? Auf Kompagnie! ..
Das Feuer schweigt — jetzt kommen sie!

Sie springen an wie Löwenbrut,
sie rasen wie ein Sturm heran
mit einem unerhörten Mut, —
nie sah man sie so stürmen an!
Der Wahnsinn peitscht sie auf uns zu —
Jetzt ist's so weit! Jetzt zielt in Ruh!
Schnellfeuer! .. Und das Sturmfeld steht,
und ganze Reih'n sind hingemäht!

Bald geht der Sturm aufs neue los —
Gewehre hämmern ins Gebrüll —
der Feind braust an, Schlag, Hieb und Stoß
und Klirren, Fallen, Schreien schrill —
Dann stutet, was noch lebt, zurück — —
Was ist denn das? Ein Grabensfüß
hält weiter noch der Feind besetzt —
Sandsäcke her! Jetzt gilt es, jetzt!

Und Handgranaten schlagen an,
der Graben locht in Qualm und Rauch —
Doch Snab uns Gott! von vorn heran
braust wieder an in wildem Lauf
der Feind — im Rücken, überall,
von allen Seiten drängt der Schwall
in dichtem Schwarm — — nun halte aus,
nun, Regiment, halt aus!

Das Regiment hielt stand, hielt aus!
Jetzt kämpfte jeder still für sich
und dacht im bitteren Todesgraus:
das Regiment bin ich, bin ich!
und hob sich aus den Hüften groß
und schlug mit Flammenschwertern los,
schlug in den Rubel scharf und schnell,
zertlobend wie St. Michael!

Doch immer neue stürmen an,
und Mittag wird's, es wird zwei Uhr —
Als plötzlich Artillerie begann
und ein Granatenhagel fuhr
vernichtend in den Feind hinein ..
Mit letzten Kräften muß es sein!
das Regiment hält aus! ... und schon
greift ein ein frisches Bataillon.

■

Der Feind läßt nach. Der Abend naht.
Ab klingt die wildverworrene Schlacht.
Betäubt, todmüd sinkt der Soldat
wie Erde in den Schoß der Nacht.
Ein Regiment durch's Dunkel zieht ...
Horch, fernher klingt ein altes Lied —:
„Und sehet ihr nicht das Leben ein,
nie wird euch das Leben gewonnen sein!“

III.

Die Lorettohöhe steigt golden und grün
aus Büschen empor, aus lieblichem Blühn,
anmutig von Hügelketten flankiert,
von einem Wäldchen betront und garniert.
Sie atmet im glühenden Sonnenschein —
Ach, deine Heimat fällt dir ein,
du deutscher Mann hier auf der Wacht, —
an Thüringen hast du eben gedacht.
Aber dort oben wohnt das Entsetzen,
Bilder des Grauns dort oben sich hehen:
die Lorettohöhe ist nichts als ein Grab,
ein Riesengrab senkt sich vor dir hinab.

Tausend und abertausend liegen
 dort auf der Höhe, dort auf den Stiegen.
 Sie fielen im Herbst, im Winter, im Mai,
 sie wurden begraben, sie liegen frei, —
 sie lagen in greller Sonnenglut,
 im Schnee, in peitschender Regenflut, —
 sie lagen wohl Wochen und Monate lang, —
 über sie hin der Schlachtlärm klang, —
 sie sahen offenen Auges empor
 in der ewigen Sterne schimmernden Chor, —
 während die Erde ihr müdes Gebeln
 langsam zerrte in sich hinein.
 Dort oben sind Gräber voll Wasser und Schlamm,
 Arme ranken sich noch um den Stamm,
 aus Sümpfen blicken verblichne Gesichter,
 strecken sich Hände noch nach dem Lichte ...
 Langsam, gar langsam versinken die Toten —
 Aber wofür sie herrlich entlohten,
 gilt mehr als Tod und als Todesnacht:
 Sie haben gehalten gen Frankreich die Schlacht!
 Es gibt keinen Tag für sie, keine Zeit:
 sie leben in aller Ewigkeit,
 die Sieger von Arras!

IV.

Der Sommer kam, der Sommer geht hin in Rauch und Blut.
 Von Artois die Städte zerfallen in Asche und Schutt.
 Granaten schlagen die Türme wie alte Hüte ab.
 Und Leben, blühendes Leben sinkt tausendfach ins Grab.

Den Kataomben gleichen die Schützengräben rings,
 in Schichten liegen die Leichen in Wänden rechts und links.
 Und ach, es wird kein Ende, — als sich die Blätter färben,
 da wird es erst ein Würgen, da wird es erst ein Sterben...

Uns ist in alten Mären wunders viel gesagt
 von preiswerten Helden, von dem, was sie gewagt,
 von hochgemuten Zeiten, von Weinen und von Klagen,
 von kühner Reden Sterben habt ihr wohl Wunder hören sagen ...

Was hier geschah an Taten, an stillem Heldentum,
 das weiß kein Mensch zu melden, das ist von höchstem Ruhm,
 das ist in unsern Zeiten, die voll des Wunders sind,
 der Wunder allergrößtes, draus Sieg und Segen rinnt!

September ist gekommen, da hub es wieder an:
 mit Stürmen von Granaten die Riesenschlacht begann,
 von Tag zu Tage steigert das wilde Feuer sich,
 das Gräben und Quartiere lawinenhaft bestrich.

Es tastet ab die Wege, es reißt die Wälder ein,
 es ebnet Damm und Hügel, — blutroter Feuerschein
 entströmt aus tausend Schlünden und geistert durch die Nacht,
 ein Heer von feurigen Drachen bekämpft sich über der Schlacht.

Im Fieber liegt die Ferne, die Städte brüten schwül,
 das Wuchsen der Geschütze dröhnt bis ins Herz von Lille.
 Steht noch die Sonne am Himmel, sind Sterne noch zu sehn?
 Es ist wie Weltenende, die Stunden stille stehn.

Tagtäglich rollen die Salven vom ersten Morgengrau'n,
 fortwährend über den Gräben die schwarzen Wolken brau'n.
 Es ist, als ob aus der Erde die breiten Flammen schlagen,
 als ob dicht über der Erde Gewitter sich entladen.

Doch ob die Gräben zerfallen, ob Erde und Mensch
 sich wie Brei
 zermalmt zusammenballen — den Deutschen ist's einerlei.
 Aus schwarzen Gesichtern leuchten die Augen fieberrot,
 und einem nach dem andern greift ins Genick der Tod.

Und jeder steht es kommen und weiß es ganz gewiß —
 wahnsinnig schweift das Denken durch Grauen und
 Finsternis —

o Heimat, meine Kinder! ... nur einen Augenblick —
 und hier und da sinkt stöhnend ein schwerer Leib zurück ...

Und einer nach dem andern, bis auf den letzten Mann ...
 Dann kommt aus Unterständen ein neues Kommando an, —
 sie schieben die Toten beiseite, sie blicken hart und leer, —
 schon stürzt das Trommelfeuer zermalmend über sie her ...

Der Wolkenbruch der Granaten hört endlich, endlich auf —
 Nun wogen heran im wilden, im rasend wilden Lauf
 Sturmwellen hintereinander, wohl zehn, wohl zwölf und
 mehr —

und wehe, der Wind trägt Gase vernichtend vor ihnen her ...

Die Deutschen stehn und warten ... erblindet mancher
 wandt ...

ersticht sind ganze Reihen .. die erste Linie schwankt ..
 schwer wogt im Handgemenge der ganze Horizont ..
 schon geht's um die Geschütze .. schon zittert leis die Front ...

Jetzt aber stürmen die Deutschen gegen die Übermacht, —
 Kraftwagen holen Reserven ... Und wieder steht die Schlacht.
 Bei Souchez, bei GivENCHY, bei Hulluch und bei Loos,
 allüberall ein Ringen, schier übermenschlich groß! ..

In Loos rast durch die Gassen die Schlacht wohl
 stundenlang,

verlängerte Ränkel wälzen sich an den Häusern lang,
 Laufgräben sind die Keller, Engländer stürmen hier,
 die Handgranaten krachen durch Fenster, Tor und Tür.

Und ganze Häuser fliegen empor in Rauch und Flammen,
 Stagen brechen nieder, und Scheunen stürzen zusammen,
 verschüttet liegt darunter so mancher wunde Mann,
 erschlagen und begraben, ersticht in Sand und Schlamm ...

Bei Souchez war's nicht anders, hier geht es Grab
 um Grab,

hier spielt der Kampf entseßlich sich auf dem Friedhof ab.
 Die Kreuze sind zerfressen, Granaten schlagen ein
 und fressen in die Gräfte sich tief und tiefer ein —

Hinab bis zu den Särgen — die Toten kommen empor, —
 rostbraune Wolken zerstäuben, hoch fliegt verblichener Flor ..
 Und in die Trichter flüchten die Lebenden hinab
 und neben zerwühlten Särgen hocken sie, Grab an Grab ...

Und Handgranaten plagen, Sperrfeuer spreizt die Flügel,
 kein Mensch, kein Engel käme durch diesen Höllenriegel.
 Als nun die Deutschen stürmen, da strecken hundert Hände
 sich zitternd aus den Gräften — — Doch nimmt der
 Kampf kein Ende.

Um Souchez und GivENCHY wird immer noch gerungen. —
 Die große Offensive jedoch ist nicht gelungen! —
 So geht auch der Oktober: der ganze Horizont
 ist oft wie eine Lohe. Stand hielt die deutsche Front!

Stand hielt das ganze deutsche Heer! ... Von
 Wunderdingen melden

die Lieder alter Zeit, von todeskühnen Helden,
 von hochgemutem Sterben, von Weinen und von Klagen
 habt ihr wohl Wunder hören sagen — —

Was heut' geschieht an Taten, an höchstem
 Menschentum,
 das weiß kein Preis zu werten, das strahlt in
 einem lichten Ruhm!
 So will in unseren Zeiten, die voll der Selbst-
 sucht waren,
 das deutsche Volk sich herrlich, sich einzig offen-
 baren!

Anhang:
Urkunden und amtliche Telegramme

Dritter Teil:
Vom 18. Januar bis 20. Juli 1915

Anhang: Urkunden und amtliche Telegramme.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 18. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: In Gegend Neuport nur Artilleriekampf. Feindliche Angriffsbewegungen sind in den letzten Tagen nicht wahrgenommen. An der Küste wurden an mehreren Stellen englische Minen angeschwemmt. — Bei La Boisselle, nordöstlich Albert, warfen unsere Truppen im Bajonettangriff Franzosen, die sich im Kirchhof und im Gehöft südwestlich davon wieder festgesetzt hatten, heraus und machten drei Offiziere und hundert Mann zu Gefangenen. — Im Argonner Walde wurden mehrere französische Gräben erobert, die französischen Besatzungen fast aufgerieben. Ein Angriff der Franzosen auf unsere Stellungen nordwestlich Pont-à-Mousson führte auf einer Höhe 2 Kilometer südlich Villerupt bis in unsere Stellung; der Kampf dauert noch an. — In den Vogesen und im Oberelsaß herrschten starkes Schneetreiben und Nebel, die die Gefechtsstätigkeit behinderten. — Östlicher Kriegsschauplatz: Im nördlichen Polen versuchten die Russen über den Wkra-Abchnitt bei Radzanow vorzustoßen, wurden aber zurückgewiesen. In Polen westlich der Weichsel hat sich nichts Wesentliches ereignet. (W. T. B.)

Russische Schluppe östlich Zakliczyn.

Wien, 18. Januar. Amtlich wird verlautbart: 18. Januar 1915, mittags: Nördlich der Weichsel keine wesentlichen Ereignisse. Auf den Höhen östlich Zakliczyn zwang unsere Artillerie durch konzentrische Feuer die Russen zum Verlassen einiger vorderster Schützengruppen. Die rückgängige Bewegung übertrug sich beim Feinde auch auf andere Teile der Front, so daß schließlich in einer Ausdehnung von 6 Kilometer der Gegner seine vorderste Stellung räumte, in unserem wirkungsvollsten Artillerie- und Maschinengewehrfeuer in Unordnung auf die nächsten Höhenlinien zurückging, hierbei zahlreiche Gewehre und viel Munition in der früheren Stellung zurücklassend. An der übrigen Front in Westgalizien nur Geschützkampf. In den Karpathen nur unbedeutende Patrouillengefechte.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 20. Januar 1915. — Westlicher Kriegsschauplatz: Im Abschnitt zwischen Küste und Eps fanden nur Artilleriekämpfe statt. — Bei Notre Dame de Lorette nordwestlich Arras wurde dem Feinde ein 200 Meter langer Schützengraben entzissen, dabei sind zwei Maschinengewehre erbeutet und einige Gefangene gemacht. — In den Argonnen nahmen unsere Truppen einige feindliche Schützengräben. An einer Stelle betrug unser Geländegewinn der letzten Tage wieder 500 Meter. — Im Walde nördlich Sennheim schritt unser Angriff gut fort, der Hirzstein wurde genommen, zwei Offiziere, vierzig Alpenjäger wurden gefangen genommen. (W. T. B.)

Deutscher Luftangriff auf die englische Küste.

Amtlich wird durch W. T. B. gemeldet: In der Nacht vom 19. zum 20. Januar haben Marineluftschiffe einen Angriff gegen einige besetzte Plätze an der englischen Ostküste unternommen. Hierbei wurden bei nebligem Wetter und Regen mehrfach Bomben mit Erfolg geworfen. Die Luftschiffe wurden beschossen, sind aber unverfehrt zurückgekehrt.

Kämpfe am Dunajec.

Wien, 20. Januar. Amtlich wird verlautbart: 20. Januar 1915: Die allgemeine Lage ist unverändert. An der Front in Polen fanden, abgesehen von Patrouillengefechten,

nur Artilleriekämpfe statt. Am Dunajec beschloß unsere Artillerie mit Erfolg Abschnitte der feindlichen Infanterielinie und erzwang die Räumung eines stark besetzten Meierhofes. Eine eigene Abteilung drang bis an den Fluß vor, brachte dem Gegner mehrere hundert Mann Verluste bei und zerstörte noch die vom Feinde eingebaute Kriegsbrücke über den Dunajec.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 21. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Zwischen Küste und Eps fanden auch gestern nur Artilleriekämpfe statt. — Der vorgestern von uns genommene Schützengraben bei Notre Dame de Lorette ging heute nacht wieder verloren. — Nordwestlich Arras griffen die Franzosen beiderseits der Chaussee Arras—Lille wiederholt an, wurden aber zurückgeschlagen. — Südwestlich Berru-au-Bac wurden den Franzosen zwei Schützengräben abgenommen, die trotz lebhafter Gegenangriffe von uns behauptet wurden. — Französische Angriffe gegen unsere Stellungen südlich St. Mihiel wurden abgewiesen. — Nordwestlich Pont-à-Mousson gelang es einen Teil der uns vor drei Tagen entzissenen Stellungen zurückzunehmen. Unsere Truppen eroberten dabei vier Geschütze und machten mehrere Gefangene. Um den Rest der verlorengegangenen Stellung wird noch gekämpft. — In den Vogesen nordwestlich Sennheim dauern die Kämpfe noch an. — Östlicher Kriegsschauplatz: Ein kleineres Gefecht östlich Lipno verlief für uns günstig, hundert Gefangene blieben in unserer Hand. — Im Gelände westlich der Weichsel nordöstlich Borzimow schritt unser Angriff fort. — Ein russischer Angriff westlich Lopuszno südwestlich Konskie wurde abgewiesen. (W. T. B.)

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 22. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Anhaltender Regen schloß eine größere Gefechtsstätigkeit zwischen Küste und La Bassée-Kanal aus. — Bei Arras Artilleriekämpfe. — Einer von den südwestlich Berru-au-Bac vorgestern genommenen Schützengräben wurde, da er durch die einstürzenden Mauern einer Fabrik teilweise verschüttet war, aufgegeben und gesprengt. — Ein französischer Angriff nördlich von Verdun wurde leicht abgewiesen. — Nach den vorgestrigen Kämpfen südlich St. Mihiel hielten sich kleinere französische Abteilungen noch unweit unserer Stellungen. Durch einen Vorstoß wurde das Gelände vor unserer Front bis zur alten Stellung der Franzosen gefäubert. — Der Kampf um Crotz des Carmes nordwestlich Pont-à-Mousson dauert noch fort. Ein starker französischer Angriff gegen den von uns wiedereroberten Teil unserer Stellung wurde unter schweren Verlusten für den Feind zurückgeschlagen. — In den Vogesen nördlich Sennheim warfen unsere Truppen den Feind von den Höhen des Hartmannsweilerkopfes und machten zwei Offiziere, 125 Mann zu Gefangenen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Am Sucha-Abchnitt schritten unsere Angriffe langsam fort. (W. T. B.)

Österreichisch-ungarische Erfolge an der Nida.

Wien, 22. Januar. Amtlich wird verlautbart, 22. Januar 1915, mittags: Nördlich der Weichsel entwickelte sich gestern lebhafterer Geschützkampf; unsere Artillerie wirkte namentlich in dem südlichsten Nida-Abchnitt und bei Chencin, wo der Bahnverkehr der Russen durch Volltreffer auf eine Eisenbahnstation empfindlich gestört wurde, mit besonderem Erfolge. Auch südlich der Weichsel an allen Teilen der Front Geschützkampf mit wechselnder Stärke.

Erfolge in den Argonnen und bei Pont-à-Mousson.

Großes Hauptquartier, 23. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Feindliche Flieger warfen gestern ohne Erfolg bei Gent und Seebrügge Bomben ab. — Zwischen Souain und Perthes, nördlich des Lagers von Chalons, griff der Feind gestern nachmittag an, der Angriff brach in unserem Feuer zusammen. Der Feind flüchtete in seine Gräben zurück. — Im Argonner Walde eroberten unsere Truppen westlich Fontaine la Motte eine feindliche Stellung, machten drei Offiziere, 245 Mann zu Gefangenen und erbeuteten vier Maschinengewehre. — Nordwestlich Pont-à-Mousson wurden zwei französische Angriffe unter schweren Verlusten für den Feind abgeschlagen. Bei den Kämpfen zur Zurückgewinnung unserer Gräben wurden dem Feind seit dem 21. Januar sieben Geschütze und ein Maschinengewehr abgenommen. — Bei Wisembach wurden Alpenjäger zurückgeworfen. — Mehrere nächtliche Angriffe des Feindes auf Hartmannsweilerkopf blieben erfolglos. — Östlicher Kriegsschauplatz: Im nördlichen Polen in Gegend Przaszys wurde ein unbedeutender russischer Angriff abgewiesen. Aus Blinno und Gojsk wurden die Russen herausgeworfen; schwächere auf Szpital Gorny vorgehende russische Abteilungen wurden zum Rückzug gezwungen. — Unsere Angriffe gegen den Sucha-Abschnitt schreiten fort, in Gegend Rawa und westlich Chenciny lebhafteste Artilleriekämpfe.

(W. T. B.)

Wiedereroberung von Kirlibaba.

Wien, 23. Januar. Amtlich wird verlautbart: 23. Januar 1915: In Polen, Westgalizien und in den Karpathen keine wesentlichen Ereignisse, stellenweise Geschützkampf, sonst Ruhe. Die wiederholten russischen Angriffe auf unsere Stellungen in der südlichen Bukowina endeten gestern mit der Wiedereroberung von Kirlibaba und der die Stadt beherrschenden Höhen durch unsere Truppen. Die Russen zogen sich unter schweren Verlusten zurück. Die Versuche des Gegners, über Jakobow und Kirlibaba weiter Raum zu gewinnen, sind daher vollkommen gescheitert.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 24. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Im Argonner Walde wurden zwei französische Angriffe mühelos zurückgewiesen. — In den Vogesen, am Hartmannsweilerkopf und nordöstlich Steinbach, machten wir Fortschritte und nahmen fünfzig französische Jäger gefangen. — Östlicher Kriegsschauplatz: In Ostpreußen und im nördlichen Polen keine Veränderung. — Unser Angriff gegen den Sucha-Abschnitt bei Borzhmow war erfolgreich; feindliche Gegenangriffe wurden unter schweren Verlusten für die Russen abgeschlagen. — Russische Angriffe in Gegend nordwestlich Opozno scheiterten.

(W. T. B.)

Seeschlacht bei Helgoland.

Berlin, 24. Januar. Bei einem Vorstoß S. M. Panzerkreuzer „Seydlitz“, „Derfflinger“, „Moltke“ und „Blücher“ in Begleitung von vier kleinen Kreuzern und zwei Torpedobootsflottillen in die Nordsee kam es heute vormittag zu einem Gefecht mit englischen Streitkräften in der Stärke von fünf Schlachtkreuzern, mehreren kleinen Kreuzern und 26 Torpedobootszerstörern. Der Gegner brach nach drei Stunden 70 Seemeilen westnordwest von Helgoland das Gefecht ab und zog sich zurück. — Nach bisheriger Meldung ist auf englischer Seite ein Schlachtkreuzer, von unseren Schiffen der Panzerkreuzer „Blücher“ gesunken. Alle übrigen deutschen Streitkräfte sind in die Häfen zurückgekehrt.

(W. T. B.)

Halbamtlicher Bericht: Über das Seegefecht, das am Sonntag in der Zeit von etwa 9 Uhr vormittags bis gegen 12¹/₂ Uhr mittags stattgefunden hat, sind inzwischen nähere Berichte eingegangen, die die ersten amtlichen deutschen Meldungen nicht nur in vollem Umfange bestätigen, sondern

sie in gleicher Richtung ergänzen. Diese Tatsache möge vorweg festgestellt sein, da von englischer Seite heute die Angabe wiederholt wird, daß am Sonntag kein englisches Schiff verloren gegangen sei. Es verdient allerdings hervorgehoben zu werden, daß die „amtliche“ Meldung nicht von der britischen Admiralität herrührt, vielmehr unter der Flagge des Reuter'schen Bureaus in die Welt gesandt wird. Der englischen Ablehnung gegenüber ist daran festzuhalten, daß in dem Gefecht bei Helgoland tatsächlich ein britischer Schlachtkreuzer gesunken ist. Das steht außer Zweifel. Sein Untergang wurde von einem ZeppeLinkreuzer, der über der Kampfschlacht schwebte, ferner von unserem Panzerkreuzer „Moltke“ sowie von dem Torpedoboote beobachtet, das dem schon schwer beschädigten britischen Kriegsschiff zwei Torpedoschüsse beibringen konnte.

Wie schon bekannt ist, nahmen auf deutscher Seite an dem Gefechte vier große Kreuzer, mehrere kleine Kreuzer und zwei Torpedobootsflottillen teil. Die deutschen Schiffe waren auf Fahrt mit westlichem Kurs, westnordwestlich von Helgoland. Vermutlich bewegten sie sich in der normalen Formation der einfachen Kiellinie, d. h. die vier großen Kreuzer an der Spitze, darauf die kleinen Kreuzer; die Torpedoboote in der Nähe der großen Kreuzer. Der englische Verband kam aus der Richtung von der englischen Küste. Welche Ziele die englischen Seestreitkräfte verfolgten, ist hier natürlich nicht bekannt. Möglich ist, daß sie lediglich Patrouillendienst zu versehen hatten. 120 Seemeilen westnordwestlich von Helgoland wurde der Feind gesichtet. Darauf wechselte unser Verband den Kurs, indem er südöstlichen Kurs nahm. Dieses Manöver hatte offensichtlich den Zweck, den Gegner nach der deutschen Küste heranzuziehen, wo möglicherweise Helgoland eingreifen, vielleicht auch deutsche Unterseeboote oder die deutsche Minenperre sich wirksam erweisen konnten. Nicht ohne Einfluß auf die Entscheidung des deutschen Admirals mögen auch Rücksichten auf Wind- und Beleuchtungsverhältnisse gewesen sein, die bekanntlich für den Verlauf von Seekämpfen von Bedeutung sind. Als die beiden Gegner sich in südöstlicher Richtung bewegten, war die deutsche Linie gegen die englische um eine Strecke vorgeschoben. In südöstlicher Richtung verlief das Gefecht und näherte sich bis auf 70 englische Meilen Helgoland. Als die beiderseitigen Streitkräfte etwa 20 Kilometer voneinander entfernt waren, eröffnete der britische Admiral das Feuer. Der Kommandant der deutschen Streitkräfte, Admiral Hipper, hatte auf dem „Seydlitz“, der die Spitze hielt, seine Flagge gesetzt. Der „Blücher“ fuhr als letzter der großen Kreuzer. Mit Rücksicht auf den „Blücher“ mußte die Fahrgeschwindigkeit auf höchstens 25 Seemeilen gehalten werden, während die englischen Schiffe ihre Geschwindigkeit auf 28 Seemeilen steigern konnten, wodurch sie selbstverständlich im Vorteil waren. Trotz dieser Überlegenheit suchten die Engländer nicht näher an die deutschen Schiffe heranzukommen, sondern aus einer Entfernung von zunächst 20 Kilometer Treffer zu erzielen. Später verminderte sich die Entfernung auf etwa 15 Kilometer. Von den Engländern wurde der „Blücher“ unter starkes Feuer genommen. Durch einen schweren Schuß erlitt er bald nach Beginn des Kampfes Maschinen-Havarie, legte über, setzte aber den Kampf fort. Die anderen deutschen Schiffe konnten ihm keine Hilfe bringen, da sie im Kampfe fortfahren mußten. So konnten sich dem „Blücher“, der in seiner Manövrierfähigkeit naturgemäß stark beeinträchtigt war, englische Torpedoboote nähern, und seinen Untergang durch Torpedoschüsse vollenden. Um 12 Uhr 37 Minuten wurde eine heftige Explosion vernehmbar, wonach der „Blücher“ sank. Den Engländern kostete der Kampf mit dem „Blücher“, wie sicher feststeht, zwei Torpedobootszerstörer, die durch ihn vernichtet wurden. Aus dem schon angegebenen Grunde konnten unsere Streitkräfte sich auch am Rettungswerk nicht beteiligen. Die Überlebenden des „Blücher“, der am weitesten nach der Richtung Englands

stand, wurden von leichten englischen Streitkräften aufgenommen. Die Zahl der Geretteten ist nach den neuesten Berichten auf 200 gestiegen.

Der Kampf war inzwischen weitergegangen und wurde dann von dem englischen Admiral abgebrochen. Aber die Gründe dieses Entschlusses ist man auf deutscher Seite auf Mutmaßungen angewiesen. Unmittelbar kann Helgoland hierauf nicht eingewirkt haben, da es immer noch 70 Seemeilen entfernt war. Ob die Annäherung an die deutsche Küste ihm unbehaglich war, ob er Besorgnisse wegen deutscher Unterseeboote hatte oder ob das Auscheiden eines seiner Schlachtkreuzer maßgebend war, entzieht sich für uns der Feststellung. Der zuletzt angeführte Grund ist der wahrscheinlichste. Tatsache ist, daß ein Schlachtkreuzer zurückblieb und in Dunst und Rauchwolken in die Nähe eines deutschen Torpedobootes geriet, durch das er zweimal mit Torpedoschüssen getroffen wurde. Sein Untergang ist, wie schon hervorgehoben wurde, unbedingt sicher festgestellt.

Stellt man diesen Verlust dem Untergang des „Blücher“ gegenüber, so ist der englische Verlust schon hier beträchtlich größer, da es sich bei den Engländern um einen modernen Schlachtkreuzer handelt. Außerdem wurden an den englischen Schiffen schwere Beschädigungen beobachtet, so das Umfallen von Masten und Schornsteinen. Englische Berichte geben ferner selbst zu, daß der Schlachtkreuzer „Lion“ einen Unterwassertreffer erhalten und, da einige Abteilungen vollliefen, vom „Indomitable“ in Schlepp genommen werden mußte. Aus dem Umstande, daß nach englischen Angaben zehn Mann des „Lion“ getötet und zehn verwundet wurden, ergibt sich, daß andere deutsche Schiffe den Panzerstich durchschlugen und somit erheblichen Schaden angerichtet haben müssen. Von deutscher Seite wurde weiter beobachtet, daß auf einem anderen britischen Schlachtkreuzer durch Treffer ein großer Brand und Maschinen-Havarie entstand. Dazu kommt der Verlust an Torpedobootzerstörern. Außer den schon erwähnten Fahrzeugen dieser Art, die der „Blücher“ in Grund geschossen hat, ist ein Zerstörer durch ein deutsches Unterseeboot vernichtet worden. Ein vierter Zerstörer („Meteor“) hat so schwere Beschädigungen erlitten, daß er in Schlepp genommen werden mußte. Die kleinen Kreuzer haben auf beiden Seiten am Kampfe nicht teilgenommen.

Vom „Blücher“ abgesehen, haben unsere Schiffe nicht wesentlich gelitten. Einer unserer Kreuzer ist völlig unbeschädigt geblieben. Auf einem anderen wurden durch einen Volltreffer geringer Sachschaden sowie Verluste einiger Menschenleben verursacht. Ein dritter Kreuzer hatte eine unbedeutende Schußverletzung und zwei Tote zu verzeichnen. Von den deutschen Torpedobootten ist keines gesunken noch beschädigt worden; auch sind keine Menschenverluste zu beklagen.

So steht es in Wahrheit um das Gefecht bei Helgoland, das die englische Presse zu einem großen Siege aufgebauscht hat. Gewiß empfinden wir lebhaftes Bedauern um den Untergang des „Blücher“ und den Verlust mehrerer Hundert braver deutscher Seeleute. Diese starben den Heldentod, dem sie mit Mut und unbeirrbarer Pflichttreue entgegen gingen. Mit Befriedigung aber können wir auf den Ausgang dieses Gefechtes zurückblicken, das wahrlich nicht zuungunsten Deutschlands ausgegangen ist.

(Nordd. Allg. Ztg.)

Gefechte bei Gumbinnen.

Großes Hauptquartier, 25. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: In Gegend Nieuport und Npern fanden Artilleriekämpfe statt. Südwestlich Berru-au-Bac ging uns ein vor einigen Tagen den Franzosen entrissener Graben verloren. — Während gestern nördlich des Lagers von Chalons nur Artilleriekampf stattfand, kam es heute dort auch zu Infanteriegefechten, die noch andauern. — Im Argonner Wald nördlich Verdun und nördlich Toul lebhafteste Artillerietätigkeit. — Die französischen Angriffe auf Hartmannsweilerkopf wurden sämtlich abgeschlagen. Die Kämpfe im Walde sind für die Franzosen sehr verlustreich. Nicht weniger als 400 fran-

zösische Jäger wurden tot aufgefunden; die Zahl der französischen Gefangenen erhöht sich. — Östlicher Kriegsschauplatz: In Ostpreußen Artilleriekampf auf der Front Löhnen — östlich Gumbinnen und nördlich. Der Feind wurde durch unser Feuer gezwungen, einzelne Stellungen südöstlich Gumbinnen zu räumen. Nordöstlich Gumbinnen wurden feindliche Angriffe unter schweren Verlusten für die Russen abgeschlagen. (W. T. B.)

Englische Niederlage bei Sandfontein.

25. Januar. Eine amtliche Meldung des Gouverneurs von Deutsch-Südwestafrika bestätigt die Niederlage der Engländer bei Sandfontein am 25. September v. J. Danach sind in dem unter Führung des Oberstleutnants von Hepdenbrock stattgehabten Gefecht drei englische Schwadronen von unseren Truppen vernichtet worden; fünfzehn Offiziere, darunter ihr Führer Oberst Grant, und 200 Mann wurden gefangen und zwei Geschütze erbeutet. Verluste auf unserer Seite: Zwei Offiziere und zwölf Mann gefallen, fünfundzwanzig Mann verwundet. Nach der amtlichen englischen Berichterstattung aus Pretoria von Anfang Oktober waren demgegenüber die Verluste der vereinigten Engländer und Südafrikaner auf nur fünfzehn Tote, einundvierzig Verwundete, sieben Vermißte und fünfunddreißig Gefangene angegeben worden.

Glückliche Gefechte in den Karpaten.

Wien, 25. Januar. Amtlich wird verlautbart: 25. Januar. In Polen und Galizien keine wesentlichen Ereignisse. Nur an der Nida hat lebhafter Geschützkampf stattgefunden. — Die zur Wiedergewinnung der von uns eroberten Stellungen im oberen Ungtal und bei Dezerszallas angelegten russischen Gegenangriffe wurden blutig abgewiesen. Ein Versuch des Gegners, bei Rapailowa durchzudringen, mißlang vollkommen. Der Feind zog sich über die Dsiona zurück. — Die Kämpfe der letzten zwei Tage brachten uns in den Karpaten 1050 Gefangene ein.

Die Engländer bei La Bassée geschlagen.

Großes Hauptquartier, 26. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Der Feind nahm gestern wie gewöhnlich Middelkerke und Westende-Bad unter Artilleriefeuer. Eine größere Anzahl Einwohner sind durch dieses Feuer getötet und verletzt worden, darunter der Bürgermeister von Middelkerke. Unsere Verluste gestern waren ganz gering. — Beiderseits des Kanals von La Bassée griffen unsere Truppen die Stellungen der Engländer an. Während der Angriff nördlich des Kanals zwischen Givenchy und Kanal wegen starker Flankierung nicht zur Wegnahme der englischen Stellung führte, hatte der Angriff der Brudener südlich des Kanals vollen Erfolg. Hier wurden die englischen Stellungen in einer Frontbreite von 1100 Meter in Sturm überrannt, zwei starke Stützpunkte erobert, drei Offiziere, 110 Mann gefangen genommen, ein Geschütz, drei Maschinengewehre erbeutet. Die Engländer versuchten vergeblich, die von uns sofort für unsere Zwecke ausgebauten Stellungen zurückzuerobern, wurden aber mit schweren Verlusten zurückgeschlagen. Unsere Verluste sind verhältnismäßig gering. — Auf den Höhen von Craonne, südöstlich Laon, fanden für unsere Truppen erfolgreiche Kämpfe statt. — Im Südteil der Vogesen wurden sämtliche Angriffe der Franzosen abgewiesen. Über fünfzig Gefangene fielen in unsere Hand. — Östlicher Kriegsschauplatz: Nordöstlich Gumbinnen griffen die Russen die Stellungen unserer Kavallerie erfolglos an. Auf der übrigen Front in Ostpreußen fanden heftige Artilleriekämpfe statt. — Kleinere Gefechte nordöstlich Wlozlawek waren für uns erfolgreich. (W. T. B.)

Kämpfe bei Craonne.

Großes Hauptquartier, 27. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei Nieuport und Npern fand nur Artilleriekampf statt. — Bei Guinchon südwestlich La Bassée versuchte der Feind

gestern abend die ihm am 25. Januar entriessene Stellung zurückzuerobern. Das Bemühen war vergeblich. Der Angriff brach in unserer Feuer zusammen. — Die schon gestern gemeldeten Kämpfe auf den Höhen von Craonne hatten vollen Erfolg. Die Franzosen wurden aus ihrer Höhenstellung westlich La Creute Ferme und östlich Hurtebise geworfen und auf den Südhang des Höhengeländes gedrängt. Mehrere Stützpunkte auf einer Breite von 1400 Metern wurden von den Sachsen im Sturm genommen, 865 unverwundete Franzosen gefangen, acht Maschinengewehre erobert, ein Pionierdepot und viel sonstiges Material erbeutet. — Südöstlich St. Mihiel nahmen unsere Truppen einen französischen Stützpunkt. Gegenangriffe der Franzosen blieben erfolglos. — In den Vogesen liegt hoher Schnee, der unsere Bewegungen verlangsamt. — Östlicher Kriegsschauplatz: Der russische Angriff nordöstlich Gumbinnen machte keine Fortschritte; die Verluste des Feindes waren stellenweise schwer. (W. T. B.)

Feindliche Unterseeboote in der Ostsee.

27. Januar. Wie wir von zuständiger Stelle erfahren, ist am 25. Januar der kleine Kreuzer „Gazelle“ in der Nähe von Rügen von einem feindlichen Unterseeboot angegriffen und durch einen Torpedoschuß verletzt worden. Die erlittenen Beschädigungen sind gering. Der Kreuzer ist in einem deutschen Ostseehafen eingetroffen. Menschenverluste sind nicht eingetreten. (W. T. B.)

Wiedereroberung des Użoker Passes.

Wien, 27. Januar. Amtlich wird verlautbart: Im oberen Ungtale wurde gestern der Gegner aus seinen Stellungen auf den Grenzhöhen beiderseits des Użoker Passes geworfen. Einer der wichtigsten Karpathenpässe, um dessen Besitz im Verlauf des Feldzuges schon oftmals erbittert gekämpft wurde, und der seit 1. Januar von den Russen besetzt, besonders stark befestigt und durch mehrere hintereinanderliegende gute Stellungen zäh verteidigt wurde, gelangte hierdurch nach dreitägigen Kämpfen wieder in unsere Hände. — Nordwestlich des Użoker Passes, sowie im Latorcza- und Negy-Ag-Tale dauern die Kämpfe noch an. — In Westgalizien und in Polen infolge Schneegestöber nur mäßiger Artilleriekampf.

Kämpfe bei Craonne und im Oberelsaß.

Großes Hauptquartier, 28. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: An der flandrischen Küste wurden die Ortschaften Middelkerke und Slupe von feindlicher Artillerie beschossen. — Auf den Craonner Höhen wurden dem Feinde weitere, an die vorgestern eroberte Stellung östlich anschließende 500 Meter Schützengräben entzogen. Französische Gegenangriffe wurden mühelos abgewiesen. Der Feind hatte in den Kämpfen vom 25. bis 27. Januar schwere Verluste. Über 1500 tote Franzosen lagen auf dem Kampffelde, 1100 Gefangene, einschließlich der am 27. Januar gemeldeten, fielen in die Hände unserer Truppen. — In den Vogesen wurden in Gegend Senones und Ban de Sapt mehrere französische Angriffe unter erheblichen Verlusten für den Feind abgeschlagen, ein Offizier, fünfzig Franzosen wurden gefangen genommen. Unsere Verluste sind ganz gering. — Im Oberelsaß griffen die Franzosen auf der Front Niederaspach — Heidweiler — Hirsbacher Wald unsere Stellungen bei Aspach, Ammerzweiler, Heidweiler und am Hirsbacher Walde an. Überall wurden die Angriffe mit schweren Verlusten für den Feind abgewiesen; besonders stark waren seine Verluste südlich Heidweiler und südlich Ammerzweiler, wo die Franzosen in Auflösung zurückwichen. Fünf französische Maschinengewehre blieben in unseren Händen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Unbedeutende feindliche Angriffversuche nordöstlich Gumbinnen wurden abgewiesen. Bei Biegun nordöstlich Sierpe wurde eine russische Abteilung zurückgeschlagen.

Bericht über das Gefecht von Hurtebise.

Großes Hauptquartier, 27. Januar. Einen knappen Tagemarsh von Soissons entfernt, also nicht allzuweit von dem Kampffelde vom 13. und 14. Januar, über das wir erst vor kurzem berichteten, hatten die Sachsen am 25. Januar ihren Ehrentag.

Die Kämpfe fanden auf der Höheebene von Craonne, also auf historischem Boden statt. Das Gehöft Hurtebise, um dessen Besitz am 6. und 7. März 1814 Franzosen und Russen erbittert gekämpft hatten, bis es von den letzteren angezündet und geräumt wurde, liegt — auch heute von französischer Artillerie gänzlich zertrümmert und ausgebrannt — als trauriger Mauerrest dicht hinter der Mitte der deutschen Stellungen, aus denen heraus der Angriff erfolgte; ost- und westwärts an das Gehöft anschließend, folgten die deutschen Schützengräben dem Chemin des Dames, einem die Hochfläche von Craonne entlang führenden Höhenwege, der im Jahre 1770 von dem Besitzer des nahe gelegenen herrlichen Schlosses Le Bôve für die Prinzessinnen von Frankreich angelegt worden war.

Den deutschen Gräben dicht gegenüber lagen die französischen in dreifacher Reihe. Die vorderste Linie der letzteren nahm ganz ähnlich wie bei Soissons den Südrand der Hochfläche und damit eine für Infanteriewirkung und Artilleriebeobachtung günstige Stelle ein. Dazu stützte sich der linke Flügel auf ein starkes, wohlausgebautes Erdwerk, und die Mitte besaß in der Höhle von Creute einen bombensicheren Unterschlupf für starke Reserven. Diese geräumige Höhle, eine der zahlreichen des großen Pariser Kalksteinbeckens, diente einst den Bewohnern als Weinkeller, später als Wirtschaftsraum und Stallung. Hier suchten 1814 die Einwohner während der Schlacht von Craonne Schutz vor dem Artilleriefeuer. Bei dem gegenwärtigen Stellungskampfe war der Besitz eines derartigen Raumes von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Es galt, den Franzosen die erwähnten Stellungen samt Erdwerk und Höhlen zu entreißen. Nach ausgiebiger artilleristischer Vorbereitung schritt unsere Infanterie, die unter den Befehlen der Generale von Gersdorff und von der Planitz stand, während der Oberbefehl in Händen des Generals der Infanterie d'Elza lag, auf der ganzen Linie zum Angriff. Binnen wenigen Minuten waren das Erdwerk und die durch das Feuer unserer Artillerie stark erschütterte erste französische Linie erstürmt. Kurz darauf war auch die zweite Linie in deutscher Hand. Aber die Höhle hinweg ging dann der Sturm gegen die dritte und letzte Stellung des Feindes. Binnen einer halben Stunde war der Angreifer im Besitz des Erdwerkes und der drei Linien mit Ausnahme des linken Angriffsflügels, wo der Feind erbitterten Widerstand leistete. Auch die Höhle selbst, die nur einen, nach Süden gerichteten schmalen Ausgang hatte, war noch in französischem Besitz.

Während sich unsere Truppen bereits südlich der Höhle in den eroberten Stellungen einrichteten, wurde der Höhleneingang umstellt und unter Maschinengewehrfeuer genommen. Es wurde Mitternacht, bis sich die hier eingeschlossene Besatzung von rund 300 Köpfen ergab. Auf dem linken Angriffsflügel dauerten die Kämpfe bis zum 26. Januar 5 Uhr morgens. Zu dieser Stunde war auch hier der Widerstand des Feindes endgültig gebrochen, und der Angreifer auf einer Frontbreite von 1500 Metern im Besitz des von ihm gesteckten Zieles: der drei französischen Linien.

Fünf Offiziere, 1100 Mann, acht Maschinengewehre, ein Scheinwerfer und ein großes, in der Höhle niedergelegtes Pionier-Depot waren in deutsche Hand gefallen. Was von den französischen Verteidigern noch entkam, flüchtete den Hang hinunter und grub sich dort ein, den Deutschen nunmehr die Hochfläche und damit ausgezeichnete neue Stellungen überlassend. Bei den französischen Gefangenen und Toten — die Zahl der letzteren wird auf mindestens 1500

geschägt — wurden die Nummern der Regimenter 18, 34, 49, 143, 218 und 249 festgestellt. Sie gehören zum XVIII. Armeekorps. Der zum Teil den Pyrenäen entstammende Ersatz hat sich in der Verteidigung sehr tapfer geschlagen. Aber auch er vermochte der unvergleichlichen Angriffslust und Tapferkeit unserer Truppen auf die Dauer nicht zu widerstehen.

Fortschritte in den Karpathen.

Wien, 28. Januar. Amtlich wird verlautbart: 28. Januar, mittags: Nunmehr ist das Nagy-Ag-Tal vom Gegner gesäubert. Der in dieses Tal bis in die Gegend nördlich Ökörmezö mit stärkeren Kräften eingedrungene Feind mußte gestern seine letzten, gut besetzten Stellungen aufgeben. Coronpa wurde von uns genommen, in der Verfolgung Wyżkow erreicht, wo der Kampf gegen feindliche Nachhuten erneuert begann. Auf den Höhen nördlich Dezerzallas und bei Dolovec versuchten die Russen nach Einsetzen von Verstärkungen nochmals ihre verlorene Hauptstellung wiederzugewinnen. Sie wurden zurückgeschlagen und verloren hierbei 700 Gefangene und fünf Maschinengewehre. In der übrigen Karpathenfront keine wesentliche Änderung der Situation. Östlich des Nagy-Ag-Tales herrscht Ruhe. — In Westgalizien und Polen Artilleriekämpfe und kleinere Aktionen.

Kämpfe bei Gumbinnen und Bolimow.

Großes Hauptquartier, 29. Januar. Bei einem nächtlichen Geschwaderflug wurden die englischen Etappenanlagen der Festung Dünkirchen ausgiebig mit Bomben belegt. — Ein feindlicher Angriff in den Dünen nordwestlich Nieuport wurde abgewiesen; der Feind, der an einer Stelle in unsere Stellung eingedrungen war, wurde durch nächtlichen Bajonettangriff zurückgeworfen. — Südlich des La Bassée-Kanals versuchten die Engländer, die ihnen entriszene Stellung zurückzunehmen, ihr Angriff wurde leicht zurückgeschlagen.

Russischer Angriff in Gegend Kussen nordöstlich Gumbinnen scheiterte unter schweren Verlusten für den Feind. — Nordöstlich Bolimow östlich Lowicz warfen unsere Truppen den Feind aus seiner Vorstellung und drangen in die Hauptstellung ein. Die eroberten Gräben wurden trotz heftiger nächtlicher Gegenangriffe bis auf ein kleines Stück gehalten und eingerichtet. (W. T. B.)

Verlust eines Parseval.

29. Januar. Am 25. Januar ist ein deutsches Marine-Parseval-Luftschiff von einem Ostseehafen aus zu einer Unternehmung gegen den russischen Kriegshafen Libau aufgestiegen und nicht zurückgekehrt. Eine Meldung des russischen Marine-Generalstabes verbreitet, daß am 25. Januar ein deutsches Zeppelin-Luftschiff Libau überflogen und Bomben abgeworfen habe. Das Luftschiff sei beschossen und getroffen worden und sei in die See gestürzt. Von russischen Fahrzeugen sei es vernichtet und die Besatzung gefangen genommen worden. Die russische Angabe, daß das angreifende Luftschiff ein Zeppelin gewesen sei, wie in der ausländischen Presse weiter verbreitet worden ist und auch in die deutsche Presse Eingang gefunden hat, ist hiernach unzutreffend.

Kämpfe am Użoker Paß.

Wien, 29. Januar. Amtlich wird verlautbart: 29. Januar 1915, mittags. Starker Schneefall ist eingetreten. In Westgalizien und Polen nur Rekognoszierungen, Patrouillen-gesuche und, wo es die momentanen Sichtverhältnisse zulassen, Artilleriekämpfe. — In den Karpathen wurden westlich des Użoker PASSES russische Angriffe unter schweren Verlusten des Gegners zurückgeschlagen. Bei Dezerzallas und Delbveo sind die Kämpfe beendet, der Feind auf die Paßhöhen zurückgeworfen; neuerdings 400 Gefangene eingebracht.

Die Türken in Aserbeidschan.

Konstantinopel, 29. Januar. Das Große Hauptquartier teilt mit: Auf der kaukasischen Front hat sich nichts Nennens-

wertes ereignet. Unsere Truppen, die in der Richtung auf Olty die Offensive ergriffen haben, machten 300 Russen zu Gefangenen und erbeuteten eine Menge Gewehre und Kriegsmaterial. Die seit einer Woche in Aserbeidschan im Gange befindliche Schlacht in der Umgegend von Choi gegen die feindlichen Hauptkräfte wird zu unseren Gunsten fortgesetzt. Choi ist der letzte Zufluchtsort der Russen in Aserbeidschan. Am 27. Januar nahmen unsere Truppen im Süden von Choi die erste Linie der besetzten feindlichen Stellungen, die aus mehreren Linien bestehen.

Kämpfe in den Argonnen und in Ostpreußen.

Großes Hauptquartier, 30. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Die französischen Verluste in den Kämpfen nördlich Nieuport am 28. Januar waren groß, über 300 Marokkaner und Algerier liegen tot in den Dünen. Der Feind wurde durch unser Artilleriefeuer auch gestern daran gehindert, sich an die Dünenhöhe östlich des Leuchtturmes mit Sappen heranzuarbeiten. — Südlich des Kanals von La Bassée ent-rissen heute nacht unsere Truppen den Franzosen im Anschluß an die von uns am 25. Januar eroberte Stellung zwei weitere Gräben und machten über 60 Gefangene. — Im westlichen Teil der Argonnen unternahmen unsere Truppen gestern einen Angriff, der uns einen nicht unbedeutenden Geländegewinn einbrachte. An Gefangenen blieben in unseren Händen: zwölf Offiziere, 731 Mann, erbeutet wurden: zwölf Maschinengewehre, zehn Geschütze kleineren Kalibers. Die Verluste des Feindes sind schwer, 400 bis 500 Tote liegen auf dem Kampffelde, das französische Infanterie-Regiment 155 scheint aufgerieben zu sein. Unsere Verluste sind verhältnismäßig gering. — Französische Nach-angriffsversuche südöstlich Verdun wurden unter schweren Verlusten für den Feind zurückgeschlagen. — Nordöstlich Badon-viller wurden die Franzosen aus dem Dorfe Angomont auf Brèmeuil geworfen. Angomont wurde von uns besetzt. — Östlicher Kriegsschauplatz: In Ostpreußen griffen die Russen erfolglos den Brückenkopf östlich Darkehmen an, beschossen unsere Befestigungswerke östlich der Seenplatte und versuchten südöstlich des Löwentin-Sees einen Angriff, der in unserem Feuer zusammenbrach. — Russische Nachtangriffe in Gegend Borzhmow östlich Lowicz wurden unter schweren Verlusten für den Feind zurückgeworfen. (W. T. B.)

Wiedereroberung der Karpathenpässe.

Wien, 30. Januar. Amtlich wird verlautbart: 30. Januar, mittags. An der polnisch-galizischen Front herrscht, abgesehen von kurzen Geschüßkämpfen, größtenteils Ruhe. Die heftigen Kämpfe der letzten Tage führten in den Karpathen zur Wiedereroberung der Paßhöhen. In den eine Woche andauernden schwierigen Aktionen haben die Truppen trotz ungünstiger Witterungsverhältnisse mit größter Ausdauer und Zähigkeit gekämpft, alle Terrainschwierigkeiten bei oft hoher Schneelage überwunden und hierdurch große Erfolge erzielt. Dem Feinde wurden in Summa 10 000 Gefangene und sechs Maschinengewehre abgenommen.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 31. Januar. Amtlich wird verlautbart: Am Dunajec und an der Nida herrschte gestern auf beiden Seiten lebhafteste Artillerietätigkeit. Unsere in letzter Zeit schon mehrere Male mit guter Wirkung feuernde Artillerie hatte auch gestern Erfolg. Der Feind räumte in heftigstem Feuer einige Schützengräben. Auch an der übrigen Front in Russisch-Polen war zeitweise Geschüßkampf. In den Karpathen verlief der Tag ruhiger. Im Waldgebirge wird noch um einige knapp nördlich der Paßhöhen liegende Stellungen gekämpft.

Die Kämpfe im Oberelsaß.

Aus dem Großen Hauptquartier wird geschrieben: Die Franzosen hatten gleich zu Beginn des Krieges große Anstrengungen gemacht, sich in den Besitz Elsaß-

Lothringens zu setzen. Dem Anfang August von Belfort aus unternommenen Einfälle ins Oberelsaß wurde durch die Schlacht von Mülhausen ein jähes Ende bereitet, und die Offensive gegen Lothringen brach nach dem glänzenden Siege des bayerischen Kronprinzen in sich zusammen. Seitdem haben die Franzosen es nicht mehr gewagt, in Lothringen einzufallen. Dagegen gingen sie im Oberelsaß erneut vor, als die hier eingesezten deutschen Truppen eine anderweitige Verwendung fanden. Zum zweiten Male betraten die Franzosen vorübergehend Mülhausen und drangen nordwärts bis Ensisheim vor. Die Freude währte aber nicht lange. Durch eine erneute deutsche Offensive wurde der Gegner vertrieben, der heute nur das Weiler- und Münstertal in den Vogesen und den Belfort unmittelbar gegenüberliegenden Grenzstrich in Besitz hat, während in den Nordvogesen die deutschen Truppen bis in die Höhe von Senones, also tief in französisches Gebiet vorgeedrungen sind.

Ende Dezember begannen die Franzosen zum dritten Male mit einer Offensive in Richtung Mülhausen. Die Stadt sollte nach Gefangenenauslagen spätestens Ende Januar endgültig in französischer Hand sein.

Wie aus den Tagesberichten der Obersten Heeresleitung bekannt ist, wurde zwischen dem 27. Dezember und 8. Januar um den Besitz der Höhe 425 westlich Sennheim Tag für Tag erbittert gekämpft. Die Franzosen kamen jedoch über diese Höhe nicht hinaus. Dagegen gelang es den deutschen Truppen, Gelände zu gewinnen.

Bis Ende Dezember hatten sich auf dem in 956 Meter Höhe, fast 700 Meter über dem Rheintale gelegenen, dicht bewaldeten Hartmannsweilerkopf, einem beliebten, geologisch und botanisch interessanten Ausflugspunkte, nur deutsche und französische Wachen befunden, die einander beobachtend gegenüber lagen. Die Deutschen hielten den östlichen, die Franzosen den westlichen Teil des Kopfes besetzt. Inzwischen hatten die Franzosen eine Reihe von Alpenjäger-Bataillonen in die Südvogesen entsandt und auf den Hartmannsweilerkopf eine ganze Alpenjäger-Kompagnie vorgeschoben, die sich dort eine festungsartige Stellung schuf, die ellipsenförmig den höchsten Punkt umschloß. Die Höhe des Molkenrain (1125 Meter), zu der man vom Hartmannsweilerkopf über die Jägertanne (Sattelpunkt) gelangt, wurde ebenso wie der Belchen französischerseits stark besetzt.

Die ersten deutschen Vorstöße gegen die Ringburg auf dem Hartmannsweilerkopf scheiterten an der Stärke jener Stellung. Auch mußte die dem Flachland entstammende Angriffstruppe erst die Schliche des im Gebirge erfahrenen Gegners kennen und bekämpfen lernen, der mit schwarzen Ziegenfellen behangen oder mit Tannenreisig bedeckt, die Gipfel der schneebedeckten Tannen bestieg und von dort aus, in Körben sitzend, aus seinen Verstecken auf unsere Soldaten herabschoß. Bald hatten diese die Ringfestung von außen völlig umschlossen; auch war die Jägertanne besetzt worden, um die von Molkenrain her erwarteten französischen Entsatzversuche abweisen zu können. Solche erfolgten auch mit mindestens einem Alpenjäger-Bataillon, wurden aber von unseren sich energisch zur Wehr setzenden schwachen Truppen abgewiesen. Zu gleicher Zeit aus dem Ringwall unternommene Ausfälle der Bergbesatzung scheiterten. Inzwischen hatte man die weiter nötigen Angriffsmittel bereitgestellt, so daß am 19. Januar der Sturm unternommen werden konnte. Die ersten wohlgezielten Schüsse trafen den Offiziersunterstand in der Ringfeste. Zwei Offiziere wurden getötet und einer verwundet. Der letzte Offizier streckte, auf dieses Ereignis hin, die Ausichtslosigkeit weiteren Widerstandes einsehend, mit dem Rest der Besatzung die Waffen. Ein Offizier und 150 Alpenjäger wurden so zu Gefangenen gemacht. Zwei Tage später wurde auch der Hirzstein genommen und dort noch zwei Offiziere und vierzig Mann gefangen genommen. An den Hirzstein waren unsere Truppen, ohne einen Schuß zu tun, herangekommen. Selbst die gefangenen Offiziere sagten aus, daß die deutschen Vor-

bereitungen zur Wegnahme der Höhenstellungen vortrefflich gewesen seien.

Unsere Truppen waren während dieser Kämpfe im Gebirge den allergrößten Strapazen und Entbehrungen ausgesetzt. Auf hoher Bergeshöhe kämpfend, wo tiefer Schnee lag, die Tannen hoch zum Himmel ragen und wo dichtes Unterholz den Ausblick auf wenige Meter beschränkte, tagelang ohne warme Nahrung und ohne schützendes Obdach, hatte die Truppe Außerordentliches zu leisten. Erst nachdem der Feind vertrieben war, konnte man sich einigermaßen häuslich einrichten, Wege und Hütten bauen und warmes Essen bereiten. Jetzt finden wir auch Kavallerie hoch oben in den Bergen, aber nicht etwa zu Pferde, sondern angetan mit Rucksack, Bergstock und Eissporen. Stunden — ja halbe Tage lang gehen die Kavalleristen die längsten und gefährvollsten Patrouillen und bringen oft die besten Meldungen.

Nachdem der französische Versuch, über Sennheim auf Mülhausen durchzustößen, an dem Widerstande der Deutschen gescheitert war, unternahm der Feind am 27. Januar einen Durchbruchversuch an anderer Stelle. Er hatte sich also Kaisers Geburtstag für seine Angriffe ausgewählt. Ein höherer Stab war gerade in der Kirche, wo der Festgottesdienst abgehalten wurde, als um 11 Uhr vormittags von dem Nachbarverbände die Meldung einlief, daß ein feindlicher Angriff in Richtung Ammerzweiler erfolgt sei und um artilleristische Unterstützung gebeten wurde. Kaum war diese zugesagt, so wurde auch innerhalb des eigenen Abschnittes des betreffenden Truppenverbandes ein französischer Infanterieangriff gegen einen vorgeschobenen Posten am Rhein-Rhone-Kanal gemeldet. Die in schwierigerem, weil sehr unübersichtlichem Gelände stehende deutsche Feldwache wurde von einer weit überlegenen feindlichen Truppenmacht überannt. Gleichzeitig erfolgte ein dritter französischer Angriff in Richtung auf Aspach. Dieser Angriff, sowie jener auf Ammerzweiler wurden bis auf Sturmfernung durchgeführt, brachen dann aber unter schweren Verlusten für den Feind zusammen. Dagegen begann der bis an den Kanal vorgebrungene Feind sich dort einzurichten, indem er die deutsche Feldwachstellung umbaute, mitgebrachte Pfähle einschlug, Drahtrollen entfaltete, auch Maschinengewehre auf Bäumen sogleich in Stellung brachte.

Der deutsche Führer hatte mittlerweile den Gegenangriff befohlen, zu dem, weil die Reserven weiter abstanden, Teile der zunächst zur Hand befindlichen Abschnittsreserven eingesetzt wurden. Eine Landwehr- und eine Landsturm-Kompagnie waren es, die sich um 4 Uhr nachmittags dem Feinde entgegenwarfen, um ihm die verloren gegangene Stellung zu entreißen. Um 7 Uhr abends war die Stellung wiederum in deutscher Hand. Die Sieger, Landwehr und Landsturm, konnten mit berechtigtem Stolz auf die erbeuteten Trophäen — mehrere Maschinengewehre — sowie auf die gemachten Gefangenen sehen.

Um 4 Uhr nachmittags war ein neuerlicher französischer Angriff auf die deutschen Stellungen im Hirzbacher Walde erfolgt und abgeschlagen worden.

Es war schon Nacht, als der Feind um 9 Uhr 30 Minuten abends endlich einen letzten Versuch machte, um im Hirzbacher Walde die Linie der Deutschen zu durchbrechen und die Kanallstellung wieder zu erobern. Alle diese Angriffe wurden abgewiesen. Am nächsten Tage fand man eine große Anzahl toter Franzosen vor den deutschen Stellungen. Im Gegensatz zu den bei Tage unternommenen Angriffen waren die Nachtangriffe der Franzosen sehr matt geführt. Die deutschen Soldaten hörten im Hirzbacher Walde, wie die französischen Offiziere große Mühe hatten, ihre Leute überhaupt vorwärts zu bringen.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, den 1. Februar. — Östlicher Kriegsschauplatz: Nördlich der Weichsel in der Gegend südwestlich Mlawka haben wir die Russen aus einigen Ortschaften,

die sie tags zuvor vor unserer Front besetzt hatten, verdrängt. — In Polen südlich der Weichsel gewannen wir weiter an Boden. Südlich der Piliza haben wir unsere Angriffe erneuert. (W. T. B.)

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, den 2. Februar 1915.

In Polen nördlich der Weichsel fanden in Gegend Lipno und nordwestlich Sierpce Zusammenstöße mit russischer Kavallerie statt. Südlich der Weichsel sind unsere Angriffe im weiteren Fortschreiten. — Die französischen amtlichen Berichte über die Kriegereignisse enthalten in letzter Zeit geradezu ungeheuerlich zu unseren Ungunsten entstellte, zum Teil auch völlig frei erfundene Angaben. Natürlich verzichtet die deutsche Oberste Heeresleitung darauf, sich mit derartigen Darstellungen im einzelnen zu befassen. Jedermann ist in der Lage, ihren Wert an der Hand der amtlichen deutschen Mitteilungen selbst nachzuprüfen. (W. T. B.)

Amtliche Bekanntmachung des Admiralsstabes über die Schifffahrt an der französischen Küste.

Der „Reichs- und Staatsanzeiger“ bringt folgende amtliche Bekanntmachung:

Berlin, den 1. Februar 1915.

Bekanntmachung.

England ist im Begriff, zahlreiche Truppen und große Mengen von Kriegsbedarf nach Frankreich zu verschiffen. Gegen diese Transporte wird mit allen zu Gebote stehenden Kriegsmitteln vorgegangen. Die friedliche Schifffahrt wird vor der Annäherung an die französische Nord- und Westküste dringend gewarnt, da ihr bei Verwechslung mit Schiffen, die Kriegszwecken dienen, ernste Gefahr droht. Dem Handel nach der Nordsee wird der Weg um Schottland empfohlen.

Der Kaiser in Wilhelmshaven.

Amtlich wird durch W. T. B. gemeldet: 1. Februar 1915: Seine Majestät werden sich im Laufe des morgigen Tages zu Besichtigungen nach Wilhelmshaven begeben.

Erfürmung von Humin.

Großes Hauptquartier, den 3. Februar 1915. — Westlicher Kriegsschauplatz: Französische Angriffe gegen unsere Stellungen bei Perthes wurden abgewiesen. — Östlicher Kriegsschauplatz: In Polen nördlich der Weichsel haben die Kavalleriekämpfe mit dem Zurückwerfen der Russen geendet. — Südlich der Weichsel führte unser Angriff östlich Bolimow zur Eroberung des Dorfes Humin; um Wola — Szpelowiecka wird noch gekämpft. Seit dem 1. Februar sind hier über 4000 Gefangene gemacht und sechs Maschinengewehre erbeutet worden. Russische Nachtangriffe gegen unsere Stellungen an der Bzura wurden abgewiesen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 3. Februar. Amtlich wird verlautbart: 3. Februar 1915, mittags. In den Ost-Beskidien wurden neue sehr heftige Angriffe, die auch nachts andauerten, wieder unter schweren Verlusten der Russen zurückgeschlagen. — Die Kämpfe im mittleren Waldgebirge nehmen einen günstigen Verlauf. Die verbündeten Truppen, die gestern vom Feinde hartnäckig verteidigte Höhenstellungen eroberten, machten 1000 Gefangene und erbeuteten mehrere Maschinengewehre.

Das österreichisch-ungarische Rotbuch.

Das am 3. Februar erschienene Rotbuch enthält 69 Aktenstücke und reicht vom 29. Juni bis zum 24. August 1914. Es beginnt mit den Meldungen der Vertreter in Belgrad, Askub und Nisch über den Beifall und die Freude, mit welchem die Nachricht von der Ermordung des Erzherzog-Thronfolgers aufgenommen wurde.

Am 4. Juli sprach der Präsident der französischen Republik dem Botschafter Grafen Szécsen die Überzeugung aus, die serbische Regierung werde bei der gerichtlichen Unter-

suchung und der Verfolgung eventueller Mitschuldiger das größte Entgegenkommen zeigen. Einer solchen Pflicht könne sich kein Staat entziehen.

Am 21. Juli führte der österreichisch-ungarische Gesandte in Belgrad, Freiherr von Giesl, in einem längeren Berichte aus, das Attentat habe die Serben in dem Glauben bestärkt, daß der Zerfall Österreich-Ungarns in kürzester Zeit bevorstehe, und habe zu ihrem Haß gegen die Monarchie nun auch die Verachtung gesellt.

Am 22. Juli wurde Freiherr von Giesl beauftragt, am nächsten Tage der serbischen Regierung die Note zu überreichen, die gleichzeitig samt dem bekannten Kommentar den österreichisch-ungarischen Botschaftern zur Mitteilung an die fremden Regierungen übersendet wurde. Am 24. entledigten sich die Botschafter dieses Auftrages.

Der Botschafter in London, Graf Mensdorff, wurde beauftragt, auch darauf zu verweisen, daß es Serbien in der Hand gehabt hätte, den ersten Schritten, die es erwarten mußte, die Spitze abzubreaken, wenn es spontan das Notwendige vorgekehrt hätte, um auf serbischem Boden eine Untersuchung gegen die serbischen Teilnehmer am Attentat einzuleiten. Sir Edward Grey erwiderte dem Botschafter, er würde bereit sein, die Angelegenheit als eine nur Österreich-Ungarn und Serbien berührende zu betrachten, besorge aber, daß mehrere Großmächte in einen Krieg verwickelt werden könnten.

Als Graf Szápáry sich dem Minister Sjasonow gegenüber seines Auftrages entledigte, unterbrach ihn dieser mit der Bemerkung, er wisse, daß es sich um einen Vorwand handle, Serbien mit Krieg zu überziehen, worauf der Botschafter erwiderte, Österreich-Ungarn sei die friedliebendste Macht der Welt, was sie anstrebe, sei nur die Sicherung ihres Territoriums vor fremden revolutionären Umtrieben und ihrer Dynastie vor Bomben. — Nach fünfstündigem Ministerrat empfing Herr Sjasonow den deutschen Botschafter und erklärte ihm, die Angelegenheit sei eine europäische und Rußland könne die eventuelle Absicht Österreich-Ungarns, Serbien aufzufressen (dévorer), nicht ruhig hinnehmen. Graf Pourtalès entgegnete, Österreich-Ungarn sei nur daran gelegen, Serbien die verdiente Züchtigung angedeihen zu lassen. Der russische Geschäftsträger in Wien, Kudachew, den Graf Berchtold am 24. vormittags empfing, sagte, man sei in Rußland immer besorgt gewesen, ob nicht unser Schritt die Form einer Demütigung für Serbien annehmen werde, was nicht ohne Rückwirkung in Rußland bleiben könnte. Graf Berchtold entgegnete, eine solche Absicht liege ihm völlig fern, das Ziel der k. und k. Regierung bestehe lediglich darin, die unhaltbare Situation Serbien gegenüber zu klären. Am nächsten Tage erschien der russische Geschäftsträger beim ersten Sektionschef Baron Macchio und drückte den Wunsch aus, daß die in unserer Note an Serbien angegebene Frist verlängert werde, damit die Mächte Zeit hätten, die Grundlagen unserer Mitteilung und die beigelegte Denkschrift über die großserbische Propaganda zu prüfen. Baron Macchio antwortete, daß unsere Note an die Mächte nur den Charakter einer Information gehabt habe und wir unsere Aktion als eine nur uns und Serbien berührende Angelegenheit betrachteten.

Am 25. um 3 Uhr nachmittags wurde laut Telegramm des Baron Giesl in Serbien die allgemeine Mobilisierung angeordnet. Erst drei Stunden später, knapp vor Ablauf der in unserer Note gestellten Frist, wurde die serbische Antwort in Belgrad dem Gesandten Giesl übergeben, der sie für ungenügend erklärte und mit dem Gesandtschaftspersonal die Stadt verließ.

Am 25. sandte Graf Berchtold dem Botschafter in St. Petersburg Grafen Szápáry eine Instruktion, die mit den Worten beginnt: „In dem Augenblicke, wo wir uns zu einem ersten Vorgehen gegen Serbien entschlossen haben, sind wir uns natürlich auch der Möglichkeit eines sich aus der serbischen Differenz entwickelnden Zusammenstoßes mit

Rußland bewußt gewesen. Wir konnten uns aber durch diese Eventualität nicht in unserer Stellungnahme gegenüber Serbien beirren lassen, weil grundlegende staatspolitische Kon siderationen uns vor die Notwendigkeit stellten, der Situation ein Ende zu machen, daß ein russischer Freibrief Serbien die dauernde ungestrafte und unstrafbare Bedrohung der Monarchie ermögliche. Für den Fall, daß Rußland den Moment für die große Abrechnung mit den europäischen Zentralmächten bereits für gekommen erachten sollte und daher von vornherein zum Kriege entschlossen wäre, erscheint allerdings nachstehende Instruierung Eurer Excellenz überflüssig. Es wäre aber immerhin denkbar, daß Rußland nach der eventuellen Ablehnung unserer Forderungen durch Serbien und angesichts der sich für uns ergebenden Notwendigkeit eines bewaffneten Vorgehens mit sich selbst zu Räte ginge und daß es sogar gewillt sein könnte, sich von den kriegslustigen Elementen nicht mitreißen zu lassen."

In der Instruierung wird dann ausgeführt, daß Österreich-Ungarn territorial saturiert sei und daß, wenn ihm der Kampf mit Serbien aufgezwungen werde, dies kein Kampf um territorialen Gewinn, sondern lediglich ein Mittel der Selbstverteidigung und Selbsterhaltung sein werde. Ferner, daß die Bewegung, die in Serbien gegen die Monarchie genährt werde, das monarchische und dynastische Interesse bedrohe und daß das konservative, kaisertreue Rußland, wie wir annehmen müßten, ein energisches Vorgehen gegen diese Bedrohung aller staatlichen Ordnung begreiflich und sogar notwendig finden werde. Wir seien stets der Ansicht gewesen, daß das Erstarken der Balkanstaaten zur staatlichen und politischen Selbständigkeit unseren Beziehungen zu Rußland zum Vorteil gereichen würde, auch alle Möglichkeit eines Gegensatzes zwischen uns und Rußland beseitigen würde und waren immer bereit, die großen politischen Interessen Rußlands bei unserer politischen Orientierung zu berücksichtigen. Eine weitere Duldung der serbischen Umtriebe hätte unseren Bestand als Großmacht und daher auch das europäische Gleichgewicht, dessen Erhaltung Rußlands wohlverstandenes Interesse sei, in Frage gestellt.

Am 26. telegraphierte Graf Szápárny aus St. Petersburg, der deutsche Botschafter habe dem Minister Sjasonow in ernster Weise von den russischen Mobilisierungsgerüchten gesprochen und hinzugefügt, Mobilisierungsmaßnahmen seien ein höchst gefährliches Druckmittel, und wenn in Deutschland einmal auf den Knopf gedrückt werde, sei die Sache unaufhaltsam, worauf Minister Sjasonow unter Ehrenwort versicherte, bisher sei kein Pferd und kein Reservist eingezogen und es handle sich lediglich um vorbereitende Maßnahmen in den Militärbezirken Kiew, Odessa, vielleicht Kasan und Moskau. — Infolge der Erklärungen des deutschen Botschafters habe dann der Kriegsminister Suchomlinow den deutschen Militärattaché zu sich gebeten und ihm dieselbe Versicherung ebenfalls unter Ehrenwort gegeben. Wenn Österreich-Ungarn die serbische Grenze überschreite, würden die auf Österreich-Ungarn gerichteten Militärbezirke mobilisiert, unter keinen Umständen die an der deutschen Front; man wünsche dringend Frieden mit Deutschland. Der Militärattaché erwiderte, daß auch die Mobilmachung gegen Österreich-Ungarn als sehr bedrohlich angesehen werden würde.

Am selben Tage teilte Graf Berchtold unseren Botschaftern bei den fremden Mächten den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Serbien mit, der erfolgen mußte, weil die serbische Regierung unsere Forderungen, die wir zur dauernden Sicherung unserer von ihr bedrohten vitalen Interessen an sie stellen mußten, abgelehnt habe. Graf Berchtold fügte hinzu: Zu unserem Bedauern und sehr gegen unseren Willen sind wir dadurch in die Notwendigkeit versetzt worden, Serbien durch die schärfsten Mittel zu einer grundsätzlichen Änderung seiner bisherigen feindseligen Haltung zu zwingen.

Am 27. Juli setzte Graf Szápárny dem Minister Sjasonow in längerer Unterredung auseinander, daß man in Rußland

irrtümlicherweise Österreich-Ungarn einen Vorstoß auf den Balkan und einen Marsch nach Salonich oder gar nach Konstantinopel imputiere. Es handle sich um Selbsterhaltung und Notwehr. Bei einer solchen könne man sich durch gar keine wie immer gearteten Konsequenzen beirren lassen. Sjasonow erwiderte, dieses ihm geschilderte Ziel sei vollkommen legitim, aber der Weg sei nicht der sicherste. Die Mitwirkung von österreichisch-ungarischen Funktionären in Serbien und die Entsetzung der Offiziere und Beamten, die Österreich-Ungarn bezeichnen würde, sei in dieser Form unannehmbar. Diese Punkte wurden von dem Grafen Szápárny teils interpretiert, teils als notwendig erklärt.

Am 27. ermächtigte Graf Berchtold den Grafen Szápárny telegraphisch, sich Sjasonow gegenüber dahin auszusprechen, daß, so lange der Krieg zwischen Österreich-Ungarn und Serbien lokalisiert bleibe, die Monarchie irgendwelche territoriale Erwerbungen nicht beabsichtige.

In einem zweiten Telegramm ersucht Graf Berchtold den Grafen Szápárny, da der Punkt betreffend die Beteiligung von k. und k. Funktionären bei der Unterdrückung der serbischen Umsturzbewegung den besonderen Widerspruch Sjasonows hervorrief, ihm vertraulich mitzuteilen, daß damit nicht eine Tangierung der Souveränität Serbiens beabsichtigt war, sondern an die Errichtung eines mit den serbischen Behörden kooperierenden Sicherheitsbureaus nach der Art der analogen russischen Einrichtungen in Paris gedacht wurde.

Am 28. telegraphierte Graf Szögnyeny, der englische Vermittlungsvorschlag, daß Deutschland, Italien, England und Frankreich zu einer Konferenz in London zusammentreten sollten, sei von Deutschland mit der Begründung abgelehnt worden, daß es für Deutschland unmöglich sei, seinen Bundesgenossen in seiner Auseinandersetzung mit Serbien vor ein europäisches Gericht zu ziehen.

Am 28. zeigt Graf Berchtold dem serbischen Ministerium des Äußern telegraphisch an, daß sich Österreich-Ungarn von diesem Augenblick an als mit Serbien im Kriegszustande befindlich betrachte.

An diesem Tage telegraphierte Graf Berchtold dem Grafen Szögnyeny, daß der Grenzsche Konferenzvorschlag, insofern er sich auf unseren Konflikt mit Serbien bezieht, angesichts des eingetretenen Kriegszustandes durch die Ereignisse überholt erscheine. Graf Berchtold teilte in seinem Telegramm unserem Botschafter in Berlin einen Bericht des Grafen Mensdorff über dessen Gespräch mit Sir Edward Gren vom 27. Juli mit. Danach war der englische Minister des Äußern sehr enttäuscht darüber, daß wir die serbische Antwort als ganz ablehnend behandelten. Er, Sir Edward Gren, hätte, als er eine Konferenz vorschlug, geglaubt, diese Antwort würde eine Grundlage liefern, auf welcher die vier Regierungen, während sich sowohl Österreich-Ungarn als auch Rußland jeder militärischen Operation enthalte, ein befriedigendes Arrangement ausarbeiten könnten. Wenn Österreich-Ungarn entschlossen sei, unter allen Umständen mit Serbien Krieg zu führen, und wenn es Rußland nicht dazu bewegen könne, ruhig zu bleiben, seien die Möglichkeiten und Gefahren unberechenbar. Die nach den Manövern in Portsmouth konzentrierte Flotte würde vorläufig dort bleiben.

Den Grafen Mensdorff ersuchte Graf Berchtold, unsere kritischen Bemerkungen zur serbischen Note mit Sir Edward Gren durchzusprechen und ihm klarzulegen, daß das serbische Entgegenkommen nur ein scheinbares war.

Da die serbische Regierung wußte, daß uns nur eine vorbehaltlose Annahme unserer Forderungen befriedigen könne, ist die serbische Taktik klar zu durchschauen. Serbien konzedierte, um Eindruck auf die europäische Öffentlichkeit zu machen, mit allerlei Vorbehalten eine Anzahl unserer Forderungen, darauf bauend, daß es nicht in die Lage kommen werde, seine Zusagen zu erfüllen.

Am 28. Juli überbrachte Botschafter Schebeko dem Grafen Berchtold einen Vorschlag Sjasonows, unseren Botschafter

in Petersburg zu einer Fortsetzung des Gedankenaustausches über unsere Forderungen an Serbien zu instruieren. Graf Berchtold lehnte mit den Worten ab, eine Verhandlung über den Wortlaut der von uns als unbefriedigend bezeichneten Antwort könnte bei uns niemand verstehen und niemand billigen; übrigens habe Serbien die Mobilisierung angeordnet, bevor es uns seine ungenügende Antwort übergeben ließ. Trotzdem hätten wir noch drei Tage zugewartet.

Am selben Tage erschien auch der englische Botschafter beim Grafen Berchtold. Auf seine Bemerkung, die serbische Antwort scheine die Möglichkeit zu bieten, die Grundlage für eine Verständigung abzugeben, erwiderte Graf Berchtold, der englische Staatssekretär könne wohl kaum gründlich orientiert sein über die schwerwiegende Bedeutung der zu lösenden Fragen für die Monarchie. Insofern Sir Edward Gren dem europäischen Frieden dienen wolle, würde er gewiß nicht auf Widerstand bei uns stoßen; er müsse jedoch bedenken, daß der europäische Friede nicht dadurch gerettet würde, daß sich Großmächte hinter Serbien stellen und für dessen Straffreiheit eintreten. Selbst wenn wir auf einen solchen Ausgleichsverfuch eingehen wollten, würde dadurch Serbien nur um so mehr ermutigt, auf dem bisherigen Pfade weiterzugehen, was den Frieden binnen der aller kürzesten Zeit abermals in Frage stellen würde.

Am 28. Juli ersuchte Graf Berchtold den Botschafter Grafen Szögheny, sich sofort zum Reichskanzler oder zum Staatssekretär zu begeben und es dem Berliner Kabinett zur dringenden Erwägung zu unterbreiten, ob nicht Rußland in freundschaftlicher Weise darauf aufmerksam gemacht werden sollte, daß die für den Fall einer Überschreitung der serbischen Grenze angekündigte Mobilisierung der vier gegen Österreich-Ungarn gelegenen Militärbezirke einer Bedrohung Österreich-Ungarns gleichkomme und daher, falls sie tatsächlich erfolgte, sowohl von der Monarchie als auch vom verbündeten Deutschen Reiche mit den weitestgehenden militärischen Gegenmaßnahmen beantwortet werden müßte.

Inzwischen hatte der deutsche Botschafter in Wien mitgeteilt, daß sich Sir Edward Gren an die deutsche Regierung mit der Bitte gewendet habe, sie möge ihren Einfluß in Wien geltend machen, damit hier die Belgrader Antwort entweder als genügend betrachtet oder als Grundlage für Besprechungen unter den Kabinetten angenommen werde. Der deutsche Botschafter war beauftragt, diesen Vorschlag dem Wiener Kabinett zur Erwägung zu unterbreiten. In Beantwortung dieses Schrittes ließ Graf Berchtold dem deutschen Botschafter am 29. Juli ein Memoire zukommen, in welchem ausgeführt wurde, daß die serbische Antwort in den meisten Punkten Vorbehalte formuliere, die den Wert der gemachten Zugeständnisse wesentlich beeinträchtigten, und daß die Ablehnung gerade jene Punkte betreffe, die einige Bürgschaft für die tatsächliche Erreichung des angestrebten Zweckes enthielten. „Die k. u. k. Regierung“, so heißt es in dem Memoire weiter, „kann ihre Überraschung über die Annahme nicht unterdrücken, als ob ihre Aktion gegen Serbien Rußland und den russischen Einfluß auf dem Balkan treffen wollte, denn dies hätte zur Voraussetzung, daß die gegen die Monarchie gerichtete Propaganda nicht allein serbischen, sondern auch russischen Ursprungs wäre. Wir sind bisher immer von der Aussicht ausgegangen, daß das offizielle Rußland diesen der Monarchie feindseligen Tendenzen fernstehe, und unsere gegenwärtige Aktion richtet sich ausschließlich gegen Serbien, während unsere Gefühle für Rußland, wie wir Sir Edward Gren versichern können, durchaus freundschaftliche sind.“ Das Memoire schließt wie folgt: „Wenn sich im übrigen das englische Kabinett bereit findet, seinen Einfluß auf die russische Regierung im Sinne der Erhaltung des Friedens zwischen den Großmächten und der Lokalisierung des uns durch die jahrelangen serbischen Umtriebe aufgezwungenen Krieges geltend zu machen, so

kann dies seitens der k. u. k. Regierung nur begrüßt werden.“

Am 29. Juli meldete der Botschafter in Paris, Graf Szécsen, daß Frankreich unzweifelhaft gewisse militärische Vorbereitungen treffe. Botschafter Graf Szögheny meldete, die deutsche Regierung habe an diesem Tage neuerdings nach Petersburg telegraphiert, daß Deutschland durch die Fortsetzung der jetzigen militärischen Rüstungen veranlaßt werden könnte, zu mobilisieren.

Dem Grafen Szápáry machte Minister Sjasonow am 29. Juli Bemerkungen über die Abgeneigtheit Österreich-Ungarns, zu diskutieren, und über die über das notwendige Maß hinaus fortgesetzte und daher gegen Rußland gerichtete österreichisch-ungarische Mobilisierung. Graf Szápáry sagte, über den Konflikt mit Serbien lasse sich nicht diskutieren; aber Österreich-Ungarn werde immer bereit sein, über österreichisch-ungarische und russische Interessen mit Petersburg Fühlung zu nehmen. Sjasonow erwiderte, wenn wir Serbien unsere Bedingungen aufzwängen, sei dies für Serbien ein Vasallentum, durch welches das Gleichgewicht auf dem Balkan, das ein russisches Interesse sei, gestört werde. Auf die Bemerkung Szápárys, daß die Mobilisierung unserer südlichen Korps keine Bedrohung Rußlands sei und daß dem militärischen Existieren ein rasches Ende bereitet werden sollte, meinte Sjasonow, er werde dies dem Generalstabschef mitteilen, denn dieser sehe Seine Majestät alle Tage. In dieser Unterredung machte Sjasonow dem Botschafter Mitteilung von einer gleichzeitig erfolgenden Mobilisierung in ziemlich weitem Umfange. Die Truppen würden bereitstehen für den Fall, als Rußlands Balkaninteressen gefährdet würden. Die Verfügung sei harmlos. Graf Szápáry machte den Minister in ersten Worten auf das Gefährliche dieser Verfügung aufmerksam.

Der russische Botschafter in Wien teilte dem deutschen Botschafter Herrn von Tschirsch die Mobilisierung mit und fügte hinzu, Rußland sei in seiner Ehre als Großmacht gekränkt und genötigt, entsprechende Maßnahmen zu treffen.

Am 30. Juli telegraphierte Graf Berchtold dem Grafen Szápáry, er sei bereit, die einzelnen Punkte der Note Herrn Sjasonow erläutern zu lassen und bei dieser Gelegenheit entsprechend der durch Schebeko verdolmetschten Anregung die unsere Beziehungen zu Rußland direkt betreffenden Fragen einer vertrauensvollen, freundschaftlichen Aussprache zu unterziehen.

Am 30. Juli eröffnete der englische Staatssekretär dem Botschafter Fürsten Tichnowskij, daß ihn Sjasonow habe wissen lassen, er sei nach der Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien nicht mehr in der Lage, mit Österreich-Ungarn direkt zu verhandeln und spreche daher die Bitte aus, England möge seine Vermittlung wieder aufnehmen unter der Voraussetzung der vorläufigen Einstellung der Feindseligkeiten. Der deutsche Botschafter in Wien teilte dies dem Grafen Berchtold mit, der am 31. Juli durch den Grafen Szögheny in Berlin bekanntgeben ließ, daß er trotz der russischen Mobilisierung bereit sei, dem Vorschlage Sir Edward Grens, zwischen uns und Serbien zu vermitteln, näherzutreten, doch sei die Voraussetzung dafür, daß unsere militärische Aktion gegen Serbien einstweilen ihren Fortgang nehme und daß die russische Mobilisierung zum Stillstand komme.

Am 31. Juli traf jedoch folgendes Telegramm unseres Botschafters in Petersburg hier ein: Heute früh Order zur allgemeinen Mobilisierung der gesamten Armee und Flotte erfolgt. Von den folgenden Depeschen sei noch das Telegramm des Grafen Berchtold vom 11. August an den Botschafter Grafen Mensdorff erwähnt, welches lautet: „Französische Regierung hat ihren hiesigen Botschafter beauftragt, seine Pässe mit der Motivierung zu verlangen, daß ein österreichisch-ungarisches Armeekorps nach Deutschland entsendet worden sei, wodurch es der deutschen Heeresleitung

ermöglicht würde, ihre Truppen aus den deutschen Gebieten zurückzuziehen, welche von unseren Abteilungen besetzt seien. Diese Maßnahme unseres Generalstabes bedeute eine militärische Hilfeleistung an Deutschland. Euer Erzellenz wollen zur Kenntnis der englischen Regierung bringen, daß den an zuständiger Stelle eingeholten Informationen zufolge die französischerseits aufgestellte Behauptung unbegründet ist."

Den Schluß des Rotbuches bildet die Mitteilung des Grafen Berchtold an den Botschafter Freiherrn von Müller in Tokio, daß S. M. S. „Elisabeth“ den Auftrag erhielt, in Tsingtau mitzukämpfen, und daß der Botschafter mit Rücksicht auf das Vorgehen Japans gegen das uns verbündete Deutsche Reich seine Pässe verlangen möge.

Sturmangriff bei Massiges. — Kämpfe an der Bzura und in den Karpathen.

Großes Hauptquartier, den 4. Februar 1915. — Westlicher Kriegsschauplatz: Auf der Front zwischen Nordsee und Reims fanden nur Artilleriekämpfe statt. — Erneute französische Angriffe bei Perthes wurden unter Verlusten für den Feind abgewiesen. — Nördlich und nordwestlich Massiges (nordwestlich St.-Ménéhould) griffen unsere Truppen gestern an, stießen im Sturm über drei hintereinander liegende feindliche Grabenlinien durch und setzten sich in der französischen Hauptstellung in einer Breite von zwei Kilometer fest; sämtliche Gegenangriffe der Franzosen, die auch nachts fortgesetzt wurden, sind abgeschlagen. Wir nahmen sieben Offiziere, 601 Mann gefangen und eroberten neun Maschinengewehre, neun Geschütze kleineren Kalibers und viel Material. — Sonst ist nur erwähnenswert, daß in den Mittel-Vogesen das erste Gefecht einer Schneeschuhtruppe gegen französische Jäger erfolgreich für uns verlief. — Östlicher Kriegsschauplatz: In Ostpreußen wurden schwache russische Angriffe gegen unsere Stellungen südlich der Memel abgewiesen. — In Polen nördlich der Weichsel fanden im Anschluß an die gemeldeten Kavalleriekämpfe Plänkeleien kleinerer gemischter Truppenabteilungen statt. — An der Bzura südlich Sochaczew brach ein russischer Nachtangriff unter starken Verlusten des Feindes zusammen. Unser Angriff östlich Bolimow macht trotz heftiger Gegenstöße des Feindes Fortschritte. Die Zahl der Gefangenen erhöht sich. — In den Karpathen kämpfen seit einigen Tagen deutsche Kräfte Schulter an Schulter mit den österreichisch-ungarischen Armeen. Die verbündeten Truppen haben in dem schwierigen und verschneiten Gebirgs Gelände eine Reihe schöner Erfolge erzielt. (W. T. B.)

Die Gewässer um Großbritannien und Irland Kriegsgebiet.

Bekanntmachung: 1. Die Gewässer rings Großbritannien und Irland einschließlich des gesamten englischen Kanals werden hiermit als Kriegsgebiet erklärt. Vom 18. Februar 1915 an wird jedes in diesem Kriegsgebiet angetroffene feindliche Kauffahrteischiff zerstört werden, ohne daß es immer möglich sein wird, die dabei der Besatzung und den Passagieren drohenden Gefahren abzuwenden.

2. Auch neutrale Schiffe laufen im Kriegsgebiet Gefahr, da es angesichts des von der britischen Regierung am 31. Januar angeordneten Mißbrauchs neutraler Flaggen und der Zufälligkeit des Seekrieges nicht immer vermieden werden kann, daß die auf feindliche Schiffe berechneten Angriffe auch neutrale Schiffe treffen.

3. Die Schifffahrt nördlich um die Shetlandsinseln, in dem östlichen Gebiet der Nordsee und in einem Streifen von mindestens 30 Seemeilen Breite entlang der niederländischen Küste ist nicht gefährdet.

Berlin, den 4. Februar 1915. Der Chef des Admiralstabes der Marine. v. Pohl.

Zur Erläuterung dieser Bekanntmachung wird den Verbündeten, den neutralen und den feindlichen Mächten die nachstehende Denkschrift mitgeteilt:

Denkschrift der Kaiserlich Deutschen Regierung über Gegenmaßregeln gegen die völkerrechtswidrigen Maßnahmen Englands zur Unterbindung des neutralen Seehandels mit Deutschland.

Seit Beginn des gegenwärtigen Krieges führt Großbritannien gegen Deutschland den Handelskrieg in einer Weise, die allen völkerrechtlichen Grundsätzen Hohn spricht. Wohl hat die britische Regierung in mehreren Verordnungen die Londoner Seekriegsrechts-Erklärung als für ihre Seestreitkräfte maßgebend bezeichnet; in Wirklichkeit hat sie sich aber von dieser Erklärung in den wesentlichsten Punkten losgesagt, obwohl ihre eigenen Bevollmächtigten auf der Londoner Seekriegsrechts-Konferenz deren Beschlüsse als geltendes Völkerrecht anerkannt hatten. Die britische Regierung hat eine Reihe von Gegenständen auf die Liste der Konterbande gesetzt, die nicht oder doch nur sehr mittelbar für kriegerische Zwecke verwendbar sind und daher nach der Londoner Erklärung wie nach allgemein anerkannten Regeln des Völkerrechts überhaupt nicht als Konterbande bezeichnet werden dürfen. Sie hat ferner den Unterschied zwischen absoluter und relativer Konterbande tatsächlich beseitigt, indem sie alle für Deutschland bestimmten Gegenstände relativer Konterbande ohne Rücksicht auf den Hafen, in dem sie ausgeladen werden sollen, und ohne Rücksicht auf ihre feindliche oder friedliche Verwendung der Wegnahme unterwirft. Sie scheut sich sogar nicht, die Pariser Seerechtsdeklaration zu verletzen, da ihre Seestreitkräfte von neutralen Schiffen deutsches Eigentum, das nicht Konterbande war, weggenommen haben.

Über ihre eigenen Verordnungen zur Londoner Erklärung hinausgehend, hat sie weiter durch ihre Seestreitkräfte zahlreiche wehrfähige Deutsche von neutralen Schiffen wegführen lassen und sie zu Kriegsgefangenen gemacht. Endlich hat sie die ganze Nordsee zum Kriegsschauplatz erklärt und der neutralen Schifffahrt die Durchfahrt durch das offene Meer zwischen Schottland und Norwegen, wenn nicht unmöglich gemacht, so doch aufs äußerste erschwert und gefährdet, so daß sie gewissermaßen eine Blockade neutraler Küsten und neutraler Häfen gegen alles Völkerrecht eingeführt hat. Alle diese Maßnahmen verfolgen offensichtlich den Zweck, durch die völkerrechtswidrige Lahmlegung des legitimen neutralen Handels nicht nur die Kriegsführung, sondern auch die Volkswirtschaft Deutschlands zu treffen und letzten Endes auf dem Wege der Auszehrung das ganze deutsche Volk der Vernichtung preiszugeben.

Die neutralen Mächte haben sich den Maßnahmen der britischen Regierung im großen und ganzen gefügt; insbesondere haben sie es nicht erreicht, daß die von ihren Schiffen völkerrechtswidrig weggenommenen deutschen Personen und Güter von der britischen Regierung herausgegeben worden sind. Auch haben sie sich in gewisser Richtung sogar den mit der Freiheit der Meere unvereinbaren englischen Maßnahmen angeschlossen, indem sie offenbar unter dem Druck Englands die für friedliche Zwecke bestimmte Durchfuhr nach Deutschland auch ihrerseits durch Ausfuhr- und Durchfuhrverbote verhindern.

Dergebens hat die deutsche Regierung die neutralen Mächte darauf aufmerksam gemacht, daß sie sich die Frage vorlegen müsse, ob sie an den von ihr bisher streng beobachteten Bestimmungen der Londoner Erklärung noch länger festhalten könne, wenn Großbritannien das von ihm eingeführte Verfahren fortsetze und die neutralen Mächte alle die Neutralitätsverletzungen zuungunsten Deutschlands länger hinnehmen würden. Großbritannien beruft sich für seine völkerrechtswidrigen Maßnahmen auf die Lebensinteressen, die für das britische Reich auf dem Spiele stehen, und die neutralen Mächte scheinen sich mit theoretischen Protesten abzufinden, also tatsächlich Lebensinteressen von Kriegführenden als hinreichende Entschuldigung für jede Art von Kriegsführung gelten zu lassen. Solche Lebensinteressen muß nunmehr auch Deutschland für sich anrufen.

Es sieht sich daher zu seinem Bedauern zu militärischen Maßnahmen gegen England gezwungen, die das englische Verfahren vergelten sollen. Wie England das Gebiet zwischen Schottland und Norwegen als Kriegsschauplatz bezeichnet hat, so bezeichnet Deutschland die Gewässer rings um Großbritannien und Irland mit Einschluß des gesamten englischen Kanals als Kriegsschauplatz und wird mit allen ihm zu Gebote stehenden Kriegsmitteln der feindlichen Schifffahrt daselbst entgegenzutreten. Zu diesem Zwecke wird es vom 18. Februar 1915 an jedes feindliche Kauffahrteischiff, das sich auf den Kriegsschauplatz begibt, zu zerstören suchen, ohne daß es immer möglich sein wird, die dabei den Personen und Gütern drohenden Gefahren abzuwenden. Die Neutralen werden daher gewarnt, solchen Schiffen weiterhin Mannschaften, Passagiere und Waren anzuvertrauen. Sodann aber werden sie darauf aufmerksam gemacht, daß es sich auch für ihre eigenen Schiffe dringend empfiehlt das Einlaufen in dieses Gebiet zu vermeiden. Denn wenn auch die deutschen Seestreitkräfte Anweisung haben, Gewalttätigkeiten

gegen neutrale Schiffe, soweit solche erkennbar sind, zu unterlassen, so kann es doch angesichts des von der britischen Regierung angeordneten Mißbrauchs neutraler Flaggen und der Zufälligkeiten des Krieges nicht immer verhütet werden, daß auch sie einem auf feindliche Schiffe berechneten Angriff zum Opfer fallen. Dabei wird ausdrücklich bemerkt, daß die Schifffahrt nördlich um die Shetlandsinseln, in dem östlichen Gebiete der Nordsee und in einem Streifen von mindestens 30 Seemeilen Breite entlang der niederländischen Küste nicht gefährdet ist.

Die deutsche Regierung kündigt diese Maßnahme so rechtzeitig an, daß die feindlichen wie die neutralen Schiffe Zeit behalten, ihre Dispositionen wegen Anlaufens der am Kriegsschauplatz liegenden Häfen danach einzurichten. Sie darf erwarten, daß die neutralen Mächte die Lebensinteressen Deutschlands nicht weniger als die Englands berücksichtigen und dazu beitragen werden, ihre Angehörigen und deren Eigentum vom Kriegsschauplatz fernzuhalten. Dies darf um so mehr erwartet werden, als den neutralen Mächten auch daran liegen muß, den gegenwärtigen verheerenden Krieg sobald als möglich beendet zu sehen.

Die „Neue Emden“ landet bei Hodeida.

Über S. M. Schiff „Aneha“ geht die Nachricht ein, daß der Kommandant Kapitänleutnant von Mücke mit dem Landungskorps S. M. S. „Emden“ in der Nähe von Hodeida (Südwestküste Arabiens) eingetroffen und von den türkischen Truppen mit Begeisterung empfangen sei. Nachdem die Fahrt durch die Straße von Perim unbemerkt von den englischen und französischen Bewachungstreitkräften gelungen war, vollzog sich die Landung an der Küste ungestört in Sicht eines französischen Panzerkreuzers.

Erfolge in den Karpathen.

Wien, 4. Februar. Amtlich wird verlautbart: 4. Februar 1915, mittags. Die Kämpfe in den Karpathen dauern mit unverminderter Heftigkeit an. Im westlichen Frontabschnitt wurden feindliche Angriffe abgewiesen. Den im mittleren Waldgebirge vordringenden eigenen Kolonnen gelang es auch gestern, erneut Raum zu gewinnen und einige hundert Gefangene zu machen.

Kämpfe bei Memel und Bolimow.

Großes Hauptquartier, 3. Februar 1915. — Westlicher Kriegsschauplatz: Auf der ganzen Front nur Artilleriekämpfe, ein vereinzelter französischer Vorstoß auf unsere Stellungen nordwestlich Perthes blieb ohne Erfolg. — Östlicher Kriegsschauplatz: An der ostpreussischen Grenze wurden erneute Angriffe der Russen südlich der Memel zurückgewiesen. Ebenso mißlangen starke russische Angriffe gegen unsere neugewonnenen Stellungen östlich Bolimow. Die Zahl der dort Gefangenen beträgt seit dem 1. Februar im ganzen 26 Offiziere und annähernd 6000 Mann.

(W. T. B.)

Die russische Offensive in der Bukowina gebrochen.

Wien, 5. Februar. Amtlich wird verlautbart: 5. Februar mittags: Die Angriffe, die die Russen in den Karpathen stellenweise täglich wiederholen, brechen unter den schwersten Verlusten zusammen. Im Waldgebirge schreiten die eigenen Angriffe fort. — Die russische Offensive in der Bukowina war bis Mitte Januar in das oberste Tal der Moldawa gelangt. Dem weiteren Vordringen der hier angelegten stärkeren feindlichen Kräfte über die Karpathen geboten zunächst unsere Stellungen bei Jakobow und Kirlibaba halt. In mehrtägigen Angriffen versuchte der Gegner um den 20. Januar, den Widerstand der die Hauptübergänge deckenden Gruppen zu brechen. Da alle Versuche, unsere Höhenstellungen zu stürmen, scheiterten und eigene Truppen, selbst zur Offensive übergehend, am 22. Januar Kirlibada dem Gegner entrißen, zog sich der Feind in den folgenden Tagen mit seinen Hauptkräften in den Richtungen auf Kimpolung und Moldawa zurück, wo er verblieb. In den letzten Tagen haben nun neue Kämpfe begonnen. Unsere Truppen, die auch hier im Überwinden der durch Terrain und Witterung bedingten großen Schwierigkeiten Hervorragendes

leisteten, sind in das Moldawa-Tal eingedrungen, warfen den dort befindlichen Gegner zurück und nahmen Izwor, Ort Moldawa und Breaza in Besitz. Die Zahl der in den Karpathenkämpfen Gefangenen erhöht sich um weitere 4000 Mann.

Kämpfe bei Massiges und an der Bzura.

Großes Hauptquartier, 6. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Erneute französische Angriffe gegen die von uns gewonnenen Stellungen nördlich von Massiges blieben ohne Erfolg. Ebenso scheiterte ein feindlicher Vorstoß in den Argonnen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die Russen griffen gestern an der ostpreussischen Grenze sowie südlich der Weichsel gegen unsere Front Humin — Bzura-Abschnitt an. Alle Angriffe wurden abgewiesen. Wir machten 1000 Gefangene und erbeuteten 6 Maschinengewehre. — Hauptsächlich von englischer, aber auch von französischer Seite wird fortgesetzt die Behauptung wiederholt, daß die Deutschen gewissermaßen zur Feier des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers Vorstöße in großem Stile inszeniert hätten, die sämtlich mit schweren Rückschlägen für uns endigten. — Daß diese Behauptung in heimtückischer Absicht einfach erfunden ist, beweisen unsere amtlichen Berichte über die Ereignisse an den in Frage kommenden Tagen. Eine solche Kampfweise kann natürlich auch nicht die Person des Kriegsherrn berühren. Die deutsche Heeresleitung möchte aber nicht unterlassen, sie in ihrer Erbärmlichkeit vor aller Welt an den Pranger zu stellen.

(W. T. B.)

Die türkische Vorhut am Suezkanal.

Konstantinopel, 6. Februar. Der Große Generalstab meldet: Unsere Vorhut ist in den Gegenden östlich des Suezkanals angekommen und haben die englischen Vorposten gegen den Kanal zurückgedrängt. Bei dieser Gelegenheit fanden Kämpfe in der Umgebung von Ismailia und El Kantara statt, die noch andauern.

Der Kaiser im Osten.

7. Februar. Seine Majestät der Kaiser besuchte gestern die schlesische Landwehr in ihren Schützengräben bei Grulzcyzn, östlich Wlojczowa. — 8. Februar. Seine Majestät besichtigte gestern Teile der im Bzura- und Rawka-Abschnitt kämpfenden Truppen.

(W. T. B.)

Rückzug der Russen in der Bukowina.

Wien, 7. Februar. Amtlich wird verlautbart: 7. Februar 1915, mittags: An der Karpathenfront wird heftig gekämpft. — In der südlichen Bukowina sind unsere Truppen in erfolgreichem Vordringen, die Russen im vollen Rückzug. 1200 Gefangene wurden gestern gemeldet, zahlreiches Kriegsmaterial wurde erbeutet. Nachmittags zogen unter großem Jubel der Bevölkerung eigene Truppen in Kimpolung ein. — In der Adria hatte ein Luftangriff unserer braven Flieger auf französische Transporte guten Erfolg. Durch Bombenwürfe wurden mehrere Treffer erzielt.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 8. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Der Kampf um unsere Stellung südlich des Kanals südwestlich La Bassée dauert noch an. Ein Teil des vom Feinde genommenen kurzen Grabens ist wieder erobert. In den Argonnen entrißen wir dem Gegner Teile seiner Befestigungen. Sonst hat sich nichts Wesentliches ereignet. — Östlicher Kriegsschauplatz: An der ostpreussischen Grenze südöstlich der Seenplatte und in Polen rechts der Weichsel fanden einige kleinere für uns erfolgreiche Zusammenstöße von örtlicher Bedeutung statt.

(W. T. B.)

Karpathenkämpfe. — Vorrücken in der Bukowina.

Wien, 9. Februar. Amtlich wird verlautbart: 9. Februar 1915, mittags: Im Waldgebirge gelang es gestern nach-

mittag den verbündeten Truppen, einen von den Russen hartnäckig verteidigten Ort nördlich des Sattels von Volovic nach mehrtägigen Kämpfen zu nehmen. Zahlreiche Gefangene wurden gemacht, viel Munition und Kriegsmaterial erbeutet. — An der übrigen Karpathenfront heftige Kämpfe. Im westlichen Abschnitt scheiterten mehrere russische Angriffe, wobei 340 Gefangene und 3 Maschinengewehre in unsere Hände fielen. — Die Vorrückung in der Bukowina schreitet fort. Wama wurde von uns besetzt.

Die Kämpfe bei Wirballen.

Aus dem Großen Hauptquartier wird über die Kämpfe bei Wirballen am 10. Februar 1915 geschrieben: Unter den größten Anstrengungen, welche die tiefverschneiten Wege verursachten, waren die Truppen des Generals von Lauenstein am 2. Februar an den Feind herangekommen und warfen diesen in leichten Kämpfen aus dem Schureller Forst hinaus. Wie aus erbeuteten russischen Befehlen hervorgeht, glaubte der Gegner sich vor dem deutschen Ansturm in eine bereits wohl vorbereitete Stellung Pillkallen—Stallupönen zurückziehen und dort behaupten zu können, aber der starke Flankenruck, den die deutsche Offensive ausübte, zwang den Feind zum Aufgeben dieses Planes und veranlaßte ihn, sich nach einer dritten gleichfalls vorbereiteten Stellung südlich Wirballen zurückzuziehen. Es waren anderthalb russische Divisionen, die sich am Nachmittag des 10. Februar dort einfanden und in Endkühnen, Kibartn und Wirballen zur Ruhe übergingen. Obwohl man vom Anmarsch der deutschen Kräfte wußte, hielt man es für ausgeschlossen, daß die Deutschen bei dem herrschenden Schneesturm an diesem Tage noch herankommen könnten. Man wiegte sich derart in Sicherheit, daß man sogar auf das Ausstellen irgendwelcher Sicherungsposten gänzlich verzichtete. Nur so konnte es kommen, daß die Angreifer, die sich durch die Naturgewalten nicht aufhalten ließen, noch am 10. Februar an die russische Unterkunft herankamen, allerdings nur mit Infanterie und einigen Geschützen; denn alles übrige war in den Schneewehen stecken geblieben. Es war Abend, als Endkühnen, und es war Mitternacht, als Wirballen überfallartig angegriffen und erobert wurde. Auf der Chaussee standen zwei russische Batterien mit zwölf Geschützen und einer großen Anzahl von Munitionswagen anscheinend rastend. An sie kam die deutsche Infanterie ohne einen Schuß zu tun bis auf 50 m heran. Die sämtlichen Pferde wurden niedergeschossen und dann die Geschütze und Munitionswagen genommen. Der Rest der Bedienung flüchtete. Sowohl in Endkühnen wie in Wirballen kam es dann zu nächtlichen Straßenkämpfen, die mit der Gefangennahme von 10000 Russen endeten. Die Zahl der Gefangenen war so groß, daß man kaum wußte, was man mit ihnen anfangen sollte. Nach der Einnahme der beiden Orte fielen auch die dortigen Bahnhöfe in deutsche Hände, mit ihnen eine schier unermessliche Beute. Es standen hier drei Lazarett- und ebensoviel Verpflegungszüge. Einer dieser Züge war der Lazarettzug der Zarin, der von dem Fürsten Lieven und zahlreichem Personal begleitet wurde. In ihm fand der Stab des Generals von Lauenstein ganz unerwartet ausgezeichnetes Nachtquartier. Die übrigen Züge waren mit einer großen Menge Hafer, ausgezeichneten Konserven, sehr viel Schokolade, ferner mit Stiefeln und Pelzwesten in großer Zahl beladen. Jeder berittene deutsche Soldat war imstande, eine Pelzweste an sich zu nehmen; augenblicklich noch wichtiger war aber für die seit zwei Tagen auf eiserne Portion angewiesene deutsche Truppe die Erbeutung von 110 russischen Feldküchen, die fast durchweg mit warmem Essen gefüllt waren. Man kann sich den Jubel unserer siegreichen Truppen vorstellen, als diese Beute in ihre Hand gefallen war. Es war augenblicklich der schönste Lohn für die junge Truppe, die an diesem Tage teilweise zum erstenmal ins Gefecht gekommen war und sich glänzend geschlagen hatte.

(W. T. B.)

Flucht der Russen in der Bukowina.

Wien, 10. Februar. Amtlich wird verlautbart: 10. Februar 1915, mittags: Die Kämpfe in den Karpathen dauern an. — Die Bukowina ist bis zur Suczawa vom Feinde gesäubert, der stellenweise fluchtartig zurückweicht. Mit unbeschreiblicher Freude begrüßt die Bevölkerung unsere vorrückenden Truppen.

Der Kaiser auf dem östlichen Kriegsschauplatz.

Seine Majestät der Kaiser hat sich wiederum auf den östlichen Kriegsschauplatz begeben. (W. T. B.)

Die Winterschlacht in Masuren.

Großes Hauptquartier, 12. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: An der Küste erschienen nach längerer Pause gestern wieder feindliche Schiffe. Über Ostende wurden

von Fliegern des Gegners Bomben abgeworfen, die militärischen Schaden nicht anrichteten. — Auf der übrigen Front fanden Artilleriekämpfe statt. Besonders viel Munition setzte der Feind gegen unsere Stellungen in der Champagne ein. Einen nennenswerten Erfolg hat er hierdurch nirgends erzielt. — Bei Souain wurde auch ein Infanterieangriff versucht, der aber abgewiesen worden ist und bei dem 120 Gefangene in unseren Händen blieben. Die gestern gemeldete Zahl der Gefangenen in den Argonnen erhöht sich um einen Offizier und 119 Mann. — Nordwestlich Verdun wurden mehrere feindliche Schützengräben von uns genommen; der dagegen französischerseits unter Vorantagen der Genfer Flagge unternommene Gegenstoß wurde unter erheblichen Verlusten für den Feind abgewiesen. Die Festung Verdun wurde von deutschen Fliegern mit etwa hundert Bomben belegt. — Am Sudelkopf in den Vogesen gelang es den Franzosen, einen kleinen Vorgraben vor unserer Stellung zu besetzen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Seine Majestät der Kaiser ist auf dem Kampffelde an der ostpreussischen Grenze eingetroffen. — Die dortigen Operationen haben die Russen zum schleunigen Aufgeben ihrer Stellungen östlich der Masurischen Seen gezwungen. An einzelnen Stellen dauern die Kämpfe noch fort. Bisher sind etwa 26000 Gefangene gemacht, mehr als 20 Geschütze und 30 Maschinengewehre erobert worden. Die Menge des erbeuteten Kriegsmaterials läßt sich aber noch nicht annähernd übersehen. — In Polen, rechts der Weichsel, haben die deutschen Truppen die gestern gemeldete Offensive fortgesetzt, die Stadt Sierpc genommen und wiederum einige hundert Gefangene gemacht. — Auf dem polnischen Kriegsschauplatz links der Weichsel keine Veränderung. (W. T. B.)

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 13. Februar 1915. — Westlicher Kriegsschauplatz: An der Küste warfen auch gestern wieder feindliche Flieger Bomben, durch die in der Zivilbevölkerung und an deren Besitz sehr beklagenswerter Schaden angerichtet wurde, während wir militärisch nur unerhebliche Verluste hatten. — In unserer Westfront wurden Artilleriegeschosse aufgefunden, die zweifellos aus amerikanischen Fabriken stammen. — Die Zahl der bei den gestern östlich Souain abgewiesenen Angriffen gemachten Gefangenen erhöht sich auf 4 Offiziere, 478 Mann. Vor unserer Front wurden 200 Tote des Feindes gefunden, während unsere Verluste bei diesen Gefechten an Toten und Verwundeten 90 Mann betragen. — Nördlich Massiges (nordwestlich St.-Ménéhould) wurden in Verfolg unserer Angriffe vom 5. Februar weitere 1200 Meter von der französischen Hauptstellung genommen. — Am Sudelkopf in den Vogesen versuchte der Gegner erneut anzugreifen, wurde aber überall mühelos abgewiesen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die Operationen an und jenseits der ostpreussischen Grenze sind überall im glücklichen Fortschreiten. Wo der Feind Widerstand zu leisten versucht, wird dieser schnell gebrochen. — In Polen rechts der Weichsel überschritten unsere Angriffstruppen die untere Skrwia und gehen in Richtung Racionz vor. — Von dem polnischen Kriegsschauplatz links der Weichsel ist nichts Besonderes zu melden. (W. T. B.)

Erfolge in den Karpathen und in der Bukowina.

Wien, 13. Februar. Amtlich wird verlautbart: 13. Februar 1915: Die Situation an der Karpathenfront ist im westlichen und mittleren Abschnitt im allgemeinen unverändert. Die starken russischen Gegenangriffe zunächst des Dukla-Passes sind seltener geworden, im östlichen Abschnitt sind Fortschritte erzielt. Gleichzeitig mit dem erfolgreichen Vordringen in der Bukowina überschritten eigene Truppen nach Zurückwerfen des Gegners bei Körösmezö den Jablonica-Paß und die Übergänge beiderseits dieser Straße. Während die in der Bukowina vorrückenden Kolonnen unter zahl-

reichen Gefechten die Serethlinie erreichten, erkämpften sich die im oberen Flußgebiet des Pruth und auf Nadworna vordringenden eigenen Kräfte den Austritt aus den Gebirgstälern und erreichten Wizniß, Kutj, Kosow, Delatyn und Passieczna, wo die Russen gegenwärtig an verschiedenen Punkten halten. — Durch die in letzter Zeit täglich eingebrachten Gefangenen wurde die Summe der in den jetzigen Kämpfen gemachten russischen Kriegsgefangenen auf 29 000 Mann erhöht.

Das Kreuzergefecht bei der Doggerbank am 24. Januar.

Nach amtlichen Quellen von Kapitän zur See 3. D.
v. Kühlwetter.

Berlin, den 16. Juni 1915. — Monate sind seit dem Gefecht vergangen und es ist nicht etwa nötig, von unserer Seite aus erneut davon zu sprechen, weil die Zeit Dinge entschleierte hätte, die eine Veränderung von früher Gesagtem nötig machten, wohl aber ist das umfangreiche Material über dieses Gefecht soweit gesichtet, daß es zusammen mit den in England veröffentlichten Gefechtsberichten und Pressenachrichten ein einigermaßen zuverlässiges Bild der Schlacht zu geben gestattet. Vorausgeschickt mag sein, daß daselbst nicht nur unsere ersten amtlichen Darstellungen bestätigt, sondern auch zeigt, wie richtig das Ergebnis der Schlacht erkannt wurde, wie man es in England zu verschleiern gesucht hat und noch sucht, und wie auch in diesem Fall bei uns die Bewertung des eigenen Erfolges mit allergrößter Vorsicht und Zurückhaltung geschah.

Nachdem sich englische Seestreitkräfte am 19. Januar in der deutschen Bucht gezeigt hatten, sollte der beliebte Fischgrund mitten in der Nordsee, die Doggerbank, und der Weg von unseren Flußmündungen dorthin von feindlichen Fiskerfahrzeugen gründlich gesäubert werden, weil man Gewißheit hatte, daß diese dort in der Hauptsache Überwachung und Spionage trieben. Feindliche leichte Streitkräfte sollten dabei natürlich auch verjagt und womöglich vernichtet werden. In der Hauptsache eine Unternehmung für Torpedoboote und kleine Kreuzer, denen starke Kreuzer als Rückhalt mitgegeben wurden, weiter nichts. Alles übrige hat unser Gegner hineingefaselt, um sich wenigstens den Nimbus zu schaffen, die englische Küste vor Heimsuchung geschützt zu haben, nachdem der Lorbeerkrantz des Siegers, den man voreilig flocht, sich bei näherer Betrachtung entblätterte.

So liefen unsere vier Panzerkreuzer „Seydlitz“, „Moltke“, „Derfflinger“ und „Blücher“, mit kleinen Kreuzern und Torpedobootsflottillen als Führer und Sicherung vorgeschoben, am 23. Januar aus und standen am 24. früh bei der Doggerbank, bereit ihren Auftrag auszuführen. Es wehte mäßiger östlicher Wind und die Fernsicht war ungewöhnlich klar, so daß schon der dämmernde Wintertag den Feind entdecken ließ. Kurz nach 8 Uhr meldeten unsere sichernden Kreuzer und Flottillen einen englischen kleinen Kreuzer mit Torpedobooten und sehen in Westsüdwest und Nordnordwest starke Rauchwolken. Damit stand die Anwesenheit zahlreicher feindlicher Streitkräfte bei der Doggerbank fest. Unsere Streitkräfte sammelten sofort auf S-O-Kurs. „Kolberg“ löst sich dazu aus dem Gefecht mit dem zuerst gesichteten kleinen Kreuzer der „Aurora“-Klasse, der nach mehreren Treffern abgedreht hatte, ohne selbst anderen Schäden erlitten zu haben als zwei Treffer, deren einzige Bedeutung in zwei Toten lag. Auf dieses Geschützfeuer dampft der Admiral des ersten englischen Schlachtkreuzergeschwaders mit hoher Geschwindigkeit zu und läßt seine sieben kleinen Kreuzer und 26 Torpedoboote in gleicher Richtung los. So wird während des Sammelns unseren Streitkräften folgende Lage klar: Von hinten laufen die feindlichen leichten Kreuzer und Torpedoboote auf, dahinter stehen mindestens acht große Schiffe und an Steuerbord — rechts — hinten in westlicher Richtung nähern sich fünf Rauchwolken, die um 9½ Uhr deutlich als die Schlachtkreuzer „Lion“, „Tiger“, „Prinzeß Royal“, „New Zealand“ und „Indomitable“ erkannt werden, deren Reihenfolge der englische Admiral so berichtet. Von Westsüdwest bis Nordnordwest standen danach mindestens 13 große englische Schiffe, sieben kleine Kreuzer und 26 Torpedoboote. Daß es Torheit gewesen wäre, vier große deutsche Schiffe, vier kleine Kreuzer — nicht sechs, wie der englische Bericht sagt — und 22 Torpedoboote gegen diese ganze Macht zum Gefecht heranzuführen, bedarf keiner Worte. Der englische Bericht verschweigt geflissentlich die Anwesenheit der englischen Hauptmacht, indem er sich auf Wiedergabe der Ereignisse des Gefechts selbst beschränkt, zu dem die Hauptmacht nicht herankommen konnte. Dem deutschen Admiral blieb nur ein südöstlicher Kurs übrig, der ihm ein hinhalten des Gefechts ermöglichte und ihn in die deutsche Bucht hinein, also unsern Stützpunkten und der Möglichkeit der Verstärkung näher brachte. Auch von nicht direkt auf den Feind zuführenden Kursen hätte jeder wesentlich nördlichere oben nach Dänemark, jeder südlichere näher an die englischen Stützpunkte des Südens herangeführt. Höchste Fahrt war geboten, weil sie allein Ausicht bot,

die Schiffe des Gegners auseinanderzuziehen, die feindliche Hauptmacht solche Geschwindigkeit sicher nicht halten konnte und damit vielleicht Gelegenheit zu einem erfolgversprechenden Teilgefecht geschaffen wurde. Das ist das, was englische Zeitungen sich erdreisteten, die „Flucht nach Hause“ zu nennen.

So spann sich das Gefecht an. Gegen 10 Uhr eröffnet der Feind auf über 20 km das Feuer, ohne daß er zunächst unsere Schiffe erreichen kann, es dauert bis 10 Uhr 12 Min., ehe er seinen ersten Weitschuß erzielt. Um halb zehn schon eröffnet „Blücher“ das Feuer auf kleine Kreuzer und Torpedoboote, die von hinten ablaufen mit dem Erfolg, daß ein getroffener Kreuzer abdreht und ein Torpedoboot nach einer Explosion versinkt. Kurz nach 10 Uhr eröffnen auf 18 km unsere Panzerkreuzer das Feuer auf den Hauptgegner. Die hohe Geschwindigkeit, die die englischen Schlachtkreuzer entwickeln, läßt nicht nur die englische Hauptmacht zurück, sondern teilt auch die Schlachtkreuzer selbst in zwei Gruppen, die ältesten Schiffe „New Zealand“ und „Indomitable“ bleiben langsam zurück, ohne daß sie jedoch von der Teilnahme am Gefecht ganz ausgeschlossen werden. Der östliche Wind ist dem Kampf dadurch ungünstig, daß er die schweren Rauchschwaden der Schiffe und unserer jetzt vor den Panzerkreuzern stehenden Torpedoboote zwischen die beiden kämpfenden Linien weht. Nimmt man dazu die große Gefechtsentfernung, die nie unter 14½ km wurde, so sind damit die Schwierigkeiten, die für beide Teile, man weiß nicht für wen am meisten, bestanden, gekennzeichnet. Trotzdem hatte unsere schwere Artillerie ihr Ziel außerordentlich schnell erreicht. Gegen 10½ Uhr stürzte auf dem vordersten Schiff „Lion“ ein Mast, eine halbe Stunde später folgte ein Schornstein nach, Feuer und Rauch der als Treffer krepierenden Granaten waren deutlich zu sehen. Zu gleicher Zeit waren auch auf dem zweiten Schiff der englischen Linien Treffer im Vorschiff zu sehen und Brandwirkung. Das Schiff blieb etwas zurück, sein Feuer wurde schwächer. 10 Uhr 40 Min. erhielt „Seydlitz“ einen schweren Treffer im Achterschiff, der die Verwendbarkeit der hinteren schweren Artillerie beeinträchtigte. Kurz nach 11 Uhr wurden erneut auf dem zweiten englischen Schiff schwere Treffer und große Brandwirkung beobachtet und gegen 11½ Uhr mußte dieses Schiff die Schlachtlinie verlassen und blieb allmählich zurück, so daß jetzt „Lion“ und das dritte Schiff die vordere Gruppe bildeten, während das zweite Schiff näher zu der Gruppe der zurückgebliebenen kam. Das dritte Schiff schloß gleichzeitig näher an das erste heran. Von 11½ Uhr an läßt das Feuer der feindlichen Schlachtkreuzer nach. Zu dieser Zeit bleibt unser Schlussschiff „Blücher“ zurück, nachdem Artillerietreffer und Brand beobachtet und Maschinenschaden gemeldet ist und zieht damit vorwiegend das Feuer der zurückgebliebenen Schiffe auf sich. Gegen 12 erhält „Lion“, das feindliche Führerschiff, hintereinander mehrere schwere Treffer vorn, die die vordere Artillerie anscheinend unbrauchbar machen, eine starke Detonation wird beobachtet, dazu Brand, das Schiff dreht nach Steuerbord ab und verläßt stark überliegend die Schlachtlinie, die Führung an das früher dritte Schiff überlassend. Kurz darauf erhält dies von einem zwischen den kämpfenden Linien gebliebenen Torpedoboot einen Torpedoschuß und nun dreht die ganze englische Linie mit einer gleichzeitigen Wendung auf nördlichen Kurs, bricht damit das Gefecht etwa 70 Seemeilen von Helgoland ab, gerade in dem Augenblick, als auf den erschütterten Feind der Torpedobootsangriff angelegt wurde, der nun nicht mehr durchgeführt werden konnte. Damit zog sich die Hauptmacht der feindlichen Schlachtkreuzer, soweit sie folgen konnte, nach dem zurückgebliebenen „Blücher“ hin. Nach Angabe des englischen Admirals bestimmten ihn die Anwesenheit von Unterseebooten und die Annäherung an das deutsche Minengebiet zum Abbrechen des Gefechts. Die große Entfernung und der Qualm ließen den deutschen Admiral die Sachlage nicht so erkennen, wie sie hier jetzt gegeben ist und sich aus zusammengetragenen Aufzeichnungen ergibt, ihm war die Linie der feindlichen Schlachtkreuzer nur zum kleinen Teil sichtbar, nur die Beschädigung und das Abdrehen des Führerschiffs waren beobachtet, nichts von dem was auf der Nr. 2 und 3 vorgegangen war und noch vorging, war deutlich auszumachen. Auf unserer Seite war zu der Zeit „Blücher“ schwer havariert, „Seydlitz“ verfügte noch nicht wieder über seine hintere schwere Artillerie. Im Norden weit ab stand der größte Teil der englischen leichten Kreuzer und Torpedoboote. Nach seinen Beobachtungen hatte also kein Ausgleich unserer Unterlegenheit stattgefunden. So entschloß er sich zunächst nur südlicher zu steuern, vielleicht die englische Linie von hinten zu umfassen und auf diesem Wege zu „Blücher“ hinzukommen. Die geschilderte Unmöglichkeit, die Lage zu übersehen, und die Voraussetzungen des schnellen Herankommens der feindlichen Hauptmacht ließen es jedoch sehr bald ihm richtig erscheinen, auch seinerseits das Gefecht abzugeben und nach Osten weiterzugehen, weil er keine Möglichkeit sah, den nahezu bewegungslosen „Blücher“ endgültig zu entfernen. Zu dieser Zeit kommt das Torpedoboot, das schon einen erfolgreichen Schuß abgegeben hatte, zum zweitenmal auf den jetzt hinten in der nach Norden dampfenden englischen Linie stehenden „Tiger“ zum Schuß, es erfolgt dort eine starke Detonation, das ganze Schiff ist in graulichweiße Rauchwolken gehüllt, zuerst ist noch ein Stück vom Heck zu sehen und 12 Uhr 23 Minuten verschwindet das Schiff. Dies wurde von einem der Schiffe, das in unserer Linie hinten stand und freien

Ausblick hatte, von älteren Offizieren beobachtet. Ob die Angabe des englischen Admirals, daß „Tiger“ von vornherein zweites Schiff der englischen Linie war, richtig ist, mag dahingestellt bleiben. Die Verschiebungen der ersten Schiffe in der Linie, ehe die Wendung nach Norden geschah, sind nicht mit vollständiger Sicherheit festzustellen. Der Verlust von „Tiger“ steht fest. Seit „Blücher“ zurückblieb, verfolgten mehrfach englische Torpedoboote, ihn anzugreifen, hierbei wurde die Vernichtung je eines Zerstörers um 11 $\frac{1}{2}$ und 12 $\frac{1}{2}$ Uhr deutlich beobachtet. Über den Endkampf des „Blücher“ wissen wir nur durch das Luftschiff, das gegen Ende des Gefechts über dem Kampfplatz erschien, daß er kurz nach 1 Uhr kenterte, nachdem er torpediert war. Seine Geschütze feuerten, bis er versank, Zähigkeit und Heldenmut seiner Besatzung waren seiner Widerstandsfähigkeit ebenbürtig. Zu der Zeit waren nur mehr vier feindliche Schlachtkreuzer auf der Walltatt. Der englische Bericht ergänzt das Bild noch wie folgt: Nachdem das englische Führerschiff schwer beschädigt ist, holt der englische Admiral seine Flagge dort nieder, schiffte sich gegen 12 $\frac{1}{2}$ Uhr auf einem Torpedoboot ein und erreicht in etwa $\frac{3}{4}$ stündiger schnellster Fahrt seine anderen Schiffe wieder ungefähr 1 $\frac{1}{2}$ Stunden, nachdem sein Flaggschiff ausgefallen war und legt seine Flagge auf der „Prinzeß Royal“. Um 5 Uhr gelingt es dann „Indomitable“ den bewegungsunfähigen „Lion“ in Schlepp zu nehmen und er schleppt ihn bis in den Hafen.

Das Gesamtergebnis der Schlacht war also bei den britischen Streitkräften:

Ein neuer Schlachtkreuzer von 30 000 Tonnen gesunken, zwei neue Schlachtkreuzer schwer beschädigt;
von der schweren Beschädigung eines dritten Schlachtkreuzers gingen später noch zuverlässige Nachrichten ein, sie muß dem „Blücher“ hauptsächlich zuzuschreiben sein, wir konnten also nicht sofort darüber unterrichtet sein;

drei Zerstörer gesunken;
zwei kleine Kreuzer beschädigt;

bei den deutschen Streitkräften:

ein alter Schlachtkreuzer von 16 000 Tonnen gesunken;
ein neuer Schlachtkreuzer beschädigt;
ein kleiner Kreuzer leicht beschädigt.

Besonders bemerkenswert ist dabei, daß die Beschädigung des „Seydlitz“ durch einen einzigen Treffer geschah und daß außerdem im ganzen nur noch ein schwerer Treffer den Gürtelpanzer eines Panzerkreuzers traf und dort unschädlich detonierte, sonst ist auf keinem der Schlachtkreuzer überhaupt ein Treffer zu verzeichnen, ebenso wie kein Torpedoboot getroffen ist. Also zwei Treffer in zweistündigem Gefecht, abgesehen von „Blücher“. Offenbar hatten die englischen Schlachtkreuzer zunächst die Absicht, das Gefecht nur auf sehr große Entfernung zu führen und vielleicht erwartet, dadurch eine artilleristische Überlegenheit zu finden oder wenigstens der Mittelartillerie unserer Kreuzer zu entgehen. Erfolg brachte es ihnen nicht, weil unsere Schießkunst die bessere war, indem die schwere Artillerie schneller am Ziel war und besser am Ziel blieb. Daß das größere Kaliber auf englischer Seite für den Erfolg hier keine Rolle spielte, ist deutlich und die Tatsache bemerkenswert, daß kein Schiff durch Artillerie allein zum Sinken gebracht wurde.

Die Überlegenheit an Geschwindigkeit auf englischer Seite ist mit ganz phantastischen Zahlen versehen worden, die in keiner Weise der Wirklichkeit entsprechen. Das Gefecht ist auf englischer Seite im Durchschnitt mit gut 25 Seemeilen geführt worden gegenüber etwa 23,5 Seemeilen auf unserer Seite. Unser langsamstes Schiff, der „Blücher“, stand in jeder Flottenliste mit einer geringeren Geschwindigkeit als die langsamsten Schiffe des Gegners, somit war die höhere Verbundgeschwindigkeit auf dessen Seite selbstverständlich. Mit einer Geschwindigkeit von 28 und 29 Seemeilen, von der gefabelt wurde, hätten die englischen Schlachtkreuzer nicht, als sie das Gefecht abbrachen, noch gegen uns zurückgestanden, so daß ihre Wendung sie weit hinter uns vorbeiführte. Dabei kann gern anerkannt werden, daß die Geschwindigkeit der englischen Schiffe bemerkenswert gut war.

Außer schon Erwähntem hat die englische Darstellung nichts Neues gebracht, wohl aber haben die englischen Veröffentlichungen dazu gedient, die Unzuverlässigkeit auch der amtlichen englischen Berichterstattung in helles Licht zu setzen. Von dem Gefecht selbst mögen die unrichtigen Nachrichten zum Teil ihre Erklärung darin finden, daß die Beobachtung so schwer war. Hierunter könnten die Angaben rechnen, daß „Prinzeß Royal“ eingangs des Gefechtes mit ihrem Feuer auf das dritte Schiff, „Derfflinger“, übergang und ihm erheblichen Schaden zufügte und daß um 10 Uhr 40 Min. (9 Uhr 45 Min.) unser Führerschiff und die Nr. 3 in Brand gewesen seien. Die Nr. 3, „Derfflinger“, hat während des ganzen Gefechts den einen schon erwähnten unschädlichen Treffer auf den Gürtelpanzer bekommen und nie gebrannt. Auf Nr. 1, „Seydlitz“, verursachte der angeführte Treffer um 10 Uhr 40 Min. tatsächlich einen Brand. Über die tropfenweise Verzäpfung der Nachrichten über die schwere Beschädigung des „Lion“ ist schon bei anderer Gelegenheit in der deutschen Presse berichtet. Am 25. Januar wurde sie gar nicht erwähnt, am 27. als schnell reparierbar bezeichnet, am gleichen Tage das Schiff kampfunfähig genannt und gesagt, man könne keine näheren Mitteilungen machen, das Schiff

könne jedoch der Marine erhalten bleiben. Englische Zeitungen berichten in schwülstigen Phrasen von dem feierlichen Augenblick, als der „Lion“, als letztes Schiff, stolz in den Hafen dampfte, während er mit Mühe und Not geschleppt den rettenden Hafen erreichte, und dieser feierliche Augenblick wurde zu einer Zeit erlebt, als das Schiff im Schlepp noch gar nicht in der Nähe sein konnte. Es gab eben manches zu verbergen in diesem Gefecht, von dem Untergang des „Tiger“ angefangen, und das empfanden andererseits auch englische Zeitungen und schrieben zum Bericht des englischen Admirals: „Was nach der Zeit der Beschädigung des „Lion“ geschah, als der Admiral den anderen Schiffen befahl, das Gefecht mit dem fliehenden Feind fortzuführen, wird nicht erfüllt. Dadurch ist die Erzählung unvollständig und enttäuschend.“ Die hier fehlende Zeit war tatsächlich die, als unsere Torpedoboote vorbrachen, „Tiger“ getroffen wurde und später sank. Und an anderer Stelle heißt es: „Der Abstand von 70 Seemeilen von Helgoland — beim Abbrechen des Gefechtes — hätte uns die Möglichkeit gegeben, den Kampf noch mehrere Stunden fortzusetzen, ehe wir an deutsche Minenfelder kamen. Viel kürzerer Kampf hätte schon entscheidend werden können. Hätte die Vernichtung des deutschen Geschwaders uns auch ein oder zwei Schiffe gekostet, so wäre das billig gewesen. Ist das überhaupt ernstlich versucht worden? Wenn es bemerkenswert ist, daß des Admirals Bericht über den Befehl zum Angriff schweigt, — damit ist ein Befehl an „Indomitable“ gemeint, „Blücher“ zu vernichten und an das übrige Geschwader, die deutsche Queue anzugreifen —, so ist es noch bemerkenswerter, daß er keinen Versuch macht zu erklären, warum diese Befehle nicht ausgeführt wurden.“ Die Erklärung ist in den Ereignissen, dem Kampfunfähigwerden des Flaggschiffes, der schweren Beschädigung der „Prinzeß Royal“ und dem Sinken des „Tiger“ gegeben, es war aber nicht mehr möglich, diesen Befehl auszuführen, und da der Gefechtsbericht fast alle diese Tatsachen verschweigt, bleibt er in diesem Punkte unverständlich und muß den Bsprecher zu dem Schluß führen: „Das Flaggschiff war kampfunfähig. Es war eine Lage, die jeden verwirren konnte. Bevor dieser Umstand besser erklärt wird, muß es scheinen, als ob hier ein bedauerlicher Irrtum des Oberbefehlshabers vorgekommen ist. Es ist leicht zu verurteilen. Das Bedauerliche des Ganzen ist, daß das Versagen der Urteilskraft für einen so kurzen Augenblick einen so glänzenden Sieg in eine Episode verwandelt hat, die man zwar nicht verbergen kann, aber vergessen sollte.“ Man muß ganz unzweifelhaft diesem Kritiker recht geben, es ist unmöglich zu erklären, warum der englische Admiral das Gefecht abbrach, wenn es um seine Schiffe so stand, wie er berichtet. Tatsächlich stand eben die Sache ganz anders, und wenn das Gefecht nicht von englischer Seite abgebrochen wäre, dann brauchten wir heute nicht zu sagen: Es war leider dem deutschen Admiral nicht möglich, die englische Schwächung zu erkennen und das, im Verein mit der Voraussicht, daß die feindliche Hauptmacht bei einem lange, in anderer als südöstlicher Richtung geführten Gefecht herankommen mußte, haben ihn verhindert, dies Gefecht, das zu unseren Gunsten entschieden war, bis zu einem vernichtenden Sieg durchzukämpfen. (W. T. B.)

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 14. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Nordöstlich Pont-à-Mousson entrissen wir den Franzosen das Dorf Norron und die westlich dieses Ortes gelegene Höhe 365; zwei Offiziere, 151 Mann wurden zu Gefangenen gemacht. — In den Vogesen wurden die Ortschaften Hilsen und Ober-Sengern gestürmt, 135 Gefangene fielen in unsere Hand. (W. T. B.)

Die Kämpfe in Ostafrika.

Berlin, 14. Februar. Aus Deutsch-Ostafrika wird amtlich gemeldet: Bei der Beschließung des Rufidji-Deltas durch drei englische Kreuzer wurde am 7. November die versuchte Einführung von vier armierten feindlichen Barkassen und einem Dampfer durch Maschinengewehrfeuer vereitelt, am 11. November ein großer englischer Dampfer in der Mündung bei Simba-Uranga versenkt, der unter Geschützfeuer von Kreuzern, eskortiert durch vier armierte Barkassen und einen Dampfer, einfuhr. Beim Gefecht vier Europäer der Küstenwache leicht verwundet. Feind hatte Verluste; Näheres unbekannt.

Ebenfalls im November griff belgische Kompanie mit zwei Maschinengewehren deutsche Stellung unter Leutnant Hasselbacher bei Pambete und Kasakalawe auf britischem Gebiet am Süden des Tanganjika-Sees an, während „Kingani“ und „Hedwig Wißmann“ auf Abtransport erbeuteten Telegraphenmaterials abwesend. „Hedwig Wißmann“ kehrte zurück und nahm am Kampf teil. Nach

fünfstündigem Gefecht ging Gegner zurück unter Zurücklassung von fünf toten Askaris und unter Mitnahme von mehreren toten und verwundeten Europäern und Askaris. Bei uns leicht verwundet ein Maat und zwei Askaris. Auf Land liegender englischer Dampfer „Cecil Rhodes“ wurde gesprengt.

Englischer Dampfer von Größe unserer „Kingani“ wurde bei Kituta am Tanganjika-See von „Hedwig Wissmann“ und „Kingani“ unter Kapitanleutnant Hendrick zerstört, ferner ein englisches Stahlboot genommen.

In Ergänzung der früheren Nachrichten über die Schlacht bei Tanga wird noch folgendes gemeldet: Bei Tanga liefen am 2. November zwei Kriegsschiffe und vierzehn Transportdampfer an. Nach Ablehnung der Forderung, die Stadt bedingungslos zu übergeben, fuhren die Schiffe wieder ab, landeten dann aber nachts bei Tanga Truppen. In dreitägiger Schlacht vom 3. bis 5. November wurden feindliche Truppen, bestehend aus 8 Kompagnien des North-Lancashire-Regiments und 8 indischen Regimentern, von unseren Truppen unter Oberstleutnant von Lettow vernichtend geschlagen. Feind hinterließ tot 150 Engländer, 600 Inder; viele Engländer und Inder gefangen, 8 Maschinengewehre erobert, viel Waffen, Munition und Vorräte erbeutet, Schiffe fuhren unter Mitnahme vieler Verwundeter ab, darunter 60 Schwerverwundete einschließlich 2 Oberstleutnants und eine Anzahl anderer Offiziere, die sich ehrenwörtlich verpflichtet hatten, nicht mehr gegen Deutschland zu kämpfen. Unsere Verluste gering, tot 15 Deutsche, darunter von Prince. Beim Bombardement Tangas eine Anzahl Häuser beschädigt.

Die bei Kifumbiro westlich des Viktoria-Sees in den deutschen Bezirk Bukoba eingedrungenen englischen Truppen wurden im November von unseren Truppen unter Major von Stümer aus deutschem Gebiet herausgeworfen; Englisch-Kisiba wurde besetzt. Gegenwärtig ist Deutsch-Ostafrika völlig frei vom Feind. Teile deutscher Truppen stehen auf feindlichem Gebiet in Britisch-Ostafrika und Uganda. Vor ostafrikanischer Küste englische Kreuzer „Chatham“, „Dartmouth“, „Weymouth“, „Sorg“ und einige Hilfskreuzer.

(W. T. B.)

Die Beschießung von Daresalam.

Berlin, 14. Februar. Zur Beschießung von Daresalam wird amtlich gemeldet: Vor einiger Zeit wurde durch Reuter berichtet, daß das offene, unverteidigte Daresalam von englischen Kreuzern „wegen Mißbrauchs der weißen Flagge“ seitens der Deutschen bombardiert und einige Europäer gefangen genommen worden seien. Über diesen Vorfall wird jetzt vom Gouverneur Schnee folgendes gemeldet:

Am 28. November anliefen Schlachtschiff „Goliath“, Kreuzer „Sorg“, ein Kabeldampfer und ein Schlepper Daresalam. Nach Verhandlungen unter Parlamentärflagge gestattete Vertreter Gouvernements die Einfahrt einer englischen Pinasse in den Hafen zur Prüfung, ob dort liegende Dampfer der Deutsch-Ostafrika-Linie betriebsfähig. Unter Bruch getroffener Abrede einfuhren in Abständen zwei weitere, mit Maschinengewehren bewaffnete englische Pinassen und richteten durch Sprengen der Maschinen auf den Dampfern „Feldmarschall“, „König“ und „Kaiser Wilhelm“ Schaden in Höhe von einigen 100 000 Rupien an. Ein Teil der Dampferbesatzungen, darunter eine Stewardess, wurden gefangen genommen. Als dann noch eine dritte armierte Pinasse einfuhr, wurde sie von unserem Maschinengewehr beschossen. Darauf Bombardement von Daresalam, unter dessen Schutz Herausfahrt der Pinassen unter Verlusten gelang. Dreizehn Engländer wurden gefangen genommen, darunter Leutnant Commander Patterson vom „Goliath“. Das Gouverneurs-Palais wurde völlig zusammengebrochen, weitere Häuser beschädigt.

Am 30. November erschienen die Kriegsschiffe wieder. Ihre Signale auf Wiederaufnahme von Verhandlungen

blieben mit Rücksicht auf den Vertragsbruch der Engländer vom 28. unbeachtet. Darauf bombardierten die Kriegsschiffe nochmals die offene und unverteidigte Stadt Daresalam. Eine Reihe von Häusern wurde schwer beschädigt, eine Anzahl von Suaheli-Frauen getötet oder verwundet.

(Hiernach stellen sich also die Vorgänge, die zur Beschießung von Daresalam führten, in wesentlich anderem Lichte dar, als es Reuter seinerzeit gemeldet hatte. Ein Mißbrauch der weißen Flagge unsererseits hat nicht stattgefunden.) (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 14. Februar. Amtlich wird verlautbart: Ein Teil der eigenen Gefechtsfront im Abschnitt Dukla, gegen den bisher heftige russische Angriffe geführt wurden, ging selbst zum Angriff über, warf den Feind, und zwar sibirische Truppen, von zwei dominierenden Höhen und erstürmte eine Ortschaft bei Vzhodz. Gleichfalls erfolgreich war der Angriff Verbündeter in den mittleren Waldkarpäthen. Auch hier wurde dem Gegner eine vielumstrittene Höhe entzissen. In den gestrigen Kämpfen wieder 970 Gefangene. — In Südost-Galizien und in der Bukowina siegreiche Gefechte. Der südwestlich Nadworna zur Deckung der Stadt haltende Feind wurde geworfen, die Höhen nördlich Delatyn erobert, hierbei zahlreiche Gefangene gemacht.

Die Verfolgung der geschlagenen Russen.

Großes Hauptquartier, 15. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Südlich Ipern bei St.-Eloi entzissen wir dem Feind ein etwa 900 Meter langes Stück seiner Stellung. Gegenangriffe waren erfolglos. — Ebenso mißlang ein Angriff des Gegners in der Gegend südwestlich La Bassée, einige Duzend Gefangene blieben in unseren Händen. — Den Vordringen, den wir am Sudelkopf am 12. Februar verloren hatten, haben wir wiedergewonnen. Aus Sengern im Lauchtal wurde der Feind geworfen, den Ort Remspach räumte er darauf freiwillig. — Östlicher Kriegsschauplatz: Nördlich Tilsit wurde der Feind aus Piktupönen vertrieben und wird in Richtung auf Taurroggen weitergedrängt. Diesseits und jenseits der Grenze östlich der Seenplatte dauern die Verfolgungskämpfe noch an, überall schreiten unsere Truppen schnell vorwärts. — Gegen feindliche über Lomza vorgehende Kräfte stoßen deutsche Teile in der Gegend von Kolno vor. — Im Weichselgebiet gewannen wir weiter Boden. Racionz ist von uns besetzt. In den vorhergehenden Kämpfen wurden neben zahlreichen Gefangenen sechs Geschütze erobert. (W. T. B.)

Fortschritte in Ostpreußen.

Großes Hauptquartier, 16. Februar 1915. — Westlicher Kriegsschauplatz: Feindliche Angriffe gegen die von uns bei St.-Eloi genommenen englischen Schützengräben wurden abgewiesen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die Verfolgungskämpfe an und jenseits der ostpreussischen Grenze nehmen weiteren sehr günstigen Verlauf. — In Polen nördlich der Weichsel besetzten wir nach kurzem Kampf Bielsk und Plock. Etwa 1000 Gefangene fielen in unsere Hand. In Polen südlich der Weichsel hat sich nichts Wesentliches ereignet. — In der ausländischen Presse haben die abenteuerlichsten Gerüchte über unermessliche Verluste der Deutschen in den Kämpfen östlich Bolimow (Anfang Februar) Aufnahme gefunden. Es wird festgestellt, daß die deutschen Verluste bei diesen Angriffen im Verhältnis zum erreichten Erfolg gering waren. (W. T. B.)

Das Ergebnis der Winterschlacht in Masuren: Vernichtung der russischen X. Armee.

Großes Hauptquartier, den 16. Februar 1915, abends: In der neuntägigen „Winterschlacht in Masuren“ wurde die russische X. Armee, die aus mindestens elf Infanterie- und mehreren Kavalleriedivisionen bestand, nicht nur aus ihren

stark verschanzten Stellungen östlich der masurischen Seenplatte vertrieben, sondern auch über die Grenze geworfen und schließlich in nahezu völliger Einkreisung vernichtend geschlagen. Nur Reste können in die Wälder östlich von Suwalki und von Augustow entkommen sein, wo ihnen die Verfolger auf den Fersen sind. Die blutigen Verluste des Feindes sind sehr stark. Die Zahl der Gefangenen steht noch nicht fest, beträgt aber sicher weit über 50 000; mehr als 40 Geschütze und 60 Maschinengewehre sind genommen. Unübersehbares Kriegsmaterial ist erbeutet. — Seine Majestät der Kaiser wohnte den entscheidenden Gefechten in der Mitte unserer Schlachtlinie bei. Der Sieg wurde durch Teile der alten Osttruppen und durch junge, für diese Aufgabe herangeführte Verbände, die sich den altbewährten Kameraden ebenbürtig erwiesen haben, errungen. Die Leistungen der Truppen bei Überwindung widrigster Witterungs- und Wegeverhältnisse in Tag und Nacht fortgesetztem Marsch und Gefecht gegen einen zähen Gegner sind über jedes Lob erhaben. — Generalfeldmarschall von Hindenburg leitete die Operationen, die von Generaloberst von Eichhorn und General der Infanterie von Below in glänzender Weise durchgeführt wurden, mit alter Meisterschaft. (W. T. B.)

Kämpfe in der Champagne.

Großes Hauptquartier, 17. Februar 1915. — Westlicher Kriegsschauplatz: Offenbar veranlaßt durch unsere großen Erfolge im Osten, unternahmen Franzosen und Engländer gestern und in der vergangenen Nacht an verschiedenen Stellen besonders hartnäckige Angriffe. — Die Engländer verloren bei gescheiterten Versuchen, ihre am 14. Februar verlorenen Stellungen wiederzugewinnen, erneut 4 Offiziere, 170 Mann an Gefangenen. — Nordöstlich Reims wurden feindliche Angriffe abgewiesen; 2 Offiziere, 179 Franzosen blieben in unserer Hand. — Besonders starke Vorstöße richteten sich gegen unsere Linien in der Champagne, die mehrfach zu erbitterten Nahkämpfen führten. Abgesehen von einzelnen kurzen Abschnitten, in die der Feind eingedrungen ist und in denen der Kampf noch andauert, wurden die feindlichen Angriffe überall abgewiesen. Etwa 300 Franzosen wurden gefangen genommen. — In den Argonnen setzten wir unsere Offensive fort, eroberten weitere Teile der feindlichen Hauptstellung, machten 350 Gefangene und eroberten zwei Gebirgsgeschütze und sieben Maschinengewehre. — Auch im Priesterwald (nördlich Toul) sind kleinere Erfolge zu verzeichnen; dabei wurden zwei Maschinengewehre genommen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Nördlich der Memel sind unsere Truppen dem überall geworfenen Gegner in Richtung Tauroggen über die Grenze gefolgt. — In dem Waldgebiet östlich Augustow finden an vielen Stellen noch Verfolgungskämpfe statt. — Die von Lomza nach Kolno vorgegangene russische Kolonne ist geschlagen, 700 Gefangene, sechs Maschinengewehre fielen in unsere Hand. Ebenso wurde eine feindliche Abteilung bei Grajewo auf Ossowiez zurückgeworfen. — In der gewonnenen Front Plock — Racionz (in Polen nördlich der Weichsel) scheinen sich hartnäckigere Kämpfe zu entwickeln. (W. T. B.)

Der Kaiser in Berlin.

Berlin, 17. Februar. Der Kaiser ist zu kurzem Aufenthalt in Berlin eingetroffen. (W. T. B.)

Eroberung von Kolomea.

Wien, 17. Februar. Amtlich wird verlautbart: 15. Februar 1915, mittags. Nach zweitägigem Kampfe wurde gestern spät nachmittags Kolomea genommen. In den südlich der Stadt bei Kluczwok und Myszyn seit dem fünfzehnten andauernden Kämpfen machten die Russen sichtlich große Anstrengungen, die Stadt zu behaupten. Zahlreiche Verstärkungen wurden von ihnen herangeführt. Heftige Gegenangriffe auf unsere vordringenden Truppen mußten beiderseits der Straße mehrmals zurückgeschlagen werden,

wobei durch gute eigene Artilleriewirkung dem Feinde große Verluste beigebracht wurden. Um 5 Uhr nachmittags gelang es durch allgemeinen Angriff, den Gegner trotz erbitterter Gegenwehr aus seiner letzten Stellung vor der Stadt zu werfen und in einem Zuge mit den Fliehenden Kolomea zu erreichen. Die Zerstörung der Pruth-Brücke wurde verhindert, die Stadt von den fliehenden Russen gesäubert und besetzt. 2000 Gefangene, mehrere Maschinengewehre, zwei Geschütze fielen in unsere Hände. — Im Karpathenabschnitt bis in die Gegend von Wyszow dauern die Kämpfe mit großer Hartnäckigkeit an. Weitere 4040 Gefangene sind eingebracht. — An der Front in Rußisch-Polen und Westgalizien war nur Geschützkampf im Gange.

Kämpfe in der Champagne. — Die Siegesbeute in Ostpreußen.

Großes Hauptquartier, 18. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Die gestern gemeldeten feindlichen Angriffsversuche dauerten mit der gleichen Erfolglosigkeit an. An der Straße Arras — Lille sind die Kämpfe um ein kleines Stück unseres Grabens, in das der Feind vorgestern eingedrungen war, noch im Gange. — Die Zahl der nordöstlich Reims gestern von uns gemachten Gefangenen hat sich noch erhöht, die Franzosen haben hier auch besonders starke blutige Verluste erlitten: sie verzichteten auf weitere Vorstöße. — In der Champagne nördlich Perthes wird noch gekämpft. Östlich davon sind die Franzosen unter schweren Verlusten zurückgeschlagen. Sie halten sich nur noch auf wenigen kurzen Stellen unserer vordersten Gräben. Die gestern gemeldete Zahl an Gefangenen ist auf 11 Offiziere, 785 Mann gestiegen. — Zu einem vollen Mißerfolg führten auch Angriffe gegen unsere Stellungen bei Boureuilles-Vauquois (östlich des Argonner Waldes) und östlich Verdun. — Die am 13. Februar von uns genommene Höhe 365 und der Ort Norroy (nordöstlich Pont-à-Mousson) sind von uns nach gründlicher Zerstörung der französischen Befestigungsanlagen wieder geräumt worden. Einen Versuch, diese Stellung mit Waffengewalt wiederzugewinnen, hat der Feind nicht gemacht. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Tauroggen und im Gebiet nordwestlich von Grodno dauern die Verfolgungsgefechte noch an. — Die bei Kolno geschlagene feindliche Kolonne ist nördlich Lomza von frischen Truppen aufgenommen worden. Der Feind wird erneut angegriffen. — Die Kämpfe bei Plock — Racionz sind zu unseren Gunsten entschieden; es sind bisher 3000 Gefangene gemacht. — Die Kriegsbeute der Kämpfe an der ostpreussischen Grenze hat sich erhöht. Das bisherige Ergebnis beträgt: 64 000 Gefangene, 71 Geschütze, über 100 Maschinengewehre, drei Lazarettzüge, Flugzeuge, 150 gefüllte Munitionswagen, Scheinwerfer und unzählige beladene und bepannte Fahrzeuge. Mit einer weiteren Erhöhung dieser Zahlen darf gerechnet werden. (W. T. B.)

Der Kaiser über den Sieg in Masuren.

Berlin, 18. Februar. Seine Majestät der Kaiser und König hat gestern dem Reichskanzler von dem siegreichen Ausgang der Winterschlacht in Masuren telegraphisch Mitteilung gemacht. Seine Majestät der Kaiser hat dabei besonders hervorgehoben, wie sich unter seinen Augen die neuen Verbände ebenso trefflich bewährt haben wie die alten Osttruppen: „Dem Landsturmmann bis zum jüngsten Kriegsfreiwilligen wetteiferten alle, ihr Bestes für das Vaterland herzugeben, weder grimmige Kälte noch tiefer Schnee, weder unergründliche Wege noch die Fähigkeit des Gegners haben ihren Siegeslauf zu hemmen vermocht. Unsere Verluste sind glücklicherweise gering.“ Seine Majestät gedenkt in dem Allerhöchsten Telegramm sodann der glänzenden Führung der Operationen und sagt zum Schluß: „Meine Freude über diesen herrlichen Erfolg wird beeinträchtigt durch den Anblick des einst so blühenden Striches, der lange Wochen in den Händen des Feindes war. Bar jedes menschlichen

Sühlens hat er in sinnloser Wut auf der Flucht fast das letzte Haus und die letzte Scheune verbrannt oder sonst zerstört. Unser schönes Masurenland ist eine Wüste, Unersehliches ist verloren. Aber ich weiß mich mit jedem Deutschen eins, wenn ich gelobe, daß das, was Menschenkraft vermag, geschehen wird, um neues, frisches Leben aus den Ruinen erstehen zu lassen." (W. T. B.)

„L 3“ und „L 4“ in schwerem Süd Sturm verloren gegangen.

Berlin, 18. Februar. Wie wir erfahren, ist das Luftschiff „L 3“ auf einer Erkundungsfahrt bei Süd Sturm infolge Motorenhavarie auf der Insel Sanö, an der Westküste Jütlands, niedergegangen. Das Luftschiff ist verloren, die ganze Besatzung gerettet. — In dem schweren Süd Sturm, dem am 17. Februar das Luftschiff „L 3“ zum Opfer fiel, ist, wie wir erfahren, auch das Luftschiff „L 4“ verloren gegangen. Es ist infolge von Motorschaden bei Blaavands-Huk in Dänemark gestrandet und später nach See zu abgetrieben. Von der Besatzung sind 11 Mann gerettet, darunter der Kommandant, 4 werden vermißt. Die Geretteten sind vorläufig in Vaerde untergebracht worden. (W. T. B.)

Besetzung von Czernowitz.

Wien, 18. Februar. Amtlich wird verlautbart: 18. Februar 1915, mittags. An der Karpathenfront von Dukla bis gegen Wyszow ist die Situation im allgemeinen unverändert. Auch gestern wurde nahezu überall heftig gekämpft. Die zahlreichen auf die Stellungen der Verbündeten versuchten Angriffe der Russen wurden unter großen Verlusten für den Gegner zurückgeschlagen. Der Feind verlor hierbei auch 320 Mann an Gefangenen. — Durch die Besitznahme von Kolomea ist den Russen ein wichtiger Stützpunkt in Ostgalizien südlich des Dnjestr entzogen. Aus der Richtung von Stanislaw führte das Vorgehen feindlicher Verstärkungen zu neuerlichen größeren Kämpfen nördlich Nadworna und nordwestlich Kolomea, die noch andauern. — In der Bukowina ist der Gegner über den Pruth zurückgeworfen. Czernowitz wurde gestern nachmittag von unseren Truppen besetzt. Die Russen zogen in der Richtung auf Nowoselica ab. — In Russisch-Polen und Westgalizien nur Geschüßkampf und Geplänkel.

Kämpfe in der Champagne und in den Vogesen.

Großes Hauptquartier, 19. Februar 1915. — Westlicher Kriegsschauplatz: An der Straße Arras—Lille sind die Franzosen aus dem von ihnen am 16. besetzten Teil unseres Grabens hinausgeworfen. — In der Champagne gingen die Franzosen erneut zum Teil mit starken Massen vor. Ihre Angriffe brachen unter unserer Feuer völlig zusammen. Weitere 100 Gefangene blieben in unserer Hand. Die von den Franzosen am 16. d. M. eroberten kurzen Grabenstücke sind zum Teil von uns wiedergewonnen. Bei dem gemeldeten französischen Angriff gegen Boureuilles-Dauquois machten wir 5 Offiziere und 479 Mann unverwundet zu Gefangenen. Östlich Verdun bei Combres wurden die Franzosen nach anfänglichen Erfolgen unter schweren Verlusten zurückgeschlagen. In den Vogesen erstürmten wir die Höhe 600 südlich Lusse und eroberten 2 Maschinengewehre. — Östlicher Kriegsschauplatz: Tauroggen ist gestern von uns genommen. Die Verfolgungskämpfe nordwestlich Grodno und nördlich Suchawola stehen vor ihrem Abschluß. Der Kampf nordwestlich Kolno dauert noch an. Südlich Myszyniec warfen wir die Russen aus einigen Ortschaften. In Polen nördlich der Weichsel fanden beiderseits der Wkra östlich Racionz kleinere Zusammenstöße statt. (W. T. B.)

Erfolge in Westgalizien. — Aus Serbien.

Wien, 19. Februar. Amtlich wird verlautbart: 19. Februar 1915, mittags. An der Front in Russisch-Polen

herrschte gestern lebhaftere Gefechtsaktivität, da die Russen zur Verschleierung von Bewegungen hinter der Gefechtslinie ihr Artillerie- und Infanteriefeuer verstärkten. Hieraus entwickelten sich in mehreren Abschnitten Gefechtsaktionen, die zur Vertreibung vorgeschobener russischer Abteilungen führten. — In Westgalizien gingen Teile unserer Gefechtsfront zum Angriff über und nahmen einige Dorfstellungen der feindlichen Schützenglinie. In ihrem Gefechtsabschnitt erstürmten die Tiroler Kaiserjäger in überraschendem Anlauf eine vom Gegner seit Wochen besetzte und mit Hindernissen umgebene Ortschaft und nahmen 300 Mann gefangen. — Die Kämpfe in den Karpathen werden mit großer Hartnäckigkeit weiter geführt. — Nördlich Nadworna und Kolomea wiesen unsere Truppen Vorstöße der Russen unter großen Verlusten des Gegners zurück. Die Kämpfe nehmen an Heftigkeit zu. — Am südlichen Kriegsschauplatz haben die Serben in letzter Zeit wiederholt offene Städte an unserer Grenze mit Geschüß beschossen. So wurden auf Semlin am 10. d. M. ca. hundert Schüsse aus schweren Geschüßen abgegeben, hierdurch mehrere Gebäude, darunter das Hauptpostamt, beschädigt, Zivilpersonen verwundet, auch zwei Kinder getötet. Am 17. wurde Mitrovica beschossen. Das Kommando der Balkanstreitkräfte hat hierauf Belgrad durch schwere Geschüß kurze Zeit bombardieren lassen und durch einen Parlamentär den Höchstkommmandierenden verständigt, daß in Zukunft jede Beschießung einer offenen Stadt mit einem gleichen Bombardement beantwortet werden wird.

„Das Kriegsziel“.

Berlin, 20. Februar 1915. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung schreibt heute unter der Überschrift „Das Kriegsziel“: Von manchen Seiten wird es der Reichsregierung verdacht, daß sie Erörterungen über die Kriegsziele in der Presse noch nicht zulassen will. Noch nicht! Die Zeit wird kommen, und dann wird die Reichsregierung dankbar sein. Dann wird sie es bedürfen, wie sie es immer bedarf, von einem starken Volkswillen gestützt zu sein. Ohne den vermag sie nichts, genau so wie zu den Zeiten Bismarcks im Jahre 1870. Aber jetzt und zunächst gibt es nur ein einziges Kriegsziel, die Niederlage der Feinde. Eine Niederlage, die, wie der Reichskanzler in der Reichstagsrede vom 2. Dezember jagte, uns die Sicherheit bringen muß, daß keiner mehr wagen wird, unsere Frieden zu stören, einen Frieden, in dem wir deutsches Wesen und deutsche Kraft entfalten wollen als freies Volk!

Diesen klaren und festen Willen dürfen wir uns nicht fälschen lassen durch eine Entfesselung der Diskussion über die künftigen konkreten Friedensbedingungen. Wie wäre sie möglich, ohne daß sofort die Parteirichtungen und die äußersten Gegensätze, von romantischen, zum Teil auf die mittelalterlichen Westgrenzen des Reiches eingestellten Eroberungsplänen bis zur größten Genügsamkeit an dem, was wir besitzen, hervortraten und ein verworrenes Bild des Volkswillens entstünde, mit dem wir weder dem Kriegsziel näher kommen, noch das künftige, in einem Koalitionskrieg doppelt verwickelte Friedensgeschäft erleichtern, ja vielleicht neue Hemmungen und neue Gegnerchaften hervorrufen würden. Wir überwinden diesen Weltkrieg siegreich durch die einige, innere Kraft aller Gedanken und Handlungen. Sie heißt es ungebrochen nach innen und nach außen zu bewahren, bis es nach möglichst schnellem und wüchsigem Niederringen der Feinde wieder Parteien und nicht bloß Deutsche geben darf.

Will es das deutsche Volk wirklich anders? Sein wichtigster Teil steht draußen im Felde, um in schwerer Kampfesnot mit wüchsigem Hammerschlag die ehernen Grundlagen zu schaffen, auf denen der deutsche Friede ruhen soll. Aus zahlreichen brieflichen und mündlichen Mitteilungen wissen wir, daß draußen im Felde mit tiefem Unmut die Stimmen vernommen werden, die schon jetzt den Streit um das Fell des Bären beginnen möchten. Die Kämpfer empfinden es bitter, daß man heute schon Sagen auf Wällen von Festungen oder Küstenplätzen aufpflanzt, die noch zu erobern sind.

Und das Volk daheim? Das wirkliche Volk arbeitet und duldet und hofft, aber es drängt nicht, denn es weiß und fühlt, daß die nächste Frage nicht lautet: „Was soll uns der Friede bringen?“, sondern: „Wie wollen wir ihn erringen?“ Ihm ist jeder Musketier, der in den Schützengräben Slanderns, in den Wäldern der Argonnen, in den polnischen Sümpfen oder auf den Schneefeldern der Karpathen seine Knochen daran gibt, zunächst mehr wert, als die geistvollste Erörterung über die künftigen Grenzen des deutschen Machtbereiches.

Die obersten Gewalten im Felde und daheim, Schwert und Feder, stimmen auch darin völlig überein, daß zwingende Gründe der Landesverteidigung wie der Politik dem Wunsche entgegenstehen, schon jetzt mit bestimmten Erklärungen über unsere Friedens-

bedingungen hervorzutreten und eine öffentliche Diskussion zuzulassen. Der Zeitpunkt hierzu kann nur durch die militärischen Ereignisse bestimmt werden. Über das Hernach zu streiten hat erst Sinn und Wert, wenn wir in diesem notgedrungenen Kampf mit der Abwehr unserer Feinde am glücklichen Ende sind. Dann wird die Reichsleitung ohne Zögern ihre Friedensziele aufdecken, dann sei dem freien Volk die Rede frei!

Kämpfe in der Champagne. — Fortschritte in den Vogesen.

Großes Hauptquartier, 20. Februar 1915. — Westlicher Kriegsschauplatz: In der Champagne nördlich Perthes und nördlich Lesmenils griffen die Franzosen gestern mit sehr starken Kräften an. Alle Versuche des Gegners, unsere Linie zu durchbrechen, scheiterten. An einigen kleinen Stellen gelang es ihm, in unsere vordersten Gräben einzudringen. Dort wird noch gekämpft; im übrigen wurde der Gegner unter schweren Verlusten zurückgeworfen. Auch nördlich Verdun wurde ein französischer Angriff abge schlagen. — Bei Combres machten die Franzosen nach heftiger Artillerievorbereitung erneute Vorstöße, der Kampf ist noch im Gange. — In den Vogesen nahmen wir die feindliche Hauptstellung auf den Höhen östlich Sulzern in einer Breite von zwei Kilometer sowie den Reichsackerkopf westlich Münster im Sturm. Um die Höhen nördlich Mühlbach wird noch gekämpft. Meßeral und Sondernach wurden nach Kampf von uns besetzt. — Östlicher Kriegsschauplatz: In der Gegend nordwestlich Grodno und nördlich Suchawola ist keine wesentliche Änderung eingetreten. Südöstlich Kolno ist der Feind in die Vorstellungen von Lomza zurückgeworfen. Südlich Myszyniec und nordöstlich Prazynsz und östlich Racionz fanden Kämpfe von örtlicher Bedeutung statt. (W. T. B.)

Die Beschießung der Dardanellen.

Konstantinopel, 20. Februar. Das Hauptquartier meldet noch über den Angriff der englisch-französischen Flotte auf die Dardanellen. 8 Panzerschiffe bombardierten 7 Stunden lang die Außenforts der Dardanellen, ohne daß diese zum Schweigen gebracht wurden. Die Feinde feuerten 600 Schüsse mit großkalibrigen und 15 cm-Geschützen ab. Drei feindliche Panzer wurden beschädigt, davon das Admiralschiff schwer. Auf türkischer Seite gab es einen Toten und einen Leichtverletzten.

Der Tagesbericht aus dem Großen Hauptquartier.

Großes Hauptquartier, 21. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei Neuport lief ein feindliches Schiff, anscheinend Minensuchschiff, auf eine Mine und sank. Feindliche Torpedoboote verschwanden, als sie beschossen wurden. — An der Straße Gheluwelt-Npern sowie am Kanal südöstlich Npern nahmen wir je einen feindlichen Schützengraben. Einige Gefangene wurden gemacht. In der Champagne herrschte gestern nach den schweren Kämpfen der vergangenen Tage verhältnismäßige Ruhe. Bei Combres wurden drei mit starken Kräften und großer Hartnäckigkeit geführte französische Angriffe unter schweren feindlichen Verlusten abge schlagen. Wir machten 2 Offiziere, 125 Franzosen zu Gefangenen. In den Vogesen schritt unser Angriff weiter vorwärts. In der Gegend südöstlich Sulzern nahmen wir Hohrodberg, die Höhe bei Hohrod und die Gehöfte Breßel und Widenthal. — Östlicher Kriegsschauplatz: Auch gestern ist in der Gegend nordwestlich Grodno noch keine wesentliche Änderung eingetreten. Nördlich Ossowiez, südöstlich Kolno und auf der Front zwischen Prazynsz und Weichsel (östlich Plock) nehmen die Kämpfe ihren Fortgang. (W. T. B.)

Siegesbeute aus der Winterschlacht in Masuren.

Amtlich wird gemeldet: Die Verfolgung nach der Winterschlacht in Masuren ist beendet. Bei der Säuberung

der Wälder nordwestlich von Grodno und bei den in den letzten Tagen gemeldeten Gefechten im Bobr- und Narewgebiet wurden bisher 1 Kommandierender General, 2 Divisionskommandeure, 4 andere Generale und annähernd 40 000 Mann gefangen, 75 Geschütze, eine noch nicht festgestellte Anzahl von Maschinengewehren nebst vielem sonstigen Kriegsgerät erbeutet.

Die Gesamtbeute aus der Winterschlacht in Masuren steigt damit bis heute auf 7 Generale, über 100 000 Mann, über 150 Geschütze und noch nicht annähernd übersehbares Gerät allerart, einschließlich Maschinengewehre. Schwere Geschütze und Munition wurden vom Feind mehrfach vergraben oder in den Seen versenkt; so sind gestern bei Łögen und im Widminner See 8 schwere Geschütze von uns ausgegraben oder aus dem Wasser geholt worden. Die X. russische Armee des Generals Baron Sievers kann hiermit als völlig vernichtet angesehen werden. — Neue Gefechte beginnen sich bei Grodno und nördlich Suchawola zu entwickeln. Die gemeldeten Kämpfe nordwestlich Ossowiez und Lomza, sowie bei Prazynsz nehmen ihren Fortgang. (W. T. B.)

Der Winterfeldzug in Ostpreußen.

I.

Aus dem Großen Hauptquartier wird uns geschrieben:

Seit Monaten waren unsere unter den Befehlen des Generals von Below in Ostpreußen stehenden Truppen auf verteidigungsweises Verhalten angewiesen. Aus 50 Prozent Landwehr, 25 Prozent Landsturm und 25 Prozent anderen Truppen zusammengeleitet, verteidigten diese Truppen die Lande östlich der Weichsel, vor allem die Provinz Ostpreußen erfolgreich gegen einen mehrfach überlegenen Feind, dessen Stärke in 6 bis 8 Armeekorps anfangs Februar noch etwa rund 200 000 Mann betrug. Die nunmehrige Überlegenheit der Russen war auf diesem Kriegsschauplatz eine so große, daß die deutschen Truppen starke natürliche Stellungen aufsuchen mußten, die sich an den großen masurischen Seen und hinter der Angerapp-Linie anboten. Das Land zwischen diesem Gebiet und der Grenze mußte dem Feinde überlassen werden. In wiederholten Angriffen versuchte dieser sich in den Besitz der besetzten Stellungen der Deutschen zu setzen. Trotzdem er hierzu stets an Zahl überlegene Kräfte aufbot, wurden alle seine Angriffe, die sich mit Vorliebe gegen den Brückenkopf von Darkehmen und den rechten deutschen Flügel auf den Paprotzberger Bergen richteten, stets abge schlagen. Bis zur Brust in Wasser durchwateten am ersten Weihnachtsfeiertag Teile des III. sibirischen Korps das Sumpfgelände des Nettißer Bruchs. Ihr Angriff wurde ebenso abgewiesen, wie die noch im Januar und Februar gegen den linken deutschen Flügel versuchten Offensivunternehmungen.

Anfangs Februar war endlich die Zeit gekommen, wo frische deutsche Kräfte verfügbar wurden, um nach dem ostpreußischen Kriegsschauplatz gebracht und dort zu einer umfassenden Bewegung gegen die Russen eingesetzt zu werden. Das Ziel dieser Operation war neben dem in erster Linie erstrebten Waffenerfolge die Säuberung deutschen Gebiets von dem russischen Eindringling, der hier schrecklich gehaust hatte.

Wohl verschleiert durch die deutschen Stellungen und Grenzschutztruppen und sorgfältig vorbereitet vollzog sich in den ersten Februartagen hinter den beiden deutschen Flügeln die Versammlung der zur Offensive bestimmten Truppen. Am 7. Februar trat der Südflügel zum Angriff an, etwas später setzte sich die Nordgruppe — diese aus der Gegend von Tilsit — in Bewegung. Die Erde war mit Schnee bedeckt und scharf durchgefroren, alle Seen waren von dickem Eise bedeckt. Am 5. Februar war außerdem erneuter Schneefall eingetreten, der das ganze Gelände mit einer außerordentlich hohen Schneedecke überzog; endlich setzte unmittelbar nach diesem Schneefalle erneut Frost und mit ihm ein eifrig kalter Wind ein, der an vielen Stellen zu den stärksten Schneeverwehungen führte und damit den Verkehr auf Bahnen und Straßen ganz besonders erschwerte, ja den Kraftwagenverkehr gänzlich ausschloß.

Die deutsche Führung hatte sich aber auf die besonderen Schwierigkeiten eines Winterfeldzuges wohl vorbereitet. Die Truppen waren mit warmer Bekleidung ausgestattet. Tausende von Schlitten, Hunderttausende von Schlittenkufen waren bereitgestellt worden. Um an die feindlichen Hauptkräfte heranzukommen, hatte der deutsche Südflügel zuerst die 40 km tiefe Waldzone des Johanniskurger Forstes und dann den Pisseck zu überschreiten, der den Ausfluß des Spirdingsees bildet und auf russischem Gebiete als Pissa dem Narew zustrebt, in den er zwischen Lomza und Ostrolenka mündet. Der Feind hatte sowohl im Walde seine Verhaue angelegt als auch die Pisseck-übergänge besetzt und besetztigt. In Johanniskurg und Bialla lagerten stärkere russische Truppen. In einem der von ihnen besetzten Orte war für den

Sonntag abend ein Tanzfest angekündigt, als gerade an diesem Tage — völlig überraschend für die Truppen sowohl als die Führung — die deutsche Offensive einsetzte.

In aller Stille brachen sich die deutschen Angriffskolonnen ihre Bahn und gewannen am Nachmittag Fühlung mit dem Feind. Die jungen Truppen des Generals von Litzmann erzwangen sich am Nachmittag und in der Nacht zum 8. Februar bei Wroblem den Übergang über den Pißce. Trotz stark verschneiter Wege und heftigen Schneetreibens, das den ganzen Tag anhielt und die Bewegungen erheblich verzögerte, haben Teile dieser Truppen an diesem Tage 40 km zurückgelegt. Die kampferprobten Truppen des Generals von Falk waren an diesem Tage bis dicht an Johannsburg herangekommen und nahmen Snopken im Sturm, wobei dem Feinde die ersten Gefangenen (2 Offiziere, 450 Mann) und 2 Maschinengewehre abgenommen wurden. Am nächsten Tage setzten die deutschen Truppen den Kampf um die Gewinnung des Pißce-Abchnittes fort. Die südliche Kolonne des Generals von Litzmann war gerade im Begriffe, bei Gehlen das östliche Flußufer zu betreten, als sie plötzlich in ihrer rechten Flanke vom Feind angegriffen wurde, der aus Kolno gekommen war. Sofort wandten sich die deutschen Truppen gegen diesen Gegner und warfen ihn wieder dorthin zurück, woher er gekommen war; 500 Gefangene, 5 Geschütze, 2 Maschinengewehre, zahlreiche Munitionswagen und sonstiges Material blieben in der Hand der Deutschen, während die Nachbarkolonne an diesem Tage bei Wroblem 300 Gefangene machte und General Falk Johannsburg erklärte, das von 2 russischen Regimentern verteidigt wurde. Hier verlor der Feind 2500 Gefangene, 8 Geschütze und 12 Maschinengewehre.

Die Pißce-Linie war am 8. Februar in deutscher Hand. Am 9. Februar begann der Vormarsch auf Enck. Bialla wurde noch an diesen Tagen von den Russen gesäubert. Wiederum fielen 300 Russen in deutsche Gefangenschaft.

Indessen war auch der Nordflügel nicht müßig geblieben.

Die hier zum Angriff bestimmten Truppen hatten sich zunächst in den Besitz der besetzten Stellungen des russischen rechten Flügels zu setzen, die sich von Spullen aus zum Schoreller Forst und von dessen Nordsaum fast bis zur russischen Grenze erstreckten. Für den Angriff gegen diese Stellungen, die mit Drahthindernissen wohl versehen waren, war der 9. Februar in Aussicht genommen. Als sich aber beim Feinde Anzeichen rückgängiger Bewegungen bemerkbar machten, schritten die Truppen, obwohl sie zum Teil weder über ihre Maschinengewehre, noch über ihre ganze Artillerie verfügten, schon am Nachmittag des 8. Februar zum Angriff. Am 9. Februar waren die feindlichen Stellungen genommen; der Feind ging in südöstlicher Richtung zurück. Die deutschen Truppen folgten in Gewaltmärschen. Trotz der allergrößten Schwierigkeiten, die diesen Märschen die Naturgewalten entgegenstellten, erreichten die deutschen Marschkolonnen am 10. Februar die Linie Püllkallen—Wladislawow und am 11. Februar die große Straße Gumbinnen—Wilkowenszki. Der rechte Flügel hatte bis zur Einnahme von Stallupönen fast 4000 Gefangene gemacht, 4 Maschinengewehre und 11 Munitionswagen genommen. Die Mitte zählte bei der Wegnahme von Enckuhnen—Wirballen und Kibartn 10000 Gefangene, 6 genommene Geschütze, 8 Maschinengewehre und erbeutete außerdem zahlreiche Bagagewagen — darunter allein 80 Feldküchen — 3 Militärzüge, sonstiges zahlreiches, rollendes Material, Massen von russischen Liebesgaben und — was die Hauptsache war — einen ganzen Tagesatz Verpflegung. Beim linken Flügel endlich wurden 2100 Gefangene gemacht und 4 Geschütze genommen. Bis zum 12. Februar, an welchem Tage unsere Truppen, nunmehr schon ganz auf russischem Boden, Wizwin, Kalwarja und Mariampol besetzten, hatte sich die Zahl der von den Truppen des Nordflügels genommenen Geschütze auf 17 gesteigert. Die russische 73. und 56. Division waren bis zu diesem Zeitpunkte so gut wie vernichtet, die 27. Division aufs schwerste geschädigt.

Der vor der Angerapp-Linie und den Befestigungen von Löhen gelegene Gegner hatte inzwischen gleichfalls den Rückzug in östlicher Richtung eingeleitet. Nunmehr schritten auch die in den deutschen Befestigungen bisher zurückgehaltenen Truppenteile, aus Landwehr und Landsturm bestehend, zum Angriff gegen den weichen Feind, dessen lange Marschkolonnen von unseren Fliegern festgestellt wurden. An diesem und an den nächsten Tagen kam es an den verschiedensten Stellen zum Kampfe. Wiederum wurden zahlreiche Gefangene gemacht.

Seine Majestät der Kaiser hatte den Kämpfen unserer Truppen bei Enck beigewohnt. — Bald nach der Erklärung hielt der Oberste Kriegsherr seinen Einzug in die masurenische Hauptstadt. Es war ein soldatisches Bild von einziger Schönheit, als die aus schwerem Kampf kommenden Truppen sich um den unerwartet in ihrer Mitte erscheinenden Kaiser scharten und ihrem Stolz und ihrer Freude durch begeisterte Hurrarufe und durch Singen vaterländischer Lieder einen hinreißenden Ausdruck gaben.

II.

Aus dem Großen Hauptquartier wird uns über die Kämpfe bei Enck in Anwesenheit Sr. Majestät des Kaisers das Folgende geschrieben: Während aus der Gegend von Tilsit die Truppen des Generalobersten von Eichhorn bei Schnee und Eis in Gewalt-

märschen auf Suwalki und Sejn marschierten und der rechte deutsche Heeresflügel sich über Grajewo auf Augustow Bahn brach, hatte die Mitte der Truppen des Generals von Below mehrtägige Kämpfe in der Gegend von Enck durchzuführen. Begünstigt durch die natürliche Verteidigungsfähigkeit der masurenischen Seen, setzte sich der Feind in den künstlich verstärkten und größtenteils mit Drahthindernissen versehenen Engen hartnäckig zur Wehr. Hier wollte er sich um jeden Preis behaupten, um der Masse seiner Armee die Durchführung des Rückzugs auf Suwalki und Augustow zu ermöglichen. Der Feind, der hier seine besten — sibirische — Truppen entfaltet hatte, die unter einer energischen Führung mit anerkennungswerter Energie fochten, fühlte sich so stark, daß er an einzelnen Stellen aus den Engen der masurenischen Seen zum Angriff vorgegangen war und besetzte Stellungen bezogen hatte, die mehrere Kilometer über den Encker See in westlicher Richtung vorgeschoben waren. Die deutschen Truppen hatten diese Stellungen am 12. Februar genommen; der Feind war auf die Seenengen zurückgegangen. Er hielt nunmehr einerseits das Gelände, das sich zwischen dem Laszmiaden-See und dem Dorfe Woszczellen erstreckt und andererseits die Engen zwischen Woszczellen und Encker See. Für die deutsche Führung kam es darauf an, den Zugang zur Stadt Enck von Norden her zu öffnen. Die Befestigung des Dorfes Woszczellen mußte dabei von ausschlaggebender Bedeutung sein. Die zu diesem Angriff ausersehene Truppe bestand aus Landwehr und dem Füsilier-Regiment Nr. 33, während die Truppen der Generale von Falk und Butlar die Engen selbst angriffen. Diese Kämpfe um Enck spielten sich vor den Augen des Allerhöchsten Kriegsherrn ab. Seine Majestät der Kaiser war am 13. Februar in Löhen eingetroffen, um zunächst jene Stellungen zu besichtigen, die seine Truppen — vorwiegend Landsturm und Landwehr — in ununterbrochenen drei Monate langen Kämpfen erfolgreich verteidigt hatten. Am Nachmittag traf Seine Majestät dann auf der Höhe westlich des Dorfes Grabnick ein, an dessen Ostausgang die deutschen Geschütze donnerten, während die Infanterie bei lebhaftem Gewehr- und Maschinengewehrfeuer im fortgeschrittenen Angriff gegen Woszczellen lag. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte der Allerhöchste Kriegsherr, an dessen Aufstellungsorte die Kaiserstandarte gehiebt war, die einzelnen Phasen des Kampfes bis zur einbrechenden Dunkelheit. Leichter Regen rieselte vom Himmel — die strenge Kälte der letzten Tage hatte sich in Tauwetter verwandelt — als der Feuerkampf allmählich einschlief. Nur um die Enge von Woszczellen wurde noch weiter gekämpft und diese am Abend vom Füsilier-Regiment Nr. 33 erklummt. Kurz vor der Abfahrt nach Löhen, wo der Hofzug des Kaisers stand, konnte die Meldung von diesem Erfolge, der mit der Gefangenahme von 300 Russen geendet hatte, überbracht werden. Indessen verkündeten die Feuerbrände am nächtlichen Himmel, daß die Russen rückgängige Bewegungen eingeleitet hatten, bei denen sie bekanntlich die Ortschaften, die sie hinter sich lassen, der Flamme übergeben. Am Morgen des 14. Februar wurde der Kampf um die Seenengen bei Enck so lange fortgesetzt, bis diese vom Feinde geräumt wurden. Seine Majestät hatte schon am Morgen, diesmal östlich Grabnick, Aufstellung. Auf Russisch sprach er Gefangene an und erkundigte sich nach deren näherer Heimat. Auf die Meldung, daß Enck genommen sei, eilte der Kaiser nach dieser Stadt vor, in welche gerade die siegreichen Truppen (hanseatische und mecklenburgische Landwehr sowie die 33er Füsilier) von Westen her einmarschierten. Während diese Truppen an ihrem Kaiser vorbeizogen, betraten auch von Süden her deutsche Soldaten die befreite Stadt. Es waren die Truppen der Generale von Falk und von Butlar. Die Stadt Enck war mit durchziehenden und sich sammelnden Truppen aller Waffen angefüllt, deutsche Soldaten waren noch im Begriff die Häuser nach versprengten Russen abzusuchen und schwarz-weiß-rote Fahnen zum Zeichen des Sieges auszuhängen, als auf dem Marktplatz Seine Majestät eintraf, um dessen Person sich die Truppen formierten. Als der Kaiser den Kraftwagen verließ, wurde er mit drei donnernden Hurras begrüßt. Die Soldaten umringten und umjubelten ihn und stimmten dann die Lieder „Heil dir im Siegerkranz“ und „Deutschland, Deutschland über alles“ an. Es war eine tiefergreifende welthistorische Szene. Die Größe des Augenblicks kam allen zum Bewußtsein, die Truppe schien alle ausgehaltenen Strapazen gänzlich vergessen zu haben. Hinter den Reihen der um ihren Kaiser gescharten Soldaten standen Hunderte von russischen Gefangenen mit ihren phantastischen vielgestalteten Kopfbedeckungen und ebenso verschiedenen Gesichtszügen, die Völkerstämme ganz Asiens repräsentierend. Der Kaiser kommandierte nun „Stillgestanden“ und hielt eine kurze, markige Ansprache an seine lautlos ihn umstehenden Soldaten. Hinter dem Kaiser ragte als Ruine die ziegelrote im Ordensstil erbaute Kirche auf, deren mächtiger Kirchturm völlig ausgebrannt und deren Dachstuhl zerstört war. Die Häuserreihen rechts und links Seiner Majestät waren bis auf die Grundmauern niedergebrannt, verkohlende Balken ragten gen Himmel. Inmitten dieses Bildes der Zerstörung war nur eines erhalten: das Kriegerdenkmal für die Gefallenen des Feldzuges 1870/71, geschmückt mit dem Friedensengel und dem Eisernen Kreuz.

Nachdem der Kaiser seine Ansprache beendet hatte, zog er noch verschiedene mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse geschmückte Offiziere ins Gespräch. Dann richtete er anerkennende Worte an das

Füsilier-Regiment Nr. 33, ein ostpreussisches Regiment, das sich in diesem Kriege ganz besonders ausgezeichnet und auch schon große Verluste ertragen hat. Zwischen den Häuserreihen der zerstörten Stadt mit ihren ausgeplünderten Läden hindurcheilend, fuhr dann Seine Majestät noch nach Sybba weiter, wo er Teile seines pommerischen Grenadier-Regiments begrüßte, auf welche Ansprache der Kommandeur Graf Rauhau dankend erwiderte. Die verfolgenden Truppen gelangten an diesem Tage noch über Łódź hinaus. Am 15. Februar war kein Russe mehr auf deutschem Boden. Ostpreußen war vom Feinde befreit.

Bericht über den Untergang der X. russischen Armee.

Berlin, 7. März. Aus dem Großen Hauptquartier wird über den Untergang der X. russischen Armee noch folgendes geschrieben:

Am 21. Februar hatten die Reste der X. Armee im Augustower Forste die Waffen gestreckt, nachdem alle Versuche des russischen Armeeführers Generals Sievers, mit den ihm verbliebenen über den Bobr und nach Grodno entkommenen Armeeteilen die eingekesselten vier Divisionen herauszuholen, unter schwersten Verlusten gescheitert waren. Der Wald von Augustow barg nun eine ungeheure Beute. Sie zu bergen war keine Kleinigkeit, da die deutsche Truppe auch in den auf die Kapitulation folgenden Tagen eine Anzahl russischer Angriffe abzuwehren hatte, die von frischen feindlichen Truppen aus der Festung Grodno heraus und über den Bobr hinweg geführt wurden. Trotzdem trafen schon vom 23. Februar ab die ersten erbeuteten Geschütze in Suwalki und Augustow ein, deren Zahl sich von Tag zu Tag vermehrte, so daß hier große Parks von je 80 bis 100 Geschützen jeden Kalibers entstanden. Längere Zeit beanspruchte die Bergung der übrigen Beute. Da lagen ungeheure Mengen in dem Waldgebiete östlich von Augustow bis hinauf nach Makakze. Auf der großen Straße nach Grodno zwischen Augustow und Lipszk waren allein etwa 50 vollgefüllte russische Munitionswagen stehen geblieben. Auch der Weg über Łęka-Białogrod—Ruda—Supohin zeigte auf Schritt und Tritt die Spuren des russischen Rückzuges. Nahe diesen beiden Straßen begegnet man im Forst überall flüchtig aufgeworfenen russischen Schützengraben und Schützenlöchern sowie notdürftig errichteten Erdhütten oder Erdlöchern. Schier unermesslich wurde die Beute in dem Grodno zugelegenen südöstlichen Teil des Augustower Forstes, wo die eingekesselten 4 Divisionen die letzten Tage zugebracht und wo sie schließlich auch kapituliert haben. Bei dem Vorwerke Łubinowo zählte man allein 100 Kriegsfahrzeuge aller Art. Losgerissene Artillerie- und Bagagepferde umschwärzten zu Duzenden das Vorwerk, viele davon trugen noch ihre ganzen Geschütze, andere hatten sich dieser schon entledigt. Ähnliche Bilder waren bei den Dörfern Markowiz und Bogatry zu beobachten. Bei Wolkusz betrug die Zahl der liegengeliebenen Munitionswagen und Fahrzeuge der Gefechtsbagage mehrere hundert. Ganze Stapel russischer Gewehre waren hier aufgeschichtet, daneben lagen Fernsprengerät und Geschütze in großer Zahl. Am größten aber war das Bild der Zerstörung in dem Waldgelände zwischen Gut Wolkusz und Vorwerk Młonek. Hier lagen ganze russische Bagagekolonnen, die vom deutschen Artilleriefeuer niedergemacht worden waren. Bei Vorwerk Młonek erlitt eine ansehende im Übergang über den Wolkuszbach begriffene Munitionskolonne ein gleiches Schicksal. Die gefüllten Munitionswagen lagen hier teilweise umgestürzt rechts und links des Weges beiderseits des Baches. Einige Fahrzeuge wurden von den durchgehenden Pferden bis ans Wasser gezogen und kippten hier um. In dem tiefen Mühlenbach hingen zwei Pferde, die in ihrer Verzweiflung hineingesprungen und hinuntergestürzt waren, da sie ansehnend die Brücke selbst gesperrt vorgefunden hatten. Bei Bartnicki und Starosłupin findet man die Spuren des letzten russischen Widerstandes in Gestalt von Schützengraben und Erdlöchern. Von hier aus machten die Russen die letzten Versuche, den eisernen deutschen Ring zu durchbrechen. Auf der Wegstrecke zwischen Młonek und Bartnicki lagen hunderte schwerer russischer Granaten, die hier von den Kanonieren entweder fortgeworfen oder bei der Kapitulation liegengelassen waren.

Von nicht unerheblichem Interesse ist eine Reihe russischer Befehle, die in den Befehls- und Telegraphenbüchern der Bagagen der höheren Stäbe gefunden wurden. Wir geben den Wortlaut von einigen dieser Befehle hier wieder: Das Oberkommando der russischen X. Armee erläßt am 5. Dezember den folgenden Befehl: „Der Oberbefehlshaber hat pünktliche Befolgung des Befehls der Obersten Heeresleitung angeordnet, wonach beim Angriff alle männlichen Landeseinwohner im arbeitsfähigen Alter vom zehnten Lebensjahre ab vor sich herzutreiben sind.“ Befehl vom 5. Dezember: „Der Oberbefehlshaber der Nordwestfront teilt telegraphisch mit, daß bei ihm täglich Klagen der Landeseinwohner über Plünderung einlaufen. Es sollen dagegen die schärfsten Maßnahmen ergriffen werden. Es sind Fälle vorgekommen, daß feindliche Truppen unsere Dörfer durchzogen und diese völlig unberührt ließen, während unsere eigenen Truppen diese Dörfer hinterher ausgeplündert haben. Es ist sehr bedauerlich, daß solche Fälle in unserer Armee vorkommen.“ Befehl vom 7. Februar: „Der Höchstkommmandierende hat befohlen, auf die sich häufenden Fälle

des Fehlens jeder Verbindung längs der Front und bei den hintereinanderliegenden Truppenteilen hinzuweisen. In dieser Hinsicht ist die Nachlässigkeit soweit gegangen, daß letzthin zwei zum Angriff angelegte Truppenteile statt gegen den Feind, gegeneinander selbst vorgegangen sind und sich im Feuergefecht Verluste zufügten, wobei sie erst auf Entfernung eines Bajonettsangriffs haltmachten.“ Befehl vom 9. Februar (Rückzugsbefehl): „Geschütze, die nicht mitgenommen werden können, sind zu vergraben, Verschlüsse und Aufsätze sind herauszunehmen und wenn möglich in den nächsten See zu versenken. Die Geschütze sind mitzuführen und, wenn dies unausführbar, zu versenken.“ (Nach Gefangenenaussagen wurden in Ostpreußen schwere Geschütze vergraben und die betreffende Stelle mit einem Holzkreuz versehen, um ein Russengrab vorzutäuschen.) Der Chef der Gendarmerie des Kreises Suwalki ordnete an: „In letzter Zeit beginnen Briefe unserer Kriegsgefangenen einzutreffen. Es ist aufgefallen, daß Briefschreiber, um ihre Briefe schneller zum Ziele gelangen, zu der List greifen, das Leben in der Gefangenschaft in günstigem Lichte erscheinen zu lassen. Die unintelligenten Empfänger dieser Briefe können sich hierdurch eine verkehrte Vorstellung der wie bekannt sehr schweren Lebensbedingungen unserer in feindlicher Gefangenschaft befindlichen Soldaten machen und auf diese Weise eine verführerische Wirkung auf unsere Truppen ausüben. Die Verbreitung solcher der Wahrheit nicht entsprechenden Mitteilungen bei den Truppen und Dienstpflichtigen erscheint unerwünscht.“ Derselbe Befehl erließ am 29. Februar folgende als ganz geheim bezeichnete Weisung über die Behandlung deutscher Kriegsgefangener Offiziere: „Nach Mitteilungen, die dem Stab des Danaburger Militärbezirks zugegangen sind, sind in letzter Zeit wieder Fälle beobachtet worden, in denen Kriegsgefangenen, besonders Offizieren, zu weitgehende Aufmerksamkeiten und Vergünstigungen zuteil wurden. Der Oberkommandierende des Bezirks befiehlt daher die strengste Befolgung folgender Vorschriften: 1. Kriegsgefangene Offiziere sind in Wagen dritter Klasse, aber getrennt von den Mannschaften, zu befördern. Sie dürfen ihre Burschen nicht bei sich behalten; diese sind vielmehr mit den übrigen Mannschaften zu befördern. 2. Als Offiziersquartiere sind die gleichen Räume wie für Mannschaften auszusuchen, aber getrennt von diesen. 3. Die Offiziere erhalten daselbe Essen wie die Mannschaften. Besondere Vergünstigungen sind durchaus unstatthaft.“

Unterschrift (unleserlich)

Oberst.

(W. T. B.)

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 22. Februar 1915. — Ostlich Npern wurde gestern wieder ein feindlicher Schützengraben genommen. Feindliche Gegenangriffe auf die gewonnenen Stellungen blieben erfolglos. — In der Champagne herrschte auch gestern verhältnismäßige Ruhe. Die Zahl der von uns in den letzten der dortigen Kämpfe gefangen genommenen Franzosen hat sich auf 15 Offiziere und über 1000 Mann erhöht. Die blutigen Verluste des Feindes haben sich als außergewöhnlich hoch herausgestellt. — Gegen unsere Stellungen nördlich Verdun hat der Gegner gestern und heute nacht ohne jeden Erfolg angegriffen. — In den Vogesen wurden die Orte Hohrod und Stoßweier nach Kampf genommen.

(W. T. B.)

Die Beute aus den Karpathenkämpfen.

Wien, 22. Februar. Amtlich wird verlautbart: 22. Februar 1915, mittags. In den Karpathen zahlreiche russische Angriffe, die im westlichen Abschnitt noch während der Nacht andauerten. Alle diese Versuche, bis zu unseren Hindernislinien vorzugehen, scheiterten unter großen Verlusten für den Feind. — Südlich des Dnjestr entwickeln sich die Kämpfe in größerem Umfang. Eine starke Gruppe des Feindes wurde gestern nach längerem Kampfe geworfen, 2000 Gefangene gemacht, 4 Geschütze und viel Kriegsmaterial erbeutet. — Die in einem offiziellen russischen Communiqué als falsch bezeichnete Summe von 29000 Mann Kriegsgefangenen, die unsere Truppen bis vor einigen Tagen in den Karpathenkämpfen seit Ende Januar eingebracht haben, hat sich mittlerweile vergrößert und ist auf 64 Offiziere, 40806 Mann gestiegen. Hierzu kommen 34 Maschinengewehre und 9 Geschütze.

Neue Kämpfe in der Champagne.

Großes Hauptquartier, 23. Februar 1915. — Westlicher Kriegsschauplatz: Die Festung Calais wurde in der Nacht vom 21. zum 22. dieses Monats ausgiebig mit

Luftbomben belegt. — Die Franzosen haben gestern in der Champagne bei und nördlich Perthes erneut, wenn auch mit verminderter Stärke, angegriffen. Sämtliche Vorstöße brachen in unserer Feuer zusammen. — Bei Ailly-Aremont wurden die Franzosen nach anfänglichen kleineren Erfolgen in ihre Stellung zurückgeworfen. — In den Vogesen wurde der Sattelkopf nördlich Mühlbach im Sturm genommen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Ein von den Russen mit schnell zusammengefaßten neugebildeten Kräften von Grodno in nordwestlicher Richtung versuchter Vorstoß scheiterte unter vernichtenden Verlusten. — Die Zahl der Beutegeschütze aus der Verfolgung nach der Winter Schlacht in Masuren hat sich auf über 300, darunter 18 schwere, erhöht. — Nordwestlich Ossowiez, nördlich Lomza und bei Prasznyz dauern die Kämpfe an. An der Weichsel östlich Plock drangen wir weiter in Richtung auf Wyszogrod vor. — In Polen südlich der Weichsel wurde der Vorstoß einer russischen Division gegen unsere Stellungen an der Rawka abgewiesen. (W. T. B.)

Ein englischer Truppentransportdampfer in Grund gebohrt.

Berlin, 23. Februar. Gestern nachmittag 4 Uhr 45 Min. ist der englische Truppentransportdampfer 192 bei Beach Head durch ein deutsches Unterseeboot zum Sinken gebracht worden. (W. T. B.)

Hefige französische Vorstöße bei Perthes abgewiesen.

Großes Hauptquartier, 24. Februar 1915. — Westlicher Kriegsschauplatz: In der Gegend von Perthes (in der Champagne) griffen die Franzosen gestern nachmittag mit 2 Infanterie-Divisionen an; es kam an mehreren Stellen zu erbitterten Nahkämpfen, die sämtlich zu unseren Gunsten entschieden worden sind. Der Feind wurde unter schweren Verlusten in seine Stellungen zurückgeworfen. — In den Vogesen machten unsere Angriffe gegen Sulzern und Ampfersbach (westlich Stoßweier) Fortschritte. In den Gefechten der letzten Tage machten wir 500 Gefangene. — Östlicher Kriegsschauplatz: Ein erneuter feindlicher Vorstoß aus Grodno wurde mühe los abgewiesen. Südöstlich Augustow gelang es gestern den Russen, an zwei Stellen über den Bobr vorzukommen; bei Sztabin ist der Gegner wieder zurückgeworfen, in der Gegend von Krasnabor ist der Kampf noch im Gange, bei Prasznyz fielen 1200 Gefangene und 2 Geschütze in unsere Hand. Östlich Skierniewice wurde ein russischer Nachtangriff abgeschlagen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 24. Februar. Amtlich wird verlautbart: 24. Februar 1915. An der polnisch-galizischen Front herrscht, abgesehen von vereinzelt, lebhaften Geschützkämpfen und stellenweisem Geplänkel, größtenteils Ruhe. — Die Situation in den Karpathen ist im allgemeinen unverändert. In den gestrigen Kämpfen am obersten San wurde eine Höhe erstürmt, 5 Offiziere, 198 Mann gefangen genommen. Nördlich des Sattels von Dolovec versuchte der Gegner, dichtes Schneetreiben ausnützend, im hartnäckigen Angriff auf die von unseren Truppen besetzten Stellungen durchzudringen; der Vorstoß wurde unter schweren Verlusten des Feindes zurückgeschlagen, 300 Russen gefangen. — Die Kämpfe südlich des Dnjestr nehmen noch weiter an Umfang und Ausdehnung zu.

Prasznyz erstürmt.

Großes Hauptquartier, 25. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: In der Champagne setzte der Gegner gestern seine verzweifelten Angriffe fort; sie blieben, wie die vorhergehenden, trotz der eingesetzten starken Kräfte ohne den geringsten Erfolg. — Sonst nichts Wesentliches. —

Östlicher Kriegsschauplatz: Die Gefechte am Njemen, Bobr und Narew dauern an. — Die festungsartig ausgebaute Stadt Prasznyz wurde gestern von ostpreussischen Reservetruppen nach hartnäckigen Kämpfen im Sturm genommen. Über 10000 Gefangene, über 20 Geschütze, ein großes Lager von Maschinengewehren und sehr viel Gerät fielen in unsere Hand. In anderen Gefechten nördlich der Weichsel sind in den letzten Tagen 5000 Gefangene gemacht. — In Polen südlich der Weichsel besetzten die Russen nach einem mit fünffacher Überlegenheit ausgeführten Angriff das Vorwerk Mogila (südöstlich Bolimow). Sonst nichts Wesentliches. Bemerkenswert ist, daß der bei Augustow gefangen genommene Kommandeur der russischen 57. Reserve-Division deutsche Offiziere fragte, ob es wahr sei, daß das von den Deutschen belagerte Antwerpen bald fallen würde. Als ihm darauf die Lage im Westen erklärt wurde, wollte er nicht daran glauben, daß das deutsche Westheer auf französischem Boden steht. (W. T. B.)

Erfolge am Dnjestr.

Wien, 25. Februar. Amtlich wird verlautbart: 25. Februar, mittags. An der westgalizischen Front brachte der Vorstoß einer Gefechtsgruppe, die den Russen östlich Grubow mehrere Stützpunkte entriß, 560 Gefangene und 6 Maschinengewehre ein. — In den Karpathen ist wieder starker Schneefall eingetreten, der die Kampftätigkeit beeinflusst. Die allgemeine Situation hat sich nicht geändert. — Der Angriff unserer Truppen in den Gefechten südlich des Dnjestr schreitet mit Erfolg vorwärts. In den Kämpfen am 21. und 22. Februar wurden 10 Offiziere und 3338 Mann gefangen.

Neue Beschießung der Dardanellen.

Konstantinopel, 26. Februar. Das Hauptquartier teilt mit: Zehn große Panzerschiffe haben gestern vormittag 10 Uhr ein Bombardement gegen die am Eingang der Dardanellen liegenden Sorts eröffnet. Das Feuer dauerte bis $1\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags; dann zogen sich die Schiffe in der Richtung der Insel Tenedos zurück. Nach den gemachten Beobachtungen sind ein Schiff des Feindes vom Agamemnonstyp und zwei andere Panzerschiffe durch die von den Sorts an der anatolischen Küste gefeuerten Schüsse beschädigt worden. — Durch eine siebenstündige Beschießung mit schweren Geschützen haben die feindlichen Schiffe gestern unsere äußeren Sorts an den Dardanellen an einigen Punkten beschädigt; trotzdem hatten wir nur einen Verlust von 5 Toten und 14 Verwundeten. Auch heute hat die feindliche Flotte die Beschießung fortgesetzt, sich aber am Nachmittag aus dem Feuerbereich unserer Batterien bei Sed ul Bahr zurückgezogen.

Neue Kämpfe in der Champagne.

Großes Hauptquartier, 27. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: In der Champagne haben die Franzosen gestern und heute nacht erneut mit starken Kräften angegriffen. Der Kampf ist an einzelnen Stellen noch im Gange; im übrigen ist der Angriff abgewiesen worden. — Nördlich Verdun haben wir einen Teil der französischen Stellungen angegriffen; das Gefecht dauert noch an. — Östlicher Kriegsschauplatz: Nordwestlich Grodno, westlich Lomza und südlich Prasznyz sind neue russische Kräfte aufgetreten, die zum Angriff vorgingen. An der Skroda südlich Kolno machten wir 1100 Gefangene. (W. T. B.)

Hefige Kämpfe in den Karpathen und Südoostalgalizien.

Wien, 27. Februar. Amtlich wird verlautbart: 27. Februar, mittags. An der polnisch-galizischen Front stellenweise lebhafter Geschützkampf. — In den Karpathen ist die allgemeine Situation unverändert. Im Abschnitt Tucholka-Wyszokow wurde heftig gekämpft. Hier wurde ein neuer-

licher Angriff auf die eigenen Stellungen im Opor-Tal nach erbittertem Nahkampf unter schweren Verlusten des Gegners zurückgeschlagen. Das angreifende 9. finnische Schützenregiment ließ 300 Tote und mindestens ebensoviel Verwundete an unseren Stellungen zurück; 730 Mann des Regiments wurden unverwundet gefangen. — Die mit großer Hartnäckigkeit geführten Kämpfe in Südostgalizien dauern an.

Fortschritte nördlich Verdun und in den Vogesen. — Schlappe der Russen. — Räumung von Praschnjz.

Großes Hauptquartier, 28. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: In der Champagne setzte der Gegner auch gestern seine Vorstöße fort. Die Angriffe wurden im vollen Umfange abgewiesen. — Südlich Malancourt (nördlich Verdun) erstürmten wir mehrere hintereinanderliegende feindliche Stellungen. Schwache französische Gegenangriffe scheiterten. Wir machten 6 Offiziere, 250 Mann zu Gefangenen und eroberten 4 Maschinengewehre und 1 Minenwerfer. — Am Westrande der Vogesen warfen wir nach heftigem Kampf die Franzosen aus ihren Stellungen bei Blamont-Bionville. Unser Angriff erreichte die Linie Verdinal-Bremenil — östlich Badonviller — östlich Telles; durch ihn wurde der Gegner in einer Breite von 20 Kilometern und einer Tiefe von 6 Kilometern zurückgedrängt. Die Versuche des Feindes, das eroberte Gelände wiederzugewinnen, mißlangen unter schweren Verlusten. — Ebenso wurden feindliche Vorstöße in den Südvogesen abgewiesen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Nordwestlich Grodno waren gestern neue russische Kräfte vorgegangen. Unser Gegenstoß warf die Russen in die Vorstellungen der Festung zurück. 1800 Gefangene blieben in unserer Hand. — Nordwestlich Ostrolenka wurde am Gmulew ein feindlicher Angriff abgewiesen. — Vor überlegenen feindlichen Kräften, die von Süden und Osten auf Praschnjz vorgingen, sind unsere Truppen in die Gegend nördlich und westlich dieser Stadt ausgewichen. (W. T. B.)

Die deutschen Verluste in der Winterschlacht in Masuren.

Berlin, 28. Februar. Nach einer Behauptung der Londoner „Central News“ soll der deutsche Botschafter in Rom erklärt haben, daß wir in Ostpreußen an Toten und Verwundeten 100 000 Mann verloren hätten. Das englische Bureau knüpft an diese, selbstverständlich in allen Punkten erfundene Meldung den Zusatz, daß der deutsche Erfolg somit in keinem Verhältnis zu den gebrachten Opfern stehe. — Dies letztere trifft zu, allerdings nicht im Sinne der „Central News“. Die große Eile, mit der sich die russische X. Armee der deutschen Umklammerung zu entziehen versuchte, hat zur Folge gehabt, daß unsere Truppen nur auf einzelnen Teilen der Kampffront mit dem Feind in so enge Gefechtsberührung gekommen sind, wie sie das in dem sicheren Bewußtsein ihrer Überlegenheit erhofft hatten. Da, wo der Gegner standhielt, ist er dieser Überlegenheit zum Opfer gefallen. Im übrigen aber haben wir die in der Kriegsgeschichte einzig dastehende Winterschlacht vornehmlich durch Überraschung und Schnelligkeit gewonnen. So kommt es, daß unser Gesamtverlust mit dem glänzenden Ergebnis des Sieges tatsächlich im Mißverhältnis steht. Er ist ganz ungewöhnlich gering und beträgt noch nicht ein Sechstel der von der „Central News“ erwähnten Zahl. — Daß er überdies zum großen Teile nur auf vorübergehenden Ausfällen durch Marschkrankheit beruht, ist nicht nur an sich erfreulich, sondern zeugt auch von der rücksichtslosen Entschlossenheit unserer Verfolgung. (W. T. B.)

Die Kämpfe bei Münster.

Aus dem Großen Hauptquartier wird geschrieben:
Die Franzosen hatten gleich zu Beginn des Krieges große Anstrengungen gemacht, sich in den Besitz Elsaß-Lothringens zu setzen.

Dem Anfang August von Belfort aus unternommenen Einfälle ins Oberelsaß wurde durch die Schlacht von Mülhausen ein jähes Ende bereitet, und die Offensive gegen Lothringen brach nach dem glänzenden Siege des bayerischen Kronprinzen in sich zusammen. Seitdem haben die Franzosen es nicht mehr gewagt, in Lothringen einzufallen. Dagegen gingen sie im Oberelsaß erneut vor, als die hier eingesetzten deutschen Truppen eine anderweitige Verwendung fanden. Zum zweiten Male betraten die Franzosen vorübergehend Mülhausen und drangen nordwärts bis Ensisheim vor. Die Freude aber währte nicht lange. Durch eine erneute deutsche Offensive wurde der Gegner vertrieben, der heute nur das Weiler- und Münstertal in den Vogesen und den Belfort unmittelbar gegenüberliegenden Grenzstrich in Besitz hat, während in den Nordvogesen die deutschen Truppen bis in die Höhe von Senones, also tief in französisches Gebiet vorgeedrungen sind.

Ende Dezember begannen die Franzosen zum dritten Male mit einer Offensive in Richtung Mülhausen. Die Stadt sollte nach Gefangenenauslagen spätestens Ende Januar endgültig in französischer Hand sein.

Wie aus den Tagesberichten der Obersten Heeresleitung bekannt ist, wurde zwischen dem 27. Dezember und 8. Januar um den Besitz der Höhe 245 westlich Sennheim Tag für Tag erbittert gekämpft. Die Franzosen kamen jedoch über diese Höhe nicht hinaus. Dagegen gelang es den deutschen Truppen, Gelände zu gewinnen.

Bis Ende Dezember hatten sich auf dem in 956 Meter Höhe, fast 700 Meter über dem Rheintale gelegenen dicht bewaldeten Hartmannsweilerkopfe, einem beliebten, geologisch und botanisch interessanten Ausflugsplatze, nur deutsche und französische Wachen befunden, die einander beobachtend gegenüber lagen. Die Deutschen hielten den östlichen, die Franzosen den westlichen Teil des Kopfes besetzt. Inzwischen hatten die Franzosen eine Reihe von Alpenjäger-Bataillonen in die Südvogesen entsandt und auf den Hartmannsweilerkopf eine ganze Alpenjäger-Kompagnie vorgeschoben, die sich dort eine festsungsartige Stellung schuf, die ellipsenförmig den höchsten Punkt umschloß. Die Höhe des Molkenrain (1125 Meter), zu der man vom Hartmannsweilerkopf über die Jägertanne (Sattelpunkt) gelangt, wurde ebenso wie der Belchen französischerseits stark besetzt.

Die ersten deutschen Vorstöße gegen die Ringburg auf dem Hartmannsweilerkopf scheiterten an der Stärke jener Stellung. Auch mußte die dem Flachland entstammende Angriffsgruppe erst die Schliche des im Gebirge erfahrenen Gegners kennen und bekämpfen lernen, der, mit schwarzen Ziegenfellen behangen oder mit Tannenreisig bedeckt, die Gipfel der schneebedeckten Tannen bestieg und von dort aus, in Körben sitzend, aus seinen Verstecken auf unsre Soldaten herabschoß. Bald hatten diese die Ringfestung von außen völlig umschlossen; auch war die Jägertanne besetzt worden, um die von Molkenrain her erwarteten französischen Entlastungsversuche abweisen zu können. Solche erfolgten auch mit mindestens einem Alpenjäger-Bataillon, wurden aber von unseren sich energisch zur Wehr setzenden schwachen Truppen abgewiesen. Zu gleicher Zeit aus dem Ringwalle unternommene Ausfälle der Bergbesatzung scheiterten. Inzwischen hatte man die weiter nötigen Angriffsmittel bereitgestellt, so daß am 19. Januar der Sturm unternommen werden konnte. Die ersten wohlgezielten Schüsse trafen den Offiziersunterstand in der Ringfeste. Zwei Offiziere wurden getötet und einer verwundet. Der letzte Offizier streckte, auf dieses Ereignis hin, die Ausichtslosigkeit weiteren Widerstandes einsehend, mit dem Rest der Besatzung die Waffen. Ein Offizier und 150 Alpenjäger wurden so zu Gefangenen gemacht. Zwei Tage später wurde auch der Hirzstein genommen und dort noch 2 Offiziere und 40 Mann gefangen genommen. An den Hirzstein waren unsere Truppen, ohne einen Schuß zu tun, herangekommen. Selbst die gefangenen Offiziere sagten aus, daß die deutschen Vorbereitungen zur Wegnahme der Höhenstellungen vortrefflich gewesen seien.

Unsere Truppen waren während dieser Kämpfe im Gebirge den allergrößten Strapazen und Entbehrungen ausgesetzt. Auf hoher Bergeshöhe kämpfend, wo tiefer Schnee lag, die Tannen hoch zum Himmel ragen und dichtes Unterholz den Ausblick auf wenige Meter beschränkt, tagelang ohne warme Nahrung und ohne schützendes Obdach, hatte die Truppe Außerordentliches zu leisten. Erst nachdem der Feind vertrieben war, konnte man sich einigermaßen häuslich einrichten, Wege und Hütten bauen und warmes Essen bereiten. Jetzt finden wir auch Kavallerie hoch oben in den Bergen, aber nicht etwa zu Pferde, sondern angetan mit Rucksack, Bergstock und Eisporren. Stunden — ja halbe Tage lang gehen die Kavalleristen die längsten und gefährlichsten Patrouillen und bringen oft die besten Meldungen.

Nachdem der französische Versuch, über Sennheim auf Mülhausen durchzustoßen, an dem Widerstande der Deutschen gescheitert war, unternahm der Feind am 27. Januar einen Durchbruchversuch an anderer Stelle. Er hatte sich also Kaisers Geburtstag für seine Angriffe ausgewählt. Ein höherer Stab war gerade in der Kirche, wo der Festgottesdienst abgehalten wurde, als um 11 Uhr vormittags von dem Nachbarverbande die Meldung einlief, daß ein feindlicher Angriff in Richtung Ammerzweiler erfolgt sei und um artilleristische Unter-

Stützung gebeten wurde. Kaum war diese zugesagt, so wurde auch innerhalb des eigenen Abschnittes des betreffenden Truppenverbandes ein französischer Infanterie-Angriff gegen einen vorgeschobenen Posten am Rhein-Rhone-Kanal gemeldet. Die in schwierigem, weil sehr unübersichtlichem Gelände stehende deutsche Feldwache wurde von einer weit überlegenen feindlichen Truppenmacht überrannt. Gleichzeitig erfolgte ein dritter französischer Angriff in Richtung Aspach. Dieser Angriff sowie jener auf Ammerzweiler wurden bis auf Sturmfernung durchgeführt, brachen dann aber unter schweren Verlusten für den Feind zusammen. Dagegen begann der bis an den Kanal vorgedrungene Feind sich dort einzurichten, indem er die deutsche Feldwachstellung umbaute, mitgebrachte Pfähle einschlug, Drahtrollen entfaltete, auch Maschinengewehre auf Bäumen sogleich in Stellung brachte.

Der deutsche Führer hatte mittlerweile den Gegenangriff befohlen, zu dem, weil die Reserven weiter abstanden, Teile der zunächst zur Hand befindlichen Abschnittsreserven eingesetzt wurden. Eine Landwehr- und eine Landsturm-Kompagnie waren es, die sich um 4 Uhr nachmittags dem Feinde entgegenwarfen, um ihm die verloren gegangene Stellung zu entreißen. Um 7 Uhr abends war die Stellung wiederum in deutscher Hand. Die Sieger, Landwehr und Landsturm, konnten mit berechtigtem Stolz auf die erbeuteten Trophäen — mehrere Maschinengewehre — sowie auf die gemachten Gefangenen sehen.

Um 4 Uhr nachmittags war ein neuerlicher französischer Angriff auf die deutschen Stellungen im Hirzbacher Walde erfolgt und abgeklungen worden.

Es war schon Nacht, als der Feind um 9 Uhr 30 Min. abends endlich einen letzten Versuch machte, um im Hirzbacher Walde die Linie der Deutschen zu durchbrechen und die Kanalstellung wieder zu erobern. Alle diese Angriffe wurden abgewiesen. Am nächsten Tage fand man eine große Anzahl toter Franzosen vor den deutschen Stellungen. Im Gegensatz zu den bei Tage unternommenen Angriffen waren die Nachtangriffe der Franzosen sehr matt geführt. Die deutschen Soldaten hörten im Hirzbacher Walde, wie die französischen Offiziere große Mühe hatten, ihre Leute überhaupt vorwärts zu bringen.

Schulter an Schulter mit unseren Verbündeten.

I.

Während der ersten Kriegsmomente war es den Russen gelungen, Galizien und die Bukowina zu besetzen, im Karpathengebirge vorzudringen und dort Stellungen einzunehmen, von wo aus sie Ungarn bedrohten. Die eine Insel inmitten der feindlichen Brandung hielt sich noch die galizische Festung Przemyśl. Wollte Österreich-Ungarn Przemyśl entsetzen und zugleich verhindern, daß der Russe Galizien, Ungarn und die Bukowina ebenso mit Beschlag belegte, wie Deutschland es mit Belgien und Nordfrankreich getan hatte, so galt es, die dortigen Streitkräfte aufs äußerste anzuspannen, die Russen in ihrem Vormarsch aufzuhalten, ihnen ihre Stellungen wieder zu entreißen und sie mit verdoppelter Wucht in großer Offensive nordwärts zurückzudrängen.

Zur Erfüllung dieser überaus wichtigen Aufgabe beschloßen die Verbündeten im Januar ein gemeinsames Vorgehen. Zwischen die österreichisch-ungarischen Armeen und Armeegruppen wurden deutsche Kräfte eingeschoben, die von Munkacs als ihrer Operationsbasis den Vorstoß in den Karpathen alsbald unternahmen.

Zu den Schwierigkeiten, die jeder Gebirgskrieg, zumal im Winter, einer gegen feindlich besetzte Höhen vorrückenden Truppe bereitet, treten in den Karpathen die ungewohnten Hindernisse, wie sie die eigenartige Formation dieses Gebirges mit sich bringt. Von Süden nach Norden führen etliche gut gangbare Straßen über die Paghöhen. Große Längstäler, die sich in nordöstlicher Richtung erstrecken, sind aber zwischen den hintereinander gelagerten Haupttrümpfen so gut wie gar nicht vorhanden. Was die großen und hohen Kämme trennt, ist vielmehr ein bewegtes Meer von mittleren Bergen und Hügeln, die sich kullissenartig staffeln und nur selten einen weiteren Überblick gewähren. Die quer durch die Karpathen führenden Straßen können deshalb von unzähligen Punkten aus beherrscht werden, und auch ein zurückweichender Gegner findet auf Schritt und Tritt immer wieder neue Stellungen, die er leicht besetzen und in denen er sich mit verhältnismäßig geringen Kräften behaupten kann. Infolgedessen ist der Angreifer oft gezwungen, seine eigentliche Vormarschstraße zu verlassen, die in mühseligem Spürdienst entdeckten Schlupfwinkel des Feindes zu umgehen und sich ihnen auf unwegsamen Seiten- und Nebenpfaden zu nähern, Pfaden, die er bei tiefem Schnee erst auffinden und freischaufeln muß.

Was das für die Sicherung und Aufrechterhaltung der rückwärtigen Verbindungen und überhaupt für die Beförderung schwerer Lasten bedeutet, liegt auf der Hand. Die Karpathen erheben sich zu Höhen von 1000 bis 2000 Metern. Steigungen, die die Fahrstraße in langen Windungen allmählich erschleicht, müssen abseits der Straßen durch steilen Anstieg errungen werden. Rollendes Fuhrwerk verfaßt hier ganz. Nur Tragtiere vermögen dem kletternden Menschen dorthin zu folgen, und ihnen muß er alles aufbürden, was er an Munition und Lebensmitteln bedarf.

Auch die Fliegeraufklärung hat in den Bergen mit außerordentlichen Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Die hohen Stellungen des Feindes zwingen den Flieger zu um so viel höheren Flügen. Die Wolken, die sich in den kurzen und gewundenen Tälern stauen und festkleben, hindern die Beobachtung ebenso wie die verschleienden und täuschenden Nebelbildungen. Dabei werden die Winde in dem zerklüfteten Gelände in einer Weise gefangen und wieder zurückgeworfen, die eine Vorausberechnung der Luftströmungen geradezu ausschließt und den schwebenden Apparat fortwährend mit tückischen Überraschungen bedroht.

Der Winterfeldzug in den Karpathen stellte unsere Truppen noch vor weitere neue und beschwerliche Aufgaben. Zunächst mußten sich die deutsche und die österreichisch-ungarische Heeresverwaltung so miteinander einspielen, daß die Verschiedenheit der beiderseitigen Einrichtungen, Vorschriften und Gewohnheiten die glatte Arbeit des neuen Instruments nicht beeinträchtigte. Wohl selten hat es sich klarer gezeigt, was guter Wille vermag, als hier. Unterschiede, die man im Frieden für wesentlich hielt, werden durch freundschaftliches Entgegenkommen schnell ausgeglichen; aus zwei geschichtlich und grundsätzlich voneinander abweichenden Verwaltungen ist eine dritte entstanden, die sich der Vorzüge beider zu bedienen weiß.

Und dann die Witterung. Wir hatten von Anfang an mit einem strengen Winter gerechnet, zumal uns bekannt war, daß in den Karpathen die Kälte im Februar mit 25 bis 30 Grad unter Null ihren Höhepunkt zu erreichen pflegt. Kleidung und Ausrüstung der Truppe sind danach eingerichtet. Eine große Menge von Fuhrwerken haben wir auf Schlittenkufen gesetzt. Ganze Kompagnien sind mit Schneeschuhen ausgestattet. Auch an Eskimohunden fehlt es nicht, die bei dem starken Schneefall im Samariterdienst verwendet werden. Allein der Himmel zeigte sich von seiner launischen Seite. Klingender Frost (bis zu 23 Grad) schlug mehrmals plötzlich in frühlingmäßiges Tauwetter um; frischer meterhoher Schnee schmolz unter lauen Regengüssen schnell wieder dahin. Die Kolonnen mit ihren Tausenden von Wagen und Schlitten mußten sich bald durch tiefen Schnee, bald über Glätte, bald in wahren Morästen von Straßenschlamm vorwärts quälen, und häufig hatten sie auf ihrem Vormarsch, je höher sie stiegen, an ein und demselben Tage all diese Hemmnisse der Reihe nach zu bewältigen. Für den durch solche Tagesleistung übermüdeten Soldaten erneuerte sich immer wieder die Gefahr, daß er am Abend, nichts als Schlaf und Ruhe begehrend, im Schnee niederlank und die tödenden Wirkungen des Frostes vergaß. Viele der leider nicht seltenen Erfrierungsfälle, auch manche ernsteren Hals- und Lungenkrankungen sind auf einen Erschöpfungszustand zurückzuführen, der alle vernünftigen Maßnahmen des Schutzes und der Vorsicht nur allzuleicht außer acht läßt.

Was nun die Quartiere betrifft, so konnte man sich von der armen und teilweise schon früher gründlich gebrandschatzten Bevölkerung der Karpathendörfer von vornherein nicht viel versprechen. Es kann kaum etwas malerischer und urwüchtiger sein als die hölzernen, dünn mit Lehm verklebten, rot oder bläulich angestrichenen Hütten jener Gegend. Diesen Blockhausbauten mit ihren hoch darauf gestülpten Dächern aus Schindeln oder Stroh sieht man gleichsam in jeder Fuge noch die Handarbeit an; sie erinnern in ihrer primitiven Gestalt, in der ausschließlichen Verwendung heimatischer Rohstoffe an die Höhlen und Zelte der Wilden, an die Nester der Vögel und an die erstaunlichen Gehäuse, womit tierischer Instinkt sich zuweilen umgibt. Aber darin zu wohnen wird den Menschen aus einer höheren Lebenshaltung schwerer, als in Schützengräben oder auf freiem Felde zu kampieren. Zugluft und Rauch, Gerüche und Ungeziefer, Engigkeit und Schmutz hauchen dem Fremden eine Atmosphäre von Ungeundheit entgegen, die er nicht gerade als anheimelnd empfindet. Vor allem war es jedoch die gewaltige Zahl unterzubringender Menschen und Pferde, was die Militärbehörden veranlaßte, überall große Baracken zu errichten und, unter Schonung der Einwohner, selbst für die Unterkunft der Truppen zu sorgen.

So finden wir an und neben den Heerstraßen außer den Tausenden, die selbst kämpfen oder den Kämpfenden ihren Lebensbedarf nachtragen sollen, noch ein zweites Heer, das Heer der Arbeiter. Die einen bauen Baracken, die andern schaufeln Schnee oder bessern die Straßen und Brücken aus. Eine höchst wichtige und schwierige Aufgabe ist den Pionieren zugefallen. Auf der Strecke der die Karpathen durchquerenden Eisenbahn sind in einem früheren Stadium des Feldzuges mehrere große Viadukte zerstört worden. Es handelt sich um Brückenbögen, die in einer Höhe von 35 Metern eine 40 Meter breite Kluft überspannten. An die Stelle der zwischen zwei steinernen Pfeilern hängenden Eisenkonstruktion ist ein riesiges Holzgerüst getreten, das aus der Tiefe emporstrebend den künftigen Schienenweg tragen wird. Das sind keine Instandsetzungsarbeiten, die von heute auf morgen beschafft werden können. Wochen mußten vergehen, bis das kunstvolle Bauwerk aufgerichtet und den Truppen endlich die Bahn wieder freigegeben war.

Wir haben auf einige der großen Schwierigkeiten hingewiesen, die es erklären, warum die deutschen Truppen, obendrein gegen den Widerstand der überall sehr geschickt und zäh operierenden Russen, die Karpathen nicht im Sturm durchschreiten konnten. Es kommt hinzu, daß die unerwartet schwankende Witterung in dem-

selben Maße, wie sie unsern Vornachschub verzögerte, dem Gegner Zeit ließ, immer mehr Verstärkungen heranzuziehen. Desto erfreulicher ist es zu beobachten, wie die Deutschen all dieser Schwierigkeiten Herr werden. Auf jeder nach Galizien hinführenden Straße haben wir daselbe Schauspiel einer unaufhaltsam vorwärts rollenden Woge. Überall sehen wir deutsche und österreichisch-ungarische Truppen frisch und entschlossen nachrücken, überall begegnen uns Scharen gefangener Russen in ihrem Selbstbraun. Eine feindliche Stellung nach der anderen wird genommen, oft erst nach tagelangen Kämpfen und unter blutigen Verlusten, aber stets mit der geduldrigen Zuversicht, daß wir es doch länger aushalten werden als der Gegner. Es ist ein anderer Krieg als ihn unsere deutsche Soldaten bisher gelernt hatten, aber sie passen sich wunderbar schnell den neuen Verhältnissen an, und mit Abhärtung und Ausdauer wird manches wettgemacht, was ihnen vielleicht an Übung mangelt.

Wie die Landschaft aussieht, in der sich diese denkwürdigen Ereignisse abspielen, wie die Bevölkerung, unter der unsere Krieger nun schon seit einem Monat bundesbrüderlich haufen, das mag in einem späteren Brief geschildert werden.

Französische Offensive in der Champagne.

Großes Hauptquartier, 1. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei Wervicq (nördlich Lille) wurde ein englisches Flugzeug durch unsere Beschießung zum Landen gezwungen. An einer Stelle unserer Front verwendeten die Franzosen wiederum, wie schon vor einigen Monaten, Geschosse, die bei der Detonation übelriechende und erstickende Gase entwickeln; Schaden wurde dadurch nicht angerichtet. Unsere Stellungen in der Champagne wurden gestern mehrfach von mindestens 2 Armeekorps angegriffen; die Vorstöße wurden nach heftigen Nahkämpfen restlos abgeschlagen. In den Argonnen erbeuteten wir 2 Minenwerfer. Zwischen Ost- und Nordargonnen und Vauquois setzten die Franzosen gestern fünfmal zu einem Durchbruchversuch an; die Angriffe scheiterten unter schweren Verlusten des Feindes. Die östlich Badonviller von uns genommenen Stellungen wurden auch gestern gegen feindliche Wiedereroberungsversuche gehalten. — Östlicher Kriegsschauplatz: Russische Angriffe nördlich Lomza und nordwestlich Ostrolenka wurden abgewiesen. (W. T. B.)

Kämpfe in den Karpathen und südlich des Dnjestr.

Wien, 1. März. Amtlich wird verlautbart: 1. März 1915, mittags. Erfolgreiche Kämpfe im westlichen Abschnitt der Karpathenfront brachten mehrere russische Vorstellungen in unseren Besitz; 19 Offiziere, 2000 Mann wurden hierbei gefangen genommen, viel Kriegsmaterial erbeutet. Im Raume südlich des Dnjestr sind nach Eintreffen russischer Verstärkungen erbitterte Kämpfe im Gange. Alle feindlichen Angriffe, die auf unsere Stellungen versucht wurden, scheiterten unter den schwersten Verlusten des Gegners. In Polen und Westgalizien fanden auch gestern nur Geschüßkämpfe statt.

Die Beschießung der Dardanellen.

Konstantinopel, 1. März. Das Hauptquartier teilt mit: Die feindliche Flotte setzte heute in größeren Zwischenräumen ihr Feuer auf die Batterie Sed ul Bahr fort. Feindliche Versuche, an einzelnen Stellen Erkundungsabteilungen zu landen, scheiterten. Schließlich wurden 5 feindliche Panzerschiffe, die gegen andere unserer Batterien erfolglos feuerten, von 7 dorthier abgefeuerten Granaten getroffen und zum Rückzug genötigt.

Die Offensive in der Champagne. — Kämpfe bei Augustow, Lomza und Plock.

Großes Hauptquartier, 2. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Erneute, wieder mit starken Kräften angelegte Angriffe in der Champagne brachen meist schon in unserer Feuer unter gewaltigen Verlusten für den Feind zusammen. Nahkämpfe an einzelnen Stellen waren durchweg für uns siegreich. Unsere Stellungen blieben fest in unserer Hand. Im Argonner Wald eroberten wir mehrere Gräben, machten 80 Gefangene und erbeuteten 5 Minenwerfer. Angriffe auf Vauquois wurden blutig abgewiesen. Die in den Vogesen

in den letzten Tagen von uns errungenen Vorteile wurden trotz heftiger Gegenangriffe festgehalten. Gestrige Abendangriffe der Franzosen nördlich Celles waren für den Feind besonders verlustreich. — Östlicher Kriegsschauplatz: Russische Vorstöße südöstlich und südlich des Augustower Waldes waren erfolglos. Russische Nachtangriffe nordöstlich Lomza und östlich Plock wurden zurückgeschlagen.

(W. T. B.)

Kämpfe an der Westfront und bei Augustow.

Großes Hauptquartier, 3. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei St.-Eloi südlich von Ypern wurde ein Angriff zweier englischer Kompagnien nach blutigem Handgemenge zurückgeworfen. Bei Peronne landete infolge Motordefekts ein französisches Flugzeug, die Insassen wurden gefangen genommen. Die französischen Angriffe in der Champagne hatten nicht den geringsten Erfolg; wieder wurden die Franzosen mit schweren Verlusten in ihre Stellungen zurückgeworfen. Nordwestlich von Ville-sur-Tourbe entrißten wir dem Feind Schützengräben in Breite von 350 Metern. Französische Vorstöße im Wald von Consonvonne und in Gegend Ailly-Apremont wurden leicht abgewiesen. Unser Angriff nordöstlich von Badonviller brachte uns wieder beträchtlichen Geländegewinn. Wir schoben unsere Front hier in den letzten Tagen um 8 Kilometer vor. Nordöstlich von Celles machten die Franzosen vergebliche Versuche, den Verlust der letzten Tage wieder auszugleichen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Südöstlich Augustow versuchten die Russen den Bobr zu überschreiten; unter schweren Verlusten wurden sie zurückgeworfen und ließen 1500 Gefangene in unserer Hand. Andere Angriffe in Gegend nordöstlich von Lomza brachen dicht vor unserer Front gänzlich zusammen. Südwestlich von Kolno machten wir Fortschritte, südlich Mszyniec nahmen wir unsere Vortruppen vor überlegenem Feinde etwas zurück. Nordwestlich von Praszynsk fühlten die Russen langsam vor. Mehrere russische Nachtangriffe östlich von Plock wurden abgewiesen. (W. T. B.)

Kämpfe am Użoker Paß und in Südoestgalizien.

Wien, 3. März. Amtlich wird verlautbart: 3. März, mittags. In den Karpathen sind westlich des Użoker PASSES Kämpfe im Gange, die sich in größerem Umfange um den Besitz wichtiger Höhen und Rückenlinien entwickelten. Mehrere russische Gegenangriffe wurden blutig abgewiesen, im Laufe des Tages in der Gefechtsfront neue lokale Erfolge erzielt. Bei Erstürmung einer Höhe nördlich Cisna blieben 400 Gefangene in unseren Händen. In Südoestgalizien wurde an der ganzen Schlachtfrent heftig gekämpft.

Die Beschießung der Dardanellen.

Konstantinopel, 3. März. Das Hauptquartier teilt mit: Die feindliche Flotte beschloß gestern 3 Stunden lang erfolglos die Dardanellen. Durch das wirkliche Feuer unserer Batterien wurde sie gezwungen, sich zurückzuziehen. Gleichzeitig beschloß eine feindliche Flotte aus 4 französischen Kreuzern und einigen Torpedobooten ohne jedes Ergebnis unsere Stellungen am Golf von Saros. Unsere Flieger bombardierten erfolgreich feindliche Schiffe. — In Irak in der Umgebung von Ahaz wurde nach einem Gefecht zwischen 2 Schwadronen englischer Kavallerie, welche Maschinengewehre mit sich führten, und unseren Aufklärungskolonnen der Feind zur Flucht gezwungen; er ließ 50 Tote und eine Menge Waffen und Munition auf dem Kampfplatz zurück.

Lozettohöhe. — Kämpfe bei Grodno und Lomza.

Großes Hauptquartier, 4. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Ein französischer Munitionsdampfer, für Neuport bestimmt, fuhr durch ein Versehen der betrunkenen Besatzung Ostende an, erhielt dort Feuer und

sank. Die verwundete Besatzung wurde gerettet. — Auf der Lorettohöhe nordwestlich Arras setzten sich unsere Truppen gestern früh in Besitz der feindlichen Stellung in einer Breite von 1600 Metern. 8 Offiziere, 558 Franzosen wurden gefangen genommen, 7 Maschinengewehre und 6 kleinere Geschütze erobert. Feindliche Gegenangriffe wurden nachmittags abgeschlagen. — Erneute französische Angriffe in der Champagne wurden leicht abgewiesen. — Ein französischer Vorstoß westlich St.-Hubert in den Argonnen mißlang, im Gegenangriff entrißten wir den Franzosen einen Schützengraben. Auch im Wald von Cheppy scheiterte ein französischer Angriff. — Eine der letzten Eifel-turm-Veröffentlichungen brachte die Nachricht, daß eine deutsche Kolonne beim Marsch über die Höhe von Tahure mit Erfolg beschossen sei. Wir müssen die ausnahmsweise Richtigkeit dieser Nachricht bestätigen; die Kolonne bestand aber aus abgeführten französischen Gefangenen, unter denen ein Verlust von 38 Mann tot, 5 verwundet, eintrat. — Östlicher Kriegsschauplatz: Russische Angriffe nordwestlich Grodno gerieten in unser flankierendes Artilleriefeuer und scheiterten. Auch nordöstlich Lomza brachen die russischen Angriffe unter schweren Verlusten zusammen. In Gegend südlich von Myniec und Chorzele sowie nordwestlich Praszynsz erneuerten die Russen ihre Angriffe. (W. T. B.)

Karpathenkämpfe.

Wien, 4. März. Amtlich wird verlautbart: 4. März 1915. An der Biala südöstlich Zakliczyn wurden gestern vorgehende russische Truppen nach blutigem Kampfe zurückgeworfen. Beiderseits des Latorczatales und auf den Höhen nördlich Cisna dauern die Kämpfe stellenweise auch nachts an. Überall, wo es unseren Truppen gelang, Raum zu gewinnen, unternimmt der Feind wiederholt Gegenangriffe, die stets blutig zurückgeschlagen werden. Besonders entlang der Straße von Baligrod versuchten die Russen während dichten Schneegestöbers mit starken Kräften vorzustoßen. Der Angriff, der bis auf die nächsten Distanzen herangekommen war, brach schließlich unter großen Verlusten des Gegners in unserem Geschütz- und Maschinengewehrfeuer vollkommen zusammen. — An den übrigen Fronten keine wesentliche Änderung, nur Geschützkämpfe. — Vor Przemyśl herrscht Ruhe.

Die Beschließung der Dardanellen.

Konstantinopel, 4. März. Das Hauptquartier teilt mit: Ein Teil der feindlichen Flotte beschloß gestern eine halbe Stunde lang ergebnislos einige unserer Batterien am Eingange der Dardanellen.

Kämpfe bei Celles. — Russische Schlappen bei Lomza.

Großes Hauptquartier, 5. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Südlich von Npern fügten wir den Engländern durch unser Feuer erhebliche Verluste zu. — Aus der den Franzosen entrißenen Stellung auf der Lorettohöhe wurde ein feindlicher Gegenangriff gestern nachmittag abgeschlagen. — In der Champagne setzten die Franzosen gestern und heute nacht ihre Angriffe nördlich von Le Mesnil fort. Sämtliche Angriffe wurden zurückgeschlagen, unsere Stellungen festgehalten. — Angriffe auf unsere Stellungen bei Dauquois östlich der Argonnen und am Walde von Consenvoye östlich der Maas scheiterten. — Sämtliche Versuche, uns das in den letzten Tagen in Gegend von Badonviller eroberte Gelände streitig zu machen, mißlangen. — Ein gestern abend noch mit erheblichen Kräften in tiefer Staffeln unternehmener Ansturm auf die Höhe nordöstlich von Celles brach unter großen Verlusten für die Franzosen zusammen, auch mehrere Nachtangriffe waren erfolglos. Über 1000 tote Franzosen liegen vor unseren Hindernissen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die Lage um Grodno ist unverändert; russische Angriffe wurden blutig

abgewiesen. — Die russischen Angriffe nordöstlich und nördlich von Lomza scheiterten unter schweren Verlusten für den Feind, viele Gefangene der 1. und 2. russischen Gardedivision blieben in unserer Hand. — Weiter westlich bis zur Weichsel hat sich die Lage nicht geändert, einige Vorstöße der Russen östlich von Plock waren erfolglos. Östlich von Skierniewice mißlang ein starker feindlicher Nachtangriff gänzlich.

(W. T. B.)

„U 8“ gesunken.

Berlin, 5. März. Nach amtlicher Bekanntmachung der britischen Admiralität ist das deutsche Unterseeboot „U 8“ gestern abend in der Nähe von Dover durch ein englisches Torpedoboot zum Sinken gebracht worden. Die Besatzung wurde gerettet.

(W. T. B.)

Englisch-französische Landungsversuche an den Dardanellen.

Konstantinopel, 5. März. Das Hauptquartier meldet: Gestern abend zu später Stunde versuchte die feindliche Flotte unter verstärktem Feuer an einzelnen Teilen der Küste außerhalb des Feuers unserer Artillerie bei den Stellungen von Sed ul Bahr und Kum-Kale in Schaluppen Soldaten zu landen. Anfangs ließen wir den Feind gewähren, aber dann erwiderten wir das Feuer. 60 feindliche Soldaten, die bei Sed ul Bahr sich ausgeschifft hatten, flüchteten wieder in ihre Schaluppen und zogen sich unter Zurücklassung von 20 Toten und Verwundeten zurück. 400 feindliche Soldaten, die bei Kum-Kale an Land gesetzt worden waren, wurden vertrieben, wobei sie etwa 80 Tote verloren. Wir hatten 6 Tote und 25 Verwundete in diesen beiden Gefechten. Nach dem gestrigen Mißerfolg teilte sich die feindliche Flotte in mehrere Teile und bombardierte die offenen und unverteidigten Häfen Dikili, Sarmjak und Aivalik am Ägäischen Meer. Zwei Flieger, die den Golf von Saros überflogen, stürzten ins Meer; der Apparat fiel ebenfalls ins Wasser und verschwand. — Von den übrigen Kriegsschauplätzen ist nichts Wichtiges zu melden.

Gefechte bei Perthes und Praszynsz.

Großes Hauptquartier, 6. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Den Engländern entrißten wir südöstlich von Npern im Gegenangriff einen Graben. — Die französischen Versuche, uns aus der auf der Lorettohöhe eroberten Stellung wieder hinauszudrängen, scheiterten; die Angriffe wurden abgewiesen, 50 Franzosen blieben in unserer Hand. — In der Champagne setzten die Franzosen ihre Angriffe bei Perthes und Le Mesnil fort; alle Angriffe schlugen fehl. Bei Perthes machten wir 5 Offiziere und 140 Franzosen zu Gefangenen. Im Gegenangriff entrißten wir den Franzosen ein Wäldchen nördlich Perthes und ein Grabenstück ihrer Stellung bei Le Mesnil. — Ergebnislos verliefen französische Angriffsversuche auf unsere Stellungen bei Dauquois und bei Consenvoye, sowie östlich Badonviller und nordöstlich Celles. — Östlicher Kriegsschauplatz: Nachdem die gesamte Kriegsbeute in dem Waldgebiet nordwestlich Grodno und um Augustow geborgen ist, ohne daß die Russen uns trotz energischer Gegenmaßnahmen daran zu hindern vermochten, stehen die dort bisher verwendeten Truppen nunmehr für andere Operationen zur Verfügung. — Nordöstlich Praszynsz brach ein russischer Angriff unter schweren Verlusten für den Feind zusammen, auch nordwestlich Plonsk wurde ein russischer Angriff abgewiesen.

(W. T. B.)

Russischer Vorstoß bei Petrikau.

Wien, 6. März. Amtlich wird verlautbart: 6. März 1915. Partielle Vorstöße der Russen im Abschnitt östlich Petrikau in Polen scheiterten in unserem wirkungsvollen Artilleriefeuer. Im übrigen hat sich an dieser Front und an jener in Westgalizien nichts Nennenswertes ereignet. — In den Karpathen dauern die Kämpfe um einige Höhen-

stellungen noch an. Ungünstige Witterungs- und Sichtverhältnisse herrschen vor. — Im Kampfgebiet in Südostgalizien ist nach den Ereignissen der letzten Zeit vorübergehend Ruhe eingetreten.

Fortschritte in der Champagne. — Gefecht bei Rawa.

Großes Hauptquartier, 7. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Zwischen der See und der Somme fanden im allgemeinen nur Artilleriekämpfe statt; nächtliche Versuche des Feindes, südlich von Ypern vorzustoßen, wurden vereitelt. — In der Champagne machten unsere Truppen Fortschritte, wir nahmen dem Feinde einige Gräben und etwa 60 Gefangene ab. Ein französischer Massenangriff gegen unsere Stellung nordöstlich von Le Mesnil brach unter schweren Verlusten für die Franzosen in unserem Infanterie- und Artilleriefeuer zusammen. — Östlich von Badonviller wurden feindliche Vorstöße zurückgewiesen. — In den Vogesen kamen gestern eingeleitete Kämpfe westlich von Münster und nördlich von Sennheim noch nicht zum Abschluß. — Östlicher Kriegsschauplatz: Unsere Bewegungen nordwestlich von Grodno verlaufen planmäßig. Ein russischer Nachtangriff auf Mocarce nordöstlich von Lomza wurde abgeschlagen. — Auch westlich Prażnysz wurden stärkere russische Angriffe zurückgewiesen. — Unsere Angriffe südöstlich Rawa waren erfolgreich. 3400 Russen wurden gefangen genommen und 16 Maschinengewehre erobert.

(W. T. B.)

Heftige Kämpfe in Russisch-Polen.

Wien, 7. März. Amtlich wird verlautbart: 7. März 1915, mittags. In einigen Frontabschnitten in Russisch-Polen waren gestern heftige Kämpfe im Gange, die sich stellenweise auf den nächsten Distanzen abspielten. Durch gute eigene Artilleriewirkung wurden russische Abteilungen unter beträchtlichen Verlusten zur Räumung vorgeschobener Stellungen gezwungen. — In den Karpathen, wo verschiedenenorts die Kämpfe um günstige Höhenstellungen andauern, wurden Nachtangriffe der Russen überall abgewiesen, 8 Offiziere und 570 Mann gefangen genommen.

Beschießung der Dardanellen und Smyrnas.

Konstantinopel, 7. März. Das Hauptquartier teilt mit: Gestern bombardierten 2 feindliche Panzerschiffe und 1 Kreuzer 3 Stunden lang ohne irgendwelchen Erfolg die Forts an der Küste von Smyrna. Heute um 8 Uhr beschossen 1 französisches Kriegsschiff und 3 englische, gefolgt von 5 großen Minensuchern, von neuem anderthalb Stunden lang die Forts von Smyrna. 7 Geschosse unserer Batterien trafen das feindliche Panzerschiff, das zuerst das Feuer eröffnet hatte. Ein Minensucher wurde in den Grund gebohrt. Während des gestrigen und heutigen Bombardements hatten wir insgesamt 4 Tote und 7 Verwundete. — In der allgemeinen Lage ist keine wesentliche Veränderung eingetreten. Heute nachmittag beschossen 6 feindliche Panzerschiffe unsere Batterien in der Dardanellenstraße. Unsere Batterien antworteten mit Erfolg. Die englischen Schiffe „Majestic“ und „Irresistible“ verstärkten die feindliche Flotte, aber durch das Feuer unserer Batterien wurde 1 französischer Panzerkreuzer außer Gefecht gesetzt und 1 englischer Panzerkreuzer beschädigt. Infolge unserer Beschießung zogen sich die feindlichen Schiffe um 3¹/₄ Uhr zurück und stellten das Feuer ein. Unsere Batterien haben keinerlei Schaden gelitten.

Die Schlacht in der Champagne.

Großes Hauptquartier, 8. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Feindliche Flieger bewarfen Ostende mit Bomben, die 3 Belgier töteten. — Die Kämpfe in der Champagne dauern fort. Bei Souain wurde der Feind gestern abend im Handgemenge zurückgeschlagen. Nachts setzte der Kampf wieder ein. In Gegend nordöstlich von

Le Mesnil mißglückte ein feindlicher Angriff nachmittags gänzlich. Unser nächtlicher Gegenangriff war erfolgreich. 140 Franzosen wurden gefangen genommen. — Im Priesterwalde nordwestlich von Pont-à-Mousson wiesen wir französische Vorstöße ab. — In den Vogesen sind die Kämpfe in Gegend westlich von Münster und nördlich von Sennheim noch nicht abgeschlossen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Südlich von Augustow scheiterten russische Angriffe unter schweren Verlusten für den Feind. — Bei Lomza sind weitere Kämpfe im Gange. — Westlich von Prażnysz und östlich von Plock machten die Russen mehrere vergebliche Angriffe. — Bei Rawa schlugen unsere Truppen 2 russische Nachtangriffe ab. — Russische Vorstöße aus Gegend Nowe-Miaſto hatten keinen Erfolg. Die Zahl der gefangenen Russen betrug dort 1500 Mann.

(W. T. B.)

Erfolge in Russisch-Polen und in den Karpathen.

Wien, 8. März. Amtlich wird verlautbart: Durch die noch andauernden Kämpfe in Russisch-Polen wurden vielfach Erfolge erzielt. Der Gegner wurde aus mehreren vorgeschobenen Stützpunkten und Schützenlinien unter starken Verlusten geworfen. Gleichen Erfolg hatte ein kurzer Vorstoß unserer Truppen an der Front in Westgalizien, wo im Raume bei Gorlice Teile der feindlichen Schützenlinien durchbrochen und eine Ortschaft nach blutigem Kampfe erobert wurde. Mehrere Offiziere und über 500 Mann des Gegners sind gefangen. — In den Karpathen wird hartnäckig gekämpft. Im Raume bei Lupkow setzten die Russen gestern nachmittag einen Angriff mit starken Kräften an. Unter Einsetzen neuer Verstärkungen wurden die gelichteten Reihen des Gegners stets erneuert und mit allen Mitteln vorgetrieben und der Angriff trotz schwerer Verluste dreimal bis nahe an unsere Stellungen vorgetragen. Jedesmal scheiterte der letzte Ansturm der Russen unter vernichtenden Verlusten an unseren Hindernislinien. Hunderte von Toten liegen vor den Stellungen. In einem anderen Abschnitt der Kampffront gingen eigene Truppen nach abgeschlagenen russischen Vorstößen überraschend zum Angriff über, eroberten eine bisher vom Gegner stark besetzte Kuppe und machten neuerdings 10 Offiziere und 700 Mann zu Gefangenen. Auch auf einer benachbarten Höhe wurden 1000 Russen gefangen. — In Südostgalizien holte sich starke feindliche Kavallerie, die gegen einen Flügel unserer Stellungen isoliert vorging, eine empfindliche Schlappe.

Beschießung der Dardanellen und Smyrnas.

Konstantinopel, 8. März. Gestern haben 3 feindliche Panzerschiffe, ohne eine Wirkung zu erzielen, 3 Stunden lang aus der Ferne mit langen Zwischenpausen die Forts von Smyrna beschossen, worauf sie sich zurückzogen. Heute vormittag setzten sie ihr wirkungsloses Feuer eine Stunde lang fort. Diese beiden Beschießungen richteten keinen Schaden an und verursachten keinen Verlust. — Heute nachmittag beschossen 4 englische Kriegsschiffe mit Zwischenräumen unsere Batterien an den Dardanellen außerhalb der Treffweite unserer Batterien und zogen sich dann, ohne ein Ergebnis erzielt zu haben, nach Tenedos zurück. Ein feindlicher Kreuzer im Golf von Saros, der die Umgebungen von Harab und Bulair beschuß, wurde von 2 Granaten auf dem Deck getroffen.

Der Tagesbericht aus dem Großen Hauptquartier.

Großes Hauptquartier, 9. März 1915. — Westlicher Kriegsschauplatz: Auf der Lorettohöhe entrißen unsere Truppen den Franzosen zwei weitere Gräben, machten 6 Offiziere und 250 Mann zu Gefangenen und eroberten 2 Maschinengewehre und 2 kleine Geschütze. In der Champagne sind die Kämpfe bei Souain noch nicht zum Abschluß gekommen. Nordöstlich von Le Mesnil wurde der

zum Vorbrechen bereite Gegner durch unser Feuer am Angriff gehindert. In den Vogesen erschwerte Nebel und Schnee die Gefechtsfähigkeit; die Kämpfe westlich von Münster und nördlich von Sennheim dauern noch an. — Östlicher Kriegsschauplatz: Östlich und südlich von Augustow scheiterten russische Angriffe mit schweren Verlusten für den Feind. Nordöstlich von Lomza ließ der Feind nach einem mißlungenen Angriffe 800 Gefangene in unseren Händen. Nordwestlich von Ostrolenka entwickelte sich ein Kampf, der noch nicht zum Abschluß kam. In den für uns günstig verlaufenen Gefechten nordwestlich und westlich von Praszynsz machten wir 3000 Gefangene. Russische Angriffe nördlich von Rawa und nordwestlich von Nowe-Miaszto hatten keinen Erfolg; 750 Russen wurden hier gefangen genommen. (W. T. B.)

Vorstoß bei Gorlice. — Die Karpathenschlacht.

Wien, 9. März. Amtlich wird verlautbart: 9. März mittags. An der Front nördlich der Weichsel hielt der lebhafteste Geschüßkampf auch gestern an. Südlich Lopuszno wurden Angriffe der Russen mühelos abgewiesen. Der im Raume bei Gorlice durchgeführte Vorstoß brachte noch weitere Gefangene ein. Die gewonnenen Stellungen wurden trotz mehrfacher Versuche des Feindes, sie wieder zurückzuerobern, überall behauptet. — Ununterbrochen wiederholen sich an der Karpathenfront feindliche Angriffe, die je nach Entwicklungsmöglichkeit bald mit starken, bald mit untergeordneten Kräften durchgeführt werden. So wurden auch gestern wieder an mehreren Stellen heftige Angriffe der Russen, die bis an unsere Verhaue herangekommen waren, unter schweren Verlusten des Gegners zurückgeschlagen. Weitere 600 Mann des Feindes blieben bei diesen Kämpfen als Gefangene in unsern Händen. Die seit den letzten Tagen in den Karpathen wieder vorherrschenden ungünstigen Witterungsverhältnisse fordern von den in dieser Gefechtsfront verwendeten Armeekorps ganz außergewöhnliche Leistungen. In ständigem Kontakte mit dem Gegner sind die Truppen oft Tag und Nacht im Kampfe und vielfach gezwungen, auch bei strenger Kälte und hohem Schnee Angriffsbewegungen auszuführen oder, in der Verteidigung, Angriffen meist überlegener feindlicher Kräfte standzuhalten. Dem Verhalten unserer braven Truppen sowie jedem einzelnen, der an diesen Kämpfen Anteil hat, gebührt uneingeschränktes Lob.

Englische Niederlage in Arabien.

Konstantinopel, 9. März. Aus dem Großen Hauptquartier wird gemeldet: Als die Engländer versuchten, längs des Flusses Karun in Irak (Arabien) vorzugehen, erlitten sie eine neue Niederlage. Drei Bataillone englischer Infanterie mit 2 Schnellfeuerfeldgeschützen und 2 Berggeschützen, eine Maschinengewehrabteilung und eine Schwadron versuchten am 3. März unsere Stellungen in der Gegend von Ahvaz anzugreifen. Nachdem unsere Truppen und Freiwilligen einen Gegenangriff unternommen hatten und der Feind 400 Tote und Verwundete verloren und eine große Zahl von Gefangenen in unseren Händen zurückgelassen hatte, floh er durch den Karunfluß in Unordnung nach seinen südlich von Berder und Nassrie festgemachten Schiffen. Unter den Toten befinden sich 1 englischer Major und 4 andere Offiziere. Wir haben zusammen mit allem Zubehör und Munition 3 Kanonen, 500 Gewehre, 200 Pferde und eine große Menge von Sanitätsmaterial erbeutet. Unsere Verluste sind unbedeutend.

Die Beschließung der Dardanellen. — Kämpfe im Schwarzen Meer.

Konstantinopel, 9. März. Das Hauptquartier teilt mit: Heute bombardierten 3 feindliche Panzerschiffe mit Unterbrechungen ohne Wirkung unsere Infanterieschanzen bei dem Fort Sed ul Bahr. Feindliche Minenlucher, die unter dem Schuß des Nebels sich unseren Minenlinien nähern

wollten, wurden durch das Feuer unserer Batterien verjagt. — Während vorgestern unsere leichte Flotte damit beschäftigt war, eine Erkundungsfahrt an der russischen Küste zu unternehmen, bombardierte die russische Flotte die Häfen Kilimli, Zungulbak, Kossau und Eregli. In Zungulbak wurden das französische Hospital und 15 Häuser des französischen Viertels zerstört, das griechische Fahrzeug „Takhjara“ wurde im Hafen in den Grund gebohrt. Ein feindliches Torpedoboot, das sich dem Hafen nähern wollte, wurde von dem Feuer unserer Batterien getroffen und zog sich zurück. In Eregli wurden 50 alte Holzhäuser im griechischen Viertel durch Granaten in Brand geschossen, der Direktor einer russischen Schiffsahrtsgesellschaft, der griechischer Nationalität ist, wurde verwundet. Seine beiden Kinder und seine Frau wurden getötet. Ein italienisches Schiff und das Schiff „Neva“ wurden von den Russen genommen, ebenso die Fahrzeuge „Heibeli“, „Ada“ und „Pressia“, und im Hafen versenkt; die Besatzungen wurden gerettet. Durch die Beschließung dieser vier Orte, die sechs Stunden dauerte, wurden unter den Soldaten und den Einwohnern 7 Personen leicht verletzt.

Die Winterschlacht in der Champagne.

Großes Hauptquartier, 10. März 1915. — Westlicher Kriegsschauplatz: Die Gefechtsfähigkeit war durch Schnee und starken Frost eingeschränkt, in den Vogesen sogar fast behindert. — Nur in der Champagne wurde weitergekämpft. Bei Souain blieben bayerische Truppen nach langandauerndem Handgemenge siegreich. — Nordöstlich von Le Mesnil drang der Feind an einzelnen Stellen vorübergehend in unsere Linien ein; in erbittertem Nahkampf, bei dem zur Unterstützung heraneilende französische Reserven durch unseren Gegenstoß am Eingreifen verhindert wurden, warfen wir den Feind endgültig aus unserer Stellung. — Mit den heute und an den letzten Tagen gemeldeten Kämpfen ist die „Winterschlacht in der Champagne“ soweit zu einem Abschluß gebracht, daß kein Wiederauflauern mehr an dem Endergebnis etwas zu ändern vermag. Die Schlacht entstand, wie hier schon am 17. Februar mitgeteilt wurde, aus der Absicht der französischen Heeresleitung, den in Masuren arg bedrängten Russen in einem ohne jede Rücksicht auf Opfer angelegten Durchbruchversuch, als dessen nächstes Ziel die Stadt Douziers bezeichnet war, Entlastung zu bringen. Der bekannte Ausgang der Masurenschlacht zeigt, daß die Absicht in keiner Weise erreicht worden ist. Aber auch der Durchbruchversuch selbst darf heute als völlig und kläglich gescheitert bezeichnet werden. Entgegen allen Angaben in den offiziellen französischen Veröffentlichungen ist es dem Feinde an keiner Stelle gelungen, auch nur den geringsten nennenswerten Vorteil zu gewinnen. Wir verdanken dies der heldenhaften Haltung unserer dortigen Truppen, der Umsicht und Beharrlichkeit ihrer Führer, in erster Linie dem Generaloberst v. Einem, sowie den kommandierenden Generalen Riemann und Fleck. In Tag und Nacht ununterbrochenen Kämpfen hat der Gegner seit dem 16. Februar nacheinander mehr als 6 voll aufgefüllte Armeekorps und ungeheuerliche Massen schwerer Artilleriemunition eigener und amerikanischer Fertigung — oft mehr als 100 000 Schuß in 24 Stunden — gegen die von 2 schwachen rheinischen Divisionen verteidigte Front von 8 Kilometer Breite geworfen. Unererschütterlich haben die Rheinländer und die zu ihrer Unterstützung herangezogenen Bataillone der Garde und anderer Verbände dem Ansturm sechsfacher Überlegenheit nicht nur standgehalten, sondern sind ihm oft genug mit kräftigen Gegenstößen zuvorgekommen. So erklärt es sich, daß, trotzdem es sich hier um reine Verteidigungskämpfe handelt, doch mehr als 2450 unverwundete Gefangene, darunter 35 Offiziere, in unseren Händen blieben. Freilich sind unsere Verluste einem tapferen Gegner gegenüber schwer; sie übertreffen sogar diejenigen, die die gesamten, an der Masurenschlacht beteiligten deutschen Kräfte

erlitten. Aber sie sind nicht umsonst gebracht. Die Einbuße des Feindes ist auf mindestens das Dreifache der unsrigen, das heißt auf mehr als 45000 Mann, zu schätzen. Unsere Front in der Champagne steht fester als je. Die französischen Anstrengungen haben keinerlei Einfluß auf den Verlauf der Dinge im Osten auszuüben vermocht. Ein neues Ruhmesblatt hat deutsche Tapferkeit und deutsche Zähigkeit erworben, das sich demjenigen, das fast zu derselben Zeit in Masuren erkämpft wurde, gleichwertig anreihet. — Östlicher Kriegsschauplatz: Ein erneuter Versuch der Russen, auf Augustow durchzustoßen, mißlang. — Der Kampf nordwestlich von Ostrolenka dauert noch an. Die Gefechte nordwestlich und westlich von Praznnyj nehmen weiter einen für uns günstigen Verlauf. — Ein Angriff von uns nordwestlich von Nowe-Miaszt macht Fortschritte.

(W. T. B.)

Fortschritte in Westgalizien und den Karpathen.

Wien, 10. März. Amtlich wird verlautbart: 10. März. An der Front in Russisch-Polen herrscht auch weiter lebhafteste Gefechtsaktivität. — In Westgalizien wurde das von unseren Truppen südlich Gorlice eroberte Gebiet noch erweitert. Ein anschließender Schützengraben des Feindes wurde erstürmt, über 200 Mann zu Gefangenen gemacht. Bei günstigeren Sichtverhältnissen hatte gestern in einigen Abschnitten der Karpathenfront unsere Artillerie durch gute Wirkung sichtlichen Erfolg. Eine nahe vor der eigenen Stellung liegende Bergrückenlinie, die von feindlicher Infanterie besetzt war, wurde infolge des flankierenden Feuers unserer Artillerie fluchtartig geräumt, und der Feind erlitt hierbei in wirksamstem Schrapnellfeuer schwere Verluste. Bei Eroberung einer Stellung an dieser Front wurden 300 Mann gefangen, viel Kriegsmaterial erbeutet. — Vor unseren Stellungen in Südostgalizien herrscht im allgemeinen Ruhe. Nördlich Nadworna wurde ein Vorstoß schwächerer feindlicher Kräfte abgewiesen, gleichzeitig an anderer Stelle mehrere feindliche Bataillone, die gegen die eigene Front vorgegangen waren, zurückgeworfen. In der Verfolgung 190 Mann gefangen. — Am nördlichen Pruthufer bei Czernowiß fanden nur unbedeutende Plänkelleien statt.

Neuve-Chapelle.

Großes Hauptquartier, 11. März 1915. — Westlicher Kriegsschauplatz: Ein englischer Stieger warf über Menin Bomben ab. Erfolge hatte er nur mit einer Bombe, mit der er 7 Belgier tötete und 10 verwundete. — Die Engländer griffen gestern unsere Stellungen bei Neuve-Chapelle an; sie drangen an einzelnen Stellen in das Dorf ein, der Kampf ist noch im Gange. Ein englischer Vorstoß bei Givenchy wurde abgeschlagen. — In der Champagne richteten die Franzosen zwei Angriffe gegen den Waldzypfel östlich von Souain, aus dem sie vorgestoßen worden waren. Beide Angriffe wurden blutig abgewiesen. — Die Kämpfe um den Reichsackerkopf in den Vogesen wurden gestern wieder aufgenommen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Westlich von Sereje nahmen wir den Russen 600 Mann, 3 Geschütze und 2 Maschinengewehre ab. — Ein erneuter Durchbruchversuch der Russen südlich von Augustow endigte mit der Vernichtung der dort eingesetzten russischen Truppen. — Im Kampfe nordwestlich von Ostrolenka blieben unsere Truppen siegreich; die Russen ließen 6 Offiziere, 900 Mann und 8 Maschinengewehre in unseren Händen. — Unsere Angriffe nördlich und nordwestlich von Praznnyj machten weitere Fortschritte. — Im Kampfe nordwestlich von Nowe-Miaszt machten wir wieder 1660 Gefangene. (W. T. B.)

„U 12“ gerammt.

Berlin, 10. März. Einer Bekanntmachung der britischen Admiralität zufolge ist das deutsche Unterseeboot „U 20“ heute durch den englischen Zerstörer „Ariel“ gerammt und zum Sinken gebracht worden. Die Besatzung ist gerettet. (W. T. B.)

Berlin, 11. März. Amtlich meldet W. T. B.: Die britische Admiralität gibt bekannt, daß das vom Torpedobootszerstörer „Ariel“ vernichtete deutsche Unterseeboot nicht „U 20“, sondern „U 12“ ist. Von der 28 Mann starken Besatzung des Bootes sollen 10 Mann gerettet sein.

Neuve-Chapelle. — Russische Niederlage am Augustower Walde.

Großes Hauptquartier, 12. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Zwei feindliche Linienfahrzeuge, begleitet von einigen Torpedobooten, feuerten gestern auf Bad Westende weit über 70 Schuß, ohne irgendwelchen Schaden anzurichten. Als unsere Batterien in Tätigkeit traten, entfernte sich das feindliche Geschwader. — Die Engländer, die sich in Neuve-Chapelle festsetzten, stießen heute nacht mehrere Male in östlicher Richtung vor; sie wurden zurückgeschlagen. Auch nördlich von Neuve-Chapelle wurden gestern schwächere englische Angriffe abgewiesen. Der Kampf in jener Gegend ist noch im Gange. — In der Champagne herrschte im allgemeinen Ruhe. — In den Vogesen war wegen heftigen Schneetreibens die Gefechtsaktivität nur gering. — Östlicher Kriegsschauplatz: Nördlich des Augustower Waldes wurden die Russen geschlagen. Sie entzogen sich durch schleunigen Abmarsch in Richtung Grodno einer völligen Niederlage; wir machten hier über 4000 Gefangene, darunter 2 Regimentskommandeure, und eroberten 3 Geschütze und 10 Maschinengewehre. Auch aus der Gegend von Augustow hat der Feind den Rückzug auf Grodno angetreten. Nordwestlich Ostrolenka nahmen wir im Angriff 3 Offiziere und 220 Mann gefangen. Nördlich und nordwestlich von Praznnyj schritten unsere Angriffe fort; über 3200 Gefangene blieben hier gestern in unseren Händen. — Zwei große Siege haben sich die Russen in ihren amtlichen Bekanntmachungen zugesprochen, den Sieg bei Grodno und den bei Praznnyj. In beiden Schlachten behaupten sie, je 2 deutsche Armeekorps geschlagen oder vernichtet zu haben. Wenn die russische oberste Heeresleitung im Ernst dieser Meinung war, so werden die Ereignisse der letzten Tage sie über die Kampfkraft unserer Truppen eines anderen belehrt haben. Ihre mit so beredten Worten verkündete Offensive von Grodno durch den Augustower Forst ist bald gescheitert. Die Erfahrungen der dort vorgegangenen Truppen schildern die ersten Sätze unserer heutigen Veröffentlichung. Bei Praznnyj stehen unsere Truppen nach vorübergehendem Ausweichen wieder 4 Kilometer nördlich dieser Stadt. Seit ihrer Aufgabe sind auf den Kampffeldern zwischen Weichsel und Orzhe 11460 Russen gefangen genommen. (W. T. B.)

Der russische Rückzug über den Bobr.

Aus dem Großen Hauptquartier wird über den Rückzug der neuen russischen X. Armee das Folgende geschrieben:

Nach dem Zusammenbruch der russischen X. Armee in der „Winter Schlacht von Masuren“ und der Kapitulation im Forst von Augustow sammelten sich die Reste des russischen III. Armeekorps unter den Befestigungen von Olita, jene des 26. und 3. sibirischen Korps waren auf die Festung Grodno und hinter die Bobrlinie zurückgegangen. Die Armeeführer, General Sievers, sein Generalstabschef sowie der kommandierende General des III. Armeekorps wurden abgesetzt, drei neue Armeekorps (II., XIII. und XV.) nach Grodno herangezogen und die gelichteten Reihen der übrigen Korps mit Rekruten aufgefüllt. So entstand neuerdings eine russische X. Armee, die Ende Februar vergebliche Anstrengungen machte, die deutschen Truppen, die bis an die Bobrlinie und bis dicht an die Festung Grodno vorgerückt waren, zu vertreiben.

Bei diesen Angriffen erlitten die Truppen des bei Tannenberg vernichteten, inzwischen neu aufgefüllten XV. Armeekorps, die in unbeholfenen dicken Angriffskolonnen vorgingen, die schwersten Verluste. Es lag nicht in der Absicht der deutschen Führung, dicht vor der mit Beton ausgebauten Bobrlinie und den Sorts von Grodno sich festzulegen und eine Aufstellung beizubehalten, die dem Feinde eine offene linke Flanke bot; es war vielmehr in Aussicht genommen, sobald wie irgend möglich, Operationsfreiheit wieder zu gewinnen. Vorher galt es jedoch noch, die ungeheure Beute zu bergen, die allenthalben in dem Forst von Augustow zerstreut lag. Sobald diese Arbeiten einigermaßen beendet waren, leiteten die deutschen Truppen jene Bewegungen ein, die zu der beabsichtigten neuen Gruppierung führten.

Der rechte Flügel nahm in der Gegend von Augustow in zwischen vorbereitete Stellungen ein, andere Kräfte wurden an geeigneten Punkten versammelt. Planmäßig wurden zunächst alle deutschen Verwundeten einschließlich der Schwerverwundeten zurückgeschafft, auch wurden Kolonnen und Trains sowie Fahrzeuge aller Art usw. so rechtzeitig zurückgeschickt, daß sich der Rückmarsch der Truppen trotz vereister Wege glatt vollzog. Dem Feinde blieben die deutschen Bewegungen völlig verborgen, ja er belegte am Vormittag des auf unsern Abzug folgenden Tages die ehemaligen deutschen Stellungen mit Artilleriefeuer, genau wie an den früheren Tagen. Die deutschen Truppen hatten die geplanten Aufstellungen bereits eingenommen, als der russische Armeeführer, wie aus Aussagen gefangener Stabsoffiziere hervorgeht, einen Sieg atmenden Befehl erließ, in dem von großen Erfolgen auf der ganzen Linie die Rede war und durch den die Unterführer zu den „energischsten Verfolgungsoperationen“ bis in den „Rücken des Feindes“, den man bei Kalvaria anzunehmen schien, angespornt wurden.

In großer räumlicher Trennung setzten sich das III. russische Armeekorps von Simno auf Łozbise, das II. Armeekorps von Grodno über Kopciowo-Sejny auf Krasnopol in Bewegung, die übrigen russischen Korps gingen durch den Forst von Augustow vor, stießen hier aber sehr bald auf starken Widerstand, den zu brechen den Russen nicht gelang, obwohl sie mit zwei- und dreifacher Überlegenheit mehrere Tage hintereinander die deutschen Stellungen angriffen.

Am 9. März begann die deutsche Offensive gegen das auf dem russischen rechten Flügel vorgehende III. Armeekorps. Als dieses sich plötzlich bei Łozbise und Swiento-Jezioro von Norden her in die Flanke bedroht und umfaßt sah, trat es eilig den Rückzug in östlicher und südöstlicher Richtung an, mehrere hundert Gefangene und einige Maschinengewehre in unserer Hand lassend. Durch diesen Rückzug gab der russische Führer die Flanke des benachbarten II. Armeekorps frei, dessen Kolonnen am 9. März, wie unsere wackeren Flieger meldeten, Berzniki und Giby erreicht hatten. Gegen dieses Armeekorps richtete sich jetzt die Fortsetzung der deutschen Offensive. Diese durchzuführen war wahrhaftig keine Kleinigkeit, denn es herrschten 11 und mehr Grad Kälte, und die Wege waren so glatt, daß Dugende von Pferden aus Erschöpfung umfielen und die Infanterie nur 2 bis 3 Kilometer in der Stunde zurückzulegen vermochte. Am 9. und 10. März kam es bei Sejny und Berzniki zum Kampfe gegen den überraschten Gegner, dessen Vorhut sich bereits zum Angriff in westlicher Richtung bei Krasnopol entwickelt hatte, und der sich jetzt gezwungen sah, nach Norden Front zu machen. Sejny und Berzniki wurden noch in der Nacht vom 9. zum 10. März erstürmt, bei Berzniki 2 ganz junge Regimenter völlig aufgerieben, die beiden Regimentskommandeure gefangen genommen. Der russische Armeeführer, der wohl eine Wiederholung der Umschlachtungsaktion von Masuren kommen sah, gab am 10. März, die Ausichtslosigkeit weiteren Widerstandes einsehend, seiner gesamten Armee den Befehl zum Rückzuge. Bald konnten unsere Flieger die langen Marschkolonnen des Feindes wahrnehmen, die sich auf der ganzen Linie von Giby bis Sztabia durch den Forst von Augustow in vollem Rückzuge auf Grodno befanden. Am 11. März besetzten unsere Truppen in der Verfolgungshandlung Makarze, Froncki und Giby; eine deutsche Kavalleriedivision nahm noch in der Nacht Kopciowo im Sturm, sie zählte dort allein 300 tote Russen, und über 5000 Gefangene, 12 Maschinengewehre und 3 Geschütze blieben in unserer Hand. Größere ernstliche Kämpfe hatten nicht stattgefunden. Allein die Drohung mit einer kräftigen deutschen Umschlachtung hatte genügt, um nicht nur den bedrohten Flügel, sondern eine ganze feindliche Armee, die sich auf einer Frontbreite von nicht weniger als 50 Kilometer zum Angriff aufgebaut hatte, zum schleunigsten Rückzuge zu veranlassen.

Die Tragweite einer derartigen Bewegung, ihre moralische Wirkung und die Einbuße an liegegebliebenem Material aller Art, das nun zum zweitenmal den weiten Augustower Forst erfüllt, läßt sich zurzeit nicht übersehen.

Die Karpathenschlacht.

Wien, 12. März. Amtlich wird verlautbart: 12. März. Die Situation unserer Truppen in den neu gewonnenen Stellungen in Rußisch-Polen und Westgalizien hat sich weiter gefestigt, Angriffe des Feindes haben sich nicht mehr wiederholt. Bei Nowolodz an der Pilica brachte die eigene Artillerie gestern nach kurzem heftigen Feuerkampf mehrere feindliche Batterien zum Schweigen. — In den Karpathen wurde nach erbittertem Kampf eine Ortschaft an der Straße Cisna-Balligrod genommen und die anschließenden Höhen im Laufe des Tages während dichten Schneegestöbers vom Feinde gesäubert. Im westlichen Nachbarabschnitt scheiterte unterdessen ein starker feindlicher Angriff. An der übrigen Front in den Karpathen sowie in Südost-Galizien keine besonderen Ereignisse, da während des ganzen Tages heftiger Schneesturm anhielt. — Auch nördlich Czernowitz herrscht

Ruhe. — Am südlichen Kriegsschauplatz hat sich seit längerer Zeit nichts ereignet. Unbedeutende Plänkelleien an der montenegrinischen Grenze fanden stellenweise statt.

Ruhe vor den Dardanellen.

Konstantinopel, 12. März. Das Hauptquartier teilt mit: Seit 3 Tagen hat der Feind keinen Versuch gegen die Dardanellen unternommen. In der Nacht des 11. März kamen 7 Minenjäger unter dem Schutze eines Kreuzers und einiger Torpedoboote an die Linie unserer Minen heran, aber unsere leichten Batterien beschädigten das Panzerschiff und brachten 2 Minenjäger zum Sinken; ein dritter Minenjäger stieß auf eine Mine und sank. Der Versuch des Feindes, unsere Minen zu entfernen, ist also vollständig gescheitert. Von den anderen Kriegsschauplätzen ist nichts von Belang zu melden.

Neuve-Chapelle.

Großes Hauptquartier, 13. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Südlich von Npern wurden vereinzelte Angriffe der Engländer mühelos abgewiesen. — Unser zur Wiedereinnahme des Dorfes Neuve-Chapelle angelegter Angriff stieß nach anfänglichen Erfolgen auf eine starke englische Überlegenheit und wurde deshalb nicht durchgeführt. Die Engländer entwickelten in dieser Gegend eine rege Tätigkeit mit Fliegern, von denen vorgestern einer, gestern zwei heruntergeschossen wurden. — In der Champagne flackerte an einzelnen Stellen der Kampf wieder auf, alle französischen Teilangriffe wurden mit starken Verlusten für den Feind abgeschlagen. 200 Gefangene blieben dabei in unserer Hand. — Nebel und Schnee behinderten in den Vogesen die Gefechtsaktivität. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die Russen wichen aus der Gegend von Augustow und nordöstlich bis hinter den Bobr und unter die Geschütze von Grodno zurück. — Am Orzyc nordöstlich von Prazmij wurde ein russischer Angriff abgewiesen. (W. T. B.)

Die Karpathenschlacht.

Wien, 13. März. Amtlich wird verlautbart: 13. März, mittags. In Rußisch-Polen und Westgalizien keine Veränderung; während des Tages Geschützkampf. Angriffe einzelner feindlicher Abteilungen wurden durchweg unter Verlusten abgewiesen. — Die Kämpfe an der Straße Cisna-Balligrod in den Karpathen dauern an. Eine Höhe, um die seit Tagen gekämpft wurde, gelangte gestern in unseren Besitz. Im Sappenangriff sprengten eigene Truppen Teile der feindlichen Stellung, warfen im folgenden Nahkampf den Gegner zurück und nahmen über 1200 Mann und mehrere Offiziere gefangen. Noch nachts wurden russische Gegenangriffe auf diese Höhe sowie auf die Stellungen in den anschließenden Abschnitten unter schweren Verlusten des Feindes zurückgeschlagen. — An der Gefechtsfront in Südost-Galizien und im Raume bei Czernowitz herrscht im allgemeinen Ruhe.

Der Tagesbericht aus dem Großen Hauptquartier.

Großes Hauptquartier, 14. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Einige feindliche Schiffe feuerten gestern nachmittags aus Gegend nördlich von La Panne-Nieuport wirkungslos auf unsere Stellungen. — Bei Neuve-Chapelle fand, abgesehen von einem vereinzelt englischen Angriff, der abgeschlagen wurde, nur Artilleriekampf statt. — In der Champagne wiederholten die Franzosen östlich von Souain und nördlich Le Mesnil auch gestern ihre Teilangriffe. Unter schweren Verlusten für den Feind brachen sämtliche Angriffe im Feuer unserer Truppen zusammen. — In den Vogesen sind die Kämpfe nach Eintritt besserer Witterung wieder aufgenommen. — Die Franzosen verwenden jetzt auch in den Argonnen die neue Art von Handgranaten, durch deren Detonation die Luft verpestet werden soll. Auch

französische Infanterie-Explosionsgeschosse, die beim Aufschlag Flammen erzeugen, wurden in den gestrigen Kämpfen erneut festgestellt. (W. T. B.)

Kämpfe in den Karpathen und südlich des Dnjestr.

Wien, 14. März. Amtlich wird verlautbart: 14. März. In Polen und an der Front in Westgalizien hat sich die allgemeine Lage nicht geändert. Vorstöße des Feindes wurden an der unteren Nida sowie bei und südlich Gorlice nach kurzem Kampf zurückgeschlagen. — In den Karpathen scheiterten wieder in zahlreichen Abschnitten heftige Angriffe der Russen, so an der Kampffront zwischen dem Sattel von Lophow und dem Wzoker Paß, dann im Oportal, wo auch nachts erbittert gekämpft wurde, und bei Wyzkow. Außer den vielen verwundeten Russen, die in unsere Hände fielen, wurden über 400 Mann des Feindes, die sich im Nahkampf ergaben, gefangen genommen. — Auch an den Stellungen südlich des Dnjestr entwickelten sich Kämpfe. Ein von starken Infanteriekräften des Gegners angelegter Angriff kam in wirkungsvollem Feuer unserer Truppen bald zum Stehen und brach unter großen Verlusten des Feindes völlig zusammen. Weiter östlich wurde zu Fuß vorgehende feindliche Kavallerie abermals zurückgeworfen.

Die Beschießung der Dardanellen.

Konstantinopel, 14. März. Das Große Hauptquartier teilt mit: Heute hat ein feindliches Panzerschiff ohne Erfolg in großen Zwischenräumen Sed ul Bahr und Kum Kale beschossen. Gestern nacht versuchte der Feind mit einer leichten Flottille von neuem sich den Minenfeldern zu nähern, wurde aber durch das Feuer unserer Batterien zurückgewiesen, wobei einige feindliche Schiffe beschädigt wurden.

Kämpfe bei Le Mesnil und Prajznsz.

Großes Hauptquartier, 15. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Westende-Bad wurde gestern von 2 feindlichen Kanonenbooten wirkungslos beschossen. — Ein Angriff auf eine von Engländern besetzte Höhe südlich Npern machte gute Fortschritte. — Französische Teilangriffe nördlich Le Mesnil (Champagne) wurden unter schweren Verlusten für den Feind zurückgeschlagen. — In den Vogesen wird an einzelnen Stellen noch gekämpft. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die Anzahl der russischen Gefangenen aus den Kämpfen nördlich des Augustower Waldes hat sich auf 5400 erhöht. — Nördlich und nordöstlich Prajznsz griffen die Russen mit starken Kräften an; alle Angriffe scheiterten unter schweren Verlusten für den Feind. (W. T. B.)

Am Wzoker Paß.

Wien, 15. März. Amtlich wird verlautbart: 15. März, mittags. Im westlichen Abschnitt der Karpathenfront ist der gestrige Tag ruhiger verlaufen. — Nördlich des Wzoker PASSES kam es zu ernstern Kämpfen. Starke russische Kräfte griffen hier mittags an und drangen bis nahe an unsere Stellungen vor, wo sie sich zunächst behaupteten. Ein nachmittags von unseren Truppen überraschend durchgeführter Gegenangriff warf den Feind an der ganzen Front nach heftigem Kampf zurück, wobei 4 Offiziere und 500 Mann gefangen wurden. Auch an den eigenen Stellungen beiderseits des Oportales wurde erbittert gekämpft. Der Gegner, der über Strnj weitere Verstärkungen herangeführt hatte, griff seit einigen Tagen wiederholt mit starken Kräften im Tale und den begleitenden Höhen an. Alle diese Versuche, gegen die Paßhöhen Raum zu gewinnen, scheiterten stets unter den schwersten Verlusten. Der gestern erfolgte Angriff, der wieder in unserem Feuer vollständig zusammenbrach, dürfte mit Rücksicht auf die großen Verluste, die der Gegner erlitt, kaum mehr wiederholt werden. An 1000 Mann Gefangene brachten diese Kämpfe ein. — An den Stellungen südlich des Dnjestr wird gekämpft. Ein

von unseren Truppen angelegter Gegenangriff gewann Raum. Die Russen wurden in mehreren Frontabschnitten zurückgedrängt. — In Polen und Westgalizien fanden nur Geschüßkämpfe statt.

Kämpfe um Jednorozek.

Großes Hauptquartier, 16. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Die englische Höhenstellung bei St.-Eloi südlich von Npern, um die seit vorgestern gekämpft wurde, ist in unseren Händen. — Am Südhang der Corettohöhe nordwestlich von Arras wird um eine vorspringende Bergnase gekämpft. — In der Champagne brachen mehrere französische Teilangriffe in unserem Feuer unter starken Verlusten zusammen. — Nördlich von Beau-Séjour entrißen unsere Truppen den Franzosen mehrere Gräben. — In den Argonnen und am Ostrand derselben kam es zu Gefechten, die noch andauern. — In den Vogesen wird an einzelnen Stellen weitergekämpft. — Östlicher Kriegsschauplatz: Beiderseits des Orznc, nordöstlich von Prajznsz, griffen die Russen an; sie wurden überall abgewiesen. Besonders erbittert war der Kampf um Jednorozek. 2000 russische Gefangene blieben in unserer Hand. (W. T. B.)

Der kleine Kreuzer „Dresden“ gesunken.

Berlin, 16. März. Amtlich wird von der britischen Admiralität bekanntgegeben, daß die englischen Kreuzer „Kent“, „Glasgow“ und der Hilfskreuzer „Orama“ im Stillen Ozean bei der Insel Juan Fernandez auf S. M. kleinen Kreuzer „Dresden“ gestoßen sind. Nach kurzem Kampfe geriet „Dresden“ durch Explosion einer Munitionskammer in Brand und sank. Die Besatzung soll von den englischen Kreuzern gerettet worden sein.

Wzoker Paß. — Kolomea.

Wien, 16. März. Amtlich wird verlautbart: 16. März. Angriffe stärkerer feindlicher Infanterie auf unsere Stellungen östlich Sulejow und bei Lopuszno, an der Front in Polen, wurden abgewiesen, ebenso scheiterten mehrere Nachtangriffe, die die Russen im Raume von Gorlice durchführten. Bei Abwehr dieser Angriffe brachte die eigene Artillerie durch flankierendes Feuer auf nächste Distanz dem Feinde schwere Verluste bei. — In den Karpathen hielt gestern an dem größten Teil der Front nur Geschüßkampf an; auch an den Stellungen nördlich des Wzoker PASSES herrschte nach den Ereignissen des 14. des Monats verhältnismäßig Ruhe. Der Gegner hatte in den Kämpfen dieses Tages große Verluste erlitten. Von den vordersten russischen Abteilungen wurden 2 Bataillone vernichtet, 11 Offiziere, 650 Mann gefangen und 3 Maschinengewehre erbeutet. In der Gegend nordwestlich Wyzkow eroberten eigene Abteilungen eine Höhe, nahmen 380 Mann gefangen und hielten trotz wiederholter russischer Gegenangriffe die gewonnene Stellung. — Die Schlacht südlich des Dnjestr dauert an. Der von starken russischen Kräften auf den Höhen östlich Ottynia in der Richtung Kolomea versuchte Durchbruch wurde in mehrtagigen erbitterten Kämpfen unter großen Verlusten des Feindes zurückgeschlagen. Nach Eintreffen weiterer Verstärkungen ging der Gegner abermals auf diesen Höhen vor, griff in dichten Massen im Laufe des Nachmittags dreimal unsere dort stehenden Kräfte an und erlitt wieder schwere Verluste. Das Infanterie-Regiment General der Kavallerie Dankl, Nummer 53, hielt wiederholtem Ansturm überlegener feindlicher Kräfte heldenmütig stand. Alle Angriffe wurden blutig abgewiesen.

Kämpfe in der Champagne und den Argonnen.

Großes Hauptquartier, 17. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Der Kampf um die Bergnase am Südhang der Corettohöhe nordwestlich von Arras wurde zu unseren Gunsten entschieden. — In der Champagne westlich von Perthes und nördlich von Le Mesnil griffen die Franzosen tagsüber mehrere Male erfolglos an. Am Abend

setzten sie nördlich von Le Mesnil zu neuen Angriffen mit stärkeren Kräften an; der Kampf ist noch im Gange. — In den Argonnen sind die Gefechte noch nicht beendet. Vom Hange südwestlich von Vouquois, östlich der Argonnen, wurden die Franzosen, die sich dort vorübergehend eingenistet hatten, heruntergeworfen. — Im Priesterwalde nordwestlich von Pont-à-Mousson scheiterten 2 französische Angriffe. — In den Vogesen fand nur Artilleriekampf statt. — Östlicher Kriegsschauplatz: Schwache russische Vorstöße auf Taurroggen und Laugsargen wurden abgewiesen. — Zwischen Szkwa und Orzyc wurden russische Durchbruchsversuche zurückgeschlagen. (W. T. B.)

Russischer Raubzug nach Memel.

Großes Hauptquartier, 18. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Ein französischer Vorstoß auf unsere Stellung am Südhang der Loretohöhe wurde abgeschlagen. — Französische Teilangriffe in der Champagne nördlich Le Mesnil wurden durch Gegenangriffe zum Stehen gebracht. Ein dort gestern abend erneuter einsehender französischer Angriff ist unter schweren Verlusten für den Feind zurückgewiesen. — In den Argonnen flauten die Gefechte gestern ab. — Französische Flieger warfen auf die offene elsässische Stadt Schlettstadt Bomben ab, von denen nur eine Wirkung erzielte, indem sie in das Lehrerinnenseminar einschlug, 2 Kinder tötete und 10 schwer verletzte. Als Antwort darauf wurde heute nacht die Festung Calais mit Bomben schweren Kalibers belegt. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die russischen Angriffe auf unsere Stellungen zwischen Pilske und Orzyc sowie nordöstlich von Prasznyz wurden auch gestern ohne Erfolg fortgesetzt. — Westlich der Szkwa machten wir 900, östlich der Szkwa 1000 Gefangene und erbeuteten 4 Maschinengewehre. — Einen billigen Erfolg errangen russische Reichswehrhaufen beim Einbruch in den nördlichsten Zipfel Ostpreußens in Richtung auf Memel. Sie plünderten und steckten Dörfer und Güter in Brand. Den Städten des von uns besetzten russischen Gebiets ist zur Strafe die Zahlung größerer Summen als Entschädigung auferlegt. Für jedes von diesen Horden auf deutschem Boden niedergebrannte Dorf oder Gut werden 3 Dörfer oder Güter des von uns besetzten russischen Gebiets den Flammen übergeben werden. Jeder Brandschaden in Memel wird mit Niederbrennung der russischen Regierungsgebäude in Suwalki und den anderen in unseren Händen befindlichen Gouvernements-Hauptorten beantwortet werden. (W. T. B.)

Die deutsche Front im Osten.

In der Provinz Ostpreußen und darüber hinaus sind in den letzten Tagen wieder unsinnige Gerüchte in Umlauf gesetzt worden, wonach die Russen neuerdings einen Theil der Provinz Ostpreußen in Besitz genommen hätten. An der Hand der amtlichen Berichte ergibt sich für jeden Einsichtigen, daß derartige Ausstreuungen nicht dem wirklichen Sachverhalt entsprechen. — Die von uns im Osten besetzte Linie verläuft von der Pilka längs der Rawka und Bzura bis zur Weichsel. Nördlich der Weichsel setzt sich die Linie unserer Truppen aus der Gegend östlich Plock über Zurominsk — Stupsk (beide südlich Mlawka) fort. Von dort verläuft sie in östlicher Richtung über die Gegend nördlich Praszynsk — südlich Mstyniec — südlich Kolno — nördlich Łomża und trifft bei Mocarce den Bobr. Von hier folgt sie der Bobr-Linie bis nordwestlich Ossowice, das von uns beschossen wird, und läuft über die Gegend östlich Augustow — Krasnopol — Mariampol — Pilwiszki — Szaki der Grenze entlang über Tauroggen nach Nordwesten, also von Anfang bis zu Ende ausschließlich auf feindlichem Boden. — In der äußersten Nordspitze von Ostpreußen in der Gegend nördlich Memel sind am 17. März — also nach Entstehung der oben erwähnten Gerüchte — schwache russische Abteilungen eingefallen. Es sind alle Maßnahmen getroffen, diese Banden zu vertreiben, die man nur als Nordbrenner bezeichnen kann. (W. T. B.)

Kampf in den Karpathen und Südostgalizien.

Wien, 18. März. Amtlich wird verlautbart: 18. März. In den Karpathen wurde auf den Höhen westlich Laberizren der Angriff stärkerer feindlicher Kräfte nach blutigem Kampf unter großen Verlusten für den Gegner zurückgeschlagen, mehrere feindliche Kompagnien wurden hierbei vernichtet. Ebenso scheiterten in Südostgalizien wiederholte Versuche der Russen, durch überraschendes Vorgehen numerisch überlegener Kräfte einzelne Stützpunkte in unseren Stellungen zu nehmen. Bei Zurückweisen dieser Angriffe, die überall auf den nächsten Distanzen im Feuer unserer Truppen zusammenbrachen, wurden auch 280 Mann gefangen.

Das französische Panzerschiff „Bouvet“ in den Grund gebohrt.

Konstantinopel, 18. März. Das Hauptquartier meldet: Ein Teil unserer Flotte bombardierte heute früh die Schiffsverwerft und den Übungsplatz für Torpedoboote westlich von Theodosia in der Krim und steckte ihn in Brand. — Heute früh eröffnete die feindliche Flotte ein heftiges Feuer gegen die Sorts der Dardanellen, welche mit Erfolg erwiderten. Um 2 Uhr nachmittags wurde das französische Panzerschiff „Bouvet“ in den Grund gebohrt.

Champagne. — Präfektur.

Großes Hauptquartier, 19. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: In der Champagne scheiterten wieder zwei französische Teilangriffe nördlich von Le Mesnil und nördlich von Beau-Séjour; 2 Offiziere und 70 Franzosen wurden gefangen genommen. Nach schweren Verlusten zog sich der zurückgefallene Feind in unserm erfolgreichen Feuer in seine Stellung zurück. Südöstlich von Verdun machten die Franzosen mehrere Vorstöße, in der Woëvre-Ebene wurden sie abgewiesen, am Ostrande der Maashöhen wird noch gekämpft. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Die Lage bei Memel ist noch nicht geklärt; anscheinend sind schwache russische Abteilungen in Memel eingedrungen. Gegenmaßregeln sind getroffen. — Sämtliche russische Angriffe zwischen Pissek und Orzyc sowie nordöstlich und westlich von Prazsnitz wurden abgeschlagen, zum Teil unter sehr schweren Verlusten für den Feind. (W. T. B.)

Schwere Verluste der Russen in den Karpathen und Südostgalizien.

Wien, 19. März. Amtlich wird verlautbart: 19. März, mittags. In den Karpathen im Raume bei Lypkow und Smolnik lebhafter Geschüßkampf. Ein auf den Höhen südwestlich Baligrod angelegter Nachtangriff der Russen wurde nach kurzem Feuerkampf zurückgeschlagen. Stärkere feindliche Kräfte griffen vormittags unsere Stellungen nördlich des Ujzoker Passes an. So wie am 14. dieses Monats wurden sie auch gestern unter schweren Verlusten abgewiesen. — An der Schlachtfrent in Südgalizien wurde vormittags erbittert gekämpft. Die zahlreichen Angriffe, die der Feind diesmal gegen die Mitte und den linken Flügel der Stellung richtete, scheiterten durchweg an der festen und standhaften Haltung unserer braven Truppen. Der Gegner erlitt sehr schwere Verluste; das Angriffsfeld ist bedeckt von Toten. 5 Offiziere und 500 Mann des Feindes wurden entwaſſnet und gefangen.

Die Beschießung der Dardanellen. — Verlust der feindlichen Flotten.

Konstantinopel, 19. März. Das Hauptquartier meldet: Die feindliche Flotte, welche sich aus 16 Panzerschiffen, darunter 4 französischen, 3 Kreuzern und mehreren Torpedobootszerstörern zusammensetzte, eröffnete gestern vormittag um 11 $\frac{1}{2}$ Uhr das Feuer gegen die Sorts der Meerenge. Um 3 Uhr nachmittags zog sich ein Teil der feindlichen Flotte aus dem Bereich des Feuers unserer Batterien zurück.

8 Panzerschiffe setzten die Beschießung in langen Zwischenräumen fort, bis sie um 6 Uhr das Feuer einstellten und sich entfernten. Außer dem französischen Panzer „Bouvet“, der auf eine Mine auflief, wurde ein feindliches Torpedoboot zum Sinken gebracht. Ein englisches Panzerschiff vom Typ des „Irresistible“ wurde schwer beschädigt und nahm so stark nach Backbord über, daß seine Kanonen ins Wasser zu tauchen schienen. Das Schiff war außerstande, irgendeine Bewegung auszuführen. Ein anderer Panzer, „Afrika“, wurde in gleicher Weise beschädigt, neigte sich auf die Seite und entfernte sich mit großer Mühe. Der von unseren Geschossen, von denen einige auch andere Schiffe trafen, angerichtete Schaden konnte nicht festgestellt werden. Der harte Kampf, der 7 Stunden dauerte, endete mit dem Siege unserer Sorts. Mit Ausnahme leichterer Beschädigungen einiger unserer Erdwerke erlitten wir keinen Schaden. — Die englischen Linienfahrer „Irresistible“ und „Afrika“, die gestern als stark beschädigt gemeldet wurden, sind um Mitternacht durch die Batterien in den Grund geschossen worden.

Die Russen in Memel.

Großes Hauptquartier, 20. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: An der Straße Wntzhaete-Opren bei St. Eloi nahmen wir den Engländern eine Häusergruppe fort. Am Südhang der Lorettohöhe wurde ein Schlupfwinkel, in dem sich noch Franzosen hielten, gesäubert. In der Champagne verlief der Tag im allgemeinen ruhig, nachdem bei Morgengrauen unsere Truppen einige französische Gräben nördlich von Beau-Séjour genommen hatten. Französische Teilangriffe nördlich von Verdun, in der Woivre-Ebene und am Ostrand der Maashöhen bei Combres wurden unter schweren Verlusten für den Feind zurückgeschlagen. Gegen unsere Stellungen am Reichsackerkopf und Hartmannsweilerkopf machten die Franzosen mehrere Vorstöße, die schon im Ansehn unter unserer Feuer mit erheblichen Verlusten zusammenbrachen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Auf der Ostfront verlief der Tag verhältnismäßig ruhig. Die Russen haben Memel besetzt. (W. T. B.)

Letzter Ausfall der Besatzung von Przemyśl.

Wien, 20. März. Amtlich wird verlautbart: 20. März. An der Karpathenfront haben keine besonderen Ereignisse stattgefunden. In einigen Abschnitten war lebhafter Geschüßkampf im Gange. — Nordwestlich Nadworna wurde ein Nachtangriff mehrerer russischer Bataillone, der bis auf 100 Schritt an unsere Stellungen herangekommen war, blutig abgewiesen. An den übrigen Teilen der Gefechtsfront in Südostgalizien herrscht verhältnismäßig Ruhe. — Die tapfere Besatzung von Przemyśl unternahm gestern seit längerer Zeit einen Ausfall, diesmal in östlicher Richtung. Sie traf auf starke feindliche Kräfte und zog sich nach mehrstündigem Gefecht hinter die Gürtellinie zurück.

Die Verluste der Feinde vor den Dardanellen.

Konstantinopel, 20. März. Das Hauptquartier teilt mit: Durch Beobachtungen von der Seite her ist unbedingt festgestellt, daß während der Schlacht in den Dardanellen das französische Panzerschiff „Bouvet“ vor seinem Untergange von 2 Bomben großen Kalibers getroffen wurde. Fünf von unseren Granaten erreichten die „Queen Elizabeth“ und vier die „Inflexible“. Auf unserer Seite wurde nur ein weittragendes Geschüß beschädigt. Unsere Verluste an Menschen betragen ungefähr 20 Tote. Heute hat der Feind keine Unternehmung gegen die Dardanellen versucht.

Der Reichsackerkopf gestürmt.

Großes Hauptquartier, 21. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Südöstlich von Opren wurde ein englisches Flugzeug heruntergeschossen, die Insassen wurden gefangen genommen. Zwei französische Versuche, uns die am 16. März eroberte Stellung am Südhang der Lorettohöhe

wieder zu entreißen, mißglückten. — Auf der Kathedrale von Soissons, welche die Genfer Kreuz-Flagge trug, wurde eine französische Beobachtungsstelle erkannt, unter Feuer genommen und beseitigt. — In der Champagne nördlich von Beau-Séjour trieben unsere Truppen ihre Sappen erfolgreich vor und hoben mehrere französische Gräben aus; dabei nahmen sie 1 Offizier und 299 unverwundete Franzosen gefangen. — Die von 2 Alpenjäger-Bataillonen tapfer verteidigte Kuppenstellung auf dem Reichsackerkopf wurde gestern nachmittag im Sturm genommen; der Feind hatte schwerste Verluste und ließ 3 Offiziere, 250 Mann, 3 Maschinengewehre und 1 Minenwerfer in unserer Hand. Französische Gegenangriffe wurden abgeschlagen. — Um die Antwort auf die Untaten französischer Flieger in der offenen elsässischen Stadt Schlettstadt eindringlicher zu gestalten, wurden heute nacht auf die Festung Paris und den Eisenbahnknotenpunkt Compiègne durch Luftschiffe einige schwere Bomben abgeworfen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Zwischen Gmulew und Orzyc wurde ein russischer Angriff abgeschlagen, wobei wir 2 Offiziere und 600 Russen zu Gefangenen machten. Zwei russische Nachtangriffe auf Jednorozek brachen in unserem Feuer zusammen. (W. T. B.)

Das Ergebnis der zweiten Kriegsanleihe.

Berlin, den 21. März. Die heute vorliegenden Ergebnisse der Kriegsanleihezeichnung erreichen 9 Milliarden Mark. (W. T. B.)

Die Schlacht in den Karpathen.

Wien, 21. März. Amtlich wird verlautbart: 21. März. In den Karpathen kam es gestern an der Front zwischen dem Wzoker Paß und dem Sattel von Konieczna zu heftigen Kämpfen. Schon nachts zum 20. dieses Monats versuchten feindliche Abteilungen durch überraschendes Vorgehen einzelne unserer Stützpunkte zu nehmen. Sie wurden überall unter großen Verlusten abgewiesen. In den Morgenstunden wiederholten sich die russischen Angriffe in größerem Umfange; die sich entwickelnden Kämpfe dauerten in einzelnen Abschnitten den ganzen Tag über an. Bis zum Abend waren die gegen unsere Stellungen am San bei Smolnik und Alsopagom vorgegangenen russischen Kräfte zurückgeschlagen. 1070 Mann wurden gefangen.

Die Russen aus Memel vertrieben, bei Mariampol geschlagen.

Großes Hauptquartier, 22. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Ein nächtlicher Versuch der Franzosen, sich in den Besitz unserer Stellung am Südhang der Lorettohöhe zu setzen, schlug fehl. — Auch in der Champagne nördlich von Le Mesnil scheiterte ein französischer Nachtangriff. — Alle Bemühungen der Franzosen, die Stellung am Reichsackerkopf wieder zu gewinnen, waren erfolglos. — Östlicher Kriegsschauplatz: Aus Memel sind die Russen gestern nach kurzem Gefecht südlich der Stadt und hartnäckigem Straßenkampf wieder vertrieben worden. Unter dem Schutz der russischen Truppen hat hier russischer Pöbel sich am Hab und Gut unserer Einwohner vergriffen, Privateigentum auf Wagen geladen und es über die Grenze geschafft. Ein Bericht über diese Vorgänge wird noch veröffentlicht werden. — Nördlich von Mariampol erlitten die Russen bei abgewiesenen Angriffen schwere Verluste. — Westlich des Orzyc bei Jednorozek und nordöstlich von Praszynsz sowie nordwestlich von Ciechanow brachen russische Tages- und Nachtangriffe unter unserer Feuer zusammen. 420 Gefangene blieben bei diesen Kämpfen in unserer Hand. (W. T. B.)

Der Überfall von Kutno.

(In der Nacht vom 15./16. November 1914.)
Am 11. November hatten die Angriffe unserer schnell vorwärts schreitenden Truppen in Nord-Polen, südlich der Weichsel, begonnen. Am 15. November kämpfte der siegreiche linke Flügel in einer Linie, die über Dombrowice, südlich Lubien vorbei, quer

über die Straße Kowal—Gostynin hinüber bis in die Weichsel-
sümpfe westlich Plock reichte. Hinter der Mitte — so dicht an der
vorderen Linie, als es das feindliche Feuer gestattete — stand unser
Kavalleriekorps unter dem Generalleutnant Frhr. von Rüdthofen
bereit, um nach dem erkämpften Siege der Armeekorps vorbrechen
und die Verfolgung des weichenen Gegners aufnehmen zu können.

Eine Kavalleriedivision stand seit 7 Uhr morgens bei Czapple
südöstlich Lubien, der Verfolgung harrend, bereit. Gegen 2 Uhr
mittags hielt der Führer des Kavalleriekorps den Augenblick
des Durchbruchs für gekommen. Er gab den Divisionen den Be-
fehl, vorzugehen und nach Südosten hin die Russen zu verfolgen,
soweit die Pferdebeine es zuließen. Unserer Kavalleriedivision
war als Ziel die große von Lenczyna nach Łowicz führende Straße
gegeben worden, die zwischen Piantek und Bielawin erreicht werden
sollte. Die Entscheidung war soeben gefallen. Das tapfere Reserve-
korps hatte den Gegner aus einer starken Stellung bei Łanienta
geworfen. Wir sahen die Russen mit erhobenen Händen aus den
Schützengräben herauskommen. Die starre Kampflinie war ge-
brochen und der Weg für die Kavallerie frei. Mit einer Brigade
in der Vorhut trabte die Division sogleich an, um, über Sokolow
ausholend, vor unsere Infanterie zu kommen, die dem weichenen
Gegner sogleich auf geradem Wege folgte. Gegen 4 Uhr nach-
mittags — es war schon ganz dunkel um diese Zeit — mußten
die Husaren zuerst eine stärkere Kosakenabteilung vertreiben, die
sich, von der Infanterie unbemerkt, im Walde südlich Sokolow
festgesetzt hatte. — Der weitere Weg sollte über Strzelce führen.
Als der Führer der Vorhut Niedrzew erreichte, stellte er fest, daß
die Straße nach Strzelce bereits von starken Kolonnen des Reserve-
korps belegt war. Der Aufenthalt durch die Kosaken hatte uns
verhindert, unsere Infanterie zu überholen. Das war bei dem
Drang der Division nach vorwärts schmerzlich. Ein vorausgeschickter
Generalstabs-Offizier der Division regelte den Durchmarsch der
Vorhut durch eine kreuzende Artilleriekolonne; das Gros sollte in
derselben Weise folgen.

Während des unermesslichen Zeitverlustes hatte der Ver-
pflegungs- und Dolmetscheroffizier des Divisionsstabes im „Schloß“
Niedrzew ein Glas Tee bereitet, das ewig wiederkehrende einzige
Getränk während der langen Tage, die uns hinter der russischen
Armee um Łodz her fast bis Piotrkow führen sollten. Bei der
gegen Abend einkehrenden schneidenden Kälte war die Stimmung
ausgezeichnet in dem warmen, einfachen Raume, den ein russischer
General mit seinem Stabe wenige Stunden vorher verlassen hatte.
Denn der Weg zum Feinde hin war ja frei und zudem hörten
wir von dem Besitzer, daß die Russen in gewaltiger Eile abge-
zogen seien.

Endlich konnten wir die Infanterie überholen, allerdings unter
Verzicht auf die große Vormarschstraße. Nur wer bei völliger
Dunkelheit auf russischen Wegen ritt, kann beurteilen, was das
bedeutet. Bald trat auch schon eine neue Stockung ein. Eine
Schwadron der Vorhut war am Südausgang von Klonowice in
der Mitte abgerissen. Ihre zweite Hälfte war geradeaus geritten,
statt nach Südosten links abzubiegen; denn man konnte selbst die
Umriffe seines Vordermannes nicht erkennen.

Kurz ehe die Vorhut die große Straße kreuzen konnte, die
von Strzelce auf Kutno führt, wurde der Befehl gegeben, nicht
nach Südosten weiter zu marschieren, sondern nach rechts hin dieser
Straße zu folgen. Die Chaussee nach Kutno bot die Aussicht auf
ein rasches Vorwärtstommen und die Wahrscheinlichkeit, bei Kutno
eine kurze gesicherte Rast einlegen zu können; denn es war be-
kannt, daß mehrere Jägerbataillone auf diesen Ort angelegt
waren.

Kutno wurde somit der Vorhut als zunächst zu erreichendes
Marschziel angegeben. Sie kam nur mühsam diesem Ziel näher.
Abgelesene Reiter mußten die einzelnen Häuser beiderseits von
Kosaken säubern, ehe die Regimenter weiter marschieren konnten.
Die Russen mußten aus den warmen Stuben aufgestöbert werden,
damit sie uns später nicht in die Kolonnen hineinschließen konnten.
Von einem Unteroffizier wurden sie am Ende der Division ge-
sammelt und nachgeführt.

So war es etwa 10 Uhr abends bei 12 Grad Kälte geworden.
Um diese Zeit kam die Meldung, daß unsere Spitze einen russischen
Infanterieposten vor Kutno überrannt und gefangen genommen
hatte. Hieraus ging für uns hervor, daß die Jägerbataillone noch
nicht bis hierher gelangt waren und wir uns allein vor dem Feinde
befanden. Das sonst unserer Kavalleriedivision zugeordnete Infanterie-
bataillon und die Radfahrkompanien waren nach anderweitiger
Verwendung noch nicht wieder zur Division zurückgekehrt.

Bald trafen weitere wichtige Meldungen der bereits vor Kutno
angelangten Vorhut ein. Ein Ortseinwohner sagte aus, daß Kutno
am 15. November von feindlicher Infanterie und Artillerie stark
besetzt gewesen sei, daß aber im Laufe des Abends die Hauptkräfte
des Gegners in Richtung Warschau abgerückt seien und sich gegen-
wärtig im Ort nur schwache feindliche Truppen befänden. In den
ersten Häusern der Stadt wurde ein russischer Offizier aus dem
Bett geholt, nach dessen Einzelzeichnungen auf der Karte noch 3 In-
fanterieregimenter westlich Kutno standen. Diese bildeten eine
starke Bedrohung unserer rechten Flanke, wenn die Auslagen des
gefangenen Offiziers zuträfen, die sich mit seinen Einzelzeichnungen
deckten. Jedenfalls wurde eine neue ausgiebige Aufklärung nach

Westen hin erforderlich. In dieser Richtung mußten späterhin die
Schützen einer Kavalleriebrigade zum Schutz der rechten Flanke
eingesetzt werden.

Kutno — erst durch die Schlacht vom 15. und 16. November
weiteren Kreisen bekannt — ist ein für russische Verhältnisse leidlich
freundliches Städtchen. Es verdient durch seine größtenteils massiv
gebauten Häuser und seine geschlossenere Anlage eher die Bezeich-
nung Stadt, als die meisten seiner gleich großen Konkurrenten in
Russisch-Polen. Es zählt etwa 25 000 Einwohner und hat auch
etwas Industrie.

Inzwischen hatte der Führer der Vorhut, seinem Auftrage, sich
in Besitz von Kutno zu setzen, folgend, sich entschlossen, mit den
vordersten Teilen durch den vom Gegner belegten Ort durchzustößen,
um sich so schnell wie möglich aller Ausgänge zu versichern. Im
raschen Lauf gelang es unsern Reitern zu Fuß, diese durch das
noch im tiefen Schlafe liegende Städtchen zu gewinnen und, wenn
auch nur mit schwachen Kräften, abzusperren. Der Oberst H.
selbst, mit den Schützen etwa zweier Eskadrons und zwei Ge-
schützen, folgte und erreichte gerade den geräumigen Marktplatz,
als es im Orte lebendig zu werden begann. Ein wahrscheinlich
als Hauptwache zurückgelassener Teil der russischen Ortsbesatzung
drang aus einer Seitenstraße auf den Marktplatz vor und begann
den Straßenkampf mit einer Salve, der als die ersten der beim
Brigadestab stehende Rittmeister Bodenstedt und Trompeter Ser-
geant Schmieter zum Opfer fielen. Der Geistesgegenwart des
Kanoniers Dismann der reitenden Abteilung gelang es durch selb-
ständiges Abziehen des gerade schußbereit werdenden ersten Ge-
schützes diesen Vorstoß zum Stehen zu bringen. Aber aus allen
Häusern stürzten nun die Russen heraus, und es begann ein wilder,
regelloser Straßenkampf, Mann gegen Mann. Die Geschütze auf
dem Marktplatz, deren Bedienungsmannschaften größtenteils ver-
wundet waren, waren schließlich so gefährdet, daß sie zurückge-
zogen werden mußten.

Dieses Abfahren der Geschütze machte den Russen neuen Mut.
Sie setzten mit doppelter Energie ihre Angriffe fort. Ein besonders
bedrohliches Geschütz wurde nur durch das energische Zugreifen des
Husaren Birkenhauer gerettet. Dem mit schwer verstauchtem Fuß
am Boden liegenden Oberst H. führten seine beiden braven Bur-
schen, Gefreiter Grohmann und Husar Dierkers, von draußen die
Pferde zu, hoben ihn in lebhaftem Feuer aufs Pferd und retteten
ihn so vor der Gefangenschaft. Inzwischen hatte sich auch der
Kampf an den Ausgängen, besonders an dem nach Łowicz — der
Rückzugsstraße der Russen — entwickelt. Hier stand Leutnant
Schmidt vom Jägerregiment zu Pferde mit nur 7 Husaren an
einer Brücke. Dorthin hatte sich eine stärkere russische Infanterie-
kolonne in Marsch gesetzt und wurde aus nächster Nähe von hef-
tiger Feuer aus den wenigen Karabinern empfangen. Nach be-
trächtlichen Verlusten stürzten die Russen in die Häuser und er-
öffneten ein starkes Feuer auf unsere paar Schützen, die in guter
Deckung lagen und jeden Durchbruch verhinderten. Nun versuchten
die Russen, unseren Leuten von der Seite beizukommen und aus
den Gärten vom Ausgang her zu schießen. Die vordersten drei,
die sich durch die Bäume zwängten, fielen den Kugeln des Leu-
nants Schmidt zum Opfer. Da hob der Rest die Hände hoch.

Draußen harrete unterdessen der Divisionsstab ungeduldig des
Ausganges des Straßenkampfes. Immer stärker hörte man das
Gewehrfeuer anschwellen. Die „Tatarnachrichten“ häuften sich:
„Ein Geschütz ist verloren.“ — „Die Postierungen an den Ausgängen
sind abgeschnitten.“ — „Der Oberst H. ist gefallen.“ Gegenüber
diesen sich mehrenden ungünstigen Nachrichten war es ein schwerer
Entschluß, die Eroberung der Stadt nicht aufzugeben, sondern durch
Einlaß neuer Kräfte sich den Sieg zu sichern. Der Divisions-
kommandeur Graf Schmettow hielt allen Alarmnachrichten zu Trost
an seiner Ansicht fest. Die Artillerie erhielt Befehl, vor dem Nord-
ausgang von Kutno aufzufahren und an Granaten in die Stadt
zu werfen, was sie bei sich hatte. General v. S. wurde angewiesen,
die Schützen von 2 Brigaden vor unserer Artillerie gegen die
Stadt zu entwickeln, aus der jetzt auch das Feuer begann. Auf
der Chaussee herrschte ein tolles Durcheinander. Bei stockfinsterner
Dunkelheit mußten Artillerie und Schützen nach vorne geworfen
werden, Handpferde wurden zurückgeführt.

Da hieß es: „Maschinengewehre in die Schützenlinie vor!“
Sofort meldete sich der dem Divisionsstabe als Ordonnanz-Offizier
zugeordnete Prinz Joachim von Preußen zur Übernahme dieses Auf-
trages, nach dem oben Gesagten keine leichte Aufgabe. Mit Ent-
schlossenheit und Schneid wurde sie durchgeführt. Nach ganz kurzer
Zeit konnte der Prinz melden, daß es ihm gelungen war, diese
wichtige Waffe persönlich in die vorderste Feuerlinie zu bringen.

Die über den Häusern plagenden Granaten, das Eingreifen
der Maschinengewehre und der Schützen gegen den Stadtrand und
nicht zuletzt das brave Aushalten aller Teile in der Stadt und an
den Ausgängen brach allmählich die Kraft der Russen. Das Feuer
in und vor der Stadt wurde langsam schwächer. Um 4 Uhr morgens
wurde die Eroberung von Kutno gemeldet.

Eine große Zahl von Russen hatte sich bereits in der Stadt
ergeben. Aber noch immer mehr Gefangene wurden gesammelt
und auf dem Kirchplatz zusammengetrieben. In Gruppen suchten
unsere Leute die Häuser ab. Manah spaßiges Ereignis spielte sich
dabei ab: Vor einem Hause fragte einer unserer Offiziere drei

badische Dragoner, warum sie da ständen. Antwort: Ein deutsch-sprechender Russe hätte gerade aus dem Fenster gerufen, sie brauchen nicht nach oben zu kommen, sie kämen zu sechs sofort herunter. Sie müßten sich nur erst anziehen!

Gegen 5 Uhr morgens zog der Divisionsstab in Kutno ein. In einer Apotheke gab es dann etwas zu essen, in Ermangelung eines anderen Getränks einen Schluck Pepsinwein und ein warmes Zimmer.

Zwei Stunden Rast standen nach der Heranführung der Handpferde zur Verfügung; so gut es ging, wurde diese Zeit zur Verpflegung der Mannschaften und Pferde ausgenutzt. An Hafer fehlte es leider fast völlig. Im Überfluß gab es nur requiririerte Zigaretten, von deren Vorrat unsere famosen Reiter noch einige Tage später an die Infanterie abgaben, die an demselben Morgen nach Kutno erreichte. 1500 Gefangene konnten ihr die Kavalleriedivision abgeben, und ein herrlicher Dank für uns war die Freude unserer Infanterie über die unerwartet große Beute. Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht durch die Infanteriedivision, deren Sieg durch die Verfolgung der Schwesterwaffe so schöne Früchte getragen hatte.

Bald ging es weiter vor gegen die rückwärtigen Verbindungen des Feindes. Bereits 9 Uhr 30 Min. vormittags befand sich die Division wieder auf dem Vormarsch gegen Łowicz. Nach halbstündigem Marsch sollte unser noch eine besondere Freude warten. Ein statliches Automobil fuhr in eine Patrouille unter Leutnant Dünn und in die Spitze der Dragoner hinein, deren Führer, Leutnant Hausmann, den Wagen mit den gefällten Lanzen seiner Leute zwang, zu halten. Erzelenz Baron von Korff, Gouverneur von Warschau, saß mit seinem Adjutanten in dem Kraftwagen. Er hatte nach Kutno fahren wollen, das er von einer russischen Infanteriebrigade besetzt glaubte, und wurde nun wenige Minuten nach seiner Gefangennahme dem Divisionskommandeur und dann dem Führer des Kavalleriekorps zugeführt.

Uns aber führte der Weg weiter gegen den Feind, tief in dessen Rücken hinein. Tag für Tag bis in die sinkende Nacht kämpfte die Division. Keinen Augenblick verlor die brave Truppe das felsenfeste Vertrauen auf einen guten Ausgang und den Sieg unserer Waffen.

Przemysl in Ehren gefallen.

Wien, 22. März. Amtlich wird verlautbart: 22. März. Nach viereinhalbmonatiger Einschließung am Ende ihrer Kraft angelangt, ist die Festung Przemysl am 22. März in Ehren gefallen. Als die Verpflegungsvorräte Mitte dieses Monats knapp zu werden begannen, entschloß sich General der Infanterie von Kusmanek zum letzten Angriff. Die Ausfalltruppen brachen am 19. d. M. zeitig morgens über die Gürtellinie vor und hielten in siebenstündigem Gefecht gegen starke russische Kräfte bis zum äußersten stand. Schließlich zwang sie die Überlegenheit der Zahl zum Zurückgehen hinter die Gürtellinie. In den folgenden Nächten gingen die Russen gegen mehrere Fronten von Przemysl vor. Diese Angriffe brachen gleich allen früheren in dem Feuer der tapfer verteidigten Befestigungen zusammen. — Da nach dem Ausfalle vom 19. d. M. auch die äußerste Beschränkung in der Verpflegung nur mehr einen dreitägigen Widerstand gestattete, hatte der Festungskommandant mittlerweile den Befehl erhalten, nach Ablauf dieser Frist und nach Vernichtung des Kriegsmaterials den Platz dem Feinde zu überlassen. Wie ein Flieger der Festung melbete, gelang es tatsächlich, die Sorts samt Geschützen, Munition und befestigten Anlagen rechtzeitig zu zerstören. Dem opfermütigen Ausharren und dem letzten Kampf der Besatzung gebührt nicht minderes Lob als ihrer Tapferkeit in den früheren Stürmen und Gefechten. Diese Anerkennung wird auch der Feind den Helden von Przemysl nicht versagen. — Der Fall der Festung, mit dem die Heeresleitung seit längerer Zeit rechnen mußte, hat keinen Einfluß auf die Lage im großen. Bei der Feldarmee dauern die Kämpfe im Karpathenabschnitt vom Użokor Paß zum Sattel von Konieczna an.

Der Tagesbericht aus dem Großen Hauptquartier.

Großes Hauptquartier, 23. März 1915. — Westlicher Kriegsschauplatz: Zwei nächtliche Angriffe der Franzosen bei Carenç nordwestlich von Arras wurden abgewiesen. — In der Champagne nahmen unsere Truppen einige erfolgreiche Minensprengungen vor und schlugen einen

Nachtangriff nördlich von Beau-Séjour ab. — Kleinere Vorstöße der Franzosen bei Combres, Apremont und Stiren hatten keinen Erfolg. — Ein Angriff gegen unsere Stellungen nordöstlich von Badonviller brach mit schweren Verlusten für den Feind in unserem Feuer zusammen. — Auf Ostende warfen feindliche Flieger wieder mehrere Bomben ab, durch die kein militärischer Schaden angerichtet, dagegen mehrere Belgier getötet und verletzt wurden. — Ein französischer Flieger wurde nordwestlich von Verdun zum Absturz gebracht, ein mit 2 französischen Unteroffizieren besetztes Flugzeug bei Freiburg zur Landung gezwungen, die Insassen wurden gefangen genommen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Auf der Verfolgung der aus Memel vertriebenen Russen nahmen unsere Truppen russisch-Krottingen und befreiten über 3000 deutsche von den Russen verschleppte Einwohner. — Russische Angriffe beiderseits des Orzyc wurden zurückgeschlagen. (W. T. B.)

Die Kämpfe in den Karpathen.

Wien, 23. März. Amtlich wird verlautbart: 23. März, mittags. Die Kämpfe im Karpathenabschnitt vom Użokor Paß bis zum Sattel von Konieczna dauern fort. In den letzten zwei Tagen wurden wieder starke Angriffe des Feindes zurückgeschlagen, 3300 Russen hierbei gefangen. In einem Gefecht, das um eine Höhe bei Wnizkow geführt wurde, gelang es, den Gegner aus seinen Stellungen zu werfen und 8 Offiziere, 685 Mann gefangen zu nehmen. An den übrigen Fronten hat sich nichts Wesentliches ereignet.

Laugzargen und Ostrolenka.

Großes Hauptquartier, 24. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: In der Champagne fanden nur Artilleriekämpfe statt. — Im Priesterwalde nordwestlich von Pont-à-Mousson wurde der Feind, der uns einen Geländegewinn streitig zu machen versuchte, zurückgeworfen. — Erneute feindliche Angriffe nordöstlich von Badonviller und am Reichsackerkopf brachen in unserem Feuer zusammen. — Am Hartmannsweilerkopf wird zurzeit wieder gekämpft. — Östlicher Kriegsschauplatz: Unsere nördlich von Memel verfolgenden Truppen machten bei Polangen 500 Russen zu Gefangenen, erbeuteten 3 Geschütze und 3 Maschinengewehre und jagten dem Feinde viel geraubtes Vieh, Pferde und sonstiges Gut ab. — Bei Laugzargen südwestlich von Taurroggen und nordöstlich von Mariampol wurden russische Angriffe unter schweren Verlusten für den Feind abgeschlagen. — Nordwestlich von Ostrolenka scheiterten mehrere russische Angriffe. Hier nahmen wir dem Feind 20 Offiziere, über 2500 Mann und 5 Maschinengewehre ab. — Auch östlich von Plock mißlingen mehrere feindliche Vorstöße. — Das deutsche Heer zollt herzlichen Dank der tapferen Besatzung von Przemysl, die nach 4 opfervollen Monaten der Verteidigung nur der Hunger niederzwingen konnte. (W. T. B.)

Unsere Flotte bei den Kämpfen um Memel.

Bei den Kämpfen nördlich Memel haben unsere Seeestreitkräfte die Operationen von See aus unterstützt. Dabei wurden am 23. März vormittags Dorf und Schloß Polangen beschossen und im Laufe des Tages die Straße Polangen — Libau unter Feuer gehalten.

Der Untergang der „Dresden“.

Der Kommandant S. M. S. „Dresden“, der mit der Besatzung des Schiffes an Bord eines chilenischen Kreuzers in Valparaiso eingetroffen ist, berichtet dienstlich folgendes: „Am 14. März vormittags lag S. M. S. „Dresden“ zu Anker in der Cumberlandbucht der Insel Juan Fernandez. Hier wurde das Schiff von den englischen Kreuzern „Kent“ und „Glasgow“ und von dem Hilfskreuzer „Orama“ angegriffen. Der Angriff erfolgte aus einer Richtung, in der S. M. S. „Dresden“ nur ihre Heckgeschütze verwenden konnte. „Dresden“ erwiderte das Feuer, bis alle verwendbaren Geschütze und 3 Munitionskammern unbrauchbar geworden

waren. Um zu verhindern, daß das Schiff in Feindeshand fiel, wurden Vorbereitungen zum Versenken getroffen und gleichzeitig ein Unterhändler auf „Glasgow“ gesandt, der darauf hinwies, daß man sich in neutralen Gewässern befinde. Da „Glasgow“ trotz dieses Hinweises den Angriff fortsetzen wollte, wurde S. M. S. „Dresden“ gesprengt und versank um 11 Uhr 15 Minuten mit wehender Flagge, während die Besatzung drei Hurras auf Se. Majestät den Kaiser ausbrachte.“ — Hiermit ist die von englischer Seite gebrachte Darstellung, daß S. M. S. „Dresden“ unter Hissen der weißen Flagge kapituliert habe, nicht zutreffend.

(W. T. B.)

Die Karpathenschlacht.

Wien, 24. März. Amtlich wird verlautbart: 24. März. Im westlichen Karpathenabschnitt hat sich an der Front bis zum Ujzoker Paß eine Schlacht entwickelt, die mit großer Heftigkeit andauert. Starke russische Kräfte gingen zum Angriff über, um die Höhenstellungen wird erbittert gekämpft. — Zwischen Pruth und Dniestr kam es im nördlichsten Teil der Bukowina zu mehreren Gefechten, in denen der Feind aus einigen Orten vertrieben wurde und gegen die Grenze zurückweichen mußte. Die nördlich Czernowiz jenseits des Pruth liegenden Ortschaften, die dem Feinde als Basis für Unternehmungen gegen die Stadt dienten, sind vom Gegner säubert. — In Polen und Westgalizien keine Veränderung. Die bei Otfinow am unteren Dunajec eingebaute Kriegsbrücke der Russen wurde gestern durch unsere Artillerie zerstört.

Wien, 25. März. Amtlich wird verlautbart: 25. März, mittags: In den Karpathen haben unsere Truppen an der Front westlich des Ujzoker Passes schwere russische Angriffe abgeeschlagen. Die Kämpfe dauern an. Der gestrige Tag ist in einigen Abschnitten ruhiger verlaufen. 1500 Mann des Gegners wurden neuerdings gefangen. Bei Wyszokow scheiterte ein Angriff des Feindes auf die am 22. von uns genommenen Stellungen. — Am südlichen Kriegsschauplatz fanden in letzter Zeit an der Donau und Save vereinzelte Gefüßkämpfe statt; die allgemeine Situation ist unverändert.

Der russische Raubzug gegen Memel.

Großes Hauptquartier, 25. März. Über die Vorgänge bei Memel ist folgendes festgestellt: Donnerstag, den 18. März, rückten die Russen, gleichzeitig von Norden und Osten kommend, in mehreren Kolonnen gegen Memel vor. Es waren 7 Reichswehr-Bataillone mit 6 bis 8 älteren Gefüßen, einige Reichswehr-Eskadrons, 2 Kompagnien Marine-Infanterie, 1 Bataillon des Reserve-Regiments Nr. 270 und Grenzwachtruppen aus Riga und Libau, im ganzen 6- bis 10 000 Mann. Der unterlegene deutsche Landsturm zog sich von der Grenze auf Memel zurück und mußte schließlich auch durch die Stadt über das Haf und die Mehrung zurückgehen. Die Russen sengten an den Vormarschstraßen von Nimmerjatt und Laugallen zahlreiche Gebäude, vor allem Scheunen, nieder; im ganzen wurden 15 Ortschaften schwer geschädigt, eine erhebliche Anzahl von Landeseinwohnern, auch Frauen und Kinder, wurden nach Rußland fortgeschleppt, eine Anzahl Einwohner erschlagen. Am Abend des 18. zogen die Russen in Memel eig. Die Truppen wurden hauptsächlich in den Kasernen untergebracht. — Am Freitag abend erschien der russische Kommandant im Rathaus, forderte den Oberbürgermeister und später noch drei weitere Bürger als Geiseln und ließ sie in die Kasernen bringen, welche von den Russen bereits in einen unglaublichen Zustand versetzt waren. In den Straßen der Stadt trieben sich plündernde Trupps russischer Soldaten herum, verhafteten Einwohner, drangen in die Häuser ein, zerschlugen Ladenscheiben, plünderten und raubten Lebensmittelgeschäfte, zwei Uhrmacherläden und einen Juwelierladen vollständig aus. In drei Fällen sind Vergewaltigungen weiblicher Personen bisher festgestellt. Brände und Hauszerstörungen ereigneten sich im allgemeinen nicht. Die Nach-

richt, daß russischer Pöbel sich an den Ausschreitungen beteiligt habe, hat sich nicht bestätigt. Der russische Kommandant, dem das wüste Treiben seiner Leute anscheinend selbst ungeheuerlich schien, suchte Einhalt zu gebieten, indem er die Plünderertrupps in die Kasernen zurückschickte und schließlich die Kasernentore schließen ließ. — Am Sonnabend vormittag war die Stadt selbst bis auf Patrouillen frei von russischen Soldaten. Am Sonnabend abend zogen die Russen ab. Nur einzelne versprengte Trupps blieben in Memel zurück. Diese wollten bereits ihre Gewehre auf dem Rathaus abliefern, als am Sonntag nachmittag von neuem stärkere russische Trupps von Norden her in die Stadt einrückten. Sie stießen in Memel bereits auf deutsche Patrouillen, denen stärkere deutsche Truppen von Süden her folgten. Im energischen Angriff, bei dem sich das Bataillon Nuthaus vom Ersatz-Regiment Königsberg besonders auszeichnete, warfen sie die Russen aus Memel heraus. Bei dem heftigen Straßenkampf verloren die Russen etwa 150 Tote, unsere Verluste waren gering. Beim Zurückgehen rissen die Russen ihre nachkommenden Verstärkungen mit in die Flucht. Die Geiseln waren beim Herannahen unserer Truppen unter Bedeckung nordwärts abgeführt. Bei Königswaldchen blieb der Wagen stehen, die Bedeckungsmannschaften flüchteten. Die verhafteten Bürger suchten nach Memel zurückzukommen; hierbei fiel Bürgermeister Pockels zu Boden und wurde liegend von flüchtenden russischen Soldaten durch Bajonettstiche schwer verletzt. — Die Russen flohen, ohne Widerstand zu leisten, und wurden am 22. und 23. energisch verfolgt. Besonders beim Durchmarsch durch Polangen erlitten sie durch das Gefüßfeuer unserer Kreuzer, die sich an der Verfolgung beteiligten, schwere Verluste. Es fielen 500 Gefangene, 3 Gefüße, 3 Maschinengewehre und Munitionswagen in unsere Hand. — Die russische Unternehmung gegen Memel kennzeichnet sich als ein Raubzug, bei dem es von vornherein weniger auf militärischen Erfolg als auf Beute und Verwüstung ankam. Ein gleicher Raubzug scheint gegen Tilsit geplant gewesen zu sein. Der russische Kommandant fragte den Oberbürgermeister von Memel am Freitag abend, wie es in Tilsit aussähe, und war sehr erstaunt, zu hören, daß diese Stadt sich in den Händen der Deutschen befinde. — Bei den deutschen Truppen, die Memel säuberten, befand sich der jüngste Sohn Seiner Majestät des Kaisers, Prinz Joachim von Preußen. Er wurde überall, wo er erkannt wurde, von der Bevölkerung freudig begrüßt. (W. T. B.)

Der Bericht des österreichisch-ungarischen Generalstabes.

Wien, 26. März. Amtlich wird verlautbart: 26. März. In den Karpathen wird weiter heftig gekämpft. Wiederholte russische Angriffe wurden bei Tag und während der Nacht abgeeschlagen. Die allgemeine Situation ist unverändert. — Im Raum südlich Sileszczynki eroberten unsere Truppen 11 Stützpunkte der Russen und machten über 500 Mann zu Gefangenen. — An der Front in Rußisch-Polen und Westgalizien Gefüßkampf. Der Kirchturm der Ortschaft Paradz südöstlich Sulejow wurde als Beobachtungsstation der feindlichen Artillerie erkannt, mußte daher in Brand geschossen werden.

Der Marsch zum Suezkanal.

Konstantinopel, 26. März. Das Hauptquartier teilt mit: Eine Abteilung unserer gegen den Suezkanal operierenden Truppen stieß in der Nähe des Kanals, gegenüber der Station Madam, auf eine kleine englische Kolonne und vernichtete sie; darauf beschloß sie zwei mit Truppen angefüllte englische Transportdampfer erfolgreich. Ebenso beschloß unsere andere Abteilung einen englischen Transportdampfer zwischen Schaluf und Adshigöl. Am 16. März haben unsere Truppen gemeinsam mit den kriegerischen Stämmen nördlich von Schuabia, südöstlich von Bassora, den

Feind überrascht, seine Stellungen genommen und ihn bis nach Schudbia zurückgeworfen; - er verlor über 300 Mann an Toten und Verwundeten und eine Menge Waffen und Munition. Unsere Verluste betragen nur 9 Tote und 32 Verwundete. Vor den Dardanellen nichts Neues.

Russischer Vorstoß auf Tilsit.

Großes Hauptquartier, 27. März. - Westlicher Kriegsschauplatz: In den Vogesen setzten sich die Franzosen gestern Abend in den Besitz der Kuppe des Hartmannsweilerkopfes; der Kuppenrand wird von unseren Truppen gehalten. - Französische Flieger bewarfen Bapaume und Straßburg mit Bomben, ohne militärischen Schaden anzurichten. In Bapaume wurde ein Franzose getötet, zwei schwer verwundet. Wir zwangen einen feindlichen Flieger nordwestlich von Arras zum Landen und belegten Calais mit einigen Bomben. - Östlicher Kriegsschauplatz: Die Russen, die zum Plündern, genau so wie auf Memel, von Taurroggen auf Tilsit aufgebrochen waren, wurden bei Laugzargen unter starken Verlusten geschlagen und über die Jeziorupa hinter den Jura-Abschnitt zurückgeworfen. - Zwischen dem Augustower Walde und der Weichsel wurden verschiedene Vorstöße der Russen abgewiesen. An einzelnen Stellen wird noch gekämpft. (W. T. B.)

Erfolge in der Bukowina.

Wien, 27. März. Amtlich wird verlautbart: 27. März, mittags. Unter schweren Verlusten des Feindes scheiterten an der Schlachtfrent in den Karpathen neuerliche starke russische Angriffe. Auf den Höhen bei Bannadölg und beiderseits des Latorja-Tales, südlich Latorczew, dauern die Kämpfe mit großer Heftigkeit an. - In der Bukowina warfen unsere Truppen nordöstlich Czernowitz stärkere russische Kräfte nach heftigem Kampfe bis an die Reichsgrenze zurück, eroberten mehrere Ortschaften und machten über 1000 Gefangene, erbeuteten 2 Geschütze.

Der Tagesbericht aus dem Großen Hauptquartier.

Großes Hauptquartier, 28. März. - Westlicher Kriegsschauplatz: Südöstlich von Verdun wurden französische Angriffe auf den Maas-Höhen bei Combres und in der Woivre-Ebene bei Marchéville nach hartnäckigen Kämpfen zu unseren Gunsten entschieden. - In den Vogesen am Hartmannsweilerkopf fanden nur Artilleriekämpfe statt. - Östlicher Kriegsschauplatz: Russische Vorstöße im Augustower Walde wurden abgeschlagen. - Zwischen Pissek und Omulew erfolgten mehrere russische Angriffe, die sämtlich in unserer Feuer zusammenbrachen. - Bei Wadch nahmen wir 900 Russen gefangen.

Kämpfe in den Karpathen und der Bukowina.

Wien, 28. März. Amtlich wird verlautbart: 28. März. Die russischen Angriffe im Ordova- und Latorcztale wurden blutig abgewiesen. Der Kampf auf den Höhen beiderseits dieser Täler ist seit gestern früh abgeflaut. Tagsüber und während der Nacht Geschützkampf und Geplänkel. In den übrigen Abschnitten der Karpathenfront auch weiter hartnäckige Kämpfe. 1230 Russen wurden gefangen genommen. Verfolgungsgefechte in der nördlichen Bukowina brachten weitere 200 Gefangene ein.

Die russische Flotte am Bosphorus.

Konstantinopel, 28. März. Das Hauptquartier teilt mit: Heute früh bemerkten unsere Beobachtungsposten am Bosphorus einige russische Kriegsschiffe, die aus sehr großer Entfernung einige Granaten gegen unsere Wachtschiffe abschossen und sich dann schnell entfernten. Von den anderen Kriegsschauplätzen ist nichts zu melden.

Taurroggen erkümt.

Großes Hauptquartier, 29. März. - Westlicher Kriegsschauplatz: Der Tag verlief auf der ganzen Westfront ziemlich ruhig, nur im Argonner Walde und in Lothringen fanden kleine, für uns erfolgreiche Gefechte statt. - Generaloberst von Kluck wurde bei Besichtigung der vorderen Stellungen seiner Armee durch einen Schrapnellschuß leicht verwundet; sein Befinden ist zufriedenstellend. - Östlicher Kriegsschauplatz: Taurroggen wurde von unseren Truppen im Sturm genommen. 300 Russen wurden gefangen genommen. - An der Bahn Wirballen-Kowno brach bei Pilwiczki ein russischer Angriff unter schwersten Verlusten zusammen. - In Gegend Krasnopol machten wir über 1000 Gefangene, darunter eine Eskadron Garde-Ulanen mit Pferden, und erbeuteten 5 Maschinengewehre. - Ein russischer Angriff nordwestlich von Ciechanow wurde abgewiesen. (W. T. B.)

Der geplante Russeneinfall in Tilsit.

Aus dem Großen Hauptquartier wird über den geplanten Russeneinfall in Tilsit und die im dortigen Grenzgebiet vom 18. bis 29. März stattgehabten Kämpfe das Folgende geschrieben:

Als die Russen gegen Mitte Februar die von ihnen besetzt gewesenen Teile Ostpreußens schleunigst verlassen mußten und dann nach der Winterschlacht die Reste ihrer X. Armee hinter den Njemen und Bobr retteten, mußte es sowohl in Petersburg als bei den Verbündeten peinlich berühren, daß das russische Heer nun überall von Feindes Boden vertrieben war. Da es der neuen X. Armee nicht gelingen wollte, gegen Ostpreußen Raum zu gewinnen, auch alle gegen die Südgrenze dieser deutschen Grenzprovinz unternommenen Angriffe scheiterten, so verfiel man auf den Plan, sich in Besitz des äußersten Nordzipfels Ostpreußens zu setzen, um wenigstens durch diese „Eroberung“ deutschen Gebietes die gedrückte öffentliche Meinung in Rußland neu zu beleben. - Zu diesem Zweck wurde die sogenannte Riga-Szawle-Gruppe gebildet, die aus dem größeren Teile der 68. Reserve-Division, Reichswehren und Grenzschutztruppen zusammengefaßt und dem Befehle des Generals Apuchtin unterstellt wurde, der Mitte März seine Truppen gleichzeitig auf Memel und Tilsit in Bewegung setzte. Die Ereignisse von Memel sind bekannt. Während die Russen dort den Hunnen gleich hausten, waren am 18. März vor Taurroggen, das nur von 14 deutschen Landsturmkompanien besetzt war, die Hauptstreitkräfte des Generals Apuchtin erschienen. Gegen die 8 russischen Bataillone der durch Reichswehr verstärkten Infanterieregimenter 269 und 270 und rund 20 Geschütze hatte der deutsche Landsturm einen schweren Stand. Als seine beiden Flanken umfaßt waren, mußte er, um der Gefahr des Abgeschnittenseins zu entgehen, sich auf Laugzargen durchschlagen. Auf dem linken Flügel war dabei die Landsturmkompanie des Grafen Hagen in eine verzweifelte Lage geraten. Obwohl von allen Seiten von den Russen umstellt, durchbrach sie den Ring und machte dabei noch 50 Russen gefangen. Am 23. März stand der Landsturm mit dem rechten Flügel an den Jurafluß angelehnt bei Ablenken und in der Gegend nordwestlich davon, die Straße nach Tilsit deckend. An diesem Tage gelang es dem Feinde sich in den Besitz von Ablenken zu setzen. Die Gefahr, daß der deutsche rechte Flügel völlig eingedrückt und der Landsturm von der Tilsiter Straße nordwärts abgedrängt würde, lag sehr nahe. An diesem Tage trafen jedoch die ersten deutschen Verstärkungen ein. Es war ein Ersatzbataillon aus Stettin, geführt von Major von der Horst, das nach dreißigstündiger Bahnfahrt in Tilsit angekommen war, dort Kaffee trank und sich sofort nach der bedrängten Stelle in Bewegung setzte. Nach einem Fußmarsch von 24 Kilometern näherte sich das Bataillon gegen Abend Ablenken und warf die Russen in glänzend durchgeführtem Nachtsangriff nach Norden zurück. Die Krisis war dadurch auf deutscher Seite überwunden, und als in den nächsten Tagen weitere Verstärkungen eingetroffen waren, konnte General von Pappig, der die Operationen leitete, zur Offensive übergehen. Das inzwischen eingetretene Tauwetter erschwerte die Bewegungen auf den Nebenwegen aufs äußerste. Hier stand das Wasser derart hoch, daß auf einem solchen Wege die Geschütze stecken blieben und die Infanterie bis zum Knie, teilweise selbst bis zum Leib im Wasser watete; ein Artilleriepferd ertrank buchstäblich auf dem Wege, der in einen wahren Sumpf verwandelt war. Als die Russen die gegen sie eingeleitete Umfassung erkannten, gingen sie hinter die Jura auf Taurroggen zurück. Unsere Truppen, die zum Teil die von den Russen in Memel verübten Greuel dort gesehen oder erfahren hatten, verfolgten, erfüllt von unbeschreiblicher Erbitterung, den Feind, der sich bei Taurroggen verschanzte und vom dortigen hochgelegenen Kirchturm sein Artilleriefeuer gegen die deutschen Verfolger leitete. Diese mußten, um die eigene Artillerie heranzubringen, zunächst einen tragfähigen Übergang über die

Tejiorupajschucht herstellen, wodurch viel Zeit verloren ging, die der Feind seinerseits zur Verstärkung seiner Anlagen und zum Bau von Hindernissen ausnützte. In der Nähe des Gutes Tauroggen wurde durch die deutsche Infanterie, angeleitet durch Pioniere, bei eisiger Kälte — es war inzwischen wieder Frostwetter eingetreten — unter schwierigsten Verhältnissen ein erster Steg hergestellt. Bis zum Abend des 28. wurde ein zweiter Steg fertig, der als Schnellbrücke über das inzwischen zu Eis gewordene Wasser der Jura hinübergeschoben wurde. Am 28. März 3 Uhr morgens waren die Erkundungen beendet. Um diese Stunde begann der Sturm unter Führung des schon bei Memel vortrefflich bewährten Majors von Nussbaum, dessen ausgezeichnetes Bataillon das Zeichen zum Vorgehen auch für die anschließenden Landwehr- und Landsturmbataillone gab. Über das Eis des Flusses hinweg stürmten die deutschen Truppen die feindlichen Schützengräben und setzten sich in Besitz der Stadt Tauroggen. Von drei Seiten angegriffen, gaben die Russen nach schwersten Verlusten ihren Widerstand auf und flüchteten nach Zurücklassen von mehr als 500 Toten und 500 Gefangenen in die Wälder, nachdem sie in den vorhergehenden Tagen dieselbe Zahl von Gefangenen in deutscher Hand gelassen hatten. So fand der geplante Russeneinfall auf Tilsit ein für die deutschen Waffen ruhmvolles Ende.

Die Karpathenschlacht.

Wien, 29. März. Amtlich wird verlautbart: 29. März. Die Kämpfe in den Karpathen dauern fort. Ein gestern durchgeführter russischer Angriff auf die Höhen westlich Bannavölgy wurde nach mehrstündigem Kampfe unter großen Verlusten für den Feind zurückgeschlagen. Die Regimenter der vierten Kavallerie-Truppendivision haben sich, wie in den vorangegangenen Gefechten die Truppen der ersten Landsturm-Infanterie-Brigade, beispielgebend geschlagen. Wiederholte überlegene feindliche Vorstöße wurden von ihnen blutig abgewiesen. Nördlich des Ujzoker Passes scheiterten Nachtangriffe der Russen im wirksamsten Feuer unserer Stellungen. — An der Front in Südostgalizien Geschüßkampf. Russische Kräfte, die östlich Zaleszczyki über den Dnjeßtr vorstießen, wurden nach heftigem Kampfe über den Fluß zurückgeworfen. — In Russisch-Polen und Westgalizien stellenweise Geschüßkampf. Ein russischer Nachtangriff an der Loscina in Polen scheiterte vollkommen.

Russische Niederlage bei Krasnopol.

Großes Hauptquartier, 30. März. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei den Kämpfen um Tauroggen, die zur Besiznahme des Ortes führten, hat sich nach Meldung des dort anwesenden Prinzen Joachim von Preußen der ostpreussische Landsturm glänzend geschlagen und 1000 Gefangene gemacht. — Bei Krasnopol erlitten die Russen sehr schwere Verluste (etwa 2000 Tote). Unsere Beute aus den dortigen Kämpfen belief sich bis gestern Abend auf 3000 Gefangene, 7 Maschinengewehre, 1 Geschüß und mehrere Munitionswagen. — An der Szkwa bei Klimki wurden bei einem mißglückten russischen Angriff 2 russische Offiziere und 600 Mann gefangen genommen. — In Gegend Olzyny (linkes Omulewufer) wurden zwei russische Nachtangriffe abgeschlagen. — Übergangsversuche der Russen über die untere Bzura wurden abgewiesen. (W. T. B.)

Die Karpathenschlacht.

Wien, 30. März. Amtlich wird verlautbart: 30. März. An der Karpathenfront entwickelten sich gestern im Raume südlich und östlich Lupkow wieder heftigere Kämpfe. Starke russische Kräfte gingen erneut zum Angriff vor. Bis in die Nachtstunden dauerte der Kampf an. Der Feind erlitt große Verluste und wurde überall zurückgeschlagen. — Zwischen dem Lubkower Sattel und dem Ujzoker Paß wurde ebenfalls hartnäckig gekämpft. Von den vor Przemyśl zuletzt gestandenen russischen Kräften wurden bei den Angriffen südlich Dwernik die Truppen einer Division konstatiert. — In Südostgalizien, am Dunajec und Russisch-Polen ist die Situation unverändert.

Der Tagesbericht aus dem Großen Hauptquartier.

Großes Hauptquartier, 31. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Westlich von Pont-a-Mousson griffen

die Franzosen bei und östlich von Regnieville sowie im Priesterwalde an, wurden aber unter schweren Verlusten zurückgeschlagen. Nur an einer Stelle westlich des Priesterwaldes wird noch gekämpft. — Feindliche Flieger bewarfen gestern die belgischen Orte Brügge, Ghistel und Courtrai mit Bomben, ohne militärischen Schaden anzurichten. In Courtrai wurde durch eine Bombe in der Nähe eines Lazaretts ein Belgier getötet, einer verletzt. — Östlicher Kriegsschauplatz: Das russische Grenzgebiet nördlich der Memel ist gesäubert. Der bei Tauroggen geschlagene Feind ist in Richtung Skawdwilie zurückgegangen. — Die in den letzten Tagen nördlich des Augustower Waldes erneut gegen unsere Stellungen vorgegangenen russischen Kräfte sind durch unseren kurzen Vorstoß wieder in das Wald- und Seengelände bei Sejn zurückgeworfen. Die Zahl der russischen Gefangenen aus diesen Kämpfen bei Krasnopol und nördöstlich ist um 500 gestiegen. — Bei Klimki an der Szkwa wurden weitere 220 Russen gefangen genommen. (W. T. B.)

Der Bericht des österreichisch-ungarischen Generalstabes.

Wien, 31. März. Amtlich wird verlautbart: 31. März 1915, mittags. An der Front in den Ostbeskiden ist der Tag ruhiger verlaufen. — In den östlich anschließenden Abschnitten dauern die Kämpfe fort. Auf den Höhen nördlich Cisna und nordöstlich Kalnica wurden abermals mehrere russische Sturmangriffe, die der Feind noch nachts wiederholte, abgeschlagen. Auch nördlich des Ujzoker Passes scheiterten Nachtangriffe des Feindes unter schweren Verlusten. Weitere 1900 Mann Gefangene wurden eingebracht. — Seit dem 1. März wurden in Summe 183 Offiziere und 39 942 Mann des Feindes gefangen, 68 Maschinengewehre erobert.

Tätigkeit der russischen Schwarze-Meer-Flotte.

Konstantinopel, 31. März. Das Hauptquartier teilt mit: Gestern beschloß die russische Flotte Zonguldak, Ereğli und Koslu an der Küste des Schwarzen Meeres. Nachdem sie über 2000 Granaten verschossen hatte, entfernte sie sich in nördlicher Richtung, ohne irgendwelchen bedeutenden Schaden angerichtet zu haben. Nur einige Häuser wurden beschädigt. Die von der Flotte während der Beschießung aufgestiegenen Flugzeuge wurden durch unser Feuer vertrieben. Vor den Dardanellen und auf den anderen Kriegsschauplätzen keine Veränderung.

Die deutschen Truppen in den Karpathen.

I.

Aus dem Großen Hauptquartier wird geschrieben: Seit etwa drei Wochen operiert eine deutsche Heeresgruppe in unmittelbarer strategischer und taktischer Anlehnung an die österreichisch-ungarische Armee in den Karpathen. Das Gelände der erbitterten Kämpfe liegt in der allgemeinen Linie Delatyn—Tucholka—Kiczera—Schilska—Bereznicau und nordwestlich.

In Eis und Schnee, in Geröll und Schlamm ringen hier deutsche und österreichisch-ungarische Truppen gemeinsam um die teilweise noch von den Russen besetzten Pässe. Hier, in den Karpathen, wird die Entscheidung angestrebt, die den Feind zurückdrängen soll in die Ebenen Galiziens.

Die Entwicklung der Operationen verbietet augenblicklich noch eine Beschreibung der bisherigen schweren Kämpfe. Soviel kann aber bereits heute gesagt werden: Deutschland darf stolz sein auf seine Söhne, die in den Karpathen unter unerhört schwierigen Verhältnissen, im Schnee und in der Eiskälte des Hochgebirges, ihren harten Dienst erfüllen.

Im Schnee ausgehoben sind die Schützengräben und die Feuerstellungen der Artillerie. Über glatte Schneeflächen, über steile Hänge führen die Angriffe. Schneebedeckte, enge und gewundene Pässe müssen gestürmt oder im feindlichen Feuer überwunden werden. Die Gefechte sind überaus heftig. Es liegt in der Natur des Gebirgskrieges, daß die Angriffe häufig nur frontal durchgeführt werden können. Umfassungsbewegungen erfordern im Hochgebirge unendliche Zeit, die der Gegner ausnützt, um der Umfassung eine neue starke Front auf den die Nebentäler beherrschenden Höhen entgegenzustellen. So mußte häufig in heftigem Frontalkampf der Feind niedergerungen und auf rückwärtige Stellungen zurückgedrängt werden.

Mit überraschender Schnelligkeit haben sich unsere Truppen an die schwierigen Verhältnisse des Gebirgskrieges gewöhnt. Führer und Truppen haben sich den neuen Bedingungen des Kampfes im Hochgebirge angepaßt. Die mangelnde Querverbindung zwischen den einzelnen Paßstraßen ist durch ein ausgiebiges Netz von Drahtleitungen ersetzt worden. Auf Schneeschuhen gleiten ganze Kompagnien oder einzelne Patrouillen die Hänge entlang. In Baracken bivakieren die Truppen, denen mangelhafte und wenig zahlreiche Ortschaften im Gebirge keine ausreichende Unterkunft gewähren.

Unter militärischer Aufsicht arbeiten starke Kolonnen von Landeseinwohnern an notdürftiger Ausbesserung der Wege und Paßstraßen; eine fast vergebliche Arbeit, wenn die Mittagssonne die ausgefahrenen Gleise und tiefen Wagenspuren in Schneeschlamm und tiefe Wasserlöcher verwandelt.

In langem Abstieg oder in zahlreichen steilen Kurven ringen sich die Wege zu den Paßhöhen (über 1000 Meter) hinan. Zerstörte Gehöfte, wenige schwarze aus der Schneedecke ragende Trümmer und Mauerreste bezeichnen die Stätten ehemaliger Gebirgsdörfer. Für die aus der Feuerlinie in die Feldblazette abgeschobenen Verwundeten und für die Kolonnen und Trains sind an Teilstrecken der endlosen Paßstraßen behelfsmäßig Erfrischungsstationen in Baracken errichtet worden.

Unter denkbar schwierigsten Verhältnissen vollziehen sich die Kolonnenbewegungen hinter der Front: eine Riesenarbeit, zu deren Bewältigung nur eisernes Pflichtbewußtsein fähig ist. Hier im Hochgebirge leisten die Kolonnen mit ihren erschöpften Pferden in Eis und Schnee Taten stillen, aber desto eindrucksvolleren, entsetzungsreichen Heldentums.

In endlosem Zuge arbeitet sich hier mit Pferde- und Menschenkraft eine Munitionskolonnie auf Schlitten zur Paßhöhe hinauf. Die schwerfälligen Fahrzeuge einer geleerten Verpflegungskolonnie begeben sich auf ihrem Marsch talabwärts. Schwere Bremschuhe verhindern nur mit Mühe das Abgleiten der Wagen auf den schmalen, glatten Serpentin des Weges. Kraftwagen der höheren Befehlshaber keuchen mühsam bergauf und winden sich zwischen den Fahrzeugen hindurch. Hier hilft ein Trupp zurückgeführter russischer Gefangener einen an steilem Abstieg im Schnee festgefahrenen Kraftwagen befreien. Am stahlblauen Winterhimmel kehren ratternd zwei Flugzeuge von der Erkundung der russischen Stellungen zurück. Die abgeworfenen Photographien zeigen deutlich erkennbar die feindlichen Schützengraben und Truppenansammlungen auf der abgebildeten Schneefläche als schwarze Linien und Rechtecke.

Ein eiserner Wille nur scheint hier auf diesen verschneiten Gebirgsstraßen zu herrschen: den drohen kämpfenden Kameraden unter allen Umständen Munition und Verpflegung heranzuführen. Der Begriff des „Hindernisses“ hat in den Karpaten seine Bedeutung verloren.

Schwere Kämpfe haben unsere Truppen in den Karpaten hinter sich; harte Kämpfe auf den Paßhöhen sind augenblicklich in der Entwicklung, härtere stehen vielleicht noch bevor. Die deutschen Karpatentruppen aber werden in ihren Leistungen nicht zurückstehen hinter den Kameraden, die von der Nordsee bis zur Schweizer Grenze, die von Gumbinnen bis Südpolen kämpfen. Dafür bürgt der Geist der Leute, den die Schwierigkeiten des winterlichen Hochgebirges nicht erschrecken.

II.

Im Januar wurde im nördlichen Ungarn eine neue Armee gebildet. Deutsche und österreichisch-ungarische Truppenteile wurden unter dem Oberbefehl des Generals der Infanterie von Einsingen vereinigt zum Vorgehen über die allgemeine Linie Kalocsa—Laz—Ökörmezö—Voloč—Vezerszallas und nordwestlich gegen die russischen Stellungen auf den ungarisch-galizischen und nördlich gelegenen Paßhöhen. Die operativen Bewegungen dieser Armee waren in Einklang zu bringen mit dem Vordringen der österreichisch-ungarischen Nachbartruppen.

Gegen Ende Januar trat die neue Armee, in ihren einzelnen Gruppen teilweise vermischt mit österreichisch-ungarischen Verbänden, den Vormarsch an in den Tälern des Talabor, Nagh-Ag, der Latorja, der Vecsa und westlich, während schwächere Kräfte des Bundesgenossen in allgemeiner Linie Kalocsa—Laz—Gegend von Voloč sicherten. Hier spielten sich zunächst nur Kämpfe von geringer Bedeutung ab, bis die Gesamtoperationen der Armee auf Straße Ökörmezö—Toronpa und bei Voloč—Vezerszallas auf stärkeren Feind stießen. Einer deutschen, hinter dem rechten Flügel der linken Nachbararmee an den Ujok-Paß vorgeschobenen Division fiel die Aufgabe zu, aus Gegend Hynla zunächst in Richtung Cibuchora in den Rücken des vor der Front der neuen Armee stehenden Gegners vorzustoßen.

Bereits in der letzten Januarwoche (25. 1.) hatte die Armee in erfolgreichem Vorgehen das Höhengelände bei und östlich Leveles gewonnen, feindliche Gegenangriffe von Toronpa abgewiesen, das Massiv des Menscil (1346) besetzt und die Gebirgszüge des Kliva (803) und westlich davon nach schweren Kämpfen gestürmt. In der Front wurden wiederholt heftige russische Angriffe auf die Kiczirka-Höhen (734) mit großen Verlusten für den Gegner abgewiesen, die Vortruppen der Armee nach Einnahme von Vezerszallas in die Gegend Abranka und westlich vorgeschoben.

Wenige Tage später schlug der rechte Flügel den Feind erneut, nahm die Orte Toronpa—Selsöföbes—Majdanka—Tarfalu und verfolgte den schnell zurückgehenden Feind auf Wnjzkow.

Die Operationen wurden in dem schwierigen Gebirgsgebiet durch die Witterung sehr beeinträchtigt. Fast übermenschliche Anstrengungen hatten die Truppen im Marsch und besonders im Angriff zu überstehen, ungewohnte Hindernisse des Gebirgskrieges zu überwinden. Mühsam und beschwerlich gestaltete sich der Marsch auf den verschneiten, steil ansteigenden oder in zahlreichen Serpentin auf die Paßhöhen sich windenden Straßen. Eis und Schnee, Glätte, tief ausgefahrene Gleise erschwerten den Vormarsch außerordentlich. Ins Ungeheure aber wuchsen die Hindernisse und Anstrengungen sie zu überwinden, sobald die Truppe die Straße verlassen und sich zum Angriff entwickeln mußte. Steile, glatte Schneehänge waren zu übersteigen, vereiste Sturzbäche zu überwinden. Häufig sanken die Schützenlinien bis zur Schulter in den Schnee ein. So gestaltete sich der Angriff zu einem unerhöht schweren, mühsamen Vorarbeiten in Schnee und Eis; der einzelne Schütze mußte sich seinen Weg gegen die feindliche Stellung im Feuer des Verteidigers durch den tiefen Schnee ausschaukeln. In diesen Schneegassen mußte der Angriff vorgetragen werden, während der Gegner Hindernisse vor seinen Stellungen in Gestalt von ausgedehnten Schneewällen aufstürmte, die den Angreifer dicht vor den Drahthindernissen in weichen Schneemassen versinken ließen. Die hereinbrechende Dunkelheit fand die kämpfende Truppe im leuchtenden Schnee dicht vor den Stellungen. Wochenlang erwartete die Armee bei ihren vielen Angriffen auf den Paßhöhen und einzelnen Gebirgsrücken in Höhen von über 1000 Metern, häufig in eiskaltem Winde bei 20° unter Null, den heranbrechenden Tag und den zu erneuernden Angriff.

Hier haben die Truppen in den ungewohnten Verhältnissen der Kriegführung im winterlichen Hochgebirge Höchstleistungen vollbracht, wie wohl kaum eine andere Truppe in ähnlicher Lage. Schwere Opfer mußten allerdings gebracht, Verluste ertragen werden.

Unter solchen Verhältnissen konnten die operativen Bewegungen und die Angriffe nur schrittweise und langsam vordringen. Der frontale Angriff unter solchen Schwierigkeiten kostete bedeutende Verluste, die Umfassungsbewegungen beanspruchten lange Zeit in den wegearmen, vollständig verschneiten Nebentälern endlose Zeit, wenn sie quer über die Gebirgszüge angelegt werden mußten. Wenn gleichwohl die Armee vordrang und auch heute mit Erfolg vorwärts geht, so ist dies einer wirklich unvergleichlichen Truppe zu verdanken und einer Führung, die sich den neuen Verhältnissen und allen Schwierigkeiten anzupassen verstand.

Anfangs Februar stießen die angelegten Umfassungskolonnen auf starke Fronten, die der Gegner durch herangezogene Verstärkungen besetzt und befestigt hatte. Teile des rechten Armeeflügels, umfassend gegen den Bergsattel von Wnjzkow vorgehend, warfen nach heftigem Kampf den Feind auf Seneczow zurück. In der Front wurde der Verbias-Sattel (an Straße Vezerszallas—Tucholka) gestürmt. Auch die auf dem linken Flügel umfassend gegen den feindlichen Rücken angelegte Division stieß in Gegend von Smorze auf eine starke Stellung. Durch neuauftretenden Feind aus nördlicher Richtung in linker Flanke und im Rücken bedroht, befreite sich diese Division durch einen erfolgreichen Angriff auf die Stellung bei Smorze selbständig aus ihrer gefährlichen Lage und griff noch am Abend des 2. Februar einen neuen Gegner bei Annaberg an. Ein Sieg der Division bei Annaberg mußte dem die Enja-Höhen haltenden Gegner den Rückzug abjähnen. Auch auf der übrigen Front wurden in diesen Tagen weitere Teilerfolge erzielt. Der Enja-Paß wurde gestürmt; viele Gefangene blieben in unserer Hand. Die Höhen nördlich und südlich des Passes räumte der Gegner einige Tage später und zog sich über Tucholka nach dem Zwinin I zurück. Die nach siegreichem Angriff bei Annaberg freigewordene Division wurde über Gegend Smorze—Magura in den Kampf gegen die Flanke der starkbefestigten Stellung vor dem rechten Flügel der linken Nachbartruppe und später auf den Zwinin II eingeseht.

Die Kämpfe, die seit mehreren Wochen im Quellengebiet des Talabor (Gebirgszüge des Menczul 1454), in Linie Wnjzkow—Sattel—Rozanka, in Gegend westlich Tuchla und auf dem Zwininrückens geführt werden, sind verlustreich und schwer. Aber mit unerschütterlicher Energie arbeitet sich die Südarmee von Stellung zu Stellung vor. Die Gebirgshindernisse und Schwierigkeiten des Angriffs werden überwunden und mit ihnen der Feind, der bis jetzt etwa 9000 Gefangene, Geschütze und 13 Maschinengewehre in unserer Hand ließ.

Die Berichte der russischen Presse sprechen von der „bedeutenden Offensivkraft des in den Karpaten operierenden Gegners“; sie entschuldigen ihr Zurückweichen „in vorher zugerichtete Positionen“ mit der rücksichtslosen Kraft der Offensive des Feindes; sie heben ihr Aushalten an einigen Punkten trotz des „noch immer sehr großen Druckes des Gegners“ hervor; sie rühmen das Festhalten einer Stellung und ihren „heroischen Widerstand gegen zehn aufeinanderfolgende Bajonettsangriffe“.

Die unter gemeinsamer Führung kämpfenden deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen dürfen stolz sein auf diese Anerkennung ihrer Leistungen durch den Gegner.

III.

Bei den bisherigen Kämpfen und Gefechten der zusammengefügten deutsch-österreichisch-ungarischen Armee haben sich die Ski-Kompagnien außerordentlich bewährt. Die Nahauflösung ist von den Leistungen der Schneeschuh-Patrouillen abhängig; der Infanterist würde zu den Wegen im tiefen Schnee, im mühsamen Steigen von Höhe zu Höhe Stunden gebrauchen, während die Schneeschuh-Patrouille diese Strecken in kürzester Frist zurücklegt. Geräuschlos, fast unsichtbar in den weißen Schneemänteln, huschen diese Patrouillen über die Hänge, durch die bewaldeten Berg Rücken, erscheinen bald in der Flanke, bald im Rücken der feindlichen Stellungen. Auch zur überraschenden Feuerwirkung von den Paghöhen oder seitlich gelegenen Berg Rücken sind diese Abteilungen von großem Wert, da sie auch Maschinengewehre auf niedrigen Schlitten mitnehmen können.

Eine vorzügliche Leistung bewies eine etwa 30 Mann starke Ski-Abteilung vor kurzer Zeit im Gelände der Höhen und westlich Okörmezö (im Tale des Nagy-Ag gelegen). Diese von einem Offizier geführte Abteilung erhielt den Auftrag, in der Gegend von Csuzska gegen den Rücken der dortigen feindlichen Kräfte einzugreifen. Auf Umwegen über die verschneiten Höhenzüge gewann die Abteilung zunächst die Flanke, dann den Rücken des Feindes. Hier entwickelte sie unmittelbar auf einer im Rücken des Gegners gelegenen Höhe eine Schützenlinie. Auf ein Zeichen des Führers glitt die Abteilung ab, bremste etwa 60 Schritte hinter der feindlichen Linie und eröffnete ein rasendes Schnellfeuer auf den völlig überraschten Gegner, der in großer Verwirrung die Flucht ergriff. (W. T. B.)

Im März 55 800 Russen gefangen.

Großes Hauptquartier, 1. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei Fortnahme des von Belgiern besetzten Klosterhoek-Gehöftes und eines kleinen Stützpunktes bei Digmuiden nahmen wir 1 Offizier und 44 Belgier gefangen. — Westlich von Pont-à-Mousson, im und am Priesterwalde kam der Kampf gestern abend zum Stehen; an einer schmalen Stelle sind die Franzosen in unseren vordersten Graben eingedrungen; der Kampf wird heute fortgesetzt. — Bei Vorpostengefechten nordöstlich und östlich von Luneville erlitten die Franzosen erhebliche Verluste. — In den Vogesen fand nur Artilleriekampf statt. — Östlicher Kriegsschauplatz: In der Gegend von Augustow — Suwalki ist die Lage unverändert. Nächtlüche Übergangsversuche der Russen über die Rawka südöstlich Skierniewice scheiterten. Russische Angriffe bei Opocno wurden zurückgeschlagen. — Im Monat März nahm das deutsche Ostheer im ganzen 55 800 Russen gefangen und erbeutete 9 Geschütze, 61 Maschinengewehre. (W. T. B.)

Die Kämpfe in den Karpathen.

Wien, 1. April. Amtlich wird verlautbart: 1. April. In den Ostbeskiden versuchte der Gegner im Laborzatal während der Nacht mehrere Angriffe, die abgewiesen wurden. — Zwischen Lupkower Sattel und dem Uzkoker Paß dauern die Kämpfe um die zahlreichen Höhenstellungen fort. — An der Front in Südostgalizien keine besonderen Ereignisse. Bei Inoslobz an der Pilica in Russisch-Polen griffen stärkere russische Kräfte in den Morgenstunden die Stellung unserer Truppen an; bis an die Hinderniszone herangekommen, wurden sie unter empfindlichen Verlusten zurückgeworfen. — Am südlichen Kriegsschauplatze keine Veränderung. Die am 31. März nachmittags erfolgte Beschließung der offenen Stadt Orsova wurde durch ein Bombardement Belgrads beantwortet.

Kämpfe am Priesterwalde.

Großes Hauptquartier, 2. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Zwischen Maas und Mosel fanden heftige Artilleriekämpfe statt. Die Infanteriekämpfe am und im Priesterwalde wurden fortgesetzt und dauerten die Nacht hindurch an. Westlich des Priesterwaldes brach der französische Angriff in unserem Feuer zusammen. Im Gegenangriff brachten wir dem Feinde schwere Verluste bei und warfen ihn in seine alten Stellungen zurück. Nur im Walde sitzen die Franzosen noch in zwei Blockhäusern unserer vordersten Stellung. (W. T. B.)

Die Kämpfe in den Karpathen.

Wien, 2. April. Amtlich wird verlautbart: 2. April, mittags. An der Front in den Ostbeskiden herrscht im allgemeinen Ruhe, da alle russischen Angriffe in den letzten Tagen blutig abgewiesen wurden. — In den östlich anschließenden Abschnitten der Karpathenfront, wo starke russische Kräfte angreifen, wird gekämpft. — An der Reichsgrenze zwischen Pruth und Dnjestr schlugen unsere Truppen einen überlegenen Angriff der Russen zurück; in 10 bis 15 Reihen hintereinander griff der Feind tagsüber an mehreren Stellen der Schlachtfrent an. Bis zum Abend währte der Kampf. Unter schweren Verlusten wurde der Gegner überall zum Rückzug gezwungen und wich namentlich vor dem südlichsten Abschnitt fluchtartig zurück. — In Polen und Westgalizien keine Veränderung. Ein Nachtangriff der Russen an der unteren Nida scheiterte in wirkungsvollem Feuer der eigenen Stellungen.

Der Tagesbericht der obersten Heeresleitung.

Großes Hauptquartier, 3. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Ein Versuch der Belgier, das ihnen am 31. März entzogene Klosterhoek-Gehöft wieder zu nehmen, scheiterte. — Im Priesterwalde mißlang ein französischer Vorstoß. — Ein französischer Angriff auf die Höhen bei und südlich von Nideraspach westlich von Mülhausen wurde zurückgeschlagen. (W. T. B.)

Die Kämpfe in den Karpathen.

Wien, 3. April. Amtlich wird verlautbart: An der Front in den Ostbeskiden sind seit gestern nur im oberen Laborzatal und auf den Höhen südlich Dirava Kämpfe im Gange. Neu eingefetzte russische Verstärkungen zwangen, die beiderseits Tisna und Berechny-Gorne kämpfenden exponierten Gruppen etwas zurückzunehmen. Angriffe auf die Stellungen nördlich des Uzkoker Passes wurden blutig abgewiesen. Von den zuletzt vor Przemyśl gestandenen russischen Kräften sind nun alle Divisionen an der Karpathenfront konstatiert. — In Südostgalizien nur Artilleriekämpfe. Vor unseren Stellungen zwischen Dnjestr und Pruth herrscht nach den erfolgreichen Kämpfen des 1. April Ruhe.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 3. April. Das Hauptquartier teilt mit: Keine wesentliche Änderung an den Dardanellen und auf den anderen Kriegsschauplätzen. — Am 21. März bombardierte ein englischer Kreuzer den Marktflecken Mouaileh an der Küste von Hedjas und versuchte dort zu landen. Nachdem er daran verhindert worden war, kehrte er am folgenden Morgen zurück und bombardierte fünf Stunden hindurch den genannten Flecken. Er zerstörte die Moschee, auf die er besonders sein Feuer richtete, und beschädigte einige Häuser. Der Feind versuchte, Truppen in Schaluppen zu landen, wurde aber von unseren Truppenabteilungen und der bewaffneten Bevölkerung unter schweren Verlusten verjagt. Darauf zog sich auch der Kreuzer zurück. Wir hatten keine Verluste an Menschenleben. — Heute versuchten einige feindlichen Minensucher, sich der Meerenge der Dardanellen zu nähern, wurden jedoch durch unser Feuer vertrieben. Zwei Panzerschiffe, die diese Minensucher schützten, bombardierten einen Augenblick von weitem die Meerenge ohne Wirkung und zogen sich dann zurück. Von den übrigen Kriegsschauplätzen ist nichts zu melden.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 4. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Am Nierkanal südlich Digmuiden besetzten unsere Truppen den von Belgiern besetzten Ort Drie Grachten auf dem westlichen Ufer. — Im Priesterwalde wurden mehrere französische Vorstöße abgewiesen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Russische Angriffe in Gegend Augustow wurden zurückgeschlagen. (W. T. B.)

Die Kämpfe in den Karpathen.

Wien, 4. April. Amtlich wird verlautbart: 4. April, mittags. In den Karpathen dauern die Kämpfe auf den Höhen beiderseits des Latorczatales fort. Ein auf den östlichen Begleithöhen gestern durchgeführter Gegenangriff warf den bisher heftig angreifenden Feind aus mehreren Stellungen zurück. Auch östlich Virava wurde ein starker russischer Angriff zurückgeschlagen. In diesen gestrigen Kämpfen 2020 russische Gefangene – Nördlich des Użokor Passes ist die Situation unverändert. Ein erneuter Angriff der Russen scheiterte nach kurzem Kampf. – An allen übrigen Fronten keine besonderen Ereignisse.

Der türkische Kreuzer „Medjidie“ gesunken.

Konstantinopel, 4. April. Das Hauptquartier teilt mit: Unsere Flotte brachte gestern bei Odessa zwei russische Schiffe zum Sinken, und zwar den „Provident“ mit 2000 Tonnen und die „Vostochnaja“ mit 1500 Tonnen Verdrängung. Die Besatzungen wurden zu Gefangenen gemacht. Während dieses Vorganges näherte sich der Kreuzer „Medjidie“ bei der Verfolgung von feindlichen Minensuchern in der Umgebung der Festung Otkakow dem feindlichen Ufer, stieß auf eine Mine und sank. Die Besatzung der „Medjidie“ wurde durch türkische Kriegsschiffe, die sich in der Nähe befanden, gerettet. Die Matrosen der „Medjidie“ zeigten eine Haltung, die jedes Lobes würdig ist. Vor dem Untergang des Schiffes wurden die Verschlusstücke der Kanonen vollständig entfernt und der Kreuzer selbst torpediert, um ein Wiederschlachten durch den Feind unmöglich zu machen. – Einer der feindlichen Minensucher, die sich gestern den Dardanellen zu nähern versuchten, wurde auf der Höhe von Kumkale durch ein Geschöß unserer Batterien getroffen und zum Sinken gebracht. Sonst ist an den Dardanellen und an den übrigen Fronten nichts von Bedeutung vorgekommen.

Kämpfe bei Boureuilles.

Großes Hauptquartier, 5. April. – Westlicher Kriegsschauplatz: Nach dem Orte Drie Grachten, der sich seit dem 3. April bis auf einzelne Häuser am Nordrande in unserem Besitz befindet, suchten die Belgier Verstärkungen heranzuziehen, sie wurden jedoch durch unser Artilleriefeuer zurückgetrieben. – Ebenso verhinderte unser Artilleriefeuer französische Angriffsversuche im Argonnerwalde. Ein starker feindlicher Angriff gegen die Höhenstellung westlich Boureuilles (südlich von Varennes) brach dicht vor unseren Hindernissen zusammen. Französische Infanterievorstöße westlich von Pont-à-Mousson hatten keinen Erfolg, dagegen brachten uns mehrere Minenexplosionen Geländegewinn im Priesterwalde. – Östlicher Kriegsschauplatz: Ein russischer Angriff auf Mariampol wurde unter schweren Verlusten für den Feind abgeschlagen. (W. T. B.)

Die Kämpfe in den Karpathen.

Wien, 5. April. Amtlich wird verlautbart: 5. April. In den Karpathen wird im Latorczatale und in den beiderseits anschließenden Abschnitten weiter heftig gekämpft. An allen übrigen Fronten stellenweise Artilleriekämpfe. Sonst Ruhe. – Bei Uscie Biskupie östlich Zaleszczyki versuchten stärkere feindliche Kräfte am südlichen Dniestrufers Fuß zu fassen. Sie wurden nach mehrstündigem Kampf zurückgeworfen, 1400 Mann gefangen, 7 Maschinengewehre erbeutet.

Beginn der Kämpfe zwischen Maas und Mosel.

Großes Hauptquartier, 6. April. – Westlicher Kriegsschauplatz: Die Franzosen sind seit gestern zwischen Maas und Mosel besonders tätig. Sie griffen unter Einsatz starker Kräfte und zahlreicher Artillerie nordöstlich, östlich und südöstlich von Verdun, sowie bei Ailly, Apremont,

Flirey und nordwestlich von Pont-à-Mousson an. – Nordöstlich und östlich von Verdun kamen die Angriffe in unserem Feuer überhaupt nicht zur Entwicklung, südöstlich von Verdun wurden sie abgeschlagen. Am Ostrand der Maashöhen gelang es dem Feind, in einem kleinen Teil unseres vordersten Grabens vorübergehend Fuß zu fassen; auch hier wurde er in der Nacht wieder hinausgeworfen. – Der Kampf in der Gegend von Ailly und Apremont dauerte während der Nacht ohne jeden Erfolg für den Gegner an. Erbittert wurde in der Gegend Flirey gefochten, mehrfache französische Angriffe wurden dort abgewiesen. Westlich des Priesterwaldes brach ein starker Angriff nördlich der Straße Flirey-Pont-à-Mousson zusammen. – Trotz der sehr schweren Verluste, die der Gegner bei diesen Gefechten erlitten hat, muß nach seiner neuerlichen Kräfteverteilung angenommen werden, daß er seine Angriffe hier fortsetzen wird, nachdem die gänzliche Ausichtslosigkeit aller seiner Bemühungen in der Champagne klar zutage getreten ist. – Östlicher Kriegsschauplatz: Russische Angriffe östlich und südlich von Kalmarja sowie östlich von Augustow waren erfolglos. (W. T. B.)

Die Kämpfe in den Karpathen.

Wien, 6. April. Amtlich wird verlautbart: 6. April, mittags. Die Kämpfe in den Karpathen nehmen noch weiter an Ausdehnung zu. Auf den Höhen östlich des Latorczatales eroberten gestern deutsche und unsere Truppen starke Stellungen der Russen und machten hierbei 5040 Mann zu Gefangenen. In den anschließenden Abschnitten wurden mehrere heftige Angriffe unter großen Verlusten des Feindes blutig zurückgeschlagen, weitere 2530 Russen gefangen. – In Südost-Galizien scheiterte auf den Höhen nordöstlich von Otkonia ein Nachtangriff des Feindes. – Bei dem am 4. April südwestlich Uscie-Biskupie versuchten Vorstoß des Gegners auf das südliche Dniestrufers wurden 2 Bataillone des russischen Alexander-Infanterie-Regiments vernichtet.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 6. April. Das Große Hauptquartier gibt bekannt: An der kaukasischen Front griff der Feind unsere Vorhuten nördlich von Işkan in der Nähe der Grenze an. Nach einem erbitterten Kampf von 18 Stunden wurde der Feind auf die andere Seite der Grenze geworfen. Unsere Truppen besetzten die feindlichen Dörfer in der Umgegend von Khosor und Parakez südlich von Tauşkert. – Gestern und heute hat der Feind nichts Ernstliches gegen die Dardanellen unternommen. Vorgestern eröffneten zwei feindliche Kreuzer das Feuer auf unsere Batterien am Eingang der Dardanellen. Sie verschoßen 300 Granaten, ohne eine Wirkung zu erzielen. Hingegen ist durch verschiedene Beobachtungen festgestellt worden, daß ein feindlicher Kreuzer und ein Torpedoboot durch die von unseren Batterien verschoßenen Granaten getroffen wurden. – Auf den übrigen Kriegsschauplätzen hat sich nichts Wichtiges ereignet.

Kämpfe zwischen Maas und Mosel.

Großes Hauptquartier, 7. April. – Westlicher Kriegsschauplatz: Die von uns vorgestern besetzten Gehöfte von Drie Grachten, die der Feind mit schwerstem Artillerie- und Minenwurf Feuer zusammenschloß, wurden deshalb gestern abend aufgegeben. – In den Argonnen brach ein Angriff im Feuer unserer Jäger zusammen. – Nordöstlich von Verdun gelangte ein französischer Vorstoß nur bis an unsere Vorstellungen. Östlich und südöstlich von Verdun scheiterte eine Reihe von Angriffen unter außergewöhnlich schweren Verlusten. – An der Combres-Höhe wurden zwei französische Bataillone durch unser Feuer aufgerieben. Bei Ailly gingen unsere Truppen zum Gegenangriff vor und warfen den Feind in seine alten Stellungen zurück. Auch bei Apremont hatte der Feind keinen Erfolg. Ebenso sind andere französische Angriffe bei Flirey völlig gescheitert;

zahlreiche Tote bedeckten das Gelände vor unserer Front, deren Zahl sich noch dadurch vermehrt, daß die Franzosen die in ihren eigenen Schützengraben Gefallenen vor die Front ihrer Stellungen werfen. — Am Westrande des Priesterwaldes schlug eines unserer Bataillone im Bajonettkampf starke Kräfte des 13. französischen Regiments zurück. — Am Hartmannsweilerkopf wird seit gestern nachmittag trotz starken Schneesturmes gekämpft. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei einem Vorstoß in russisches Gebiet nach Andrzejewo, 30 Kilometer südöstlich von Memel, vernichtete unsere Kavallerie ein russisches Bataillon, von dem der Kommandeur, 5 Offiziere und 360 Mann gefangen genommen, 120 getötet und 150 schwer verwundet wurden. Ein anderes russisches Bataillon, das zur Hilfe eilte, wurde zurückgeschlagen. Wir verloren 6 Tote. — Russische Angriffe östlich und südlich von Kalwarja sowie gegen unsere Stellungen östlich von Augustow wurden abgewiesen. — Sonst ereignete sich auf der Ostfront nichts Besonderes. (W. T. B.)

„U 29“ (Kapitän Weddigen) verloren.

Amtlich wird durch W. T. B. gemeldet: S. M. Unterseeboot „U 29“ ist von seiner letzten Unternehmung bisher nicht zurückgekehrt. Nach einer von der britischen Admiralität ausgehenden Nachricht vom 26. März soll das Boot mit der ganzen Besatzung untergegangen sein. Es muß danach als verloren betrachtet werden.

Die Kämpfe in den Karpathen.

Wien, 7. April. Amtlich wird verlautbart: 7. April. An der Front in den Karpathen dauern die Kämpfe fort. Die Zahl der auf den Höhen östlich des Latorczatales gemachten Gefangenen hat sich um weitere 930 Mann erhöht. In den Kämpfen wurden auch 2 Geschütze und 7 Maschinengewehre erobert, zahlreiches Kriegsmaterial erbeutet, darunter über 5000 Gewehre. — In Südostgalizien nur stellenweise Geschützkampf. In Westgalizien und Russisch-Polen keine Veränderung. — Am südlichen Kriegsschauplatz wurde die am 6. April erfolgte neuerliche Beschießung der offenen Stadt Orsova durch ein kurzes Bombardement Belgrads beantwortet.

Kämpfe zwischen Maas und Mosel.

Großes Hauptquartier, 8. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Die Kämpfe zwischen Maas und Mosel dauern fort. In der Woëvre-Ebene östlich und südöstlich von Verdun scheiterten sämtliche französischen Angriffe. Von der Combres-Höhe wurden die an den einzelnen Stellen bis in unsere vordersten Gräben eingedrungenen feindlichen Kräfte im Gegenangriff vertrieben. Aus dem Selouse-Walde nördlich von St. Mihiel gegen unsere Stellungen vorgebrochene Bataillone wurden unter schwersten Verlusten in diesen Wald zurückgeworfen. Im Walde von Ailly sind erbitterte Nahkämpfe wieder im Gange. Am Walde westlich von Apremont stießen unsere Truppen dem Feinde, der erfolglos angriffen hatte, nach. Vier Angriffe auf die Stellungen nördlich von Flirey sowie zwei Abendangriffe westlich des Priesterwaldes brachen unter sehr starken Verlusten in unserem Feuer zusammen. Drei nächtliche französische Vorstöße im Priesterwalde mißglückten. Der Gesamtverlust der Franzosen auf der ganzen Front war wieder außerordentlich groß, ohne daß sie auch nur den geringsten Erfolg zu verzeichnen hatten. — In der Gegend von Reihel wurde ein feindliches Flugzeug, das aus Paris kam, zum Landen gezwungen. Der Flugzeugführer gab an, daß über die französischen Verluste in der Champagneschlacht in Paris noch nichts in die Öffentlichkeit gedrungen wäre. — Die Kämpfe am Hartmannsweilerkopf dauern noch an. — Östlicher Kriegsschauplatz: Auf der Ostfront hat sich nichts ereignet. Das Wetter ist schlecht. Die Wege im russischen Grenzgebiet sind zurzeit grundlos. (W. T. B.)

Die Kämpfe in den Karpathen.

Wien, 8. April. Amtlich wird verlautbart: 8. April, mittags. Die im Abschnitte der Ostbeskiden seit Wochen andauernden hartnäckigen Kämpfe haben in der Schlacht während der Ostertage ihren Höhepunkt erreicht. Ununterbrochene russische Angriffe, hauptsächlich beiderseits des Latorczatales, wo der Gegner den größten Teil der vor Przemyśl freigewordenen Streitkräfte einsetzte, wurden unter ganz bedeutenden Verlusten des Feindes in diesen Tagen zurückgeschlagen. Gegenangriffe deutscher und unserer Truppen führten auf den Höhen westlich und östlich des Tales zur Eroberung mehrerer starker russischer Stellungen. Wenn auch die Kämpfe an dieser Front noch nicht ihr Ende erreicht haben, so ist doch der Erfolg der Osterschlacht, die an 10 000 unverwundete Gefangene und zahlreiches Kriegsmaterial einbrachte, ein unbestrittener. — Östlich des Latorczatales wird im Waldgebirge in einzelnen Abschnitten heftig gekämpft. — In Südostgalizien stellenweise Geschützkampf. — In Russisch-Polen und Westgalizien verhältnismäßig Ruhe.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 8. April. Das Hauptquartier teilt mit: Ein Teil der feindlichen Flotte versuchte gestern, nachdem sie etwa 20 Granaten gegen die Station Dragobina bei Enos abgefeuert hatte, in zwei Barken Soldaten an Land zu bringen; unsere schwachen Küstenwachen genügten, um den Feind zu verjagen. Die feindliche Flotte schoß, als sie sich zurückzog, noch einige Granaten gegen ein Haus ab, ohne Schaden anzurichten. — Von den anderen Kriegsschauplätzen ist nichts zu melden.

Kämpfe zwischen Maas und Mosel.

Großes Hauptquartier, 9. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Aus dem völlig zusammengeschossenen Orte Drie Grachten an der Moser wurden die Belgier wieder vertrieben, 2 belgische Offiziere, 100 Mann und 2 Maschinengewehre fielen dabei in unsere Hände. — Als Erwiderung auf die Beschießung der hinter unserer Stellung gelegenen Ortschaften wurde Reims, in dem große Ansammlungen von Truppen und Batterien erkannt wurden, mit Brandgranaten belegt. — Nördlich vom Gehölz Beau-Séjour, nordöstlich von Le Mesnil entriß wir gestern abend den Franzosen mehrere Gräben, 2 Maschinengewehre wurden erbeutet; 2 Wiedereroberungsversuche während der Nacht waren erfolglos. — In den Argonnen mißglückte ein französischer Infanterieangriff, bei dem die Franzosen erneut Bomben mit einer betäubenden Gaswirkung verwendeten. — Die Kämpfe zwischen Maas und Mosel dauerten mit gesteigerter Heftigkeit an. Die Franzosen hatten bei den wieder gänzlich erfolglosen Angriffen die schwersten Verluste. In der Woëvre-Ebene griffen sie vormittags und abends erfolglos an. Zur Besitznahme der Maashöhe bei Combres setzten sie dauernd neue Kräfte ein. Ein Angriff aus dem Selouse-Walde nördlich von St. Mihiel brach an unseren Hindernissen zusammen. Im Ailly-Walde sind wir im langsamen Vordringen, westlich Apremont mißglückte ein französischer Vorstoß. Französische Angriffe erstarben westlich Flirey in unserer Artilleriefeuer, führten aber nördlich und nordöstlich des Ortes zu erbittertem Handgemenge, in dem unsere Truppen die Oberhand gewannen und den Feind zurückwarfen. Nächtliche Vorstöße der Franzosen waren hier erfolglos. Auch im Priesterwalde gewannen die Franzosen keinen Boden. — Ein feindlicher Versuch, das von uns besetzte Dorf Bezange la Grande südwestlich von Chateau Salins zu nehmen, scheiterte. — Am Sudelkopf wurde ein Mann des französischen 334. Regiments gefangen genommen, der Dumdumgeschosse bei sich hatte. — Am Hartmannsweilerkopf fand nur Artilleriekampf statt. — Östlicher Kriegsschauplatz: Östlich von Kalwarja haben sich Gefechte entwickelt, die noch nicht abgeschlossen sind. Sonst hat sich auf der Ostfront nichts ereignet. (W. T. B.)

Die Kämpfe in den Karpathen.

Wien, 9. April. Amtlich wird verlautbart: 9. April, mittags. An der Front in den Ostbeskiden herrscht im allgemeinen Ruhe. — Im Waldgebirge setzt der Gegner seine frontalen Vorstöße unter schonungslosester Ausnutzung seines Menschenmaterials in andauernden Sturmangriffen fort. Berge von Leichen und Verwundeten kennzeichnen die im wirkungsvollsten Geschütz- und Maschinengewehrfeuer unserer Stellung liegenden russischen Angriffsfelder. 1600 unverwundete Feinde wurden in den gestrigen Kämpfen gefangen.

Die Kämpfe zwischen Maas und Mosel.

Großes Hauptquartier, 10. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Die Beute von Drie Grachten erhöhte sich auf 5 belgische Offiziere, 122 Mann, 5 Maschinengewehre. — In der Champagne nördlich Beau-Séjour räumten unsere Truppen die am 8. April genommenen, gestern aber durch schweres französisches Feuer zerstörten Gräben und wiesen französische Angriffe in dieser Gegend ab. — Die Kämpfe zwischen Maas und Mosel hielten mit gleicher Heftigkeit an. An den von den Franzosen als von ihnen genommen gemeldeten Orten Fromezey und Gussainville östlich Verdun ist bisher noch nicht gekämpft worden, da diese Orte weit vor unseren Stellungen liegen. Zwischen Orne und den Maashöhen erlitten die Franzosen gestern eine schwere Niederlage, alle Angriffe brachen in unserem Feuer zusammen. An der Combres-Höhe saßen sie an einzelnen Stellen unserer vorderen Linien vorübergehend Fuß, wurden aber durch nächtliche Gegenangriffe teilweise wieder zurückgeworfen. Die Kämpfe dauern an. Auch die Angriffe gegen unsere Stellungen nördlich St. Mihiel waren völlig erfolglos. Kleinere Vorstöße auf der Front Ailly-Apremont wurden abgewiesen. Bei Flirey waren die Kämpfe, wohl infolge der schweren Verluste des Feindes vom 7. und 8. April, weniger lebhaft, hier fielen 2 Maschinengewehre in unsere Hand. Auf der Front Remenauville-Priesterwald wurden sämtliche französischen Angriffe zurückgeschlagen. Am Westrande des Priesterwaldes verlor der Feind endgültig auch den Teil unserer Stellung, in den er Ende März eingedrungen war. — Einen abermaligen Versuch, Bezange la Grande südwestlich von Chateau Salins uns zu entreißen, bezahlten die Franzosen mit dem Verlust einer Kompanie, die völlig aufgerieben wurde und 2 Offiziere, 101 Mann als Gefangene in unserer Hand ließ. — In den Vogesen hat sich die Lage nicht geändert. — Östlicher Kriegsschauplatz: Östlich und südlich Kalwarja hatten die Russen mit ihren Angriffsversuchen kein Glück, sie wurden überall mit schweren Verlusten zurückgeschlagen. (W. T. B.)

Die Kämpfe in den Karpathen.

Wien, 10. April. Amtlich wird verlautbart: Im Waldgebirge kam es gestern auch in den Abschnitten östlich des Użokerpasses zu heftigen Kämpfen. Deutsche Truppen eroberten nördlich Tucholka eine seit dem 5. Februar vielumstrittene und von den Russen hartnäckig verteidigte Höhenstellung; 1 Oberst, über 1000 Mann wurden bei diesem Angriff gefangen und den Russen auch 15 Maschinengewehre entzogen. — Im Oportale und im Quellgebiet des Struj scheiterten gleichzeitig heftige feindliche Angriffe an unseren und an deutschen Stellungen unter schweren Verlusten des Gegners. — Der gestrige Tag brachte in Summe 2150 Gefangene ein.

Die Kämpfe zwischen Maas und Mosel.

Großes Hauptquartier, 11. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Am Herkanal bei Poesele südlich von Drie Grachten nahmen wir drei von Belgien besetzte Gehöfte und machten dabei 1 Offizier, 40 Mann zu Gefangenen. — Bei kleinen Vorstößen gegen den Ancre-Bach bei Albert nahmen wir 50 Franzosen gefangen. — Im Westteil der Argonnen mißglückte ein französischer Angriff. —

Die Kämpfe zwischen Maas und Mosel nahmen erst gegen Abend an Heftigkeit zu. Im Waldgelände nördlich der Combres-Höhe versammelten die Franzosen starke Kräfte zu einem neuen Versuch, unsere Höhenstellung zu nehmen. Der Angriff kam erst heute früh zur Ausführung und scheiterte gänzlich. Die Höhenstellung ist ganz in unserem Besitz. Südöstlich von Ailly fanden die Nacht hindurch heftige Nahkämpfe statt, die zu unseren Gunsten entschieden wurden. Bei einem starken, aber erfolglosen französischen Angriff nördlich Flirey hatten die Franzosen sehr schwere Verluste. In den gestrigen Kämpfen im Priesterwalde nahmen wir dem Feinde 4 Maschinengewehre ab, die anschließenden sehr erbitterten Nachtkämpfe blieben für uns erfolgreich. Die sehr schweren Verluste der Franzosen in den Kämpfen zwischen Maas und Mosel lassen sich noch nicht annähernd schätzen; allein zwischen Selouse und Camorville-Wald zählten unsere Truppen 700, an einer kleinen Stelle nördlich Regnieville über 500 französische Leichen. Wir machten 11 französische Offiziere und 804 Mann zu Gefangenen und erbeuteten 7 Maschinengewehre. Ein infolge zerstossener Trösse abgetriebener deutscher Fesselballon ist nicht, wie die Franzosen angeben, in ihre Linien vertrieben, sondern wohlbehalten bei Mörchingen gelandet und geborgen. — In den Vogesen schloß Schneesturm eine größere Gefechts-tätigkeit aus. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Mariampol und Kalwarja sowie bei Klimki an der Szka wurden russische Angriffe abgeschlagen. — Aus einem Ort bei Bromierz westlich von Plonsk wurden die Russen hinausgeworfen, dabei 80 Mann gefangen genommen und 3 Maschinengewehre erbeutet. — In Polen südlich der Weichsel unterhielten die Russen die ganze Nacht hindurch ein lebhaftes Infanterie- und Artilleriefeuer. (W. T. B.)

Die Kämpfe in den Karpathen.

Wien, 11. April. Amtlich wird verlautbart: 11. April. In den Beskiden hat sich nichts ereignet. Im Waldgebirge dauern die Kämpfe in einzelnen Abschnitten noch fort. Östlich des Użokerpasses wurden bei Ausnutzung der Erfolge vom 9. April weitere 9 Offiziere und 713 Mann gefangen, 2 Maschinengewehre erbeutet. — An der Front in Südostgalizien nur Geschützkampf und kleinere nächtliche Unternehmungen. — In Westgalizien und Russisch-Polen herrscht Ruhe.

Die Kämpfe zwischen Maas und Mosel.

Großes Hauptquartier, 12. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: In den Argonnen scheiterten kleinere französische Teilangriffe. — Zwischen Maas und Mosel war der Sonntag verhältnismäßig ruhig; erst in den Abendstunden setzten die Franzosen zum Angriff auf die Combres-Stellung an; nach zweistündigem Kampf war der Angriff abgeschlagen. Im Walde von Ailly und im Priesterwalde fanden tagsüber örtlich beschränkte Nahkämpfe statt, in denen wir die Oberhand behielten. Ein in der Nacht erneut einsetzender Angriff wurde abgewiesen. — In Erwiderung des am 3. April erfolgten Bombenabwurfs durch feindliche Flieger auf die offene, außerhalb des Operationsgebiets liegende Stadt Müllheim, bei dem 3 Frauen getötet worden sind, wurde Nancy, der Hauptort der Befestigungsgruppe gleichen Namens, von uns ausgiebig mit Spreng- und Brandbomben belegt. — Nach Aussage französischer Offiziere sind die Kathedralen Notre Dame in Paris und in Troyes, sowie hervorragende Staatsgebäude, wie Nationalbibliothek, Kunstgebäude, Invalidengebäude, Louvre usw., mit militärischen Einrichtungen wie Scheinwerfern, drahtlosen Stationen, Maschinengewehren versehen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei einem Vorstoß von Mariampol in östlicher Richtung nahmen wir den Russen 9 Offiziere, 1350 Mann sowie 4 Maschinengewehre ab. — Nordöstlich von Lomza warfen die Russen aus Wurfmaschinen Bomben, die nicht plakten, sondern langsam ausbrennend erstickende

Gase entwickelten. — Die in der Presse amtlich gemeldete Verstückelung eines russischen Unteroffiziers in Gegenwart deutscher Offiziere bedarf als grobe und sinnlose Lüge keiner weiteren Erörterung. (W. T. B.)

Vergeltungsmaßregeln gegen die widerrechtliche Behandlung der U-Boots-Mannschaften.

Berlin, 12. April. Die von der englischen Regierung angeordnete Maßregelung der in treuester Pflichterfüllung in ihre Gewalt geratenen Besatzung von Unterseebooten, durch Verjagung ehrenhafter Kriegsgefangenschaft und Unterbringung in Naval detention barracks, hat die deutsche Regierung zu der Gegenmaßnahme veranlaßt, für jeden Gefangenen der Unterseebootsbesatzung für die Dauer seiner völkerrechtswidrigen harten Behandlung einen kriegsgefangenen englischen Offizier ohne Ansehen der Person in gleicher Weise zu behandeln. Dementsprechend sind heute, am 12. d. M., aus Offiziergefangenenlagern 39 englische Offiziere in entsprechende Haft in Militärarrestanstalten übergeführt worden. (W. T. B.)

Die Kämpfe in den Karpathen.

Wien, 12. April. Amtlich wird verlautbart: 12. April, mittags. Die allgemeine Lage ist unverändert. — In Russisch-Polen und Westgalizien stellenweise Geschüßkampf. — An der Karpathenfront wurden im Waldgebirge, besonders in den Abschnitten östlich des Ujzokerpasses mehrere russische Angriffe unter großen Verlusten des Feindes abgewiesen, in Summe 830 Mann gefangen. — In Südostgalizien und in der Bukowina vereinzelt heftige Geschüßkämpfe.

Die Kämpfe zwischen Maas und Mosel.

Großes Hauptquartier, 13. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Die Franzosen behaupten, 150 Bomben auf Seebahnhof und Gießerei Brügge abgeworfen zu haben. In Wirklichkeit fielen 9 Bomben in der Umgebung von Ostende und 2 bei Brügge nieder, ohne Schaden anzurichten. Wir bewarfen dafür heute nacht ausgiebig die von den Engländern belegten Orte Poperinghe, Hazebrouk und Cassel. — Bei Berry-au-Bac drangen die Franzosen nachts in einen unserer Gräben ein, wurden aber sofort wieder zurückgeworfen. — Ein feindlicher Fliegerangriff in Gegend östlich von Reims mißglückte; nordöstlich von Suippes wurden gegen uns wieder Geschosse mit betäubender Gasentwicklung verwendet. — Zwischen Maas und Mosel setzten die Franzosen ihre Angriffstätigkeit an einzelnen Stellen mit Heftigkeit, aber erfolglos fort, drei Angriffe in den Vormittagsstunden bei Maizeren östlich von Verdun brachen unter schwersten Verlusten in unserem Feuer zusammen. Die mittags und abends bei Marcheville südwestlich von Maizeren unternommenen Angriffe, bei denen der Feind starke Kolonnen zeigte, nahmen denselben Ausgang. Ein heute bei Tagesanbruch gegen die Front Maizeren—Marcheville geführter Angriff wurde wieder mit sehr erheblichen Verlusten für den Feind zurückgeschlagen. Im Priesterwalde fanden Tag und Nacht erbitterte Nahkämpfe statt, bei denen wir langsam Boden gewannen. — Südlich des Hartmannsweilerkopfes wurde gestern abend ein französischer Angriff abgewiesen. (W. T. B.)

Russische Angriffe in den Karpathen abgeschlagen.

Wien, 13. April. Amtlich wird verlautbart: 13. April, mittags. Die seit ungefähr 20. März andauernde russische Offensive in den Karpathen ist an der ganzen Front zum Stehen gekommen. — Als in den erbitterten Kämpfen während der Ostertage der vom Gegner mit starken Kräften versuchte Durchbruch im Labczja- und Ondawatale gescheitert war, versuchte der Feind im Waldgebirge beider-

seits des Ujzoker Passes erneuert vorzudringen. Auch hier wurden in den letzten Tagen alle Angriffe der Russen unter großen Verlusten des Feindes zurückgeschlagen.

Beschließung der Dardanellen.

Konstantinopel, 13. April. Das Große Hauptquartier gibt bekannt: Einige feindliche Beobachtungsschiffe haben gestern eine halbe Stunde lang ohne Erfolg am Ausgang der Dardanellen unsere in der Umgebung des Einganges der Meerengen gelegenen Batterien beschossen. Durch unser Feuer wurden daraufhin ein feindlicher Kreuzer und ein Torpedoboot von Granaten getroffen. Auf den übrigen Kriegsschaulätzen hat sich nichts geändert.

Die Kämpfe zwischen Maas und Mosel.

Großes Hauptquartier, 14. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Ein nächtlicher feindlicher Vorstoß bei Berry-au-Bac scheiterte. — Nordwestlich von Verdun brachten die Franzosen gestern Minen mit stark gelblicher Rauch- und erstickend wirkender Gasentwicklung gegen unsere Linien zur Anwendung. — Zwischen Maas und Mosel wurde weiter gekämpft. Bei einem starken französischen Angriff gegen die Linie Maizeren—Marcheville drangen die Franzosen an einer schmalen Stelle bei Marcheville in unsere Stellung ein, wurden durch Gegenangriff aber bald wieder hinausgeworfen. An der übrigen Front brach der Angriff bereits vor unserer Stellung zusammen. Zwischen Combres und St. Mihiel fanden gestern nur Artilleriekämpfe statt. Im Ailly-Walde wurden nach erfolglosen feindlichen Sprengversuchen drei feindliche Angriffe zurückgewiesen. Ein Angriff beiderseits der Straße Essen—Fliren scheiterte westlich dieser Straße und führte östlich derselben zu Nahkämpfen, in denen unsere Truppen die Oberhand behielten. Im Priesterwalde fanden keine Kämpfe statt. — In den Vogesen mißglückte ein französischer Vorstoß gegen den Schnepfenriethkopf südwestlich von Meheval. (W. T. B.)

Die Kämpfe in den Karpathen.

Wien, 14. April. Amtlich wird verlautbart: 14. April, mittags. An der Karpathenfront waren in den meisten Abschnitten nur Geschüßkämpfe im Gange. Nordwestlich des Ujzoker Passes wurde eine von den Russen vor Tagen besetzte Stellung in ihrer ganzen Ausdehnung durch den Angriff der tapferen ungarischen Infanterieregimenter Nr. 19 und 26 erobert. — In Südostgalizien und der Bukowina herrscht Ruhe.

Vergebliche französische Angriffe.

Großes Hauptquartier, 15. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Zwischen Maas und Mosel kam es gestern nur zu vereinzelt Kämpfen. Bei Marcheville erlitten die Franzosen in dreimaligen erfolglosen Angriffen schwere Verluste. Westlich der Straße Essen—Fliren dauerte der Kampf um ein kleines Grabenstück bis in die Nacht hinein fort. Am und im Priesterwalde scheiterten französische Angriffe. — Feindliche Abteilungen, die gegen unsere Stellungen nordöstlich von Manonviller vorgingen, wurden von unseren Sicherungstruppen mit schweren Verlusten zurückgeworfen. — Südlich des Hartmannsweilerkopfes versuchten die Franzosen fünfmal vergeblich, unsere Front zu durchbrechen. Im übrigen fanden in den Vogesen nur Artilleriekämpfe statt. (W. T. B.)

Luftschiffangriff gegen die Tynemündung.

Berlin, 15. April. Am 14. April abends hat ein Marineluftschiff einen Angriff gegen die Tynemündung unternommen. Hierbei wurde eine Anzahl Bomben geworfen. Das Luftschiff ist unverfehrt zurückgekehrt. (W. T. B.)

Die Kämpfe in den Karpathen.

Wien, 15. April. Amtlich wird verlautbart: 15. April. In Westgalizien scheiterte bei Cezkowice an der Biala in

den Morgenstunden des 14. April ein Vorstoß der Russen. — Auf den Höhen beiderseits Wysockowz am Strnj griffen stärkere russische Kräfte die Stellungen unserer Truppen an. Nach heftigem Kampfe wurde der Gegner geworfen, im Gegenangriff eine wichtige Höhe gewonnen und besetzt, 3 Offiziere und 661 Mann gefangen. Im übrigen an der Karpathenfront nur Geschüßkampf, in vielen Abschnitten Ruhe.

Freiburg von französischen Fliegern bombardiert.

Großes Hauptquartier, 16. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Vor Ostende — Nieuport beteiligten sich gestern am Artilleriekampf einige feindliche Torpedoboote, deren Feuer schnell zum Schweigen gebracht wurde. — Am Südrand von St. Eloi besetzten wir nach Sprengung zwei Häuser. — Am Südhang der Loretohöhe wird seit heute nacht wieder gekämpft. — Zwischen Maas und Mosel fanden nur Artilleriekämpfe statt. — Die Verwendung von Bomben mit erstickend wirkender Gasentwicklung und von Infanterie-Explosivgeschossen seitens der Franzosen nimmt zu. — Bei dem klaren, sichtigen Wetter war die Fliegertätigkeit gestern wieder sehr rege. Feindliche Flieger bewarfen die Ortschaften hinter unseren Stellungen mit Bomben, auch Freiburg wurde wieder heimgesucht, wo mehrere Zivilpersonen, hauptsächlich Kinder, getötet und verletzt wurden. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Im Osten ist die Lage unverändert. — In den kleinen Gefechten bei Kalwarja wurden in den letzten Tagen von uns 1040 Russen gefangen genommen und 7 Maschinengewehre erbeutet. (W. T. B.)

Neuer Luftschiffangriff gegen England.

Berlin, 16. April. In der Nacht vom 15. zum 16. April haben Marineluftschiffe mehrere verteidigte Plätze an der südlichen englischen Ostküste erfolgreich mit Bomben beworfen. Die Luftschiffe wurden vor und bei den Angriffen heftig beschossen. Sie sind unbeschädigt zurückgekehrt. (W. T. B.)

Die Kämpfe in den Karpathen.

Wien, 16. April. Amtlich wird verlautbart: 16. April, mittags. In Polen wurde ein russischer Angriff bei Blogie, östlich Piotrkow, abgewiesen. An der unteren Nida schoß unsere Artillerie ein russisches Munitionsdepot in Brand. Mehrere Schützengräben der Russen, die in unserem wirkungsvollsten Geschüßfeuer lagen, wurden vom Gegner unter großen Verlusten fluchtartig verlassen. — In den Karpathen kam es nur im Waldgebirge zu vereinzelt Kämpfen. Vorgehende russische Infanterie wurde, wie immer, unter bedeutenden Verlusten abgewiesen; 450 Gefangene. Partielle Kämpfe im Strnjtale brachten weitere 268 Gefangene.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 16. April. Aus dem Hauptquartier wird mitgeteilt: Gestern nachmittag beschloß ein feindlicher Panzerkreuzer in größeren Zeitabständen und ohne Erfolg die Befestigungen der Dardanellen von der Einfahrt aus. Vier Granaten aus unseren Batterien trafen den Panzerkreuzer, auf dem ein Brand entstand. Das Schiff fuhr sofort in der Richtung auf Tenedos ab. — Die russische Flotte beschloß gestern Eregli und Zungulbak und dampfte hierauf in nördlicher Richtung ab. Ihr ganzer Erfolg war die Versenkung einiger Segelschiffe. Wir finden die zeitweilige, zweck- und erfolglose Beschießung von Ortschaften durch Schiffe, die beständig an der syrischen Küste kreuzen, nicht wert, als Kriegsereignis verzeichnet zu werden.

Der deutsche Tagesbericht. — Luftangriffe.

Großes Hauptquartier, 17. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Gestern brachten auch die Engländer östlich Ypern Granaten und Bomben mit erstickend wirkender Gasentwicklung zur Anwendung. — Am Südhang der Loretohöhe nordwestlich von Arras ging uns ein kleiner

Stützpunkt von 60 Meter Breite und 50 Meter Tiefe verloren. — In der Champagne nordwestlich von Perthes wurde nach umfangreicher Sprengung eine französische Befestigungsgruppe im Sturm genommen. Ein heute früh angelegter feindlicher Gegenangriff mißglückte. — Zwischen Maas und Mosel fanden heftige Artilleriekämpfe statt. Bei Fliren griffen die Franzosen mehrfach an; mit schweren Verlusten wurden sie in ihre Stellungen zurückgeworfen. — Bei einem Erkundungsvorstoß nahmen unsere Truppen die feindliche Stellung nordwestlich von Urbeis (Vogesen), die, für uns ungünstig gelegen, unter Mitnahme einer Anzahl gefangen genommener Alpenjäger morgens wieder geräumt wurde. — Ein französisches Luftschiff erschien heute nacht über Straßburg und warf mehrere Bomben ab. Der Sachschaden, der hauptsächlich Fenster Scheiben betrifft, ist unbedeutend; einige Zivilpersonen sind leider verletzt. Einer unserer Flieger, der vorgestern Calais mit Bomben belegte, bewarf gestern Greenwich bei London. (W. T. B.)

Die Kämpfe in den Karpathen.

Wien, 17. April. Amtlich wird verlautbart: 17. April. Im Waldgebirge, wo die Russen stellenweise ihre heftigen Angriffe wiederholten, wurden 1290 Mann gefangen. Bei diesen Angriffen und bei mehreren während der Nacht versuchten Vorstößen erlitt der Feind wieder schwere Verluste. — In Südostgalizien und in der Bukowina Geschüßkampf.

Heftige Kämpfe an den Dardanellen.

Konstantinopel, 17. April. Das Hauptquartier teilt mit: Gestern nachmittag wurde ein feindliches Wasserflugzeug beim Fluge über den Golf von Saros von unserem Feuer beschädigt und fiel vor Sazli Liman ins Meer. Ein zweites Wasserflugzeug, das sich aufs Meer niederließ, um das erste zu bergen, wurde durch unser Feuer zum Sinken gebracht. Das englische Panzerschiff „Lord Nelson“ und ein Wasserflugzeugmutterschiff, die sich näherten, wurden von Granaten getroffen. Der „Nelson“ zog sich zurück. Das Wasserflugzeugmutterschiff, das das beschädigte Wasserflugzeug schleppte, zog sich gleichfalls zurück. Das englische Unterseeboot „E 15“ wurde in der Meerenge der Dardanellen östlich von Karanlik Liman zum Sinken gebracht. Von der aus 31 Mann bestehenden Besatzung wurden 3 Offiziere und 21 Soldaten gerettet und zu Gefangenen gemacht; unter ihnen befindet sich der frühere englische Vizekonsul in den Dardanellen. — Von den übrigen Kriegsschauplätzen ist nichts zu melden.

Ein deutscher Sieg in Ostafrika.

Amtlich wird gemeldet: In zweitägigem Gefecht wurde der starke Gegner am 18. — 19. Januar bei Jassini geschlagen. Er verlor etwa 200 Gefallene, 4 Kompagnien sind gefangen, Gesamtverlust des Gegners etwa 700 Mann, 350 Gewehre, 1 Maschinengewehr, 2 Reittiere, 60 000 Patronen erbeutet.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 18. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Nach Vornahme von Sprengungen drangen die Engländer gestern abend südöstlich von Ypern in unsere Höhenstellung dicht nördlich des Kanals ein, wurden aber im Gegenangriff sofort wieder zurückgeworfen; nur um drei von den Engländern besetzte Sprengtrichter wird noch gekämpft. — In der Champagne sprengten die Franzosen neben der vorgestern von uns eroberten Stellung einen Graben, ohne Vorteile zu erringen. — Zwischen Maas und Mosel fanden nur Artilleriekämpfe statt. — In den Vogesen bemächtigten wir uns südwestlich von Stosweiher am Sattel einer vorgeschobenen französischen Stellung. Südwestlich von Meheral wurden unsere Vorposten vor überlegenem Feinde auf ihre Unterstüzungen zurückgenommen. (W. T. B.)

Die Kämpfe in den Karpathen.

Wien, 18. April. Amtlich wird verlautbart: 18. April, mittags. In den Waldkarpathen wurden bei Nagypolany, Zellő und Telepocz russische Angriffe blutig abgewiesen, 7 Offiziere, 1425 Mann gefangen. — An allen übrigen Fronten nur Geschüßkampf. — Am südlichen Kriegsschauplatz keine Ereignisse. Serbisches Artilleriefeuer aus der Gegend von Belgrad wurde, wie schon öfters, erfolgreich erwidert.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 18. April. Das Hauptquartier teilt mit: Infolge eines von der Vorhut unserer Truppen in der Gegend von Basserah unternommenen Angriffs fanden in der Umgebung von Schabia und Alberdziejie Kämpfe statt. Unsere Truppen drangen in die besetzten Stellungen des Feindes ein, zogen sich aber infolge der Ankunft englischer Verstärkungen aus dem Gebiete dieser Befestigungen zurück.

Der türkische Bericht über den Untergang des englischen Unterseeboots „E 15“.

Konstantinopel, 18. April. Das Hauptquartier teilt folgende Einzelheiten über die Vernichtung des englischen Unterseebootes „E 15“ mit: Das Unterseeboot war, geschleppt von einem Kreuzer, am 18. März von Plymouth abgefahren, eine Nacht in Gibraltar geblieben und hatte sich von dort nach Malta und dann in den Hafen Mudros auf der Insel Lemnos begeben, wo es 6 Tage blieb. Nachdem es sich noch einen Tag bei Tenedos aufgehalten hatte, fuhr es von dort um Mitternacht ab und drang um 2 Uhr 20 Minuten früh in den Eingang der Dardanellen ein. — Es tauchte um 2 1/2 Uhr unter, um das Licht unserer Scheinwerfer zu vermeiden. Von der starken Strömung fortgerissen, stieß es gegen 6 1/2 Uhr morgens auf Land, und sein Turm tauchte über dem Wasser auf. Unsere Batterien eröffneten darauf das Feuer auf das Unterseeboot. Die erste Granate traf die Kommandobrücke und tötete den Kapitän. Eine zweite Granate traf den Raum der elektrischen Maschinen, so daß die Besatzung gezwungen war, das Schiff zu verlassen. Aber unsere Batterien setzten das Feuer fort. 3 Personen wurden getötet und 7 Matrosen verwundet. — Der englische Dizekonföul in den Dardanellen, Palmer, der gefangen genommen wurde, erklärte, Reserveoffizier zu sein. — Nachdem feindliche Flugzeuge das Schicksal des Unterseebootes erfahren hatten, flogen sie über die Meerenge, suchten das Unterseeboot und warfen Bomben gegen das Periskop und den Turm, da sie fürchteten, daß das Unterseeboot in unsere Hände fallen könne. — Türkische Truppen begaben sich sofort in Barken an Ort und Stelle, um die Besatzung des Unterseebootes zu retten. Die verwundeten englischen Matrosen wurden ins Hospital gebracht, wo sie gepflegt werden. Sie bekundeten ihre Bewunderung für die ihnen zuteil werdende Behandlung.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 19. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Südöstlich von Npern wurden die Engländer aus den noch gehaltenen kleinen Teilen unserer Stellung vertrieben. Mit starkem Angriff längs der Bahn Npern-Comines versuchten sie gestern abend, sich erneut in Besitz der Höhenstellung zu setzen; der Angriff brach unter schwersten Verlusten zusammen. — Bei Ingelmünster ist der französische Fliegerleutnant Garros zur Landung gezwungen und gefangen genommen worden. — Zwischen Maas und Mosel verlief der Tag unter Artilleriekämpfen. Ein schwächlicher französischer Angriffsversuch gegen die Combres-Stellung wurde durch unser Feuer im Keim erstickt. — In den Vogesen mißglückten zwei französische Angriffe gegen die von uns genommene Sattelstellung westlich des Reichsackerhofes und ein Angriff gegen die Höhen nördlich von Steinabrück. Nach starken Verlusten zogen sich die Franzosen zurück. — Das Ausland wird von Frankreich und England aus, scheinbar sogar von amtlichen Stellen, mit Siegesnachrichten über angebliche Erfolge unserer Gegner auf dem Westkriegsschauplatz überschwemmt. Alle diese Behauptungen sind einfach erfunden. Ihre Widerlegung im einzelnen lohnt sich nicht; es wird vielmehr lediglich auf ihre Nachprüfung an der Hand der dienstlichen deutschen Kriegsberichte verwiesen. (W. T. B.)

Nochmals der deutsche Sieg in Ostafrika.

Zur Kriegslage in Deutsch-Ostafrika wird weiter amtlich gemeldet: Zum Geburtstag des Kaisers, wenige Tage nach dem deutschen Siege bei Jassini, hielt Gouverneur Dr. Schnee im Anschluß an das bekannte Glückwunschtelegramm, das Seine Majestät anlässlich des früheren Sieges bei Tanga an Staatssekretär Dr. Solf gerichtet hatte, in Tanga eine Ansprache an die Schutztruppe. Der Gouverneur wies auf die glänzenden Erfolge der Schutztruppe hin, die der ausgezeichneten Führung ihres Kommandeurs und seiner Unterführer wie der heldenmütigen Hingabe aller Offiziere und Mannschaften zu verdanken seien. Er beglückwünschte die Truppen zu der Ehrung durch das kaiserliche Telegramm. Er habe seinen Dank, ferner den Geburtstagswunsch der Truppen und der Bevölkerung sowie die Versicherung zum Ausdruck gebracht, daß im Schutzgebiet der allerfesteste Wille vorhanden sei, Deutsch-Ostafrika bis aufs äußerste zu verteidigen. Die günstige Kriegslage in Europa berechtige zu der Zuversicht, daß Deutschland als Sieger aus dem Kriege hervorgehen werde. Der Gouverneur schloß mit einem begeistert aufgenommenen Kaiserhoch. — An einzelnen Kriegseignissen ist hervorzuheben: Bei Wanga fand ein Patrouillengefecht statt, in dem der Schütze Boffart schwer verwundet wurde. Fort Schirati-Abteilung war am 17. Januar erfolgreich. Die feindlichen Verluste betrugen 4 Europäer, 2 Askaris tot und 9 Europäer sowie eine unbekannte Anzahl von Askaris verwundet. Erbeutet wurden 8 Maultiere, viele Patronen und Lasten. Am 22. Januar beschloß der englische Kreuzer „Altraea“ das Zollhaus auf der Insel Kwale mit 21 Schuß, am 1. Februar den Ort Kimindje mit 27 Schuß, ohne etwas zu treffen. Am 6. Februar beschloß ein englischer Kreuzer Kisiwani. Der seinerzeit von den Engländern gekaperte Dampfer „Adjutant“ wurde am 6. Februar früh bei einer Erkundungsfahrt an der Rußbüchmündung nach heftigem Gefecht manövrierunfähig gemacht und ist gestrandet. Die Besatzung, 1 Offizier, 21 Mann und 2 Sarbige, wurde gefangen. Auf „Adjutant“ 1 Mann tot, einer schwer verwundet; auf deutscher Seite kein Verlust, trotz schweren Bombardements durch „Hyacinth“. Nach Privatnachrichten fielen vier 10,2- und zwei 4,7-Zentimetergeschosse nebst Munition in unsere Hände. Die „Hyacinth“ wurde auch getroffen und rückte mit Vollampf aus. Nördlich Kifumbiro wurde eine 40 Mann starke englische Abteilung durch Abteilung Boch (v. Boch?) überfallen. Der Gegner floh nach kurzem Widerstand, er verlor 17 Tote, darunter 5 Indier. Auf deutscher Seite keine Verluste. Die Engländer haben nach Vernichtung der Gebäude Schiratis die von ihnen stark besetzte Boma Schirati am 3. Februar geräumt und sind nach Maringu gefahren. Schirati ist durch unsere Truppen wieder besetzt.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 19. April. Amtlich wird verlautbart: 19. April. An der Karpathenfront herrscht, abgesehen von unbedeutenden Kämpfen im Waldgebirge, in deren Verlauf 197 Mann gefangen wurden, Ruhe. — In Südostgalizien und der Bukowina vereinzelt Artilleriekämpfe.

Der türkische Bericht.

Konstantinopel, 19. April. Das Große Hauptquartier gibt bekannt: Die Kämpfe an der kaukasischen Front dauern seit 3, 4 Tagen an. In der Nähe der Grenze endeten sie in der Umgebung von Milo zu unseren Gunsten. Der Feind wurde nach der Grenze hin zurückgeworfen. — Gestern versuchte eine Flottille von feindlichen Torpedobooten sich den Dardanellen zu nähern. Durch unser Feuer wurden sicher 2 feindliche Torpedoboots getroffen. Daraufhin zog sich die Flottille zurück. — Ein türkischer Flieger warf bei einem Erkundungsfluge über Tenedos mit Erfolg Bomben auf die feindlichen Schiffe und kehrte trotz des auf ihn eröffneten Feuers heil zurück. — Das türkische Torpedoboot „Timur Hissar“ griff am 17. April mit vollem Erfolg das englische Transportschiff „Manitou“ im Ägäischen Meere an. Die englische Admiralität gibt zu, daß 100 englische Soldaten dieses Transportes ertranken. Darauf wurde unser Torpedoboot bis nach Chios von englischen Kreuzern und Torpedobootszerstörern verfolgt. Die Besatzung des „Timur Hissar“ sprengte das Schiff, um es nicht in Feindeshand fallen zu lassen, in die Luft. Die Besatzung wurde von den griechischen Behörden sehr freundlich aufgenommen. Auf den übrigen Fronten hat sich nichts Wichtiges ereignet.

Die Kämpfe zwischen Maas und Mosel.

Großes Hauptquartier, 20. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: In der Champagne machte unser Sappenangriff Fortschritte. — In den Argonnen mißglückte ein französischer Angriff nördlich Le Sour de Paris. — Zwischen Maas und Mosel waren die Artilleriekämpfe nur an einzelnen Stellen lebhaft; ein französischer Angriff bei

Fliren brach in unserem Feuer zusammen. Am Croix des Carmes drangen unsere Truppen nach Sprengung einiger Blockhäuser in die feindliche Hauptstellung ein und fügten dem Gegner starke Verluste zu. — In einem Vorpostengefecht westlich von Auricourt nahmen wir das Dorf Embrennil nach vorübergehender Räumung im Sturm zurück. — In den Vogesen auf den Sillacker-Höhen nordwestlich von Mègéral scheiterte ein feindlicher Angriff unter schweren Verlusten für die französischen Alpenjäger. — Bei einem Vorstoß auf die Spitze des Hartmannsweilerkopfes gewannen wir am Nordostabhang einige hundert Meter Boden.

(W. T. B.)

Die Kämpfe zwischen Mosel und Maas.

Aus dem Großen Hauptquartier wird geschrieben:

Bereits vor Ostern war zu erkennen, daß die Franzosen zu einer neuen großen Unternehmung gegen die von den Deutschen besetzten Maashöhen, die Côtes Corraïnes, schreiten würden. Wie aussichtslos ein bloßer Frontalangriff sein würde, hatten die Erfahrungen des Winters gezeigt. Der neue Versuch wurde deshalb gegen beide Flanken der deutschen Kräfte zwischen Mosel und Maas unternommen, eine neue Armee hierfür — wie Gefangene ausgaben — gebildet.

Nach den ersten tastenden Versuchen, den gleichzeitig von unseren Fliegern beobachteten Verschiebungen hinter der französischen Front, den einleitenden Infanteriekämpfen im Priesterwalde und westlich davon, begann am 3. April eine heftige Tätigkeit der französischen Artillerie im Norden bei dem vielumtrittenen Combres und auf der Südfront zwischen Mosel und Maas. Die deutschen Vorposten gingen, als sich nun die feindliche Infanterie entwickelte, planmäßig von Regniéville und Sen-en-Haye auf die Hauptstellung zurück.

Am Ostermontag, dem 5. April, begann der eigentliche Angriff der Franzosen, auf der Südfront zunächst nördlich von Toul, dann auch im Priesterwalde, gleichzeitig am Nordflügel südlich der Orne sowie zwischen Les Eparges und Combres. Erfolg war den Franzosen nirgends beschieden. Wo kleine Truppen an einzelnen Stellen bis an die deutschen Gräben oder selbst in sie hineingelangten, wurden sie überall wieder hinausgeworfen.

Am heftigsten entbrannte der Kampf an zwei Punkten. Zwischen der Maas und Apremont kamen in dem waldigen Gelände die Franzosen nahe an die deutschen Stellungen heran, ehe vernichtendes Feuer sie auf kurze Entfernung empfing. Besonders östlich von Fliren entwickelte sich eine regelrechte Schlacht. Den französischen Schützen, die, geschickt jede Geländefalte ausnutzend, vorgingen, folgten starke Reserven, um den Angriff nach Norden vorzutragen. Hier fand die deutsche Artillerie große Ziele und gelangte zu gewaltiger Wirkung gegen sie. Nach kurzer Zeit waren die Reserven in wilder Flucht, während der Schützenangriff im deutschen Gewehrfeuer verblutete. Bei Fliren selbst war es nötig, im nächsten Kampf zum Bajonett zu greifen, um die deutschen Gräben zu behaupten.

Sobald der Infanterieangriff am 5. April erloschen war, verstärkte sich auf beiden Seiten die Tätigkeit der Artillerie, mit welchem Erfolge für die deutschen Geschütze, geht aus einer Beobachtung hervor, die am 6. April morgens gemacht wurde: Hunderte von Leichen wurden aus den französischen Gräben nach vorwärts hinausgeworfen.

Am 6. April scheiterten bei Fliren drei neue französische Angriffe. Auch im Priesterwalde griff der Feind von neuem an; hier warf sich dem französischen 13. Infanterie-Regiment ein rheinisches Bataillon, die „Wacht am Rhein“ singend, mit der blanken Waffe entgegen und schlug den Feind in die Flucht.

Südlich der Orne entwickelte sich am 6. April ein neuer Kampf, der für uns günstig steht.

In der Mitte der Stellungen längs der Maas war nur die Artillerie tätig.

Bisher haben die Franzosen nur neue Mißerfolge in dem schon oft umfrittenen Gebiet zu verzeichnen; doch scheint es, als sei ihr Angriff noch nicht zu Ende.

✂

✂

✂

Bereits der Bericht vom 6. April zeigte, daß es sich bei den Kämpfen zwischen Maas und Mosel nicht um eine zusammenhängende Schlacht in dem ganzen, beinahe 100 Kilometer ausgedehnten Abschnitt handelt. Einzelne, räumlich getrennte Teile der gesamten Stellung bilden abwechselnd die Angriffspunkte der Franzosen, und nur der Gedanke einer beiderseitigen Umfassung der deutschen Linie gibt den einzelnen Kämpfen den inneren Zusammenhang.

Das Ergebnis des 6. April war, daß alle französischen Angriffe nordöstlich und östlich Verdun ebenso wie die Vorstöße auf dem Südflügel zusammengebrochen waren. Einen kurzen Erfolg der Franzosen auf der Combres-Höhe glichen die Gegenangriffe unserer Infanterie aus, so daß die Höhe am Abend in deutschem Besitz blieb.

Die Nacht zum 7. April verlief hier nach diesen schweren, für den Gegner sehr verlustreichen Kämpfen ruhig. Dagegen wurden die deutschen Stellungen auf dem Südflügel zwischen Fliren und der Mosel während der ganzen Nacht unter schwerem französischen Artilleriefeuer gehalten, das von unserer Artillerie durch einige erfolgreiche Feuerüberfälle erwidert wurde. Dieses Artilleriefeuer dauerte den ganzen 7. April an. Am frühen Vormittag wurde hier starke Besetzung der Schützengräben und die Versammlung von Reserven dahinter erkannt, und gegen 9¹/₂ Uhr vormittags begannen Angriffe dieser Kräfte gegen das Bois de Mort-Mare. Diermal stürmten sie gegen unsere Stellungen vor, um jedesmal mit schweren Verlusten zurückgeworfen zu werden. Haufen von Gefallenen türmten sich vor unseren Gräben. Östlich des Bois de Mort-Mare scheiterten über das offene Gelände unternommene französische Angriffe bereits in der Entstehung in unserem Artilleriefeuer, während sie links davon im Priesterwalde bis an unsere Stellungen gelangten, um hier im Feuer zu enden.

Im Bois d'Ailly gelang es einem von Bayern unternommenen Angriff, bis in die französischen Stellungen einzudringen und die Gräben zu nehmen. Diese wurden nach ihrer Zerstörung ausgegeben, da ihr Besitz taktischen Wert im Rahmen unserer Stellung nicht hat.

Am Nordflügel wurde die Combres-Höhe heute vom frühen Morgen an mit schwerem Artilleriefeuer belegt. Vormittags entspannen sich auch hier wieder Infanteriekämpfe, zunächst mit wechselndem Ausgang, bis nachmittags als Enderfolg alle Gräben in unserer Hand blieben, worauf die Franzosen von neuem das Artilleriefeuer dorthin lenkten. Im Laufe des Nachmittags dehnte sich das Artilleriefeuer gegen unsere nördlich an die Combres-Höhe anschließenden Stellungen in der Woëvre-Ebene aus. Ein dort auch gestern wiederum mit starken Kräften unternommener, ausgebehrter französischer Angriff brach in unserem Feuer zusammen. Der Tag endete mit einem deutschen Erfolg auf allen Teilen der Front.

✂

✂

✂

Über die Kämpfe bis zum Nachmittag des 7. April wurde früher berichtet; die folgenden Tage bis zum 10. brachten ihre Fortsetzung. Während bis zum 7. die französischen Angriffe sich ausschließlich gegen beide deutschen Flügel gerichtet hatten, setzte der Gegner nunmehr auch zum Angriff gegen die Mitte an, nachdem er in Gegend von St. Mihiel neue starke Kräfte versammelt hatte.

Am Spätnachmittag des 7. April erfolgte der erste Angriff aus dem Walde La Selouse, 9 Kilometer nördlich St. Mihiel, gegen unsere Stellungen in der ungefähren Linie Seuzen—Lamorville. Es kam zu schweren Kämpfen, in denen der zurückflutende Angreifer zahlreiche Tote und Verwundete auf dem Kampfplatz ließ; 2 Offiziere, 80 Mann blieben gefangen in unseren Händen.

In der Nacht vom 7. zum 8. April dauerten Artilleriekämpfe an verschiedenen Stellen der Front, besonders an der Combres-Höhe und zwischen Regniéville und Sen-en-Haye, mit kurzen Unterbrechungen an. Stellenweise folgten Infanterieangriffe. Südöstlich Verdun, bei Marcheville, brachen zwei Angriffe bereits 100 Meter vor unseren Stellungen zusammen. Im Bois d'Ailly gelang es den Franzosen, in einen Teil der von ihnen am Tage vorher verlorenen Gräben wieder einzudringen. Die im Bois Brulé bei Tagesanbruch begonnenen Angriffe wurden ebenso wie drei nächtliche Vorstöße im westlichen Teil des Priesterwaldes abgewiesen.

Am Nachmittag und Abend des 8. entfaltete der Gegner zugleich an verschiedenen Teilen der Front eine rege Tätigkeit. Ein aus dem Walde La Selouse unternommener Vorstoß scheiterte ebenso wie der Angriff an derselben Stelle vom Tage vorher. Gleichzeitig entwickelten sich stundenlange schwere Kämpfe am Bois de Mort-Mare, in denen der Gegner schließlich mit der blanken Waffe zurückgeworfen wurde, und in derselben Weise endeten Angriffe in Gegend Regniéville im Priesterwalde und südlich der Orne.

Der 8. April wie die Nacht zum 9. standen unter dem Zeichen erbitterter Kämpfe um die Combres-Höhe. An diesem Punkt scheinen die Franzosen Verstärkungen aus den oben erwähnten neuen Kräften eingesetzt zu haben. Am 8. April vormittags besetzten sie die von uns in Anbetracht schwersten Artilleriefeuers geräumten Grabenstücke, um die dann den ganzen Tag heiß gekämpft wurde. In der Nacht zum 9. April gelang es unseren Truppen, den Gegner aus einem Teil der Gräben wieder hinauszuwerfen, die ganze Hauptstellung wurde von uns gehalten. Ein neuer bei Tagesanbruch mit überlegenen Kräften angelegter französischer Angriff zwang indes wieder zur Räumung einiger Grabenstücke.

Gegenüber diesen Ereignissen an der Combres-Höhe treten die Vorgänge auf der übrigen Front in den Hintergrund. Von einigen Feuerüberfällen abgesehen, verlief die Nacht vom 8. zum 9. im allgemeinen ruhig. Nur am Bois de Mort-Mare, wo am Nachmittag die Franzosen in stundenlangem Ringen unter schwersten Verlusten zurückgeworfen waren, griffen sie in den Abendstunden von neuem an, ohne ein besseres Ergebnis zu erzielen. Dagegen gelang es unseren in die französische Stellung nachdrängenden

Truppen 2 Maschinengewehre zu nehmen. Trotz dieser Mißerfolge entschloß sich der Feind am frühesten Morgen des 9. zur Erneuerung des Angriffs, der aber wiederum unter außerordentlichen Verlusten für ihn zusammenbrach.

Am 9. April legten die Franzosen wieder den Schwerpunkt ihrer Angriffe auf den Nordflügel zwischen Orne und Combres-Höhe. So griffen sie in der Woëvre-Ebene zwischen Parfondrupt und Marcheville von Mittag bis Mitternacht viermal, jedesmal in einer Breite von etwa 6 Kilometer an, und wurden stets verlustreich zurückgeschlagen. Während der Nacht entfalteten darauf ihre Minenwerfer, zeitweise von Artillerie unterstützt, eine lebhafteste Tätigkeit. Am Nachmittage stieß der Gegner auf der ganzen Linie der Combres-Höhe aus seinen Gräben hervor, nachdem er seit dem Vormittag unsere Stellungen unter schwerstem Artilleriefeuer gehalten hatte. Es gelang ihm, an einer Stelle bis zur Mulde auf der Südseite der Höhe durchzustoßen, ehe der Angriff in dem Feuer unserer zweiten rückwärtigen Stellung verblutete. Unsere Truppen behaupteten nicht nur die Höhe, sondern ein Regimentskommandeur ergriff die Initiative zum Gegenangriff, der uns wieder in den Besitz von Teilen unserer Vorstellung brachte. Ein zweiter Angriff scheint geplant gewesen zu sein, seine Ausführung hinderte indessen das wirksame Feuer unserer Artillerie. Der Gegner beschränkte sich in der Nacht auf Beschießung der Höhe und des dahinterliegenden Dorfes Combres.

An der übrigen Front brachte der Tag in der Mitte der Kampffront in der Linie Seuzen—Spada einen ersten, aber erfolglosen Angriff des Gegners; wir machten 71 Gefangene. Ein Angriff schwächerer Kräfte im Walde von Ailly wurde leicht abgewiesen, und auch ein Vorstoß über die Linie Regniéville—Sen-en-Haye endete unter außerordentlich starken Verlusten bereits in unserer Artilleriefeuer; nördlich Regniéville blieben an einer Stelle 500 Leichen liegen.

Der Abend des 9. April brachte am Croix des Carmes im Priesterwalde einen deutschen Angriff, dem es gelang, drei Blockhäuser und zwei Verbindungsgräben dem Gegner zu entreißen, wobei 2 Maschinengewehre und 59 Gefangene in die Hände unserer Truppen fielen.

Am 10. April fanden Artilleriekämpfe auf der ganzen Front statt. Es konnte beobachtet werden, daß die Franzosen eifrig schanzten und ihre stark gelichteten vorderen Reihen durch neue Truppen ergänzten, dies besonders auf dem Nordflügel südlich der Orne, in der Mitte gegenüber der Linie Seuzen—Spada sowie am Südflügel in Gegend von Regniéville. Die Truppenansammlungen wurden mit starkem Feuer belegt, und die dadurch hervorgerufenen Verluste mögen der Grund gewesen sein, daß der Gegner den Entschluß zum Angriff nicht finden konnte. Auch bei Les Eparges am Fuß der Combres-Höhe stellten die Franzosen starke Kräfte bereit, die unser Artilleriefeuer fassen konnte.

Nur im Priesterwalde kam es an diesem Tage zu einem französischen Angriff, der ohne Mühe abgewiesen wurde.

So endete auch der 10. April wie alle vorhergegangenen Tage mit einem vollen deutschen Erfolg auf sämtlichen angegriffenen Fronten. An diesem Tage dankte der französische Oberbefehlshaber General Joffre der 1. Armee dafür, daß sie die Stellung bei Les Eparges — das ist die Combres-Höhe — den Deutschen entriß. Um diese Stellung wird seit Wochen mit kurzen Unterbrechungen gekämpft, und die Franzosen haben mehrere Male gemeldet, daß sie die Stellungen genommen und fest in der Hand hätten. Die letzten Kämpfe um die viel umstrittene Stellung sind oben geschildert worden. Tatsächlich haben die Franzosen vorübergehend einzelne Gräben der Stellung besetzt gehabt. Bis auf einen kleinen, unwesentlichen Teil sind sie aber alle wieder zurückerobert worden.

Die Tage vom 10. bis 14. April 1915 kennzeichnen sich durch besondere lebhafteste Tätigkeit der Franzosen auf beiden deutschen Flügeln. Nach dem verhältnismäßig ruhigen Verlauf des 10. April nahm der Gegner bereits gegen Abend wieder eine lebhafteste Tätigkeit auf. Bei einem französischen Angriff gegen die Linie Seuzen—Lamorville blieben 700 Leichen auf der Walddichtung zwischen den beiderseitigen Stellungen liegen. Auch bei Flirey brachen abends starke Kräfte zum Angriff vor, wurden aber, nachdem sie in einen Teil unserer Stellungen eingedrungen waren, wieder zurückgeworfen. Dennoch kehrte der Gegner am frühen Morgen des 14. April zurück, wurde erneut abgewiesen und ließ 3 Offiziere, 119 Mann gefangen in unserer Hand. In diesem Abschnitt wurde später beobachtet, daß die Franzosen ihre Gefallenen wie Sandsäcke auf die Brustwehr ihrer Gräben aufpakteten und mit Erde bewarfen. Im Ailly- und im westlichen Priesterwalde spielten sich die ganze Nacht Nahkämpfe ab, die für unsere Truppen günstig endeten. Am frühen Morgen des 11. April setzten die Franzosen auch an der Combres-Höhe zu einem neuen Angriff an, der aber im Feuer unserer Artillerie nicht zur vollen Entwicklung kam.

Am 11. April beschränkte sich die Gefechtsstätigkeit im allgemeinen auf beiderseitige Artilleriefeuer von wechselnder Stärke, in das stellenweise auch die Minenwerfer eingriffen. Nur im Priesterwalde führten zwei französische Angriffe nachmittags und abends erneut zu heftigen Nahkämpfen, in denen unsere Truppen

die Oberhand behielten. Auf der Combres-Höhe gelang es abends einem zweiten französischen Vorstoß vorübergehend in Teile unserer Kammstellung einzudringen. Aber nach zweistündigem Handgemein wurde die Stellung vom Gegner wieder gesäubert.

Die beiden am Morgen und Abend abgeschlagenen französischen Angriffe gegen unsere Stellungen auf dem Kamm der Combres-Höhe verdienen besondere Beachtung, denn mit ihnen widerlegen die Franzosen selbst die durch den Dank Joffres an die 1. Armee der Welt am 10. April verkündete Botschaft von der endgültigen Eroberung der Combres-Stellung. Hätten die Franzosen dieses Ziel ihrer wochenlangen blutigen Bemühungen erreicht, dann wären die erwähnten Angriffe am 11. April nicht nur überflüssig, sondern ein sinnloses Blutvergießen gewesen. Sie wurden aber unternommen und abgeschlagen. Ein dabei gefangen genommener französischer Unteroffizier erzählte, daß den an der Combres-Höhe kämpfenden Truppen erklärt wurde, sie würden erst dann abgelöst werden, wenn sie die Höhenstellung genommen hätten. Die französische Heeresleitung meldete dagegen, daß seit dem 9. April an der Combres-Höhe nicht mehr gekämpft wurde.

Die Nacht vom 11. zum 12. April verlief auf der ganzen Front im allgemeinen ruhig, nur stellenweise wurde diese Ruhe von französischen Artillerie- und Infanterie-Feuerüberfällen unterbrochen.

Der 12. April brachte dem größten Teile der Front, von der Combres-Höhe bis Richécourt, nur Artilleriefeuer von mäßiger Stärke, dagegen bereitete eine sehr heftige Beschießung unserer Stellungen am Nordflügel zwischen Buzyn und Marcheville sowie am Südflügel in dem Abschnitt östlich Richécourt auf Infanterieangriffe vor. Diese begannen mittags gleichzeitig bei Maizeren und Marcheville. Während der Gegner am letzteren Ort nach dem abgeschlagenen Angriff auf eine Wiederholung zunächst verzichtete, ließ er bei Maizeren, wo sämtliche Angriffe im Feuer liegen bleiben, im Abstande von je einer Stunde zwei weitere Vorstöße folgen, bei denen die Angriffstruppen völlig aufgerieben wurden; 1 Offizier, 40 Mann fielen in Gefangenschaft. Dennoch rannten die Franzosen abends noch einmal bei Marcheville mit drei aufeinander folgenden Schützenlinien, dicke Kolonnen dahinter, in unser Feuer, das diesem fünften Angriff ein blutiges Ende bereitete. An diesem Angriff beteiligten sich zwei Panzerautomobile. Um dieselbe Zeit wurde am Südflügel im westlichen Priesterwald ein Infanterieangriff abgeschlagen. Hier wurden schwarze Truppen beim Schanzten beobachtet.

Nach einer im allgemeinen ruhigen Nacht lebte am Morgen des 13. April das Infanteriegefecht auf beiden Flügeln wieder auf. Dieses Mal brachen die Franzosen ohne Artillerievorbereitung gegen unsere Stellungen bei Maizeren und Marcheville vor, aber ihre Erwartung, unsere Truppen zu überraschen, wurde getäuscht und der Angriff abgewiesen. Im Priesterwald wurde das Gefecht fortgesetzt, und nördlich Maizeren unternahm am Nachmittage der Gegner einen neuen vergeblichen Versuch, in unsere Stellungen einzudringen.

In der Nacht zum 14. April unterhielten die Franzosen am Nordflügel heftiges Infanteriefeuer, in das zeitweise schwere Artillerie eingriff, um die Wiederherstellungsarbeiten in unseren Stellungen zu stören. Dennoch brach ein in der zweiten Morgenstunde unternommener starker Infanterieangriff vor unserer Linie zusammen. Dasselbe Schicksal ereilte im Laufe des Tages Infanterieangriffe nördlich Marcheville; in schmaler Front und großer Tiefe stürmte der Gegner dreimal gegen unsere Stellungen vor, wobei immer frische Kräfte die Zurückflutenden aufnahmen und ihrerseits angriffen. Nach Aussagen Gefangener soll dabei Infanterieregiment 51 aufgerieben sein. Im Walde von Ailly folgten einer wenig wirksamen Sprengung ebenfalls drei Infanterieangriffe, die sämtlich abgeschlagen wurden. Einen kleinen Erfolg hatten die Franzosen nördlich Flirey, wo sie sich nach starker artilleristischer Vorbereitung in Besitz eines 100 Meter breiten Teiles unserer vordersten Stellung setzten. Der erbitterte Nahkampf dauerte den ganzen Tag über an und war am Abend noch nicht entschieden. Auch im westlichen Priesterwalde entspannen sich nachmittags heftige Nahkämpfe, die abends mit einem sehr verlustreichen Mißerfolg des Gegners endeten. Auf der übrigen Front brachte der 14. April Artilleriekämpfe von wechselnder Stärke und eine stellenweise rege Tätigkeit der Nahkampfmittel. Ein gefangener französischer Offizier sagte aus, daß der feindlichen Artillerie unbegrenzte Mengen amerikanischer Munition zur Verfügung ständen.

Bereits im Laufe des 12. April wurde der Vormarsch stärkerer Truppen nördlich St. Mihiel über die Maas in östlicher Richtung beobachtet. Dies läßt im Verein mit einer sehr lebhaften französischen Fliegeraufklärung darauf schließen, daß die Kämpfe zwischen Maas und Mosel dem Abschluß noch nicht nahe sind.

Der Stillstand in den Operationen der Franzosen zwischen Maas und Mosel, der sich nach den vorangegangenen schweren und für sie verlustreichen Angriffen bereits gegen Ende der zweiten Aprilwoche fühlbar gemacht hatte, dauert ohne Unterbrechung seit dem 14. April, dem Tage unseres letzten Berichtes, bis heute, den 19., an. Auf der Front der Armee herrscht Ruhe, wobei unter „Ruhe“ das Fehlen größerer zusammenhängender Angriffsunter-

nehmungen zu verstehen ist, nicht aber die Beendigung jeder Kampftätigkeit. Weder Tag noch Nacht verstummt der Geschützdonner völlig, stellenweise steigert sich das Feuer der schweren Artillerie zu größter Heftigkeit. Die Nahkampfmittel — Minenwerfer, Handgranaten und Sprengminen — betätigen sich, und das Feuer der Infanterie und der Maschinengewehre erlischt nie ganz. Beide Gegner suchen die Straßen und Unterkunftsräume hinter den Fronten durch Artilleriefeuer und Fliegerbomben zu beunruhigen. Lebhafteste Bewegung marschierender Truppen, reger Bahn- und Kraftwagenverkehr im Rücken der französischen Linien, besonders am 15. und 16. April, weisen darauf hin, daß der gegenwärtige Zustand verhältnismäßiger Ruhe kaum ein dauernder bleiben dürfte. In den Tagen vom 14. bis 19. April wirkte hauptsächlich die beiderseitige Artillerie, während die französische Infanterie, wohl unter dem Eindruck der in den vorhergegangenen Kämpfen erlittenen außerordentlichen Verluste, sich auf vereinzelte, stets mißglückte Teilangriffe beschränkte, die im Rahmen der Gesamtlage ohne Bedeutung waren. Diese Unternehmungen wiederholten sich fast ausschließlich in den Abschnitten unserer Front, gegen die sich seit Beginn der Kämpfe die französische Offensive mit besonderem Nachdruck richtet, am Nordflügel — gegen unsere Stellungen bei Marcheville — Maizeren und Combres, am Südflügel — gegen unsere Linien im Walde von Ailly, am Wald Mort Mare, nördlich Regnéville—Sen-en-haye und im westlichen Priesterwald.

In der Nacht vom 14. zum 15. April zeichneten sich die Feuerüberfälle auf die Combres-Höhe durch besondere Heftigkeit aus. Hier wandte der Gegner auch Nebel- und Stinkbomben an, die den Zweck haben, einen Schleier von Rauch und unerträglichen Gasen vor und in unsere Stellungen zu legen, um den Einblick gegen den Feind zu verhindern und unseren Truppen den Aufenthalt in den Gräben zu erschweren. Ein Vorstoß im Priesterwald setzte in derselben Nacht unsere Truppen in Besitz eines Teiles der französischen Hauptstellung, die hier mit einem stark ausgebauten Stützpunkt gegen unseren vordersten Graben vorspringt. Der mit diesem Erfolge eingeleitete Nahkampf im westlichen Priesterwald dauerte die folgenden Tage und Nächte ohne Unterbrechung an. Er schreitet langsam, aber für uns günstig fort. In den Vormittagsstunden des 19. gelang es hier unseren Truppen, zwei Blockhäuser und die anschließenden Grabenstücke in die Luft zu sprengen, wodurch unsere Stellung weiter vorgeschoben werden konnte. Hierbei erlitten die Franzosen nicht unbeträchtliche Verluste, während uns der gewonnene Erfolg keinen einzigen Mann kostete.

Der 15. April brachte zwei am Abend unternommene französische Angriffe im Ailly-Walde, die beide — der zweite bereits während der Entwicklung — in unserem Feuer zusammenbrachen, ebenso wurden zwei Vorstöße des Gegners nördlich Flirey in der Nacht vom 16. zum 17. April abgewiesen. Wiederholt wurde in diesen Tagen an verschiedenen Stellen, so an der Combres-Höhe, bei Flirey und gegenüber dem Wald Mort-Mare, beobachtet, daß die Franzosen Truppen in den vordersten Gräben bereitstellen. Zu Angriffen kam es nicht. Der Artillerie fiel auf beiden Seiten in den Tagen vom 14. bis 19. April die Hauptkampftätigkeit zu.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 20. April. Amtlich wird verlautbart: 20. April, mittags. Die allgemeine Situation ist vollkommen unverändert. Entlang der ganzen Front vereinzelte Artilleriekämpfe.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 20. April. Das Hauptquartier teilt mit: Nachträglich haben wir Sicherheit darüber, daß unter sechs feindlichen Torpedobooten, welche vorgestern nacht in die Dardanellenstraße einzudringen versuchten, sich auch vier Minensuchboote befunden haben, und daß zwei von diesen feindlichen Booten, welche durch unsere Granaten getroffen worden waren, in der Meerenge gesunken sind. — Von den anderen Kriegsschaulägen ist nichts von Bedeutung zu melden.

Die Kämpfe zwischen Maas und Mosel.

Großes Hauptquartier, 21. April. — Westlicher Kriegsschaulag: Unweit der Kathedrale von Reims wurde eine neue feindliche Batterie erkannt und unter Feuer genommen. — In den Argonnen warfen die Franzosen Bomben mit erbrechenenerregender Wirkung. Ein feindlicher Angriff nördlich Le Sour de Paris scheiterte. — Zwischen Maas und Mosel wurde gestern bei Flirey ein breiter Front ansehender Angriff mit starken Verlusten für die Franzosen abgeschlagen. Im Priesterwalde gewannen wir weiter an Boden. — In den Vogesen griff der Feind

vergeblich unsere Stellungen nordwestlich und südwestlich von Meßeral sowie bei Sondernach an; auch dort hatten die Franzosen starke Verluste. — Gestern früh warf ein feindlicher Flieger über Lörach Bomben ab, die eine einem Schweizer gehörende Seidenfabrik und zwei Häuser beschädigten und mehrere Zivilpersonen verletzten. — Östlicher Kriegsschaulag: Als Antwort auf russische Bombenabwürfe auf Insterburg und Gumbinnen — offene, außerhalb des Operationsgebietes liegende Städte — haben wir gestern den Eisenbahnknotenpunkt Bialystok mit 150 Bomben belegt. (W. T. B.)

Feindliche Unterseeboote in der Nordsee vernichtet.

Berlin, 21. April: In letzter Zeit sind mehrfach britische Unterseeboote in der Deutschen Bucht der Nordsee gesichtet und wiederholt von deutschen Streitkräften angegriffen worden. Ein feindliches Unterseeboot wurde am 17. April versenkt. Die Vernichtung weiterer Unterseeboote ist wahrscheinlich, aber nicht mit voller Sicherheit festgestellt worden. (W. T. B.)

Die Kämpfe in den Karpathen.

Wien, 21. April. Amtlich wird verlautbart: 21. April. In den Karpathen hat der Gegner seine verlustreichen Angriffe gegen die wichtigsten Abschnitte der Front seit geraumer Zeit eingestellt. Dies gilt besonders von jenen Abschnitten unserer Stellungen, die die besten Einbruchswegen nach Ungarn, das Ondawa-, Latorcza- und Ungtal decken. — Abseits dieser Hauptvorrückungslinien im Waldgebirge zwischen Latorcza- und Ungtal versuchte der Feind auch jetzt noch mit starken Kräften durchzudringen. Ein Durchbruch in dieser Richtung sollte den trotz schwerster Opfer frontal nicht zu bezwingenden Widerstand unserer Tal- und anschließenden Höhenstellungen durch eine Umgehung brechen. So entwickelten sich im oberen Gjikokatal bei Nagypolany sowie im ganzen Quellgebiet dieses Flusses neuerdings heftige Kämpfe, die mehrere Tage und Nächte hindurch andauerten. Auch hier erlitten die heftigen russischen Vorstöße schließlich das allen früheren Angriffen zuteil gewordene Schicksal. Nach Verlust von vielen Tausenden Toter und Verwundeter, sowie über 3000 unversehrt Gefangenen wurde der Vorstoß vom Feinde aufgegeben. — Den vielen im Auslande verbreiteten auch offiziellen Meldungen der russischen Heeresleitung über Erfolge in den langwierigen Karpathenkämpfen kann kurz gegenübergehalten werden, daß trotz aller Anstrengungen und großer Opfer der vom Gegner stets als Hauptangriffsziel und als besonders wichtig bezeichnete Ujzoker Paß nach wie vor fest in unserem Besitz ist. — An den sonstigen Fronten finden Geschüßkämpfe statt.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 21. April. Das Große Hauptquartier teilt mit: Zwei feindliche Panzerschiffe haben gestern in Zwischenräumen aus weitem Abstände ohne Erfolg über 100 Granaten gegen unsere Batterien an den Dardanellen geschleudert, die es nicht für nötig hielten, das Feuer zu erwidern. — Die Engländer, welche südlich von Anvaz lagern, wurden am 12. des Monats in der Frühe von unseren Truppen angegriffen und nach einem bis zum Nachmittag dauernden Kampfe gezwungen, sich in den Verschanzungen ihres Lagers zu verbergen. Das Feuer, welches von unserer Artillerie gegen vier ihrer Schiffe — zwei große und zwei kleine — und gegen zwei Motorboote eröffnet wurde, beschädigte zwei von diesen Schiffen. Auf unserer Seite wurde ein Mann getötet und zehn verwundet. Die Verluste des Feindes sind noch nicht bekannt.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 22. April. — Westlicher Kriegsschaulag: Südlich des La-Bassée-Kanals und

nordwestlich von Arras nahmen wir erfolgreiche Minensprengungen vor. — In den Argonnen und im Gelände zwischen Maas und Mosel fanden heftige Artilleriekämpfe statt. Nach Feuerüberfall griffen die Franzosen heute nacht im Westteil des Priesterwaldes an, wurden aber unter schweren Verlusten zurückgeschlagen. — Am Nordhang des Hartmannsweilerkopfes zerstörten wir gestern einen feindlichen Stützpunkt und wiesen am Abend einen feindlichen Angriff ab. (W. T. B.)

Die Kämpfe in den Karpathen.

Wien, 22. April. Amtlich wird verlautbart: 22. April. In Russisch-Polen und Westgalizien vereinzelte Geschüßkämpfe. — An der Karpathenfront wurde ein neuer Ansturm gegen unsere Stellungen an und beiderseits des Uzkoker Passes blutig abgewiesen. Bei den heftigen Angriffen, die teils in wirkungsvollem Feuer unserer Artillerie zusammenbrachen, teils durch Gegenangriffe der Infanterie zurückgeschlagen wurden, erlitt der Gegner abermals sehr schwere Verluste. Vor den Stellungen einer vom Feinde wiederholt angegriffenen Kuppe liegen allein über 400 russische Leichen. Das Infanterie-Regiment Nr. 12, die Brassoer und Maros-Bassarhelner Honved-Infanterie-Regimenter Nr. 24 und 22 sowie die gesamte an den Kämpfen beteiligt gewesene Artillerie haben sich besonders ausgezeichnet. 1200 Russen wurden gefangen. — In den sonstigen Abschnitten der Karpathenfront, dann in Südostgalizien und in der Bukowina nur stellenweise Geschüßkampf und Geplänkel.

Siegreiche Kämpfe nördlich Npern.

Großes Hauptquartier, 23. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: In den gestrigen Abendstunden stießen wir aus unserer Front Steenstraate — östlich Langemarch — gegen die feindlichen Stellungen nördlich und nordöstlich von Npern vor. In einem Anlauf drangen unsere Truppen in 9 Kilometer Breite bis auf die Höhen südlich von Piskem und östlich davon vor; gleichzeitig erzwangen sie sich in hartnäckigem Kampf den Übergang über den Npernkanal bei Steenstraate und Het Sas, wo sie sich auf dem westlichen Ufer festsetzten. Die Orte Langemarch, Steenstraate, Het Sas und Piskem wurden genommen, mindestens 1600 Franzosen und Engländer und 30 Geschüße, darunter 4 schwere englische, fielen in unsere Hände. — Zwischen Maas und Mosel war die Gefechtsfähigkeit wieder lebhafter. Artilleriekämpfe waren besonders heftig bei Combres, St. Mihiel, Apremont und nordöstlich Sliren. Feindliche Infanterieangriffe erfolgten nur im Waldgelände zwischen Ailly und Apremont. Hier drangen die Franzosen an einzelnen Stellen in unsere vordersten Gräben ein, wurden aber zum Teil wieder hinausgeworfen, die Nahkämpfe sind noch im Gange. — Der von uns genommene Ort Embermenil, westlich von Avricourt, der gestern von den Franzosen in Brand geschossen wurde, ist von unseren Vorposten geräumt; die Höhen nördlich und südlich des Ortes werden gehalten. (W. T. B.)

Kreuzfahrten unserer Hochseeflotte.

Berlin, 23. April. Die deutsche Hochseeflotte hat in letzter Zeit mehrfach Kreuzfahrten in der Nordsee ausgeführt und ist dabei bis in die englischen Gewässer vorgestoßen. Auf keiner der Fahrten wurden englische Seestreitkräfte angetroffen.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 23. April. Amtlich wird verlautbart: 23. April. An der Karpathenfront vereinzelte Geschüßkampf, wobei unsere Artillerie im Abschnitte Nagypolany, deutsche Artillerie bei Kozlowa mit Erfolg wirkte. Vor den Stellungen am Uzkoker Paß, nach dem abgeschlagenen Sturmangriff der Russen, verhältnismäßig Ruhe. Alle Gefangenen bestätigen die schweren Verluste des Gegners. Östlich des Passes wurde gestern ein starker Stützpunkt des Feindes erobert.

Die Anesha-Mannschaft in Arabien überfallen.

Die Besatzung S. M. S. „Anesha“ (Landungskorps S. M. S. „Emden“) ist am 27. März in dem arabischen Hafen Eidd (südlich von Dschidda) angekommen, nachdem es ihr gelungen war, zum zweiten Male den englisch-französischen Bewachungstreitkräften zu entgehen und den 300 Meilen langen Seeweg von Hodeida nach Eidd unbemerkt vom Feinde zurückzulegen. Auf dem Weitermarsche zu Lande wurde sie von Arabern, die von den Engländern befohlen waren, angegriffen. In hartem dreitägigen Kampfe wurden die Angriffe der Räuberbanden abgeschlagen, bis der Weg zur Hedschasbahn frei war. Leider hat die tapfere Schar hierbei schwere Verluste erlitten. Ein Telegramm aus dem türkischen Hauptquartier meldet uns, daß der Leutnant zur See Roderich Schmidt, Matrose Rademacher und Heizer Laug gefallen sind, während einige Leute der türkischen Begleitmannschaft, die Matrosen Mauritz und Koschinsky schwer und Matrose Witte leicht verwundet wurden. Die Verwundeten befinden sich in guter Pflege im Militärlazarett in Dschidda. (W. T. B.)

Weitere siegreiche Kämpfe bei Npern.

Großes Hauptquartier, 24. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Alle Versuche des Feindes, uns das nördlich und nordöstlich von Npern gewonnene Gelände streitig zu machen, mißlingen. Nördlich von Npern brach ein starker französischer, nordöstlich von Npern bei St. Julien ein englischer Angriff unter schweren Verlusten zusammen. Ein weiterer feindlicher Angriff an und östlich der Straße Npern-Bigchoote hatte heute früh daselbe Schicksal. Westlich des Kanals wurde nachts der Ort Lizerne von unseren Truppen gestürmt. Die Zahl der gefangenen Franzosen, Engländer und Belgier hat sich auf 2470 erhöht; außer im ganzen 35 Geschüßen mit Munition fielen eine größere Anzahl von Maschinengewehren, viele Gewehre und sonstiges Material in unsere Hände. — In der Champagne sprengten wir nördlich der Beau-Séjour-Ferme heute nacht mit vier Minen einen feindlichen Schützengraben; die Franzosen erlitten hierbei starke Verluste, zumal ihre Artillerie das Feuer auf die eigenen Gräben legte. — Zwischen Maas und Mosel erneuerten die Franzosen an mehreren Stellen ihre Angriffe. Im Ailly-Wald behielten wir im Bajonettkampf die Oberhand; weiter östlich wurden die an einzelnen Stellen in unsere Linien eingedrungenen Franzosen wieder hinausgeworfen; im Priesterwalde machten wir weitere Fortschritte. — In den Vogesen hinderten Nebel und Schnee die Gefechtsfähigkeit. (W. T. B.)

Gegen die Friedensgerüchte.

Halbamtlich wird mitgeteilt: „Von verschiedenen Seiten hören wir, daß in Stadt und Land Gerüchte über die Anbahnung von Friedensverhandlungen in Umlauf gesetzt werden. Des näheren wird angedeutet, daß vorbereitende Schritte zur Herbeiführung eines Sonderfriedens mit England auf der Grundlage gewisser englischer Wünsche und Forderungen im Gange seien oder in Gang gebracht werden sollen. Kein Urteilsfähiger kann daran denken, die für Deutschland günstige Kriegslage zugunsten eines vorzeitigen Friedensschlusses irgendeinem seiner Feinde preiszugeben. Nach der vorläufig allein möglichen allgemeinen Umschreibung des Kriegsziels, die der Reichskanzler in seinen Reden gegeben hat, müssen wir jeden Vorteil der militärischen Lage benutzen, um Sicherheit zu schaffen, daß keiner mehr wagen wird, unseren Frieden zu stören. Dabei muß es bleiben. Die Gerüchte über deutsche Friedensneigungen sind gegenüber unserer unverminderten Entschlossenheit zur Niederkämpfung der Gegner törichte oder böswillige, auf jeden Fall aber müßige Erfindungen.“

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 24. April. Amtlich wird verlautbart: 24. April, mittags. In den Karpathen stellenweise heftiger Geschüß-

kampf. — Im Abschnitt des Ujzoker Passes während des Tages vereinzelt Vorstöße der Russen, die durchweg abgewiesen wurden. Nachtangriffe des Feindes entlang der Turkaer Straße und westlich dieser scheiterten neuerdings unter großen Verlusten des Gegners.

Neue Erfolge bei Npern und Combres.

Großes Hauptquartier, 25. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei Npern errangen wir weitere Erfolge. Das am 23. 4. eroberte Gelände nördlich von Npern wurde auch gestern gegen feindliche Angriffe behauptet. Weiter östlich setzten wir unseren Angriff fort, stürmten die Ferme Solaert südwestlich von St. Julien sowie die Orte St. Julien und Kerselaere und drangen siegreich gegen Grafenstapel vor. Bei diesen Kämpfen wurden etwa 1000 Engländer gefangen genommen und mehrere Maschinengewehre erbeutet. Ein englischer Gegenangriff gegen unsere Stellung westlich von St. Julien wurde heute früh unter schwersten Verlusten für den Feind zurückgeschlagen. — Westlich von Lille wurden Angriffsversuche der Engländer durch unser Feuer im Keim erstickt. — In den Argonnen schlugen wir nördlich von Le Four de Paris einen Angriff zweier französischer Bataillone ab. — Auf den Maashöhen südwestlich Combres erlitten die Franzosen eine schwere Niederlage. Wir gingen hier zum Angriff über und durchbrachen in einem Ansturm mehrere hintereinanderliegende französische Linien. Nächstliche Versuche der Franzosen, uns das eroberte Gelände wieder zu entreißen, scheiterten unter schweren Verlusten für den Feind. 24 französische Offiziere, 1600 Mann und 17 Geschütze blieben bei den Kämpfen in unserer Hand. — Zwischen Maas und Mosel kam es sonst nur an einzelnen Stellen unserer Südfront zu Nahkämpfen, die bei Ailly noch nicht abgeschlossen sind. — Im Priesterwalde mißglückte ein französischer Nachtangriff. — In den Vogesen behinderte auch gestern starker Nebel die Gefechtsfähigkeit. — Östlicher Kriegsschauplatz: Zwei schwächliche Angriffe der Russen westlich Ciechanow wurden abgewiesen. — Als Antwort für Bombenabwürfe der Russen auf die friedliche Stadt Neidenburg wurde der Eisenbahnknotenpunkt Bialystok von uns nochmals mit zwanzig Bomben belegt. (W. T. B.)

Die Kämpfe in den Karpathen.

Wien, 25. April. Amtlich wird verlautbart: 25. April, mittags. An der Karpathenfront wurde im Orawa-Tale bei Koziowa ein neuer Erfolg erzielt. Nach tagelangem, mit großer Zähigkeit durchgeführtem Sappenangriff erstürmten gestern unsere Truppen die Höhe Ostrz südlich Koziowa. Gleichzeitig gelang es den anschließenden deutschen Truppen, an und westlich der Straße Raum nach vorwärts zu gewinnen. In Summe wurden 652 Russen gefangen. Durch die Erstürmung der Höhe Ostrz und durch die Eroberung des Zwinin-Rückens Anfang April ist nunmehr der Feind von den verbündeten Truppen aus der ganzen seit Monaten zähe verteidigten Stellung beiderseits des Orawa-Tales geworfen. — In den übrigen Abschnitten der Karpathenfront vereinzelt Geschützkampf. — In Galizien und Polen zumeist Ruhe.

Die Russen beschließen den Bosphorus.

Konstantinopel, 25. April. Meldung des Großen Hauptquartiers: Heute vormittag eröffnete die russische Flotte zu Demonstrationszwecken ein Feuer außerhalb der Feuerlinie unserer Bosphorusbefestigungen, das eine halbe Stunde dauerte, und zog sich unmittelbar darauf in nördlicher Richtung zurück. Unsere Befestigungen hielten es nicht für notwendig, das Feuer zu erwidern. Von den übrigen Kriegsschauplätzen liegen noch keine wichtigeren Meldungen vor.

Neue Kämpfe bei Npern.

Großes Hauptquartier, 26. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei Npern dauern die Kämpfe an.

An dem westlichen Kanalufer ist Lizerne, das die Franzosen wiedergewonnen zu haben behaupten, in unserem Besitz. Auch östlich des Kanals wurde das eroberte Gelände behauptet. Die Zahl der eroberten Geschütze stieg auf 45, worunter sich nach wie vor die vier schweren englischen Geschütze befinden. Nordwestlich Sonnebeke setzten wir unsere Angriffe fort und machten dabei mehr als 1000 Kanadier zu Gefangenen. Die Gesamtzahl der Gefangenen erhöht sich damit auf 5000, ein sonderbares Völkergemisch — Senegalesen, Engländer, Turkos, Inder, Franzosen, Kanadier, Suaven, Algerier — fand sich hier auf verhältnismäßig kleinem Raume zusammen. — In der Champagne schlugen wir nördlich von Beau-Séjour zwei französische Nachtangriffe ab. — Auf den Maashöhen machte unser Angriff gute Fortschritte, mehrere Bergrücken hintereinander bis zur Höhe westlich von Les Eparges wurden im Sturm genommen. Mehrere hundert Franzosen und einige Maschinengewehre fielen in unsere Hände. — Im Ailly-Walde scheiterten feindliche Vorstöße. — In den Vogesen führte unser Angriff zur Wiedereroberung des Hartmannsweilerkopfes. Die Siegesbeute unserer Truppen betrug hier: 11 Offiziere, 749 Franzosen, 6 Minenwerfer, 4 Maschinengewehre. — Östlicher Kriegsschauplatz: Einige schwache russische Nachtangriffe in Gegend nordwestlich von Ciechanow wurden abgewiesen. (W. T. B.)

Die Kämpfe in den Karpathen.

Wien, 26. April. Amtlich wird verlautbart: 26. April, mittags. An der Karpathenfront dauern die Kämpfe im Abschnitt östlich des Ujzoker Passes fort. Eine unserer Angriffsgruppen eroberte gestern südöstlich von Koziowa einen neuen Stützpunkt des Feindes und machte 7 Offiziere und über 1000 Mann zu Gefangenen. Um die verlorene Höhe zurückzuerobern, begannen nun die Russen mehrere heftige Gegenangriffe und versuchten auch in den Nachbarabschnitten vereinzelt Vorstöße. Der Hauptangriff des Feindes richtete sich gegen die Höhe Ostrz und die östlich anschließende Stellung. Nach längerem Kampfe war dieser Ansturm unter schwersten Verlusten der Russen zurückgeschlagen. Zwei Bataillone des Gegners wurden hierbei fast gänzlich vernichtet, einige hundert Mann gefangen. Die sofort einsetzende Verfolgungsaktion brachte uns in den Besitz von 26 Schützengraben und vielem Kriegsmaterial. Auch in den übrigen Abschnitten wurden die Nachtangriffe des Feindes blutig abgewiesen. Vor den Stellungen des Ujzoker Passes ging der Gegner nach abgeschlagenem Angriff fluchtartig zurück. — In den gestrigen Kämpfen wurde das bisher gewonnene Gebiet trotz verzweifelter Gegenangriffe der Russen nicht nur behauptet, sondern südöstlich von Koziowa noch erweitert. — An der Front westlich des Ujzoker Passes, in Galizien und Polen, sowie auch am Dnjestr und in der Bukowina Geschützkämpfe. Sonst Ruhe.

Vergebliche Landungsversuche an den Dardanellen.

Konstantinopel, 26. April. Das Hauptquartier teilt mit: Der Feind versuchte am 25. April unter dem Schutze seiner Kriegsschiffe an vier Punkten der Westküste von Gallipoli zu landen, nämlich: an der Mündung des Sighin Dere, am Küstenstrich von Ari Burun westlich von Kaba Tepe, an der Küste von Teke Burun sowie in der Umgebung von Kum Kale. Die feindlichen Truppen, die an dem Küstenstrich von Teke Burun gelandet waren, wurden durch einen Bajonettangriff unserer Soldaten ins Meer zurückgedrängt. Die Truppen, die bei Ari Burun ans Land gegangen waren, versuchten vorzudringen, wurden aber durch einen Angriff unserer Truppen zum Rückzuge gezwungen und wieder an die Küste gedrängt. Ein Teil der feindlichen Streitkräfte in dieser Gegend mußte gestern nacht eiligst auf die Schiffe entfliehen. Unsere Truppen setzten heute ihre Angriffe an allen diesen Punkten erfolgreich fort. Zur selben Zeit näherte sich eine Flotte der Meerenge, um von der See aus die Sorcierung zu unternehmen, mußte sich jedoch vor unserem Feuer zurückziehen. Bei diesem Kampfe wurde ein feindliches Torpedoboot versenkt, ein anderes schwer beschädigt. Es mußte nach Tenedos geschleppt werden. Heute unternahm der Feind vom Meer aus keinen Versuch gegen die Dardanellen. — Konstantinopel, 27. April. Ergänzend wird

gemeldet: Die feindlichen Truppen, die bei Kum Kale gelandet waren, wollten unter dem Schutze ihrer Kriegsschiffe vorrücken, aber trotz der heftigen Beschießung von allen Seiten führten unsere Truppen ihren Angriff mit Erfolg durch und drängten den Feind an die Küste zurück. Der Feind hatte 400 Tote. Wir machten außerdem 200 Gefangene. Unsere Verluste sind unbedeutend. Eine Abteilung muslimanischer Soldaten, die mit den Franzosen an diesem Küstenstrich ausgeschifft worden waren, gingen zu uns über. An der anderen Seite vor Kaba Tepe machten wir eine Anzahl von Engländern und Australiern zu Gefangenen, darunter einen Hauptmann und einen Leutnant.

Weitere Kämpfe bei Npern.

Großes Hauptquartier, 27. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: In Flandern griffen die Engländer mit sehr starken Kräften die neue Linie unserer Stellungen nördlich und nordöstlich von Npern an, die drei bis vier Kilometer südlich der bisherigen von dicht nördlich der d'Houdt-Serre am Nper-Kanal über St. Julien in Richtung auf s'Gravenstapel verläuft. Die Angriffe, die von der deutschen Artillerie südöstlich von Npern teilweise im Rücken gestützt wurden, brachen unter außergewöhnlich schweren Verlusten schon im Feuer völlig zusammen. — Die durch die feindliche Artillerie gänzlich zusammengekauerten Häuser von Eizerne sind von uns in der letzten Nacht geräumt worden; der unmittelbar östlich davon auf dem linken Kanalufer gelegene Brückenkopf wird gehalten. — In den bisherigen Kämpfen bei Npern haben unsere Truppen 50 Maschinengewehre erbeutet. — Den wichtigen Eisenbahnknotenpunkt und Etappenhauptort Poperinghe, etwa 12 Kilometer westlich von Npern, haben wir mit sichtbarem Erfolge zu beschließen begonnen. — Im Argonner Walde wurde nordöstlich von Dienne-le-Chateau ein nächtlicher französischer Angriff abgewiesen. — Auf den Maashöhen errangen wir auch gestern weitere Vorteile, trotzdem die Franzosen neue Kräfte herangezogen. Feindliche Angriffe gegen unsere Combres-Stellung scheiterten. Ein heftiger Angriff im Ailly-Walde wurde von uns unter starken Verlusten für den Feind zurückgeschlagen. Auch weiter östlich gewann der Feind keinen Boden. Im nächtlichen Nahkampf arbeiteten wir uns im Priesterwalde erfolgreich vor. — Gegen unsere Stellung auf dem Hartmannsweilerkopf ging der Feind gestern abend mehrere Male zum Angriff vor, alle Angriffe mißglückten. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 27. April. Amtlich wird verlautbart: 27. April, mittags: An der ganzen Front keine besonderen Ereignisse. In manchen Abschnitten heftige Geschüßkämpfe. — In den Karpathen haben die Russen ihre verlustreichen Angriffe gegen unsere Stellungen am Uzoker Paß und in den östlich anschließenden Frontabschnitten zunächst wieder eingestellt.

Schwere Verluste der Engländer und Franzosen an den Dardanellen.

Konstantinopel, 27. April, mittags. Das Hauptquartier teilt mit: Die Ufer des Sighin Dere, westlich von Sed ul Bahr, sind vom Feinde gesäubert worden. Der Feind, der in der Nähe von Kaba Tepe gelandet war, bemühte sich, unter dem Schutze des Feuers seiner Schiffe sich in seinen Verteidigungsstellungen zu halten. Heute früh nahmen unsere Truppen die genannten Stellungen im Sturm, zwangen den Feind, sich auf der ganzen Front zurückzuziehen und fügten ihm außerordentlich schwere Verluste zu. Ein Teil des Feindes, der nach dem Meer zu flieht, flüchtet in seine Schuppen und entfernt sich schleunigst. Diejenigen, die nicht fliehen können, entfalten weiße Fahnen und ergeben sich in Massen. Wir stellten fest, daß ein feindlicher Transportdampfer von den Geschossen unserer Artillerie getroffen wurde und vor Ari Burun sank. Eine in letzter Stunde, um 4¹/₂ Uhr nachmittags, eingetroffene Meldung besagt, daß die feindlichen Streitkräfte, welche auf vier Brigaden geschätzt wurden, an der Küste von Kaba Tepe ins Meer getrieben worden sind. Ein feindlicher Kreuzer wurde mit zerbrochenem Mast und havariertem Hinterstück nach Tenedos geschleppt.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 28. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: In Flandern versuchten die Eng-

länder auch gestern das verlorene Gelände wiederzuerobern. Nachmittags setzten sie beiderseits der Straße Npern — Pilkem zum Angriff an, der 200 Meter vor unserer Stellung vollkommen zusammenbrach. Das gleiche Ergebnis hatte in den Abendstunden ein zweiter englischer Vorstoß weiter östlich. Auch hier hatte der Feind starke Verluste. Auf dem westlichen Kanalufer griff der Feind nicht an. — In der Champagne wurde heute nacht nördlich von Le Mesnil eine umfangreiche französische Befestigungsgruppe von uns gestürmt und gegen mehrere feindliche Gegenangriffe siegreich behauptet und ausgebaut; der Feind erlitt starke Verluste. 60 unverwundete Franzosen, 4 Maschinengewehre und 13 Minenwerfer fielen in unsere Hand. — Zwischen Maas und Mosel fanden am Tage nur heftige Artilleriekämpfe statt; ein starker französischer Nachtangriff im Priesterwalde wurde blutig und für die Franzosen verlustreich abgeschlagen. — Gegen unsere Stellung auf dem Hartmannsweilerkopf haben die Franzosen nach den mißglückten Vorstößen vom 26. April keine weiteren Angriffe versucht. Bei Altkirch schoß einer unserer Flieger ein französisches Flugzeug ab. — Östlicher Kriegsschauplatz: Durch Angriff setzten wir uns nordöstlich und östlich von Suwalki in Besitz russischer Stellungen auf einer Frontbreite von 20 Kilometern. — Nördlich von Praszny wurden gestern 2 Offiziere, 470 Russen gefangen genommen und 3 Maschinengewehre erbeutet. (W. T. B.)

Vernichtung des französischen Panzerkreuzers „Léon Gambetta“.

Wien, 28. April. Das Flottenkommando veröffentlicht folgende Mitteilung: Unterseeboot V, Kommandant Einien-Schiffsleutnant Georg Ritter von Trapp, hat im Ionischen Meere den französischen Panzerkreuzer „Léon Gambetta“ torpediert und versenkt.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 28. April. Amtlich wird verlautbart: 28. April, mittags. In den Karpathen sowie in Russisch-Polen vereinzelte heftige Geschüßkämpfe. Unsere Artillerie brachte zwei Munitionsdepots der Russen durch Volltreffer zur Explosion. Wiederholte Nachtangriffe des Feindes im Abschnitt östlich der Höhe Ostro wurden abgewiesen.

Angriffe gegen die Dardanellen abgewiesen.

Konstantinopel, 28. April. Das Hauptquartier teilt mit: Der Feind erneuert seine Versuche gegen Kaba Tepe und die Südküste der Halbinsel Gallipoli. Wir werfen ihn weiter mit Erfolg zurück. Gestern versuchte der Feind mit neuen Kräften Angriffe gegen die Küste bei Kum Kale, wurde aber gezwungen, sich zurückzuziehen, wobei er 3 Maschinengewehre in unseren Händen ließ. — An der kaukasischen Front wurde ein nächtlicher Angriff gegen unsere Vorposten an der Grenze nördlich von Milo mit Verlusten für den Feind zurückgewiesen. — Von den übrigen Kriegsschauplätzen ist nichts von Bedeutung zu melden.

Weitere Kämpfe bei Npern und in der Champagne.

Großes Hauptquartier, 29. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Unsere auf dem westlichen Kanalufer befindlichen Stellungen nördlich von Npern am Nperlee-Bach bei Steenstraate und Het Sas werden seit gestern nachmittag ununterbrochen, aber vergeblich angegriffen. Östlich des Kanals scheiterte ein gegen unsern rechten Flügel von Franzosen, Algeriern und Engländern gestern abend gemeinsam unternommener Angriff unter sehr starken Verlusten für die Feinde. Die Zahl der von uns in den Kämpfen nördlich von Npern erbeuteten feindlichen Geschüße hat sich auf 63 erhöht. — Feindliche Minensprengungen an der Eisenbahn La Bassée — Béthune und in der Champagne nördlich von Le Mesnil waren erfolglos. Bei Le Mesnil wurden nächtliche französische Angriffe gegen die von uns gestern nacht

eroberten Stellungen unter starken Verlusten für den Feind abgeschlagen. Die hier gemachten französischen Gefangenen befanden sich in jammervoller Verfassung; sie zitterten vor Angst, da ihnen von ihren Offizieren vorgeredet war, sie würden, in deutsche Gefangenschaft geraten, sofort erschossen. — Auf den Maashöhen südöstlich von Verdun schoben wir unsere Stellungen um einige hundert Meter vor und befestigten sie. — **Östlicher Kriegsschauplatz:** Südlich von Kalwarja setzten wir uns in Besitz des Dorfes Kowale und der Höhe südlich davon. — Bei Dachowo südlich von Sochaczew eroberten wir einen russischen Stützpunkt. (W. T. B.)

Geschüßkämpfe in den Karpathen und in Russisch-Polen.

Wien, 29. April. Amtlich wird verlautbart: 29. April, mittags. Die allgemeine Lage ist unverändert. An der Front in Russisch-Polen und in den Karpathen in mehreren Abschnitten heftige Geschüßkämpfe. Unsere Artillerie feuerte mit sehr guter Wirkung gegen russische Unterkunft- und Munitionsobjekte. Im Opozta versuchte der Feind nach mehrstündigem erfolglosen Artilleriefeuer nachts einen Vorstoß gegen die Höhenstellungen unserer Infanterie, wurde jedoch nach kurzem Kampf an der ganzen Front abgewiesen.

Vorstoß in die Ostseeprovinzen.

Großes Hauptquartier, 30. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: An der Küste herrschte rege feindliche Fliegerbetätigtigkeit. Fliegerbomben richteten in Ostende nur erheblichen Schaden an Häusern an. Die Festung Dünkirchen wurde gestern von uns unter Artilleriefeuer genommen. — In Flandern verlief der Tag ohne besondere Ereignisse. Nachts griff der Feind zwischen Steenstraate und Het Sas an, das Gefecht dauert noch an. Die Brückenköpfe auf dem westlichen Kanalufer bei den Orten Steenstraate und Het Sas sind von uns ausgebaut und fest in unserer Hand. Östlich des Kanals, nördlich von Ipern, versuchten Zuaven und Turkos unseren rechten Flügel anzugreifen. Ihr Angriff brach in unserem Feuer zusammen. — In der Champagne nördlich von Le Mesnil konnten die Franzosen nichts von der ihnen vorgestern entrissenen Stellung wiedergewinnen. Die 1000 Meter breite und 300 Meter tiefe Befestigungsgruppe ist von uns in ihrem Umfange umgebaut und wird gehalten. — In den Argonnen erstürmten unsere Truppen nördlich von Le Four de Paris einen feindlichen Schützengraben, nahmen 1 Offizier, 30 Mann gefangen und hielten das eroberte Gelände gegen mehrfache feindliche Gegenangriffe. Bei Cornay am Ostrande der Argonnen stürzte ein feindliches Flugzeug ab, die Insassen sind tot. — Zwischen Maas und Mosel griffen die Franzosen gestern die von uns eroberten Stellungen auf den Maashöhen erfolglos an, auch nördlich von Sirey scheiterte ein feindlicher Angriff unter starken Verlusten. Bei den Kämpfen auf den Maashöhen vom 24. bis 28. April haben die Franzosen allein an Gefangenen 43 Offiziere, darunter 3 Regimentskommandeure und rund 4000 Mann verloren. — Die Küstenbefestigung Harwich an der englischen Ostküste wurde heute nacht mit Bomben belegt. — **Östlicher Kriegsschauplatz:** Die Vortruppen unserer im nordwestlichen Rußland operierenden Streitkräfte haben gestern in breiter Front die Eisenbahnlinie Dünaburg—Lübau erreicht. Ernsthaften Widerstand versuchten die in jenen Gegenden vorhandenen russischen Truppen, unter denen sich auch die Reste der Teilnehmer am Raubzug gegen Memel befinden, bisher nirgends zu leisten. Gegenwärtig sind Gefechte bei Szawle im Gange. — Bei Kalwarja scheiterten größere russische Angriffe unter starken Verlusten. 5 Offiziere, 500 Russen fielen unverwundet in unsere Hände. Auch weiter südlich zwischen Kalwarja und Augustow mißglückten russische Vorstöße.

(W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 30. April. Amtlich wird verlautbart, 30. April, mittags: Während des Tages Geschüßkämpfe und Geplänkel. Neuerliche heftige russische Nachtangriffe im Orawa- und Oportale wurden, wie stets früher, unter großen Verlusten des Feindes abgewiesen.

Neues von den Dardanellen.

Konstantinopel, 30. April. Das Große Hauptquartier hat gestern abend folgendes mitgeteilt: Der Feind, welcher in der Umgegend von Kum Kale gelandet war, ist trotz aller seiner Bemühungen, sich unter dem Schutze des Feuers seiner Schiffe am Lande zu behaupten, vollständig verjagt worden; kein Feind steht mehr auf dem asiatischen Ufer der Dardanellen. Die feindlichen Streitkräfte auf der Spitze von Kaba Tepe behaupten sich hartnäckig unter dem Schutze des Feuers der feindlichen Schiffe; von den anderen Teilen der Gallipoli-Halbinsel ist der Feind vertrieben worden. Das Feuer unserer Batterien hat am 28. April den französischen Panzerkreuzer „Jeanne d'Arc“ beschädigt, so daß er sich brennend nach Tenedos zurückzog. Ein englischer Torpedobootszerstörer sank infolge eines Brandes, der durch unsere Granaten verursacht war, am 28. April an der Einfahrt in die Meerenge. Ein Angriff von 16 Panzerschiffen und vielen Torpedobootszerstörern gegen unsere vorgeschobenen Batterien an der Meerenge am 27. April hatte folgendes Ergebnis: Tausende gegen unsere Batterien und Infanteriestellungen abgeschossener Granaten haben bis zum Abend nur einige Soldaten leicht verwundet; dagegen wurden zwei Transportdampfer vor Sed ül Bahr wiederholt von unseren Granaten getroffen, so daß der eine von ihnen sofort auf den Strand lief. Wir haben eine Reihe von Booten und Segelschiffen, die mit Soldaten besetzt waren und sich mit ihren Schleppdampfern bei den Transportschiffen befanden, zum Sinken gebracht. Die englischen Linienschiffe „Majestic“ und „Triumph“ wurden beschädigt und zogen sich aus der Schlachtlinie zurück. In den beiden letzten Tagen hat die feindliche Flotte nichts mehr gegen die Meerenge unternommen. — Auf den anderen Kriegsschauplätzen nichts von Bedeutung.

Die Kämpfe einer deutschen Division im Laborczatale.

(5.—13. April 1915.)

Halbamtlich wird Wolffs Telegraphischem Büro geschrieben: Vier Wochen lang hatte die Division unter den schwierigsten Verhältnissen auf den schneebedeckten Höhen der Ostkarpathen gekämpft. Auf fast allen Kriegsschauplätzen heimisch, eine an den Wechsel gewöhnte „Wandertruppe“, kam ihr die Berufung auf eine neue Bühne des Kriegstheaters nicht überraschend. Jetzt wurde am westlichen Teil der Karpathenfront, zwischen Dukla-Senke und Użokor Paß, das Einsetzen deutscher Truppen erforderlich, und dorthin wurde auch die Division am 29. März in Marsch gesetzt.

Schon seit Wochen waren die Blicke der ganzen Welt auf diesen Abschnitt in dem großen Völkerringen gerichtet. Nachdem Przemyśl, durch den Hunger bezwungen, seine Tore den russischen Eindringlingen öffnen mußte, konnte in anglistischen Gemütern die bange Frage auftauchen: werden die Truppen unserer Bundesgenossen den gewaltigen Stoß aufhalten, der durch das Freiwerden der Belagerungsarmee gegen die westliche Karpathenfront geführt werden wird? Daß es geschah und daß darüber hinaus zu machtvoller Offensive geschritten werden konnte, ist auch das Verdienst unserer deutschen Truppen, unter denen unsere Division sich neue Lorbeeren erworben hat.

Der gegenrussische Angriff hatte sich hauptsächlich auf das Tal der Laborcza gerichtet. Dort, wo die zweigleisige Hauptstrecke Budapest—Przemyśl den Bergwall durchschneidet und eine gute Heerstraße über den Luchower Paß von Ungarn nach Galizien führt, sah der Feind offenbar den Schlüssel der westlichen Karpathenstellung. Hier wollte er, verstärkt durch die vor Przemyśl freigewordenen Heeresmassen, lawinengleich ins Herz Ungarns eindringen.

Pommern, Hessen und Württemberger waren am 2. April zu dem Beskidenkörper unter Führung des Generals v. d. Marwitz vereinigt worden, das zunächst in der „Osterschlacht“ in groß angelegter Offensive den Gegner zum Rückzug zwang. Während die Landeseinwohner in ihren bunten Trachten zur Kirche eilten, um das Fest der Auferstehung zu feiern, rüsteten sich unsere braven Feldgrauen zum blutigen Waffengang. Bereits am ersten Ostertage (4. April) war die eine Division des Armeekorps, über Jzbugnabela und Okroske vorgehend, östlich Heggnescsaba, eine andere Division in Richtung Virava in den Kampf getreten. Am Ostermontag setzte die Angriffsbewegung unserer eigenen Division ein. Warm, ja fast heiß, strahlte die Frühlingssonne vom wolkenlos blauen Himmel herab auf das liebliche Tal der grünen Laborcza, das die Division bei Jzbugnaradvann durchquerte, um auf dem westlichen Ufer in den Kampf einer österreichisch-ungarischen

Division einzugreifen. Nach dem Korpsbefehl sollte der Angriff dieser Division gegen die von den Russen besetzte Stellung: Höhe (256) südwestlich Selsöcsebeny — Höhe 468 — Höhe 452 — Olghatal vorgetragen werden.

Auf diesen Bergen herrscht nicht das ernste Tannengrün der schneebedeckten Hochkarpathen. Lichte Buchenwälder, mit dichtem Unterholz durchsetzt, überziehen die schöngewellten Hügel, die sich selten über 500 Meter erheben. Im Tale, wo sich die kleinen ungarischen Dörfer mit ihren, den Schwarzwaldhäusern ähnelnden Gehöften wie Sinnbilder eines tiefen Friedens ausnehmen, blüht schon der Lerchensporn und die schöne blaue Szolla, die in unseren deutschen Gärten heimatsberechtigt geworden ist, und auf den Höhen das Lungenkraut und die weiße Anemone. Aber in diesem idyllischen Hügellande waren die Schwierigkeiten des Anmarsches für unsere Truppen fast ebenso groß wie im rauheren Karpathen-Hochlande. Auch hier hatte die Schneeschmelze die wenigen befahrbaren Wege arg mitgenommen. Was sich auf der Generalstabskarte als Landstraße verheißungsvoll darstellte, war häufig zu einem tief ausgefahrenen Morast geworden. So begegneten schon auf der Straße Zbuharadvany—Homonnachka unsere fahrenden Truppen den größten Schwierigkeiten; und manche Feldküche, mancher Munitionswagen blieb elendiglich stecken und konnte nur durch Vorpann weitergebracht werden. Geradezu bewunderungswürdig aber war die zähe Energie, mit der unter unfählichen Mühen zwei unserer Batterien noch im Laufe des Vormittags ihre Geschütze auf Höhe 402 östlich Homonnachka in Stellung brachten, wo sie zusammen mit den nördlich Ökröske stehenden beiden Batterien eines Fußartillerie-Regiments den Angriff der Division, wie auch flankierend den Angriff des linken Flügels der Nachbardivision auf dem östlichen Laborcza-Ufer wirksam unterstützen konnten.

Nicht minder litt unsere Infanterie unter den schlechten Wegeverhältnissen. Mit dem noch winterlichen schweren Gepäck, das der kalten Nächte wegen noch nicht entbehrt werden konnte, beladen, mußte sie sich durch die aufgeweichten Straßen kämpfen, um schließlich die zu besetzenden Höhen auf schmalen Saumpfaden, nur in der Kolonne zu einem vorrückend, zu erreichen. Dazu erschwerte der Gegner das Vordringen unserer Truppen noch durch starkes Artilleriefeuer, mit dem er die Anmarschwege belegte. Aber weder die Schrapnells des Feindes, noch die unwegamen Bergpfade konnten den Willen zum Siege aufhalten, der in unsern Soldaten lebt. Gegen zwei Uhr nachmittags erreichten die Regimenter einer unserer beiden Infanterie-Brigaden die österreichischen Stellungen. Die andere Brigade wurde vorläufig in Reserve gehalten. Den gemeinsamen Oberbefehl über die verbündeten Truppen übernahm nunmehr der Kommandeur unserer Division.

Der Angriffsabschnitt der Division auf dem westlichen Laborcza-Ufer war äußerst unübersichtlich und schwer gangbar. Auf dem östlichen Ufer, vor allem im Gesichtsbereich der Nachbardivision, war der einheitliche Einfluß größerer Kräfte von Infanterie und Artillerie, sowie eine einheitliche Durchführung des Angriffs möglich, während in dem dicht bewaldeten Berggelände des westlichen Ufers der Angriff unserer Division in Kämpfe einzelner Gruppen (Komp. und Batlne.) um Höhen und Waldstücke zerfiel. Langsam, aber in unaufhaltbarem Vorwärtsdrängen nahm die Infanterie dem Gegner eine Stellung nach der anderen ab. Zwei Bataillone eines Infanterie-Regiments setzten sich in den Besitz der Höhe 462 nördlich Homonnachka. Einem anderen Infanterie-Regiment war die Aufgabe zugefallen, die Höhe 468 westlich Hegnescaba zu nehmen. Gedeckt durch den langgestreckten Sverzovarrücken stellte sich dies Regiment zum Angriff bereit. Trotz Flanken- und Frontalmaschinengewehr- und Infanteriefeuers erreichten die ersten beiden Bataillone in kurzer Zeit die österreichischen Schützengraben, die am Südhang nur 30—50 Meter, auf dem Westhang etwas weiter vom Gegner entfernt lagen. Die weitere Durchführung des Angriffs an diesem Tage mußte aber wegen der Ermüdung der Truppen sowie deshalb unterbleiben, weil die mit starken Drahthindernissen versehene feindliche Stellung wegen der geringen Entfernung zwischen den Schützengraben durch Artillerie nicht erschüttert werden konnte. Zusammen mit einem österreichischen Landwehr-Infanterie-Regiment hielten die Bataillone die erreichte Stellung und gruben sich nachts ein.

Am Morgen des Osterdienstags (6. April) nahmen diese beiden Regimenter die Höhe 468 und gingen sodann zum Angriff gegen die russische Stellung zwischen 468 und 480 vor. Auch hier konnte der Gegner dem ungestümen Anprall der bundesbrüderlich vereinten Truppen nicht standhalten. Die Stellung wurde im Augenblick überrannt und sämtliche in ihr befindlichen Russen zu Gefangenen gemacht. Am folgenden Morgen wurde trotz gegnerischen Flankenfeuers die Vorhöhe von 480 genommen, die durch eine scharfe Schlucht von dem höchsten Punkte getrennt ist. Ein Sturm über das völlig abgehölzte Gelände auf die höchste Kuppe wurde nicht nur mit Rücksicht auf die schweren Opfer unterlassen, sondern weil die gewonnene Stellung sich sehr gut zur Verteidigung eignete. Die Division befahl daher, von einem weiteren Sturm abzusehen und die erreichte Stellung zu verstärken.

Besonders hartnäckig gestaltete sich das Ringen auf dem Höhenrücken, der sich zwischen Selsöcsebeny und Begnescab westlich der Laborcza hinzieht. Durch starkes Artilleriefeuer ge-

zwungen, hatten die Russen am 6. April ihre Stellungen am Südhange dieses Hügels geräumt. Ein österreichisches Landwehr-Regiment hatte sich dort festgesetzt. Aber mit zäher Energie, die auch der Gegner bewundern muß, hielt sich der Feind auf der Nordkuppe dieses wichtigen Stützpunktes. Alle österreichischen Angriffe auf die stark besetzte Stellung brachen zusammen. Das dicke Unterholz erschwerte das Vordringen ganz besonders. Am Nachmittag, als die Reihen der Österreicher bereits etwas gelichtet waren, wurde ein Bataillon unserer Division zur Verstärkung herangezogen und der Angriff durchgeführt. Doch gelang es erst bei Morgengrauen des 7. April, den Feind zu werfen und die ganze Höhe in unseren Besitz zu bringen.

Damit war auf der ganzen Linie der beabsichtigte Angriff durchgeführt. Nunmehr wurde das Herausziehen der österreichisch-ungarischen Truppen angeordnet und einer deutschen Infanterie-Brigade der Abschnitt von Selsöcsebeny bis Höhe 468, einer anderen deutschen Infanteriebrigade der Abschnitt links anschließend über Tiefenpunkt 253 im Olghatal bis 600 Meter südlich Höhe 485 zur Verteidigung zugewiesen.

Nun begann für unsere braven Truppen eine Zeit rastloser Arbeit. Von einer zusammenhängenden Stellung konnte noch nicht gesprochen werden. Einzelne Erdlöcher ohne Unterstände und ohne Verbindungsgraben: das war das einzige, was die Infanterie vorfand. Jetzt hieß es, eine einwandfreie Verteidigungsstellung herzustellen. In erster Linie mußten durchgehende Schützengraben angelegt werden; dann wurden Unterstände eingebaut und das Vorgebiet gesäubert, um freies Schußfeld zu erhalten.

Sehr erschwert wurde die Arbeit durch den beständigen Landregen, der jetzt das gute Wetter abgelöst hatte. Außerdem konnte an manchen, dem Einblick des Feindes geöffneten Punkten (so im Laborczatal selbst) nur nachts gearbeitet werden.

Zur wirkungsvollen Abwehr feindlicher Angriffe wurden Geschütze und Geschützzüge in der vordersten Linie in Stellung gebracht. Von unserer Artillerie wurden in diesen Tagen Leistungen verlangt, die ebenso neuartig waren, wie sie an die Leistungsfähigkeit von Mensch, Tier und Material die höchsten Ansprüche stellten. Gegenüber einem Feinde, der während langer Monate die Eigentümlichkeiten des Gebirgskrieges durch allmähliche Erfahrungen überwinden konnte, galt es für unsere, zum Teil erst jetzt in diesen Gebirgskrieg hineingestellte Artillerie, dieser Schwierigkeiten ohne Vorbereitung und ohne besondere Hilfsmittel Herr zu werden. Das unübersichtliche, keine beherrschende Höhe aufweisende, schluchtenreiche Höhengelände westlich des Laborczatales erscheint für artilleristische Ausnutzung besonders ungünstig. Die wenigen schmalen Sättel, die für Stellungen der Flachbahngeschütze allein in Betracht kommen, boten nur geringen Raum. Zu diesen Stellungen mußten Anmarschwege gefunden werden, die Deckung gegen Sicht vom Feinde her boten und andererseits dem Walde ausweichen, durch dessen 3. T. urwaldähnliches Unterholzdicke in der kurzen Zeit auch die technische Truppe die erforderliche Bahn nicht hätte schlagen können. Die Saumpfade waren wohl für einzelne Tragtiere, nicht aber für die stark bespannten großen Fahrzeuge der Artillerie verwendbar. Trotzdem erfolgte das Instellunggehen der Batterien auf den sorgfältig erkundeten und mit allen Mitteln in kurzer Zeit hergestellten Wegen nachher schnell und glatt, wobei allerdings meistens das Sechsgespänn auf zehn, ja auch zwölf Pferde verstärkt werden mußte.

Dabei waren längere Steigungen bis über 30 Grad zu überwinden. Wo Pferde nicht mehr vorwärts konnten, übernahmen die Mannschaften, bisweilen von der Infanterie unterstützt, das Vordringen der Fahrzeuge. Dank der Anspannung aller Kräfte von Mensch und Tier hatte schon am Ostermontag eine Abteilung Feldartillerie wenige Stunden nach Alarmierung das Feuer eröffnen können.

Nach unseren siegreichen Stürmen vom 5. zum 7. April hatte der Gegner nicht gefeiert. Auch er hatte starke Feldbefestigungen angelegt, der Russe ist darin Meister. Aber er gedachte auch nicht, die ihm von uns entrisenen Stellungen leichten Kaufes preiszugeben und sich auf die Defensiv zu beschränken, sondern bereitete einen umfassenden Gegenangriff vor.

Zunächst belegte er die deutschen Stellungen und auch die rückwärtigen Verbindungen mit reichlichem Artilleriefeuer aus leichten und schweren Geschützen. Am frühen Morgen des 10. April meldeten dann vorgeschobene Posten, daß der Feind seine Höhenstellungen verlasse und einzeln und in Gruppen ins Tal hinabsteige, anscheinend mit der Absicht, anzugreifen. Der Hauptangriff des Gegners in diesem Abschnitt richtete sich gegen Teile zweier Kompagnien, die auf Höhe 462 mit der Front nach Höhe 480 aufgestellt waren. Aber hier wurde er mit Infanterie- und Maschinengewehrfeuer empfangen. Er ließ etwa 50 Tote vor den Drahthindernissen und zog sich auf etwa 100 Meter von der deutschen Stellung zurück, mit der Absicht, sich dort einzugraben. Um dies zu verhindern, wurde eine Patrouille von 17 Mann vorgeschickt, die 59 Gefangene machte und den Gegner verjagte. Im ganzen wurden an diesem Tage 181 Gefangene gemacht und 227 Gewehre erbeutet, während die eigenen Verluste nur zwei Tote und zwei Verwundete betrugten.

Auf dem rechten Flügel der Division hatte am 10. April eine Patrouille festgestellt, daß hier für den 11. April ein russischer Angriff geplant sei. An diesem Tage — dem Sonntage Quasimodogeniti — nahm das feindliche Artilleriefeuer an Heftigkeit zu, bis unsere Artillerie die feindlichen Artilleriestellungen entdeckt hatte und nun den Gegner durch eigenes Feuer im Schach hielt. Am Nachmittag wurden starke russische Kolonnen gesehen, die im Laborczatal von Norden her vordrangen und allmählich Boden zu gewinnen versuchten. Ihr Angriff richtete sich zunächst nur gegen die Stellungen der Nachbardivision auf dem östlichen Ufer des Laborczatales. Mit starken Kräften, 3. T. vier Linien hintereinander, ging hier der Gegner über das offene Gelände zum Angriff vor. Aber am wichtigsten Punkte, im Tale selbst, gelang es ihm nicht, auch nur in die Nähe der Stellungen unserer Nachbardivision zu gelangen. Mit verheerender Wirkung schlugen die Geschosse unserer schweren Haubitzen in die vorrückenden Linien ein, furchtbare Lücken in die Reihen der Feinde reißend. Hier und da begannen einzelne Russen zurückzuweichen. Aber sie wurden von den Kugeln ihrer eigenen Leute aus der zweiten und dritten Linie niedergestreckt. Unter diesem eisernen Zwange hielten die Angreifer noch eine Zeit lang stand. Aber als sich dann auch noch das Schrapnellfeuer unserer Feldartillerie mit dem der schweren Geschütze vereinigte, wurde der Feind schließlich völlig zerprengt und aufgerieben, bevor er die deutsche Schützenlinie auch nur erreicht hatte. Die Aufgabe der Artillerie unserer Division, auch flankierend gegen Angriffe auf die Nachbardivision zu wirken, war glänzend gelöst worden.

Inzwischen herrschte auf der wichtigen Selsöcebenhöhe noch immer Ruhe. Im Schutze der Nacht vom 11. auf den 12. April drangen jedoch die Russen in den Schluchten westlich des Laborczatales vor, und der heranbrechende Morgen sah den Feind zum Teil bis auf 100 Meter vor unserer Stellung, wo er sich einzugraben versuchte. Am Nachmittag ging der Gegner endlich zum Angriff vor. Nicht weniger als acht Bataillone stürmten auf der Nordkuppe des Hügels gegen einen Abschnitt, der nur von einer Kompanie besetzt war. Fünf große Angriffswellen wälzte der Gegner heran, aber alle brachen an der heldenmütigen Widerstandskraft unserer Pommern zusammen. Furchtbare Verluste brachten wir — besonders durch unsere günstig aufgestellten Maschinengewehre — dem Feinde bei. 250 bis 300 Tote lagen vor der Front, weitere 100 im Tale, und vor einem unserer Maschinengewehre hatten sich buchstäblich die Leichen der anstürmenden Gegner aufeinandergetürmt. 42 Gefangene fielen in unsere Hände. Der Morgen des 13. April brachte die erfreuliche Kunde, daß der Feind die vorderen Gräben geräumt und sich auf seine alten Stellungen zurückgezogen habe.

Auch gegenüber den Stellungen der anderen Brigade der Division war scheinbar ein Angriff geplant gewesen. Überläufer hatten in der Nacht vom 11. zum 12. April ausgesagt, daß die Russen mit 16 Regimentern in dieser Nacht die Stellung durchbrechen wollten. Alle Vorbereitungen zum Angriff waren getroffen, und in fieberhafter Ungebuld wachte ein jeder und wartete auf die ersehnte Gelegenheit, dem Gegner deutsche Hiebe beizubringen. Es kam jedoch nicht zu einem eigentlichen Sturmangriff, die Russen hielten nur mit schwächerem Feuer unsere Aufmerksamkeit wach. War es der Mißerfolg der letzten Stürme im Nachbarabschnitt, oder lediglich der Respekt vor den deutschen Pickelhäuben, der sie zurückhielt?

Die Kämpfe im Laborczatal haben diesen Respekt jedenfalls nur verstärken können. Trotz der heftigsten, mit großer Übermacht ausgeführten Angriffe ist der Schlüssel der westlichen Karpathenfront, das Laborczatal mit den angrenzenden Höhen, in unseren Händen geblieben, der Feind unter schwersten Verlusten zurückgeworfen worden. Die Infanterie hat auch in diesen Kämpfen ihre alte Fähigkeit bewiesen; die Feldartillerie wieder Gelegenheit gefunden, ihre gründliche Friedens- und Kriegsausbildung zu zeigen und ihr Feuer wirkungsvoll auf den weit überlegenen Gegner zu richten.

Neben dem Kampfesmut unserer fechtenden Truppen haben sich auch hier wieder die glänzenden Anordnungen für den Nachschub im Gefecht bewährt. Mit Maultieren mußten Verpflegung und Munition durch weite Strecken auf den schmalen, durch den Regen aufgeweichten, lehmigen Saumpfad in die vordersten Linien gebracht werden, und doch sind dank des energischen Zusammenarbeitens aller Beteiligten keine Stockungen eingetreten.

Überblickt man die Erfolge unserer Division, so erscheinen die erlittenen Verluste verhältnismäßig gering. Freilich, manches junge Leben mußte geopfert werden, und zu den bunten Frühlingsblumen gestellten sich viele rote Röslein, wie sie der Tod ausstößt. Die geringe Anzahl an Toten und Verwundeten aber ist ein Beweis dafür, daß der junge Nachschub die Vorteile des unüberstichtlichen Berg- und Waldgeländes bei dem Vorgehen in jeder Weise auszunutzen verstand.

Erheblich höher — mindestens um das Zehnfache der unsrigen — sind die Verluste des Feindes anzuschlagen, der außerdem insgesamt 500 Gefangene in unsere Hände ließ.

Am 13. April begrüßte Seine Kaiserliche Hoheit Erzherzog Friedrich Abordnungen der Division und sprach seine hohe Anerkennung für die Tapferkeit und die schönen Erfolge aus. Dank-

bar wird auch das deutsche Volk derer gedenken, die nach alter Stammesart drauflos stürmten und von dem heißerstrittenen Plage nicht wichen, obwohl ihnen eine ungeheure Übermacht entgegenstand.

Schulter an Schulter mit unseren Verbündeten.

Aus den Städten und größeren Flecken der ungarischen Tiefebene führen etliche Landstraßen nordwärts in die Karpathen hinein, in gerader Richtung auf die Pässe zu, die die Verbündeten, um nach Galizien vorzudringen, zunächst dem Russen wieder entreißen und ihn schrittweise daraus zurückdrängen mußten. Wohl ändert sich in den verschiedenen Tälern das Bild der Trachten und Siedelungen zugleich mit der Stammesart der dort bunt wechselnden Nationalitäten und wird immer fremdartiger, je östlicher man das Gebirge durchquert. Was sich jedoch überall ähnelt, ist die dauernde Verengung des Tals, die zunehmende Steigung der Passstraße, die mit der Entfernung von der fruchtbaren Ebene wachsende Armut und wilde Ursprünglichkeit der menschlichen Wohnungen.

Solange die wenigen Bahnverbindungen noch gestört waren, mußte den Landstraßen bei Tag und Nacht eine Überanstrengung zugemutet werden, deren Folgen kaum durch ununterbrochene Ausbesserungsarbeiten zu beseitigen waren. Man half sich so sinnreich wie möglich. An einer Stelle wurde z. B. der Aufwärtsverkehr der unzähligen Fuhrwerke durch einen 1800 Meter langen Eisenbahntunnel geleitet, wodurch man erreichte, daß den schweren Lasten eine höchst beträchtliche Steigung erspart blieb, während die leeren Wagen, durch keine begrenzenden Kolonnen behindert, rasch wieder zu Tal rollen konnten. Die Wiederaufnahme des Bahnbetriebes entzieht zwar den Straßen gewaltige Transporte. Dafür ist aber die Menge der vorgerückten und regelmäßig zu versorgenden Truppen derartig angeschwollen, daß eine Entlastung gar nicht in die Erscheinung tritt. Landstraßen und Schienenwege dienen gleichmäßig der fortwährenden Heranholung neuer Mannschaften, neuer Munition, neuer Verpflegungs- und Ausrüstungsgegenstände.

Am deutlichsten und wahrhaft phantastisch entfaltet sich die Länge einer modernen Nachschub-Karawane auf den Serpentinaen, die sich in kühnem Zickzack mit vielen spitzwinkligen Kehren bis zur Passhöhe und auf der anderen Seite wieder hinunterhängeln. Hier gewahren wir, in Stufen übereinander und in entgegengesetzten Richtungen das wunderbarste Gemisch von Menschen, Fahrzeugen, Maschinen und Tieren, durch den gemeinsamen militärischen Zweck und die militärische Leitung geordnet, sich stetig und gleichförmig vorwärts bewegen. Aus allen Teilen der Monarchie sind die Fuhrleute zusammengetrommelt, Serben, Ruthenen, Polen, Kroaten, Rumänen, Ungarn, Slowaken, Österreicher und turbangeschmückte Mohammedaner aus Bosnien. Ein jeder kutschiert und flucht in seiner eigenen Sprache, und das Ganze stellt sich als eine fahrende Ausstellung zwar meistens verwahrloster aber doch charakteristisch unterschiedener Kostüme dar. Gemeinsam ist ihnen allen das im Gebirge erprobte, zäh und elastisch gebaute Wägelchen, das, nur bis zur Hälfte beladen, von kleinen fleißigen, ponypartigen Pferden gezogen wird. Dazwischen kommen unsere mächtigen deutschen Gänge mit den ungeschlachten breiten, hochradrigen Train- und Munitionswagen so wuchtig herangestampft, als gehörten sie einem Volk von Riesen. Ernst und beharrlich, in mürrischer Würde, schleppen langsam schreitende Rinder die an ihrem Joch befestigten schwerbepackten Schlitten hinter sich her, ein starker weißlicher Schlag mit seitwärts geschwungenen ellenlangen Hörnern. Ihnen folgen in endloser Kette die hurtigen, vorsichtig tastenden Tragtiere, kleine und große Pferde, Maultiere und Esel, auf ihrem Rücken den Holzsattel mit der wohl ausgewogenen Last der Heubündel, der Munitionskisten oder sonstigen Kriegsbedarfs. Vorsichtig klopfen sie mit den Hufen den Saum der Straße ab, meiden Gruben und Steinblöcke und umgehen die starren, ausgeblähten Leiber ihrer am Wege zusammengebrochenen Kameraden. Ab und zu tänzelt, auf hohen Beinen, ein nacktes Füllen die Reihen der arbeitenden Tiere entlang, verwundert und rastlos umherjuckend. Mitten in diesem Gemimmel von tierischen Gliedmaßen, suchtelnden Menschenarmen, ächzenden und schwankenden Lastfuhrwerken der mannigfaltigsten Herkunft klimmt und gleitet das Eisengewicht einer österreichischen Motorbatterie mit unbegreiflicher Selbstverständlichkeit steil bergan und plättet die rissige Straße wie eine Dampfwalze.

Vom ersten Paß senkt sich der ganze Zug wieder in die Tiefe, um in der Sohle eines anderen Tals den nördlichen Anstieg von neuem zu beginnen, fernen, höheren Sätteln zuzustreben und sich gegen den Widerstand zahlloser Hindernisse allmählich bis ans Ziel vorzuschieben. Der Weg zum Kampfplatz von heute führt über die Schlachtfelder jüngst vergangener Wochen und Monate. Hier hat ein Dorf gestanden, aber bloß die steinernen Herdstümpfe der niedergebrannten Blockhäuser verraten noch etwas davon. Dort haben schwer einfallende Geschosse oder die Schrecken eines kurzen Straßenkampfes nur einzelne Teile eines Dorfes in Trümmern gelegt. Die Ruinen sind mit Selttuch und Brettern notdürftig wieder dicht gemacht und dienen, ein nicht zu verachtender Wetter-schutz, zu Quartieren oder Ställen. Im engen Tal ist auf beiden

Seiten des Bergstroms jede ebene Stelle als Parkplatz ausgenutzt: da stehen gesichert und ausgerichtet die Fuhrwerke einer rastenden Kolonne oder die weithin duftenden „Gulaschkanonen“ oder die unermüdbaren Öfen einer Feldbäckerei. Wo die Berge beiderseits nah an die Flußrinne herantraten, wurden vielfach aus den hängen geräumige Bauplätze ausgestochen und Baracken darauf errichtet zu mancherlei Zwecken: Lazarette, Unterkunftsräume für viele Tausende von Menschen, Stallungen für Hunderte von Pferden. Daneben fehlen nicht die völlig anspruchslosen, aus ein paar Stangen und Sichtenzweigen schnell zusammengefügt Waldhütten, oft eine lange Zeile lustiger Behausungen, die nach Sonnenuntergang, wenn ihre Insassen sich am Feuer wärmen, den schwarzen Hohlweg in ein romantisches Nachtlager verwandeln. Und überall erinnern uns frische, mitunter kindlich verzierte und geschmückte Kreuze an unsere verstummten Brüder, die noch vor kurzem denselben Weg gegangen sind, sich ebenso mit Wetter und Entbehrungen abgefunden und vielleicht in denselben Hütten vom Krieg gesprochen und vom Frieden geträumt haben, am Lagerfeuer, fern von der Heimat ...

Über das einzigartige Getriebe einer bei aller Sprachverwirrung wohlorganisierten Völkerwanderung hat der Himmel während der Monate Februar und März unablässig seinen Schnee ausgeschüttet und all die Buntheit in einen großen weißen Mantel gehüllt. Das winterliche Land nahm immer mehr das Wesen des Hochgebirges an. Zu beiden Seiten der Straßen türmten sich manneshohe Mauern von Schnee; die liegenbleibende Kruste, am Tage von der Sonne ein wenig aufgetaut und erweicht, gefror über Nacht bei einer Kälte von 10 bis 25 Grad zu einer harten Glatteisdecke, die sich unter späterem Neuschnee wochenlang hielt und den Transporten unendliche Schwierigkeiten bereitete. Mensch und Tier, durch starke Märsche ohnehin ermüdet, kamen aus der Gefahr nicht heraus, bei jedem Schritt zu straucheln oder auszugleiten. Kraftwagen, die bei gewöhnlichen Bodenverhältnissen die steilen Bergstraßen ohne Überanstrengung stolz hinaufrollen, konnten sich an manchen Punkten nicht mehr vom Fleck rühren und mahnten mit ihren trotz Schneeketten vergebens herumlaufenden Rädern tiefe Löcher in den Grund, bis nachschiebende Arbeiter oder vorgepannte Pferde sie endlich wieder so weit gebracht hatten, daß sie sich allein weiterhelfen konnten. Am traurigsten erging es den armen Leichtverwundeten, die den Weg vom ersten Verbandplatz zum Sammelplatz an sich leicht hätten zurücklegen können, nun aber infolge der beschwerlichen Glätte die doppelte und dreifache Zeit dazu brauchten. Ihnen konnte, wenn sie sich ernst und abgepannt fortmühten, außer der allen anerzogenen Überzeugung, dem Vaterlande gedient zu haben, das Schicksal keinen besseren Trost gewähren als die Gesellschaft eines jener Unverwundlichen, die im deutschen Heere so überraschend zahlreich vertreten sind: Menschen, die auch bei Hunger und Kälte ihren schlagfertigen Mutterwitz nicht verlieren und die, obgleich sie Schmerzen ausstehen und das Blut durch die Binde sickert, immer noch munterer und witziger aufgelegt sind als mancher andere in seinen gesündesten Tagen.

Seit einigen Wochen scheint nun der Winter sich langsam verflüchtigen zu wollen. Zwar liegt auf den Erhebungen von mehr als 700 Metern noch tiefer Schnee, und die Flieger melden aus 2000 Meter Höhe, wo sie mit starren Fingern ihre scharfen, zierlichen Aufnahmen machen, heute noch eine Kälte von 15 bis 20 Grad. Aber im Tal und auf den mittleren Bergen hat unter den Strahlen der Aprilsonne doch die Schneeschmelze schon mit ganzer Macht eingesetzt und treibt dem Bergstrom von allen Seiten bräunliche, aufgeregte stürzende Nebenflüsse zu. Die Landstraßen sind stellenweise überschwemmt, ihre Eisdecke löst sich in eine trübe Schmutzflut auf. Immerhin richten die Gewässer nicht ganz so viel Schäden und Belästigung an, wie mancher erwartet hatte. Ihrer ungünstigen Einwirkung auf die Gesundheit der Truppen werden die Ärzte mit allen Mitteln entgegentreten. Erst nach Überwindung dieser nassen, krankheitszeugenden Zeit wird man von dem Ende des eigentlichen Winterfeldzuges reden können.

Russische Niederlage bei Szawle.

Großes Hauptquartier, 1. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Die gestern gemeldeten Kämpfe auf dem westlichen Kanalufer nordwestlich von Npern endeten mit einem sehr verlustreichen Mißerfolg des Feindes. Östlich des Kanals nördlich von Npern stieß der Feind mehrere Male vergeblich vor. Die Festung Dünkirchen wurde weiter unter Artilleriefeuer gehalten. — Zwischen Maas und Mosel kam es zu Infanteriekämpfen nur in der Gegend zwischen Ailly und Apremont. Die französischen Angriffe scheiterten sämtlich unter starken Verlusten. — Am 29. April wurde Reims in Erwiderung auf die Beschließung unserer rückwärtigen Ruheortschäften mit einigen Granaten beworfen. Da der Feind die Bedeutung dieses unseres Vorgehens sehr gut kennt, würde es ihm leicht sein, Reims vor einer Beschließung zu bewahren. — Der Feind verlor gestern wieder

3 Flugzeuge. Ein englisches Flugzeug wurde südwestlich von Thielt heruntergeschossen. Ein anderes Flugzeug wurde bei Wieltje nordöstlich von Npern zum Absturz gebracht und zusammengeschossen. Das dritte Flugzeug wurde aus einem feindlichen Geschwader heraus bei Nieder-Sulzbach i. E. zur Landung gezwungen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Das Gefecht bei Szawle ist günstig für uns verlaufen. Nach starken Verlusten flüchteten die Russen, nachdem sie Szawle an allen vier Ecken angesteckt hatten, in Richtung auf Mitau weiter. Die Verfolgung wird fortgesetzt. An Gefangenen sind bisher etwa 1000 gemacht, daneben fielen 10 Maschinengewehre, große Mengen von Bagagen, Munitionswagen und besonders viel Munition in unsere Hände. — Feindliche Angriffe bei Kalwarja und südwestlich wurden verlustreich abgeschlagen, wobei wieder 350 Russen gefangen genommen wurden. Dagegen gelang es den Russen, südwestlich von Augustow, eine deutsche Vorpostenkompagnie nachtsicherweise zu überfallen und schwer zu schädigen. — Östlich von Plock und auf dem Südufer der Pilica wurden schwache russische Vorstöße abgewiesen. (W. T. B.)

Unterseeboot „Ae 2“ versenkt.

Konstantinopel, 1. Mai. Das Hauptquartier teilt mit: Der linke feindliche Flügel, der durch unsere wiederholten Angriffe aus seinen Stellungen bei Kaba Tepe nach Norden in die Richtung auf Ari Burnu zurückgeworfen wurde, versuchte gestern vorzumarshieren, um sich dem wirklichen Flankenfeuer unserer Artillerie zu entziehen, wurde aber durch einen Bajonettsturm von neuem in seine alten Stellungen am Ufer getrieben. Bei dieser Gelegenheit erbeuteten wir 2 Maschinengewehre mit sämtlichem Material und der Munition. — Der Feind, der bei Sedd ul Bahr an geschützten Uferstellen gelandet war und sich geschützt hatte aufstellen können, befindet sich gegenwärtig infolge des Feuers unserer Batterien auf der anatolischen Küste in einer unhaltbaren Lage. Die feindlichen Schiffe, die durch das Feuer ihrer schweren Artillerie ihre Streitkräfte an Land schützen mußten, haben keine Aktion gegen die Meerenge unternommen. — Das australisch-englische Unterseeboot „Ae 2“ wurde von unseren Kriegsschiffen vor einigen Tagen zum Sinken gebracht, als es in das Marmara-Meer einzudringen versuchte. Die Besatzung, aus 3 Offizieren und 29 Soldaten bestehend, wurde gefangen genommen. — Ein feindlicher Hydroplan, der den Golf von Alexandrette überflog, wurde durch unser Feuer beschädigt und fiel ins Meer; die Trümmer wurden von einem in diesen Gewässern fahrenden Kreuzer aufgeammelt.

Vergebliche Angriffe in Flandern.

Großes Hauptquartier, 2. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: In Flandern versuchte der Gegner nach sehr starker Artillerievorbereitung wiederum gegen unsere neue Stellung nordöstlich von Npern anzurennen, und zwar griffen die Franzosen zwischen Kanal und Straße Npern — St. Julien energisch, die Engländer östlich davon matt an. Die Bemühungen waren, namentlich infolge unseres sehr wirklichen Flanken- und Rückenfeuers aus Gegend von Broodseinde und Veldhoek, gänzlich erfolglos; 3 Maschinengewehre blieben in unseren Händen. — In den Argonnen machten unsere Angriffe nördlich von Le Four de Paris gute Fortschritte; trotz heftigster Gegenwehr verloren die Franzosen mehrere Gräben und 156 Gefangene. — Zwischen Maas und Mosel kam es nur im Priesterwalde zu heftigen Kämpfen, wo die Franzosen mehrere Male in großen Massen angriffen. Wir schlugen diese Angriffe, die stellenweise bis in unsere Gräben gelangten, unter starken Verlusten für den Feind ab und machten 90 Gefangene. — Gestern wurden wieder 2 feindliche Flugzeuge außer Gefecht gesetzt, eins wurde bei Reims zusammengeschossen, das andere nordwestlich von Verdun aus einem Geschwader heraus zur eiligsten Landung gezwungen. — Östlicher Kriegsschauplatz:

Unsere Operationen im nordwestlichen Rußland machten gute Fortschritte. Bei Szawle wurden weitere 400 Russen gefangen genommen. In der Verfolgung der flüchtenden Russen erreichten deutsche Spitzen die Gegend südwestlich von Mitau. — Russische Angriffe in Gegend von Kalwarja wurden unter starken Verlusten für den Feind abgeschlagen. 300 Gefangene blieben in unserer Hand. (W. T. B.)

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 2. Mai. Das Große Hauptquartier teilt mit: Infolge unserer für uns erfolgreich verlaufenen Angriffe gelang es dem Feinde nicht, seine gefährliche Lage am Ufer der Halbinsel Gallipoli zu verbessern. Das gegen den auf der Spitze von Sedd ul Bahr stehenden Feind gerichtete Feuer unserer Batterien zeitigt gute Ergebnisse. — Gestern wurde der französische Panzerkreuzer „Heinrich IV.“, der ein lebhaftes Feuer auf unsere Batterien eröffnet hatte, von 10 Granaten getroffen. Heute hat sich dieses Schiff nicht gezeigt. Der englische Panzer „Vengeance“, der durch unser Feuer havariert wurde, zog sich zurück. Ein unbedeutender, in der gestrigen Nacht unternommener Angriff der feindlichen Torpedoboote auf die Meerengen wurde sehr leicht abgeschlagen. — Nachdem die russische Schwarz-Meer-Flotte heute eine Stunde lang, wie kürzlich, vor dem Bosphorus demonstriert hatte, zog sie sich eilig gegen Norden zurück. — Als heute vormittag ein anderes feindliches Unterseeboot in die Meerenge eindringen wollte, wurde es von uns unter Feuer genommen. Es stieß auf eine Mine und ging unter. Da es sofort verschwand, so konnte seine Besatzung nicht gerettet werden. — An der kaukasischen Front wurde nördlich von Milo ein Angriff der feindlichen Vorhuten überall unter Verlusten abgewiesen. — Am 28. April griff eine unserer Abteilungen in der Umgebung des Suezkanals eine Kompanie Mehharisten an, die ein Maschinengewehr mit sich führte, und schlug sie nach halbstündigem Kampf in die Flucht. Wir erbeuteten eine Menge von Gewehren und Kamelausrüstungen. In der Nacht vom 28. zum 29. nahm unsere Artillerie aus geringer Entfernung im Kanal ein Baggerschiff unter Feuer, das schwer beschädigt wurde. Unterdessen wurden 2 feindliche Lanzenreiterschwadronen blutig zurückgeschlagen. In diesem Gefecht verlor der Feind 60 Tote und Verwundete. Er wurde von dem Feuer unserer Artillerie und unserer Maschinengewehre verfolgt. Wir verloren 9 Mann.

Der Durchbruch am Dunajec.

Großes Hauptquartier, 3. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: In Flandern griffen wir gestern nordöstlich von Npern beiderseits der Straße Poelkapelle — Npern mit Erfolg an und nahmen die Gehöfte von Fortuin südöstlich von St. Julien. — In der Champagne richteten wir durch erfolgreiche Minensprengungen erheblichen Schaden in der feindlichen Stellung zwischen Souain und Perthes an. — Zwischen Maas und Mosel fanden gestern nur Artilleriekämpfe statt. — Am Hartmannsweilerkopf machten die Franzosen heute nacht vergebliche Angriffsversuche gegen unsere Gipfelfestung. — Ein französisches Flugzeug landete gestern bei Hundlingen westlich Saargemünd. Die beiden Insassen wurden gefangen genommen. Ein deutsches Flugzeuggeschwader griff gestern die Luftschiffhalle und den Bahnhof Epinal mit anscheinend gutem Erfolg an. — Östlicher Kriegsschauplatz: Auf der weiteren Verfolgung der auf Riga flüchtenden Russen erbeuteten wir gestern 4 Geschütze, 4 Maschinengewehre und machten südlich Mitau wieder 1700 Gefangene, so daß die Gesamtzahl der Gefangenen auf 3200 gestiegen ist. — Russische Angriffe südwestlich von Kalwarja mißglückten unter starken Verlusten für den Gegner. Die Russen wurden über die Szejzupa zurückgeworfen und ließen 330 Gefangene in unserer Hand. — Auch nordöstlich von Skierniewice zogen sich die Russen eine schwere Niederlage zu, wobei sie neben einer großen Anzahl

an Toten 100 Gefangene verloren. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Im Beisein des Oberbefehlshabers Feldmarschalls Erzherzog Friedrich und unter der Führung des Generalobersten von Mackensen haben die verbündeten Truppen gestern nach erbitterten Kämpfen die ganze russische Front in Westgalizien von nahe der ungarischen Grenze bis zur Mündung des Dunajec in die Weichsel an zahlreichen Stellen durchstoßen und überall eingedrückt, diejenigen Teile des Feindes, die entkommen konnten, sind im schleunigsten Rückzuge nach Osten, scharf verfolgt von den verbündeten Truppen. Die Trophäen des Sieges lassen sich noch nicht annähernd übersehen. (W. T. B.)

Englischer Zerstörer („Recruit“) torpediert.

Berlin, 3. Mai. Am 1. Mai nachmittags hat ein deutsches Unterseeboot bei Galloper-Feuerschiff den englischen Torpedobootszerstörer „Recruit“ durch Torpedoschuß zum Sinken gebracht. Am gleichen Tage fand in der Nähe vom Noordhinder-Feuerschiff ein Gefecht zwischen zwei deutschen Vorpostenbooten und einigen bewaffneten englischen Fischdampfern statt, bei dem ein englischer Fischdampfer vernichtet wurde. Eine Division englischer Torpedobootszerstörer griff in das Gefecht ein, das mit dem Verlust unserer Vorpostenboote endigte. Laut Bekanntgabe der britischen Admiralität wurde der größte Teil der Besatzungen gerettet. (W. T. B.)

Der Durchbruch am Dunajec.

Wien, 3. Mai. Amtlich wird verlautbart: 3. Mai, mittags. Vereinte österreichisch-ungarische und deutsche Kräfte haben gestern den Feind in seiner seit Monaten hergerichteten und besetzten Stellung in Westgalizien angegriffen und haben ihn auf der ganzen Front Malastow — Gorlice — Gromnik und nördlich davon geworfen, ihm schwere Verluste zugefügt, über 8000 Gefangene gemacht, Geschütze und Maschinengewehre in bisher noch nicht festgestellter Zahl erbeutet. Gleichzeitig erzwangen unsere Truppen den Übergang über den unteren Dunajec. An der Karpathenfront, in den Beskiden, Lage unverändert. In den Waldkarpathen haben wir in neuerlichen Kämpfen östlich Koziowa Raum gewonnen, den Feind aus seiner Stellung geworfen und seine Gegenangriffe blutig abgeschlagen, dort mehrere hundert Gefangene gemacht und drei Maschinengewehre erbeutet. Auch nördlich von Osmaloda wurde der Feind von mehreren Höhen zurückgeworfen und erlitt schwere Verluste. Auch dort noch Kampf im Gange. An der russischen Grenze zwischen Pruth und Dnjeſtr nichts Neues.

Kämpfe an den Dardanellen.

Konstantinopel, 3. Mai. Das Große Hauptquartier teilt mit: Um das beschränkte Gebiet, auf dem sich der Feind bei Ari Burnu befindet, zu erweitern, versuchte er heute mit seinem linken Flügel einen neuen Vormarsch. Infolge unserer Gegenangriffe wurde er mit großen Verlusten in die sehr felsigen Täler zurückgeworfen und dann nach dem Ufer gedrängt. Unterdessen rief das Feuer unserer Artillerie auf einem feindlichen Transportschiff einen Brand hervor. Die anderen Transportschiffe, die sich an der Küste befanden, entfernten sich eiligst. — Gestern wurde das Panzerschiff „Agamemnon“, das Bulair indirekt zu beschießen versuchte, von vier unserer Granaten getroffen; es zog sich zurück, da es das Feuer nicht mehr fortsetzen konnte.

Kämpfe bei Npern.

Großes Hauptquartier, 4. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: In Flandern setzten wir unsere Angriffe von Norden und Osten mit großem Erfolge fort. Heute morgen fielen Zevenkote, Zonnebeke, Westhoek, der Polgoneveldwald, Nonne Boschen — alles seit vielen Monaten heißumstrittene Orte — in unsere Hand. Der ab-

ziehende Feind steht unter dem Flankenfeuer unserer Batterien nördlich und südlich von Npern. — In den Argonnen versuchten die Franzosen nördlich von Le Sour de Paris vergeblich, einen von uns am 1. Mai eroberten Graben zurückzunehmen. — Die Artilleriekämpfe zwischen Maas und Mosel nahmen auch gestern ihren Fortgang. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die Zahl der in der Verfolgung auf Mitau gefangen genommenen Russen ist auf über 4000 gestiegen. — Erneute russische Angriffe südwestlich von Kalwarja wurden abgeschlagen. 170 Gefangene blieben bei uns. — Ebenso scheiterten russische Angriffe südöstlich von Augustow unter starken Verlusten für den Feind, der dort außerdem an Gefangenen 4 Offiziere, 420 Mann und 2 Maschinengewehre verlor. — Auch bei Jedwabno nordöstlich von Lomza wurde ein russischer Nachtangriff abgeschlagen. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die Offensive zwischen Waldkarpathen und oberer Weichsel nahm guten Fortgang. Die Beute des ersten Tages beläuft sich auf 21 500 Gefangene, 16 Geschütze, 47 Maschinengewehre und zurzeit noch unüberschaubares Kriegsggerät allerart. (W. T. B.)

Marineluftschiff gegen Unterseeboot.

Berlin, 4. Mai. Am 3. Mai hat ein deutsches Marineluftschiff in der Nordsee ein Gefecht mit mehreren englischen Unterseebooten gehabt. Es bewarf die Boote mit Bomben und brachte eines von ihnen zum Sinken. Die Unterseeboote beschossen das Luftschiff mit Geschützen, ohne es zu treffen. Das Luftschiff ist wohlbehalten zurückgekehrt. (W. T. B.)

Deutsche U-Boote gegen englische Kriegsschiffe.

Unsere Flugzeuge in Flandern haben in letzter Zeit eine rege Tätigkeit entfaltet. Sie haben zahlreiche Angriffe auf Seestreitkräfte und Handelsschiffe des Feindes ausgeführt und dabei wiederholt Erfolge erzielt. Unter anderem wurde am 26. April im Westdiep ein britisches Linieneschiff der „Formidable“-Klasse mit Bomben beworfen und durch Treffer beschädigt. Am gleichen Tage wurden einige englische Vorpostenfahrzeuge erfolgreich angegriffen. (W. T. B.)

Der Durchbruch am Dunajec.

Wien, 4. Mai. Amtlich wird verlautbart: 4. Mai, mittags. In treuer Waffenbrüderschaft haben Deutschlands und Österreich-Ungarns verbündete Truppen einen neuen Sieg errufen. Die seit dem Rückzuge der Russen nach unserer siegreichen Schlacht bei Limanowa in Westgalizien haltende stark befestigte feindliche Front zwischen Weichsel und dem Karpathenhauptkamm wurde in ihrer ganzen Ausdehnung erobert. In Fortsetzung des Angriffes haben die österreichisch-ungarischen und die deutschen Streitkräfte auch gestern an der ganzen Front unter den Augen des Armeeoberkommandanten Feldmarschall Erzherzogs Friedrich neue Erfolge erkämpft, sind unaufhaltsam weiter nach Osten vorgedrungen und haben starke russische Kräfte erneut zum schleunigen Rückzug gezwungen. — Die Bedeutung des Gesamterfolges läßt sich noch nicht annähernd übersehen. Die Zahl der bisherigen Gefangenen ist auf über 30 000 Mann gestiegen und nimmt stündlich zu. In den zahlreichen eroberten russischen Stellungen wurde eine Unmenge Kriegsmaterial erbeutet. 22 Geschütze und 64 Maschinengewehre sind bei der ersten Beute. An allen übrigen Fronten ist die Situation im großen unverändert.

Schwere Kämpfe bei Npern.

Großes Hauptquartier, 5. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Mit schwersten Verlusten weichen die Engländer weiter in Richtung auf den hart östlich von Npern gelegenen Brückenkopf zurück. Die Sme. Vanheule, Eksterneft, der Schloßpark von Herenthage und Het Pappotje-Sme. wurden von uns genommen. — Zwischen Maas

und Mosel herrschte wieder regere Tätigkeit. Im Priesterwalde nordwestlich von Pont-à-Mousson griffen die Franzosen gestern mit starken Kräften an. Trotz lang andauernder Artillerievorbereitung brach der Angriff mit starken Verlusten für den Feind in unserer Feuer zusammen. Dagegen gingen wir im Walde von Ailly und östlich zum Angriff über, der gute Fortschritte machte. Hier nahmen wir bisher 10 Offiziere und 750 Mann gefangen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Von Südosten kommende russische Angriffe auf Rossienie wurden abgewiesen; die Verfolgung des Feindes ist im Gange. — Auch bei Kalwarja sowie nordöstlich von Suwalki und östlich von Augustow scheiterten zahlreiche russische Vorstöße. Dort wurden insgesamt etwa 500 Russen gefangen genommen. — Auf der übrigen Front fanden einzelne Nahkämpfe statt, die sämtlich zu unseren Gunsten entschieden wurden. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Der Angriff der verbündeten Truppen nördlich der Waldkarpathen durchbrach gestern bereits die dritte befestigte Linie der Russen, die dort, auf der ganzen Front geworfen, auf die Wisloka zurückweichen. Die Größe des Sieges kann man daraus ersehen, daß infolge des Durchbruches der Verbündeten die Russen ihre in der nördlichen Flanke bedrohten Stellungen in den Waldkarpathen südwestlich von Dukla zu räumen beginnen. Die Schnelligkeit, mit der unsere Erfolge erreicht wurden, machte es unmöglich, ein zahlenmäßiges Bild über die Siegesbeute zu geben. Nach den vorläufigen Meldungen scheint die Zahl der Gefangenen bisher über 30 000 zu betragen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 5. Mai. Amtlich wird verlautbart: 5. Mai, mittags. Die Rückwirkung des Sieges beginnt sichtbar zu werden. Die russische Beskidfront Zboro—Sztropko—Lupkow ist unhaltbar geworden. Da die siegreichen verbündeten Streitkräfte unter andauernd erfolgreichen Kämpfen von Westen her gegen Jaslo und Zmigrod weiter vordringen, ist der Gegner im Westabschnitt der Karpathenfront seit heute früh im vollen Rückzug aus Ungarn, verfolgt von unseren und deutschen Truppen. Die Russen sind somit an einer zirka 150 Kilometer langen Front geschlagen und unter schwersten Verlusten zum Rückzug gezwungen.

Der große Durchbruch in Westgalizien.

Großes Hauptquartier, 6. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Fast auf der ganzen Front fanden heftige Artilleriekämpfe statt. — Bei Npern wurden weitere Fortschritte, so durch Einnahme der Ferme Vanheule und an der Bahn Messines—Npern gemacht. Es wurden einige hundert Gefangene und 15 Maschinengewehre erbeutet. — Im Waldgelände westlich Combres fielen bei einem Vorstoß 4 französische Offiziere, 150 Mann, 4 Maschinengewehre und 1 Minenwerfer in unsere Hand. — Unser gestriger Angriff im Ailly-Walde führte zu dem erstrebten Erfolg. Der Feind wurde aus seiner Stellung geworfen. Mehr als 2000 Franzosen, darunter 21 Offiziere, 2 Geschütze sowie mehrere Maschinengewehre und Minenwerfer blieben unsere Beute. Auch die blutigen französischen Verluste waren sehr schwer. — Nördlich Slirey und bei Croix des Carmes griff der Feind an. Nördlich des erstgenannten Ortes drang er an einer Stelle bis in unseren Graben; um ein kleines Stück wird noch gekämpft. An allen anderen Stellen wurden die Franzosen zurückgeworfen. — In den Vogesen wurde ein Vorstoß gegen unsere Stellung nördlich Steinabrück abgewiesen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Südwestlich Mitau, südlich Szadow und östlich Rossienie dauern die Kämpfe noch an. Nordöstlich und südwestlich Kalwarja sind unsere Stellungen im Laufe des gestrigen Tages mehrfach von starken russischen Kräften angegriffen worden; sämtliche Angriffe scheiterten unter sehr großen Verlusten des Feindes. Ebenso wenig Erfolg hatten feindliche Vorstöße

gegen unsere Brückenköpfe an der Pilica. — Die Festung Grodno wurde heute nacht mit Bomben belegt. — Süd-östlicher Kriegsschauplatz: In Westgalizien versuchten die Nachhut des flüchtenden Feindes, den unter Befehl des Generalobersten von Mackensen stehenden verbündeten Truppen gestern verzweifelten Widerstand zu leisten, der aber auf den Höhen des linken Wisloka-Ufers ober- wie unterhalb der Ropamündung mit wuchtigen Schlägen gebrochen wurde. Noch abends war nicht nur an mehreren Stellen der Übergang über die Wisloka erzwungen, sondern auch feste Hand auf die Duklapaßstraße durch Befegung des Orts gleichen Namens gelegt. In der Gegend östlich von Tarnow und nördlich bis zur Weichsel wurde auf dem rechten Ufer des Dunajec bis in die Nacht hinein gesocht. Die Zahl der bisher gemachten Gefangenen ist auf über 40 000 gestiegen, wobei zu beachten ist, daß es sich um reine Frontalkämpfe handelt. — Im Beskidengebirge an der Euphropasstraße schreitet ein Angriff der Kräfte des Generals der Kavallerie v. d. Marwitz gleichlaufend demjenigen der österreichisch-ungarischen Armee, mit der sie in einem Verbande stehen, günstig fort. (W. T. B.)

Duklakenke erkämpft, Tarnow genommen.

Wien, 6. Mai. Amtlich wird verlautbart: 6. Mai. Auf der ganzen Schlachtfrent in Westgalizien bringen die Verbündeten erfolgreich vor. Noch intakte Truppen des Feindes versuchen, in günstigen Verteidigungs-Stellungen den schleunigen Rückzug zu decken. Starke russische Kräfte in den Beskiden sind durch den Flankenstoß der siegreichen Armeen schwer bedroht. Die Gegend von Jaslo und Dukla ist bereits erkämpft. Die im Gange befindlichen Kämpfe werden die Vernichtung der dritten russischen Armee vervollständigen. Die Zahl der Gefangenen ist auf über 50 000 gestiegen. Die übrige Situation ist unverändert. Im Orawatal wurde ein starker russischer Angriff gegen die Höhe Ostrz blutig abgewiesen, 700 Russen gefangen. — Auch die letzten russischen Stellungen auf den Höhen östlich des Dunajec und der Biala sind von unseren Truppen erkämpft. Seit 10 Uhr vormittags ist Tarnow wieder in unserem Besitz.

Kämpfe bei Szadow.

Großes Hauptquartier, 7. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei Npern wurden alle Versuche der Engländer, uns die seit 17. April einen Brennpunkt des Kampfes bildende Höhe 60 südöstlich von Zillebeke zu entreißen, vereitelt. Wir gewannen dort weiter Gelände auf Npern. Der Feind verlor bei diesen Kämpfen gestern sieben Maschinengewehre, einen Minenwerfer und eine große Anzahl von Gewehren mit Munition. Bei Fortsetzung ihrer Angriffe erlitten heute früh die Engländer weitere große Verluste. — Zwischen Maas und Mosel behaupteten und befestigten wir den auf den Maashöhen und südwestlich und südlich des Ailly-Waldes errungenen Geländegewinn. Bei Stiren ist ein schmales Grabenstück unserer Stellung noch im Besitze der Franzosen; sonst wurden dort alle Angriffe abgewiesen. — Angriffsversuche des Feindes nördlich von Steinabrück im Sechtal wurden durch unser Feuer im Keime erstickt. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die Kämpfe südlich von Szadow und östlich von Rossenie endeten mit einer ausgesprochenen Niederlage der Russen, die starke Verluste erlitten, 1500 Gefangene verloren und sich in vollem Rückzuge befinden. — Südwestlich von Kalwarja, südlich von Augustow und westlich von Praszny wurden russische Teilangriffe von uns blutig abgeschlagen. In diesen Kämpfen hielten die Russen zusammen 520 Gefangene ein. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Auch die Kämpfe auf dem rechten Ufer des unteren Dunajec endeten gestern mit einem vollen Erfolge für die verbündeten Truppen. Der Feind ist dort in schnellstem Rückzuge nach Osten; nur an der Weichsel hielt noch eine kleine

Abteilung von ihm stand. — Weiter südlich drangen wir auf dem rechten Ufer der Wisloka in Richtung auf den Wislok und über die Jasloka vor. Vielfach stießen Teile des rechten Flügels der Heeresgruppe des Generalobersten von Mackensen bereits mit den aus der Karpathenfront westlich des Euphrow-Passes vor den dichtauf folgenden Verbündeten im schleunigen Rückzuge befindlichen russischen Kolonnen zusammen. Mit jedem Schritt vorwärts steigert sich die Siegesbeute. (W. T. B.)

Der weitere Rückzug der Russen.

Wien, 7. Mai. Amtlich wird verlautbart: 7. Mai, mittags. Unter fortdauernden Verfolgungskämpfen haben die verbündeten österreichisch-ungarischen und deutschen Streitkräfte die Wisloka-Strecke Pilzno-Jaslo mit Vortruppen überschritten. Südlich Jaslo sperren im Raume Dukla-Rymanow starke eigene Truppen die Karpathenstraßen, auf denen die Russen in regellosen Kolonnen nach Norden und Nordosten zurückgehen. Diesen feindlichen Kolonnen folgt auf den Fersen unsere über die Beskiden vordringende Armee, in deren Verband auch deutsche Kräfte kämpfen. — Die Zahl der Gefangenen und die Kriegsbeute nehmen weiter zu; speziell unser zehntes Korps erbeutete gestern allein 5 schwere und 16 leichte Geschütze. Unsere Truppen in dem östlichen Abschnitt der Karpathenfront weisen unterdessen verzweifelte russische Angriffe unter den schwersten Verlusten für den Gegner ab. So wurde gestern ein neuer Vorstoß gegen die Höhe Ostrz durch wirkungsvollste Artilleriefeuer zurückgeschlagen, 1300 Mann des Feindes gefangen. Mehrere Abteilungen durch flankierendes Feuer aufgerieben. — Auch an der Front in Südostgalizien scheitern alle Versuche des Gegners, einzelne Stützpunkte zu erobern. — Auf dem südlichen Kriegsschauplatz keine Ereignisse. Im Geschützkampf vernichteten unsere Mörser durch Volltreffer französische Marinegeschütze bei Belgrad.

Befegung von Libau.

Großes Hauptquartier, 8. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Vor Zeebrügge brachten unsere Küstenbatterien gestern abend einen feindlichen Zerstörer zum Sinken. Auf dem größten Teil der Front fanden die üblichen Artilleriekämpfe statt, die sich an einzelnen Stellen — so bei Npern, nördlich Arras, in den Argonnen und auf den Maashöhen — zeitweise steigerten. Zum Infanteriekampf kam es nur in den Vogesen. Hier griffen die Franzosen unsere Stellungen bei Steinabrück beiderseits des Sechtales nach stundenlanger Artillerievorbereitung abends an; sämtliche Angriffe scheiterten unter starken Verlusten für den Feind. — Östlicher Kriegsschauplatz: Unsere gegen Libau vorgehenden Truppen setzten sich in Besitz dieser Stadt; hierbei fielen 1600 Gefangene, 12 Geschütze und 4 Maschinengewehre in ihre Hände. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die Verfolgung des geschlagenen Feindes durch die Armeegruppe Mackensen und die anschließenden Verbündeten ist auch gestern — von einigen erfolgreichen Nachhutkämpfen abgesehen — in stetem Fluß geblieben. Unsere Vortruppen haben am Abend bereits den Wislok in Gegend Krosno überschritten. Das gemeinsame Handeln aller beteiligten Heeresteile im Vorwärtsdrängen führte zum Abschneiden nicht unbeträchtlicher russischer Kräfte, wodurch die Gesamtzahl der seit dem 25. auf dem galizischen Kriegsschauplatz gemachten Gefangenen bis jetzt auf etwa 70 000 gestiegen sein dürfte, allein wurden den Russen 38 Geschütze, darunter 9 schwere, abgenommen. (W. T. B.)

Englischer Zerstörer („Maori“) vernichtet.

Berlin, 8. Mai. Am 7. Mai wurde vor Zeebrügge der englische Zerstörer „Maori“ durch das Feuer unserer Küstenbatterien zum Sinken gebracht. Der Zerstörer „Crusader“, der zur Unterstützung heranzukommen suchte, wurde gezwungen, sich zurückzuziehen und seine ausgelegten

Rettungsboote im Stich zu lassen. Die ganze Besatzung des „Maori“ sowie die Bootsbemannungen des „Crusader“ wurden von unseren Fahrzeugen gerettet und nach Zeebrügge gebracht. Im ganzen 7 Offiziere, 88 Mann. — Bei dem Vorgehen unserer Truppen gegen Libau haben unsere Ostseefreitkräfte den Angriff durch Beschließung von See unterstützt. (W. T. B.)

Krosno erobert.

Wien, 8. Mai. Amtlich wird verlautbart: 8. Mai, mittags. Die Folgen der Schlacht von Tarnow und Gorlice übertragen sich nunmehr auch auf die Karpathenfront östlich Lupkow. Unsere Truppen, die auch hier zum Angriff übergingen, eroberten nachts den Grenzkamm nördlich der aus den letzten erbitterten Karpathenkämpfen bekannten Orte Telepocz, Zelloe, Nagypolani. — Während der Wintermonate haben die Russen unter den schwersten Verlusten in wochenlangen Kämpfen südlich des Grenzkammes der Karpathen Fuß gefaßt und durch Einsatz aller verfügbaren Reserven ihre Front in den Oberläufen der Ondawa, Latorca und Cziroka nach Süden vorgeschoben. Trotz aller Stürme und wütenden Angriffe des Feindes konnte der Uzfoker Paß uns nicht entrisen werden. Nördlich und beiderseits des PASSES hielt unsere Gruppe, die hier monatelang socht, felsenfest stand. Der ganze Raumgewinn der Russen ist nun in wenigen Tagen verloren gegangen. Unter den großen Verlusten, die ein so eiliger Rückzug bedingt, räumte der Feind den Streifen ungarischen Bodens, den er so mühsam erstritt. — In Westgalizien nehmen die Kämpfe an der ganzen Front weiter einen erfolgreichen Verlauf. Krosno wurde gestern durch unsere Truppen erobert. Wie groß die Verwirrung und Unordnung bei der auf der ganzen Front im schleunigen Rückzuge befindlichen Armee Radko Dimitriews ist, beweisen die im Ortskampf um Brzostok gemachten Gefangenen, die den sechs russischen Divisionen Nr. 5, 21, 31, 52, 63 und 81 angehören. Teile der aus den Beskiden zurückflutenden russischen Truppen wurden an mehreren Stellen umzingelt und gefangen genommen. Die Gesamtzahl der seit dem 2. Mai Gefangenen erreichte bisher 70 000, die Verfolgung wird fortgesetzt. — In Südgalizien wurden auf den Höhen beiderseits des Lomnicatales starke russische Angriffe zurückgeschlagen. Ein russischer Stützpunkt bei Zaleszczyki wurde von uns erstürmt.

Die „Lusitania“ torpediert.

Berlin, 8. Mai. Der Cunard-Dampfer „Lusitania“ ist, wie Reuter meldet, gestern durch ein deutsches Unterseeboot zum Sinken gebracht worden. Die „Lusitania“ war selbstverständlich, wie neuerdings die meisten englischen Handelsdampfer, mit Geschützen armiert. Außerdem hatte sie, wie hier einwandfrei bekannt war, erhebliche Mengen von Munition und Kriegsgerät unter ihrer Ladung. Ihre Eigentümer waren sich daher bewußt, welcher Gefahr sie ihre Passagiere aussetzten. Sie allein tragen die volle Verantwortung für das, was geschehen mußte; deutscherseits ist nichts unterlassen worden, um wiederholt und eindringlich zu warnen. Der kaiserliche Botschafter in Washington hat noch am 1. Mai in einer öffentlichen Bekanntmachung auf diese Gefahren aufmerksam gemacht; die englische Presse hat damals diese Warnung verspottet unter Hinweis auf den Schutz, den die britische Flotte dem transatlantischen Verkehr sichere. (W. T. B.)

Der Tagesbericht der obersten Heeresleitung.

Großes Hauptquartier, 9. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei der Fortsetzung unserer Angriffe auf Ipern warfen wir den Gegner aus seiner stark befestigten Stellung zwischen den Straßen Fortuin—Wielje und Gheluwelt—Ipern heraus, nahmen die Orte Frezenberg und Verlorenhoek und setzten uns hierdurch in den Besitz

wichtiger, die Umgegend von Ipern im Osten beherrschender Höhenzüge. 800 Engländer, darunter 16 Offiziere, wurden bisher gefangen genommen. Französische Angriffe westlich von Lievin, nordöstlich der Lorettohöhe, scheiterten unter starken Verlusten für den Feind. Bei La Bassée und bei Dittyn (östlich Arras) wurde je ein feindliches Flugzeug von uns zur Landung gezwungen. Ein unter Ausnutzung von Nebelbomben unternommener französischer Teilangriff westlich Perthes wurde mit Handgranaten abgewiesen. In den Argonnen, zwischen Maas und Mosel sowie in den Vogesen verlief der Tag ohne besondere Ereignisse. — Östlicher Kriegsschauplatz: In Libau haben wir große Lager von Kriegsvorräten beschlagnahmt. Vor starken Kräften aller Waffen, die der Gegner bei Mitau gesammelt hat, wichen unsere gegen diese Stadt vorgeschobenen Abteilungen langsam aus. Nordöstlich von Kowno wurde, nach Vernichtung eines russischen Bataillons, die Bahn Wilna—Szawle gründlich zerstört. Am Njemen bei Sredniki griffen wir die versprengten Reste von vier russischen Bataillonen, die wahrscheinlich zu den am 6. und 7. Mai bei Rossienie geschlagenen Truppen gehören, auf. Erneute russische Angriffe gegen unsere Stellungen an der Pilica wurden unter großen Verlusten für den Feind abgewiesen. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: In der Verfolgung des geschlagenen Feindes überschritten die Truppen des Generals von Mackensen nach Kampf den Wislok zwischen Besko (östlich Rymanow) und Stryżak. Vor dem Druck der östlich und nördlich Tarnow kämpfenden Verbündeten weicht der Feind auf Mielec und über die Weichsel zurück. An der wankenden russischen Karpathenfront warfen andere deutsche Truppen den Feind aus seinen Stellungen an der Bahn Mezölaborcz—Sanok. — Die Beute an Geschützen und Gefangenen vergrößert sich noch fortgesetzt. (W. T. B.)

Geheimnisvolle Seeschlacht bei Bergen.

Berlin, 9. Mai. Vor einigen Wochen brachte eine große Anzahl von Meldungen aus Norwegen übereinstimmend die Nachricht, daß in der Nähe von Bergen an der norwegischen Küste in der Nacht vom 7. zum 8. April eine heftige Seeschlacht zwischen englischen und deutschen Schiffen stattgefunden habe. Auch aus See kommende Schiffe berichteten, daß sie Geschwader von Kriegsschiffen gesehen und in der fraglichen Nacht Geschützfeuer und Scheinwerferleuchten beobachtet hätten. — Diese Nachrichten erschienen damals unglaublich. Erst jetzt ist in das Dunkel, das bisher über diesem Seegefechte lag, Licht gekommen. Ein an den gefangenen Kommandanten des englischen Unterseebootes „Ae 2“, das in den Dardanellen vernichtet wurde, gerichteter, vom 11. April datierter Brief, der in unsere Hände fiel, sagt über die Nordseeschlacht, die „in der Woche vorher stattgefunden haben soll“ folgendes: „Superb“ gesunken, „Warrior“ sinkend, ohne daß die deutsche Marine Verluste hätte. Freitag, den 9. April, lief schwer beschädigt eine Anzahl Kreuzer ein. „Lion“ fürchterlich zugerichtet. Der offizielle Bericht verschweigt alles, was sehr unredlich ist. — Übereinstimmend hiermit besagten zuverlässige Nachrichten von neutraler Seite, die bald nach der Schlacht bekannt wurden, daß eine Reihe schwerer und leichter havariierter großer und kleiner englischer Schiffe in die englischen Häfen eingelaufen waren, ihre damals noch auf unerklärliche Weise erlittenen Beschädigungen auszubessern. Insbesondere liefen in den Tyne eine Anzahl beschädigter Schiffe ein, in den Firth of Forth wurde ein am Backbordbug beschädigter Kreuzer eingeschleppt. In die Themse fuhr ein Linienschiff mit schwerer Steuerbord-Schlagseite. In Dover lag ein Großkampfschiff mit starker Backbord-Schlagseite, bei dem die obere Hälfte des hinteren Schornsteins fehlte. — Aus welchem Grunde die norwegische Zensur damals alle Erörterungen und Telegramme über die Schlacht, die ja in ihren Einzelheiten von mehreren Stellen wahrgenommen war, unterdrücken mußte, ist jetzt erklärlich. Erklärlich auch der

Eifer, mit dem die britische Admiralität in Abrede stellte, daß eine Seeschlacht zwischen der deutschen und englischen Flotte stattgefunden habe. Sie hatte recht mit dieser Bekanntmachung. Die deutsche Flotte hatte an dieser Schlacht keinen Anteil.

Weitere Verfolgung der Russen.

Wien, 9. Mai. Amtlich wird verlautbart: Wien, 9. Mai, mittags. In Verfolgung des aus seinen Höhenstellungen gemworfenen Gegners haben unsere Kolonnen den Grenzhang der Karpathen überschritten. Ungarn ist vom Feinde frei. — Auf galizischem Boden dauert die Schlacht fort in einem Frontraum von über 200 Kilometer. Von der Weichsel bis zum Ujsoker Paß weicht der Gegner zurück. Die verbündeten Armeen haben unter siegreichen Kämpfen ungefähr die Linie Ujsoker Paß — Komancza — Krosno — Debica — Szcucin überschritten. Im Karpathenabschnitt östlich des Ujsoker PASSES und an der Front in Südbulgarien haben sich nun ebenfalls heftigere Kämpfe entwickelt. Unsere Truppen eroberten mehrere russische Stellungen. Starke feindliche Kräfte greifen unsere Truppen auf den Höhen nordöstlich Ottnia an; dort Kampf im Gange. Der stark besetzte Brückenkopf Zalescznyki, den der Gegner in wochenlangen verzweifelten Kämpfen festzuhalten versuchte, wurde gestern von unseren Truppen erstürmt, die Russen, über den Dnjeſtr verfolgt, 3500 Mann gefangen.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 9. Mai. Das Große Hauptquartier gab gestern bekannt: Vorgestern nacht drang ein Teil der Truppen unseres linken Flügels bei Ari Burnu in die feindlichen Verschanzungen ein und erbeutete eine Menge Schanzmaterial. Sie nahmen die Lebensmitteldepots und Ausschiffungskasseln des Feindes dabei unter Feuer. Wir haben die Gewißheit, daß der Feind Dumdumgeschosse benutzt und absichtlich das Feuer seiner Geschütze auf unsere Verwundeten sammelplätze richtet. — An der kaukasischen Front ist die allgemeine Lage unverändert. Feindliche Angriffe in der Gegend von Oltu wurden unter schweren Verlusten abgewiesen. Die Lage entwickelt sich günstig für uns. In der Provinz Aserbeidschan machten unsere Truppen in der Gegend von Dilman am 29. April und am 1. Mai sowie an den folgenden Tagen kurze Angriffe. Sie griffen die Russen überraschend an und brachten ihnen bedeutende Verluste bei. Unsere Truppenabteilungen operieren weiter erfolgreich. — Die feindliche Flotte macht keinen Versuch gegen die Meerenge. Der Feind, welcher sich in der Umgegend von Sedd ul Bahr befindet, versuchte auch gestern, mit großen Verstärkungen seine Angriffe zu wiederholen, welche bis jetzt erfolglos geblieben waren. Die Schlacht dauerte bis Mitternacht. Der Feind wurde von neuem in die Landungszone zurückgeworfen, nachdem er schwere Verluste erlitten hatte.

Vergebliche Angriffe bei Lille und Arras.

Großes Hauptquartier, 10. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: An der Küste machten wir in den Dünen Fortschritte in der Richtung auf Neuport, nahmen mehrere feindliche Gräben und Maschinengewehre. Ein Gegenstoß des Feindes während der letzten Nacht gelangte bis an Lombartynde heran, wurde dann aber völlig zurückgeworfen. Auch in Flandern wurde wieder nach vorwärts Gelände gewonnen. Bei Verlorenhoek machten wir 162 Engländer zu Gefangenen. — Südwestlich Lille setzte der als Antwort auf unsere Erfolge in Galizien erwartete große französisch-englische Angriff ein. Er richtete sich gegen unsere Stellungen von östlich Fleurbaix — östlich Richelbourg — östlich Vermelles, in Ablain, Carency, Neuville und St. Laurent bei Arras. Der Feind — Franzosen, sowie weiße und farbige Engländer — führte mindestens vier neue Armeekorps in den Kampf neben den in jener Linie schon längere Zeit

verwendeten Kräften. Trotzdem sind die wiederholten Angriffe fast überall mit sehr starken Verlusten für den Gegner abgewiesen worden. Im besonderen war das bei den englischen Angriffsversuchen der Fall. Etwa 500 Gefangene wurden gemacht. Nur in der Gegend zwischen Carency und Neuville gelang es dem Gegner, sich in unserer vordersten Linie festzusetzen. Der Gegenangriff ist im Gange. — Nördlich von Steinabrück im Sechtal warfen wir den Feind, der sich unmittelbar vor unserer Stellung im dichten Nebel eingenistet hatte, durch Angriff zurück und zerstörten seine Gräben. — Eines unserer Luftschiffe belegte heute früh den besetzten Ort Southend an der Themsemündung mit einigen Bomben. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Trotz aller Versuche des Feindes, durch eilig mit der Bahn oder Fußmarsch herangeführte neue Kräfte unsere Verfolgung aufzuhalten, warfen die verbündeten Truppen der Heeresgruppe des Generalobersten von Mackensen auch gestern den Gegner von Stellung zu Stellung zurück und nahmen ihm über 12 000 Gefangene nebst vielem Material ab. Die Zahl der von dieser Heeresgruppe allein seit dem 2. Mai gemachten Gefangenen steigt damit auf über 80 000. Unsere Vortruppen näherten sich dem Stobnica-Abschnitt und erreichten die Brzezanka, sowie den unteren Wislok. Die Verfolgung geht vorwärts. (W. T. B.)

Die Siegesbente in Westgalizien.

Wien, 10. Mai. Amtlich wird verlautbart: 10. Mai, mittags. Die unter schweren Verlusten aus Westgalizien und den Karpathen zurückgeschlagene russische dritte Armee ist, dem Drucke aus beiden Richtungen nachgebend, mit der Hauptkraft im Raume um Sanok und Lisko zusammengepreßt. Gegen diese Masse bringen die verbündeten Armeen weiter erfolgreich vor und haben vom Westen den Übergang über die Wislok erkämpft, von Süden die Linie Dwernik — Baligrod — Bukowska erreicht. — Am nördlichen Flügel der westgalizischen Front erstürmten gestern Oberösterreicher, Salzburger und Tiroler Truppen mehrere Orte östlich und nordöstlich Debica. Die Zahl der in Westgalizien gemachten Gefangenen ist auf 80 000 gestiegen. Hinzu kommen noch über 20 000 Gefangene, die bei der Verfolgung in den Karpathen eingebracht wurden. Die russische dritte Armee, die aus fünf Korps, IX., X., XII. und XXIV., und III. kaukasisches, sowie mehreren Reserve divisionen zusammengesetzt war, hat somit einen Verlust von allein 100 000 Mann an Gefangenen. Rechnet man hinzu die Zahl der Toten und Verwundeten, so kann der Gesamtverlust mit mindestens 150 000 Mann angenommen werden. Von der auch jetzt noch nicht zu übersehenden Menge von Kriegsmaterial sind bisher 60 Geschütze und 200 Maschinengewehre gezählt. — Die Kämpfe in Südbulgarien dauern noch fort. Durch einen Gegenangriff wurde auf den Höhen nordöstlich Ottnia eine starke Gruppe des Feindes zurückgeworfen.

Heftige Kämpfe im Westen.

Großes Hauptquartier, 11. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Gestern vormittag wurde vor Westende ein englisches Linien Schiff durch unser Feuer vertrieben. — Östlich Npern machten wir weitere Fortschritte und erbeuteten 5 Maschinengewehre. Südwestlich Lille setzten die Franzosen ihre Angriffe auf die Lorettohöhe und die Orte Ablain und Carency fort. Sämtliche Angriffe wurden abgeschlagen. Die Zahl der von uns hier gemachten Gefangenen erhöht sich auf 800. Zwischen Carency und Neuville hielten die Franzosen die von ihnen genommenen Gräben noch in Besitz. Der Kampf dauert hier fort. Ein englisches Flugzeug wurde südwestlich Lille heruntergeschossen. — Nordwestlich Berry au Bac in den Waldungen südlich La Ville au Bois stürmten unsere Truppen gestern eine aus zwei hintereinanderliegenden Linien bestehende Stellung in Breite von 400 Meter, machten dabei eine Anzahl un-

verwundeter Gefangener und erbeuteten zwei Minenwerfer mit viel Munition. Feindliche Infanterieangriffe nördlich Sliren und im Priesterwalde scheiterten unter erheblichen Verlusten für den Gegner. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die Russen versuchten gestern in der Linie Besko — Brzowo an der Stobnica — Brzezankaabschnitt — Ropczne (östlich Debica) — Szczucin an der Weichsel die Verfolgung der Armeen des Generalobersten von Mackensen zum Stehen zu bringen. Diese Absicht ist völlig gescheitert. Gegen Abend waren die russischen Linien an vielen Stellen, insbesondere bei Besko und zwischen Brzozow und Lutza durchbrochen, nachdem am Vormittag bereits ein verzweifelter Angriff mehrerer russischer Divisionen von Sanok in Richtung Besko unter schwersten Verlusten für den Feind gescheitert war. Die Verfolgung wird fortgesetzt. (W. T. B.)

Die Russen auf dem Rückzuge.

Wien, 11. Mai. Amtlich wird verlautbart: 11. Mai mittags. In den Kämpfen der letzten zwei Tage haben unsere Truppen die russische Schlachtlinie bei Debica durchbrochen. Hierdurch wurden die südlich der Weichsel kämpfenden starken russischen Kräfte zum schleunigen Rückzug hinter die untere Wisloka gezwungen. Die Tragweite dieser Ereignisse wird klar durch die seit heute früh vorliegenden Meldungen über den Rückzug des feindlichen Südflügels in Russisch-Polen. Die stark befestigte Nidafront wird vom Gegner als unhaltbar erkannt und eiligst geräumt. Wie der Erfolg bei Gorlice und Jaslo sich auf die Karpathenfront übertrug, so beeinflusst jener der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand bei Tarnow und Debica die Situation in Russisch-Polen. — In Mittelgalizien dringen unsere und die deutschen Truppen unter fortwährenden erfolgreichen Kämpfen den Trümmern der geschlagenen russischen Korps gegen den Sanabschnitt Dnnow-Sanok nach. Versuchter russischer Gegenangriff von zirka drei Divisionen von Sanok entlang der Bahn gegen Westen wurde unter schweren Verlusten des Feindes blutig zurückgeschlagen und die Verfolgung fortgesetzt. Gefangenenzahl und Beute nehmen täglich zu. — Die aus dem Waldgebirge vorgeführten Kolonnen haben bei Baligrod starken Gegner geworfen und mit Vortruppen den San bei Dwernik überschritten. Die russische achte Armee, die im allgemeinen zwischen Lupkow und Uzsok kämpfte, ist nunmehr mit beträchtlichen Teilen ebenfalls in die Niederlage verwickelt. — In Südostgalizien sind die Russen in mehreren Abschnitten zum Angriffe übergegangen. Ein Vorstoß starker Kräfte nördlich des Pruth auf Czernowiz wurde an der Reichsgrenze zurückgeschlagen, 620 Gefangene gemacht. Nördlich Horodenka gelang es feindlichen Abteilungen, am südlichen Dnjestrufer Fuß zu fassen. Der Kampf dauert hier an.

Vergebliche Durchbruchversuche im Westen.

Großes Hauptquartier, 12. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Feindliche Flieger bewarfen gestern die belgische Stadt Brügge mit Bomben, ohne militärischen Schaden anzurichten. Östlich von Npern nahmen wir eine wichtige, von schottischen Hochländern verteidigte Höhe. Dünkirchen wurde weiter von uns unter Feuer gehalten. Östlich Digmuiden schossen wir ein englisches Flugzeug ab. — Die zwischen Carency und Neuville (in der Gegend nördlich von Arras) von den Franzosen in den letzten Tagen genommenen Gräben sind noch in ihrem Besitz. Im übrigen waren auch gestern alle Durchbruchversuche des Feindes vergeblich. Seine Angriffe richteten sich hauptsächlich gegen unsere Stellungen östlich und südöstlich von Vermelles, gegen die Loretohöhe, die Orte Ablain, Carency, sowie gegen unsere Stellungen nördlich und nordöstlich von Arras. Sämtliche Vorstöße brachen unter den schwersten Verlusten für den Feind zusammen. — Ein Versuch des Gegners, uns den Hartmannsweilerkopf wieder zu entreißen, scheiterte. Nach starker Artillerievorbereitung drangen französische Alpenjäger

hier zwar in unser auf der Kuppe gelegenes Blockhaus ein, sie wurden aber sofort wieder hinausgeworfen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Szawle ist ein noch unentschiedenes Gefecht im Gange. — An der Bzura wurde ein russisches Bataillon, das einen Versuch zum Überschreiten des Flusses machte, vernichtet. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Unsere Verfolgung zwischen Karpathen und Weichsel ist im vollen Zuge geblieben. Dem Feinde wurde auf der ganzen Front weiterhin schwerer Abbruch getan. So nahm ein Bataillon des 4. Garde-Regiments zu Fuß allein 14 Offiziere (darunter einen Oberst), 4500 Mann gefangen und erbeutete 4 Geschütze, eine bespannte Maschinengewehrkompanie und eine Bagage. Die verbündeten Truppen überschritten den San zwischen Sanok und Dnnow. Weiter nordwestlich erreichten sie die Gegend von Rzeszow — Mielec. Die in den Karpathen beiderseits des Strnj kämpfenden Truppen warfen den Feind aus seinen Stellungen. (W. T. B.)

Rückzug der Russen am Uzsoker Paß.

Wien, 12. Mai. Amtlich wird verlautbart: 12. Mai mittags. Die Niederlage der russischen dritten und achten Armee vergrößert sich von Tag zu Tag. In regellosen Kolonnen, teils in Auflösung, fluten die russischen Truppen und Trains dieser Armeen in den Richtungen Jaroslau, Przemysl und Chynow zurück. Die aus dem Raume Sanok — Lisko nach Osten flüchtenden starken feindlichen Kräfte werden von Süden her durch die über Baligrod und Polana vorgeführten eigenen Kolonnen angegriffen. Die siegreichen Truppen haben in weiterer Verfolgung die untere Wisloka überschritten, Rzeszow erobert, Dnnow, Sanok und Lisko sind in unserem Besitz. Durch den bisherigen außerordentlichen Erfolg in West- und Mittelgalizien beginnt nun auch die russische Karpathenfront östlich des Uzsoker PASSES zu wanken. Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen sind nun auch hier auf der ganzen Front im Angriff, der Feind im Raume bei Turka, im Orawa- und Oportale im Rückzuge. Nördlich der Weichsel sind unsere Truppen über die Nida vorgeführt. In Südostgalizien sind starke russische Kräfte über den Dnjestr in Richtung auf Horodenka vorgestoßen. Zaleszczyki wurde von uns geräumt. Die Kämpfe dauern fort.

Vom Panzerkreuzer „Sultan Javus Selim“.

Konstantinopel, 12. Mai. Das Hauptquartier teilt mit: An den Dardanellen unternahm der Feind vom Meere aus keinen Angriffsversuch mehr; da die feindlichen Angriffe zu Lande gestern unter großen Verlusten zusammengebrochen waren, unternahm der Feind heute auch zu Lande keine ernsthafte Aktion. Gestern morgen näherte sich die russische Flotte, bestehend aus 5 Schlachtschiffen, 2 Kreuzern, 12 Torpedobootszerstörern und einigen Transportschiffen, dem Eingang der Meerenge am Bosporus und wollte die ergebnislose Demonstration, die sie schon früher gemacht hatte, erneuern. Während sie sich dazu anschickte, eröffnete unser Panzerkreuzer „Sultan Javus Selim“ ein heftiges Feuer gegen diese Schiffe. Die russische Flotte entfloß hierauf eilends und in Unordnung in der Richtung auf Sebastopol. Das führende Schlachtschiff wurde schwer beschädigt. Die feindliche Flotte konnte sich der Verfolgung des „Sultan Javus“ nur dadurch entziehen, daß sie in den besetzten Hafen von Sebastopol flüchtete. An den anderen Fronten hat sich nichts von Bedeutung ereignet.

Carency geräumt.

Großes Hauptquartier, 13. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Östlich Npern nahmen wir einen weiteren feindlichen Stützpunkt. Am Nachmittage wurden starke französische Angriffe gegen unsere Front Ablain-Neuville unter schwersten Verlusten für den Feind abgewiesen. — Das infolge des Festhaltens der Franzosen in unseren vorderen Gräben zwischen Neuville und Carency

zum größten Teile umfaßte Dorf Carency sowie der Westteil von Ablain wurden jedoch in der vergangenen Nacht geräumt. Leider ist auch dabei wieder eine Anzahl unserer braven Leute und Material verloren gegangen. — Französische Versuche, das von uns nordwestlich Berrn-au-Bac in den Waldungen südlich Villedieu au Bois genommene Grabenstück wieder zu gewinnen, blieben erfolglos. — Nach starker Artillerievorbereitung griff der Feind gestern abend unsere Stellungen zwischen Maas und Mosel bei Croix des Carmes an. Es gelang ihm, in einer Breite von 150 bis 200 Meter in unsere vordersten Gräben einzudringen. In erbitterten Nahkämpfen wurden unsere Stellungen jedoch wieder völlig von den Franzosen gesäubert, eine Anzahl Gefangener blieb in unseren Händen. Zwei französische Blockhäuser auf dem Westhange des Hartmannsweilerkopfes wurden von unserer Artillerie zusammengepöschert. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die Lage ist unverändert; der Kampf bei Szawle steht noch. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die Heeresgruppe des Generalobersten von Mackensen erreichte gestern in der Verfolgung die Gegend von Dubiecko am San — Lancut (am unteren Wislok) — Kolbuszowa (nordöstlich Debica). Unter der Einwirkung dieses Vordringens weichen die Russen auch aus ihren Stellungen nördlich der Weichsel; dort gelangten Truppen des Generalobersten von Woytsch, dem Feinde dichtauf folgend, bis in die Gegend südlich und nordwestlich von Kielce. In den Karpathen erkämpften österreichisch-ungarische und deutsche Truppen unter General von Einsingen die Höhen östlich des oberen Struj; sie nahmen dabei 3650 Mann gefangen und erbeuteten 6 Maschinengewehre. — Jetzt, wo die Armeen des Generalobersten von Mackensen sich der Festung Przemyśl und dem unteren San nähern, läßt sich ein annäherndes Bild der Siegesbeute aus der Schlacht von Gorlice und Tarnow und den daran anschließenden Verfolgungskämpfen geben. — Diese Armeen haben bisher 103 500 Russen zu Gefangenen gemacht, 69 Geschütze und 255 Maschinengewehre mit stürmender Hand erobert. In diese Zahlen ist die Ausbeute der in den Karpathen und nördlich der Weichsel kämpfenden verbündeten Truppen nicht einbegriffen, die sich auf weit über 40 000 Gefangene beläuft. (W. T. B.)

Der Sieg von Tarnow und Gorlice.

Wien, 13. Mai. Amtlich wird verlautbart: 13. Mai. Die in den November- und Dezemberschlachten von Lodz und Limanowa erfochtenen Siege der verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen zwangen die damals russische Front in Polen und Westgalizien in einer Ausdehnung von nahezu 400 Kilometer zum Rückzug. Damals zerschellte der vom Feinde geplante Vormarsch nach Deutschland an der erprobten Schlagkraft der treu verbündeten Truppen. — Vom Januar 1915 bis Mitte April haben die Russen ihre Übermacht vergeblich aufgebieten, um über die Karpathen nach Ungarn einzubringen. Unter ungeheuren Verlusten ist dieser Plan an dem Heldenmut und der Beharrlichkeit unserer Truppen in monatelangen erbitterten Kämpfen vollkommen gescheitert. Damit war der Zeitpunkt gekommen, mit den machtvoll vereinten Truppen beider Reiche den Feind im gemeinsamen Angriff niederzuringen. — Der Sieg von Tarnow und Gorlice hat nicht nur Westgalizien vom Feinde befreit, sondern auch die ganze russische Nordfront und Karpathenfront zum Weichen gebracht. In Ausnutzung des ersten Erfolges haben die siegreichen Truppen in zehntägigen Kämpfen die russische dritte und achte Armee bis zur Vernichtung geschlagen, den Raum vom Dunajec und den Beskiden bis an den San durchheilt, dadurch 130 Kilometer heimatlichen Bodens erkämpft. Reiche Beute fiel in die Hände der Sieger. Vom 2. bis zum 12. Mai nachmittags beträgt die Gesamtsumme der von allen Armeen eingebrachten Gefangenen 143 500 Mann, ferner etwa 100 Geschütze und 350 Maschinengewehre. — Hinzu kommen noch alle jene, die, durch die Ereignisse überrascht, den

Anschluß an die zurückgehenden Truppen versäumten und in den Wäldern der Karpathen vereinzelt umherirren. So hat sich der Stab der russischen 48. Infanterietruppendivision mit General der Infanterie Korniloff gestern im Rücken unserer Armee bei Odrzechowa unseren Truppen ergeben. Das Maß der Zerrüttung beim Rückfluten des Feindes kennzeichnet sich dadurch, daß unser 9. Korps in den letzten drei Tagen durcheinandergewürfelte Mannschaften von 51 russischen Regimentern gefangen nahm. Die seit Monaten vom Feinde aufgestapelten Ausrüstungen, Vorräte aller Art, Munition und sonstiges Kriegsmaterial blieben beim raschen Vordringen der Verfolger in den russischen Etappenstationen zurück und werden erst jetzt gesammelt werden können. — Nördlich der Weichsel dringen österreichisch-ungarische Truppen über Stobnica vor. Deutsche Truppen haben die Gouvernementshauptstadt Kielce erobert. — Östlich des Ujsoker Passes erstürmten deutsche und Honvedtruppen gestern mehrere Höhenstellungen der Russen, drangen bis südlich Turka vor und machten 4000 Mann zu Gefangenen. Der Angriff wird hier und in der Richtung auf Skole fortgesetzt. — In Südostgalizien greifen starke feindliche Truppen über Horodenka an. — Schließlich sei erwähnt, daß die russischen Communiqués der letzten Tage, sichtlich bemüht, unsere und die deutschen Erfolge abzuschwächen, alles verneinen und als absichtlich falsch wiedergegeben bezeichnen. Dies ist ein schlagender Beweis für die Größe der russischen Niederlage, denn sie verwirrt nun nicht allein die Aktionen der Truppen am Schlachtfelde, sondern auch die offizielle Berichterstattung der obersten russischen Heeresleitung.

Ein englisches Panzerschiff (der „Goliath“) gesunken.

Konstantinopel, 13. Mai. Das Große Hauptquartier gibt bekannt: An der Dardanellenfront hat sich zu Lande nichts Wichtiges ereignet. — Heute vormittag hat ein Teil unserer Flotte ein englisches Panzerschiff angegriffen, das sich in der Nähe des Hafens von Morto bei dem Eingang der Dardanellen befand. Dieses Panzerschiff wurde an drei Stellen von Geschossen getroffen: an der Brücke des Kommandanten, in der Mitte und achtern. Es sank sofort. Auf den übrigen Kriegsschauplätzen hat sich nichts Wesentliches ereignet.

Angriffe im Westen abgewiesen.

Großes Hauptquartier, 14. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Starke Angriffe gegen unsere vor Ipern neu gewonnene Front scheiterten unter schweren Verlusten für den Feind. An Straße Menin — Ipern gewannen wir in Richtung Hooge weiter Gelände. In der Gegend südwestlich Lille griff der Feind nach starker Artillerievorbereitung nur an einzelnen Stellen an. Alle Angriffe wurden abgewiesen. — An der Loretohöhe und nördlich Arras verlief der Tag verhältnismäßig ruhig. Größere Angriffe des Feindes fanden nicht statt. Unsere Verluste bei der Wegnahme von Carency durch den Feind betragen 600 bis 700 Mann. — Ein weiterer Angriffsversuch des Feindes, uns das nordwestlich Berrn-au-Bac genommene Grabenstück wieder zu entreißen, scheiterte abermals. Zwischen Maas und Mosel brach ein feindlicher Vorstoß im Priesterwalde vor unseren Stellungen in unserem Feuer zusammen. — Die Insassen eines bei Hagenau zum Landen gezwungenen französischen Doppeldeckers wurden gefangen genommen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Szawle sind die Kämpfe auch gestern noch nicht abgeklungen worden. Nördlich des Njemen, an der unteren Dubissa, machten wir bei einem nächtlichen Vorstoß 80 Gefangene. Westlich Praznny gelangten Teile des ersten turkestanischen Armeekorps nach viermaligem, vergeblichem Ansturm bis in unsere vorderen Gräben; am Abend war der Feind überall wieder hinausgeworfen; er hat schwere Verluste erlitten. 120 Gefangene blieben in unserer Hand. — Südöstlicher Kriegsschauplatz:

platz: Die Vortruppen der Armeen des Generalobersten von Mackensen stehen vor Przemyśl und am linken Ufer des unteren San. Rechts und links anschließend setzen die verbündeten Truppen die Verfolgung in Richtung Dolina—Dobromil einerseits und über Polaniec (an der Weichsel)—Kielce andererseits fort. — Auch von Kielce bis zur Pilica bei Inowłodz haben die Russen ihre Stellungen nicht zu halten vermocht und sind im schleunigen Abzug nach Osten. (W. T. B.)

Der Untergang der „Eusitania“.

Amtlich wird durch W. T. B. gemeldet: Aus dem Bericht des Unterseebootes, das die „Eusitania“ zum Sinken gebracht hat, ergibt sich folgender Sachverhalt: „Das Boot sichtete den Dampfer, der keine Flagge führte, am 7. Mai 2 Uhr 20 Minuten nachmittags an der Südküste Irlands bei schönem, klarem Wetter. Um 3 Uhr 10 Minuten gab es einen Torpedoschuß auf „Eusitania“ ab, die an Steuerbordseite in Höhe der Kommandobrücke getroffen wurde. Der Detonation des Torpedos folgte unmittelbar eine weitere Explosion von ungemein starker Wirkung. Das Schiff legte sich schnell nach Steuerbord über und begann zu sinken. Die zweite Explosion muß auf eine Entzündung der im Schiffe befindlichen Munitionsmengen zurückgeführt werden.“

Weiterer Rückzug der Russen.

Wien, 14. Mai. Amtlich wird verlautbart: 14. Mai, mittags. Der Rückzug des Feindes in Russisch-Polen dauert fort, er übergreift auch auf die Abschnitte der bisherigen Pilicafront. Von östlich Petrikau bis zur oberen Weichsel verfolgen die verbündeten Armeen Wonsch und Dankl den zurückgehenden Gegner. Ihre Truppen haben im Berglande nordöstlich Kielce Fuß gefaßt. — Vor der Armee Erzherzog Joseph Ferdinands ziehen sich die Russen in Mittelgalizien über den San zurück und weichen aus dem Raume Dobromil—Starz Sambor vor den Teten der Armeen Borovic und Böhm-Ermolli in nordöstlicher Richtung. Unsere Truppen haben die Höhen südwestlich Dobromil und Starz Sambor unter Nachhuthkämpfen erreicht. Dem allgemeinen Vorgehen haben sich nun auch die verbündeten Truppen der Armee Einsingen angeschlossen, die über Turka und Skole vordringen. — Die Schlacht in Südostgalizien dauert an. Starke russische Kräfte sind bis über Obertyn, bis nördlich Sniatyn und bis Nahala vorgezogen.

„Goliath“ torpediert.

Konstantinopel, 14. Mai. Das Hauptquartier teilt mit: Bei Ari Burnu kann der Feind trotz der Verstärkungen, die er erhalten hat, aus seinen Verschanzungen nicht vorrücken. An einigen Punkten versuchte der Feind eine Unternehmung, die vor unseren kräftigen Gegenangriffen scheiterte. Im Abschnitt von Sedd ul Bahr hält der Feind seine alten Stellungen; er verhält sich ruhig. Einer unserer Flieger warf erfolgreich Bomben auf das feindliche Lager. Der Feind erhielt Verstärkungen, um seine Verluste zu ersetzen, aber die Verstärkungen wurden durch wirksames Feuer unserer Batterien, die wir vorrücken, zerstreut. Das gestern früh in der Mortobucht versenkte Schiff ist das englische Panzerschiff „Goliath“. Ein großer Teil der Besatzung ist ertrunken. Diesen Sieg trug unser Torpedobootszerstörer „Muavenet-i-Millije“ davon, der, nachdem er seinen Auftrag erfolgreich ausgeführt hatte, wohlbehalten zurückkehrte. Feindliche Torpedoboote wurden gezwungen, sich vor dem Feuer unserer Küstenbatterien zurückzuziehen. Unter den feindlichen Torpedoboote hörte man starke Explosionsgeräusche. Unsere Küstenbatterien auf der anatolischen Küste bombardierten wirksam die Landungsstelle und die feindlichen Lager bei Sedd ul Bahr, wo sie einen großen Brand hervorriefen. Das Panzerschiff „Charles Martel“, das ohne Erfolg unsere anatolischen Batterien beschuß, wurde zweimal getroffen. Der französische Kreuzer „Jeanne d'Arc“ versuchte in Senique in den anatolischen Küstengewässern zu

landen, aber auf unseren Gegenangriff ergriffen die gelandeten Soldaten die Flucht, und der Kreuzer zog sich zurück. — Auf den übrigen Fronten hat sich nichts Wichtiges ereignet.

Heftige Angriffe im Westen.

Großes Hauptquartier, 15. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei Steenstraate am Npernkanal wiesen wir einen nächtlichen feindlichen Angriff ab. An der Straße St. Julien—Npern griffen wir weiter an und machten Fortschritte. 3 englische Offiziere mit 60 Mann und 1 Maschinengewehr fielen in unsere Hände. Die Zahl der seit dem 22. April bei Npern von uns gemachten unverwundeten Gefangenen ist auf 110 Offiziere und 5450 Mann gestiegen, wozu noch über 500 verwundete Gefangene kommen. — Südwestlich von Lille entwickelten sich auch gestern heftige Artilleriekämpfe. Feindliche Infanterieangriffe erfolgten dort nicht. An der Lorettohöhe wurden die meisten feindlichen Angriffsversuche niedergehalten. Ein Angriff nördlich des Höhenzuges, der bis in unsere Gräben gelangte, wurde unter schweren Verlusten für den Feind abgeschlagen. Bei der Räumung von Carency und des Westteils von Ablain ist, wie jetzt festgestellt, ein in der vorderen Linie eingebautes Feldgeschütz und eine geringe Anzahl von Behelfsminenwerfern verloren gegangen. Außerdem fielen 5 von uns früher erbeutete französische Geschütze, und zwar 3 kleine Revolverkanonen und 2 Mörser, die als Minenwerfer benutzt wurden, in Feindeshand zurück. Nördlich von Arras blieb es im allgemeinen ruhig. — Südlich von Ailly, östlich der Maas, nahmen wir einige feindliche Gräben, wobei 52 Verwundete und 166 unverwundete Franzosen, darunter ein Bataillonskommandeur, gefangen genommen wurden. Drei feindliche Angriffe gegen unsere Stellungen an der Straße Essen—Flirey wurden abgewiesen. Im Priesterwalde setzten wir uns im Morgengrauen durch einen Vorstoß in Besitz eines feindlichen Grabens und machten hierbei einige Gefangene. — Östlicher Kriegsschauplatz: Nach einem vorübergehenden kleinen Erfolge des Feindes, der uns drei Geschütze kostete, ist der Vormarsch starker russischer Kräfte bei Szawle zum Stehen gebracht worden. Feindliche Angriffe gegen die untere Dubissa scheiterten. Der Gegner hat nunmehr auch in der Gegend südlich des Njemen eiligst Verstärkungen herangeführt; Gefechtberührung mit diesen besteht noch nicht. Bei Augustow und Kalwarja wurden feindliche Angriffe abgeschlagen. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: In dem Raume südlich der unteren Pilica bis zur Weichsel setzten die verbündeten Truppen den weiter abziehenden Russen nach. Der Brückenkopf von Jaroslau am San wurde gestern erstürmt. Schulter an Schulter mit der österreichisch-ungarischen Armee, in deren Verband sie stehen, erreichten die Truppen des Generals von der Marwitz die Gegend von Dobromil. Weiter südlich wird ebenfalls die Verfolgung rastlos fortgesetzt. Die verbündeten Truppen haben vielfach die Gebirgsausgänge gewonnen. (W. T. B.)

Die Verwendung von betäubenden Gasen.

Im Auslande wird die deutsche Armee wegen der kriegsmäßigen Verwendung von betäubenden Gasen noch immer mit Vorwürfen überhäuft. Soweit dem nicht völlige Unkenntnis der tatsächlichen und der rechtlichen Verhältnisse zugrunde liegt, kann es sich nur um eine geheuchelte Entrüstung handeln. Man will die deutsche Kriegführung mit allen Mitteln verächtlich machen, um die Augen der Welt von den zahlreichen Verletzungen des Kriegsrechts abzulenken, die unsere Feinde sich zuschulden kommen lassen.

Die wahre Sachlage ergibt sich aus der folgenden Erklärung des Großen Hauptquartiers, die am 22. April durch Wolffs Telegraphenbüro verbreitet wurde:

„In einer Veröffentlichung vom 21. d. Mts. beklagte sich die englische Heeresleitung darüber, daß deutscherseits „entgegen allen Gegebenheiten zivilisierter Kriegführung“ bei der Wiedereinnahme der Höhe 60 südöstlich von Npern Geschosse, die beim Plagen erstickende Gase entwickeln, verwendet worden seien. Wie aus den deutschen amtlichen Bekanntmachungen hervorgeht, gebrauchten unsere Gegner

seit vielen Monaten dieses Kriegsmittel. Sie sind also augenscheinlich der Meinung, daß das, was ihnen erlaubt sei, uns nicht zugestanden werden könne. Eine solche Auffassung, die in diesem Kriege ja nicht den Reiz der Neuheit hat, begreifen wir, besonders im Hinblick darauf, daß die Entwicklung der deutschen Chemiewissenschaft es natürlich gestattet, viel wirksamere Mittel einzusetzen als die Feinde, — können sie aber nicht teilen. Im übrigen trifft die Berufung auf die Gelehe der Kriegführung nicht zu.

Die deutschen Truppen verfeuern keine „Geschosse, deren einziger Zweck ist, erstickende oder giftige Gase zu verbreiten“ (Erklärung im Haag vom 29. Juli 1899), und die beim Plagen der deutschen Geschosse entwickelten Gase sind, obgleich sie sehr viel unangenehmer empfunden werden als die Gase der gewöhnlichen französischen, russischen oder englischen Artilleriegeschosse, doch nicht so gefährlich wie diese. Auch die im Nahkampf von uns verwendeten Raucherentwickler stehen in keiner Weise mit den „Gelehen der Kriegführung“ im Widerspruch. Sie bringen nichts weiter als die Potenzierung der Wirkung, die man durch ein angezündetes Stroh- oder Holzbündel erzielen kann. Da der erzeugte Rauch auch in dunkler Nacht deutlich wahrnehmbar ist, bleibt es jedem überlassen, sich seiner Einwirkung rechtzeitig zu entziehen.

Diese kurze, den Tatbestand eigentlich erschöpfende Erklärung konnte jeden Unvoreingenommenen überzeugen. Wenn trotzdem unsere Feinde die Anschuldigungen weiter verbreiten, so ist dagegen im wesentlichen nur noch der ausführliche Nachweis zu führen, daß die Franzosen und Engländer tatsächlich lange vor uns Stickgase zur Anwendung gebracht haben. Auch wird man etwas näher auf die Geschichte und den Sinn der Haager Erklärung von 1899 eingehen können, um die „Entrüstung“ unserer Gegner ins rechte Licht zu setzen.

Seit vielen Monaten gebrauchten die Franzosen und die Engländer Geschosse, die beim Plagen erstickende Gase entwickeln, und es ist festzustellen, daß auf ihrer Seite die Verwendung von Stickgasen nicht etwa absondern erheblich zunahm, ja: daß umfassende, systematische Vorbereitungen dafür getroffen wurden. Wir erinnern zunächst an die deutschen Hauptquartierberichte vom 13., 14., 16. und 17. April, in denen amtlich gemeldet wird, daß die Franzosen bei Snippes und bei Verdun, die Engländer bei Ypern wieder Geschosse, Minen und Bomben mit erstickend wirkender Gasentwicklung angewendet haben. Der Bericht vom 16. April jagt ausdrücklich:

„Die Verwendung von Bomben mit erstickend wirkender Gasentwicklung und von Infanterie-Explosivgeschossen seitens der Franzosen nimmt zu.“

Für jedermann, der sich ein unbefangenes Urteil bewahrt hat, werden diese amtlichen Feststellungen der durch strenge Wahrfähigkeit ausgezeichneten deutschen Heeresleitung schon genügen, um die Verwendung von Stickgasen seitens unserer Gegner als bewiesen anzusehen.

Wer trotzdem noch an der Tatsache zweifelt, der entnehme den Nachweis für die planmäßige Vorbereitung dieser Kampfmittel durch die Franzosen der nachfolgenden Mitteilung des französischen Kriegsministeriums, geschrieben am 21. Februar (!) 1915. Sie lautet in deutscher Übersetzung:

Kriegsministerium. 21. Februar 1915.

Bemerkungen über Geschosse mit betäubenden Gasen.

Die sogenannten Geschosse mit betäubenden Gasen, die von unserer Zentralwerkstätte hergestellt werden, enthalten eine Flüssigkeit, die nach der Explosion Dämpfe ausströmt, die Augen, Nase und Kehle reizen.

Es gibt zwei Arten: Handgranaten und Patronen.

Handgranaten.

Die Granaten haben die Form eines Eies, ihr Durchmesser beträgt in der Mitte 6 Zentimeter, ihre Höhe 12 Zentimeter, ihr Gewicht 400 Gramm. Sie sind für kleine Entfernungen bestimmt und haben eine Vorrichtung, um mit der Hand geworfen zu werden.

Sie sind mit einer Aufschrift versehen, auf der die Gebrauchsanweisung steht. Angezündet werden sie mit einem kleinen an die Gebrauchsanweisung angeklebten Reibstoff, worauf sie fortgeworfen werden müssen.

Die Explosion erfolgt sieben Sekunden nach der Zündung. Ein kleiner Deckel aus Messing und ein angeschraubter Pfropfen sichern die Zündmasse nach außen. Ihr (der Handgranaten) Zweck ist, die Umgebung der Stelle, an der sie plagen, unhalbar zu machen. Ihre Wirksamkeit wird durch starken Wind erheblich beschränkt.

Patronen.

Die Patronen haben eine zylindrische Form. Ihr Durchmesser beträgt 28 Millimeter, ihre Höhe 10 Zentimeter, ihr Gewicht 200 Gramm. Sie sind zur Verwendung auf eine größere Entfernung bestimmt, als mit Handgranaten erreicht werden kann. Unter einem Abgangswinkel von 25 Grad gehen sie 230 Meter weit. Sie haben Zentralzündung und werden mit dem Leucht-kugelgewehr abgefeuert.

Das Pulver entzündet eine kleine inwendige Zündmasse, durch welche die Patrone fünf Sekunden nach Verlassen des Laufes zur Entzündung gebracht wird.

Die Patronen haben den gleichen Zweck, wie die Handgranaten, aber infolge der ganz geringen Flüssigkeitsmengen muß man sie in größerer Anzahl gleichzeitig abfeuern.

Anzuwendende Vorsichtsmaßregeln bei Angriff auf Schützengräben, in die man solche Geschosse mit Erstickungsgasen geworfen hat.

Die durch die Geschosse mit Erstickungsgasen verbreiteten Dämpfe sind nicht tödlich, wenigstens bei geringen Mengen, und ihre Wirkung ist nur augenblicklich, die Dauer der Wirkung hängt von den Luftverhältnissen ab.

Es empfiehlt sich daher, die Schützengräben, in die solche Handgranaten geworfen wurden, und die der Feind trotzdem nicht geräumt hat, anzugreifen, bevor die Dämpfe vollständig verschwunden sind. Die Sturmtruppen müssen ferner mit Schutzbrillen versehen und außerdem darüber belehrt werden, daß die unangenehme Empfindung in Nase und Kehle ungefährlich ist und keine dauernde Störung zur Folge hat.“

Hier haben wir den bündigen Beweis dafür, daß die Franzosen schon vor mindestens einem halben Jahr Geschosse mit Stickgasen in staatlichen Werkstätten hergestellt haben. Die Anzahl muß so groß gewesen sein, daß sich das französische Kriegsministerium schließlich veranlaßt sah, schriftliche Anweisungen über die Benutzung dieser Kampfmittel auszugeben. Welche Heuchelei, wenn dieselben Leute sich darüber „entrüsten“, daß die Deutschen viel später auf dem vorgezeichneten Wege nachgefolgt sind! Sehr bezeichnend ist die Wendung in der amtlichen französischen Anweisung:

„Die durch die Geschosse mit Erstickungsgasen verbreiteten Dämpfe sind nicht tödlich, wenigstens bei geringen Mengen.“

Gerade diese Einschränkung enthält das unzweideutige Eingeständnis, daß die französischen Stickgase tödlich wirken, wenn sie in größerem Umfange angewendet werden.

Wir erinnern ferner daran, daß in amerikanischen Blättern — dem „Cincinnati Enquirer“ — und später sogar in der „New York Times“ die Behauptung eines als maßgebende Persönlichkeit bezeichneten amerikanischen Chemikers veröffentlicht worden ist, wonach sich auf der „Lusitania“ 250 000 Pfund Zinntrichlorid befunden haben, die zur Herstellung von Stickgasen dienen sollten. Die Sendung war nach der Angabe des amerikanischen Gewährsmannes für die französische Regierung bestimmt! Diese hat also nicht nur vor Monaten in Amerika große Bestellungen auf Chemikalien zur Herstellung von Stickgasen gemacht, sondern sie hat auch die Verantwortung für den Tod der Lusitania-Passagiere mit zu tragen, von denen viele durch die bei der Torpedierung freigewordenen Dämpfe des Zinntrichlorids umgekommen sein sollen.

Aus der Mitteilung des „Cincinnati Enquirer“ (Nummer vom 10. Mai) führen wir in wörtlicher Übersetzung folgendes an:

„In der Pittsburger Gegend hergestelltes Material spielte bei der Zerstörung der „Lusitania“ eine Rolle. Es war keine Verschwörung hier zu diesem Zweck, wie angedeutet wurde, aber die Verschiffung gewissen tödlichen Kriegsmaterials aus der Pittsburger Gegend für die französische Armee machte das Auffliegen des Schiffes fast zu einem vorher bestimmten Ereignis, wie ich bereits vier Tage vor diesem voraus sagte.“

„Zinntrichlorid ist eine flüchtige Substanz, die einen sehr heißen und betäubenden Geruch hat. Die Ladung, die der Schiffsraum der „Lusitania“ enthielt, war dazu bestimmt, betäubende Bomben aus ihr herzustellen, die von den französischen Streitkräften in die Reihen der deutschen Soldaten geworfen werden sollten. Die Ladung war in Pittsburg hergestellt. Augenscheinlich wußten die deutschen Behörden, was der Schiffsraum der „Lusitania“ enthielt, und es war in ihrem eigenen Interesse, zu verhindern, daß diese Ladung ihren Bestimmungsort erreichte.“

„Für einen, der diese näheren Umstände kannte, war es ein leichtes, vorauszusagen, was sich ereignen würde. So geschah es, daß ich letzten Montag zu der Überzeugung gelangte, der große Dampfer würde Donnerstag oder Freitag den deutschen Unterseebooten begegnen und torpediert werden.“

Bezeichnend für das, was sich wirklich ereignete, als der verurteilte Dampfer getroffen wurde, ist eine Stelle aus dem „Cincinnati Enquirer“, die sich auf das Unglück bezieht:

„Dämpfe von Explosivstoffen durchdrangen jede Abteilung des in Stücke gegangenen Dampfers. Viele von den Passagieren fielen auf Deck bewußtlos nieder. Andere wankten nach den Rettungsbooten.“

„Die erwähnten Dämpfe kamen nicht von dem Torpedo, sondern kamen von den Säffern voll Zinntrichlorid, die durch das explodierende Torpedo in Stücke gerissen wurden. Diese Dämpfe rufen, schwach eingeatmet, bei Menschen, die nicht an sie gewöhnt sind, einen heftigen Husten hervor, werfen sie um und machen sie bewußtlos. Der Zustand dauert gewöhnlich nur kurze Zeit, falls die betreffende Person den Dämpfen enttrinnen kann. In diesem Falle war ein Entrinnen von den Dämpfen natürlich sehr schwer.“

Man erinnere sich doch auch der skrupellosen Freude, mit der die feindliche und die amerikanische Presse schon im vergangenen Herbst großartige französische Erfindungen ankündigte, die es möglich machen sollten, die Vernichtungskraft der Artilleriegeschosse durch giftige Gaswirkung zu steigern. Und man halte sich jenes berühmte Inserat der „Cleveland Automatic Machine Co.“ vor Augen, worin es über eine neue Granate in deutscher Übersetzung wörtlich heißt:

„Das Material ist von ganz besonderer Art, von hoher Dehnbarkeit und Festigkeit und hat die Eigenschaft, bei der Explosion der Granate in kleine Stücke zu zerspringen. Die Einstellung der Zündung dieser Granate ist ähnlich der des Schrapnells, aber sie unterscheidet sich dadurch, daß zwei explosive Säuren zur Verwendung gelangen, um die Ladung im Hohlraum des Geschosses zur Explosion zu bringen. Die Vereinigung dieser zwei Säuren ruft eine schreckliche Explosion hervor, die eine größere Wirkung hat, als irgendeine bisher gebrauchte Ausführung. Sprengstücke, die bei der Explosion mit diesen Säuren in Berührung gekommen sind, und Wunden, welche durch sie hervorgerufen werden, bedeuten einen Tod mit schrecklichem Todeskampf innerhalb vier Stunden, falls nicht unmittelbar Hilfe zur Stelle ist. Nach den Erfahrungen, die wir mit den in den Schützengräben herrschenden Bedingungen gemacht haben, ist es unmöglich, ärztliche Hilfe jemandem in dieser Zeit zuteil werden zu lassen, um den tödlichen Ausgang zu vermeiden. Es ist unerlässlich, sofort die Wunde auszubrennen, falls sie im Körper oder im Kopf sitzt, oder zur Amputation zu schreiten, wenn es sich um die Beine handelt, weil es kaum ein Gegenmittel gibt, das der Vergiftung entgegenwirkt. Hieraus läßt sich ersehen, daß diese Granate leistungsfähiger ist als das gewöhnliche Schrapnell, da die Wunden, die durch Schrapnellkugeln und Sprengstücke im Fleisch verursacht werden, nicht so gefährlich sind, solange sie keine giftigen Beimischungen haben, die eine unverzügliche ärztliche Hilfe notwendig machen.“

Hier ist ein würdiger Gegenstand für die Entrüstung der Welt!

Nach alledem muß jeder Ehrliche es für selbstverständlich erklären, daß auch das deutsche Heer sich nicht länger der Anwendung dieses neuen Kampfmittels entziehen, nicht länger seine Angehörigen mit ungleichen Waffen gegen die rücksichtsloseren Gegner kämpfen lassen dürfte.

Ganz neu ist übrigens die Verwendung von Stickgasen im Kriege nicht.

Schon die Buren haben sich bitter über die scheußlichen Gase der englischen Lydditgranaten beschwert und sie als völkerrechtswidrig bezeichnet. Das waren sie ja nun wohl freilich nicht. Verbietet doch die Haager Erklärung von 1899 nur die Verwendung von Geschossen, deren einziger Zweck es ist, erstickende und giftige Gase zu verbreiten. Da die Lydditgranaten außerdem auch eine Sprengwirkung ausüben, muß man sie mithin als erlaubtes Kriegsmittel ansehen. Aber die Giftigkeit ihrer Gase wird durch die sicher festgestellte Tatsache bewiesen, daß Geier, die von den durch Lydditbomben getöteten Pferden fraßen, daran starben. Die Engländer können sich also um so weniger über unsere Anwendung von betäubenden Gasen beklagen, als sie die Haager Erklärung über die Verwendung solcher Gase erst unterschrieben haben, nachdem sie selber hinreichenden Vorteil aus der Anwendung dieses Kriegsmittels gezogen hatten.

In der Plenarsitzung der Haager Friedenskonferenz vom 31. Juli 1899 wurde jene Erklärung gegen die Stimmen von England und der Vereinigten Staaten angenommen. Wenn unsere Feinde jetzt versuchen, auch in Amerika Stimmung gegen uns wegen der Verwendung von betäubenden Gasen zu machen, so ist nicht nur auf die amerikanischen Lieferungen giftiger, zur Erzeugung solcher Gase bestimmter Chemikalien an unsere Gegner hinzuweisen, sondern vor allem auch auf den entschiedenen Widerspruch der amerikanischen Delegierten von 1899 gegen das Verbot dieses Kampfmittels. In der Marineunterkommission, wo die Erklärung über die Stickgase verfaßt wurde, wandte sich der bekannte amerikanische Kapitän zur See Mahan gegen sie. Geschosse mit Stickgasen könnten, so sagte er, menschlicher wirken als andere, die den Körper mit Metallstücken zerfetzen. Eine nutzlose Grausamkeit liege bei jenen nicht vor und man könne nicht wohl von einem verbotenen Kriegsmittel reden. Von demselben Standpunkt ging dann auch die folgende Erklärung aus, die in der Hauptkommission der Bevollmächtigte der Vereinigten Staaten zu Protokoll gab, um sein ablehnendes Votum zu begründen:

1. „Den Einwand, daß eine Kriegsmaschine barbarisch sei, hat man immer gegen die neuen Waffen erhoben, die nichtsdestoweniger schließlich angenommen worden sind.“

Im Mittelalter sind es die Feuerwaffen gewesen, denen man den Vorwurf der Grausamkeit gemacht hat. Später sind die Granaten und vor kurzem die Torpedos an die Reihe gekommen.

Es erscheint mir nicht bewiesen zu sein, daß Geschosse mit erstickenden Gasen unmenschliche oder unnützlich grausame Kriegsmaschinen sind und kein entscheidendes Ergebnis herbeiführen werden.

2. Ich bin der Vertreter eines Volkes, das von dem lebhaften Wunsche befeelt ist, den Krieg menschlicher zu gestalten, das sich

aber gezwungen sehen kann, Krieg zu führen. Deshalb handelt es sich darum, sich nicht durch häufig gefaßte Beschlüsse der Mittel zu berauben, deren man sich später mit Erfolg wird bedienen können.“

Man ersieht hieraus, daß die Meinungen über die Haager Erklärung von Anfang an geteilt waren, und wird bei ruhiger Überlegung dem Standpunkt der Amerikaner eine gewisse Berechtigung nicht absprechen mögen. Kapitän Mahan ging von der Feststellung aus, daß ja in engen Schiffsräumen die Gase aller Explosionsgeschosse eine erstickende Wirkung ausüben. In der Tat ist das Kohlenoxyd, das sich bei der Explosion der früher allgemein üblichen Pulverladung bildete, ein außerordentlich giftiges Gas, das in geschlossenen Räumen betäubend, ja tödlich wirkt. Es handelt sich also um die Frage, ob man diese Erscheinung des See- wie des Festungskrieges auch in den Feldkrieg verpflanzen darf. Das Gefühl wird sich dagegen sträuben, wenn eine Massentötung beabsichtigt ist, der niemand entrinnen kann. Und das ist ja auch der Grundgedanke der Haager Abmachungen: unnötige Grausamkeit und unnötiges Töten zu verhindern, wenn ein milderer Außergesetztes des Feindes genügt und möglich ist.

Von diesem Standpunkt aus ist das Entwickeln von Rauchwolken, die sich bei schwachem Winde ganz langsam auf den Feind hinbewegen, ein nicht nur völkerrechtlich erlaubtes, sondern außerordentlich mildes Kriegsmittel. Gibt es dem Gegner doch die Möglichkeit, sich der Rauchwirkung zu entziehen.

Wer die Zumutung, daß der Feind diesen Ausweg einschlagen solle, vom militärischen Standpunkt aus anstößig findet, dem sei entgegengehalten, daß es zu allen Zeiten als ein erlaubtes Kriegsmittel gegolten hat, den Feind durch künstlich verursachte Überschwemmung seiner Stellungen zu deren Räumung zu zwingen. Was für ein grundsätzlicher Unterschied zwischen dieser kriegsmäßigen Anwendung des flüssigen Elements und der des gasförmigen bestehen soll, ist wirklich nicht recht einzusehen. Wer sich nicht entrüstet, ja nicht einmal gewundert hat, als unsere Gegner in Flandern die Gewalt des Wassers gegen uns zu Hilfe riefen, der hat auch keinen Grund, empört zu sein, wenn wir uns statt dessen die Luft zum Bundesgenossen machen und sie benutzen, um unseren Feinden betäubende Gase entgegenzutragen.

Man wende nicht ein, daß dies dasselbe sei wie die Anwendung von Geschossen mit ausschließlicher Betäubungswirkung, die der Haager Konvention widerspreche. Was die Konvention verhüten wollte, war die unentrinnbare Massenvernichtung von Menschenleben, die zustandekommen würde, wenn man Geschosse mit giftiger Gaswirkung in Menge über den wehrlosen Feind herniederhageln ließe, der sie nicht kommen sehe und ihnen deshalb auch rettungslos preisgegeben wäre. Die bloße Ausübung eines Zwanges zum Verlassen der Kampfstellung, wie sie unseren Gasentwicklern eigen ist, läßt sich damit gar nicht vergleichen.

Die wandelbaren Formen der Kriegsführung machen immer neue Kriegsmittel notwendig. Aus der Gestaltung des Schützengrabenkrieges mußte die Kriegstechnik ihre Folgerungen ziehen. Wer einmal eine lebendige Schilderung der Hölle gelesen hat, die ein von Artilleriegeschossen, Handgranaten, unterirdischen Minen und Fliegerbomben bearbeitetes Schützengrabensstück darstellen kann: der wird eine langsam sich nähernde Rauchwolke sicherlich nicht für unmenschlicher halten als die anderen Kriegsmittel. Es ist nur, unter günstigen Umständen, ein noch sicherer wirkendes Mittel, um den Feind aus seiner Stellung zu vertreiben — und das allein ist auch der Grund, weshalb unsere Gegner solch ein Wehgeschrei erheben. Die deutsche Wissenschaft und Technik haben eben wieder einmal alle Mitbewerber aus dem Felde geschlagen, obgleich diese sich schon länger um die Lösung der Aufgabe heiß bemüht hatten. Wenn die englische Wut darüber sich sogar in Schmähungen gegen den deutschen Kaiser austobt, so ist uns dieses Zeichen von Verfall der Sittlichkeit und des Geschmacks bei den Engländern nichts Neues mehr. Und wenn sich die Russen an dem Verleumdungsfeldzug beteiligen, indem sie über die Anwendung von betäubenden Gasen klagen, bevor es auf dem östlichen Kriegsschauplatz überhaupt zur Benutzung der neuen Waffe gekommen ist, so können wir darin nur die richtige Vorausschauung neuer Niederlagen sehen, für die man schon jetzt nach einer faden-scheinigen Entschuldigung sucht.

Wie anders würden die Phrasen lauten, wenn es den Franzosen oder Engländern geglückt wäre, uns mit Herstellung stark wirksamer Rauchentwickler zuvorkommen! Wer genug Phantasie besitzt, um sich das vorstellen zu können, der wird auch wissen, was er von den neidgeborenen Angriffen auf die deutsche Kriegsführung zu denken hat. (W. T. B.)

Die russischen Armeen im Rückzuge.

Wien, 15. Mai. Amtlich wird verlautbart: 15. Mai. Die russischen Armeen in Polen und Galizien sind weiter im Rückzuge. Auf der ganzen Front von Nowo-Miassto, an der Pilica bis südlich des Dniestr, in der Gegend von Dolina bringen die verbündeten Armeen vor. Am San sind Rudnik und Leczajek von unseren, Jaroslau von deutschen Truppen erobert. Das in Mittelgalizien zuständige

österreichisch-ungarische zehnte Korps steht vor den Toren seiner Heimatstadt Przemyśl. Weiter südlich sind Dobromil, Starz Sambar und Borslaw wieder in eigenem Besitz. Verbündete Truppen der Armee Einsingen haben die Höhen südwestlich Dolina erreicht. — An der Pruthlinie greifen die Russen noch an. In den erbitterten Kämpfen nördlich Kolomea hat kärntnerische und steirische Infanterie des Heeres und der Landwehr in zähem Ausharren alle russischen Sturmangriffe blutig zurückgeschlagen.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 15. Mai. Das Hauptquartier teilt mit: An den Dardanellen gestern weder zu Lande noch zur See eine wichtige Handlung. Vorgestern feuerten einige feindliche Panzer erfolglos auf unsere vorgeschobenen Batterien, die die feindlichen Lager und Stellung bei Sed ul Bahr wirksam beschossen. Später versuchten die Panzer „Majestic“ und „Albion“ in die Meerenge einzudringen, wurden aber durch unser Feuer verjagt.

Vergebliche Angriffe in West und Ost.

Großes Hauptquartier, 16. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Nördlich von Npern greifen schwarze Truppen seit gestern nachmittag ohne jede Rücksicht auf eigene Verluste unsere Stellungen westlich des Kanals bei Steenstraate und Het Sas an. Bei Het Sas wurden alle Angriffe abgewiesen, bei Steenstraate dauert der Kampf noch an. — Südwestlich von Lille schritten die Engländer nach starker Artillerievorbereitung gegen unsere Stellungen südlich Neuve-Chapelle zum Infanterieangriff, der an den meisten Stellen schon abgeschlagen ist. An einzelnen Punkten wird noch gekämpft. Weiter südlich, beiderseits des Loretohöhenrückens, und bei Souchez sowie nördlich von Arras bei Neuville brachen erneute französische Angriffe in unserem Feuer zusammen. Besonders starke Verluste erlitten die Franzosen auf der Loretohöhe sowie bei Souchez und Neuville. — Westlich der Argonnen setzten wir uns abends durch Angriff in Besitz eines starken französischen Stützpunktes von 600 Meter Breite und 200 Meter Tiefe nördlich von Ville sur Tourbe und behaupteten denselben gegen drei nächtliche, für den Feind sehr verlustreiche Gegenangriffe. Viel Material und 60 Gefangene fielen in unsere Hand. Zwischen Maas und Mosel fanden auf der ganzen Front lebhafteste Artilleriekämpfe statt. Zu Infanteriekämpfen kam es nur am Westrand des Priesterwaldes, wo der Kampf noch nicht abgeschlossen ist. — Östlicher Kriegsschauplatz: In Gegend Szawle wurde ein russischer Vorstoß mühelos abgewiesen. Die Zahl der dort in den letzten Tagen gemachten Gefangenen übersteigt 1500. An der Dubissa, nordwestlich Ugiann, mußte eine kleinere Abteilung von uns stärkeren russischen Kräften weichen, sie verlor zwei Geschütze. Weiter südlich, bei Eiragola, wurden die Russen unter Verlust von 120 Gefangenen zurückgeworfen. Nördlich und südlich von Augustow und beiderseits des Omulew scheiterten starke russische Nachtangriffe unter schweren Verlusten für den Gegner, der 245 Gefangene bei uns zurückließ. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Zwischen Pilica und oberer Weichsel sowie auf der Front Sambor (40 Kilometer südöstlich Przemyśl) — Strzj — Stanislaw befinden sich die Verbündeten im weiteren Vormarsch. Am unteren San von Przemyśl abwärts leistet der Feind Widerstand. (W. T. B.)

Weitere Verfolgung der Russen.

Wien, 16. Mai. Amtlich wird verlautbart: 16. Mai, mittags. In Russisch-Polen verfolgen die verbündeten Streitkräfte südlich der unteren Pilica, haben das Bergland von Kielce bis zum Oberlauf der Kamienna vom Feinde gesäubert und sind entlang der Weichsel bis auf die Höhen nördlich Klimontow vorgedrungen. — An der San-Strecke Rudnick — Przemyśl wurden russische Nachhutene vom westlichen Flußufer zurückgeworfen, hierbei viele Gefangene ge-

macht. — Die aus den Waldbkarpthen vorgedrungenen Armeen setzen ihre Vorrückung fort. Eine starke russische Nachhut wurde gestern in der Gegend der Höhe Magiera zerprengt, 7 Geschütze, 11 Maschinengewehre erobert, über 1000 Gefangene gemacht. Unsere Truppen sind vormittags mit klingendem Spiel jubelnd in Sambor eingezogen. — In Südostgalizien wurden nördlich Kolomea neue Angriffe der Russen abgewiesen, ein Stützpunkt dem Gegner entzissen. Weiter pruthabwärts bis zur Reichsgrenze herrscht verhältnismäßig Ruhe.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 16. Mai. Das Hauptquartier meldet: An der Dardanellenfront bei Ari Burnu unternahmen drei feindliche Bataillone mit Genietruppen gestern früh gegen die Stellung unseres rechten Flügels wiederholte Angriffe, durch die wir überrascht werden sollten. Die Feinde wurden jedesmal mit Verlusten zurückgeworfen und durch unsere Gegenangriffe bis in ihre Hauptstellung getrieben. Wir zählten 300 tote Feinde in der Umgebung dieser Stellungen. Der Gesamtverlust des Feindes bei diesen Angriffen beläuft sich auf 1500 Mann. Wir erbeuteten 200 Gewehre sowie auch eine Menge sonstigen Kriegsmaterials. Unsere eigenen Verluste sind verhältnismäßig sehr gering. — Feindliche Schiffe beschossen gestern erfolglos unsere Batterien am Eingang der Meerenge. Diese Batterien feuerten ihrerseits heftig auf die feindlichen Stellungen von Sed ul Bahr. Drei Geschosse trafen das englische Panzerschiff „Vengeance“. Unsere Flieger warfen mit Erfolg Bomben auf den bei Sed ul Bahr stehenden Feind. — Am 1. Mai ließ das französische Panzerschiff „Victor Hugo“, das im Golf von Akaba kreuzte, ein Wasserflugzeug aufsteigen, das, von unserem Feuer beschädigt, ins Meer stürzte. Am 2. Mai wollte dasselbe Panzerschiff in einer Schaluppe eine Abteilung an Land setzen. Die Schaluppe wurde aber mit einem Verluste von fünf Toten und Verwundeten vertrieben. Der „Victor Hugo“ zog sich hierauf zurück.

Steenstraate aufgegeben.

Großes Hauptquartier, 17. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Nördlich von Npern westlich des Kanals bei Steenstraate und Het Sas gaben wir unsere vorgeschobenen Stellungen auf und zogen die dort stehenden schwachen Kräfte, um Verluste durch starkes feindliches Artilleriefeuer zu verhindern, in unsere Hauptstellungen am östlichen Kanalufer zurück. — Südlich von Neuve-Chapelle halten die Engländer noch die Teile unseres vorderen Grabens, die seit den vorgestrigen Kämpfen in ihrer Hand sind; das Gefecht dauert dort noch an. Nördlich von Arras, bei Ablain und Neuville, wiesen wir französische Angriffe sehr verlustreich für den Gegner ab. — Bei Ailly und im Priesterwalde haben sich geringfügige Infanteriekämpfe entwickelt. — Unsere Luftschiffe machten erfolgreiche Angriffe auf die Kriegshäfen Dover und Calais. — Östlicher Kriegsschauplatz: An der Dubissa in Gegend Eiragola und Czekiszki, sowie südlich des Njemen bei Mariampol und Ludwinow wurden feindliche Angriffe abgewiesen. Unter den bei Szawle gemachten russischen Gefangenen wurden Rekruten des Jahrgangs 1916 festgestellt, die eine nur vierwöchentliche Ausbildung hinter sich hatten. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Unser Vormarsch zwischen Pilica und oberer Weichsel, ebenso wie auf der Front Sambor — Strzj — Stanislaw wird fortgesetzt. Bei Jaroslaw und nördlich ist es an mehreren Stellen gelungen, den San zu überschreiten. Um Przemyśl wird gekämpft.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 17. Mai. Das Hauptquartier teilt mit: An der Dardanellenfront bei Ari Burnu fand gestern außer schwachem Artillerie- und Infanteriefeuer keine wichtige Aktion statt. Ein kleinerer Transport wurde durch unsere

Granaten beschädigt. Im Süden bei Seb ul Bahr nahmen die Truppen unseres rechten Flügels eine Höhe wieder, die 200 Meter von unseren Stellungen entfernt liegt. — Ein französischer Kreuzer landete gestern bei Sarskale, westlich von Mekri an der Südküste von Smyrna, 60 Soldaten, die wieder die Flucht ergriffen, als unsere Küstenposten ihr Feuer erwiderten. Ein anderer Kreuzer landete etwa 100 Soldaten bei Sefat westlich von Senike. Unsere Truppen vertrieben den Feind, der 10 Tote respektive Verwundete hatte. In der Nacht vom 15. zum 16. Mai zogen sich zwei vor den Forts von Smyrna fahrende Kreuzer zurück, nachdem einer von ihnen durch das Feuer unserer Batterien beschädigt worden war.

Der Übergang über den San erzwungen.

Großes Hauptquartier, 18. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Nördlich von Ipern am Kanal bei Steenstraate und Het Sas herrschte gestern Ruhe; auf dem östlichen Kanalufer südöstlich Boesinghe entwickelten sich an einzelnen Stellen Kämpfe, die noch fort dauern. — Südlich von Neuve-Chapelle versuchten die Engländer gestern und heute nacht vergeblich weiteren Boden zu gewinnen. Alle Angriffe wurden unter starken Verlusten für den Feind abgewiesen. — Erneute französische Angriffe an der Corettohöhe, bei Ablain und westlich Souchez scheiterten. 170 Gefangene blieben in unserer Hand. — Bei Ailly kam der Infanteriekampf zum Stillstand. Ein französischer Vorstoß im Priesterwalde brach in unserem flankierenden Feuer zusammen. — Östlicher Kriegsschauplatz: An der Dubissa wurden in Gegend Ciragola wiederum starke feindliche Angriffe abgewiesen. Gegen die südlich des Njemen herangeführten russischen Kräfte gingen unsere Truppen in allgemeiner Richtung Grzyzkabuda — Szentowty — Szaki zum Angriff vor. Die Kämpfe dauern noch an. Gestern wurden 1700 Russen gefangen. Nördlich der Wyszoka warf unsere Kavallerie die feindliche. Russische Angriffe auf Mariampol scheiterten. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Nördlich Przemysl, von südlich Jaroslau bis zur Einmündung des Wislok in den San, haben sich deutsche und österreichisch-ungarische Truppen den Übergang über den San erkämpft. Der Gegner geht hier weiter nach Osten und Nordosten zurück. Zwischen Pilica und oberer Weichsel (bei Ilza und Zagow), südöstlich Przemysl sowie in der Gegend von Strzaj sind seit gestern größere Kämpfe im Gange. (W. T. B.)

In Galizien vom 1.—15. Mai 174000 Gefangene.

Wien, 18. Mai. Amtlich wird verlautbart: 18. Mai, mittags. Die verbündeten Truppen hatten nach erbitterten Kämpfen an mehreren Stellen den San forciert und am Ostufer der Flusses Fuß gefaßt. Gegenangriffe der Russen wurden überall blutig abgewiesen. Der Feind in östlicher Richtung zurückgeworfen. — Am oberen Dnjestr sind heftige Kämpfe im Gange. An der Pruthlinie keine besonderen Ereignisse. Vereinzelte Vorstöße der Russen nördlich Kolomea wurden abgewiesen. — Die Gesamtsumme der in der ersten Hälfte des Mai eingebrachten Gefangenen hat sich auf 174000 Mann erhöht. Hierzu kommen 128 erbeutete Geschütze und 368 Maschinengewehre.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 18. Mai. Das Hauptquartier teilt mit: An der Dardanellenfront gestern zu Lande keine Veränderung. Auf dem Meere beschossen feindliche Schiffe von weitem ohne Erfolg unsere am Eingang der Meerenge aufgestellten Batterien. Das Panzerschiff „Albion“ wurde von einem unserer Geschosse getroffen. Unsere Flieger führten erfolgreiche Flüge über Seb ul Bahr aus.

Russische Gegenangriffe am San.

Großes Hauptquartier, 19. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Nördlich von Ipern nahmen die Kämpfe auf dem östlichen Kanalufer einen für uns günstigen

Verlauf. Südlich von Neuve-Chapelle setzten die Engländer nach starkem Artilleriefeuer an einzelnen Stellen zu neuen Angriffen an. Sie wurden überall abgewiesen. Auf der Corettohöhe nahmen wir einige feindliche Gräben und erbeuteten dabei zwei Maschinengewehre. Ein starker französischer Angriff gegen den Südtail von Neuville brach unter schwersten Verlusten für den Feind in unserem Feuer zusammen. Im Priesterwalde versuchten die Franzosen um Mitternacht vorzubrechen, wurden aber durch unser Artilleriefeuer niedergehalten. — Östlicher Kriegsschauplatz: Aus der Linie Shagori — Frauenburg sind gestern stärkere feindliche Kräfte angetreten. Nördlich und südlich des Njemen dauern die Kämpfe weiter an. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die Russen versuchten gestern das weitere Vordringen unserer über den San (nördlich Przemysl) vorgebrungenen Truppen durch Gegenangriffe aufzuhalten. Alle diese Angriffe scheiterten unter schweren Verlusten für den Feind. Eine aus Hannoveranern und Oldenburgern bestehende Division hat in den letzten beiden Tagen bei den Kämpfen um den Sanübergang 7000 Gefangene gemacht, sowie 4 Geschütze und 28 Maschinengewehre erbeutet. Zwischen Pilica und oberer Weichsel, sowie südöstlich Przemysl werden die Kämpfe fortgesetzt.

Sieniawa erobert.

Wien, 19. Mai. Amtlich wird verlautbart: 19. Mai 1915, mittags. Die auf das östliche Sanufer vorgebrungenen verbündeten Truppen warfen gestern starke russische Kräfte, die sich nordöstlich Jaroslau neuerdings gestellt hatten, bis über die Lubaczowka zurück. Sieniawa wurde erobert, der Übergang über den San auch dort erzwungen, hierbei 7000 Gefangene gemacht, 8 Geschütze erbeutet. In den Morgenstunden versuchte feindliche Gegenangriffe wurden blutig zurückgeschlagen. Die Kämpfe am oberen Dnjestr und in der Gegend von Strzaj dauern fort. Unsere Angriffskolonnen erstürmten nördlich Sambor mehrere Höhenstellungen der Russen und eroberten vom Feinde hartnäckig verteidigte Ortschaften. An der Pruthlinie hat sich nichts Wesentliches ereignet. In Russisch-Polen wird im Berglande von Kielce gekämpft.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 19. Mai. Das Hauptquartier teilt mit: An der Dardanellenfront hat auch gestern keine Aktion zu Lande stattgefunden. Auf dem Meere dagegen zwangen unsere am Ufer versteckt angelegten Batterien am 17. Mai das englische Schlachtschiff „Defence“, seinen Ankerplatz zu verlassen und sein Feuer gegen unsere Landbatterien einzustellen. Am 18. Mai vormittags beschossen die französischen Linienfahrzeuge „Charles Martel“ und „Henri IV.“ mit Torpedobootszerstörern unsere Infanteriestellungen auf dem rumelischen Abschnitt, zogen sich aber vor dem Feuer unserer Batterien auf dem asiatischen Ufer zurück. Am Nachmittag machten die englischen Linienfahrzeuge „Implacable“ und „Lord Nelson“ einen gleichen Versuch, wurden aber auch verjagt. Vom „Nelson“ fielen infolge der Ungenauigkeit seines Feuers 200 Granaten ins Wasser. Unsere Verluste sind ganz gering. Nichts Wichtiges auf den anderen Kriegsschauplätzen.

Angriffe bei Ailly abge schlagen.

Großes Hauptquartier, 20. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Trübes, unsicheres Wetter hemmte gestern in Flandern und Nordwest-Frankreich die Gefechts-tätigkeit. Auf der Corettohöhe machten wir kleine Fortschritte. Bei Ablain wurde ein nächtlicher feindlicher Vorstoß im Nahkampf abgewiesen. — Zwischen Maas und Mosel war der Artilleriekampf besonders heftig. Gegen Morgen gingen die Franzosen östlich Ailly in breiter Front zum Angriff vor, der überall, zum Teil in erbittertem Handgemenge, von uns abgewiesen wurde. — Östlicher Kriegsschauplatz: Mit den aus der Linie Shagori — Frauenburg im

Vormarsch gemeldeten stärkeren feindlichen Kräften ist es zu keiner Gefechtsberührung gekommen. An der Dubissa wurden russische Angriffe abgeschlagen, 900 Gefangene und 2 Maschinengewehre blieben in unserer Hand. Gestern griffen wir nördlich Podubis an, nahmen die Höhe 105 und machten weitere 500 Gefangene. Die südlich des Njemen vorbringenden russischen Kräfte wurden bei Grzyskabuda-Syntowty-Szaki völlig geschlagen. Die Reste des Feindes flohen in östlicher Richtung in die Wälder, kleinere Abteilungen halten noch Sutki. Die blutigen Verluste der Russen waren sehr schwer, die Zahl der Gefangenen erhöhte sich deshalb nur auf 2200, ferner wurden 4 Maschinengewehre erbeutet. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Unsere über den San nördlich Przemysl vorgebrungenen Truppen wurden gestern nachmittag erneut von den Russen in verzweifelter Anstürmen angegriffen; der Feind wurde überall unter sehr erheblichen Verlusten zurückgeworfen. Heute früh gingen wir auf einem Flügel zum Gegenstoß über und stürmten die Stellungen des Gegners, der eiligst flieht. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 20. Mai. Amtlich wird verlautbart: 20. Mai, mittags. Östlich Jaroslau und bei Sieniawa wurden starke russische Angriffe unter schweren Verlusten des Feindes zurückgeschlagen. Die verbündeten Truppen haben nach Ost und Südost Raum gewonnen. — In den Kämpfen am oberen Dnjepr weitere 5600 Gefangene. — Die Russen wurden in einem Abschnitt nördlich Sambor aus ihrer Hauptverteidigungsstellung geworfen, eine Ortschaft 10 Kilometer südwestlich Mosciska erstürmt. — Nördlich Kolomea brachte ein kurzer Gegenstoß 1400 Gefangene.

Der Tagesbericht der obersten Heeresleitung.

Großes Hauptquartier, 21. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Nördlich von Npern griffen farbige Franzosen nachts unsere Stellungen östlich des Kanals an. Der Kampf ist dort noch im Gange. Ein am späten Abend beginnender Angriff der Engländer südlich Neuve-Chapelle in Gegend La Quinque Rue brach in unserem Feuer zusammen. Nordöstlich Arras schossen wir bei Fresnoy ein feindliches Flugzeug herunter. Ein weiterer von den Franzosen gestern nachmittag im Walde von Ailly angelegter Angriff scheiterte unter erheblichen Verlusten für den Feind, der einige Gefangene in unserer Hand ließ. — Östlicher Kriegsschauplatz: In Gegend Szawle fanden nur kleinere Gefechte statt. An der Dubissa gelangte unser Angriff östlich Podubis bis Betngola, er brachte uns weitere 1500 Gefangene ein. Auch östlich Milosjacie und Semigola wurden die Russen über den Fluß zurückgeworfen, weiter südlich steht der Kampf. Die Reste der südlich des Njemen geschlagenen russischen Kräfte setzten ihre Flucht in Richtung Kowno fort. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die Lage bei den deutschen Truppen ist unverändert. Östlich Jaroslau wurden gestern Gefangene gemacht, die nicht mit Gewehren, sondern nur mit Eichenkeulen ausgerüstet waren. Von der Armee des Generalobersten von Mackensen und den übrigen im Verbands des österreichisch-ungarischen Heeres kämpfenden deutschen Truppen wurden seit dem 1. Mai 104 000 Gefangene gemacht und 72 Geschütze sowie 253 Maschinengewehre erbeutet. Diese Zahlen sind in den bereits veröffentlichten Gesamtzahlen enthalten. (W. T. B.)

Russische Durchbruchversuche gescheitert.

Wien, 21. Mai. Amtlich wird verlautbart: 21. Mai, mittags. Die Kämpfe an der Front in Mittelgalizien dauern fort. Die in der Sanstrecke abwärts Sieniawa noch am westlichen Flußufer haltenden russischen Abteilungen wurden über den Fluß zurückgeworfen. Östlich Jaroslau wiesen die verbündeten Truppen vereinzelte Vorstöße starker feindlicher Kräfte blutig ab. Die Gefangenenzahl nimmt weiter zu.

In heftigen Nachtkämpfen erstürmten unsere Truppen östlich Drohobycz eine russische Stellung und eroberten den Ort Neudorf; hierbei wurden 1800 Gefangene gemacht. — Die russische Gegenoffensive über den Dnjepr in Ostgalizien kam an der Pruthlinie zum Stehen. Die feindlichen Durchbruchversuche bei Kolomea sind gescheitert; alle Angriffe gegen diesen Brückenkopf wurden unter schwersten Verlusten des Feindes abgeschlagen. — In den Kämpfen im Berglande von Kielce, die stellenweise noch andauern, sind bisher 4000 Gefangene gemacht. — Seit 16. Mai ist die Gesamtsumme der Gefangenen um weitere 20 000 Mann gestiegen; sie beträgt seit 2. Mai 194 000 Mann.

Von der Dardanellenfront.

Konstantinopel, 21. Mai. Das Große Hauptquartier berichtet von der Dardanellenfront: Am 19. Mai wurden die besetzten Stellungen des Feindes bei Ari Burnu angegriffen. Dank der wunderbaren Tapferkeit unserer Truppen wurde das vorgelegte Ziel erreicht. Auf dem rechten und linken Flügel wurde der Feind aus seinen vorgeschobenen Stellungen verjagt. Im Zentrum näherten wir uns bis zu den Verschanzungen des Feindes und nahmen 2 Maschinengewehre. Am Nachmittag versuchte der Feind einen Gegenangriff unter dem Schutz seiner Schiffe gegen unseren rechten Flügel. Er wurde aber mit sehr starken Verlusten zurückgeschlagen. Die feindlichen Schiffe vor dem Eingange zur Meerenge tauschten gewohnheitsgemäß Schüsse mit unseren vorgeschobenen Batterien. Der Panzer „Charlemagne“ wurde von einer Granate getroffen. Die feindlichen Artilleriestellungen und die Lager des Feindes bei Sed ul Bahr wurden von unseren Küstenbatterien wirksam beschossen, so daß der Feind gezwungen war, seine Artilleriestellungen zu ändern.

Konstantinopel, 21. Mai. Das Hauptquartier teilt mit: An der Dardanellenfront setzte der Feind in der Nacht zum 20. Mai um Mitternacht einen Angriff gegen unseren rechten Flügel an, welcher jedoch vor unserem Gegenstoß scheiterte; ebenso wurden Angriffe gegen unser Zentrum und unseren linken Flügel verlustreich für den Feind zurückgeschlagen, welcher bei seiner überstürzten Flucht 80 Tote in den Schützengräben zurückließ. Gestern fand kein Gefecht auf diesem Abschnitt statt; nur einer unserer Flieger bewarf den Feind wirksam mit Bomben, deren eine auf einen großen Transportdampfer fiel. — Gestern vormittag versuchten die Alliierten bei Sed ul Bahr unter dem Schutz ihrer Schiffsgeschütze einen überraschenden Angriff gegen unseren linken Flügel, hatten aber keinen Erfolg und wurden durch unseren Gegenangriff mit dem Bajonett vertrieben. — Feindliche Schiffe nahe der Einfahrt in die Meerenge versuchten den vergeblichen feindlichen Angriff gegen unseren linken Flügel durch heftiges Feuer zu unterstützen und vortragen zu helfen, aber unsere vorgeschobenen Batterien auf dem anatolischen Ufer beschossen die feindlichen Schiffe erfolgreich und trafen zwei von ihnen mehrere Male.

Vergebliche Angriffe in West und Ost.

Großes Hauptquartier, 22. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Zwischen der Straße Estaires-La Bassée und Arras kam es zu erneuten Zusammenstößen. Südwestlich Neuve-Chapelle wurden mehrere zu verschiedenen Zeiten einsetzende englische Teilangriffe abgewiesen. Eine Anzahl farbiger Engländer wurde dabei gefangen genommen. Weiter südlich bei Givenchy wird noch gekämpft. Französische Angriffe, die sich gestern abend gegen unsere Stellungen an der Lorettohöhe, bei Ablain und bei Neuville richteten, brachen meist schon in unserem Feuer zusammen. Ein weiterer nächtlicher französischer Vorstoß nördlich Ablain erreichte unsere Gräben. Der Kampf ist dort noch nicht abgeschlossen. — Auf der übrigen Westfront fanden nur Artilleriekämpfe an verschiedenen Stellen — besonders zwischen Maas und Mosel — statt. — Südwestlich Lille und in den

Argonnen verwendete der Feind Minen mit giftigen Gasen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Westlich der Windau in Gegend Schawding kam es zu Reiterkämpfen, bei denen ein Regiment der russischen Ussuri-Reiter-Brigade aufgerieben wurde. Bei Szawle und an der Dubissa wurden einzelne russische Nachtangriffe abgewiesen. Die Zahl der Gefangenen aus den Kämpfen östlich Podubis stieg um 300. (W. T. B.)

Kämpfe in Nordfrankreich und bei Szawle.

Großes Hauptquartier, 23. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei Givendy sind Nahkämpfe, die für uns günstig verlaufen, noch im Gange. Weiter südlich wurden französische Angriffe an der Straße Bèthune — Lens und auf dem Rücken der Loretohöhe abgewiesen. Dicht nördlich Ablain gelang es dem Feinde, durch den schon gemeldeten nächtlichen Vorstoß in einem kleinen Teil unseres vordersten Grabens Fuß zu fassen. Südlich Neuville gewannen wir durch Angriff etwas Gelände, nahmen 90 Franzosen gefangen und erbeuteten 2 Maschinengewehre. Zwischen Maas und Mosel fanden wiederum heftige Artilleriekämpfe statt. Ein Angriff des Feindes im Priesterwalde wurde abgeschlagen. — Östlicher Kriegsschauplatz: In Gegend Szawle griffen wir den russischen Nordflügel an und schlugen ihn. 1600 Gefangene und 7 Maschinengewehre waren die Beute. Feindliche Gegenstöße in der Nacht scheiterten. An der Dubissa wurden stärkere, gegen die Linie Mijinn — Zemigola gerichtete russische Nachtangriffe abgewiesen; 1000 Gefangene blieben bei uns zurück. Auch südlich des Njemen schlug ein feindlicher Nachtangriff nördlich Pilzwiszki fehl. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 23. Mai. Amtlich wird verlautbart: 23. Mai, mittags. Russische Angriffe östlich Jaroslau und am oberen Dnjeßtr wurden, wie bisher, unter großen Verlusten für den Feind abgewiesen. Ebenso scheiterte ein neuer Versuch der Russen, bei Bojan östlich Czernowit über den Pruth zu kommen. — Bei einem Gefechte im Berglande von Kielce wurden 1800 Gefangene eingebracht.

Vergebliche Angriffe auf Gallipoli.

Konstantinopel, 23. Mai. Das Hauptquartier teilt mit: Auf der Dardanellenfront griff der bei Sed ul Bahr befindliche Feind gestern vormittag unter dem Schutz des Feuers seiner Batterien und seiner Flotte mit allen Kräften an. Trotz beträchtlicher Verstärkungen des Feindes wiesen unsere Truppen den Angriff des Feindes, der sich kaum an der Küste zu halten vermochte, vollständig zurück. Der Feind ließ mehr als 2000 Tote auf dem verlassenen Teil des Schlachtfeldes. Außerdem erbeuteten wir 1 Maschinengewehr. Während des Kampfes stürzte ein durch unser Feuer beschädigtes feindliches Flugzeug ins Meer. Unsere Verluste im Laufe dieses neunstündigen Kampfes betrugen nur 420 Verwundete und 43 Tote. Unsere Batterien am Dardanellenufer fügten den feindlichen Schiffen und den Batterien bei Sed ul Bahr, die am Kampfe teilgenommen hatten, schweren Schaden zu. Eine unserer Batterien auf dem kleinasiatischen Ufer traf viermal ein Panzerschiff vom Typ „Majestic“, das darauf den Eingang der Meerenge verließ; das Erschiff vom Typ „Vengeance“ wurde von zwei Granaten getroffen. Die Bedienungsmannschaft dieser Batterie hatte sechs Verwundete. — Das 25 Jahre alte Kanonenboot „Pelengi Derja“ wurde heute vormittag von einem feindlichen Unterseeboot zum Sinken gebracht. Das Kanonenboot schoß, bis es unterging, auf das Unterseeboot, dessen Schicksal unbekannt ist. Die Mannschaft ist mit Ausnahme von zwei Toten unverfehrt.

Italien erklärt an Österreich-Ungarn den Krieg.

Wien, 23. Mai. Den Befehlen Seiner Majestät des Königs, seines erhabenen Herrschers, entsprechend hat der

unterzeichnete Königlich italienische Botschafter die Ehre, Seiner Erzellenz, dem Herrn österreichisch-ungarischen Minister des Außern folgende Mitteilung zu übergeben: Am 4. d. M. wurden der K. und K. Regierung die schwerwiegenden Gründe bekanntgegeben, weshalb Italien im Vertrauen auf sein gutes Recht seinen Bündnisvertrag mit Österreich-Ungarn, der von der K. und K. Regierung verletzt worden war, für nichtig und von nun an wirkungslos erklärt und seine volle Handlungsfreiheit in dieser Hinsicht wieder erlangt hat. Seit entschlossen, mit allen Mitteln, über die sie verfügt, für die Wahrung der italienischen Rechte und Interessen Sorge zu tragen, kann die Königliche Regierung sich nicht ihrer Pflicht entziehen, gegen jede gegenwärtige und zukünftige Bedrohung zum Zwecke der Erfüllung der nationalen Aspirationen jene Maßnahmen zu ergreifen, die ihr die Ereignisse auferlegen. Seine Majestät der König erklärt, daß er sich von morgen ab als im Kriegszustande mit Österreich-Ungarn befindlich betrachtet. — Der Unterzeichnete hat die Ehre, Seiner Erzellenz dem Herrn Minister des Außern gleichzeitig mitzuteilen, daß noch heute dem K. und K. Botschafter in Rom die Pässe werden zur Verfügung gestellt werden, und er wäre Seiner Erzellenz dankbar, wenn ihm die seinen übermittelt würden.

gez.: Avarna.

Fürst Bülow verläßt Rom.

Berlin, 23. Mai. Die italienische Regierung hat heute durch ihren Botschafter Herzog von Avarna der österreichisch-ungarischen Regierung erklären lassen, daß sich Italien von Mitternacht ab im Kriegszustande mit Österreich-Ungarn befinde. Die italienische Regierung hat durch diesen vom Saune gebrochenen Angriff gegen die Donaumonarchie das Bündnis auch mit Deutschland ohne Recht und Grund zerrissen. Das durch die Waffenbrüderschaft noch fester geschmiedete verfassungsmäßige Treuverhältnis zwischen Österreich-Ungarn und dem Deutschen Reich ist durch den Abfall des dritten Bundesgenossen und seinen Übergang in das Lager ihrer Feinde unverfehrt geblieben. Der deutsche Botschafter Fürst Bülow hat deshalb Anweisung erhalten, Rom zugleich mit dem österreichisch-ungarischen Botschafter Baron Macchio zu verlassen. (W. T. B.)

Der Tagesbericht der obersten Heeresleitung.

Großes Hauptquartier, 24. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Mehrere nächtliche englische Vorstöße zwischen Neuve-Chapelle und Givendy, sowie französische Angriffe am Nordhang der Loretohöhe, bei Ablain und nördlich und südlich von Neuville wurden unter schweren Verlusten für den Feind, der außerdem noch 150 Gefangene einbüßte, abgeschlagen. Zwischen Maas und Mosel dauern die Artilleriekämpfe an. Im Priesterwalde erlitten die Franzosen bei einem erneuten erfolglosen Angriff Verluste. (W. T. B.)

Slottenangriff gegen Italien.

Wien, 24. Mai. Amtlich wird verlautbart: Unsere Flotte hat in der auf die Kriegserklärung folgenden Nacht vom 23. auf den 24. Mai eine Aktion gegen die italienische Ostküste zwischen Venedig und Barletta unternommen und hierbei an zahlreichen Stellen militärisch wichtige Objekte mit Erfolg beschossen. — Gleichzeitig belegten unsere Seeflugzeuge die Ballonhalle in Chiaravalle sowie militärische Anlagen in Ancona und das Arsenal in Venedig mit Bomben, wodurch sichtlicher Schaden und Brände verursacht wurden.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 24. Mai. Amtlich wird verlautbart: 24. Mai. — Nordöstlicher Kriegsschauplatz: Die Kämpfe in Mittelgalizien dauern fort. — In den Gefechten der letzten Tage wurden im Berglande von Kielce in Summe 30 Offiziere und 6300 Mann gefangen. — Südwestlicher Kriegsschauplatz: Nach Eintritt des Kriegszustandes haben an

einzelnen Stellen der Tiroler Grenze kleinere Kämpfe begonnen. — Im küstenländischen Grenzgebiet hat sich italienische Kavallerie beim Grenzort Strassoldo gezeigt.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 24. Mai. Das Hauptquartier meldet: In der Nacht vom 22. zum 23. Mai versuchte der Feind, sich unserem linken Flügel zu nähern, wurde aber mit Verlusten für ihn zurückgewiesen. Am 23. früh wurde ein feindlicher Kreuzer vor Kaba Tepe durch das Feuer unserer Artillerie schwer beschädigt und außerdem von zwei Flugzeugbomben getroffen. Er wurde von fünf Kriegsfahrzeugen weggeschleppt. Gestern in Ari Burnu und Sed ul Bahr keine Kampfhandlung. Die feindlichen Verluste an Toten und Verwundeten während der Schlacht von Sed ul Bahr am 22. Mai belaufen sich auf mehr als 4000 Mann. Gestern beschossen die feindlichen Schiffe unsere Infanteriestellungen an beiden Seiten des Einganges zur Meerenge schwach und wirkungslos. Eine unserer Batterien zerstörte eine feindliche Batterie bei Sed ul Bahr. Nichts Wichtiges auf den übrigen Kriegsschauplätzen.

Mackensens Vordringen nördlich Przemyśl.

Großes Hauptquartier, 25. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: In Flandern setzten wir gestern unsere Angriffe Richtung Ypern fort, erstürmten die Claminghe-Serme, das Schloß nördlich Wieltje, die Bellewaarde-Serme und näherten uns Hooge. Bei diesen Kämpfen fielen 150 Gefangene und 2 Maschinengewehre in unsere Hand. — Südlich Armentières, zwischen Neuve-Chapelle und Givendy und nördlich der Lorettohöhe wurden feindliche Teilangriffe blutig abgewiesen. Bei Neuville kamen in dem Graben bereitgestellte Sturmtruppen des Feindes durch unser Artilleriefeuer nicht zur Entwicklung. In Cambrai wurden durch den Bombenwurf eines französischen Fliegers beim Verlassen des Gottesdienstes fünf Franzosen getötet und zwölf Franzosen schwer verletzt. Bei St. Quentin schossen wir ein feindliches Flugzeug herunter. — Östlicher Kriegsschauplatz: An der Dubissa östlich Rossienie griffen unsere Truppen gegenüberstehende starke russische Kräfte an, schlugen sie und warfen sie unter empfindlichen Verlusten über den Fluß. 2240 Gefangene und 5 Maschinengewehre wurden erbeutet. Weiter südlich scheiterten mehrere teilweise sehr heftige russische Angriffe aus Richtung Ciragola unter großen, blutigen Opfern für den Gegner. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die Armee des Generalobersten von Mackensen hat gestern nördlich von Przemyśl die Offensive erneut aufgenommen. Der Angriff führte wieder zu einem vollen Erfolge. Die stark befestigten Orte Drohojow, Ostrow, Radymno, Wyszocko, Wietlin, Makowisko und die Höhen nordwestlich Bobrowka sowie östlich Cetula wurden stürmender Hand genommen. Bisher fielen 153 Offiziere und über 21000 Mann als Gefangene, 39 Geschütze, darunter 9 schwere, und mindestens 40 Maschinengewehre den verbündeten Truppen in die Hände. Die Russen erlitten außerordentlich hohe Verluste. (W. T. B.)

Grenzkämpfe in Tirol und Kärnten.

Wien, 25. Mai. Amtlich wird verlautbart: 25. Mai, mittags. In Mittelgalizien greifen die verbündeten Armeen an der ganzen Front von Steniawa bis zum oberen Donjestr starke russische Kräfte an. Die Armee des Generalobersten von Mackensen, in deren Verband das österreichisch-ungarische sechste Korps kämpft, hat Radymno genommen und ist östlich und südöstlich dieser Stadt gegen den San vorgedrungen. Der Feind, der durch zahlreiche Angriffe das verlorene Terrain zurückzuerobern versuchte, wurde überall geworfen, verlor an 21000 Gefangene, 39 Geschütze, über 40 Maschinengewehre. Die Armeen Puhallo und Boehm-Ermolli, die südöstlich Przemyśl vorstießen, haben unter erbitterten Kämpfen Raum gewonnen und den Gegner wider die Blonia-

Niederung zurückgeworfen. Der Angriff wird auf der ganzen Front fortgesetzt. Die sonstige Lage auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz hat sich nicht geändert. — Im Südwesten sind an der Tiroler und Kärntner Grenze da und dort kleinere feindliche Abteilungen, hauptsächlich Alpini, über die Grenze vorgegangen; wo sie auf unsere Stellungen stießen und angeschossen wurden, kehrten sie um.

Torpedierung des „Panteleimon“.

Konstantinopel, 25. Mai. Die Nachricht vom Verluste des Panzerschiffes der russischen Flotte im Schwarzen Meer „Panteleimon“ war bis jetzt nur aus ausländischen Telegrammen bekannt. Nun erst wird hier amtlich mitgeteilt, daß dieses Panzerschiff von einem türkischen Unterseeboot versenkt worden ist. Die Türkei hat das Bestehen dieses Unterseebootes, das ihr jetzt zur Verfügung steht, bisher verheimlicht, solange nicht ein Ergebnis seiner Tätigkeit bekannt war.

Die erste Flottenaktion gegen Italiens Adriaküste.

Wien, 25. Mai. Der telegraphische amtliche Bericht über die Flottenaktion am Morgen des 24. Mai laufenden Jahres hat folgenden Wortlaut: Heute vor Sonnenaufgang, also genau 12 Stunden nach der Kriegserklärung seitens Italiens, hat die k. und k. Flotte gleichzeitig eine Reihe erfolgreicher Aktionen an der Ostküste Italiens von Venedig bis Barletta ausgeführt. In Venedig hat ein Marineflieger vierzehn Bomben geworfen, im Arsenal einen Brand erzeugt, einen Zerstörer stark beschädigt, Bahnhof, Ölbehälter und Hangars am Lido beworfen. In den sehr engen Kanal von Porto Corfini war der Zerstörer „Scharfschütze“ eingedrungen, bis er sich plötzlich unmittelbar neben einem vollbesetzten Schützengraben sah. Von der völlig überraschten Besatzung wurde ein großer Teil niedergeschossen, worauf jedoch drei ganz versteckte Strandbatterien ein heftiges Feuer aus zirka 12-Zentimeter-Geschützen auf den vor der Kanal-mündung liegenden Kreuzer „Novara“ und Torpedoboot „80“ eröffneten. Letzteres erhielt einen Treffer in die Offiziersmesse, wobei ein Mann schwer verletzt und das Boot leck wurde. „Novara“ führte das Feuergefecht fort, um dem Zerstörer und dem Torpedoboot aus der mißlichen Lage herauszuhelfen, entfilzte den Schützengraben, demolierte eine Kaserne, erhielt aber viele Treffer. Einienischiffsleutnant Persich und vier Mann tot, vier Mann schwer, mehrere leicht verwundet, aber die Verluste des Feindes sind vielleicht zehn- bis zwanzigmal schwerer. „Scharfschütze“ kam vollkommen unversehrt davon, Torpedoboot „80“ mit Leck nach Pola. In Rimini wurden vom Panzerkreuzer „St. Georg“ Bahnhof und Brücke beschossen. In Senigallia wurden von S. M. S. „Erinzi“ Eisenbahnbrücke, Wasserturm, Hafenanlage, Stationsgebäude und ein Zug demoliert. Letztere zwei und ein nahe gelegenes Gebäude verbrannten. In Ancona wurden vom Gros der Flotte alte Befestigungen, das Artillerie- und Kavallerielager, die Werften, elektrische Zentrale, Bahnhof, Gasometer, Petroleumdepot, Semaphor und Radiostation beschossen und durch abirrende Geschosse und Brände ein ungeheurer Schaden angerichtet. Zwei Dampfer im Hafen wurden versenkt und der auf der Werft neugebaute, der schon für den Stapellauf fast klar war, demoliert. Widerstand wurde nur von einer leichten Batterie und einigen Maschinengewehren gegen zwei Zerstörer geleistet. In dem einzigen modernen Fort „Alfredo Savio“ stand zwar bei Beginn der Beschießung die Besatzung an den Geschützen, aber zwei unserer im richtigen Augenblick erscheinende Flieger vertrieben sie mit Maschinengewehrfeuer so gründlich, daß sie nicht wieder zurückkehrten. Diese Flieger und ein dritter haben auch die Ballonhalle in Chiaravalle landeinwärts und mehrere militärische Objekte mit dreißig Bomben beworfen. Das Luftschiff „Citta di Ferrara“ warf mehrere Bomben erfolglos gegen S. M. S.

„Trinji“ und versuchte die abziehende Flotte anzugreifen, suchte aber schleunigst das Weite, als zwei Flieger herbeiflogen, die übrigens alle ihre Bomben schon verworfen hatten. Dasselbe oder ein anderes Luftschiff war schon eine halbe Stunde nach Mitternacht von der Flotte auf halbem Wege Pola-Ancona im Gegenkurse gesichtet worden und zweifellos auf dem Wege nach Pola. Als aber drei es begleitende Fahrzeuge vor dem Geschützfeuer entflohen, kehrte das Luftschiff auch gleich um und verschwand gegen Nordwest, ohne, wie es scheint, die Flotte selbst gesehen zu haben. Die Eisenbahnbrücke über den Potenzasfluß wurde von S. M. S. „Radežh“ beschossen und beschädigt, S. M. S. „Admiral Spaun“ mit vier Zerstörern beschuß die Eisenbahnbrücke über den Sinarcasfluß, die Eisenbahnstation, Lokomotiven-Pumpenhaus usw. in Campo Marino, demolierte den Semaphor von Tremiti und beschädigte den von Torre de Mileto. S. M. S. „Helgoland“ mit drei Zerstörern beschuß Vieste und Manfredonia und stieß bei Barletta auf zwei italienische Zerstörer, die es sofort unter Feuer nahm und verfolgte. Der eine entkam, der zweite, „Turbine“, wurde von unseren Zerstörern „Cepel“ und „Tatra“ gegen Pelagosa abgedrängt und durch einen Granattreffer in eine Maschine und einen Kessel lahmgeschossen und blieb gestoppt, brennend und sinkend liegen. Er ergab sich. „Cepel“, „Tatra“ und „Eika“ retteten fünfunddreißig Mann der Besatzung, darunter den Kommandanten, Gesamtdetailoffizier und Maschinenvorstand und nahmen sie gefangen. Das Rettungswerk wurde von zwei von Nordost bis auf 9000 Meter herankommenden Schlachtschiffen vom Typ „Vittoria Emmanuele“ und einem Auxiliarkreuzer gestört. Im darauffolgenden Feuergefecht erhielt nur „Cepel“ einen unbedeutenden Treffer, wobei ein Mann schwer, zwei Mann leicht verwundet wurden. Das Feuer wurde von „Helgoland“ und den Zerstörern anscheinend mit gutem Erfolg erwidert. Nächste Distanz 8000 Meter. Nach kurzer Zeit waren unsere Schiffe außer Schußdistanz. Außer den angegebenen hatte die k. und k. Flotte keinerlei Verluste.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 25. Mai. Das Hauptquartier teilt mit: Heute nachmittag ist das englische Schlachtschiff „Triumph“ im Golf von Saros vor Ari Burnu torpediert worden und gesunken. — An der Dardanellenfront und auf den anderen Kriegsschauplätzen hat sich gestern nichts Wesentliches ereignet.

Französischer Mißerfolg bei Liévin.

Großes Hauptquartier, 26. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Ein nächtlicher feindlicher Vorstoß gegen unsere neugewonnene Stellung westlich des Teiches von Bellewaarde wurde leicht abgewiesen. Die Zahl der den Engländern entrißenen Maschinengewehre hat sich auf zehn erhöht. — Nordöstlich Givenchy gelang es farbigen Engländern gestern Abend, sich eines vorspringenden Teils unseres vordersten Grabens zu bemächtigen. — Weiter südlich zwischen Liévin und der Loretohöhe setzte nachmittags ein großer, tief gegliederter französischer Angriff ein. Er ist vollkommen gescheitert. Nördlich und südlich der Straße Souchez-Béthune war es dem Feinde anfangs gelungen, in unsere Gräben einzudringen; nächtliche Gegenangriffe brachten uns jedoch wieder in den vollen Besitz unserer Stellung; 100 Franzosen blieben als Gefangene in unserer Hand. Auch südlich Souchez brachen mehrfach wiederholte starke Angriffe, die von weißen und farbigen Franzosen gegen unsere Linien südlich Souchez gerichtet waren, dicht vor den Hindernissen völlig zusammen. Der Gegner erlitt überall sehr schwere Verluste. — Bei den Kämpfen an der Loretohöhe zeichnete sich ein schlesisches Infanterieregiment besonders aus. — Ein feindlicher Vorstoß im Ostteil des Priesterwaldes wurde leicht abgewiesen. — Südlich Lens wurde von unseren Fliegern ein feindliches Flugzeug ab-

geschossen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Einzelne schwache Nachtangriffe wurden abgeschlagen. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Der Angriff der Armee des Generalobersten von Mackensen schreitet gut vorwärts. — Südöstlich Radymno ist nach heftigem Kampf der Ort Swiete genommen. Östlich Radymno wurde, nachdem österreichische Truppen den Brückenkopf westlich des San erstürmt hatten, auch der Übergang über den San erzwungen. Weiter nördlich erreichten unsere Truppen nach Kampf die Gegend östlich Laszki und die Linie Korzenica-Zapalow (an der Lubaszowka). Die Beute an Gefangenen und Material wächst. (W. T. B.)

Der italienische Botschafter abberufen.

Berlin, 26. Mai. — Amtlich wird mitgeteilt: Der italienische Botschafter Bollati hat vom Auswärtigen Amt seine Pässe verlangt und erhalten. Die Abreise des Botschafters war auf früh 5 Uhr anberaumt.

Fortschreitender Angriff auf Przemyśl.

Wien, 26. Mai. Amtlich wird verlautbart: 26. Mai, mittags. — Nordöstlicher Kriegsschauplatz: Die Schlacht bei Przemyśl dauert fort. Die Armee des Generalobersten von Mackensen dringt im Angriff beiderseits des San in südöstlicher Richtung erfolgreich vor. Der Übergang über den San östlich Radymno ist erkämpft. Das österreichisch-ungarische sechste Korps stürmte den Brückenkopf Zagrodn östlich dieser Stadt. Südlich und südöstlich Przemyśl sind unsere Armeen gegen die starken, zum Teil betonierten Stellungen der Russen in langsam fortschreitendem Angriff. Die Zahl der in den letzten zwei Kampftagen eingebrachten Gefangenen ist auf 25000 gestiegen, an Kriegsmaterial wurden bis gestern Abend erbeutet: 54 leichte, 10 schwere Geschütze, 64 Maschinengewehre und 14 Munitionswagen. — Südlich des Dniestr und in Russisch-Polen ist die allgemeine Lage unverändert, bei einem Gefecht nördlich der Weichsel wurden 998 Russen gefangen. — Südwestlicher Kriegsschauplatz: In Tirol rückte eine feindliche Abteilung in Condino (Judicarien) ein. Am Padonpaß, nordöstlich der Marmolata, flüchteten die Italiener bei den ersten Schüssen. An der kärntnerischen Grenze wiesen unsere Truppen mehrere Angriffe unter bedeutenden Verlusten der Italiener ab. Westlich des Plöcken floh der Feind und ließ seine Waffen zurück. — Im küstenländischen Grenzgebiet haben sich bisher noch keine Kämpfe entwickelt.

Angriffe bei der Loretohöhe abgeschlagen.

Großes Hauptquartier, 27. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Ungeachtet ihres gänzlichen Mißerfolges vom 25. Mai erneuerten die Franzosen ihre Durchbruchversuche zwischen Vermelles und der Loretohöhe. Sehr starke Kräfte wurden auf dem schmalen Raum von 10 Kilometern zum Sturm angelegt, die Angreifer aber überall zurückgeworfen. Wir sind im vollen Besitz unserer Stellungen. Eine ungemein große Zahl französischer Gefallener liegt vor den deutschen Gräben. Ein weiterer französischer Angriff richtete sich am späten Abend gegen die Linie Souchez-Neuville. Hier ist dicht südlich Souchez der Kampf noch nicht völlig abgeschlossen. Beim Friedhof von Neuville schanzten die Franzosen aufrechtstehend, indem sie zur Deckung in vorhergegangenen Kämpfen gefangene Deutsche verwendeten. — Bei einer Erkundung nördlich Dismuiden nahmen wir 1 Offizier und 25 Belgier gefangen. — Kleinere feindliche Vorstöße bei Soissons und im Priesterwalde wurden abgewiesen. — Ein Luftangriff wurde mit Erfolg auf die Befestigungen von Southend an der unteren Themse gemacht. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Sowohl nordöstlich Przemyśl als auch in der Gegend von Strzj schritt der Angriff unserer Truppen rüstig vorwärts. Die Beute und seine sonstigen Ergebnisse sind noch nicht zu übersehen. (W. T. B.)

Der Durchbruch bei Strnj.

Wien, 27. Mai. Amtlich wird verlautbart: 27. Mai, mittags. — Nordöstlicher Kriegsschauplatz: Im Raume um Przemyśl dringen die verbündeten Armeen in erbitterten Kämpfen weiter vor. Östlich Radymno eroberten Truppen unseres sechsten Korps den von den Russen hartnäckig verteidigten Ort Mienowice und die Höhe Horodysko im Sturm, machten neuerdings über 2000 Gefangene und erbeuteten 6 Geschütze. Südöstlich Przemyśl gelang es den verbündeten Truppen, in der Gegend bei Hussakow in die feindliche Hauptverteidigungsstellung einzudringen, die Russen zurückzuwerfen; 2800 Mann wurden gefangen, 11 Maschinengewehre erobert. Die Kämpfe dauern fort. Gleichzeitig haben gestern unsere und deutsche Truppen der Armee Linfingen südöstlich Drohobycz und bei Strnj nach schweren Kämpfen die besetzte feindliche Frontlinie durchbrochen und die Russen zum Rückzug gezwungen; der Angriff wird auch hier fortgesetzt. An der Pruthlinie und in Russisch-Polen ist die Situation unverändert. — Südwestlicher Kriegsschauplatz: In Tirol begann der Feind an einzelnen Punkten südöstlich Trient unsere Grenzwerke mit schwerer Artillerie zu beschießen. Bei Caprile im Gordevole-Tale wurden zwei italienische Kompagnien durch unser Maschinengewehrfeuer vernichtet. An der kärntnerischen Grenze nur erfolgloses feindliches Artilleriefeuer. Im Küstenlande haben die Italiener an mehreren Stellen die Grenze überschritten. Feindliche Abteilungen, die bis an unsere Stellungen vorgedrungen sind, wurden zurückgeworfen.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 27. Mai. Das Große Hauptquartier gibt unter dem 26. Mai bekannt: An der Dardanellenfront bei Ari Burnu und Seddul Bahr schwaches Geschütz- und Gewehrfeuer auf beiden Seiten. Ein Panzer, der unsere rumelischen Stellungen von der Bucht von Morto her beschuß, zog sich unter dem Feuer unserer anatolischen Batterien zurück. Heute schickte der französische Kreuzer „Jules Michelet“ nach dem Hafen Bodrum ein mit Soldaten besetztes Schiff mit Geschütz ab, um eine Landung zu versuchen. Er beschuß gleichzeitig die Stadt. Durch unser Feuer wurden ein feindlicher Offizier und 16 Mann getötet und 5 verwundet. In dem von uns genommenen Schiff, das ans Land gezogen wurde, erbeuteten wir 1 Geschütz und 8 Gewehre sowie eine Kiste mit Munition. Auf unserer Seite wurden 3 Soldaten und 2 Bewohner verletzt. Auf den anderen Kriegsschauplätzen hat sich nichts Wichtiges ereignet.

„Majestic“ torpediert.

Konstantinopel, 27. Mai. Das Hauptquartier teilt mit: Heute morgen um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr wurde an der Dardanellenfront vor Sed ul Bahr ein englisches Schlachtschiff vom Typus des „Majestic“ durch einen Torpedo vernichtet, welcher mit vollem Erfolge von einem der verbündeten deutschen Flotte angehörigen Unterseeboot lanziert worden war. Das Torpedo traf das Schiff am Hinterteil, so daß es sich auf die Seite legte, um alsbald zu sinken. — Bei Ari Burnu und Sed ul Bahr dauerte gestern schwaches Infanterie- und Geschützfeuer von beiden Seiten an. An der Küste bei Kaba Tepe wurden feindliche Schleppdampfer, welche vier gepanzerte Schleppkähne schleppen wollten, durch uns an der Annäherung verhindert; unsere Soldaten wateten ins Meer und nahmen unter dem Feuer des Feindes 36 Wagen, die Ladung der erwähnten Schleppkähne, weg. — Der feindliche Kreuzer, welcher gestern einen vergeblichen Versuch einer Truppenlandung bei Bodrum gemacht hatte, schoß heute 1600 Granaten in die Stadt, welche einige Häuser und Läden, eine Kirche und eine Moschee zerstörten. — In der Nacht zum 27. Mai überraschten unsere Patrouillen 6 Soldaten, die bei Sener nahe bei Bodrum gelandet waren, nahmen sie gefangen und erbeuteten ihre Fahne und 7 Gewehre. Heute hat der Kreuzer sich von Bodrum und Um-

gegend entfernt. — In der Nacht zum 24. Mai haben unsere fliegenden Abteilungen ein feindliches Lager bei Korica überfallen und 5 Segelschiffe mit Lebensmitteln und Hammeln fortgenommen.

Die Vernichtung des „Triumph“.

Konstantinopel, 27. Mai. Das Hauptquartier teilt über die Torpedierung des „Triumph“ folgendes mit: Am 25. Mai, um 1 $\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags, fuhr das englische Panzerschiff „Triumph“, nachdem es seine Torpedofangneze ausgespannt hatte, in langsamer Fahrt vor Ari Burnu vorüber. Es war klar, daß der „Triumph“ beabsichtigte, die Stellung unserer Truppen, die dort seit dem Ende vergangenen Monats gegen die Engländer kämpften, zu bombardieren. Zwei Torpedobootszerstörer begleiteten das Panzerschiff. Ein zweites Panzerschiff vom Typ „Vengeance“ hielt sich etwas weiter entfernt. Mehrere Torpedobootszerstörer und Avisos kreuzten auf dem offenen Meere, um die Panzerschiffe gegen Angriffe von Unterseebooten zu schützen. Trotz dieser scharfen Schutzmaßnahmen gelang es einem zur Marine des mit uns verbündeten Deutschland gehörenden Unterseeboot, ohne von irgendeiner Seite entdeckt zu werden, den „Triumph“ anzugreifen. Der Torpedo, den es abschloß, drang durch die Fangneze hindurch und explodierte im Mittelteil des Schiffes. Nachdem es torpediert war, neigte sich das Panzerschiff sogleich auf die Seite, bis sein Verdeck ins Wasser tauchte. Neun Minuten später kenterte es; nachdem es noch zwanzig Minuten lang kieloben geschwommen war, verschwand es völlig. Ein Teil der Besatzung war auf das Verdeck gestürzt und von den Torpedobootszerstörern und anderen an Ort und Stelle herbeigeeilten Schiffen gerettet worden. Während es sehr leicht gewesen wäre, durch Schrapnellfeuer die im Wasser schwimmenden feindlichen Matrosen zu töten und die Rettungsboote zu zerstören, hinderten unsere Artilleristen, ihrem edlen Gefühl der Menschlichkeit folgend, die Rettungsarbeiten nicht. Das Unterseeboot wurde lange von englischen Torpedobootszerstörern verfolgt, entkam aber unbeschädigt. Der „Triumph“ hatte jezt eine Besatzung von 800 Mann. Anscheinend wurde der größte Teil der Besatzung durch die Wirkung der Explosion getötet. Zu Beginn des Krieges nahm dieses Panzerschiff unter dem Kommando eines japanischen Admirals an der Beschließung von Tsingtau teil. Es wurde damals von den deutschen Batterien ernstlich beschädigt. Am 2. April feuerte unser Panzerschiff „Torgud Reiß“ eine Granate gegen das Schiff ab, die ein Volltreffer war. Das Erscheinen deutscher Unterseeboote hat unter den übrigen feindlichen Kriegsschiffen vor den Dardanellen große Unruhe hervorgerufen.

Fliegerangriff auf Ludwigshafen.

Großes Hauptquartier, 28. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Von dem im Brennpunkte des feindlichen Durchbruchversuchs nordöstlich der Loretohöhe stehenden Armeekorps sind seit 9. Mai 14 Offiziere, 1450 Franzosen gefangen genommen und 6 Maschinengewehre erbeutet. — Südöstlich des Loretohöhenrückens setzten gestern gegen Abend die Franzosen zu erneuten Teilangriffen an, die abgeeschlagen wurden. — Bei Ablain ist das Gefecht noch im Gange. Auch im Priesterwalde griff der Feind gestern 7 Uhr abends nach längerer Artillerievorbereitung an. Es kam zu erbitterten nächtlichen Kämpfen, die mit einer schweren Niederlage der Franzosen endeten. — In den Dogesen gelang es dem Feinde, in einem kleinen Grabenstück südwestlich von Mezeral sich festzusetzen. Ein französischer Angriff am Reichsackerkopf nördlich von Mühlbach wurde leicht abgewiesen. — 18 französische Flieger griffen gestern die offene Stadt Ludwigshafen an. Durch Bombenabwurf wurden mehrere Zivilpersonen getötet und verletzt, Materialschaden aber nur in geringem Maße angerichtet. Das gepanzerte Führer-Flugzeug wurde östlich Neustadt a. d. H. zur Landung gezwungen; mit ihm fiel ein Major, der

Kommandant des Flugzeuggeschwaders von Nancy, in unsere Hände. Unsere Flieger brachten im Luftkampf bei Epinal ein französisches Flugzeug zum Absturz und setzten die Kaserne in Gerardmer in Brand. — Östlicher Kriegsschauplatz: An der Dubissa nahmen unsere Truppen erneut die Offensive auf. Ein zu beiden Seiten der Straße Rossienie — Ciragola geführter Angriff war von gutem Erfolge begleitet. Er brachte uns 3120 russische Gefangene ein. Im übrigen wurden an verschiedenen Stellen russische Nachtangriffe abgewiesen. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Um den Vormarsch der verbündeten Truppen zum Stehen zu bringen, versuchte der Feind mit frischen Kräften, die er von anderen Kriegsschauplätzen herangeführt hatte, rechts des San an verschiedenen Stellen zum Angriff überzugehen. Die Versuche scheiterten. Nur in der Gegend Sieniawa wurden schwächere Abteilungen auf das linke Sanufer zurückgedrückt, wobei etwa 6 Geschütze nicht rechtzeitig abgeschoben werden konnten. In der Gegend nordöstlich von Przemysl zu beiden Seiten der Wisznia sind wir in gutem Fortschreiten geblieben. Zu der am 25. Mai veröffentlichten Beute sind etwa 9000 Gefangene, 25 Geschütze und 20 Maschinengewehre hinzugekommen.

(W. T. B.)

Zurücknahme der Truppen bei Sieniawa.

Wien, 28. Mai. Amtlich wird verlautbart: 28. Mai, mittags. — Nordöstlicher Kriegsschauplatz: Vom Norden herangeführte russische Verstärkungen versuchten gestern an mehreren Frontabschnitten östlich des San, durch heftige Gegenangriffe das weitere Vordringen der verbündeten Truppen zum Stehen zu bringen. Die Angriffe des Feindes, die auch nachts wiederholt wurden, scheiterten. Die verbündeten Truppen konnten beiderseits der Wisznia neuerdings Raum gewinnen. Bei Sieniawa mußten schwächere eigene Abteilungen vor starken russischen Kräften auf das westliche Sanufer zurückgehen, wobei einzelne Geschütze auf dem östlichen Ufer zurückblieben. — Die Kämpfe bei Drohobycz und Strzj dauern erfolgreich fort. Trotz zähesten Widerstandes wurden neue russische Stellungen erobert. — Südwestlicher Kriegsschauplatz: In Tirol rückten italienische Abteilungen an mehreren Punkten über die Grenze. Sie bekamen es vorläufig nur mit einigen Gendarmen und Beobachtungspatrouillen zu tun. Die Beschießung unserer Grenzwerke aus schwerem Geschütz hat aufgehört. Auch in kärntnerischem und küstenländischem Grenzgebiet entwickelten sich bisher keine nennenswerten Ereignisse.

Französische Angriffe abgewiesen.

Großes Hauptquartier, 29. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Die Franzosen setzten gestern, nachdem wir sie bei Angres zurückgeworfen und ihnen eine Anzahl Gefangene abgenommen hatten, mit starken Massen zu einem Gegenangriff längs der Straße Béthune — Souchez an, wurden aber unter den empfindlichsten Verlusten auf der ganzen Front abgeschlagen. In der Nacht nahmen wir die schwache Besatzung des Ostteiles von Ablain, deren Verbleiben in der dort vorgeschobenen Stellung nur unnützes Blut gekostet hätte, unbemerkt vom Feinde auf die unmittelbar dahinter befindliche nächste Linie zurück. — Südlich Souchez wurde gestern abend ein französischer Angriffsversuch durch unser Feuer im Keime erstickt. Das südwestlich Souchez liegende, von den Franzosen als von ihnen erobert erwähnte Schloß Le Carieul ist dauernd von uns gehalten. Südöstlich Neuville wiesen wir feindliche, mit Minen- und Handgranatenfeuer vorbereitete Vorstöße leicht ab. — Im Priesterwalde nordwestlich Pont-à-Mousson schienen die Franzosen, wie am 27. Mai abends, wieder einen größeren Angriff vorbereitet zu haben. Unser Feuer hielt den Feind nieder. Vereinzelte nächtliche feindliche Teilvorstöße wurden blutig zurückgewiesen. — Unsere Flieger belegten die besetzten Orte Gravelines und Dünkirchen sowie den Etappenort St. Omer mit Bomben und erzielten

auf einen feindlichen Flugplatz nordöstlich Fismes mehrere Treffer. — Östlicher Kriegsschauplatz: An der oberen Dubissa griffen die Russen südöstlich Kurtowian und südöstlich Kielmy ohne Erfolg an. Im weiteren Verlauf der Kämpfe an der unteren Dubissa wurde der Gegner an vielen Stellen über den Fluß geworfen. Bei der Verfolgung wurden noch 380 Gefangene gemacht. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Unsere Truppen haben sich gegen die Nordfront von Przemysl näher herangeschoben. Auf der Front zwischen Wisznia- und Lubaczowka-Abschnitt (östlich Radymno und Jaroslaw) machten die Russen wiederholte verzweifelte Teilangriffe, sie wurden überall unter schweren Verlusten zurückgeworfen. Das russische 179. Infanterieregiment ist aufgerieben.

(W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 29. Mai. Amtlich wird verlautbart: 29. Mai, mittags. — Nordöstlicher Kriegsschauplatz: An der Lubaczowka und östlich Radymno versuchten die Russen auch gestern und heute nacht an mehreren Stellen heftige Angriffe, die alle unter schweren Verlusten für den Feind abgewiesen wurden. Am Ostufer des San dringen die verbündeten Truppen unter fortdauernden Kämpfen vor. — Am oberen Dnjestr, dann bei Drohobycz und Strzj sind die eigenen Angriffe bis auf die nächsten Distanzen vorgetragen. Die sonstige Lage ist unverändert. — Südwestlicher Kriegsschauplatz: Den Grenzort Ala und das Primör haben italienische Truppen erreicht. Im übrigen hat sich an der Tiroler und Kärntener Grenze nichts ereignet. — Im Küstenlande begannen kleinere Kämpfe. Bei Karfreit wurde ein italienisches Bataillon zersprengt, bei Plava der Vorstoß eines feindlichen Detachements, nördlich Görz fünf feindliche Angriffe abgewiesen. — Gestern nacht unternahmen mehrere Marineflieger eine neue Aktion gegen Venedig. Sie warfen unter heftigstem Gewehr- und Geschützfeuer eine große Zahl Bomben, zumeist auf das Arsenal, die mehrere ausgedehnte Brände und im Fort Nicolo auch eine Explosion hervorriefen.

Ein Schlachtschiff der Agamemnon-Klasse torpediert?

Konstantinopel, 29. Mai. Das Hauptquartier teilt mit: Nach Feststellungen, die an verschiedenen Stellen gemacht worden sind, scheint an demselben Tage, an dem das Schlachtschiff „Majestic“ 6¹/₂ Uhr früh versenkt worden war, um 9 Uhr vormittags ein Schlachtschiff mit zwei Masten und zwei Schornsteinen torpediert worden zu sein. Eine große Wasserfäule wurde bemerkt, worauf das Schiff sich zur Seite neigte und in der Richtung auf Imbros abgeschleppt wurde. Um 11 Uhr wurde das in Frage kommende Schiff an der südöstlichen Küste von Imbros liegend bemerkt, umgeben von kleinen Dampfern. Das torpedierte Schiff scheint der Agamemnon-Klasse anzugehören. Aufsteigender Nebel hinderte unseren Flieger, seine Beobachtungen fortzusetzen. — An der Dardanellenfront wurde heute morgen bei Ari Burnu der mittlere Teil der besetzten Verschanzungen des Feindes durch Bajonettangriff von unseren Truppen genommen. Die Verschanzungen wurden von uns für unseren Gebrauch befestigt. Bei Sed ul Bahr rückte unser rechter Flügel in dem vom Feinde besetzten Abschnitt 400 Meter gegen die Küste vor. Einer unserer Flieger warf mit Erfolg Bomben auf die feindlichen Stellungen bei Sed ul Bahr. Das feindliche Panzerschiff vom „Agamemnon“-Typ, das vorgestern torpediert und nach Imbros geschleppt worden ist, ist verschwunden. Man weiß nicht, was aus ihm geworden ist. An den anderen Fronten nichts von Bedeutung.

Kämpfe am Nierkanal.

Großes Hauptquartier, 30. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Nach zehnstündiger Artillerievorbereitung griffen die Franzosen östlich des Nierkanals unsere

Stellungen nördlich von D'Houdt-Sme. um Mitternacht an. Der Angriff ist auf der ganzen Front unter schweren Verlusten für den Feind abgefallen, eine Anzahl Zuaven von vier verschiedenen Regimentern wurde gefangen genommen. — Zwischen La Bassée-Kanal und Arras fanden nur Artilleriekämpfe statt. An der Straße Béthune—Souchez nahmen wir einige Dugend schwarze Franzosen gefangen, die sich in einem Wäldchen versteckt hatten. Die übliche Beschließung der Ortschaften hinter unserer Front durch die Verbündeten hat unter den dort zurückgebliebenen französischen Frauen und Kindern, die an ihrer heimatischen Scholle hängen, wieder viele unschuldige Opfer gefordert. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Mook, 60 Kilometer südöstlich Libau, wurde eine feindliche Abteilung durch unsere Kavallerie in nördlicher und nordöstlicher Richtung zurückgeworfen. An der Dubissa mußte eine kleinere Abteilung den Ort Sawduniki vor überraschendem russischen Angriff aufgeben, vier Geschütze fielen in Feindeshand. Eintreffende Verstärkungen von uns nahmen das Dorf wieder und trieben den Gegner zurück. In Gegend Szawle wurden feindliche Angriffe abgewiesen. Der Gegner erlitt schwere Verluste. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Bei russischen Angriffen auf deutsche Truppen am Unterlauf der Lubaczowka (nordöstlich Jaroslau) sowie in den Gegend von Strnj erlitt der Feind schwere Verluste. (W. T. B.)

Przemysl vor der Einschließung.

Wien, 30. Mai. Amtlich wird verlautbart: 30. Mai, mittags. — Russischer Kriegsschauplatz: An der unteren Lubaczowka wurde nachts ein starker russischer Angriff, der bis zum Handgemenge führte, zurückgeschlagen. Übergangsversuche der Russen am San bei und abwärts Sieniawa scheiterten schon im Beginn. Östlich des San ist die Lage unverändert. Eigene schwere Artillerie hält die Bahnlinie Przemysl—Grodok bei Medzka unter Feuer. Truppen des 6. Korps eroberten am 27. d. M. neuerdings 8 russische Geschütze. Die Einschließungslinie um Przemysl wurde von den verbündeten Truppen im Norden und Süden der Festung weiter vorgeschoben. — Am Dnjepr und südlich desselben dauern die Kämpfe fort. — Italienischer Kriegsschauplatz: Tirol: Die Italiener haben das Geschützfeuer gegen unsere Werke auf den Plateaus von Folgaria-Lavarone wieder aufgenommen. Feindliche Abteilungen rückten in Cortina ein, ihre Sicherungsabteilungen flüchteten jedoch auf den ersten Kanonenschuß. — An der Kärntner Grenze hat sich nichts ereignet. — Im Küstenlande griff der Feind auf den Höhen nördlich Görz nicht wieder an. Übergangsversuche über den Isonzo bei Monfalcone wurden von unseren Patrouillen mühelos abgewiesen.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 30. Mai. Das Hauptquartier teilt mit: An der Dardanellenfront bei Ari Burnu bemühte sich der Feind vergeblich, uns daran zu verhindern, die im Zentrum gelegenen Schützengräben zu organisieren, die wir genommen hatten. Bei Sed ul Bahr ist der Feind anscheinend damit beschäftigt, die infolge der Kämpfe am 23. Mai entstandenen Lücken auszufüllen. Unsere anatolischen Batterien an der Meerenge bombardierten gestern wirksam die feindlichen Truppen bei Sed ul Bahr. Auf den übrigen Fronten nichts von Bedeutung.

Durchbruchversuch der Franzosen bei Arras.

Großes Hauptquartier, 31. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Gestern versuchten die Franzosen sowohl nördlich Arras wie im Priesterwalde mit starken Kräften unsere Front zu durchbrechen. Bei Arras hatte der Gegner sich auf der Front Neuville—Roelincourt in den letzten Tagen durch Sappen herangearbeitet. Ein Angriff auf dieser Linie wurde daher, nachdem alle Versuche, uns weiter nördlich aus unseren Stellungen zu drücken, mißlungen waren, erwartet. Er erfolgte gestern nachmittag

nach stundenlanger Artillerie-Vorbereitung und führte durch die Tapferkeit rheinischer und bayerischer Regimenter zu einer gänzlichen Niederlage des Gegners. Seine Verluste sind außergewöhnlich hoch. Im Priesterwalde gelang es den Franzosen nur in einige vorgeschobene, schwach besetzte Gräben einzudringen; im übrigen ist auch hier der feindliche Angriff gescheitert. — Bei Ostende schoß eine Küstenbatterie einen feindlichen Flieger ab. — Der Eisenbahn-Diakt von Dammerkirch ist gestern von unserer Artillerie mit wenigen Schüssen wieder zerstört worden, nachdem es den Franzosen nach monatelanger Arbeit vor einigen Tagen gelungen war, ihn gebrauchsfertig zu machen. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: In den Kämpfen bei Przemysl schoben sich die deutschen Truppen gestern näher an die Nord- und Nordostfront heran. (W. T. B.)

Vergebliche Angriffe bei Lavarone und Karfreit.

Wien, 31. Mai. Amtlich wird verlautbart: 31. Mai, mittags. — Russischer Kriegsschauplatz: Am San und östlich des Flusses haben gestern keine ernstern Kämpfe stattgefunden. An der Nord- und an der Südwestfront von Przemysl sowie am oberen Dnjepr wird gekämpft. In der Gegend von Strnj erstürmten verbündete Truppen in heftigem Kampfe mehrere Ortschaften und eroberten eine russische Batterie. Die sonstige Lage im Nordosten ist unverändert. — Italienischer Kriegsschauplatz: Gestern vormittag wurde der Angriff eines Alpini-Regiments auf einen Abschnitt unserer Befestigungen auf dem Plateau von Lavarone blutig abgewiesen. In der Gegend nordöstlich Paneveggio begann eine feindliche Abteilung zu schanzten, ging aber vor dem Feuer unserer Patrouillen sofort zurück. An der kärntnerischen Grenze fanden kleinere, für unsere Waffen erfolgreiche Kämpfe statt. Östlich Karfreit versuchte der Feind vergeblich die Hänge des Krn zu ersteigen. In den Geschützkampf im küstenländischen Grenzgebiete begann unsere schwere Artillerie einzugreifen.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 31. Mai. Bericht des Großen Hauptquartiers: An der Dardanellenfront griff der Feind gestern bei Ari Burnu unseren rechten Flügel an, wurde aber mit Verlusten, die auf 100 Tote geschätzt werden, zurückgeschlagen. Andere Leichen von Feinden wurden in den Tälern bemerkt. — Der Feind wollte gestern abend einen Teil der von ihm vorgestern verlorenen Schützengräben im Zentrum durch einen überraschenden Angriff wiedernehmen, wurde aber in seine alten Stellungen zurückgedrängt. Er ließ vor den genannten Schützengräben viele Tote, Waffen und Bomben zurück. — Im Abschnitt von Sed ul Bahr wurde Infanterie- und Artilleriefeuer gewechselt.

Strnj erstürmt.

Großes Hauptquartier, 1. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Nach ihrer Niederlage südlich von Neuville am 30. Mai versuchten die Franzosen weiter nördlich gestern einen neuen Durchbruch. Ihr Angriff, der sich in einer Frontbreite von zweieinhalb Kilometer gegen unsere Stellungen zwischen Straße Souchez-Béthune und Carency-Bach richtete, brach meist schon in unserer Feuer unter großen Verlusten zusammen. Nur westlich Souchez kam es zum Nahkampf, in dem wir Sieger blieben. — Im Priesterwalde gelang es unseren Truppen, die vorgestern verlorenen Grabenstücke größtenteils zurückzuerobern. Der Feind hatte wieder sehr erhebliche Verluste. — Auf den übrigen Frontabschnitten hatte unsere Artillerie einige erfreuliche Erfolge. Durch einen Volltreffer im französischen Lager südlich Mourmelon le Grand rissen sich 300 bis 400 Pferde los und stoben nach allen Seiten auseinander. Zahlreiche Fahrzeuge und Automobile eilten schleunigst davon. Nördlich St.-Meneshould und nordöstlich Verdun flogen feindliche

Munitionslager in die Luft. — Als Antwort auf die Bewerfung der offenen Stadt Ludwigshafen belegten wir heute nacht die Werften und Docks von London ausgiebig mit Bomben. — Feindliche Flieger bewarfen heute nacht Ostenbe, beschädigten einige Häuser, richteten aber sonst keinen Schaden an. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Amboten 50 Kilometer östlich Libau schlug deutsche Kavallerie das russische vierte Dragoner-Regiment in die Flucht. In Gegend Szawle waren feindliche Angriffe erfolglos. — Die Maibeute beträgt: nördlich des Njemen: 24 700 Gefangene, 16 Geschütze, 47 Maschinengewehre, zwischen Njemen und Pilsa: 6943 Gefangene, 11 Maschinengewehre, 1 Flugzeug. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Auf der Nordfront von Przemysl sind gestern die Sorts 10a, 11a und 12 (bei und westlich Dunkowiczki gelegen) mit 1400 Mann vom Rest der Besatzung und einer Bestückung von 2 Panzer-, 18 schweren und 5 leichten Geschützen durch bayerische Truppen stürmender Hand genommen. Die Russen suchten das Verhängnis durch Massenangriffe gegen unsere Stellungen östlich Jaroslau abzuwenden. Alle Anstrengungen blieben erfolglos. Ungeheure Mengen Gefallener bedecken das Schlachtfeld vor unserer Front. — Von der Armee des Generals von Einsingen haben die Eroberer des Zwinin — Gardetruppen, Ostpreußen und Pommern unter der Führung des bayerischen Generals Grafen Bothmer — den stark befestigten Ort Strnj gestürmt und die russische Stellung bei und nordwestlich dieser Stadt durchbrochen; bisher wurden 53 Offiziere, 9182 Mann gefangen, 8 Geschütze und 15 Maschinengewehre erbeutet. (W. T. B.)

Drei Sorts von Przemysl erobert.

Wien, 1. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Die östlich des San vorgebrungenen verbündeten Truppen wurden heute nacht an der ganzen Front von starken russischen Kräften angegriffen, besonders an der unteren Lubaczowka versuchten der Zahl nach überlegene feindliche Kräfte vorzustoßen. Alle Angriffe wurden unter den schwersten Verlusten des Feindes zurückgeschlagen, der an mehreren Stellen in Auflösung zurückging. Auch am unteren San flussabwärts Sieniawa scheiterten russische Angriffe. — An der Nordfront von Przemysl erstürmten unterdessen bayerische Truppen drei Werke des Gürtels, machten 1400 Mann zu Gefangenen, erbeuteten 28 schwere Geschütze, darunter zwei Panzergeschütze. Südlich des Dnjestr sind gestern die verbündeten Truppen der Armee Einsingen in Fortsetzung des Angriffes in die feindliche Verteidigungsstellung eingedrungen, haben die Russen geschlagen und Strnj erobert. Der Feind ist im Rückzug gegen den Dnjestr. 53 Offiziere, über 9000 Mann Gefangene, 8 Geschütze, 15 Maschinengewehre fielen in die Hände der Sieger. Am Pruth und in Polen ist die Lage unverändert. — Italienischer Kriegsschauplatz: Der Geschützkampf auf dem Plateau von Folgaria la Varone, die kleineren Gefechte an der kärntnerischen Grenze und im Raume bei Karfreit dauern fort.

Fortschritte bei Przemysl und Strnj.

Großes Hauptquartier, 2. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei Bigschoote nordöstlich von Steenstraate schossen wir ein englisches Flugzeug herunter; die Insassen, ein belgischer und ein englischer Offizier, wurden gefangen genommen. — Die Zuckerfabrik westlich Souchez, in die im Laufe des gestrigen Nachmittags die Franzosen eingedrungen waren, ist von uns wieder genommen. Ein französischer, in den Abendstunden auf unsere Stellungen bei und südlich Neuville unternommener Angriff wurde abgeschlagen, nur ein kleines über die Straße Neuville—Ecurie vorspringendes Grabenstück ist vom Feinde besetzt. — Im Priesterwalde dauert der Nahkampf um einzelne Grabenstücke noch an. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Neuhausen, 50 Kilometer nordöstlich, und bei Shidiki, 65 Kilometer südöstlich Libau fanden erfolgreiche Gefechte gegen kleinere

russische Abteilungen statt, ebenso weiter südlich in Gegend Szawle und an der Dubissa südöstlich Kielmy, sowie zwischen Ugiann und Giragola. Bei Szawle machten wir 500 Gefangene. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Zwei weitere bei Dunkowiczki gelegene Werke der Festung Przemysl sind gestern erstürmt. Nach dem Siege bei Strnj drangen die verbündeten Truppen gestern in Richtung Medenice vor. — Im Laufe des Monats Mai sind auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz 863 Offiziere, 268 869 Mann zu Gefangenen gemacht, 251 Geschütze und 576 Maschinengewehre erbeutet worden. Hiervon entfallen auf die dem Generaloberst von Mackensen unterstellten verbündeten Truppen: 400 Offiziere, darunter 2 Generale, 152 254 Mann Gefangene, 160 Geschütze, darunter 28 schwere, und 403 Maschinengewehre. Einschließlich der auf dem östlichen Kriegsschauplatz gemachten und gestern veröffentlichten Gefangenenzahlen beträgt demnach die Summe der im Monat Mai in die Hände der verbündeten Truppen gefallenen Russen etwa 1000 Offiziere und über 300 000 Mann. (W. T. B.)

Siegesbeute im Mai in Galizien.

Wien, 2. Juni. — Auf dem russischen Kriegsschauplatze wiederholte der Feind seine starken Angriffe auf die östlich des San stehenden verbündeten Truppen. Unter neuen schweren Verlusten wurden die verzweifelten Angriffe des Gegners durchweg abgewiesen. — An der Nordfront der Festung Przemysl wurden zwei weitere Werke erstürmt und das bisher gewonnene Terrain behauptet. — Südlich des Dnjestr schreitet unser Angriff erfolgreich fort. Die feindlichen Stellungen zwischen Strnj und Drohobycz wurden gestern gestürmt. Starke russische Kräfte, die in Südostgalizien in der Gegend von Solotwina zum Angriffe auf unsere dortigen Stellungen vorgingen, erlitten große Verluste und zogen sich stellenweise fluchtartig zurück. — In den Schlachten des Monats Mai wurden von den unter österreichisch-ungarischem Oberkommando kämpfenden verbündeten Armeen an Gefangenen und Beute eingebracht: 863 Offiziere, 268 869 Mann, 251 leichte und schwere Geschütze, 576 Maschinengewehre und 189 Munitionswagen. Hinzu kommt sonstiges zahlreiches Kriegsmaterial, das z. B. bei einer der Karpathenarmeen allein an 8500 Schuß Artilleriemunition, 5 1/2 Millionen Infanteriepatronen, 32 000 russische Repetiergewehre und 21 000 russische blanken Waffen beträgt. — Auf dem italienischen Kriegsschauplatze blieben alle bisherigen Unternehmungen des Feindes ohne Erfolg. Die mit großem Aufwande an schwerer Geschützmunition verbundene Beschließung des Plateaus von Cavarone-Folgaria und einzelner Kärntener Sperren vermochte unseren Werken keinen nennenswerten Schaden zuzufügen. Ansonsten fanden weder an der Tiroler noch an der Kärntener Grenze große Kämpfe statt. — Im Küstenlande wurden Angriffe des Feindes auf den Krn-Rücken unter schweren Verlusten der Italiener abgewiesen. — Das durch ein Communiqué des italienischen Marinestabes veröffentlichte Resultat des Bombardements von Pola durch ein italienisches Luftschiff trifft nicht zu. Vier Bomben explodierten allerdings, doch ist der Materialschaden minimal, ein Brand ist nirgends ausgebrochen. Die bei der Beschließung von Monfalcone verursachten Schäden reduzieren sich auf die leichte Verletzung einer Zivilperson durch Steinplitter.

Przemysl erobert.

Großes Hauptquartier, 3. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Um den von den Engländern besetzten stark ausgebauten Ort Hooge, etwa 3 Kilometer östlich von Ipern, entwickelte sich ein Kampf, der einen günstigen Verlauf für uns nimmt. Wir sahen uns gezwungen, den Turm der Martinskirche in Ipern, auf dem feindliche Artillerie-Beobachtungsstellen erkannt waren, gestern zu beseitigen. In der Gegend nördlich von Arras war die Kampfthätigkeit auf der Front Souchez—Neuville und südlich

wieder sehr lebhaft. Die Franzosen setzten dort nachmittags und in der Nacht mehrfach zu größeren Angriffen an, die an einzelnen Stellen zu erbitterten Nahkämpfen führten. Überall erlitten die Franzosen die schwersten Verluste, ohne irgendwelche Vorteile zu erringen. Um den Besitz der Zuckerfabrik bei Souchez wird noch dauernd gekämpft; das Feuer der französischen Artillerie auf die hinter unserer Stellung liegenden Ortschaften forderte unter den französischen Einwohnern gestern wieder zahlreiche Opfer, so z. B. in Angres, wo 5 Männer, 15 Frauen, 10 Kinder, und in Mericourt, wo 2 Frauen getötet oder verletzt wurden. — Im Priesterwalde sind die Kämpfe noch nicht abgeschlossen. — In den Vogesen bewarfen unsere Flieger den Etappenort und Bahnknotenpunkt Remiremont und feindliche Truppenlager bei Hohneck mit Bomben. Kleinere örtliche Gefechte entstanden heute nacht in der Gegend des Sechttales bei Mègeral. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die Festung Przemyśl ist heute früh, nachdem in den Nachtstunden die sich noch haltenden Werke der Nordfront gestürmt waren, von uns genommen. Die Beute ist noch nicht zu übersehen. Gegenangriffe der Russen gegen die Angriffskolonnen und unsere Stellungen östlich von Jaroslau scheiterten vollständig. — Die Armee des Generals von Einsingen dringt in Richtung auf Zhdaczow nordöstlich von Strnj vor und kämpft um den Dnjestr-Abchnitt westlich Mikolajow. Die Beute der Schlacht bei Strnj ist auf 60 Offiziere, 12175 Mann Gefangene, 14 Geschütze, 35 Maschinengewehre gestiegen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 3. Juni. — Seit heute 3 Uhr 30 Minuten vormittags ist Przemyśl wieder in unserem Besitz. — Russischer Kriegsschauplatz: Deutsche Truppen erstürmten nachts die letzten russischen Stellungen der Nordfront von Przemyśl und drangen heute um 3 Uhr 30 Minuten vormittags von Norden her in die Stadt ein. Von Westen und Süden ist unser zehntes Korps eingedrungen. Seine ersten Abteilungen erreichten bald nach 6 Uhr vormittags den Hauptplatz der Stadt. Die Tragweite dieses Erfolges läßt sich noch nicht überblicken. — Der Angriff der Verbündeten im Raume nördlich Strnj schreitet weiter erfolgreich fort. Bisheriges Ergebnis der Schlacht bei Strnj: 60 Offiziere, 12175 Mann gefangen, 14 Geschütze, 35 Maschinengewehre erbeutet. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Italiener setzen die erfolglose Beschießung unserer Befestigungen an mehreren Punkten der Tiroler und Kärntener Grenze fort. Wo feindliche Abteilungen ins Feuer kamen, flüchteten sie, so ein italienisches Infanterieregiment auf dem Plateau von Folgaria, mehrere Kompagnien bei Misurina und die von einer Offizierspatrouille von uns in Gradisca überfallene Kavallerie und Bersagliere-Abteilungen.

Hooge erstürmt.

Großes Hauptquartier, 4. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Schloß und Ort Hooge (östlich Ipern) ist bis auf wenige Häuser am Westrande von uns gestürmt, englische Gegenriffe wurden blutig abgewiesen. — Östlich Givenchy gelang es gestern abend englischen Truppen, in unsere Stellung einzudringen; ein Gegenangriff warf den Feind unter schweren Verlusten wieder hinaus. Drei englische Maschinengewehre blieben in unserer Hand. Die Stellung ist lückenlos in unserem Besitz. — Die Zuckerfabrik Souchez ist nach hin und her wogendem Kampf von uns besetzt, an der Bahn westlich von Souchez ist der Kampf noch im Gange. — Ein starker feindlicher Angriff auf unsere Gräben bei und nördlich Neuville brach im Artilleriefeuer zusammen. Südlich Neuville sind seit heute nacht Nahkämpfe im Gange. — Im Priesterwalde ist der Kampf abgeschlossen. Es ist uns gelungen, den größten Teil der verlorenen Gräben wiederzugewinnen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Russische Abteilungen wurden durch unsere Kavallerie aus

den Ortschaften Lenen und Schründen, 60 und 70 Kilometer östlich Eibau, vertrieben. — In Gegend Rawdsjann westlich Kurschann und bei Sawdhniki an der Dubissa scheiterten feindliche Angriffe. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Unsere Truppen haben nach Kampf die Orte östlich von Przemyśl und nach Nordosten anschließend die Linie Bolestrazncze — Torki — Pozdzias — Starzawa erreicht; die Beute aus dem Fall von Przemyśl ist noch nicht festgestellt. — Es ergibt sich aus Aussagen von Gefangenen verschiedenster Truppenteile, daß die Russen für die Nacht vom 2. zum 3. Juni, in der Przemyśl gestürmt wurde, gegen die ganze Front der Armee des Generalobersten von Mackensen einen allgemeinen Angriff eingeleitet hatten. Diese Offensive ist schon in ihren Anfängen vollkommen gescheitert. — 22 Kilometer östlich von Przemyśl stürmten deutsche Truppen unter General von der Marwitz die Höhen beiderseits Mysłatncze. — Die Armee des Generals von Einsingen ist im Begriff, den Unterlauf des Strnj, nordöstlich des Ortes gleichen Namens, zu überschreiten. (W. T. B.)

Durchbruch der Armee Boehm-Ermolli.

Wien, 4. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Im Laufe des Tages wurde Przemyśl vom Feinde gesäubert, der in östlicher Richtung zurückging und auf den Höhen südwestlich Mednka durch Nachhuten Widerstand zu leisten versucht. Dort greifen jetzt die verbündeten Truppen an. Unterdessen ist es der Armee Boehm-Ermolli gelungen, von Süden her die russische Verteidigungsstellung zu durchbrechen und in der Richtung auf Mosciska vorzustoßen, von welchem Ort unsere Truppen nunmehr wenige Kilometer entfernt stehen. Bei diesen Kämpfen fielen zahlreiche Gefangene in die Hände der Sieger. Auch der Angriff der Armee Einsingen hatte neuen Erfolg. Die Russen sind seit heute früh vor dieser Armee in vollem Rückzug. — An der Pruthlinie haben sich in Rückwirkung der Ereignisse am San und oberen Dnjestr neue Kämpfe entwickelt. Wo der Gegner Angriffe versuchte, wurde er unter starken Verlusten abgewiesen. 900 Mann wurden zu Gefangenen gemacht. Die sonstige Lage am unteren San und in Polen ist unverändert. — Italienischer Kriegsschauplatz: Im Tiroler Grenzraum sind keine wesentlichen Ereignisse zu verzeichnen. Östlich des Kreuzberg-Sattels nahmen unsere Truppen zwei Gipfel, die die Italiener vorübergehend stark besetzt hatten. — An der Kärntener Grenze hält der Geschützkampf stellenweise an. — Im Küstenlande wird im Raume von Karfreit gekämpft.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 4. Juni. Das Hauptquartier teilt mit: An der Dardanellenfront gestern schwaches Artillerie- und Infanteriefeuergefecht. Unsere Batterien an der asiatischen Küste beschossen mit Erfolg die feindlichen Stellungen bei Sed ul Bahr.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 5. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Um die Reste der Zuckerfabrik bei Souchez wird weiter gekämpft, zurzeit ist sie wieder im Besitz der Franzosen. — Die feindlichen Angriffe bei Neuville wurden abgewiesen. — Der Flughafen Dommarthemont bei Nancy wurde mit Bomben belegt. — Östlicher Kriegsschauplatz: Im Anschluß an die gestern bei Rawdsjann und Sawdhniki abgeschlagenen russischen Angriffe stießen unsere Truppen vor, warfen den Gegner, der den Brückenkopf Sawdhniki räumte, und machten 1970 Gefangene. — Weiter nördlich fanden in Gegend Popeljann für uns erfolgreiche Reiterkämpfe statt. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Östlich Przemyśl befinden sich die Truppen des Generals von der Marwitz im Verein mit österreichisch-ungarischen Kräften im Vorgehen in Richtung Mosziska. — Die Armee des Generals von Einsingen hat den Feind auf Kalusz und Zurawno (am Dnjestr) zurückgeworfen.

(W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 5. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Östlich Przemysl vermochten die Russen bei Medyka nicht standzuhalten. Die Verbündeten drangen kämpfend gegen Mosziska weiter vor. Im Gebiet des untersten San wurden mehrere Vorstöße des Feindes abgewiesen. Verbündete Truppen rückten von Westen her nahe an Kalusz und Zurawno heran. — Die Kämpfe am Pruth dauern fort. Der Gegner griff hier an mehreren Stellen heftig an, wurde aber an den Fluß zurückgeworfen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Im Tiroler und Kärntener Grenzgebiet hat sich auch gestern nichts Wesentliches ereignet. Ein feindliches Bataillon, das sich im Gebiet des Stiller Joches gezeigt hatte, wurde vertrieben. In Judicarien, im Etschtale, auf den Plateaus Solgaria-Lavarone und an mehreren Punkten der kärntnerischen Grenze wird der Geschüßkampf fortgeführt. — Im Küstenlande blieben bei einem blutig abgewiesenen Angriffe von vier italienischen Bataillonen auf unsere Stellungen nördlich Tolmein 3 Offiziere und 50 Mann in unseren Händen.

Angriff unserer Luftschiffe auf Harwich.

Berlin, 5. Juni. Am 4. Juni hat ein deutsches Unterseeboot einen russischen Minenkreuzer der Amurklasse bei Baltischport versenkt. — In der Nacht vom 4. zum 5. Juni führten unsere Marineluftschiffe Angriffe gegen die befestigte Humbermündung und den Flottenstützpunkt Harwich aus. Die Hafenanlagen von Harwich wurden ausgiebig und mit gutem Erfolg mit Bomben belegt. Zahlreiche starke Brände und Explosionen, darunter eine besonders heftige von einem Gasbehälter oder Öltank herrührende, wurden beobachtet. Ferner wurde eine Eisenbahnstation mit Bomben beworfen. Unsere Luftschiffe sind heftig durch Land- und Schiffsgeschüße beschossen, aber nicht getroffen worden; sie sind wohlbehalten zurückgekehrt. (W. T. B.)

Die Kämpfe an den Dardanellen.

Konstantinopel, 5. Juni. Der Generalstab teilt mit: An der Dardanellenfront im Gebiete von Sed ul Bahr greift der Feind, gestützt auf Verstärkungen, die er in den letzten Tagen erhalten hat, seit gestern nachmittag heftig an. Er wurde durch unsere Gegenangriffe zurückgetrieben. Bis jetzt haben wir fünf Maschinengewehre erbeutet. Unsere Küstenbatterien auf der anatolischen Küste beschießen mit Erfolg, sobald der Augenblick ihnen günstig ist, die Angriffskolonnen und Artillerie des Feindes, ebenso wie seine Schiffe, wenn sie sich zeigen. Eine Granate traf den „Bruir“. Bei Ari Burnu keine bedeutende Aktion. — Am 30. Mai hat ein deutsches Unterseeboot in der Nacht ein feindliches Schiff nahe der Stratos-Inseln, südlich von Lemnos, torpediert und versenkt. Von welchem Typ das versenkte Schiff war, konnte nicht festgestellt werden. In der Nacht vom 3. auf den 4. Juni ging ein französischer Minensucher zwischen den Inselküsten und Hekim vor Smyrna durch eine Explosion unter; seine Trümmer wurden an die Küste von Smyrna geworfen.

Zurawno gestürmt.

Großes Hauptquartier, 6. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Angriffe gegen unsere Stellung am Ostabhang der Loretohöhe wurden unter schweren Verlusten für den Feind abgeschlagen; nur um wenige vorspringende Grabenstücke wird noch gekämpft. Die Reste der Zuckerfabrik bei Souchez sind noch im Besitz der Franzosen. — Im Dorfe Neuville gingen zwei Häusergruppen verloren. — Feindliche Minenstollensprengungen in der Champagne blieben ohne jede Wirkung. — Wir belegten gestern die Festung Calais und den Flughafen St.-Clement bei Lunéville mit Bomben. — Östlicher Kriegsschauplatz: Unsere Offensive in Gegend Sawdyniki, der sich die nördlich und südlich stehenden Truppen angeschlossen, gewann nach Osten weiteren Boden. Die Zahl der Gefangenen erhöhte sich auf 3650. — Weiter südlich bei Ugiann wurde der Angriff einer russischen Division abgewiesen. — Südlich des Njemen trieben deutsche Truppen feindliche Abteilungen auf die Linie Sapieznski-Wilki zurück. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen haben östlich Przemysl

den Feind bis in die Gegend nordwestlich und südwestlich von Mosziska zurückgeworfen. — Die Armee des Generals von Einsingen hat den feindlichen Brückenkopf bei Zurawno gestürmt und ist im Begriff, den Dnjestr-Übergang bei diesem Ort zu erkämpfen. Auch weiter südlich schreitet die Verfolgung vorwärts; sie brachte uns bislang 10 900 Gefangene, 6 Geschüße, 14 Maschinengewehre. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 6. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Die verbündeten Truppen kamen gestern östlich Przemysl nahe an Mosziska heran und erstürmten Starzama. — Die aus dem Raume von Strnj ostwärts verfolgenden verbündeten Truppen eroberten den Dnjestr-Brückenkopf Zurawno, schlugen den Feind neuerdings nördlich Kalusz. — Am Pruth wird weiter gekämpft. — Italienischer Kriegsschauplatz: Im Tiroler und im Kärntener Grenzgebiet beschränkt sich der Feind auf wirkungsloses Artilleriefeuer. Er meidet den näheren Bereich unserer Stellungen. Im Gebiet von Lavarone — Solgaria eröffneten nun unsererseits schwere Geschüße das Feuer auf die feindlichen Grenzforts. — An der küstenländischen Front beginnt der Artilleriekampf heftiger zu werden. In den Gefechten am Krn hatten die Italiener erhebliche Verluste, am Südhange des Berges wurden 300 feindliche Leichen gefunden. Auch ein Versuch des Gegners, bei Sagrado den Isonzo zu überschreiten, wurde blutig abgewiesen.

Türkische Erfolge bei Sed ul Bahr.

Konstantinopel, 6. Juni. Das Hauptquartier teilt mit: An der Dardanellenfront hat die sehr heftige Schlacht im Abschnitt von Sed ul Bahr, die am 4. Juni mittags mit einem feindlichen Angriff begonnen und sich auf der ganzen Front entwickelt hatte, nach fast zweitägiger Dauer durch energische Gegenangriffe unseres rechten Flügels heute morgen zu einem Erfolg für uns geführt. Der Feind wurde in Unordnung in seine früheren Stellungen zurückgetrieben, nachdem er sehr schwere Verluste erlitten hatte. Wir erbeuteten von gestern bis heute morgen 17 Maschinengewehre, eine große Menge von Waffen und Kriegsmaterial. Nachdem ein Versuch des Feindes, unseren linken Flügel anzugreifen, zurückgewiesen worden war, warf er sich mit allen Kräften auf unseren rechten Flügel, mußte sich aber vor unseren Gegenangriffen heute früh zurückziehen, außerstande seinen verzweifelten Vorstoß fortzusetzen. Bei Ari Burnu unternahm der Feind in der Nacht vom 5. zum 6. Juni einen verzweifelten Angriff gegen unseren rechten Flügel, wobei er Handgranaten gebrauchte. Der Angriff wurde gleichfalls mit Verlusten für den Feind abgewiesen.

Schwere Kämpfe an der Westfront.

Großes Hauptquartier, 7. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Am Osthang der Loretohöhe erneuerten die Franzosen in den Nachmittags- und Abendstunden ihre Angriffe, die in unserem Feuer völlig zusammenbrachen. Weitere Angriffsversuche in der Nacht wurden im Keime erstickt. — Südöstlich Hebuterne (östlich Doullens) griff der Feind heute morgen erfolglos an. Der Kampf ist dort noch nicht abgeschlossen. — Ein breiter französischer Angriff nordwestlich Moulin sous Touvent (nordwestlich von Soissons) wurde größtenteils sofort abgewiesen, nur an einer Stelle erreichte er unsere vordersten Gräben, um die noch gekämpft wird. Unsere Stellung bei Vauquois südöstlich von Varennes wurde gestern abend angegriffen. Trotz Anwendung von Brandbomben, die unsere Gräben mit einer leicht brennenden Flüssigkeit überzogen, gelang es den Franzosen nicht, in unsere Stellung einzudringen. Mit schweren Verlusten flutete der Feind in seine Gräben zurück. — Östlicher Kriegsschauplatz: Nördlich Kurtschanj erzwang unsere Kavallerie den Übergang über die Windau und stieß in südöstlicher Richtung vor. Südöstlich Kurtowianj und in der Gegend östlich Sawdyniki machte unsere Offensive gute Fortschritte. Weitere 3340 Gefangene und 10 Maschinengewehre fielen dabei in unsere Hand. Südlich des Njemen wurde das Flußufer bis zur Linie Tolause-Sapieznski vom Feinde geäubert. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Bei den Kämpfen um Przemysl wurden 33 805 Gefangene gemacht.

— Östlich Przemysl setzten die verbündeten Truppen ihre erfolgreichen Kämpfe fort und warfen den Feind nordwestlich Mosziska auf die Wisznia zurück. — Teile der Armee des Generals von Linzingen haben bei Surawno den Dnjestr überschritten und die Höhen auf dem nordöstlichen Ufer erstürmt. Weiter südlich hat die Verfolgung die Linie Nowica — Kalusz — Tomaszowce erreicht. Die Beute ist hier auf über 13 000 Gefangene gestiegen. (W. T. B.)

Neue Angriffe unserer Marineluftschiffe.

Berlin, 7. Juni. In der Nacht vom 6. zum 7. Juni führten unsere Marineluftschiffe erfolgreiche Angriffe gegen die Docks von Kingston und Grimsby am Humber aus. Sie kehrten trotz starker Beschießung unbeschädigt zurück. (W. T. B.)

Die Gefangenen von Przemysl.

Wien, 7. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Nach der schweren Niederlage bei Przemysl richtete die russische Heeresleitung in den letzten Tagen heftige Anstrengungen gegen unsere Stellungen an der Pruthlinie, um hier einen gewaltsamen Durchbruch zu erzwingen; namentlich gegen den Raum Kolomea — Delatyn warf der Feind immer neue Massen in die Schlacht. Während alle diese Vorstöße an der zähen Tapferkeit der Armee des Generals der Infanterie Freiherrn von Pflanzer-Baltin unter ungeheuren Verlusten der Russen scheiterten, rückten von Westen her die unter Befehl des Generals von Linzingen stehenden verbündeten Streitkräfte heran. Gestern nahmen sie Kalusz, die Gegend nördlich dieser Stadt und die Höhen am linken Dnjestr-Ufer nördlich Surawno in Besitz. Zwischen der Nadwornaer Bystryca und der Lomnica schlossen sich unsere Truppen dem Angriffe an. — Die Kämpfe östlich Przemysl und Jaroslau dauern fort. Nördlich Mosziska mußte der Feind aus Czerniawa weichen. Vereinzelte kraftlose Gegenstöße der Russen brachen zusammen. — Bei Przemysl fielen seit 1. Juni 33 805 Gefangene in die Hände der Sieger. — Italienischer Kriegsschauplatz: Im Tiroler Grenzgebiete wirkte unsere Artillerie mit sichtlichem Erfolge. — An der kärntnerischen Grenze östlich des Plöckenpasses eroberten unsere Truppen gestern den Freikofel zurück, den der Feind vorübergehend gewonnen hatte. Im Krn-Gebiete wird weiter gekämpft; die Italiener mußten die Ortschaft Krn räumen. An den Sonzo schiebt sich der Gegner stellenweise näher heran. — Balkan-Kriegsschauplatz: Auf dem Balkan-Kriegsschauplatz herrscht, von einzelnen Plänkeleien an der Grenze abgesehen, Ruhe.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 7. Juni. Das Große Hauptquartier teilt mit: An der Dardanellenfront zerstörte unsere Artillerie bei Ari Burnu eine feindliche Stellung, von welcher aus Bomben geworfen wurden, und die anstoßenden Schützengräben. Bei Sed ul Bahr zeigte der nach dem letzten vergeblichen Angriffsversuch erschöpfte Feind keinerlei Tätigkeit; unsere Batterien auf dem asiatischen Ufer beschossen gestern die ermatteten feindlichen Truppen in der Umgegend von Sed ul Bahr, ihre Artilleriestellungen und Munitionstransporte wirksam und brachten eine Batterie zum Schweigen. — Gestern haben zwei feindliche Kreuzer die Ortschaft Ajanos südlich von Dileli gegenüber von Mitylene vergeblich beschossen und sodann ein Dampfboot mit Soldaten in den Hafen geschickt, welches die dort befindlichen Boote wegzuschleppen versuchen sollte. Vom Ufer wurde jedoch auf das Boot gefeuert, welches infolgedessen strandete; es wurde durch das Feuer der Kriegsschiffe versenkt, welche sich zurückzogen, nachdem sie die Besatzung des Dampfbootes an Bord genommen hatten.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 8. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Am Osthang der Lorettöhöhe scheiterte ein feindlicher Angriff gänzlich. Von weiteren Angriffsversuchen sahen die Franzosen ab. Auch südlich von Neuville wurde durch unser Artilleriefeuer ein feindlicher Angriff niedergehalten. In Gegend südöstlich Hebuterne dauert der Kampf noch an. Der Angriff nordwestlich von Soissons bei Moulin-sous-Touvent ist durch unseren Gegenangriff zum Stehen

gebracht. Bei Dille-aux-Bois nordwestlich von Berry-aux-Bac erlitt der Feind bei einem erfolglosen Versuch, seine im Mai verlorene Stellung zurückzuerobern, starke Verluste. Bei Douai wurde ein feindliches Flugzeug heruntergeschossen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Unsere Angriffsbewegung in Gegend Szawle und östlich der Dubissa nimmt ihren Fortgang. — Südwestlich von Plock wurde ein feindliches Kampfflugzeug zum Landen gezwungen und erbeutet. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Östlich von Przemysl ist die Lage im allgemeinen unverändert. Die Zahl der von der Armee Mackensen seit 1. Juni gemachten Gefangenen beläuft sich auf über 20 000. — Auf den Höhen von Nowosyn nordöstlich von Surawno haben die Truppen des Generals von Linzingen den Feind erneut geschlagen. Die Verfolgung gelangte bis zur Linie Bukaczowce — südlich von Hrehorow — südlich von Molodnyce. Südlich des Dnjestr haben wir den Lwka-Abschnitt überschritten und erreichten Mynslow (östlich von Kalusz), Moynilow, Serebne, Kolodziejow. Die Beute des Tages beläuft sich auf 4200 Gefangene, 4 Geschütze, 12 Maschinengewehre. (W. T. B.)

Österreichisch-ungarischer Tagesbericht.

Wien, 8. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Am Pruth- und Dnjestr-Gebiete setzten die verbündeten Truppen gestern den Angriff über Lanczyn, Nadworna und Kalusz fort, drängten den Feind gegen Stanislaw und Halicz zurück, breiteten sich auf dem linken Dnjestr-Ufer östlich und nördlich Surawno weiter aus und nahmen wieder 6200 Russen gefangen. — Sonst ist die Lage im Norden unverändert. — Italienischer Kriegsschauplatz: Im Küstenlande bereitet der Feind anscheinend einen allgemeinen Angriff auf unsere Stellungen am Sonzo vor. Seine bisherigen vereinzelt Vorstöße bei Gradisca und Sagrado wurden blutig abgewiesen. — Im Kärntener und Tiroler Grenzgebiete hält das erfolglose Artilleriefeuer der Italiener an. Eine Alpini-Abteilung, die den Monte Piano (südlich Landro) besetzt hatte, wurde von unseren Truppen vertrieben. Die Gegend von Ala ist von plündernden Garibaldinern heimgesucht.

Italienisches Luftschiff vernichtet.

Wien, 8. Juni. Feindliches Luftschiff „Citta di Ferrara“, auf der Rückfahrt von Fiume, heute früh 6 Uhr von dem Marineflugzeug „E 48“, Führer Linienfliegersleutnant Glasling, Beobachter Seekadett von Fritsch, südwestlich Lussin in Brand geschossen und vernichtet. 2 Offiziere, 5 Mann Besatzung gefangen. — Marineflugzeug „E 47“, Führer Fregattenleutnant Banfield, Beobachter Seekadett von Strobel, hat heute morgen Venedig und zwar die Ballonhalle Murano, Campalto sowie feindliche Zerstörer erfolgreich mit Bomben belegt und einige Brände erzeugt sowie Zeltlager mit Maschinengewehr beschossen.

Slottenkommando.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 8. Juni. Das Hauptquartier teilt mit: An der Dardanellenfront fand gestern keine bedeutendere Kampfhandlung statt. Bei Ari Burnu zerstörte gestern morgen unsere Artillerie einen feindlichen Beobachtungsposten. Unsere Batterien an der anatolischen Küste der Meerenge beschossen gestern wieder wirkungsvoll die Artillerie des Feindes, seine Lager im Abschnitte von Sed ul Bahr und seine Transportschiffe. An Bord eines Transportschiffes, das von unseren Granaten getroffen worden war, brach ein Brand aus, es legte sich auf die Seite und sank. Die anderen Transportschiffe verließen, von unserer Feuer eingeschüchtert, schleunigst den Ankergrund.

Stanislaw besetzt.

Großes Hauptquartier, 9. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Am Osthang der Lorettöhöhe zum Angriff ansetzende feindliche Kräfte wurden gestern nachmittag durch unser Feuer vertrieben. Am Südosthang derselben Höhe scheiterte ein feindlicher Angriff. Die letzten Häusergruppen des schon seit dem 9. Mai zum großen Teil in Besitz der

Franzosen befindlichen Dorfes Neuville wurde heute nacht dem Feinde überlassen. Südlich von Neuville schlugen wir wiederholte Angriffe unter schweren Verlusten für die Franzosen ab. In der Gegend südöstlich von Hebuterne ist der Kampf nach einem in den Morgenstunden mißglückten Angriff der Franzosen wieder im Gange. Im Priesterwalde wurde ein feindlicher Angriff blutig zurückgewiesen, nur um eine kleine Stelle unseres vordersten Grabens wird noch gekämpft. — Östlicher Kriegsschauplatz: Auf dem östlichen Windau-Ufer wurde Kubli, nordöstlich Kurschan, genommen. Von Südwesten her nähern sich unsere angreifenden Truppen der Stadt Szawle. — An der Dubissa wurde der feindliche Nordflügel durch umfassenden Angriff in südöstlicher Richtung geworfen. Unsere vordersten Linien erreichten die Straße Betngola—Jlgize. — Südlich des Njemen traten die Russen nach hartnäckigen Kämpfen bei Dembowa, Ruda und Kozliszki den Rückzug auf Kowno an. 300 Gefangene und 2 Maschinengewehre wurden erbeutet. Bei der weiteren Verfolgung gewannen wir unter Sicherung gegen Kowno die Straße Mariampol—Kowno. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Nordöstlich Surawno brachten die Truppen des Generals von Einsingen einen russischen Gegenangriff zum Stehen. Weiter südlich wird um die Höhen westlich Halicz und westlich Jezupol noch gekämpft. Stanislaw ist bereits in unserem Besitz. Es wurden 4500 Gefangene gemacht und 13 Maschinengewehre erbeutet. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 9. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Südlich des Dnjestr verloren die Russen neuerdings an Boden. Unter vielfachen Verfolgungskämpfen siegreich vordringend erreichten die Verbündeten gestern nördlich Kolomea die Linie Kulackowce—Korszow, gewannen die Höhen von Ottonia, nahmen abends Stanislaw in Besitz und drangen weiter gegen Halicz vor. Der Tag brachte 5570 Gefangene. An der übrigen Front in Galizien und Polen hat sich nichts Wesentliches ereignet. — Italienischer Kriegsschauplatz: Der erste größere Angriff des Feindes, gestern nachmittag von Truppen in der beiläufigen Stärke einer Infanteriedivision gegen den Görzer Brückenkopf angelegt, wurde unter schweren Verlusten der Italiener abgeschlagen. Diese stuteten im Artilleriefeuer zurück und mußten mehrere Geschütze stehen lassen. Das gleiche Geschick ereilte feindliche Angriffsversuche bei Gradisca und Monfalcone. — Die Kämpfe an der Kärntener Grenze östlich des Plöckenpasses und das beiderseitige Geschützfeuer im Gebiete unserer Kärntener und Tiroler Sperrbesetzungen dauern fort. — Balkan-Kriegsschauplatz: An der serbischen Grenze fanden da und dort Plänkelleien und auch Artilleriegefechte ohne Bedeutung statt. — Bei Korito wurde eine montenegrinische Bande in österreichisch-ungarischen Uniformen zerprengt.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 9. Juni. Das Hauptquartier teilt mit: An der Dardanellenfront bei Ari Burnu schlugen wir in der Nacht vom 7. zum 8. Juni zwei feindliche Angriffe gegen unseren rechten Flügel leicht zurück und brachten dem Feinde große Verluste bei. Gestern anhaltendes schwaches Artillerie- und Infanteriegefecht mit Unterbrechungen. An den anderen Fronten nichts von Bedeutung.

Größere Kämpfe in West und Ost.

Großes Hauptquartier, 10. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Die Kämpfe bei Souchez und Neuville dauern an. Nordwestlich von Souchez wurden alle Angriffsversuche der Franzosen im Keime erstickt. Westlich von Souchez, in der Gegend der Zuckerfabrik, erlangten die Franzosen kleine Vorteile. — Feindliche Angriffe gegen unsere Stellungen nördlich von Neuville brachen zusammen. Im Grabenkampf südlich von Neuville behielten wir die Oberhand, ein feindlicher Vorstoß südöstlich von Hebuterne scheiterte. Im Verlauf der letzten Kämpfe wurden dort etwa 200 Franzosen

von uns gefangen. — In der Champagne setzten wir uns nach erfolgreichen Sprengungen in Gegend Souain und nördlich von Hurlus in Besitz mehrerer feindlicher Gräben. Gleichzeitig wurden nördlich von Le Mesnil die französischen Stellungen in Breite von etwa 200 Meter erstürmt und gegen nächtliche Gegenangriffe behauptet; ein Maschinengewehr und vier Minenwerfer fielen dabei in unsere Hand. — Im Westteil des Priesterwaldes blieb ein Grabenstück unserer vordersten Stellung im Besitz des Gegners. — Östlicher Kriegsschauplatz: Südwestlich Szawle setzten die Russen gestern unserem Vorgehen lebhaften Widerstand entgegen; es wurden nur kleinere Fortschritte gemacht. Die Beute der beiden letzten Tage betrug hier 2250 Gefangene und 2 Maschinengewehre. — Gegen unsere Umfassungsbewegung östlich der Dubissa setzte der Gegner aus nordöstlicher Richtung Verstärkungen an. Vor dieser Bedrohung wurde unser Flügel vom Feinde unbelästigt in die Linie Betngola—Joginie zurückgenommen. — Südlich des Njemen nahmen wir bei den Angriffen und der Verfolgung seit dem 6. Juni 3020 Russen gefangen. Ferner erbeuteten wir 2 Fahnen, 12 Maschinengewehre, viele Feldküchen und Fahrzeuge. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Aus der Gegend von Mikolajow—Rohatyn (südlich und südöstlich von Lemberg) sind neue russische Kräfte nach Süden vorgegangen. Ihr Angriff wird von Teilen der Armee des Generals von Einsingen in Linie Litwnia (nordöstlich Drohobycz)—Dnjestr-Abschnitt bei Surawno abgewehrt. — Östlich von Stanislaw und bei Halicz sind die Verfolgungskämpfe noch im Gange. (W. T. B.)

Ein englischer kleiner Kreuzer versenkt.

Wien, 10. Juni. Unterseeboot „4“, Kommandant Linienjagdschiffleutnant Singule, hat am 9. d. M. vormittags, dreißig Meilen westlich von San Giovanni di Medua einen englischen Kreuzer, Typ „Liverpool“, der von sechs Zerstörern geschützt fuhr, torpediert und versenkt. Flottenkommando.

Vormarsch in der Bukowina.

Wien, 10. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Die Kämpfe am oberen Dnjestr und im Raume zwischen Dnjestr und Pruth dauern fort. Die Armee Pflanzer-Baltin gewinnt weiter Raum nach Nord. Ihre Angriffskolonnen sind unter fortbauenden Kämpfen bis Obertyn und bis auf die Höhen südlich Horodenka vorgeedrungen. Dem erfolgreichen Vorgehen der auf galizischem Boden stehenden Teile der Armee hat sich nun auch eine Gruppe in der Bukowina angeschlossen, die gestern den Pruth überschritt und starke russische Kräfte südwestlich Kozmann zurückwarf. Die sonstige Lage im Norden ist unverändert. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der Isonzofront wurden neuerliche Übergangsversuche des Feindes bei Plava, Gradisca und Sagrado abgewiesen. In der Gegend von Slitsch und am karnischen Kamm östlich des Plöckenpasses wird weiter gekämpft. Auch die Artilleriegefechte im Raume der Tiroler Ostgrenze dauern fort. Ein feindlicher Angriff im Tonale-Gebiet scheiterte am Widerstand unserer tapferen Sicherungstruppen. — Balkan-Kriegsschauplatz: Eines unserer Fliegergeschwader belegte gestern früh das Arsenal und die pyrotechnische Anstalt von Kragujevac erfolgreich mit Bomben. Zwei Brände wurden konstatiert. Unsere Flieger sind wohlbehalten zurückgekehrt.

Große Verluste der Engländer bei Sed ul Bahr.

Konstantinopel, 10. Juni. Bericht des Großen Hauptquartiers. Gestern ist auf der Dardanellenfront keine bedeutende Veränderung eingetreten. Unsere anatolischen Batterien beschossen erfolgreich bei Sed ul Bahr die feindliche Infanterie sowie die feindlichen Artilleriestellungen und brachten eine Haubitzebatterie zum Schweigen. Die Verluste des Feindes während der letzten Schlacht von Sed ul Bahr beziffert man auf mehr als 15000. Der Feind hat einen großen Teil seiner Toten noch nicht weggeschaffen können, sondern sie bei unserem Gegenangriff, der ihn in seine alten Stellungen zurückwarf, auf dem Schlachtfelde gelassen.

Angriffe der Franzosen in der Champagne.

Großes Hauptquartier, 11. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Feindliche Vorstöße nordöstlich der Loretohöhe, sowie wiederholte Angriffe gegen unsere Stellungen nördlich und südlich von Neuville scheiterten. Der Nahkampf in den Gräben nördlich von Ecurie dauert noch an. Südöstlich von Hebuterne und bei Beaumont wurden feindliche Angriffe gestern und heute nacht abgewiesen; nur am Wege Serre-Mailly erzielten die Franzosen einen unbedeutenden Fortschritt. Die in der Champagne am 9. Juni eroberten Gräben versuchten die Franzosen uns gestern abend wieder zu entreißen. Mit starken Kräften und in breiter Front griffen sie nördlich von Le Mesnil bis nördlich Beau-Séjour-Serre an. Der Angriff brach unter schwersten Verlusten für den Feind gänzlich zusammen. Erneute nächtliche Angriffsversuche wurden bereits im Keime erstickt. — Östlicher Kriegsschauplatz: An der unteren Dubissa nordwestlich Ciragola wurden mehrere russische Angriffe abgewiesen. Der Feind verlor hierbei an uns 300 Gefangene. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die Lage bei den in Galizien kämpfenden deutschen Truppen ist unverändert. (W. T. B.)

Unterseeboot gegen Unterseeboot.

Wien, 11. Juni. Das italienische Unterseeboot „Medusa“ wurde durch eines unserer Unterseeboote in der Nordadria torpediert und versenkt. Zweiter Offizier, vier Mann gerettet und gefangen. Flottenkommando.

Zwei englische Torpedoboote versenkt.

London, 11. Juni. Die Admiralität teilt mit, daß am 10. Juni frühmorgens die beiden Torpedoboote Nr. 10 und 12, welche an der Ostküste Englands operierten, durch ein Unterseeboot in den Grund geholt worden sind; 30 Mann wurden gerettet und an Land gebracht.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 11. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: In Südostgalizien und in der Bukowina setzten die verbündeten Armeen den Angriff gegen die noch südlich des Dnjestr stehenden russischen Kräfte erfolgreich fort. Truppen der Armee Pflanzer haben den Gegner aus seinen Stellungen nördlich Ottynia bei Obertyn und Horodenka zurückgeworfen und sind im Vordringen an den Dnjestr, dessen Südufer die Russen noch zu halten versuchen. Knapp östlich Czernowitz, an der einzigen Stelle, an der die Russen noch am Pruth stehen, wiesen unsere Truppen einen Angriff des Feindes nach kurzem Kampf ab. Im übrigen ist die Lage im Norden unverändert. — Italienischer Kriegsschauplatz: Vorgestern und gestern wurden sämtliche Angriffe der Italiener an allen Fronten abgewiesen. Ein neuerlicher gegen einen Teil des Görzer Brückenkopfes gerichteter Vorstoß brach im Feuer dalmatinischer Landwehr zusammen. Ebenso erfolglos blieb ein Angriff des Feindes nördlich Ronchi. Der Artilleriekampf an der Isonzofront hält an. An der Kärntener Grenze wurde gestern nachmittag ein starker gegnerischer Angriff auf den Freikofel, ein schwächerer beim Wolaner See abgeschlagen. In Tirol scheiterte ein Vorstoß einer bei Cortina d'Ampezzo eingebrochenen italienischen Brigade an unseren Stellungen bei Deutelsstein. Neuerliche Angriffe in dieser Gegend und nächtliche Kämpfe bei Landro endigten gleichfalls mit dem Zurückgehen des Feindes. Im übrigen Tiroler Grenzgebiete finden ununterbrochene Geschützkämpfe und für unsere Waffen erfolgreiche Scharmützel statt.

Ein russischer Torpedobootszerstörer versenkt.

Konstantinopel, 11. Juni. Das Hauptquartier teilt mit: Auf der Kaukasusfront wurde eine aus drei Waffengattungen bestehende feindliche Kolonne, die in der Richtung auf Olty vorrücken wollte, durch einen Gegenangriff unserer Truppen aus der Umgegend verjagt. Wichtige Stellungen wurden dem Feinde entzogen. — Während einer Operation unserer leichten Flotte im Schwarzen Meer in der letzten Nacht griff die „Midilli“ zwei große russische Torpedoboot-

zerstörer vom Typ „Bespokoiny“ an, versenkte den einen und beschädigte den anderen. — An der Dardanellenfront bei Sed ul Bahr versuchten gestern feindliche Streitkräfte von anderthalb Kompagnien anzugreifen, wurden aber durch unser Feuer dezimiert und gezwungen, sich in ihre Schützengräben zu flüchten. Unsere Artillerie sprengte ein feindliches Munitionsdepot in diesem Küstentrich in die Luft.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 12. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Feindliche Angriffe in den Dünen nordöstlich von Nieuport und bei Mannekenvere, auf dem Osthang der Loretohöhe und gegen Souchez wurden abgeschlagen. — In den Nahkampf nördlich Ecurie (Labyrinth) setzten die Franzosen gestern zweimal frische Kräfte zum Angriff ein; es gelang, den Feind am Nachmittag vollkommen aus unseren Stellungen zu werfen; ein abends einsetzender neuer Vorstoß der Franzosen brach im Infanteriefeuer zusammen. Der zurückflutende Feind erlitt sehr erhebliche Verluste. — Bei Serre (südöstlich Hebuterne) sind wir aus unseren rückwärtigen Stellungen wieder im Vorgehen. — Östlicher Kriegsschauplatz: An der Dubissa in Gegend Soginie und Betngola mißlingen russische Vorstöße. — Nördlich Prazsnysz griffen unsere Truppen an, stürmten eine russische Stellung und nahmen 150 Gefangene, einige Maschinengewehre und Minenwerfer. — An der Rawka halbwegs Bolimow-Sochaczew brachen wir in die feindliche Stellung ein. Bis jetzt wurden 500 Russen gefangen. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die Armee des Generals von Einsingen hat den von Norden her gegen ihren Flügel vorgehenden Feind angegriffen; Zurawno, das vor dem Anmarsch russischer Kräfte gestern geräumt worden war, ist wiedergewonnen und der Gegner in die Brückenköpfe bei Mlyniska (nordwestlich Zurawno) und Zhdaczow zurückgeworfen. Feindliche Angriffe bei Halez und auf Stanislaw wurden abgewiesen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 12. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Zwischen Dnjestr und Pruth bekämpften die Truppen der Armee Pflanzer-Baltin neuerdings mehrere russische Stellungen. Die Orte Jezierzany und Niezwiska, nördlich Obertyn, wurden erstürmt. Unsere siegreichen Truppen dringen gegen Czernelica vor und haben dort östlich Horodenka den Dnjestr überschritten. Zaleszycki wurde genommen. Gegen diese Stadt richteten die Russen abends und während der Nacht verzweifelte Angriffe, die alle unter den schwersten Verlusten des Feindes abgewiesen wurden. Auch die Attacke eines Kosakenregiments brach in unserem Feuer vollständig zusammen. — In der Bukowina mußten die Russen auch die letzten Stellungen am Pruth aufgeben. Sie ziehen sich, von unseren Truppen scharf verfolgt, unter großen Verlusten über die Reichsgrenze zurück. — Die gestrigen Kämpfe der Armee Pflanzer-Baltin brachten an 5000 Gefangene ein. — Südlich des oberen Dnjestr dauern die Kämpfe noch fort. Ein russischer Gegenangriff auf Stanislaw wurde abgewiesen. Zurawno, das infolge Eintreffens russischer Verstärkungen geräumt worden war, wurde gestern von den verbündeten Truppen wiedergewonnen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Einzelgefechte und Artilleriekämpfe am Isonzo dauern fort. Bisher haben die Italiener auf dem östlichen Flußufer nur bei Monfalcone und Karfreit, an Punkten, die vor unserer Kampffront liegen, Fuß gefaßt. Gestern erstiegen gegnerische Abteilungen bei Morgengrauen bei Plawa die östlichen Uferhöhen, wurden aber wieder herabgeworfen. — An der Kärntener Grenze wiesen unsere Truppen feindliche Angriffe auf die Übergänge in der Gegend des Monte Paralba ab und besetzten diesen Berg. Ein Versuch der Italiener, den Monte Piano wiederzugewinnen, scheiterte. Ansonsten schiebt sich der Feind in einzelnen Grenzräumen allmählich an unsere Stellungen heran. So steht er in Cortina d'Ampezzo, Siera di Primiero und Borgo.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 12. Juni. Das Hauptquartier teilt mit: An der Kaukasusfront hatten die Russen, die am 9. Juni durch unsere Gegenangriffe bei ihrem Vorrücken in Richtung Olth zurückgeworfen waren, bei diesem Zusammenstoß ungefähr 1000 Mann verloren. Zwei Offiziere und eine Anzahl Soldaten wurden von uns gefangen genommen. — An der Dardanellenfront versuchte der Feind bei Ari Burnu in der Nacht vom 9. zum 10. Juni nach Mitternacht Angriffe gegen unseren rechten Flügel auszuführen. Er wurde mit schweren Verlusten zurückgeworfen. Die Operation, die in derselben Nacht bei Sed ul Bahr durch einen Teil des Feindes ausgeführt wurde in der Absicht, sich unserem linken Flügel zu nähern, blieb infolge unseres Feuers erfolglos. Am Morgen des 11. Juni zerstörten wir ein Maschinengewehr, welches die Flucht des Feindes deckte, der sich auf diesem Flügel befand. Wir sahen einen Teil der feindlichen Truppen ihre Laufgräben verlassen, um sich weiter zu flüchten. Am 11. Juni blieb das zeitweise unterhaltene Feuer bei Sed ul Bahr und Ari Burnu weiter im Gange. Unsere anatolischen Batterien beschossen am 10. Juni bei Sed ul Bahr Transporte, Lagerstätten und Landungsbrücke des Feindes. Das Feuer, das die genannten Batterien auf die feindliche Artillerie westlich von Hissarlik richteten, war sehr wirksam.

Sieniawa wieder eingenommen.

Großes Hauptquartier, 13. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei Nieuport, Digmuiden, nördlich Arras und bei Hebuterne fanden Artilleriekämpfe statt. Schwächliche Angriffsversuche des Gegners in den Dünen wurden abgewiesen. Südöstlich Hebuterne sind Infanteriegefechte im Gange. — Die militärischen Anlagen von Lunéville wurden mit Bomben belegt. — Östlicher Kriegsschauplatz: Nordwestlich Szawle machten unsere Angriffe gute Fortschritte, Kuze wurde im Sturm genommen, feindliche Gegenstöße scheiterten, 8 Offiziere, 3350 Mann und 8 Maschinengewehre waren unsere Beute. — Südöstlich der Straße Mariampol-Kowno haben die Kämpfe gegen von Süden herangekommene russische Verstärkungen erneut begonnen. — Nördlich Pragsnysz wurden weitere 150 Gefangene gemacht. — Unserem Einbruch in die feindlichen Linien nördlich Bolimow folgten in der Nacht russische Gegenangriffe, die sämtlich erfolglos blieben, die gewonnenen Stellungen sind fest in unserer Hand. Unsere Beute stieg an dieser Stelle auf 1660 Gefangene, 8 Geschütze (darunter 2 schwere) und 9 Maschinengewehre. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Der Brückenkopf von Sieniawa wurde gestern wiedergewonnen; der Gegner ließ 5000 Gefangene in unserer Hand. Nächtl. Gegenangriffe des Feindes scheiterten. Auch östlich Jaroslau und östlich Przemysl lebt der Kampf wieder auf. Die Truppen des Generals von Einsingen haben Mlyniska genommen; der Angriff auf Zpodaczow ist im Fortschreiten. (W. T. B.)

Fortschritte in Galizien.

Wien, 13. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: In Südgalizien dringen die Truppen der Armee Pflanzers weiter siegreich vor. Nach hartnäckigen Kämpfen wurden gestern Tysmenica, Tlumacz und die Höhen nördlich Olesza genommen. Südlich Czernelica wird gekämpft. Neue russische Angriffe gegen Zaleszczyki wurden blutig abgewiesen. — Aus der Bukowina über die Reichsgrenze vordringend, warfen unsere Truppen die Russen aus ihren längs der Grenze vorbereiteten starken Stellungen zurück. In der Verfolgung wurden mehrere Orte Bessarabiens besetzt. Gestern fielen 1560 Gefangene in die Hände der Verfolger. — Am oberen Dnjestr greifen die verbündeten Truppen erfolgreich in der Richtung auf Zpodaczow an, wo noch starke russische Kräfte das südliche Dnjestr-Ufer halten. — In Mittulgazien führte ein Angriff österreichisch-ungarischer und deutscher Truppen zur Besetzung von Sieniawa und nach Abwehr eines starken feindlichen Angriffs zur Erstürmung sämtlicher Stützpunkte nordöstlich der Stadt. Hierbei wurden 3500 Russen gefangen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am Isonzo fanden in den beiden letzten Tagen namentlich bei Plawa ernstere Gefechte statt. Der dort am 11. Juni von der Brigade Ravenna unternommene Versuch, die östlichen

Uferhöhen zu gewinnen, endete mit dem Rückzuge dieses Feindes. Gestern früh überschritten die Italiener erneut den Fluß. Nach heftigen Kämpfen gelang es unseren Truppen, den sich fortwährend verstärkenden Feind zurückzuwerfen und die eigenen Stellungen, vor denen über 400 tote Italiener liegen, fest in der Hand zu behalten. — Im Kärntener und Tiroler Grenzgebiete dauern die Geschüßkämpfe fort.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 13. Juni. Das Große Hauptquartier meldet von der Dardanellenfront: In der Nacht vom 11. zum 12. Juni wurde der Feind, der mehrmals bei Sed ul Bahr unseren rechten Flügel anzugreifen versuchte, unter beträchtlichen Verlusten für ihn nach seinen alten Stellungen zurückgeworfen. Am Morgen des 12. Juni verschwendete die feindliche Artillerie bei Ari Burnu eine große Menge von Geschossen, ohne irgendeine Wirkung zu erzielen. Unsere anatolischen Küstenbatterien beschossen gestern auch mit Erfolg die feindlichen Stellungen.

Schwere Niederlage der Franzosen bei Arras.

Großes Hauptquartier, 14. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Auf der Front zwischen Liévin und Arras erlitten die Franzosen eine schwere Niederlage. Nachdem im Verlaufe des Tages mehrmals die zum Vorgehen bereitgestellten feindlichen Sturmkolonnen durch unser Artilleriefeuer vertrieben waren, setzten gegen Abend zwei starke feindliche Angriffe in dichten Linien gegen unsere Stellungen beiderseits der Lorettohöhe sowie auf der Front Neuville-Roclincourt ein. Der Gegner wurde überall unter schwersten Verlusten zurückgeworfen; sämtliche Stellungen sind voll in unserem Besitz geblieben. — Schwächere Angriffe des Feindes am Iserkanal wurden abgeschlagen, südöstlich Hebuterne haben die Infanteriegefechte zu keinem nennenswerten Ergebnis geführt. Vorstöße gegen die von uns eroberten Stellungen in der Champagne wurden im Keime erstickt. — Östlicher Kriegsschauplatz: In der Nähe von Kuzowinia nordwestlich Szawle wurden einige feindliche Stellungen genommen und dabei 3 Offiziere und 300 Mann zu Gefangenen gemacht. Südöstlich der Straße Mariampol-Kowno erstürmten unsere Truppen die vorderste russische Linie, 2 Offiziere, 313 Mann waren hier die Beute. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die Armee des Generalobersten von Mackensen ist in einer Breite von 70 Kilometer aus ihren Stellungen zwischen Czerniawa (nordwestlich Mosziska) und Sieniawa zum Angriff vorgegangen. Die feindlichen Stellungen sind auf der ganzen Front gestürmt; 16000 Gefangene fielen gestern in unsere Hand. Auch die Angriffe der Truppen des Generals von der Marwitz und des Generals von Einsingen machten Fortschritte. (W. T. B.)

Der Durchbruch von Jaroslau.

Wien, 14. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Die verbündeten Armeen in Mittulgazien griffen gestern erneut an. Die russische Front östlich und südöstlich Jaroslau wurde nach heftigem Kampfe durchbrochen und der Feind unter den schwersten Verlusten zum Rückzug gezwungen. Seit heute nacht sind die Russen auch bei und südöstlich Mosziska im Rückzuge. 16000 Russen wurden gestern gefangen. Unterdessen dauern die Kämpfe südlich des Dnjestr fort. Bei Derzow südlich Mikolajow schlugen unsere Truppen vier starke Angriffe blutig ab. Der Feind räumte zuletzt fluchtartig das Gefechtsfeld. Nordwestlich Zurawno dringen die Verbündeten gegen Zpodaczow vor und eroberten gestern nach schwerem Kampfe Roguzno. Auch nördlich Tlumacz schreitet der Angriff erfolgreich fort. Viele Gefangene, deren Zahl noch nicht feststeht, fielen dort in die Hände der Unserigen. Nördlich Zaleszczyki griffen die Russen 11 Uhr nachts in einer drei Kilometer breiten Front vier Glieder tief an. Unter großen Verlusten brach dieser Massenvorstoß im Feuer unserer Truppen zusammen. — Italienischer Kriegsschauplatz: In dem Kampfe bei Plawa am 12. Juni ließ der Feind, wie nun festgestellt wurde, über 1000 Tote und sehr viele Verwundete vor unseren Stellungen

liegen. Gestern spät abends wiesen unsere Truppen einen abermaligen Angriff gleich allen früheren ab. Die Italiener vermochten an der Isonzofront nirgends durchzudringen. Im Kärntener und Tiroler Grenzgebiet hat sich nichts Wesentliches ereignet. — Balkan-Kriegsschauplatz: Südlich Avdovac wies eine unserer Feldwachen den Angriff von etwa 200 Montenegrinern nach kurzem Kampfe ab.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 14. Juni. Das Hauptquartier teilt mit: An der Kaukasusfront ging der Feind gestern aus der Richtung von Oltu vor. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß unsere Truppen gegen ihn vorrücken, zog er sich eilends zurück und ließ seine Stellungen völlig im Stich. Wir besetzten sie. — An der Dardanellenfront schossen gestern morgen zwei feindliche Kriegsschiffe unter dem Schutze von sieben Torpedobooten ungefähr 90 Granaten auf einige unserer Stellungen bei Ari Burnu und Sed ul Bahr. Sie erzielten keinerlei Wirkung und zogen sich bald darauf nach Imbros zurück. Zu Lande fand bloß schwacher Austausch von Artillerie- und Infanteriefeuer statt. Unsere anatolischen Batterien richteten ein erfolgreiches Feuer auf den Feind. Am 24. Mai erschien ein englischer Kreuzer vor der kleinen Stadt Monleh an der Küste von Medina am Roten Meer und ließ ein Flugzeug über diese Stadt aufsteigen. Der Flieger wurde durch das Feuer unserer Soldaten und Freiwilligen abgeschossen und stürzte ins Meer.

Angriff feindlicher Flugzeuge auf Karlsruhe.

Großes Hauptquartier, 15. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Die Franzosen holten sich gestern eine neue Niederlage. Trotz der am 13. Juni erlittenen schweren Verluste setzten sie ihren Durchbruchversuch auf der Front Liévin—Arras mit großer Zähigkeit fort. Die mit einem ungeheuren Munitionsaufwand vorbereiteten und in dichten Wellen vorgetragenen französischen Angriffe brachen abermals in dem Feuer unserer braven Truppen unter den schwersten Verlusten für den Feind ausnahmslos zusammen. — Nordwestlich von Moulin-sous-Touvent (nordwestlich von Soissons) gelang es uns noch nicht, die am 6. Juni verlorenen Grabenstücke wiederzunehmen. — In der Champagne nördlich von Perthes und von Le Mesnil lebte der Kampf stellenweise wieder auf, ohne daß der Feind einen Vorteil zu erringen vermochte. — Am Sonntag wurde die Kirche in Lefvinghe südwestlich von Ostende während des bürgerlichen Gottesdienstes von feindlicher Artillerie beschossen; mehrere belgische Zivilpersonen wurden verletzt. Gestern ist die offene Stadt Karlsruhe, die in keinerlei Beziehung zum Kriegsschauplatz steht und nicht die geringste Befestigung aufweist, von einem feindlichen Flugzeuggeschwader mit Bomben beworfen worden. Soweit bisher bekannt, fielen 11 Tote und 6 verwundete Bürger dem Überfall zum Opfer; militärischer Schaden konnte natürlich nicht angerichtet werden. Von einem unserer Kampfflugzeuge wurde ein Flugzeug aus dem feindlichen Geschwader herausgeholt. Die Insassen sind tot. Ein anderes feindliches Flugzeug wurde bei Schirmeck zum Landen gezwungen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Westlich Szawle stürmten deutsche Truppen das Dorf Daukije und wiesen danach mehrere von zwei bis drei russischen Regimentern geführte Gegenangriffe ab, 4 Offiziere, 1660 Mann wurden gefangen genommen. — Unsere neugewonnenen Stellungen südlich und östlich der Straße Mariampol—Kowno wurden gestern wiederholt von starken feindlichen Kräften vergeblich angegriffen. — Wir stießen aus der Front Lipowo—Kalwarja vor, drangen in die russischen Linien ein und eroberten die vordersten Gräben. Auch am Orzyc gelang es unseren angreifenden Truppen, das Dorf Jednorozec (südöstlich von Chorzel), die Czerwona Gora und die Brücke östlich davon im Sturme zu nehmen; bisher an dieser Stelle 325 gefangene Russen. — Feindliche Angriffe gegen unsere Einbruchsstelle nördlich von Bolimow scheiterten. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Dem in der Schlacht am 13. und 14. Juni von der Armee des Generalobersten von Mackensen geschlagenen Gegner ist es nicht gelungen, in seiner rückwärtigen, vorbereiteten Stellung nordwestlich von Jaworow Fuß zu fassen. Der Feind wurde geworfen, wo

er sich stellte, die Beute mehrte sich. — Durch die scharfe Verfolgung sind auch die russischen Truppen südlich der Bahn Przemyśl—Lemberg zum Rückzug gezwungen. — Truppen des Generals von der Marwitz nahmen gestern Mosziska. — Der rechte Flügel der Armee des Generals von Einsingen stürmte die Höhen westlich Jezupol; ihre Kavallerie erreichte die Gegend südlich von Mariampol. (W. T. B.)

„U 14“ verloren.

Amtlich wird durch W. T. B. gemeldet: Nach einer Mitteilung des Ersten Lords der Admiralität im Unterhause vom 9. Juni ist Anfang Juni ein deutsches Unterseeboot von den Engländern zum Sinken gebracht und die gesamte Besatzung gefangen genommen worden. Aus einer jetzt veröffentlichten Note der britischen Regierung über die Behandlung der kriegsgefangenen Unterseebootbesatzungen geht hervor, daß es sich um das deutsche Unterseeboot „U 14“ handelt. Da dieses Boot von seiner letzten Unternehmung bisher nicht zurückgekehrt ist, muß es als verloren betrachtet werden.

Rückzug der Russen in Bessarabien.

Wien, 15. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Durch den Angriff der verbündeten Armeen haben sich nahezu an der ganzen Front in Galizien heftige Kämpfe entwickelt. Truppen der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand dringen nach Besitznahme von Sieniawa am Ostufer des San in nördlicher und nordöstlicher Richtung vor. Schloß und Meierei Piskorowice wurden gestern erstürmt; zahlreiche Gefangene gemacht. — Unter erbitterten Kämpfen dringt die Armee des Generalobersten von Mackensen beiderseits Krakowies und auf Cieszyce vor. Anschließend greifen die Truppen des Generals Boehm-Ermolli die Russen östlich und südöstlich Mosziska an, wo neue feindliche Stellungen die Richtung auf Grodek decken. — Südlich des oberen Dnjestr halten starke russische Kräfte die Brückenköpfe von Mikolajow, Zhdaczow und Halycz gegen die vordringenden verbündeten Truppen der Armee Einsingen, während flussabwärts die Truppen des Generals Pflanzner-Baltin vor Nizniow und Czernelica stehen und das eroberte Zaleszchni gegen alle russischen Angriffe halten. Teile dieser Armee haben in Bessarabien zwischen Dnjestr und Pruth die dort stehenden russischen Kräfte erneut zum Rückzug gezwungen und sie gegen Chotin und entlang des Pruth zurückgedrängt. Die Zahl der in den galizischen Kämpfen seit 12. Juni eingebrachten Gefangenen hat sich gestern wieder um einige tausend erhöht. — Italienischer Kriegsschauplatz: Neuerliche Versuche der Italiener, an unsere Stellungen bei Tolmein und Plawa heranzukommen, blieben wieder ohne Erfolg. Gestern herrschte an einzelnen Abschnitten der Isonzofront Ruhe. Die durch einen italienischen Parlamentär überbrachte Bitte, wegen Beerdigung der Toten das Feuer einzustellen, wurde aus militärischen Gründen abgewiesen. — An der kärntenerischen Grenze erstürmte steirischer Landsturm den Kleinen Pal östlich des Plöckenpasses und wies drei Gegenangriffe des Feindes auf diesen Grenzberg ab. — Im Tiroler Grenzgebiet fühlte der Gegner gegen unsere Stellungen vor und unterhält wirkungsloses Artilleriefeuer. An einem Grenzpunkt zwang ein Gendarmerieposten ohne eigene Verluste eine italienische Kompanie zum Rückzuge und nahm 58 Italiener gefangen.

Wieder Erfolge an den Dardanellen.

Konstantinopel, 15. Juni. Das Hauptquartier teilt mit: An der Dardanellenfront hat am Morgen des 13. Juni unsere gegenüber von Ari Burnu aufgestellte Artillerie die Stellung zerstört, die der Feind jüngst für seine Bombenwerfer errichtet hatte, sowie seine Stellungen für Maschinengewehre. Durch dieses wirkame Feuer unserer Artillerie brach hinter den feindlichen Schützengräben ein Brand aus, der eine halbe Stunde dauerte. In der Nacht vom 13. zum 14. Juni drang eine unserer kleinen Erkundungspatrouillen in die feindlichen Schützengräben vor Sed ul Bahr ein und erbeutete ein Maschinengewehr mit allem Zubehör, 15 Gewehre mit Bajonetten und eine Menge Patronen. Gestern über-

flog einer unserer Flieger mit Erfolg die Inseln Imbros und Lemnos und warf Bomben auf ein feindliches Lager auf der Insel Lemnos. Unsere Küstenbatterien beschossen gestern die feindlichen Artilleriestellungen bei Sed ul Bahr sowie die Lager und die Transportschiffe des Feindes. Der Feind, der fast täglich dem wirksamen Feuer dieser Batterien ausgesetzt ist, ließ gestern einen Flieger über sie aufsteigen, der sieben Bomben abwarf, ohne irgend einen Erfolg zu erzielen.

Schwere Kämpfe im Westen.

Großes Hauptquartier, 16. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Wieder einmal veranlaßt durch die russischen Niederlagen, griffen Franzosen und Engländer gestern an vielen Stellen der Westfront mit starken Kräften an. — Den Engländern gelang es bei Ypern, unsere Stellung nördlich des Teiches von Bellewaarde etwas zurückzudrücken. Es wird dort noch gekämpft. Dagegen sind zwei Angriffe von vier englischen Divisionen zwischen der Straße Estaires—La Bassée und dem Kanal von La Bassée vollkommen zusammengebrochen. Unsere tapferen westfälischen Regimenter und dort eingetroffene Teile der Garde wiesen den Ansturm nach erbitterten Nahkämpfen restlos ab. Der Feind hatte schwere Verluste; er ließ mehrere Maschinengewehre und einen Minenwerfer in unserer Hand. An die Stellungen der mit größter Zähigkeit sich behauptenden Badener bei der Lorettohöhe wagte sich der Feind nach seinen Niederlagen am 13. und 14. nicht wieder heran. — Bei Moulins-sous-Touvent ist der Kampf noch im Gange. Ein feindlicher Durchbruchversuch in den Vogesen zwischen den Bachtälern der Sekt und Lauch scheiterte; dort wird nur noch nordwestlich von Mehral und am Hilsenfirst gekämpft; im übrigen sind die Angriffe schon jetzt abgeschlagen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Russische Angriffe gegen die deutschen Stellungen am Dawina-Abchnitt (südöstlich von Mariampol) östlich von Augustow und nördlich von Bolimow wurden abgewehrt. Unser Vorstoß auf der Front Lipowo—Kalwarja gewann weiteren Boden, mehrere Ortschaften wurden genommen, 2040 Gefangene und 3 Maschinengewehre erbeutet. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Nördlich der oberen Weichsel wiesen die Truppen des Generalobersten von Wonsch russische Angriffe gegen Stellungen ab, die wir am 14. Juni den Russen entzogen haben. — Die geschlagenen russischen Armeen versuchten gestern auf der ganzen Front zwischen dem San nördlich von Sieniawa und den Dnjestrümpfen östlich von Sambor die Verfolgung der verbündeten Armeen zum Stehen zu bringen. Am Abend waren sie überall aus ihren Stellungen bei Tjeplice (nördlich von Sieniawa), südwestlich Lubaszow—Zawadowka-Abchnitt (südwestlich Niemirow) — westlich Jaworow — westlich Sadowa—Wisznia nach hartem Kampf geworfen. Es wird verfolgt. — Die Armee des Generalobersten von Mackensen hat seit dem 12. Juni über 40 000 Mann gefangen genommen und 69 Maschinengewehre erbeutet. — Zwischen den Dnjestrümpfen und Surawno haben die Russen etwas Raum gewonnen; die Gesamtlage ist dort unverändert.

(W. T. B.)

Siegesbeute vom 1. bis 15. Juni in Galizien.

Wien, 16. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: In Galizien konnten die Russen dem allgemeinen Angriff der verbündeten Armeen trotz zähester Gegenwehr nicht standhalten. Von unseren siegreichen Truppen hart verfolgt, weichen die Reste der geschlagenen russischen Korps über Cernkow, Lubaczow und Jaworow zurück. Südlich der Lemberger Straße hat die Armee Boehm-Ermolli heute nacht die russischen Stellungen auf der ganzen Front erstürmt und den Feind über Sadowa—Wisznia und Rudki zurückgeworfen. Südlich des Dnjestr wird im Dorf Felde der Brückenköpfe gekämpft. Truppen der Armee Pflanzer haben gestern früh Nizniow genommen. Die bisherigen Schlachten und Gefechte des Monats Juni haben reiche Beute eingebracht. Vom 1. bis 15. dieses Monats ergibt sich als Gesamtsumme: 108 Offiziere, 122 300 Mann gefangen, 53 Geschütze,

187 Maschinengewehre und 58 Munitionswagen erbeutet. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Italiener versuchten neue vereinzelt Vorstöße, wurden aber allenthalben abgewiesen, so am Sonzo bei Monfalcone, Sagrado und Plava, an der Kärntener Grenze in der Gegend östlich des Plöcken, im Tiroler Grenzgebiete bei Peutelsstein.

Englisches Panzerschiff als Wrack bei Imbros.

Konstantinopel, 16. Juni. Das Hauptquartier teilt mit: An der Dardanellenfront bei Ari Burnu feuerte unsere Artillerie wirkungsvolle Schüsse ab. Es wurde beobachtet, daß der Feind infolge des von uns gegen eine seiner Artilleriestellungen eröffneten Feuers ziemlich schwere Verluste erlitt. — Einer unserer Flieger bemerkte in der Kefalobucht auf Imbros ein Panzerschiff, dessen Typ an den des „Agamemnon“ erinnerte; das Verdeck dieses Panzerschiffes lag fast unter der Meeresoberfläche, und der hintere Schornstein und hintere Mast lagen vollständig unter Wasser.

Niederlage der Engländer bei La Bassée.

Großes Hauptquartier, 17. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Nördlich des Teiches von Bellewaarde wurden die vorgestern verlorenen Grabenstücke wiedergewonnen. Die Engländer und Franzosen setzten gestern ihre Durchbruchversuche fort. Nördlich des Kanals von La Bassée wurden die Engländer von Westfalen und Sachsen im Handgemenge überwältigt und zu beschleunigtem Rückzuge in ihre Stellungen gezwungen. Gegen die Front von westlich Liévin bis Arras richteten die Franzosen fortgesetzt neue Angriffe. An der Lorettohöhe wurde ihnen ein völlig zerstörter Graben überlassen, südlich Souchez gelang es ihnen, in unserer Stellung in einer Breite von etwa 600 Meter Fuß zu fassen; dort wird noch gekämpft. An allen anderen Stellen wurden sie blutig abgewiesen. Die unter größtem Munitionseinsatz und ohne Rücksicht auf die schwersten Verluste geführten Angriffe haben somit wiederum mit einer Niederlage der Franzosen und Engländer geendet. Die für uns siegreichen Nahkämpfe legen erneut Zeugnis ab von der glänzenden Tapferkeit und unerschütterlichen Ausdauer unserer Truppen. Mit dem gleichen Mißerfolg endeten französische Angriffe bei Moulins-sous-Touvent, wir nahmen dort 5 Offiziere, 300 Franzosen gefangen. — In den Vogesen dauerten die lebhaften Kämpfe zwischen Sekt und Lauchthal noch an, kamen aber am Abend zum Stillstand. Abgesehen von einem kleinen Geländeverlust nordwestlich Mehral haben wir alle unsere Stellungen behauptet. 100 Gefangene fielen in unsere Hände. — Östlicher Kriegsschauplatz: Mehrere russische Angriffe wurden abgewiesen. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Nördlich Sieniawa zwangen die Angriffe der verbündeten Truppen die Russen zur Aufgabe ihrer Stellung und zum Rückzuge auf Tarnograd. Die Armee des Generalobersten von Mackensen drängte in scharfer Verfolgung dem Feinde nach. Dacknow und Lubaczow wurden gestürmt, das südliche Smolinka-Ufer wurde vom Gegner gesäubert, bei Niemirow der russische Widerstand schnell gebrochen, die Straße Niemirow—Jaworow überschritten. Weiter südlich gingen die Russen gegen die Wereschna zurück. — Die Behauptung im amtlichen französischen Bericht vom 16. Juni, 11 Uhr abends, daß die Kathedrale von Reims mit Brandgranaten beschossen worden sei, ist unwahr. Unser Feuer richtete sich vielmehr gegen die Ostkasernen, sowie gegen die Batterien am Gleisdreieck nördlich von Reims, die lebhaft auf unsere Stellungen gefeuert hatten.

(W. T. B.)

Neuer Angriff unserer Marineluftschiffe.

Berlin, 17. Juni. In der Nacht vom 15. zum 16. Juni haben unsere Marineluftschiffe einen Angriff auf die Nordostküste Englands ausgeführt. Ein befestigter Küstenplatz wurde mit Bomben beworfen, durch die eine Reihe industrieller Anlagen, darunter ein Hochofenwerk, in Brand gesetzt und zum Teil zerstört wurde. Die Luftschiffe wurden stark beschossen, besonders heftig von einer Strandbatterie. Letztere wurde angegriffen und zum Schweigen gebracht. Die Luftschiffe erlitten keinerlei Beschädigung.

(W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 17. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Auch gestern konnten die geschlagenen russischen Armeen nirgends standhalten. In Mittelgalizien setzten sie auf der ganzen Front, durch starke Nachhuten gedeckt, den Rückzug in nordöstlicher und östlicher Richtung fort. Die verbündeten Armeen verfolgen scharf. Nördlich Sieniawa dringen unsere Truppen über Cieplice und Cewkow vor und haben gestern starke russische Kräfte, die noch auf galizischem Boden kämpften, unter schweren Verlusten über die Reichsgrenze zurückgeworfen. Östlich anschließend erreichten verbündete Truppen Lubaczow, entrißen den Russen nach heftigem Kampf Niemirow und dringen weiter auf Janow vor. An der Lemberger Straße warfen Truppen der Armee Boehm starke russische Nachhuten bei Wolzuchyn noch in den Abendstunden über die Wereszyna und erstürmten mittenachts den Westteil von Grodek. Auch südlich Grodek wurde das Westufer der Wereszyna vom Feinde geäubert. Südlich des Dnjestr ist die Situation im allgemeinen unverändert. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der Isonzo-Front schlugen unsere Truppen bei Plawa wieder mehrere Angriffe unter schweren Verlusten für den Gegner ab. Im Selsgebiet des Krn dauern die Kämpfe der Gebirgstruppen fort. An der Kärntener Grenze hat sich gestern nichts Wesentliches ereignet. In Tirol wurden feindliche Vorstöße gegen das Tiliacher Joch, im Tofanegebiete, bei Tre Sassi, Buchenstein und auf dem Monte Coston (östlich Solgaria) zurückgewiesen.

Vergeblliche Angriffe in den Dardanellen.

Konstantinopel, 17. Juni. Das Hauptquartier teilt mit: An der Dardanellenfront vernichtete unser linker Flügel am Morgen des 15. Juni durch Artilleriefeuer ein feindliches Flugzeug, das beim Überfliegen unserer Stellung gegenüber Ari Burnu beschädigt und zum Absturz hinter den feindlichen Schützengräben gebracht wurde. Gestern ereignete sich bei Ari Burnu und Sed ul Bahr nichts von Bedeutung. Unsere Küstenbatterien an der Meerenge bombardierten bei Sed ul Bahr die feindlichen Artilleriestellungen sowie die Truppen des Feindes und eine seiner Transportkolonnen; sie sprengten einen Wagen der genannten Kolonne in die Luft.

Neue Niederlage der Engländer bei La Bassée.

Großes Hauptquartier, 18. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Die Feinde setzten ihre Durchbruchversuche nördlich Arras vergeblich fort. Die Engländer erlitten nördlich des Kanals von La Bassée eine neue Niederlage; ihre Angriffstruppen wurden aufgerieben; nur einzelne Leute flüchteten sich zurück. Westlich Angres, beim Kirchhof südlich Souchez und nördlich Ecurie sind Franzosen in kleine Teile unserer vorderen Stellung eingedrungen; hart nördlich der Loretohöhe gaben wir ein im umfassenden Feuer liegendes Grabenstück planmäßig auf. Im übrigen wurden die feindlichen Angriffe abgeschlagen. — Seit 16. Juni nahmen wir auf dem Kampffelde nördlich Arras 17 Offiziere, 647 Mann gefangen; die blutigen Verluste der Gegner entsprechen denen der Schlacht in der Champagne. — In den Argonnen wiesen wir schwache feindliche Vorstöße ab. Bei Vouquois haben sich örtliche Gefechte entwickelt. Die Vogeekämpfe westlich Meheral sind noch im Gange. — Östlicher Kriegsschauplatz: Vordringende russische Abteilungen wurden von deutscher Kavallerie über den Szynsja-Abchnitt (östlich der Straße Cytowian — Szawle) zurückgeworfen. Ein von starken feindlichen Kräften gegen die Dawina-Linie vorgetragener Angriff scheiterte. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Beiderseits Tarnograd warfen die verbündeten Truppen in der Nacht den Feind gegen den Tanew-Abchnitt zurück. Die anderen Armeen des Generalobersten von Mackensen haben die geschlagenen Russen bis in die vorbereitete Grodek-Stellung (Linie Narol-Miaszt — Magierow — Wereszyna-Bach bis zur Einmündung in den Dnjestr) getrieben. (W. T. B.)

Die Vernichtung des „U 29“.

Berlin, 18. Juni. Ende März meldete die britische Admiralität, daß das von Otto Weddigen geführte tapferere Unterseeboot „U 29“ mit der ganzen Besatzung untergegangen sei. Über die Art der Vernichtung von „U 29“ ist, wie wir von maßgebender Stelle hören, jetzt aus besonderer Quelle bekannt geworden, daß das Boot durch einen unter schwedischer Flagge fahrenden englischen Tankdampfer zum Sinken gebracht worden ist. Hierdurch finden die von vornherein umlaufenden Gerüchte ihre Bestätigung, daß das Boot britischer Hinterlist zum Opfer gefallen ist. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 18. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Nördlich Sieniawa sind unsere Truppen in der Verfolgung auf russisches Gebiet vorgebrungen. Sie erreichten die Höhen nördlich Kreszow, die Niederung des Tanew und besetzten Tarnograd. Auch die zwischen dem unteren San und der Weichsel stehenden russischen Kräfte weichen an mehreren Stellen zurück. Cieszanow und die Höhen nördlich des Ortes wurden genommen. — Im Berglande östlich Niemirow sowie in der Gegend bei Janow haben sich starke russische Kräfte gestellt. An der Wereszyna wird gekämpft. Unsere Truppen haben an einigen Stellen schon östlich des Flusses Fuß gefaßt. — Südlich des oberen Dnjestr mußten die Russen nach heftigen Kämpfen aus den Stellungen bei Litunia gegen Kolodrubyn zurückweichen. Eigene Truppen haben in der Verfolgung die Mündung der Wereszyna erreicht. Die sonstige Lage am Dnjestr ist unverändert. — Die Ostgruppe der Armee Pflanzler wies gestern zwischen Dnjestr und Pruth acht Sturmangriffe der Russen blutig ab. Der Feind, der verzweifelte Anstrengungen machte, um unsere Truppen in die Bukowina zurückzuwerfen, erlitt im Artilleriefeuer schwere Verluste und ging fluchtartig zurück. 8 Offiziere, 1002 (tausendundzwei) Mann wurden gefangen, 3 Maschinengewehre erbeutet. — Italienischer Kriegsschauplatz: Bei neuerlichen Vorstößen an der Isonzo-Front erzielten die Italiener ebenjowenig einen Erfolg wie bisher. Bei Plawa schlugen unsere braven Dalmatiner Truppen vorgestern abend und nacht den Angriff einer italienischen Brigade ab. Gestern griff der Feind nochmals an und wurde wieder zurückgeschlagen. Im Angriffsraume wurden zwei piemontesische Brigaden und ein Mobilmilizregiment festgestellt. Die Verluste der Italiener sind hier wie im Krn-Gebiete sehr schwer. Erneute feindliche Angriffe im Plöcken-Gebiet und auf dem Monte Coston wurden gleichfalls abgewiesen.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 18. Juni. Das Hauptquartier teilt mit: An der Dardanellenfront zerstörte unsere Artillerie am 16. Juni bei Ari Burnu Maschinengewehrstellungen und wichtige Beobachtungspunkte des Feindes. Ein feindliches Geschütz wurde gebrauchsunfähig gemacht. Eines unserer Regimenter auf unserem rechten Flügel nahm einen Teil der feindlichen Schützengräben weg und besetzte ihn. Gestern dauerte in der Gegend Ari Burnu und Sed ul Bahr schwaches Geschütz- und Infanteriefeuer von beiden Seiten fort, ohne daß sich etwas Wichtiges ereignet hätte. Seit dem 14. Juni verwendet der Feind Explosivgeschosse, welche erstickende Gase entwickeln.

Neue Angriffe bei Arras.

Großes Hauptquartier, 19. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Die Fortsetzung der Angriffe auf unsere Front nördlich von Arras brachte dem Feinde weitere Mißerfolge; nördlich des Kanals von La Bassée wurde ein englischer Vorstoß mühelos abgewiesen. Mehrere französische Angriffe an der Loretohöhe, beiderseits Neuville und nordöstlich von Arras brachen zusammen. Wir säuberten einige früher verlorene Grabenstücke vom Feinde. — In den Argonnen wurden örtliche Vorstöße des Gegners im Bajonettkampf abgewiesen. Die Kämpfe bei Vouquois haben zu keinem Ergebnis geführt. — Nordöstlich von Lunéville wurde der

von den Franzosen besetzte und besetzte Ort Embermenil überfallen und genommen. Nach Zerstörung aller französischen Verteidigungsanlagen gingen unsere Truppen unter Mitnahme von etwa 50 gefangenen französischen Jägern in ihre alten Stellungen zurück. In den Vogesen wird noch an einzelnen Stellen des Sechstaies gekämpft. Am Hilsenfirst nahmen wir über 200 Franzosen gefangen. — Östlicher Kriegsschauplatz: In Gegend Szawle, am Davina- und Szlawanta-Abschnitt wurden russische Vorstöße abgewiesen. — Südwestlich von Kalwarja machten wir Fortschritte; das Dorf Wolkowizna wurde im Sturm genommen. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die Russen sind westlich des San bis in Linie Zapuscie—Ulanow, östlich davon über die Tanew—Pauzka-Linie zurückgeworfen. — Die Grodek-Stellung wird angegriffen. — Die noch südlich des Dnjestr zwischen den Dnjestr-Sümpfen und dem Strij stehenden Russen wurden angegriffen und nach Norden zurückgedrängt. Die Angriffe werden fortgesetzt. (W. T. B.)

Grodek und Komarno genommen.

Wien, 19. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Die galizische Schlacht dauert fort. Im Ansturm gegen die zusammenhängende russische Verteidigungsstellung an und nördlich der Wereszyna erkämpften die Truppen der verbündeten Armeen Stellung um Stellung. Grodek und Komarno sind genommen. An der Nordfront wurde das südliche Tanew-Ufer vom Feinde gesäubert, Ulanow nach heftigem Kampfe besetzt. — Südlich des oberen Dnjestr schreitet der Angriff der verbündeten Truppen fort. — Die Ostgruppe der Armee Pflanzler hat neue schwere russische Angriffe wieder blutig zurückgeschlagen. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der Isonzo-Front und der Kärntener Grenze trat nach den letzten erfolglosen verlustreichen Vorstößen der Italiener Ruhe ein, die nur durch Plänkelei und stellenweises Geschützfeuer unterbrochen ist. Ein gestern nachmittag wieder bei Plawa angelegter feindlicher Angriff wurde schon im Keime durch Geschützfeuer erstickt. Im Tiroler Grenzgebiete wurden italienische Abteilungen, die gegen die Gebirgsübergänge östlich des Fassa-Tales vorzugehen versuchten, allenthalben abgewiesen. Der erfolglose Angriff auf die Plateaus von Folgaria und Lavarone wurde vom Feinde eingestellt. In den wenigen „erlösten“ Ortschaften des Grenzgebietes drangsalierten die Italiener die Bevölkerung durch Aushebung von Geiseln und brutale Gewaltmaßregeln.

Beschließung der italienischen Küste.

Wien, 19. Juni. Am 17. und 18. Juni haben mehrere unserer Kreuzer und Torpedoeinheiten eine Streifung an der italienischen Küste von der Reichsgrenze bis Sano unternommen. Hierbei wurden die Semaphorstationen an der Tagliamento-Mündung und bei Pesaro sowie die Eisenbahnbrücken bei Rimini über den Metauro- und Arcilaß durch Geschützfeuer beschädigt, ein italienischer Dampfer versenkt, dessen Besatzung geborgen. Sämtliche Einheiten sind wohlbehalten eingerückt. Flottenkommando

Vom „Eisenbahnkrieg“.

Aus dem Großen Hauptquartier wird geschrieben: Um einen Überblick über die Vorbereitungen für den „Eisenbahnkrieg“ zu gewinnen, bedenke man, wie es in den kritischen Tagen Anfang August 1914 in Deutschland aussah: Es war Ferien- und Reisezeit. Die großen Truppen-Übungsplätze in jedem Korpsbezirk waren mit Truppen voll belegt. Der Güterverkehr stand auf gewohnter Höhe. Bis zuletzt glaubte alles an die Erhaltung des Friedens; auch sonst hätten Kriegsvorbereitungen der Eisenbahnen aus politischen Gründen unterbleiben müssen.

Am 2. August wurde der Krieg erklärt. Alles, was unterwegs war, eilte zur Bahn, um die Heimat vor dem Einsetzen der großen Militärtransport-Bewegungen zu erreichen. Angehörige suchten ihre Söhne und Brüder auf, ihnen vor dem Ausrücken ins Feld noch Lebewohl zu sagen. Die nach den Übungsplätzen ausgerückten Truppen wurden schleunigst in ihre Garnisonen zurückbefördert.

Die Bereitstellung unserer Armeen mußte zum Teil im industriereichen westlichen Grenzgebiete erfolgen. Tausende langer Militärzüge sollten dorthin fahren. Die Bahnhöfe mußten bis dahin von den großen Mengen beladener und unbeladener Güterwagen geräumt sein, um einer unentwirrbaren Verstopfung im Aufmarschgebiet vorzubeugen.

Gleichzeitig setzten andere große Transportbewegungen ein, die unser Vaterland in allen Richtungen durchzogen. Lange Züge mit leeren Wagen und Reihen zusammengekoppelter Lokomotiven fuhrten dorthin, wo nach sorgfältiger Berechnung beim Beginn des Aufmarsches Wagen- oder Lokomotivmangel eintreten mußte. Die Lage unserer verkehrsreichen und verkehrsarmen Gegenden läßt die Hauptrichtungen dieser Eisenbahnbewegungen erraten. Dann die eigentlichen Mobilmachungstransporte: Die Beförderung von Millionen von Reservisten und Landwehrmännern zu ihren Bestimmungsorten; daneben die Zufuhr von Gerät und Material für die Truppen und die Armierung der Festungen. Die ganz verschiedene Bevölkerungsdichte unseres Vaterlandes läßt auf die hauptsächlichsten Wege dieser Transporte schließen. Aus den Gegenden Deutschlands, wo unsere Pferdezuucht blüht, rollten die Züge nach feststehendem Plan an alle die Orte, wo zur Aufstellung der Selbstformationen gegenüber dem Friedensbestande bedeutend mehr Pferde gebraucht wurden. Aus viehreichen Gegenden gingen lange Züge mit Schlachtvieh zu den Armeekonjervensfabriken. — Schließlich sei noch der gewaltigen Bewegung gedacht, welche die Kohlen aus den großen Bergwerksrevieren den Häfen der Marine vom ersten Tage ab ohne Unterbrechung zuführt.

Wenige Stunden nach dem Ausbruch der Mobilmachung gingen die ersten Züge an unsere Grenzen, um sie gegen feindlichen Einfall zu schützen. Von Tag zu Tag schwoß diese Aufmarschbewegung an, bis zu dem Zeitpunkt, wo unsere Armeen vormarschbereit an den Grenzen standen und unzählige Magazine hinter ihrer Front bis tief nach Deutschland hinein planmäßig mit Vorräten an Verpflegung, Munition usw. gefüllt waren.

Ein Durcheinander gewaltiger Bewegungen auf den deutschen Schienenwegen! Zug um Zug unter Berücksichtigung der jeweiligen, mit den Jahreszeiten sich verändernden Verhältnisse, im Frieden festgelegt und nach Ausbruch der Mobilmachung pünktlich durchgeführt.

Das war in großen Zügen die Friedensarbeit der Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabes in Berlin und ihrer Organe, der Linien-Kommandanturen. Daß diese Arbeit ein enges Zusammengehen mit vielen anderen Behörden, namentlich den Eisenbahnverwaltungen, zur Vorbedingung hat, liegt auf der Hand.

Die Transportbewegungen auf den Eisenbahnen sind glatt verlaufen. Wie leicht konnte aber durch höhere Gewalt, menschliches Versehen oder auch verbrecherische Hand an irgendeiner Stelle unseres engmaschigen Bahnnetzes eine ernste Störung eintreten, welche die rechtzeitige Bereitschaft des Heeres an der Grenze in Frage stellen konnte. Die Eisenbahnabteilung mußte daher bei ihren Vorarbeiten die nach unseren geographischen Verhältnissen ehest zu erwartenden und schwerwiegendsten Störungen berücksichtigen. Die Organe der Eisenbahnabteilung mußten auch durch mannigfache Friedensübung so geschult werden, daß sie mit sachkundiger Hand, mit Geschick und Verantwortungsfreudigkeit bei allen Störungen so eingriffen, daß trotz alledem das Ziel unserer Transportbewegungen pünktlich erreicht wurde. — Wenn auch die Erwartungen eines glatten Aufmarsches nicht getäuscht sind, so darf man doch zuversichtlich annehmen, daß man etwaiger Störungen Herr geworden wäre, und daß trotz aller Hemmnisse die Armeen zur rechten Zeit an der Grenze bereit gestanden hätten.

Diese Schulung der Militär-Eisenbahn hat sich aber auch während des Krieges belohnt gemacht. Wie die Truppenführer die Marschkolonnen auf den Straßen je nach den eintreffenden Nachrichten vom Feinde auf neue Marschziele leiten, so werden die auf den Schienenwegen laufenden Heeresverbände unter Berücksichtigung der besonderen Eigenarten der Eisenbahnen je nach der operativen Lage in andere Richtungen gebracht. Die Geschicklichkeit der beteiligten Offiziere und Beamten in der Führung der „Eisenbahnmarschkolonnen“ hat zu den herrlichsten Erfolgen im Osten und Westen wesentlich beigetragen, ihren schönsten Lohn aber in den letzten Siegen in Galizien geerntet. Die Vorbedingung für diese Beweglichkeit und Wendigkeit der „Eisenbahnmarschkolonnen“ ist ein gut entwickeltes Bahnnetz. — Das führt uns zur letzten großen Friedensaufgabe der Eisenbahnabteilung: der Überwachung des Bahnausbaues. Die Schwierigkeit dieser Aufgabe lag darin, daß die Wege des deutschen Handels oft andere gewesen sind, als die Wege zu unseren Feinden im Westen und Osten. Weit vorausschauend mußten die für die militärischen Bedürfnisse und die für die Entwicklung von Handel, Industrie und Landwirtschaft erforderlichen Bahnbauten festgestellt und die Dringlichkeit gegenseitig sorgsam abgewogen werden. — Auch die Berücksichtigung der militärischen Interessen bei kleineren Ausbauten mußte überwacht werden.

Als der Aufmarsch unserer Armeen an den Grenzen vollzogen war und der Vormarsch begann, begab sich der Chef der Eisenbahnabteilung mit seinem Stabe als „Chef des Seldeisenbahnwesens“ im Gefolge Seiner Majestät ins Feld.

Mit dem Tage der Mobilmachung ist die Stellung der Militär-Eisenbahnbehörden gegenüber den deutschen Eisenbahnverwaltungen völlig geändert. Sämtliche Eisenbahnen Deutschlands befinden sich seitdem im Kriegsbetriebe, d. h. die Bahnverwaltungen sind bezüglich der Einrichtung, Sortierung, Einstellung und Wiederaufnahme des Bahnbetriebes den Anordnungen des Chefs des Feld-Eisenbahnwesens unterworfen. Die Ausführungsanweisungen für die Regelung des Kriegsbetriebes gibt er durch die Linienkommandanturen; auch steht ihm für die Arbeit in der Heimat die Eisenbahnabteilung des stellvertretenden Großen Generalstabes in Berlin zur Verfügung.

Zu dem heimischen Bahnnetz trat bald Bahngebiet in eroberten Landesteilen hinzu. Unsere Truppen sind im schnellen Ansturm weit in das Innere des feindlichen Landes vorgedrungen, aber die Gegner haben auf allen Kriegsschauplätzen noch Zeit gefunden, beim Rückzuge die meisten größeren Brücken zu sprengen und viele Tunnel zu sperren. Die Schienenwege müssen den vorwärts dringenden Armeen dicht auf den Ferseu bleiben, wenn anders deren Vormarsch nicht gehemmt werden soll. Dies bedingt schnellste Wiederherstellung und Inbetriebnahme der feindlichen Bahnen.

Für diese Aufgaben waren nach Ausspruch der Mobilmachung zunächst zwei Militär-Eisenbahn-Direktionen aufgestellt, die den Eisenbahnbetrieb in dem eroberten Gebiet so einrichten sollten, wie etwa die Eisenbahn-Direktionen in der Heimat.

Die eine der beiden Militär-Eisenbahn-Direktionen wartete in Aachen auf den Zeitpunkt, wo sie nach Belgien vorgehen könnte. Die mit den Truppen in vorderster Reihe vorgehenden Offiziere der Eisenbahn-Regimenter erkundeten die Bahnzerstörungen an den völlig verlassenen Eisenbahnlinien, zunächst bis in die Gegend Hasselt—Löwen—Namur—Marloie. Abgesehen von vielen kleineren Störungen, aufgerissenen Gleisen, umgeworfenen Maschinen usw. fand man 13 Brücken gesprengt und einen Tunnel durch mehrere, mit Dampf in einander gefahrene Lokomotiven gesperrt. Die Telegraphen- und Fernsprecheinrichtungen waren heruntergerissen, die hierzu gehörigen Anlagen auf den Bahnhöfen unbrauchbar gemacht. Außerdem befanden sich die Gleisanlagen in Belgien zum größten Teil in einem recht vernachlässigten Zustande; die Schienen waren schadhaft und in schlechter Gleislage. Häufig brachen die Weichen unter der Last unserer Lokomotiven. — Da mußten die Eisenbahntruppen ans Werk; sie haben fast übermenschlich gearbeitet, um den vordringenden Armeen die Nachführung von Munition und Verpflegung zu sichern. Oft mußten lange Militärzüge in dichter Folge über die Bahnen geleitet werden, nachdem notdürftig ein Gleis freigemacht, und auf den Bahnhöfen Unteroffiziere mit einigen Leuten den Betrieb übernommen hatten. Noch hatte z. B. keine deutsche Maschine Lüttich nach Westen hin überschritten, als schon der erste Zug mit deutschen Truppen, die den bei Brüssel kämpfenden Unterstützung bringen und bis Löwen vordringen sollten, in den Bahnhof einlief. Die vorliegende Strecke war gerade eben eingleisig in Ordnung gebracht, Betriebspersonal fehlte ganz, die Telefon- oder Telegraphenverbindungen zwischen den Stationen waren noch nicht wieder hergestellt. Trotzdem fuhr Zug auf Zug auf Löwen vor, die entleerten Züge kehrten auf demselben Wege zurück. Obwohl aus den Häusern auf die Züge geschossen und fortgesetzt feige Anschläge gegen die Bahnen von einer sinnlos verhegten Bevölkerung ausgeführt wurden, kam die Truppe doch rechtzeitig an den Feind und konnte zum entscheidenden Sieg noch beitragen.

Schritt für Schritt ging es mit der Wiederherstellung und Inbetriebnahme der Bahnen vorwärts. Am 1. September zog die Militär-Eisenbahn-Direktion in Brüssel ein, Ende Oktober rückte sie nach Lüttich vor. An ihre Stelle traten in Lüttich und Brüssel neugebildete Linien-Kommandanturen.

Südlich der Militär-Eisenbahn-Direktion I wurde die Militär-Eisenbahn-Direktion II am 20. August in Ulflingen eingesetzt, am 25. August nach Libramont und am 4. September nach Sedan vorgeschoben. Ihr folgte bis Luxemburg eine neuformierte Linienkommandantur. Die Gebiete der beiden Militär-Eisenbahn-Direktionen wurden mit der Zeit so umfangreich, daß zwischen beiden noch eine dritte mit dem Sitz in Charleroi eingeschoben werden mußte.

Im Osten ist für das eroberte Gebiet Russisch-Polens eine Linienkommandantur in Lodz eingesetzt.

Alle diese Behörden sind militärisch organisiert. Der Eisenbahnbetrieb ist militärisch und wird in den Gebietsteilen dicht hinter der Front durch Eisenbahntruppen, weiter rückwärts durch Personal, das von den deutschen Eisenbahn-Verwaltungen abgegeben ist, geführt.

Die Bautätigkeit der Eisenbahntruppen erstreckte sich in den ersten Monaten des Krieges vorzugsweise auf die Wiederherstellung zerstörter Eisenbahn-Kunstabteile, um überhaupt mit Hilfe selbstmähiger Mittel schnell Bahnverbindungen für die Zwecke der Armeen zu schaffen; in den folgenden Kriegsmonaten galt es, diese Bahnverbindungen zu größtmöglicher Leistungsfähigkeit auszubauen. Neue Vollbahnen wurden gelegt, wo die vorhandenen im militärischen Interesse der Ergänzung bedurften, oder wo unsere Bahnen in das eroberte Land hinein keine Fortsetzung hatten.

Bei den ungünstigen Geländebedingungen und dem schlechten Zustande der durch den nassen Winter aufgeweichten Wege war

man im vordersten Teile des Operationsgebietes zur Anlage eines vielschichtigen Netzes von Kleinbahnen, von Feld- und Förderbahnen gezwungen, um Munition und Verpflegung bis dicht an die Stellungen unserer Truppen vorzuführen. Eine längere Feldbahn hat nur in Polen für den Nachschub einer Armee vorübergehend Bedeutung gewonnen.

An Stelle der Notbrücken mußten im Laufe der Zeit zur Erhöhung der Betriebsleistung und Betriebssicherheit Brücken mit permanentem Charakter treten. Die Durchführung dieser Bauten geschah vorn im Operationsgebiet durch die Eisenbahntruppen, im weiter rückwärts gelegenen Etappengebiet durch deutsche Privatfirmen. Im Laufe des Krieges sind bisher 104 größere Brücken gebaut, 8 Tunnel wieder hergestellt und 14 größere Vollbahnen dem Betriebe übergeben. Etwa 160 Bahnhöfe sind hinsichtlich ihrer Gleisentwicklung, ihrer Aus- und Einlademöglichkeiten ausgebaut, zahlreiche Überholungsgeleise für die langen Militärzüge und eine Reihe von Verbindungskurven zwischen wichtigen Bahnlinien gelegt.

Die nachstehende Zusammenstellung gibt einen Überblick über die Entwicklung des Militärbetriebes in den von uns besetzten feindlichen Gebieten, hierbei sind die russischen, an Ost- und Westpreußen östlich der Weichsel angrenzenden Bahnen unberücksichtigt geblieben.

Betriebsergebnisse im eroberten Bahngebiet für Monat April 1915. (Zahlen abgerundet.)

I. Streckenlängen am Monatsende.			
	eingleisig	zweigleisig	zusammen
a) im Militärbetrieb	3000	4100	7100 km
b) verpackt	450	150	600 "
c) nicht benutzt	550	20	570 "
d) nicht wiederhergestellt	90	20	110 "
e) im Bau	400	15	415 "
zusammen:	4490	4305	8795 km

II. Betriebsverwaltung.	
a) Betriebsämter	75
b) Maschinenämter	25
c) Werkstättenämter	10
d) Besetzte Stationen	1200
e) Betriebswerkstätten	70
f) Gasanstalten	5
g) Elektrische Kraftanlagen	350

III. Wohlfahrtseinrichtungen.	
a) Entseuchungsanstalten	20
b) Badeanstalten	130
c) Kriegsverpflegungs-Anstalten	35
d) Verband- und Erfrischungsstellen vom Roten Kreuz	30
e) Übernachtsanstalten für Eisenbahnpersonal	135
f) Eisenbahnherberge	5

IV. Leistungen der Fahrzeuge.	
Geleistete Wagenachskilometer	170 500 000 km
Geleistete Zugkilometer	3 000 000 km

Bei der Bewertung der Betriebsergebnisse muß in Rechnung gestellt werden, daß seit Übernahme der Bahnen in ihrem oben geschilderten Zustande erst acht Monate vergangen sind, und daß der öffentliche Personen- und Güterverkehr noch im Entstehen begriffen ist. Die Eisenbahnen würden sicher schon jetzt größeren Anforderungen des öffentlichen Verkehrs entsprechen können. — Diesen von Monat zu Monat in festere Bahnen zu bringen, ist Aufgabe der Militär-Generaldirektion in Brüssel, die ebenfalls dem Chef des Feld-Eisenbahnwesens untersteht. (W. T. B.)

Niederlage der Russen in Galizien.

Großes Hauptquartier, 20. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Nördlich des Kanals von La Bassée und auf der Front nördlich Arras wiesen wir mehrere feindliche Teilangriffe blutig ab. In der Champagne wurde eine französische Abteilung, die bei Perthes nach einer Minen Sprengung angriff, zusammengebrochen. Unternehmungen der Franzosen gegen unsere Vorposten am Paronwald führten zu örtlichen Kämpfen, bei denen wir die Oberhand behielten. In den Vogesen wird Münster von den Franzosen heftig beschossen. Erneute feindliche Angriffe im Sechttale und südlich waren erfolglos. Aus einem feindlichen Sliergeschwader, das, ohne militärischen Schaden anzurichten, Bomben auf Jeggem in Flandern warf, wurde ein Flugzeug herausgeschossen, mehrere andere zu schleuniger Umkehr gezwungen. Ein weiteres feindliches Flugzeug wurde in der Champagne über Douziers heruntergeholt. — Östlicher Kriegsschauplatz: Russische Angriffe gegen unsere Linie in Gegend Szawle und Augustow wurden ab-

geschlagen. Eigene Vorstöße kleinerer Abteilungen führten zur Wegnahme der feindlichen Vorstellungen bei Budt Przysieki und Zalesie (östlich der Straße Przasnysz-Myszyniec). — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Südlich der Pilica nahmen Truppen des Generalobersten von Wonsch in den letzten Tagen mehrere feindliche Vorstellungen. — Die Armeen des Generalobersten von Mackensen haben die Grodek-Stellung genommen. Zu Beginn des gestrigen Tages schritten deutsche Truppen und das Korps des Feldmarschalleutnants von Arz zum Angriff auf die stark verschanzten feindlichen Linien; nach hartnäckigem Kampfe waren am Nachmittag fast durchweg die in mehreren Reihen hintereinander liegenden feindlichen Gräben auf der 35 Kilometer langen Front nördlich von Janow bis Huta-Obedynska (südwestlich Rawaruska) gestürmt; am Abend war der Feind bis hinter die große Straße Zolkiew (nördlich Lemberg) — Rawaruska geworfen. — Unter dem Drucke dieser Niederlage ist der Gegner heute nacht auch aus der Anschlußstellung zwischen Grodek und den Dnjestr-Sümpfen gewichen, hart gedrängt von den österreichisch-ungarischen Truppen. — Zwischen den Dnjestr-Sümpfen und der Strj-Mündung hat der Feind das südliche Ufer des Dnjestr geräumt. (W. T. B.)

Neue Siege in Galizien.

Wien, 20. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Die Fortsetzung der kraftvollen Offensive der verbündeten Armeen führte gestern in der Schlacht Magierow-Grodek zu einem neuerlichen vollen Siege über die feindlichen Armeen. Nach Forcierung des San und nach der Wiedereroberung von Przemyśl erzwang der Erfolg der verbündeten Truppen in der Durchbruchschlacht zwischen Lubaczowka und dem oberen Dnejsr am 15. Juni den weiteren Rückzug des mittlerweile durch Heranführung zahlreicher Verstärkungen wieder schlagkräftig gewordenen Feindes, er wich damals unter schweren Verlusten in östlicher und nordöstlicher Richtung zurück. In den folgenden Tagen brachte die russische oberste Heeresleitung zur Deckung der galizischen Landeshauptstadt nochmals die Reste der geschlagenen Armeen zusammen, um in der durch das Terrain starken und gut vorbereiteten Wareszka-Stellung unser Vordringen endlich zum Stehen zu bringen. Nach heftigem Kampfe hat der Ansturm der heldenmütigen Truppen auch diesmal wieder die ganze russische Front zum Wanken gebracht. Schon in den Nachmittagsstunden war die feindliche Stellung im Angriffsraume des Generalobersten von Mackensen um Magierow durchbrochen. Der Feind begann gegen Rawaruska und Zolkiew zurückzugehen, während er an der Wareszka noch erbitterten Widerstand leistete. — Nachts erstürmten Teile der Armee Boehm-Ermolli die feindliche Stellung beiderseits der Lemberger Straße. Gleichzeitig drangen die übrigen Korps dieser Armee überall in die feindliche Hauptstellung ein. Seit 3 Uhr vormittags sind die Russen auf der ganzen Schlachtfrent im Rückzuge, sowohl in der Richtung auf Lemberg als nördlich und südlich davon, die verbündeten Armeen verfolgen. — Neuerdings fielen Tausende von Gefangenen und zahlreiches Kriegsmaterial in die Hände der Sieger. — Am oberen Dnejsr beginnt der Feind seine Stellung zu räumen. — An der Front der Armee Pflanzgriff er an mehreren Stellen erneut an, wurde jedoch unter sehr bedeutenden Verlusten zurückgeschlagen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Nach leichter Abweisung schwächerer italienischer Angriffe bei Plawa, Ronchi und Monfalcone trat auch gestern an der Isonzo-Front wieder Ruhe ein. Hier und an der Kärntener Grenze schießt die feindliche Artillerie ohne Wirkung gegen unsere Befestigungen. — Bei den von mindestens einer Brigade geführten, bekanntlich überall abgeschlagenen Angriffen unserer Stellungen östlich des Fassa-Tales hatte der Feind erhebliche Verluste. Vor einem Stützpunkt allein wurden 175 italienische Leichen gezählt.

Nachtrag: Auf der ganzen Front, aus der Wareszka-Stellung zurückgeworfen, sind die Russen seit heute 3 Uhr vormittags überall im Rückzuge.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 20. Juni. Das Hauptquartier teilt mit: An der Dardanellenfront bei Ari Burnu ereignete sich am 18. und 19. Juni nichts Wesentliches. Ein von 9 Torpedobooten und 7 Minensuchern gedecktes feindliches Panzerschiff erschien vor Sed ul Bahr, beschloß unsere Küstenbatterien auf dem asiatischen Ufer und zog sich mit seiner Bedeckung in der Richtung nach Lemnos hin zurück. Am 19. Juni wurde ein schwacher Angriff gegen das Zentrum unserer Südgruppe vor Sed ul Bahr mit Verlust abgewiesen. Unsere Küstenbatterien beschossen die Artillerie, Kolonnen und Transportschiffe des Feindes wirksam, ebenso wie seine Infanterie, welche unter dem wirksamen Feuer unserer europäischen Batterien den Rückzug antrat. Unsere Batterien auf dem asiatischen Ufer beschossen auch Kolonnen des Feindes, welche nach seinem neuen Lager marschierten, seine Schuppen und Flugzeuge wirksam und verursachten einen Brand, welcher mehrere Flugzeuge vernichtete und Schrecken unter Truppen und Tieren des Feindes verbreitete. Feindliche Flieger überflogen unsere genannten Batterien und warfen 8 Bomben, jedoch ohne Erfolg. — An der kaukasischen Front wiesen unsere Truppen Angriffe, die der Feind als Rückzugsdeckung eingeleitet hatte, durch Gegenangriffe ab. Wir machten Gefangene und erbeuteten 3 Maschinengewehre. In Gegend Olty machten unsere Truppen trotz erbitterten Widerstandes des Feindes Fortschritte. Bei diesen Gefechten verlor der Feind 200 Tote, darunter einige Offiziere, und ließ Gefangene, eine Menge Gewehre, Zelte und Ausrüstungsgegenstände in unseren Händen. — An den Dardanellen nahm unsere Artillerie am 17. Juni bei Ari Burnu die feindlichen Sunkens- und heliostatischen Anlagen unter Feuer. Der größte Teil der dort arbeitenden feindlichen Soldaten wurde getötet. Ein feindliches Torpedoboot wurde durch ein Artilleriegeschloß schwer beschädigt. Am 18. Juni beschloß unsere Artillerie erfolgreich den linken Flügel des Feindes und verursachte ihm große Verluste. Um sich gegen das wirksame Feuer unserer Küstenbatterien zu schützen, hatte der Feind seine Stellung gewechselt, aber auch die neuen Stellungen wurden von denselben Batterien beschossen. Die feindliche Artillerie, die das Feuer auf unsere Infanterie eröffnet hatte, wurde zum Schweigen gebracht.

Heftige Kämpfe an der Westfront.

Großes Hauptquartier, 21. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Gegen die Front nördlich Arras beschränkte sich der Gegner hauptsächlich auf Artilleriefeuer, nur nördlich Souchez erfolgte ein Infanterieangriff, der von uns abgewiesen wurde. Westlich Soissons scheiterte ein vereinzelter nächtlicher französischer Vorstoß gegen unsere Stellung westlich Moulin-Jous-Touvent. — Im Westrand der Argonnen gingen wir zum Angriff über. Württemberger und norddeutsche Landwehr erstürmten auf 2 Kilometer Frontbreite mehrere hintereinander liegende Verteidigungslinien und fügten den Franzosen bei ihren vergeblichen Gegenangriffen die schwersten Verluste zu. Die Beute dieses Kampfes beträgt an Gefangenen 6 Offiziere, 623 Mann sowie 3 Maschinengewehre und 3 Minenwerfer. — Auf den Maas Höhen richteten die Franzosen gegen unsere Stellungen an der Grande Tranchée westlich Les Eparges abends fünf starke Angriffe, die westlich der Straße in unserem Feuer zusammenbrachen; östlich der Straße drang der Gegner in Teile unserer Stellung ein; er ist zum Teil bereits wieder verjagt. 70 Gefangene blieben in unserer Hand. — Östlich von Lunéville nahmen wir unsere über Gondrexon vorgeschobenen Vorposten vor überlegenen Kräften auf die Hauptstellung nordöstlich des Ortes zurück. — In den Vogesen wurden feindliche Angriffe im Sektal und südlich blutig abgeschlagen. — Nachts räumten wir zur Vermeidung unnötiger Verluste planmäßig den Ort Megeral, der von der französischen Artillerie in Trümmer geschossen ist. — Östlicher Kriegsschauplatz: In Gegend nordwestlich Szawle und östlich der oberen Dubissa mislangen mehrere, zum Teil von stärkeren Kräften ausgeführte russische Angriffe. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die Armeen des Generalobersten von Mackensen kämpfen um Lemberg und Zolkiew. Rawaruska ist in unserer Hand. — Westlich Rawaruska wurde der Feind gestern von deutschen Truppen angegriffen und geworfen. — Am 19. und 20. Juni wurden

auf dem Kampffelde zwischen Janow und nördlich Magierow rund 9500 Russen gefangen genommen, 8 Geschütze und 26 Maschinengewehre erbeutet. (W. T. B.)

Ein englischer Panzerkreuzer torpediert.

Berlin, 21. Juni. Am 20. Juni griff eines unserer Unterseeboote, etwa 100 Seemeilen östlich von Sirth of Sorth, einen englischen Panzerkreuzer, anscheinend von der „Minotaur“-Klasse, an. Der Torpedo traf, seine Wirkung konnte von dem Unterseeboot jedoch nicht mehr beobachtet werden.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 21. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Die verbündeten Truppen sind in der Verfolgung bis vor Zolkiew, bis nahe an Lemberg und südlich der Stadt bis an den Szczerka-Bach vorgeedrungen. Die in dieser Linie stehenden russischen Kräfte werden überall angegriffen. Bei Mikolajow und Zhdaczow hält der Feind am Dnjestr. Truppen der Armee Pflanzler schlugen heftige Angriffe der Russen südwestlich Potok Sloty, bei Zaleszczyki und im bessarabischen Grenzgebiete wieder unter schwersten Verlusten des Feindes zurück. — Italienischer Kriegsschauplatz: In der Nacht auf den 20. Juni schlugen unsere tapferen Truppen bei Plawa wieder zwei italienische Angriffe ab. Hier erschien ein italienischer Offizier mit der weißen Fahne und einem Hornisten vor unserer Stellung, um eine Bitte seines Brigadekommandanten vorzubringen. Da sich diese Personen nicht mit einer schriftlichen Vollmacht als Parlamentär ausweisen konnten, wurden sie festgenommen und sind Kriegsgefangene. Im Gebiete nordwestlich des Krn wurde der Feind aus seiner Sattelstellung geworfen, wobei sich Abteilungen des Debrecziner Honved-Infanterieregiments besonders auszeichneten. Unsere schwere Artillerie griff erfolgreich in den Gebirgskampf ein. An der Kärntener Grenze griff der Gegner im Raume östlich des Plöcken wie immer erfolglos an. — Im Tiroler Grenzgebiet hat sich nichts Wesentliches ereignet. Das Feuer der italienischen schweren Artillerie gegen unsere Befestigungen ist ohne jede Wirkung. — Am 19. Juni wurden die Tank- und Hafenanlagen von Monopoli durch Torpedofahrzeug mit Erfolg beschossen und die Bahnhöfe von Bari und Brindisi von unseren Seeflugzeugen durch Bombenwürfe beschädigt.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 21. Juni. Das Hauptquartier teilt mit: An der Dardanellenfront fand gestern bei Ari Burnu schwacher Artillerie- und Infanteriekampf statt. Bei Sed ul Bahr scheiterte ein mittags gegen unseren linken Flügel gerichteter feindlicher Angriff in unserem Feuer. Der Feind mußte sich mit großen Verlusten in seine Schützengräben flüchten. Ein Angriff, den der Feind heute morgen von Sed ul Bahr aus gegen unsere ganze Front unternahm, wurde gleichfalls zurückgeschlagen. Unsere anatolischen Küstenbatterien beschossen auch heute mit Erfolg feindliche Torpedobootszerstörer, Minenjäger, Artillerie, Trainszüge, Munitionslager sowie Fliegergeschuppen, sie zerstörten ein feindliches Flugzeug und beschädigten ein anderes. Der Feind ließ darauf von seinen Fliegern mehr als 30 Bomben auf diese Batterien werfen, ohne Schaden anzurichten.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 22. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Auf dem westlichen Kanalufer nordwestlich von Digmuiden wurden feindliche Angriffe gegen drei von uns besetzte Gehöfte abgewiesen. Nördlich von Arras fanden auch gestern im wesentlichen Artilleriekämpfe statt. Ein französischer Infanterieangriff am Labrinth, südlich von Neuville, wurde um Mitternacht zurückgeschlagen. In der Champagne westlich von Perthes schoben wir nach erfolgreichen Sprengungen unsere Stellungen vor. Auf den Maashöhen dauerten die Nahkämpfe unter schwerem Artilleriefeuer den Tag über an. Heute früh gegen 3 Uhr schritten wir zum Gegenangriff, säuberten unsere Gräben vom eingedrungenen Feinde fast vollständig und machten 130 Gefangene. Ein kleiner feindlicher Vorstoß bei Marcheville

wurde leicht abgewiesen. Östlich von Lunéville entwickelten sich bei Leintren neue Vorpostenkämpfe. In den Vogesen haben wir heute nacht unsere Stellungen planmäßig und ungebrängt vom Feinde auf das östliche Secht-Ufer östlich von Sondernach verlegt. Am Hilsenfirst erlitt der Feind bei erneuerten Angriffen wieder ernste Verluste. Unsere Flieger bewarfen den Flughafen Courcelles westlich von Reims mit Bomben. Feindliche Bombenabwürfe auf Brügge und Ostende richteten keinen militärischen Schaden an. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die Kämpfe nördlich und westlich von Lemberg werden fortgesetzt. Westlich von Zolkiew wurden die Russen heute nacht zum Rückzuge aus ihrer Stellung gezwungen. Die deutschen Truppen und das in ihrer Mitte kämpfende österreichisch-ungarische Armeekorps haben seit 12. Juni, dem Beginn ihrer letzten Offensive aus der Gegend von Przemyśl und Jaroslau, 237 Offiziere, 58800 Mann zu Gefangenen gemacht, 9 Geschütze und 136 Maschinengewehre erbeutet. (W. T. B.)

Lemberg erobert.

Wien, 22. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Die Kämpfe um Lemberg dauern fort. Die russische Verteidigungsstellung südlich der Stadt wurde gestern im Raume westlich Dornfeld von unseren Truppen durchbrochen, die Übergänge über den Szczerka-Bach an mehreren Stellen in die Hand genommen. Einzelne Befestigungslager an der West- und Nordwestfront von Lemberg sind nach heftigen Kämpfen, in denen sich die Wiener Landwehr besonders tapfer schlug, in unserem Besitz. Deutsche Truppen erstürmten die Höhen westlich Kulikow und schlugen alle Gegenangriffe der Russen unter schwersten Verlusten des Feindes zurück. — Südlich des Dnjestr ist die allgemeine Situation unverändert. — Auch gestern wiesen die Truppen der Armee Pflanzler, wo sie angegriffen wurden, die Russen unter großen Verlusten zurück. Am Tanew und in Polen hat sich an der Situation nichts geändert. — Italienischer Kriegsschauplatz: Bei Plawa wurden wieder einige feindliche Angriffe abgewiesen. — Ein italienischer Flieger warf auf Görz erfolglos Bomben ab. — An allen Fronten verschießt der Feind viel Geschützmunition, verhält sich aber sonst passiv.

Nachtrag: Unsere zweite Armee hat heute nach hartem Kampfe Lemberg erobert.

Neue Kämpfe an den Maashöhen.

Großes Hauptquartier, 23. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Gestern nahmen wir die Festung Dünkirchen sowie feindliche Truppenansammlungen bei den Ortschaften Bergues, Hondschöote, Furnes und Cassel unter Feuer. — Bei Givenchy, dicht nördlich des Kanals von La Bassée, und bei Neuville wurden Angriffe durch unser Artilleriefeuer im Keime erstickt. Südlich von Souchez machten wir im Grabenkampf gute Fortschritte. — Auf den Maashöhen setzten die Franzosen ihre Durchbruchversuche ohne den geringsten Erfolg fort; sämtliche Angriffe wurden unter erheblichen Verlusten für den Feind abgeschlagen. — Bisher machten wir 280 unverwundete Franzosen, darunter 3 Offiziere, zu Gefangenen und erbeuteten 7 Maschinengewehre sowie 20 Minenwerfer. — Die Vorpostengefechte östlich von Lunéville dauern noch an. In den Vogesen stürmten wir die seit Monaten heiß umstrittene, die Umgebung beherrschende Höhe 631 bei Ban-de-Sapt. 193 Gefangene, 3 Maschinengewehre, 1 Minenwerfer und anderes Material waren unsere Beute. Feindliche Wiedereroberungsversuche blieben erfolglos. — Südlich von Neuville brachte eins unserer Kampfflugzeuge einen feindlichen Flieger zum Absturz. Die amtliche französische Meldung, daß sich belgische Truppen im Südwesten von St. Georges eines deutschen Schützengrabens bemächtigt hätten, ist glatt erfunden. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Lemberg wurde gestern nachmittag durch österreichisch-ungarische Truppen im Sturme genommen, daran anschließend nachts die Szczerka-Stellung zwischen dem

Dnjestr bei Mikolajow und Lemberg. Weiter nördlich ist in der Verfolgung die Linie östlich von Lemberg — Zoltance — Turpnka (nordöstlich von Zolkiew) erreicht. Bei Rawaruska und westlich davon ist die Lage unverändert. — Im San-Weichselwinkel und links der oberen Weichsel beginnen die Russen zu weichen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 23. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Die Nordwest- und die Westfront des Gürtels von Lemberg waren im Zuge der russischen Verteidigungsstellen Zolkiew — Mikolajow von starken russischen Kräften besetzt. Um 5 Uhr vormittags des 22. Juni erstürmte Wiener Landwehr das Werk Rzezna an der Straße Janow — Lemberg. Von Nordwest drangen zu dieser Zeit unsere Truppen über die Höhen östlich des Mlynowka-Baches vor und erstürmten einige Schanzen vor Lysa-Gora. Im Laufe des Vormittags wurden im weiteren Vordringen gegen die Stadt die übrigen Werke und Verteidigungsanlagen der Nordwest- und Westfront in blutigem Kampfe genommen. Hierdurch war die russische Front neuerdings durchbrochen, der Feind, der abermals schwere Verluste erlitt, zum Rückzuge gezwungen. Unsere Truppen drangen in der Verfolgung bis über die Höhen östlich und nordöstlich der Stadt vor und überschritten südlich Lemberg die Straße, die nach Mikolajow führt. Unter dem Jubel der Bevölkerung zog General der Kavallerie Boehm-Ermolli um 4 Uhr nachmittags mit Truppen der zweiten Armee in Lemberg ein. — Auch bei Zolkiew und östlich Rawaruska sind die Russen im Rückzuge. Vereinzelte Vorstöße des Gegners am Tanew wurden abgewiesen. Heute nacht trat der Feind zwischen San und Weichsel sowie im Berglande von Kielce den weiteren Rückzug an, überall verfolgt von den verbündeten Truppen. — Italienischer Kriegsschauplatz: In dem nun abgelaufenen ersten Kriegsmonat haben die Italiener keinen Erfolg erzielt. Unsere Truppen im Südwesten behaupten, wie zu Beginn des Krieges, ihre Stellungen. An oder nahe der Grenze, an der Isonzo-Front am befestigten Grenzraum Slitsch — Malborghet, am karnischen Kamm und an allen Fronten von Tirol brachen sämtliche Versuche feindlichen Vordringens unter schweren Verlusten zusammen.

Schwere Kämpfe bei Sed ul Bahr.

Konstantinopel, 23. Juni. Das Hauptquartier teilt mit: An der Kaukasusfront bemächtigten sich unsere Truppen, die sich in der Richtung Olitz befinden, gestern nach erbittertem Kampfe des 2900 Meter hohen Karabagh, der in der Gegend von Kale Boghazi, zwei Stunden von unserer Grenze entfernt, liegt. Wir erbeuteten von dem nach Osten flüchtenden Feind mehrere hundert Kisten Munition und eine Menge Material der Pioniere. — An der Dardanellenfront wurde am 22. Juni ein am Ufer bei Ari Burnu vorüberfahrendes feindliches Torpedoboot durch zwei von unserer Feldartillerie abgefeuerte Granaten getroffen, worauf es sich entfernte. Die Schlacht bei Sed ul Bahr am 21. Juni, die fast vierundzwanzig Stunden dauerte und mit einer Niederlage des Feindes endete, verlief folgendermaßen: Der Feind bereitete einen wirksamen Angriff vor, indem er besonders während fünf Tagen ohne Unterbrechung mit seiner schweren Artillerie unsere Schützengräben beschoss, die einen Teil des linken Flügels unserer Gruppe bei Sed ul Bahr bildeten. Am 21. Juni morgens 5 Uhr hatte der Feind, nachdem er dieses Feuer noch verstärkt hatte, indem er hundertfünfzig Granaten in der Minute abfeuerte, infolge eines Sturmangriffs und dank beständig bei ihm eingetroffener Verstärkungen einen Teil unserer Schützengräben auf unserem linken Flügel besetzt, die übrigens sehr dicht an ihn herangeschoben waren. Diese Schützengräben gingen aus unseren Händen mehreremal in die des Feindes infolge wiederholter Gegenangriffe über. Gegen Abend blieb nur noch ein hundert Meter langes Stück Schützengräben in den Händen des Feindes. In der Nacht vom 21. zum 22. Juni nahmen unsere Truppen, die während des Kampfes am Tage großen Heldenmut gezeigt hatten, durch energischen Angriff und nacheinander überraschende dieses Stück Schützengräben dem Feinde wieder ab, der schließlich trotz großer Munitionsverschwendung und unter großen Verlusten für ihn in Unordnung in seine alten Stellungen zurückgeworfen wurde. Gestern versuchte der Feind keine Kampfhandlung. Nur am Morgen und Abend dauerte der Artilleriekampf mit Unterbrechungen auf unserem linken Flügel an.

Am 20. Juni beschädigte eine unserer, der Gruppe nördlich von Ari-Burnu angehörenden Batterien mit ihrem wirksamen Feuer zwei große feindliche Transportschiffe, welche in dieser Gegend der Küste kreuzten, und zwangen sie, sich zu entfernen. Am 21. Juni morgens zerstörte unsere Artillerie vollständig eine Batteriestellung, die der Feind auszubauen im Begriff war.

Der Dnjestr überschritten.

Großes Hauptquartier, 24. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Am Osthang der Loretohöhe waren wir den Feind aus einem von ihm vor einigen Tagen eroberten Grabenstück. Südlich von Souchez wurden die Kämpfe für uns erfolgreich fortgesetzt. — Die Labyrinthstellung südlich von Neuville wurde gegen einen nachts einsetzenden starken Angriff im zähen Nahkampf gehalten. — Auf den Maashöhen kam es zu weiteren erbitterten Zusammenstößen; wir nahmen noch 150 Franzosen gefangen; der Feind erlitt bei zwei fehlgeschlagenen Angriffen starke Verluste. — Eine Unternehmung gegen die von uns gestern genommene Höhe bei Ban-de-Sapt wiesen wir ab; die Zahl der Gefangenen erhöhte sich um 50. — Östlicher Kriegsschauplatz: Nordöstlich Kurtschan ließen die Russen, bei einem von uns abgeschlagenen Angriff, über 100 Gefangene zurück. Am Omulew führte ein deutscher Vorstoß zur Sortnahme des Dorfes Kopaczyska. — In Polen südlich der Weichsel wurden mehrere feindliche Angriffe zum Scheitern gebracht. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die Armee des Generals von Einsingen hat den Dnjestr überschritten; zwischen Halicz, das vom Feinde noch gehalten wird, und Zurawno steht sie im heftigen Kampf auf dem Nordufer; anschließend bis zur Gegend östlich von Lemberg und von Zolkiew wurde die Verfolgung fortgesetzt. Zwischen Rawaruska und dem San bei Ulanow hat sich nichts Wesentliches ereignet. — Im San-Weichsel-Winkel sind die Russen bis hinter den San-Abchnitt zurückgegangen; auch auf dem linken Weichsel-Ufer südlich von Ilsa weichen sie nach Norden aus. (W. T. B.)

Flugzeug gegen U-Boot.

Am 22. Mai wurde in der Ostsee ein russisches Unterseeboot, anscheinend vom „Akula“-Typ, durch ein deutsches Flugzeug, 25 Seemeilen östlich von Gotland, mit Bomben beworfen. Der Erfolg konnte damals nicht festgestellt werden. Nunmehr wird von russischer Seite zugegeben, daß dieses Unterseeboot verloren gegangen ist.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 24. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Die allgemeine Lage in Ostgalizien hat sich nicht geändert. Östlich und nordöstlich von Lemberg sind Kämpfe mit starken russischen Nachhuten im Gange. Am oberen Dnjestr wurde Mikolajow und Zhdaczow genommen; flussabwärts letzterer Stadt sind die verbündeten Truppen unter heftigen Kämpfen an mehreren Stellen auf das nördliche Dnjestr-Ufer vorgeedrungen. Zwischen Weichsel und San setzt der Feind den Rückzug fort. Nördlich der Weichsel wurden russische Nachhuten über die Kamienna zurückgeworfen. Ostrowiec und Sandomierz sind von unseren Truppen besetzt. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der Kärntener Grenze wurde bei Kl. Pal ein Angriff starker italienischer Truppen abgewiesen. Sonst fanden an dieser Grenze und an jener von Tirol nur Geschützkämpfe statt. Im Krn-Gebiete herrscht Ruhe. Am Isonzo heftiger Geschützkampf. Angriffe der Italiener bei Gradisca und Monfalcone scheiterten.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 24. Juni. Das Hauptquartier teilt vom 24. Juni mit: An der Kaukasusfront schlug am 23. morgens in der Gegend von Kale Boghazi eine unserer Abteilungen, die die Nachhut des Feindes bedrohte, einen feindlichen Angriff durch Gegenangriff zurück. Der Feind mußte sich gegen Kale Boghazi zurückziehen. An der Dardanellenfront gab es gestern bei Sed ul Bahr und bei Ari Burnu schwache Artillerie- und Infanteriegefechte mit Unterbrechungen.

Kämpfe am Dnjeſtr.

Großes Hauptquartier, 25. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Im Nahkampfe südlich von Souchez erbeuteten wir mehrere Maschinengewehre. — Wiederholte feindliche Vorstöße gegen die Labyrinthstellung wurden abgeſchlagen. — Am Westrand der Argonnen brach der Angriff eines französischen Bataillons gegen unsere vorgeschobenen neuen Stellungen unter schweren Verlusten zusammen. Im Nachstoß entriſſen wir dem Feinde noch einen Graben mit zwei Blockhäusern. Drei weitere Maschinengewehre und drei Minenwerfer fielen in unsere Hand. — Auf den Maashöhen scheiterten die westlich der Tranchée angelegten französischen Angriffe vollkommen. Östlich der Tranchée eroberten wir einen vom Feinde zäh verteidigten Verbindungsgraben zurück. — Bei Leintren östlich von Lunéville wurden kleine feindliche Unternehmungen abgewiesen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Das vorgestern eroberte Dorf Kopacznska wurde wieder geräumt. Südöstlich Chorzele in der Nähe des Dorfes Stegna drangen unsere Truppen nach hartnäckigem Nahkampf in einen Teil der feindlichen Linie ein und setzten sich darin fest. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Truppen des Generalobersten von Woytsch haben in der Verfolgung das Waldgebiet südlich Iſa durchschritten. — Die Lage bei den Armeen des Feldmarschalls von Mackensen ist im wesentlichen unverändert. — Nordwestlich von Halicz mußten Teile der Armee des Generals von Einsingen vor überlegenen feindlichen Gegenangriffen bei Martinow auf das Südufer des Dnjeſtr zurückgenommen werden. Weiter stromauf sind wir im fortschreitenden Angriff; der linke Flügel der Armee steht bei Chodorow. (W. T. B.)

Das südliche San-Ufer frei vom Feind.

Wien, 25. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Zwischen Halicz und Zurawno dauern die Kämpfe am nördlichen Dnjeſtr-Ufer fort. Gegenangriffe der Russen wurden abgewiesen. Der eigene Angriff schreitet vorwärts. Über Zhdaczow vordringend wurde gestern Chodorow genommen. Die sonstige Lage am Dnjeſtr flussabwärts Halicz, dann östlich Lemberg bei Rawaruska und am Tanew ist unverändert. Das südliche San-Ufer ist vom Feinde frei. In Polen verfolgen die verbündeten Truppen die gegen Zawichost, Ozarow und Sienno zurückgehenden russischen Kräfte. — Italienischer Kriegsschauplatz: An den Grenzen Tirols und Kärntens mehrfach Geschüßkämpfe. Im küstländischen Grenzgebiet wurden in den Morgenstunden, östlich Ronchi, zwei feindliche Angriffe abgewiesen. Gegen den Brückenkopf von Görz und den Höhenrand des Plateaus von Comen richtet sich heftiges feindliches Artilleriefeuer.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 25. Juni. Das Hauptquartier teilt mit: An der Kaukasusfront dauerte am 24. Juni in der gebirgigen Gegend von Kale Boghazi der Geschüßkampf mit den Nachhuten des Feindes fort. In dem Abschnitt von Marman Boghazi fand ein unbedeutender Zusammenstoß statt. — An der Dardanellenfront bei Ari Burnu in der Nacht zum 25. Juni Feuer mit Unterbrechungen. Bei Sed ul Bahr ist die Lage dieselbe wie vor der Schlacht, in der der Feind vollständig in seine alte Stellung zurückgeworfen wurde; seitdem hat er keine ernsthafte Bewegung mehr gemacht. Bisher ist es noch nicht möglich gewesen, die außerordentlich hohen Verluste des Feindes in der Schlacht vom 21. Juni zu schätzen; unsere Artillerie schont die Lazarettſchiffe, die beständig Verwundete fortbringen. In der Nacht auf den 25. Juni überraschte eine von unserem rechten Flügel entsandte Erkundungsabteilung bei Sed ul Bahr eine feindliche Abteilung in ihren Schützengräben, vernichtete sie und kehrte mit einer Beute von 26 Gewehren, neun Kisten Munition, Pioniermaterial, Ersatzteilen von Maschinengewehren, Fernsprengerät und Bomben zurück. —

Fortschritte an der Westfront.

Großes Hauptquartier, 26. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Die seit einigen Tagen ununterbrochen geführten Nahkämpfe um die noch in der Hand des Feindes befindlichen Teile unserer Stellungen nördlich von Souchez und halbwegs Souchez-Neuville sind abgeſchloſſen. Heute

nacht wurden die letzten Franzosen aus unseren Gräben geworfen. Zu ihrer Unterstützung hatte der Feind noch gestern abend frische Kräfte sowohl beiderseits der Corettöhöhe wie südlich Souchez zum Angriff vorgeführt; sie wurden abgeſchlagen. — In der Champagne bei Souain sprengten wir Teile der feindlichen Stellung; östlich Perthes vernichteten die Franzosen eigene Verteidigungsanlagen durch Fehlsprengungen. — Auf den Maashöhen westlich von Combres wurde hart gekämpft. Dort setzte der Gegner beiderseits der Tranchée viermal mit stets neuen Truppen in einer Frontbreite von etwa 3 Kilometer zu tiefgegliederten Angriffen an. Wo der Feind in unsere Gräben drang, wurde er unter großen Verlusten im Handgemenge zurückgeworfen. Im Nachstoß eroberten wir westlich der Tranchée eine vorgeschobene feindliche Stellung. Östlich derselben hält der Feind noch ein kleines Stück des am 20. Juni eroberten Grabens. — Angriffe des Gegners auf unsere Vorposten bei Leintren (östlich von Lunéville) schlugen fehl. — Seit Beginn des großen Ringens bei Arras kämpfen dort unsere Flieger mit ihren Gegnern um die Vorherrschaft in der Luft. Beiden Teilen hat der Kampf Verluste gekostet; die unsrigen waren nicht vergeblich; seit einigen Tagen haben wir schließlich die Oberhand gewonnen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Württembergische Regimenter erstürmten südöstlich Oglenda (nördlich Prasznysz) beiderseits des Murawbaches russische Stellungen und hielten sie gegen mehrere, auch nächtliche Gegenangriffe. Die Beute beträgt 636 Gefangene und 4 Maschinengewehre. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die Armee des Generals von Einsingen ist im fortschreitenden Angriff auf dem nördlichen Dnjeſtrufer. Das rechte Ufer wird vom Gegner noch bei Halicz gehalten. Seit Beginn ihres Angriffs über diesen Fluß am 23. Juni nahm die Armee 3500 Mann gefangen. — Zwischen Dnjeſtr und der Gegend östlich von Lemberg wird weiter verfolgt. (W. T. B.)

Schwere Kämpfe in Ostgalizien.

Wien, 26. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Die Ostgruppe der Armee Pflanzler schlug zwischen Dnjeſtr und Pruth den Ansturm weit überlegener russischer Kräfte neuerdings ab. Im Verlauf dieser Kämpfe gelang es dem Feinde, unsere Front an einer Stelle zu durchbrechen. In mehreren Reihen nachts zum Angriff vorgehend, kam die vorderste feindliche Linie, da sie vollkommen unbewaffnet war, die Hände als Zeichen der Ergebung hoch erhoben hielt, daher von uns natürlich nicht beschossen wurde, bis an unsere Stellungen heran. Unmittelbar vor diesen warfen die Russen die in den Monturtaſchen verborgen gehaltenen Handgranaten gegen unsere Schützengräben, worauf die rückwärtigen Reihen des Feindes vorstürmten. Eingetroffene Verstärkungen von uns warfen nach schwerem Kampfe die Russen aus den Stellungen wieder zurück und nahmen mehrere hundert gefangen. Tagsüber und auch heute nacht wiederholte der Feind die Sturmangriffe an verschiedenen Stellen der Front. Alle diese Vorstöße der Russen wurden unter schweren Verlusten des Gegners zurückgeſchlagen. Unsere Gefechtsfront ist vollkommen unverändert. Das Honved-Husarenregiment Nr. 6 und kroatische Landwehr haben sich in diesen Kämpfen besonders ausgezeichnet. Vor der übrigen Front der Armee Pflanzler herrscht Ruhe. — Auf den Höhen nordwestlich Zurawno und bei Chodorow dauern die Kämpfe fort. Die verbündeten Truppen erstürmten mehrere Ortschaften und wiesen russische Gegenangriffe ab. — Die sonstige Lage in Galizien ist unverändert. In Russisch-Polen haben sich an der Linie Zawichost-Sienne-Ilz Kämpfe entwickelt. — Italienischer Kriegsschauplatz: Das feindliche Artilleriefeuer an der Sonzofront hält an. Mehrere Angriffe auf unseren Brückenkopf von Görz wurden wieder unter großen Verlusten der Italiener abgeſchlagen. — Im Kärntener und Tiroler Grenzgebiet hat sich nichts von Bedeutung ereignet.

Neue schwere Kämpfe auf Gallipoli.

Konstantinopel, 26. Juni. Aus dem Großen Hauptquartier wird gemeldet: An der Kaukasusfront versucht der Feind, der vor unseren wiederholten und wirkungsvollen Angriffen in der Gegend von Kale Boghazi zurückweicht, sich um jeden Preis mittels neuer Verstärkungen in früher vorbereiteten Stellungen zu halten, um den Rückzug seines rechten Flügels zu vermeiden.

An der Dardanellenfront, bei Ari Burnu, am 25. Juni beiderseits schwaches Feuer. Im Laufe des Nachmittags erzielte unsere Artillerie zwei Treffer gegen ein feindliches Transportschiff vor Kaba Tepe, worauf ein Brand an Bord ausbrach. Eine ihrer Granaten traf ein feindliches Torpedoboot und zwei Granaten ein feindliches Transportschiff, das Munition landete. Im Süden bei Sed ul Bahr unternahm der Feind wiederholte Angriffe gegen Teile der Verschanzungen unseres Zentrums, wurde aber jedesmal verlustreich zurückgeschlagen. Auf dem rechten Flügel nur Infanterie- und Artilleriefeuer. Nach der Zahl der zum Abtransport der Verwundeten dienenden Schiffe und nach den Haufen von Gefallenen zu urteilen, die noch nicht vom Kampffeld fortgeschafft waren, werden die feindlichen Verluste in der Schlacht vom 21. Juni auf mehr als 7000 Mann geschätzt.

Neue Kämpfe bei Les Eparges.

Großes Hauptquartier, 27. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Neben der Zitadelle von Arras stehende feindliche Artillerie wurde von uns beschossen; ein Munitionslager flog in die Luft. — In den Argonnen nordwestlich von Dienne le Chateau wurde ein Grabenstück gestürmt und gegen mehrere französische Gegenangriffe gehalten. — Nachdem wir auf den Maashöhen in den letzten Tagen die Versuche des Feindes, sich in den Besitz des ihm am 24. Juni entrissenen Geländes beiderseits der Tranchée zu setzen, vereitelt waren, überraschten wir den Gegner gestern mit einem Angriff auf den Höhenrücken hart südwestlich von Les Eparges; er war nach kurzem Kampf in unserer Hand. Der Gegner machte während der ganzen Nacht Anstrengungen, den Rücken wieder zu nehmen; alle seine Angriffe schlugen fehl. — Die Angabe in der amtlichen französischen Mitteilung vom 26. Juni über Fortnahme von vier deutschen Maschinengewehren bei Ban de Sapt ist erfunden. Der Feind ist nach seiner Niederlage dort nirgends bei seinen Gegenangriffen auch nur bis in die Nähe der von uns eroberten Stellung gekommen. Hingegen hat unsere Beute sich auf 268 Gefangene, 2 Revolverkanonen, 5 Maschinengewehre, 7 größere und kleinere Minenwerfer erhöht. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Deutsche Truppen haben nach hartem Kampfe die Höhen des nördlichen Dnjestrufers zwischen Bukaczowce (nordwestlich von Halicz) und Chodorow gestürmt und in der Verfolgung die Gegend von Hrehorow (halbwegs Zurawno-Rohatyn) erreicht. — Feindliche Stellungen nordwestlich von Rawaruska wurden von hannoverschen Truppen genommen; wir machten dabei 3300 Gefangene und erbeuteten mehrere Maschinengewehre. Auch bei dieser Gelegenheit wandten die Russen ihren Brauch, unsere Truppen durch Winken mit weißen Tüchern heranzulocken, um sie dann niederzuschießen, an. Diese russischen Truppenteile wurden vernichtet.

(W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 27. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Nach der Niederlage bei und südlich Lemberg zogen sich die Russen mit den Hauptkräften in östlicher Richtung zurück und stellten sich auf den Höhen östlich der Dawidowka östlich Miklasow und bei Jariczow-Starz neuerdings mit starken Kräften. An dieser Front haben unsere Truppen in mehrtagigen Kämpfen die Vorstellungen des Feindes genommen, sich bis auf Sturmfront an die feindliche Hauptstellung herangearbeitet und sind schließlich an zahlreichen Stellen in diese eingedrungen. Namentlich im Abschnitt bei und südlich Bobrka wurde der Gegner aus einem zusammenhängenden Frontstück geworfen. Seit heute früh sind die Russen wieder auf der ganzen Front im Rückzuge. — Auch nördlich Solkiew und nördlich Rawaruska weicht der Feind vor verfolgenden verbündeten Truppen. — Am oberen Dnjestr

dauern die Kämpfe fort. Deutsche Truppen haben nach hartem Kampfe die Höhen bei Bukaczowce erstürmt. — Flußabwärts Halicz und an der bessarabischen Grenze herrscht im allgemeinen Ruhe. — In den Kämpfen der letzten Tage hat die Armee Böhm-Ermolli allein vom 21. bis 25. Juni 71 Offiziere und 14100 Mann gefangen und 26 Maschinengewehre erbeutet. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am Kanal von Monfalcone wurde gestern ein feindlicher Angriff südlich Sagrado abgeschlagen. — Sonst fanden am Jonzo wie an den übrigen Fronten nur Geschüßkämpfe statt.

Ein italienisches Torpedoboot versenkt.

Nachtrag: Eines unserer Unterseeboote hat am 26. Juni in der Nordadria italienisches Torpedoboot torpediert und versenkt. Flottenkommando.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 27. Juni. Der Generalstab teilt von der Dardanellenfront mit: Bei Ari Burnu fand wechselseitiges Artillerie- und Infanteriefeuer statt, und Bomben wurden geschleudert. Bei Sed ul Bahr unterhielt die schwere Artillerie des Feindes seit dem 25. Juni mittags ein heftiges Feuer auf unsere Gräben am rechten Flügel, erzielte aber keinerlei Ergebnis. Auf dem linken Flügel brach ein nächtlicher Angriffsversuch des Feindes an mehreren Stellen in unserer Feuer zusammen. Der Feind war genötigt, zum Schutze gegen unsere Bomben Drahtnetze vor seine Gräben zu spannen. Unsere Batterien auf der anatolischen Seite beschossen die feindlichen Infanterie- und Artilleriestellungen bei Sed ul Bahr mit Erfolg.

Kämpfe in den Argonnen und bei den Maashöhen.

Großes Hauptquartier, 28. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Nördlich von Arras wurden feindliche Nachtangriffe beiderseits der Straße Souchez-Aix-Roulette und am Labyrinth nördlich Ecurie abgeschlagen. — Im Westteil der Argonnen versuchen die Franzosen gestern abend ihre verlorene Stellung wiederzunehmen; trotz Masseneinsatzes von Artillerie scheiterten ihre Angriffe gänzlich. — Dasselbe Ergebnis hatte auf den Maashöhen ein 2 Kilometer breiter Infanterieangriff beiderseits der Tranchée. Nach ungewöhnlich großen Verlusten flüchtete der Feind in seine Stellungen zurück. — In den Vogesen überfielen unsere Truppen die Besatzung einer Kuppe hart östlich von Mègeral. 50 Gefangene und 1 Maschinengewehr blieben in unserer Hand. — Besonders gute Erfolge hatten wir an dem südlichsten Teil unserer Kampffront gegen feindliche Flieger. Im Luftkampf wurden zwei feindliche Flugzeuge nördlich des Schluchtpasses und bei Gérardmer heruntergeschossen; zwei weitere durch Artilleriefeuer bei Largitzen und bei Rheinfelden auf Schweizer Gebiet zur Landung gezwungen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Russische Angriffe nördlich und nordöstlich von Praszysz, die sich hauptsächlich gegen unsere neue am 25. Juni eroberte Stellung südöstlich von Oglenda richteten, brachen unter großen Verlusten für den Gegner zusammen. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Halicz wurde von uns besetzt; der Dnjestr ist heute früh auch hier überschritten worden. Damit ist es der Armee des Generals von Einsingen gelungen, auf ihrer ganzen Front nach fünftägigen schweren Kämpfen den Übergang über diesen Fluß zu erzwingen. Weiter nördlich verfolgen unsere Truppen den geschlagenen Feind gegen den Gnila-Lipa-Abschnitt. — Seit dem 23. Juni nahm die Armee Einsingen 6470 Russen gefangen. — Nordöstlich von Lemberg nähern wir uns dem Bugabschnitt. Weiter westlich bis zur Gegend von Cieszanow sind die verbündeten Armeen im weiteren Vorgehen; sie machten mehrere tausend Gefangene und erbeuteten eine Anzahl Geschütze und Maschinengewehre. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 28. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Die verbündeten Truppen in Ostgalizien verfolgen. Sie erreichten gestern unter fortwährenden Nachhutkämpfen

nordöstlich Lemberg die Gegend Kłodzjenko—Zadworze, dann mit Vortruppen den Zwirz, der im Unterlauf schon überschritten wurde. Halicz ist in unserem Besitz. Das südliche Dnjestrufer aufwärts Halicz ist vom Feinde frei. Nach künftigen schweren Kämpfen haben die verbündeten Truppen der Armee Einsingen den Dnjestrübergang erzwungen. An der übrigen Dnjestrfront herrscht Ruhe. — Truppen der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand erstürmten gestern Plazow südwestlich Narol und drangen heute nacht in die feindlichen Stellungen auf den Höhen nordöstlich des Ortes ein. Die Russen sind im Rückzuge über Narol. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Lage auf dem italienischen Kriegsschauplatz ist unverändert, der Feind fast vollkommen untätig. Nur die Geschüßkämpfe dauern an allen Fronten fort. — Marineflieger hat am 27. d. M. bei Villa Vicentina einen feindlichen Fesselballon beschossen und zum Niedergehen gezwungen, am 28. mitten im feindlichen Artilleriepark San Canciano schwere Bomben mit verheerendem Erfolge abgeworfen, einen Dampfer in der Sdobba durch Bombe schwer beschädigt, so daß Achterteil auf Grund sank.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 28. Juni. Das Hauptquartier teilt mit: An der Dardanellenfront gab es in der Nacht vom 26. zum 27. Juni einen schwachen Austausch von Infanteriefeuer und Bomben. Am 27. Juni morgens richteten wir mit günstigem Erfolge heftiges Infanterie- und Artilleriefeuer gegen die Stellungen des Feindes, zerstörten einige seiner Unterstände und erzeugten Bestürzung in seinem Lager, wo eine dicke Rauchsäule und andere Anzeichen eines Brandes festgestellt wurden. Bei Ari Burnu dauert das Infanteriefeuer und das Bombenwerfen fort. Von Zeit zu Zeit verschwendet die feindliche Artillerie vergebens ihre Geschosse, um unsere Schützengräben zu zerstören. Feindliche Flieger warfen ohne Wirkung Bomben auf das Dorf Jerischehir, südlich vor Kumkale. Unsere anatolischen Batterien beschossen erfolgreich die feindliche Artillerie bei Sed-ul-Bahr.

Heftige Kämpfe im Westen.

Großes Hauptquartier, 29. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Die Franzosen bereiteten gestern durch starkes Feuer zwischen der Straße Lens—Béthune und Arras nächtliche Infanterieangriffe vor, die jedoch durch unser Artilleriefeuer niedergehalten wurden. — Auf den Maashöhen griff der Feind die von uns am 26. Juni gewonnenen Stellungen südwestlich von Les Eparges im Laufe des Tages fünfmal an. Unter großen Verlusten brachen diese Angriffe — ebenso wie ein nächtlicher Vorstoß östlich der Tranchée — erfolglos zusammen. — Östlich von Lunéville gelangten drei von mehreren feindlichen Bataillonen ausgeführte Angriffe gegen unsere Stellungen am Walde Les Remabois und westlich von Leintren—Gondrexon nur bis an unsere Hindernisse. Der Feind flüchtete unter unserer Feuer in seine Stellungen zurück. — Eine feindliche Artilleriebeobachtungsstelle auf der Kathedrale von Soissons wurde gestern von unserer Artillerie beseitigt. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die Armee des Generals von Einsingen hat den Feind in der Verfolgung auf der ganzen Front von Halicz und Sirlejew über die Gnila—Lipa geworfen; an diesem Abschnitt wird noch gekämpft. — Weiter nördlich ist die Gegend von Przemyślani—Karionka erreicht. Nördlich Karionka wartete der Gegner unsern Angriff nicht ab, er ging hinter den Bug unterhalb dieses Ortes zurück. — Nördlich und nordwestlich Mosty—Wielkie (50 Kilometer nördlich von Lemberg), sowie nordöstlich und westlich von Tomaszow stellte sich gestern der Feind. Er wurde überall geworfen. Wir stehen jetzt auch hier auf russischem Boden. — Unter dem Drucke unseres Vorgehens in diesem Raume beginnt der Feind seine Stellungen am Tanewabschnitt und am unteren San zu räumen. (W. T. B.)

Die russisch-galizische Grenze überschritten.

Wien, 29. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: In Ostgalizien sind die verbündeten Armeen in der Verfolgung bis an die Gnila—Lipa und den Bug bei Kamionka—Sprumilowa vorgeedrungen. Burszyn wurde gestern ge-

nommen. Starke feindliche Kräfte, die bei Sielec (nordwestlich Kamionka—Sprumilowa) hielten, wurden heute nacht nach heftigem Kampfe unter großen Verlusten auf Krystynopol zurückgeworfen. Nördlich Rawa Ruska und nördlich Cieszanow drangen die verbündeten Truppen auf russisches Gebiet vor. Tomaszow ist in unserem Besitz. Heute nacht räumte der Feind seine Stellungen am nördlichen Tanew und nördlichen Sanuser und begann den Rückzug in nordöstlicher Richtung. Er wird überall verfolgt. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am italienischen Kriegsschauplatz hat sich auch gestern nichts von Bedeutung ereignet. Der Feind verschob wieder viel Artilleriemunition gegen den Görzer Brückenkopf. Das italienische Sanitätspersonal befördert unter Mißbrauch der Genfer Konvention Maschinengewehre auf seinen Tragbahnen.

Neue Verluste der Verbündeten an den Dardanellen.

Konstantinopel, 29. Juni. Bericht des Hauptquartiers: An der Dardanellenfront griff der Feind am 28. Juni nachmittags bei Ari Burnu nach heftigem Artilleriefeuer dreimal unseren linken Flügel an, wurde aber jedesmal unter außerordentlichen Verlusten zurückgeworfen, ohne einen Erfolg zu erzielen. Bei Sed-ul-Bahr griff der Feind, nachdem er in der Nacht vom 27. zum 28. Juni bis zum Morgen unsere Schützengräben auf dem rechten Flügel mit schwerer Artillerie beschossen hatte, am 28. Juni morgens diesen Flügel an. Wir warfen ihn durch unsere Gegenangriffe zurück. Auch durch seine in derselben Nacht gegen unseren linken Flügel gerichteten Angriffe erzielte der Feind keinen Erfolg. Am Nachmittag versuchte der Feind gegen unser Zentrum einen Angriff, der leicht zurückgewiesen wurde. Wir eroberten durch einen Gegenangriff zwei Linien feindlicher Schützengräben. Unsere anatolischen Batterien nahmen wirksam an dem Kampfe auf dem linken Flügel bei Sed-ul-Bahr teil und trugen beträchtlich zum Rückzuge des Feindes bei, indem sie ihm schwere Verluste zufügten. Dieselben Batterien brachten feindliche Batterien auf der Spitze von Tekke zum Schweigen. Unsere Flieger warfen mit Erfolg Bomben auf den feindlichen Flugplatz bei Sed-ul-Bahr.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 30. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei Arras fanden größere feindliche Unternehmungen auch gestern nicht statt. Hingegen konnten wir in der Vertreibung des Gegners aus den Grabenstücken, die er im Laufe seiner wochenlangen Anstrengungen uns zu entreißen vermochte, weitere Fortschritte. Ein feindlicher Vorstoß im Labyrinth (nördlich Ecurie) wurde abgewiesen. — Durch fast ununterbrochene Angriffe auf den Maashöhen westlich von Les Eparges versucht der Gegner seit dem 26. abends vergeblich, die von uns eroberten Stellungen wiederzugewinnen. Auch gestern unternahm er vier heftige Vorstöße, die sämtlich unter großen Verlusten scheiterten. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Unser Angriff an der Gnila—Lipa macht Fortschritte. Östlich und nordöstlich von Lemberg ist die Lage unverändert. Zwischen dem Bug und der Weichsel erreichten deutsche und österreichisch-ungarische Truppen die Gegend von Belz, Komarow, Zamocz und den Nordrand der Walbniederung des Tanewabschnittes. Auch auf dem linken Weichselufer in der Gegend von Zawichost und Łazarow hat der Feind den Rückzug angetreten. — Ein feindliches Flugzeug wurde hinter unserer Linie zum Landen gezwungen. Die Insassen wurden gefangen genommen. (W. T. B.)

Niederlage der Italiener am Sonzo.

Wien, 30. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: In Ostgalizien sind an der Gnila—Lipa und am Bug, abwärts Kamionka—Strumilowa, Kämpfe im Gange, die für uns erfolgreich verlaufen. — Zwischen Bug und Weichsel weicht der Gegner weiter zurück. Die seinen Rückzug deckenden Nachhuten wurden gestern überall angegriffen und geworfen. Unsere Truppen haben die Tanewniederung durchzogen und den Höhenrand bei Stampol und Zaklikow gewonnen. Durch die Erfolge der verbündeten Armeen östlich der Weichsel gezwungen, räumen die Russen auch

westlich des Flusses Stellung nach Stellung. So sind sie seit heute nacht aus ihrer starken Gefechtsfront Zawichost—Czarow—Sienno wieder im Rückzuge gegen die Weichsel. Zawichost wurde von unseren Truppen besetzt. — Italiener Kriegsschauplatz: Nach mehrtägiger Pause entfalten die Italiener wieder eine lebhaftige Tätigkeit an der Isonzofront. Vorgestern abend wiesen unsere Truppen einen Angriff bei Plawa ab. Im Abschnitt Sagrado-Monfalcone folgte mehreren kleineren, vergeblichen Vorstößen des Feindes in der vergangenen Nacht ein allgemeiner Angriff. Auch dieser wurde überall zurückgeschlagen. Ebenso erfolglos für den Gegner blieben heute morgen neuerliche Angriffsversuche bei Salz und Monfalcone. Die Geschüßkämpfe dauern an der ganzen Südwestfront fort und sind namentlich am Isonzo sehr heftig. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Als Antwort auf einen von den Serben durchgeführten Überfall bei Sabac bombardierte eines unserer Fluggeschwader gestern früh die Werft Belgrads und das Truppenlager Crafac, südwestlich Obrenowac, mit sehr gutem Erfolge.

Die Kämpfe bei Les Eparges.

Aus dem Großen Hauptquartier wird über die Kämpfe bei Les Eparges berichtet:

Nachdem es uns Ende April und in den ersten Tagen des Mai gelungen war, auch unsere Stellungen auf den Maashöhen zwischen dem Dorf Les Eparges und der von dem alten Sommeritz der Bischöfe von Verdun, Hattonchatel, nach Verdun hinführenden Grande Tranchée de Calonne um ein erhebliches Stück nach vorwärts zu verlegen, war damit zu rechnen, daß die Franzosen die Wiedergewinnung des ihnen an dieser wichtigen Stelle entzogenen Geländes nach Kräften versuchen würden. Zunächst jedoch blieb es dort ziemlich ruhig. Als aber dann das II. französische Armeekorps, das sich einige Wochen vorher bei seinen vergeblichen Angriffen gegen unsere braven Truppen zwischen der Orne und Combres, insbesondere bei Maizeran und Marcheville blutige Köpfe geholt hatte, wieder gefechtsfähig war, wurde dieses Armeekorps zur Wagnahme unserer neuen Stellungen an der Grande Tranchée bereitgestellt. Seit Mitte Juni kündigte verstärktes französisches Feuer aller Kaliber eine dort beabsichtigte Unternehmung an. Wir hatten uns nicht getäuscht. Als der Feind die Wirkung seiner Artillerievorbereitung für ausreichend hielt, setzte er seine ausgeruhten frischen Truppen am Sonntag, den 20. Juni, nachmittags zum Angriff gegen unsere Stellungen beiderseits der Tranchée an.

Die Franzosen beobachteten hierbei das von ihnen in der Regel beliebte Verfahren, gegen einzelne Punkte starke Kräfte nacheinander, oft aus verschiedenen Richtungen anlaufen zu lassen. Es gelang ihnen schließlich in einen Teil unseres vordersten Grabens, in einige Verbindungsgräben nach rückwärts und sogar in einen kleinen Teil der zweiten Stellungen einzudringen. Noch in der Nacht zum Montag unternahm das von dem Vorstoße betroffene tapfere Regiment einen Gegenstoß, an dem sich alles bis zum letzten Mann beteiligte. Es gelang uns auch, den Franzosen den von ihnen genommenen Teil unserer zweiten Stellung und die Verbindungsgräben wieder zu entreißen und hierbei eine Anzahl von Gefangenen zu machen. Aber auch der Feind ließ nicht nach. Um die Mittagszeit des 21. Juni erneute er mit frischen Kräften seine Angriffe auf der ganzen Linie. Westlich der Tranchée wurde er stets und auch an den folgenden Tagen unter sehr schweren Verlusten abgewiesen. Östlich der Tranchée dagegen, wo die Einzugsstelle sich immer noch in seinem Besitz befand, glückte es ihm, durch sie hindurchstoßend, wiederum Gelände innerhalb unserer Linien zu gewinnen. Er mußte hier also wieder hinausgeworfen werden. Für diese Unternehmung wurde das Morgen-grauen des 22. Juni festgesetzt. Der Feind wurde anscheinend überrascht. Er räumte bei unserem Ansturm die Gräben unter Zurücklassung einer beträchtlichen Anzahl von Gefangenen. Nunmehr nahmen die Franzosen unsere Stellungen unter tagelanges, schweres Feuer. Sie hatten zu diesem Zweck ihre dort schon vorhandene zahlreiche schwere Artillerie durch weitere Batterien schwersten Kalibers von anderen Fronten her verstärkt. Auch verwendeten sie in großen Mengen Geschosse, die bei ihrer Detonation erstickende Gase entwickeln. Die Wirkung solcher Geschosse ist eine doppelte. Sie wirken nicht nur durch ihre Sprengstücke, sondern sie machen durch die Gase auch im weiteren Umkreise sich aufhaltende Personen wenigstens für einige Zeit kampfunfähig. Um sich selbst dieser Wirkung dort zu entziehen, wo derartige Geschosse nahe der eigenen Infanterie einschlagen, trugen in den geschilderten Kämpfen alle Franzosen Rauchmasken. Gefangene gaben ferner übereinstimmend an, ihnen sei befohlen worden, als wirksamstes Mittel gegen die erstickenden Gase ihre in menschlichen Urin getränkten Taschentücher vor Mund und Nase zu halten.

Mit solchem Feind hatten wir während der nächsten Tage und Nächte unausgesetzt erbitterte Nahkämpfe zu bestehen.

Die neuen Nahkampfmittel mit ihren furchtbaren moralischen Nebenwirkungen spielten auch hier wieder eine große Rolle. Hierher gehören insbesondere die Minenwerfer und Handgranaten verschiedener Konstruktion, diese auch, wie die Artilleriegeschosse, bei den Franzosen mit erstickender Gasentwicklung. Indessen zeigte sich schon am 22. Juni die unbestreitbare Überlegenheit unserer Infanterie über die französische. So oft wir zum Angriff schritten, konnten wir auch weit stärkere feindliche Kräfte werfen und besonders im Einzelkampf aus ihren noch so stark erbauten Stellungen vertreiben. Nur gegen das übermächtige Artilleriefeuer hatten unsere tapferen Truppen einen überaus schweren Stand. Sobald sie ein Grabenstück wiedergewonnen hatten, richtete die feindliche Artillerie dagegen ein mörderisches Feuer, in dem ein Aushalten zu den physischen Unmöglichkeiten gehört.

In diesen hin- und herwogenden erbitterten Kämpfen konnten wir der französischen Infanterie unsere Anerkennung nicht versagen.

Immer wieder ließ sie sich zum Angriff vortreiben, ungeachtet unseres gut wirkenden Artillerie- und Infanteriefeuers und ungeachtet des Feuers ihrer eigenen Artillerie, das rücksichtslos auch dorthin gelegt wurde, wo die französischen Schützen ihren Sturm auszuführen hatten. Rücksichtslos waren die immer wieder frisch von rückwärts aufgefüllten Angriffstruppen, auch gegen sich selbst. Immer wieder stürmten sie über die Leichen ihrer toten und während der letzten Kampftage gefallen und in blutgetränktem Waldbestrüpp liegen gebliebenen Kameraden hinweg, immer wieder nützten sie Häufen dieser Leichen aus als Deckung gegen unser Feuer, ja verwendeten die Körper der tapfer Gefallenen sogar als regelrechte Deckungsmittel, wo sie gezwungen waren, sich beschleunigt einzunisten und einzugraben. Viel hundert Leichen bedeckten den schmalen Raum zwischen unseren und den feindlichen Gräben. Als wir am späten Abend des 24. Juni alle zur vorderen Linie führenden Verbindungsgräben in unseren endgültigen Besitz gebracht hatten, waren diese bis oben hin mit französischen Leichen angefüllt.

Tagelang hatten die Franzosen hier neben und auf den Leibern ihrer gefallenen Kameraden ausgehalten. Es mag dahingestellt bleiben, ob mehr die Selbstüberwindung oder mehr die Gefühllosigkeit dabei mitgesprochen haben. Für uns war jedenfalls diese Totenkammer keine Kampfstellung. Wir schütteten die Gräben zu und bereiteten den dort gefallenen Tapferen ein Massengrab.

Nicht unerwähnt in diesem Zusammenhang soll auch sein, daß nach übereinstimmenden Auslagen aller Gefangenen die französische Infanterie in den Tagen vom 20. bis 25. Juni keine warme Kost erhalten hat. Mag diese wie andere Gefangenenauslagen nicht voll zutreffend und darauf berechnet sein, Mitleid zu erwecken, so ist immerhin zu beachten, daß erfahrungsgemäß an Gefangenen auslagen immer etwas Wahres ist. Der jämmerliche Zustand der Gefangenen bestätigte dies.

Vor dem in einer Ausdehnung von knapp 300 Meter noch im feindlichen Besitz befindlichen vorderen Grabenteil kam unser Angriff am 25. Juni zum Stehen.

Am 26. Juni gingen wir östlich von der Stätte der toten geschilderten hartnäckigen Kämpfe zum Angriff in Richtung Les Eparges vor. Nicht dieses in der Tiefe gelegene Dorf war das Ziel der Unternehmung, sondern der dorthin abfallende bewaldete Berg Rücken, auf dem die Franzosen seit längerer Zeit starke Befestigungen angelegt hatten. Diese sollten genommen werden. Nach sorgfältiger Vorbereitung setzten um die Mittagszeit unsere Angriffsbewegungen ein. Der Feind schien derartiges an dieser Stelle nicht erwartet zu haben. Ohne allzu große Verluste und in verhältnismäßig kurzer Zeit gelang es uns, die ersten feindlichen Stellungen im Sturm zu nehmen und in ununterbrochenem weiteren Vorgehen auch die dahinter liegende feindliche Hauptstellung zu erobern. Was unserem Feuer und unseren Bajonetten nicht zum Opfer fiel, flüchtete die steilen Hänge nach Les Eparges hinunter, um sich dort wieder zu sammeln. Unsere aufmerksame Artillerie versäumte diese günstige Gelegenheit nicht, das genannte Dorf unter Feuer zu nehmen und die von Norden her dorthin führenden Wege, auf denen der Feind Verstärkungen heranzuführte, durch wohlgezieltes Feuer zu sperren. Nach kurzer Zeit ging Les Eparges mit dem dort angehäuften Kriegsmaterial in Flammen auf.

Für uns galt es nun, die neu gewonnene vorteilhafte Stellung auf der Bergnahe südwestlich Les Eparges zu halten; denn wir mußten mit hartnäckigen Versuchen des Feindes rechnen, das Verlorene wieder zu erlangen. Noch am Abend des 26. Juni begannen die Franzosen Gegenangriffe. Sie währten die ganze Nacht zum 27. Juni hindurch ohne jeden Erfolg. Auch hier wie zu beiden Seiten der Tranchée haben die Franzosen außerordentlich schwere Verluste erlitten. Wie auch die Lage sich hier weiter gestalten mag, das II. französische Armeekorps und die dort eingesezten übrigen feindlichen Kräfte haben weder den beabsichtigten Durchbruch an der Tranchée zu erzwingen, noch die beherrschende Höhe südwestlich Les Eparges gegen den überraschenden, unvergleichlich mutigen Ansturm unserer kampferprobten und kampffreudigen Truppen zu behaupten vermocht.

Die Julibeute im Osten.

Großes Hauptquartier, 1. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Nördlich von Arras nahmen die Kämpfe um die Gräben unter andauernden Artilleriegefechten einen für uns günstigen Fortgang. — In der Champagne südöstlich von Reims griffen die Franzosen erfolglos an. Auf den Maashöhen und in den Vogesen fanden nur lebhafteste Artilleriekämpfe statt. Feindliche Flieger warfen Bomben auf Seebrügge und Brügge, ohne militärischen Schaden anzurichten. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die Julibeute beträgt: 2 Fahnen, 25 695 Gefangene, darunter 121 Offiziere, 7 Geschütze, 6 Minenwerfer, 52 Maschinengewehre, 1 Flugzeug, außerdem zahlreiches Material. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: In erbittertem Kampfe haben die Truppen des Generals von Einsingen gestern die russische Stellung östlich der Gnila-Lipa zwischen Kunicze und Luczync und nördlich von Rohatyn gestürmt. 3 Offiziere, 2328 Mann wurden gefangen genommen und 5 Maschinengewehre erbeutet. — Auch östlich von Lemberg sind österreichisch-ungarische Truppen in die feindliche Stellung eingedrungen. — Die Armeen des Generalfeldmarschalls von Mackensen sind in weiterem Vordringen zwischen dem Bug und der Weichsel. Auch westlich der Weichsel weichen die Russen, teilweise nach hartnäckigen Kämpfen. Die verbündeten Truppen drängen beiderseits der Kamienna nach. — Die Gesamtbeute vom Juni der unter Befehl des Generals von Einsingen, Feldmarschalls von Mackensen und Generals von Woyrsch kämpfenden verbündeten Truppen beträgt 409 Offiziere, 140 650 Mann, 80 Geschütze, 268 Maschinengewehre. (W. T. B.)

Vordringen in Ostgalizien.

Wien, 1. Juli. — Russischer Kriegsschauplatz: In Ostgalizien dauern die Kämpfe an der Gnila-Lipa und im Raume östlich Lemberg fort. Unsere Truppen sind an mehreren Stellen auf die Höhen östlich der Gnila-Lipa vorgeedrungen und in die feindlichen Stellungen eingebrochen. Ebenso gelang es den verbündeten Truppen abwärts Rohatyn nach erbittertem Kampfe das Ostufer zu gewinnen. — Am Dnjeſtr herrscht volle Ruhe. Im Quellgebiet des Wieprz wurde Zamosz besetzt. Die Höhen nördlich der Tanewniederung wurden in ihrer ganzen Ausdehnung in Besitz genommen. — Westlich der Weichsel folgten unsere Truppen dem weichenden Gegner bis vor Tarlow. — Die Gesamtbeute der unter österreichisch-ungarischem Oberkommando im Nordwesten kämpfenden verbündeten Truppen für Juni beträgt: 521 Offiziere, 194 000 Mann, 93 Geschütze, 364 Maschinengewehre, 78 Munitionswagen, 100 Selbstbahnwagen usw. — Italienischer Kriegsschauplatz: Der gestern nachmittag von mehreren feindlichen Infanteriedivisionen erneuerte allgemeine Angriff gegen unsere Stellungen am Rande des Plateaus von Doberdo wurde überall unter schweren Verlusten der Italiener abgeschlagen. Der Hauptstoß des Feindes richtete sich gegen die Front Sagrado-Monte Corsich (nordöstlich Monfalcone). Bei Salz und Vermegliano drangen die Italiener in unsere vordersten Gräben ein. Ein Gegenangriff unserer tapferen Infanterie warf jedoch den Feind wieder in das Tal zurück. Die Hänge des Monte Corsich sind mit italienischen Leichen bedeckt. Ein abends angelegter Vorstoß gegen die Höhen östlich Monfalcone, ein Angriff nordöstlich Sagrado und mehrere kleinere Vorstöße gegen den Görzer Brückenkopf brachen gleichfalls zusammen. Nach dieser Niederlage des Feindes trat Ruhe ein. Gehobener Stimmung sind unsere unerschütterlichen Truppen im festen Besitz aller ihrer Stellungen zu neuem Kampf bereit. — Im nördlichen Isonzoabschnitt und an der Kärntener Grenze hält das Geschützfeuer an.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 1. Juli. Das Hauptquartier teilte gestern mit: An der Dardanellenfront hat der Feind bei Ari Burnu, wo er am 28. Juni trotz wiederholter Angriffe gegen unseren linken Flügel

keinen Erfolg erzielen und von neuem in seine alten Stellungen zurückgeworfen wurde, auf dem von uns übersehbaren Geländebereich 750 Tote zurücklassen und außerdem eine erhebliche Anzahl von Gefangenen, darunter einen Offizier, verloren. Bei Sebül Bahr erneuert der Feind von Zeit zu Zeit seine vergeblichen Angriffe gegen unseren rechten Flügel, wobei er große Verluste erleidet.

Vorstoß in den Argonnen.

Großes Hauptquartier, 2. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Ein nächtlicher Angriff auf unsere Stellungen westlich von Souchez wurde abgewiesen. — Im Westteil der Argonnen hatten Teile der Armee Seiner Kaiserlichen Hoheit des Kronprinzen einen schönen Erfolg: Die feindlichen Gräben und Stützpunkte nordwestlich von Four de Paris wurden in einer Breite von 3 Kilometer und einer Tiefe von 200 bis 300 Meter von württembergischen und reichsländischen Truppen erstürmt. Die Beute beträgt: 25 Offiziere, 1710 Mann gefangen, 18 Maschinengewehre, 40 Minenwerfer, eine Revolverkanone erbeutet. Die Verluste der Franzosen sind beträchtlich. — In den Vogesen nahmen wir auf dem Hilsenfirst zwei Werke. Rückeroberungsversuche des Gegners wurden abgewiesen. An Gefangenen fielen 3 Offiziere, 149 Mann in unsere Hand. — Östlicher Kriegsschauplatz: Südöstlich von Kalwarja wurde dem Feinde nach heftigem Kampfe eine Höhenstellung entzogen. Dabei machten wir 600 Russen zu Gefangenen. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Nach Erstürmung auch der Höhen südöstlich von Kurostowice (nördlich von Halicz) sind die Russen auf der ganzen Front in Gegend Mariampol bis nördlich von Sirlejew zum Rückzuge gezwungen worden. General von Einsingen folgt dem geschlagenen Gegner. Die Beute erhöhte sich bis gestern Abend auf 7765 Gefangene (darunter 11 Offiziere) und 18 Maschinengewehre. — Die Armeen des Generalfeldmarschalls von Mackensen haben den Gegner westlich von Zamosc unter andauernden Kämpfen über den Labunka- und Porabschnitt zurückgedrängt und diesen bereits mit Teilen überschritten. Weiter westlich ist die feindliche Stellung in Linie Turobin-Krasnik-Jozefow (an der Weichsel) erreicht. Vorstellungen bei Stroza und Krasnik und diese Orte selbst wurden noch gestern Abend genommen. — Westlich der Weichsel hatten die Russen unter dem Druck des Angriffs die Brückenkopfstellung bei Tarlow räumen müssen. Das südliche Kamiennaufer ist vom Feinde geäubert. — Die Truppen des Generalobersten von Woyrsch haben in erfolgreichen Kämpfen die Russen aus ihren Stellungen südöstlich von Sienna und bei Ilza geworfen und dabei etwa 700 Gefangene vom Grenadierkorps gemacht. (W. T. B.)

Russische Stellungen bei Tarnow erstürmt.

Wien, 2. Juli. — Russischer Kriegsschauplatz: In mehrtägigen erbitterten Kämpfen haben die verbündeten Truppen der Armeen Einsingen die Russen aus der sehr starken Gnila-Lipastellung, abwärts Sirlejew, geworfen. Der Feind, der in östlicher Richtung zurückgeht und auf der ganzen Front der Armee verfolgt wird, erlitt abermals schwere Verluste, 7765 Mann wurden in diesen Kämpfen gefangen, 18 Maschinengewehre erbeutet. Nördlich anschließend dauern die Kämpfe noch an. Am Dnjeſtr hat sich nichts Wesentliches ereignet. — In Russisch-Polen kämpfen die verbündeten Truppen zwischen Weichsel und Bug mit starken russischen Kräften am Porbach und an der Wyszynica. Unsere Armeen greifen überall an. Westlich der Weichsel griffen unsere Truppen die feindlichen Stellungen bei Tarlow an. Um 5 Uhr nachmittags wurde ein Stützpunkt nördlich des Ortes erstürmt. In den Abendstunden arbeitete sich die übrige Angriffsfront bis auf Sturmabstand heran und brach nachts in die russische Stellung ein. Der Feind ging fluchtartig zurück. In der Verfolgung wurde Jozefow an der Weichsel genommen. Auch aus den Stellungen südöstlich Sienna wurden die Russen zurückgeworfen, 700 Mann hierbei gefangen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Gestern wiederholte sich der italienische Angriff

auf das Plateau Doberdo. Nach mehrstündiger Vorbereitung durch schweres Geschützfeuer setzten nachmittags und abends mehrere Infanterievorstöße zwischen Sdraussina und Vermigliano ein. Alle wurden wieder unter großen Verlusten des Feindes abgeschlagen. Vorhergegangene schwächere Angriffe auf einen Teil des Görzer Brückenkopfes und im Krngebiete waren gleichfalls zurückgewiesen. Unsere braven Truppen behaupten nach wie vor die bewährten ursprünglichen Stellungen. Die Geschützkämpfe dauern an allen Fronten fort.

Siegreiche Kämpfe bei Sed ul Bahr.

Konstantinopel, 2. Juli. Bericht des Hauptquartiers: An der Kaukasusfront nehmen die Kämpfe in der Gebirgsgegend an der Grenze einen für uns günstigen Verlauf. Der Feind hat in den letzten Kämpfen, die sich am rechten Flügel entwickelten, mehr als 600 Tote, darunter 7 Offiziere, auf dem Schlachtfelde gelassen. Wir machten dort außerdem 2 Offiziere, darunter einen Bataillonschef, und eine Anzahl russischer Soldaten zu Gefangenen. An der Dardanellenfront fand am 29. Juni an der Nordgruppe von Ari Burnu bloß gegenseitige Beschießung statt. An der Südgruppe bei Sed ul Bahr dauerte der Kampf den ganzen Tag. Der Feind wollte unseren rechten Flügel umzingeln und unternahm unter dem Schutze unausgesehten Artilleriefeuers einen Angriff. Wir brachten die feindliche Absicht durch unsere Gegenangriffe zum Scheitern. In der Nacht zum 1. Juli schlugen wir an der Nordgruppe von Ari Burnu feindliche Angriffsversuche gegen unsere Verschanzungen im Zentrum blutig ab. Unser rechter Flügel ging zum Gegenangriff über und entriß dem Feinde zwei hintereinanderliegende Reihen Schützengräben. In derselben Nacht unternahmen an der Südgruppe Sed ul Bahr unsere Truppen einen Gegenangriff gegen den linken Flügel des Feindes. Die Schlacht dauerte die ganze Nacht an. Unsere Truppen drangen in mehrere feindliche Grabenstücke ein und setzten den Angriff in hartnäckigen Nahkämpfen fort. Die Schlacht endete erst bei Sonnenaufgang. Am 30. Juni dauerte der Kampf an unserem rechten und linken Flügel der Südgruppe Sed ul Bahr von 7 Uhr morgens bis 12 Uhr mittags an. Diese Schlacht, die an jedem der beiden Flügel mit Angriffen unserer Truppen begonnen hatte, verlief sehr günstig für uns. Unsere anatolischen Küstenbatterien nahmen erfolgreich an den Kämpfen der Südgruppe teil und beschossen mit sichtlich Wirkung das Lager und die Artilleriestellungen des Feindes. Eins unserer Flugzeuge überflog Sed ul Bahr und warf Bomben ab. — An der Dardanellenfront bei Ari Burnu ereignete sich im Laufe des 30. Juni und des 1. Juli nichts von Belang. Drei große Schiffe des Feindes näherten sich diesem Gebiete und schifften beständig mit Hilfe von Schaluppen und Barkassen Verwundete ein. Obwohl diese Fahrzeuge keinerlei Abzeichen als Hospitaltschiffe trugen, haben wir nicht auf sie ge feuert. Im Süden bei Sed ul Bahr sind die nach großen Vorbereitungen seit drei Tagen unternommenen feindlichen Angriffe dank dem tapferen Widerstande unserer Truppen vollständig zusammengebrochen. Der Feind wurde unter erneuten beträchtlichen Verlusten in seine alten Stellungen zurückgeworfen. In der Nacht vom 30. Juni zum 1. Juli und am 1. Juli dauerten auf dem linken und dem rechten Flügel dieses Gebietes Grabenkämpfe ohne Bedeutung an. Am 1. Juli abends eröffneten unsere bis an die Meerenge vorgeschobenen Batterien ein überraschendes Feuer auf das feindliche Lager; sie erzielten einen großen Erfolg und brachten eine feindliche Batterie zum Schweigen. Außerdem zerstörte ein guter Treffer eine feindliche Haubitze und tötete eine große Zahl von Soldaten und Tieren, die sich in der Umgebung der Haubitze befanden.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 3. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Die Franzosen griffen in der Nacht unsere Stellungen nordwestlich von Souchez an; der Angriff wurde abgewiesen. — Bei Les Eparges mißlang ein durch Handgranatenfeuer und Stinkbomben vorbereiteter französischer Angriff. — Die vorgestern auf dem Hilsenfirst eroberten Werke gingen gestern wieder an den Feind verloren. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Nördlich des Dnjestr dringen unsere Truppen unter Verfolgungskämpfen über die Linie Mariampol—Marajow—Miaſto gegen den Zlota—Zipaabschnitt vor. Sie haben den Bug abwärts von Kamionka—Strumilowa bis unterhalb Krnlow an vielen Stellen erreicht und sind auch in nördlicher Richtung zwischen Bug und Weichsel in flottem Vordringen. Die Niederungen der Labunka und des Por sind, trotzdem der Gegner an einzelnen Stellen noch hartnäckigen Widerstand zu leisten versuchte, nunmehr in unserer Hand. — Auch am Wpznica-

abschnitt zwischen Krasnik und der Mündung saßten deutsche Truppen auf dem Nordufer Fuß. — Zwischen linkem Weichselufer und der Pilica ist die Lage im allgemeinen unverändert; ein russischer Gegenstoß südwestlich von Radom wurde abgewiesen. (W. T. B.)

Das Seegefecht bei Gotland.

Berlin, 3. Juli. Auf der Rückkehr von einer Vorpostenstellung traf am 2. Juli gegen 6 Uhr morgens ein Teil unserer leichten Ostseestreitkräfte, die, ihrer Aufgabe gemäß, in aufgelöster Ordnung fuhren, zwischen Gotland und Windau bei strichweise unsichtigem Wetter auf russische Panzerkreuzer. Es entspannen sich Einzelgefechte, in denen unsere schwächeren Streitkräfte versuchten, den Gegner in den Bereich der Unterstützungen zu ernsterem Kampf zu ziehen. Im Verlauf dieser Einzelgefechte vermochte S. M. S. „Albatros“ nicht, den Anschluß an die eigenen Streitkräfte wiederzugewinnen. Nach zweistündigem, schwerem Kampfe gegen vier Panzerkreuzer, die mit der Beschießung auch innerhalb der schwedischen Hoheitsgewässer fortfuhren, mußte das Schiff infolge zahlreicher Treffer in sinkendem Zustande bei Östergarn auf Gotland auf den Strand gesetzt werden. Es hatte 21 Tote und 27 Verwundete, deren sich die schwedischen Behörden und Einwohner in menschenfreundlichster Weise annahmen.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 3. Juli. — Russischer Kriegsschauplatz: In Ostgalizien dringen die verbündeten Truppen in der Verfolgung östlich Halicz und über die Narejowka vor und sind nördlich anschließend in erfolgreichem Angriff auf die Höhen östlich Janczyn. — Am Bug ist die Lage unverändert. Zwischen Weichsel und Bug dringen die verbündeten Truppen unter heftigen Kämpfen stetig vor. Zamosc wurde erstürmt, westlich hiervon wurden die Russen überall über die Porbachniederung, die in unserem Besitz ist, zurückgeworfen, der Übergang über den Bach an mehreren Stellen erkämpft. Östlich Krasnik, um das noch gekämpft wird, wurde Studzianki genommen; ebenso ist westlich Krasnik der Ort Wpznica erstürmt, auch hier ist der Feind vom Südufer der Wpznica überall zurückgeschlagen und nördlich des Baches schon aus einigen Stellungen geworfen. Am Porbach und bei Krasnik wurden gestern 4800 Gefangene und 3 Maschinengewehre eingebracht. — Westlich der Weichsel Geschützkampf. — Italienischer Kriegsschauplatz: Der gestrige Tag brachte den Italienern an der küstenländischen Front eine neue Niederlage. Nach vergeblichen Vorstößen bei Sagrado und Palazzo begann gegen Abend wieder ein von mindestens zwei Infanteriedivisionen geführter Angriff gegen den Abschnitt des Doberdoplateaus von Palazzo bis zum Cosic. Unsere kampfbegeisterten Truppen schlugen den Feind, wie immer, überall zurück. Seine Verluste waren auch gestern schwer. — Gegen den Görzer Brückenkopf südwestlich des Monte Sabotino angelegte feindliche Angriffe wurden gleichfalls blutig abgewiesen. — An der Kärntener Grenze wurde in den letzten Tagen um den Großen Pal (östlich des Plöckenpasses) gekämpft. Der Berg blieb schließlich in unserem Besitz. Im Tiroler Grenzgebiet fanden stellenweise Geschützkämpfe statt.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 3. Juli. Bericht des Großen Hauptquartiers: Am 2. Juli ereignete sich bei Ari Burnu nichts von Bedeutung. Bei Sed ul Bahr verschwendete der Feind eine große Menge von Munition, um unsere Vorbereitungen zu dem beabsichtigten Angriff auf seinen linken Flügel zu stören. Er erzielte kein Ergebnis. Unsere Truppen kamen trotz des Feuers bis an seine Schützengräben heran und bedrängten den Feind auf kurze Entfernung kräftig. Im Zentrum herrscht verhältnismäßige Ruhe. Am linken Flügel Infanterie- und Artilleriefeuer mit Unterbrechung, auch werden Bomben von Graben zu Graben geworfen. Unsere anatolischen Batterien eröffneten ein heftiges Feuer gegen Schiffe, auf denen der Feind Verstärkungen bei Sed ul Bahr landen wollte, und zwangen ihn, die Landung zu unterlassen und seine Schiffe sofort

zurückzuziehen. Der Feind erlitt ernste Verluste. Diese Batterien beschossen auch wirksam feindliche Lager bei Sed ul Bahr und bei Takke Burnu sowie die Truppen und eine Haubitzbatterie des Feindes. Feindliche Flieger warfen erfolglos Bomben auf Jeni Schehir.

Erfolge in den Argonnen.

Großes Hauptquartier, 4. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: In den Argonnen haben unsere Truppen die Offensive fortgesetzt. Die Beute hat sich erheblich erhöht; sie beträgt für die beiden ersten Julitage: 2556 Gefangene (darunter 37 Offiziere), 72 Minenwerfer, 1 Revolverkanone, 25 Maschinengewehre. Auf den Maashöhen wiederholte der Feind trotz aller Mißerfolge viermal seine Versuche zur Wiedereroberung der verlorenen Stellungen bei Les Eparges; wir wiesen seine Angriffe glatt ab. — Nordwestlich von Regniéville eroberten wir die französischen Stellungen in 600 Meter Breite und entrißen nördlich von Sen-en-hane dem Feinde ein Waldstück. — Die Fliegertätigkeit war gestern sehr lebhaft. Deutsche Flugzeuge bewarfen das Landguarfort bei Harwich sowie eine englische Zerstörerflottille und griffen das befestigte Nancy, die Bahnanlagen von Dombasle und das Sperrfort Remiremont an. Ein englisches Flugzeug stürzte nördlich von Gent an der holländischen Grenze brennend ab. Ein deutsches Kampfflugzeug zwang einen französischen Flieger bei Schlucht zur Landung. — Der Feind bewarf Brügge, ohne militärischen Schaden anzurichten. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die Armee des Generals von Einsingen ist in voller Verfolgung gegen die Żłota—Łipa; 3000 Russen fielen in unsere Hand. Unter ihrem Druck weicht der Feind aus seinen Stellungen von Narajow—Miasło bis nördlich Przemyślani. — Die Armeen des Generalfeldmarschalls von Mackensen sind im fortschreitenden Angriff. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 4. Juli. — Russischer Kriegsschauplatz: Die Russen, die gestern in Ostgalizien zwischen Karajowka und Żłota—Łipa sowie nördlich anschließend mit starken Kräften Widerstand leisteten, wurden von den verbündeten Truppen angegriffen und nach stundenlangem Kampfe auf der ganzen Front gegen die Żłota—Łipa zurückgeworfen. 3000 Gefangene und mehrere Maschinengewehre wurden erbeutet. Auch in der Gegend von Przemyślani und Glinisny ist der Feind im Rückzuge gegen Ost. — In Russisch-Polen kam es an mehreren Frontabschnitten zu heftigen Kämpfen, da die Russen unter Einatz von Verstärkungen zu Gegenangriffen übergingen. Alle diese Versuche, verlorenes Terrain zurückzuerobern, scheiterten vollständig. Eines unserer Korps wies allein fünf Sturmangriffe des Feindes blutig ab. Am Porbach und an der Wyszynica dauern die Kämpfe fort. Beiderseits Studzianki drangen unsere Truppen in einer Frontausdehnung von mehreren Kilometern in die Hauptstellung des Gegners ein und warfen den Feind unter schweren Verlusten zurück. Hierbei wurden über 1000 Gefangene gemacht, 3 Maschinengewehre und 3 Geschütze erbeutet. Die Höhen nördlich Krasnik wurden in schwerem Kampfe genommen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Italiener erneuerten auch gestern wieder ihre Anstrengungen, am Rande des Plateaus von Doberdo Fuß zu fassen. Nach einer den ganzen Tag dauernden Beschießung des Abschnittes von Radipuglia mit schweren Geschützen setzte hier nachmittags ein Angriff von mindestens vier Infanterieregimentern ein, der zu heftigen Nahkämpfen führte. Ein Gegenangriff der tapferen Verteidiger warf schließlich den Feind von den Höhen hinunter. Versuche des Feindes, sich unseren Stellungen bei Wolschach (westlich Tolmein) und im Gebiete südlich des Krn zu nähern, wurden schon im Keime erstickt. Alpini, die in dieser Gegend einen Vorstoß gegen einen unserer Stützpunkte unternahmen, wurden nach erbittertem Handgemenge zurückgeworfen. Die Verluste des Feindes sind überall wieder sehr schwer. — Das italienische Torpedoboot „17 OS“ ist am 2. Juli abends in der Nordadria vernichtet worden.

Kämpfe an den Dardanellen.

Konstantinopel, 4. Juli. An der kaukasischen Front versuchten etwa drei feindliche Kavallerieregimenter in der Nähe der Grenze, unseren rechten Flügel zu bedrohen, wurden nach einem Gefecht mit unserer Kavallerie gezwungen, sich in der Richtung zurückzuziehen, aus der sie gekommen waren. An den Dardanellen fand an unserer Nordgruppe bei Ari Burnu zeitweilig Artillerie- und Infanteriefeuer statt. Der Feind fuhr fort, Bomben zu schleudern, die übelriechende Gase entwickelten, und schoß am 2. Juli Schrapnells, die nach ihrer Explosion grünes Gas ausströmten. An der Südgruppe bei Sed ul Bahr erzielten unsere Kräfte am 2. Juli gute Ergebnisse durch gegen den linken feindlichen Flügel ausgeführte Angriffe und drangen im Bajonettsurm in einige Teile der feindlichen Stellungen ein. Unsere Küstenbatterien beschossen am 3. Juli die feindliche Artillerie, die feindlichen Truppen und Flugzeugschuppen bei Sed ul Bahr.

Deutsche Sturmangriffe im Priesterwald.

Großes Hauptquartier, 5. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Ein englischer Angriff nördlich von Ypern an der Straße nach Pillekem und ein französischer Vorstoß auf Souchez wurden blutig abgewiesen. — Beiderseits Croix des Carmes (am Westrande des Priesterwaldes) stürmten unsere Truppen gestern die feindliche Stellung in einer Breite von etwa 1500 Meter und drangen durch ein Gewirr von Gräben bis zu 400 Meter vor. Unter schweren Verlusten mußten die sich verzweifelt wehrenden Franzosen Gräben auf Gräben räumen und etwa 1000 unterwundene Gefangene (darunter einen Bataillonsstab), 2 Feldgeschütze, 4 Maschinengewehre, 3 leichte sowie 4 schwere Minenwerfer in unserer Hand lassen. Ebenso gelang ein gleichzeitig ausgeführter Überfall auf eine französische Blockhausstellung bei Haut de Ricourt (südlich von Norron an der Mosel), die mit Besatzung und eingebauten Kampfmitteln in die Luft gesprengt und dann planmäßig wieder geräumt wurde. — Unsere Flieger bewiesen erneut im Luftkampf ihre Überlegenheit. Nördlich und westlich von Manonvillers wurde am 1. und 2. Juli je ein französisches Flugzeug zur schleunigen Landung gezwungen. Mit Erfolg wehrte gestern und vorgestern ein deutscher Kampfflieger den Angriff von drei Gegnern ab. — Die beim gestern gemeldeten feindlichen Luftangriff auf Brügge geschleuderten Bomben fielen in der Nähe der wertvollsten Kunstdenkmäler der Stadt nieder. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die verbündeten Truppen unter dem Befehl des Generals von Einsingen haben auf ihrer ganzen Front die Żłota—Łipa erreicht. Das Westufer ist von den Russen gesäubert. Die Armee hat Außerordentliches geleistet. In fast vierzehntägigen Kämpfen erzwang sie angesichts einer starken feindlichen Stellung den Übergang über den Dnjestr und trieb den geschlagenen Gegner von Stellung zu Stellung vor sich her. — Am Bugabschnitt räumte der Feind heute nacht den Brückenkopf Krnlow. Zwischen Bug und Weichsel wurden die Russen gestern bei Plonka—Turobin nördlich des Porabschnittes und bei Tarnawka—Krasnik erneut geworfen. (W. T. B.)

Englischer Flugzeugangriff abgewiesen.

Berlin, 5. Juli. Am 4. Juli morgens versuchten die Engländer, einen größeren Flugzeugangriff gegen unsere Stützpunkte in der Deutschen Bucht der Nordsee anzusetzen. Der Versuch scheiterte. Unsere Lustschiffe stellten die anmarschierenden englischen Streitkräfte in Stärke von mehreren Flugzeugmutter Schiffen, begleitet von Kreuzern und Torpedobootszerstörern, bereits bei Tagesanbruch in der Höhe der Insel Terßelling fest und zwangen sie zum Rückzug. Ein englisches Wasserflugzeug, dem es gelungen war, aufzusteigen, wurde von unseren Flugzeugen verfolgt und entkam dadurch, daß es über holländisches Gebiet flog.

Der Durchbruch bei Krasnik.

Wien, 5. Juli. — Russischer Kriegsschauplatz: In Ostgalizien erreichten die verbündeten Truppen der Armee Einsingen nach zwei Wochen siegreicher Kämpfe in der Verfolgung die Żłota—Łipa, deren Westufer vom Feinde ge-

säubert wurde. Im Abschnitte Kamionka—Strumilowa—Krasne dauern die Kämpfe gegen russische Nachhutten noch an. Bei Krpłow räumte der Gegner das westliche Bugufer und brannte den Ort Krpłow nieder. Beiderseits des oberen Wieprz wird gekämpft. Verbündete Truppen warfen den Feind aus seinen Stellungen nördlich des Porbaches und drangen bis gegen Plonka vor. Westlich anschließend hat die Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand die russische Kampffront beiderseits Krasnik in mehrtägigen Kämpfen durchbrochen, die Russen unter großen Verlusten in nördlicher Richtung zurückgeworfen und in diesen Kämpfen 29 Offiziere, 8000 Mann gefangen, 6 Geschütze, 6 Munitionswagen und 6 Maschinengewehre erbeutet. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Kämpfe am Rande des Plateaus von Doberdo wiederholten sich gestern mit gleicher Heftigkeit. Abends war der Angriff von zwei italienischen Divisionen gegen den Frontabschnitt südlich Polazzo abgeschlagen; weiter nördlich dauerte das Gefecht noch fort. Auch bei Wolfschach und im Krngebiete griff der Feind wieder vergeblich an. Im Kärntener und Tiroler Grenzgebiet finden nur Geschützkämpfe statt.

Franszösischer Transportdampfer vernichtet.

Konstantinopel, 5. Juli. Das Hauptquartier teilt mit: An der Kaukasusfront verfolgten wir die von unserem rechten Flügel zurückgeschlagene feindliche Kavallerie. An der Dardanellenfront versenkte am 4. Juli um 1½ Uhr nachmittags ein deutsches Unterseeboot vor Sed ul Bahr einen großen französischen Transportdampfer mit zwei Schornsteinen. Der Dampfer ging in drei Minuten unter. An der Nordgruppe wollte der Feind in der Nacht vom 3. zum 4. Juli nach lebhaftem Gewehrfeuer gegen unsern rechten Flügel starke Aufklärungsabteilungen vorrücken lassen, die wir jedoch zurückwarfen. Bei der Südgruppe sprengte unsere Artillerie am 4. Juli ein feindliches Munitionslager in die Luft, rief in den feindlichen Batterien einen Brand und eine Explosion hervor und dezimierte die feindlichen Soldaten, die herbeieilten, um das Feuer zu löschen. An der Trakfront, in der Gegend von Bajlorah (Mesopotamien), wurde eine feindliche Truppenabteilung, die mit der Euphratbahn befördert wurde, von unseren Truppen und Freiwilligen in die Flucht geschlagen. Der Feind ließ über 60 Tote, darunter einen Major und zwei andere Offiziere, zurück. Auf der Flucht führte der Feind auch zwei mit seinen Verwundeten gefüllte Fahrzeuge mit. Wir erbeuteten eine Menge Gewehre und Munition. Auf diese Weise haben wir die englische Unternehmung in jener Gegend in einen Rückzug verwandelt, der unter dem Schutze der auf dem Flußlaufe befindlichen englischen Kanonenboote ausgeführt wurde.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 6. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Nachts wurden zwei französische Angriffe bei Les Eparges abgewiesen. — Die Beute des Erfolges am Priesterwalde hat sich um 1 Feldgeschütz und 3 Maschinengewehre erhöht. Außerdem fiel ein Pionierpark mit zahlreichem Material in unsere Hand. — Unsere Flieger griffen den Flugplatz Corcieux, östlich von Epinal, und ein französisches Lager am Breitfirt, östlich von Krut, in den Vogesen an. — Östlicher Kriegsschauplatz: Heute am frühen Morgen wurde der stark besetzte Wald südlich Biale-Bloto (westlich der Straße Suwalki—Kalwarja) erstürmt. Dabei nahmen wir etwa 500 Russen gefangen.

(W. T. B.)

Niederlage der Italiener bei Görz.

Wien, 6. Juli. — Russischer Kriegsschauplatz: Durch die Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand in der zweiten Schlacht bei Krasnik geworfen, ziehen sich die Russen in nördlicher und nordöstlicher Richtung zurück. Die Armee des Erzherzogs dringt nach gelungenem Durchbruch unter neuen erfolgreichen Kämpfen weiter vor und hat gestern die Gegend von Gielczew und die Höhen nördlich der Wyszynica erkämpft. Unter dem Drucke dieses Vorgehens wich der Gegner auch am Wieprz über Tarnogara zurück. Die in diesen Kämpfen eingebrachte Beute hat sich auf 41 Offiziere, 11500 Mann und 17 Maschinengewehre erhöht. — An der Zlota—Lipa und am Dniestr herrscht Ruhe. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Kämpfe im Görzischen,

die in den letzten Tagen immer größeren Umfang angenommen hatten, entwickelten sich gestern durch den allgemeinen Angriff der italienischen dritten Armee zur Schlacht. Etwa vier feindliche Korps gingen unter mächtiger Artillerieunterstützung gegen unsere Front vom Görzer Brückenkopf bis zum Meere vor. Sie wurden vollständig zurückgeschlagen und erlitten furchtbare Verluste. Dank der über alles Lob erhabenen Haltung unserer vortrefflichen, kriegsgewohnten Truppen, besonders der tapferen Infanterie, blieben alle unsere Stellungen unverändert in unseren Händen. So halten die Helden an der Südwestgrenze der Monarchie starke und treue Wacht gegen die Überzahl des Feindes. Sie können des Dankes aller Völker ihres Vaterlandes und der im Norden von Sieg zu Sieg eilenden Armeen sicher sein. Am mittleren Sonzo im Krngebiete und an den übrigen Fronten hat sich gestern nichts Wesentliches ereignet.

Fortschritte bei Ailly—Apremont.

Großes Hauptquartier, 7. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Nördlich von Npern drangen englische Truppen gestern in einen unserer Schützengräben ein; sie waren am Abend wieder vertrieben. Westlich von Souchez wurden zwei nächtliche Angriffe des Feindes abgewiesen. Bei der Beschließung feindlicher Truppenansammlungen in Arras geriet die Stadt in Brand. Der Feuersbrunst fiel die Kathedrale zum Opfer. Zwischen Maas und Mosel herrscht lebhaftere Kampftätigkeit. Südwestlich von Les Eparges setzte der Feind seine Anstrengungen, die ihm unlängst entzogenen Stellungen wiederzuerobern, fort. Bei dem ersten Angriff gelangten die Franzosen in einen Teil unserer Verteidigungslinie; ein Gegenstoß brachte die Gräben, bis auf ein Stück von 100 Meter, wieder in unsere Hand. Der Feind ließ 1 Maschinengewehr zurück. Zwei weitere Vorstöße des Gegners, ebenso wie ein Angriff an der Tranchée, scheiterten völlig. — Halbwegs Ailly—Apremont wurde unsererseits angegriffen; wir eroberten die feindliche Stellung in einer Breite von 1500 Meter und machten dabei mehr als 300 Franzosen zu Gefangenen. — Bei Croix des Carmes (im Priesterwalde) erfolgte heute nacht der erwartete feindliche Gegenangriff; der Gegner wurde abgewiesen. — Am Sudelkopf (in den Vogesen) wurde ein feindliches Grabenstück erstürmt und für die feindliche Verteidigung unbrauchbar gemacht. — In der Champagne, südwestlich Suippes, bewarfen unsere Flieger mit Erfolg ein feindliches Truppenlager. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die Zahl der Gefangenen südlich Biale-Bloto erhöhte sich auf 7 Offiziere und rund 800 Mann; ferner gingen 7 Maschinengewehre und ein reichhaltiges Pionierlager in unseren Besitz über. — In Polen, südlich der Weichsel, eroberten wir die Höhe 95, östlich Dolowatka (südlich Borzhomow). Die russischen Verluste sind sehr beträchtlich. Erbeutet wurden 10 Maschinengewehre, 1 Revolverkanone und viele Gewehre. Weiter nördlich, nahe der Weichsel, wurde ein russischer Vorstoß abgewiesen. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Westlich der oberen Weichsel wurden gute Fortschritte gemacht; östlich der Weichsel sind keine größeren Veränderungen zu melden. Auf der Verfolgung zur Zlota—Lipa vom 3. bis 5. Juli machten wir 3850 Gefangene. (W. T. B.)

Angriffe der Italiener abgewiesen.

Wien, 7. Juli. — Russischer Kriegsschauplatz: An der Front der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand dauern die Kämpfe fort. Eintreffende russische Verstärkungen, die an mehreren Stellen zum Angriff vorgingen, wurden unter großen Verlusten zurückgeschlagen. Die Gefangenenzahl hat sich noch weiter erhöht. — Am Bug und in Ostgalizien ist die Lage unverändert. In den Kämpfen an der unteren Zlota—Lipa wurden vom 3. bis 5. Juli 3850 Russen gefangen. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der Schlachtfeldfront im Görzischen trat zunächst ziemlich Ruhe ein. Nach dem vorgestrigen Siege hatten

unsere Truppen noch einige zaghaft geführte Nachtangriffe gegen den Görzer Brückenkopf und die Plateaustellungen abzuweisen. Gestern eröffnete der Feind neuerdings ein heftiges Geschützfeuer, dem nachts wieder vergebliche Vorstöße schwächerer Kräfte folgten. Italienische Flieger warfen auf Triest Bomben ab, ohne erheblichen Schaden anzurichten. — Im Krngebiete griff der Gegner eine Felskuppe, der schon frühere Anstrengungen gegolten hatten, abermals an. Die braven Verteidiger schlugen den Angriff, wie immer, ab. Vor unserer Stellung ist ein Leichenfeld. Im Kärntener und Tiroler Grenzgebiete dauern die Geschützkämpfe stellenweise fort. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Auf den Höhen östlich von Trebinje fand in den letzten Tagen ein für unsere Truppen erfolgreiches Gefecht statt. Im Angriff eroberten einige unserer Abteilungen nach kurzem heftigen Kampf eine montenegrinische Vorstellung und trieben die Montenegriner auf die nächsten Höhen zurück. Tags darauf ging eine montenegrinische Brigade nach starker Artillerievorbereitung zum Gegenangriff vor, erlitt jedoch im Feuer unserer Truppen derartige Verluste, daß sie nach einiger Zeit auf die Hauptstellung, aus der sie vorgebrochen war, zurückging. Mehrere unserer Flieger griffen mit Bomben und Maschinengewehrfeuer erfolgreich in den Kampf ein.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 7. Juli. Bericht des Großen Hauptquartiers. Auf der kaukasischen Front fuhr auf dem rechten Flügel unsere Kavallerie nach ernsthaften Kämpfen fort, die feindliche Kavallerie gegen Osten zurückzuwerfen. Wir machten in dem Kampfe vom 4. Juli eine Anzahl Gefangene und gewannen Beute. Auf der Dardanellenfront ist die Lage im allgemeinen unverändert. Die gewohnten Grabenkämpfe dauern fort, und zwar besonders heftig auf unserem rechten Flügel bei Sed ul Bahr. Alle diese Kämpfe sind für uns günstig. Unsere anatolischen Batterien riefen zahlreiche Explosionen und Brände in dem feindlichen Lager bei Sed ul Bahr hervor. Unsere Flieger warfen zweimal mit Erfolg Bomben auf die feindlichen Truppen. Vor Ari Burnu bombardierte ein feindlicher Monitor, der sich sichtlich hinter einem Lazarettschiff verbarg, unsere Landstellungen.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 8. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Westlich von Souchez gelang es den Franzosen, in einer Breite von etwa 800 Metern in unseren vordersten Graben einzudringen. Durch einen Gegenangriff wurden sie wieder vertrieben. Ein zweiter Angriff des Feindes brach im Feuer zusammen. Um ein kleines Grabenstück, in dem die Franzosen noch sitzen, wird mit Handgranaten gekämpft. — Gegen die von uns genommenen Stellungen westlich Apremont dauerten die feindlichen Angriffe Tag und Nacht hindurch ohne jeden Erfolg an. Die Zahl der Gefangenen hat sich auf 3 Offiziere und über 400 Mann erhöht. — Auf der ganzen Westfront fanden lebhafteste Artilleriekämpfe statt. — Östlicher Kriegsschauplatz: Ein feindlicher Angriff aus Richtung Komno wurde unter großen Verlusten für den Gegner abge schlagen. Beim Dorfe Stegna, nordöstlich von Prasznysz, wurden einige russische Gräben genommen und behauptet. — Feindliche Vorstöße in der Gegend von Strzegowo und von Starozreby (nordöstlich und südwestlich von Racionz) hatten keinen Erfolg. Versuche des Gegners, uns die gestern eroberte Höhe 95 östlich Dolowatka zu entreißen, scheiterten. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die Lage der zwischen Dnjestr und oberer Weichsel stehenden deutschen Truppen ist unverändert. Westlich der oberen Weichsel wurde eine Reihe feindlicher Stellungen gestürmt. (W. T. B.)

Montenegrinische Angriffe zurückgewiesen.

Wien, 8. Juli. — Russischer Kriegsschauplatz: In Russisch-Polen, östlich der Weichsel, dauern die Kämpfe fort; zahlreiche heftige russische Angriffe wurden blutig abge schlagen. Vor überlegenen feindlichen Kräften, die, zur Deckung von Lublin herangeführt, zum Gegenangriff voringen, wurden unsere Truppen beiderseits der Chaussee

auf die Höhen nördlich Krasnik zurückgenommen. Westlich der Weichsel wurden einige russische Vorstellungen erstürmt. — Am Bug und in Ostgalizien ist die allgemeine Situation unverändert. Feindliche Vorstöße an der unteren Flota — Sipa wurden abgewiesen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Im Görzischen unternahmen die Italiener gestern wieder einzelne Vorstöße. Gegen den Görzer Brückenkopf sandten sie auch Mobilmiliz ins Treffen. Unsere Truppen schlugen sämtliche feindlichen Angriffe wie immer ab. Am mittleren Isonzo und im Krngebiete herrscht Ruhe. Im Kärntener und Tiroler Grenzgebiete fand nur Geschützkampf statt. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Auf den Grenzhöhen östlich Trebinje hat nachts zum 7. Juli der Kampf gegen die Montenegriner erneuert begonnen. Da der Gegenangriff der Montenegriner am 6. d. M. mißlungen war, versuchte der Feind nachts noch einen Vorstoß, der jedoch in unserer Infanterie- und Artilleriefeuer völlig zusammenbrach. Nunmehr herrscht dort Ruhe. An der übrigen Grenze hat sich nichts Wesentliches ereignet.

Panzerkreuzer „Amalfi“ versenkt.

Wien, 8. Juli. Eines unserer Unterseeboote hat am 7. Juli morgens einen italienischen Panzerkreuzer, Typ „Amalfi“, in der Nordadria torpediert und versenkt.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 8. Juli. Das Große Hauptquartier meldet An der kaukasischen Front versuchte die von unserem rechten Flügel zurückgeschlagene feindliche Kavallerie, sich in ihren Stellungen zu halten und Gegenangriffe zu unternehmen. Diese Versuche schlugen aber fehl. An der Dardanellenfront beschoß unsere Artillerie bei Ari Burnu am 6. Juli wirksam die feindlichen Stellungen und verursachte schweren Schaden. Die gegen unsern linken Flügel kämpfende feindliche Artillerie beschoß infolge schlecht gezielten Feuers ihre eigenen Schützengräben. Sie fügte dadurch ihren eigenen Soldaten beträchtliche Verluste zu. Bei Sed ul Bahr schlugen wir die von Erkundungsabteilungen des Feindes versuchten Angriffe ab und fügten ihnen schwere Verluste zu. Während der Feind bei Tekke Burnu mit Aus- und Einbooten beschäftigt war, an dem sich Hilfskriegsschiffe und kleinere Boote beteiligten, eröffneten unsere anatolischen Küstenbatterien plötzlich das Feuer auf die genannte Stellung. Eine Granate fiel mitten in ein Bataillon des Feindes und verursachte Verwirrung und Verluste. Dieselbe Batterie sprengte ein feindliches Munitionsdepot in der Nähe in die Luft.

Neue Kämpfe an den Dardanellen.

Konstantinopel, 8. Juli. Am 7. Juli kein wichtiges Ereignis bei Ari Burnu. Bei Sed ul Bahr nahmen unsere Truppen zwei feindliche Schützengräben vor unserem rechten Flügel und besetzten sie. Unsere aus dem Zentrum abge sandten Erkundungsabteilungen überraschten feindliche Gräben und erbeuteten eine Menge Munition und Pioniergeräte. Am linken Flügel dauerte leichtes Artillerie- und Infanteriefeuer sowie das Bombenwerfen an. Am Vormittag warf ein feindliches Flugzeug drei Bomben auf Gallipoli, ohne Schaden anzurichten. Unsere Batterien in Kleinasien zerstörten feindliche Landungsbrücken bei Tekke Burnu und nahmen die Zelte des feindlichen Lagers unter Feuer.

Neue Kämpfe bei Souchez und Ailly.

Großes Hauptquartier, 9. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Nördlich der Zuckerfabrik von Souchez wurde ein französischer Angriff abge schlagen; kleine, in unsere Stellung eingedrungene Abteilungen wurden niedergemacht. Es gelang uns bisher nicht, das vorgestern verlorene Grabenstück westlich von Souchez vom Feinde zu säubern. Die von der französischen Heeresleitung gebrachte Nachricht über Eroberung eines deutschen Geschützes ist unrichtig. — Östlich von Ailly ergebnislose französische Einzelangriffe. Östlich anschließend an unsere neugewonnenen Stellungen im Priesterwalde, stürmten wir mehrere französische Grabenlinien in einer Breite von 350 Metern, machten dabei über 250 Gefangene und erbeuteten 4 Maschinengewehre. Nachts fanden an der Front von Ailly bis zur Mosel nur unbedeutende Patrouillengefechte statt. — Nach starker Artillerievorbereitung griff der Feind die von uns am 22. Juni erstürmte Höhe 621 bei Ban de Sapt an. Wir mußten die vollkommen verschütteten Gräben auf der Kuppe räumen.

(W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 9. Juli. — Russischer Kriegsschauplatz: Die allgemeine Lage im Nordosten ist unverändert. In Russisch-Polen wird auf den Höhen nördlich Krasnik weitergekämpft. Wie in den vorhergehenden Tagen wurden auch gestern an mehreren Stellen der Front äußerst heftige russische Angriffe zurückgeschlagen. Westlich der Weichsel wurden alle genommenen russischen Vorstellungen behauptet. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der küstenländischen Front herrschte gestern verhältnismäßig Ruhe. Ein italienischer Flieger war bei Görz zu einer Notlandung gezwungen. Im Kärntener und Tiroler Grenzgebiet Geschützkämpfe und Scharmügel. Ein Angriffsversuch zweier feindlicher Bataillone auf den Col di Lana (bei Buchenstein) wurde abgewiesen.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 9. Juli. Bericht des Hauptquartiers: An der Kaukasusfront wurde der Angriff einer starken feindlichen Abteilung, die die Kavallerie des Feindes auf ihrem Rückzuge am linken Flügel decken sollte, blutig zurückgeschlagen. Der Feind hatte mehr als 100 Tote und ebensoviel Verwundete. Unsere Kavallerie verfolgte die Russen. An der Dardanellenfront brachte unsere Artillerie dem Feinde bei Ari Burnu Verluste bei. Wir stellten fest, daß der Feind eine große Zahl Verwundeter fortschaffte. Bei Sed ul Bahr wurde der Versuch eines feindlichen Bombenangriffes gegen einige Gräben unseres rechten Flügels mit großen Verlusten für den Feind zurückgewiesen. Während des ganzen Tages dauerte der Austausch von Artillerie- und Infanteriefeuer und der Kampf mit Bomben mit Unterbrechungen an. Unsere anatolischen Batterien beschossen wirksam das feindliche Lager und die Landestelle Sed ul Bahr. In der vergangenen Woche sank aus unbekannter Ursache ein großes Schiff im Suezkanal, was zur Einstellung der Schifffahrt im Kanal führte. An der Front von Irak wurde am 7. Juli in einem Kampf zwischen einem Geschwader von feindlichen Kanonen-Motorbooten, die von Bassora auf dem Euphrat herangekommen waren, und unseren Kanonenbooten das feindliche Befehlshaberschiff schwer beschädigt und von zwei Booten weggeschleppt. Wir erlitten keine Verluste.

Schritte im Priesterwald.

Großes Hauptquartier, 10. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Tagsüber war die Gefechtsaktivität auf der ganzen Front gering. Drei französische Angriffe bei Launois (am Südhang der Höhe 631 bei Ban de Sapt) scheiterten bereits in unserer Artilleriefeuer. — Nachts wurde in der Champagne, nordwestlich von Beau-Séjour-Ferme, ein vorspringender französischer Graben gestürmt; östlich anschließend unternahmen wir einige erfolgreiche Sprengungen. — Zwischen Ailly und Apremont fanden vereinzelte Nahkämpfe statt. — Im Priesterwalde verbesserten wir durch einen Vorstoß unsere neuen Stellungen. Seit 4. Juli sind in den Kämpfen zwischen Maas und Mosel 1798 Gefangene gemacht, darunter 21 Offiziere, 3 Geschütze, 12 Maschinengewehre, 18 Minenwerfer erbeutet. Bei Leintren, östlich von Lunéville, wurden nächtliche Vorstöße des Feindes gegen unsere Vorposten abgewiesen. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Bei Ossowiec wurde ein feindlicher Angriff zurückgeschlagen. (W. T. B.)

Kämpfe an der Tiroler Front.

Wien, 10. Juli. — Russischer Kriegsschauplatz: Die Situation ist im großen unverändert. Nördlich Krasnik erneuerten die Russen in der vergangenen Nacht nochmals erfolglos ihre Angriffe. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Ruhe an der küstenländischen Front hielt im allgemeinen an. Ein feindlicher Angriffsversuch bei Sdrausina wurde abgewiesen. Im Kärntener Grenzgebiet hat sich nichts ereignet. An der Tiroler Front wurde ein italienischer Angriff auf unsere Stellungen nordöstlich des Kreuzbergjattels zum Stehen gebracht. Gegen den Col di Lana gingen vorgestern nachmittag mehrere feindliche Bataillone vor. Das Feuer eines unserer Forts zwang sie zur Umkehr. Gestern vormittag versuchte ein Bataillon einen neuen Angriff; erst auf die kleinsten Entfernungen beschossen, hatte

es große Verluste und mußte gleichfalls zurück. Die braven Standschützen betätigten im schwierigsten Hochgebirge ihre Unternehmungslust in erfolgreichen Kämpfen.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 10. Juli. Das Hauptquartier teilt mit: An der Kaukasusfront versuchte am 8. Juli ein feindliches Kavallerieregiment auf dem rechten Flügel in der Nähe der Grenze eine unserer Abteilungen anzugreifen, die dem Feinde eine beherrschende Höhe abgenommen und besetzt hatte. Wir schlugen den Feind unter schweren Verlusten für ihn zurück. An der Dardanellenfront trat am 9. Juli bei Ari Burnu und Sed ul Bahr keine Veränderung ein; es fand dort nur das gewöhnliche Artillerie- und Infanteriefeuer statt. Unsere vorgeschobenen anatolischen Batterien beschossen wirksam das feindliche Lager bei Tekke Burnu sowie das Gelände in der Umgebung von Sed ul Bahr und eine auf dem Marsch befindliche Infanterieabteilung. Am Nachmittag brach in der Umgebung von Tekke Burnu ein großer Brand aus; wir hörten von Zeit zu Zeit Explosionen.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 11. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Nördlich von Ypern wiederholten die Engländer gestern ihren Versuch vom 6. Juli sich in den Besitz unserer Stellung am Kanal zu setzen. Der Angriff scheiterte unter erheblichen Verlusten für den Feind. — Hart nördlich der Straße Souchez—Ablain versuchten die Franzosen abends einen Angriff, der auf einen Vorstoß von deutscher Seite traf. Der Kampf ist noch nicht abgeschlossen. — Dem französischen Feuer fielen in den letzten Tagen 40 Einwohner von Liévin zum Opfer, von denen 10 getötet wurden. Ein vereinzelter französischer Vorstoß auf Fricourt östlich von Albert wurde leicht abgewiesen. — Der gestern nacht nordwestlich von Beau-Séjour-Ferme dem Feinde entrissene Graben ging am frühen Morgen wieder verloren, wurde heute nacht jedoch erneut gestürmt und gegen fünf Angriffe behauptet. — Zwischen Ailly und Apremont erfolglose Handgranatenangriffe. Im Priesterwalde brach unter starken Verlusten für den Feind ein durch heftiges Artilleriefeuer vorbereiteter Angriff dicht vor unseren Stellungen zusammen. — Ein Angriff auf die deutsche Stellung östlich und südöstlich von Sondernach (südwestlich von Münster) wurde zurückgeschlagen. — Unsere Flieger griffen die Bahnanlagen von Gérardmer an. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: In den letzten Tagen fanden in der Gegend südlich von Krasnostaw örtliche Gefechte statt; sie verliefen für uns überall günstig. Sonst hat sich bei den deutschen Truppen nichts ereignet.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 11. Juli. An der Dardanellenfront fand am 10. Juli bei Ari Burnu und Sed ul Bahr keinerlei Veränderung statt, außer zeitweiligem Artilleriefeuer. Am Nachmittag erschien ein feindliches Panzerschiff vom Typ des „Nelson“ vor Kaba Tepe unter dem Schutze von vier Torpedobooten und schleuderte ohne Erfolg mehr als 200 Granaten gegen unsere Stellungen. Wir hatten nur einen Toten und zwei Verwundete. Mehrere Schüsse unserer Artillerie erreichten das Schiff und zwangen es, sich zurückzuziehen. Infolge des wirksamen Feuers unserer anatolischen Batterien verlor die Tätigkeit des Feindes bei Ari Burnu ihre bisherige Lebhaftigkeit. Diese Batterien feuerten gestern besonders gegen eine Haubitzbatterie westlich von Hissarlik wirksame Schüsse ab, wobei eine Haubitz einen Volltreffer erhielt. Feindliche Flieger überflogen die anatolische Seite der Meerenge, wurden aber durch das Feuer unserer Abwehrbatterien vertrieben.

Der Kirchhof von Souchez erstürmt.

Großes Hauptquartier, 12. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Am Nordhang der Höhe 60 (südöstlich von Ypern) wurde ein Teil der englischen Stellung in die Luft gesprengt. — Der Nahkampf am Westrand von Souchez schreitet vorwärts, der südlich von Souchez an der Straße nach Arras gelegene, vielumstrittene Kirchhof ist wieder in unserm Besitz; er wurde gestern abend nach hartem Kampf gestürmt. 2 Offiziere, 163 Franzosen wurden gefangen genommen, 4 Maschinengewehre und 1 Minenwerfer erbeutet. — Bei Combres und im Walde von Ailly ging der Gegner gestern abend nach starker Artillerievor-

bereitung zum Angriff vor; auf der Höhe von Combres gelang es dem Feinde, in unsere Linie einzudringen; er wurde wieder hinausgeworfen; im Walde von Ailly brach die feindliche Infanterie bereits vor unserer Stellung in unserer Feuer zusammen. — Nördlich der Höhe von Ban de Sapt wurde ein Waldstück vom Gegner geäubert. — Bei Amerzweiler (nordwestlich von Altkirch) überfielen wir eine feindliche Abteilung in ihren Gräben; die feindliche Stellung wurde in einer Breite von 500 Metern eingeebnet; unsere Truppen gingen sodann planmäßig unter Mitnahme einiger Gefangener vom Feinde unbelästigt in ihre Linie zurück. — Östlicher Kriegsschauplatz: An der Straße von Suwalki nach Kalwarja, in der Gegend von Lipina, stürmten unsere Truppen die feindlichen Vorstellungen in einer Breite von vier Kilometern. (W. T. B.)

Angriffe an der montenegrinischen Grenze.

Wien, 12. Juli. — Russischer Kriegsschauplatz: Am Bug, nordwestlich Busk, haben unsere Truppen bei Derewlany einen russischen Stützpunkt genommen. — An der ganzen sonstigen Front im Nordosten fanden auch gestern keine Kämpfe statt. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der küstenländischen Front versuchten die Italiener wieder einige Angriffe, die, wie immer, abgewiesen wurden, so bei Vermegliano, Redipuglia und an mehreren Punkten südlich des Krngipfels. — Im Kärntener Grenzgebiet dauern die Geschüßkämpfe fort, auch gegen unsere Stellungen auf den Grenzbergen nordöstlich des Kreuzbergjattels und gegen einzelne Tiroler Werke richtete sich feindliches Artilleriefeuer. Neuerliche Angriffe des Gegners auf den Col di Lana scheiterten gleich allen früheren. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: In letzter Zeit entwickelten die Montenegriner an der herzegowinischen Grenze eine lebhaftere, jedoch ganz erfolglose Tätigkeit; so griffen unlängst wieder etwa zwei montenegrinische Bataillone unsere Grenzstellungen östlich Antovac nach längerer Beschießung durch schwere Artillerie an, sie wurden abgewiesen. Einer unserer Flieger bewarf zu dieser Zeit ein montenegrinisches Lager sehr erfolgreich mit Bomben. Weiter südlich stieß ein Bataillon des Feindes über die Grenze vor. Auch dieses wurde durch einen Gegenangriff unserer Truppen auf montenegrinisches Gebiet zurückgeschlagen. — Östlich Trebinje versuchte der Feind nach den Mißerfolgen der vorigen Woche vergebens, durch schweres Artilleriefeuer eine Wirkung zu erzielen.

Weitere Fortschritte bei Souchez—Arras.

Großes Hauptquartier, 13. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Ein französischer Handgranatenangriff bei der Zuckerfabrik von Souchez wurde abgewiesen. Im Anschluß an den Sturm auf den Kirchhof wurde darüber hinaus unsere Stellung in einer Breite von 600 Metern vorgeschoben und auch das an der Straße nach Arras gelegene Cabaret Rouge genommen. Die Zahl der Gefangenen hat sich auf 3 Offiziere, 215 Mann erhöht. Verschiedene Anschläge zu feindlichen Gegenangriffen wurden unter Feuer genommen; ihre Durchführung wurde dadurch verhindert. — Zwischen Maas und Mosel entwickelte der Feind lebhafteste Artillerietätigkeit. Viermal griff er im Laufe des Abends und der Nacht unsere Stellungen im Priesterwalde an. Die Angriffe brachen unter großen Verlusten vor unseren Linien in Feuer zusammen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Bericht.

Wien, 13. Juli. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der küstenländischen Front fanden gestern stellenweise heftige Artilleriekämpfe statt. Ein Angriff mehrerer italienischer Infanterieregimenter bei Redipuglia wurde abgewiesen. — Die Lage im Kärntener und Tiroler Grenzgebiete ist unverändert.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 13. Juli. Der Generalstab berichtet von der Front an den Dardanellen vom 11. Juli: Bei Ari Burnu beider-

seitige Beschießung ohne Bedeutung. Am Nachmittag beschloß ein Kreuzer unter dem Schutze von Torpedobooten und mit Hilfe eines Ballons einige Zeit ohne Erfolg unseren rechten Flügel und zog sich darauf zurück. Bei Sed ul Bahr Artilleriekampf mit Pausen auf dem rechten Flügel und im Zentrum. Unsere anatolischen Batterien beschossen wirksam bei Morto-Ciman die Truppen, Batterien, Luftschiffhallen und Flugzeuge des Feindes.

Voller Erfolg in den Argonnen.

Großes Hauptquartier, 14. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heute nacht wurden abermalige Handgranatenangriffe bei der Zuckerfabrik von Souchez abgewiesen. — Die Franzosen sprengten in der Gegend von Tropon (westlich von Craonne) und von Perthes (in der Champagne) erfolglos einige Minen. Unser Handgranatenfeuer hinderte sie, sich an den Sprengstellen festzusetzen. — In den Argonnen führten deutsche Angriffe zu vollem Erfolge. Nordöstlich von Dienne-le-Château wurde etwa in 1000 Meter Breite die französische Linie genommen; 1 Offizier, 137 Mann wurden gefangen; 1 Maschinengewehr, 1 Minenwerfer erbeutet. Südwestlich von Boureuilles stürmten unsere Truppen die feindliche Höhenstellung in einer Breite von 3 Kilometern und einer Tiefe von 1 Kilometer. Die Höhe 285 (La Sille Morte) ist in unserem Besitz. An unverwundeten Gefangenen fielen 2581 Franzosen, darunter 51 Offiziere, in unsere Hände, außerdem wurden 300 bis 400 verwundete Gefangene in Pflege genommen; 2 Gebirgsgeschütze, 2 Revolverkanonen, 6 Maschinengewehre und eine große Menge Gerät wurden erbeutet. Unsere Truppen stießen bis zu den Stellungen der französischen Artillerie vor und machten 8 Geschütze unbrauchbar, die jetzt zwischen den beiderseitigen Linien stehen. — Ein englisches Flugzeug wurde bei Frezenberg nordöstlich von Npern heruntergeschossen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Zwischen Njemen und Weichsel haben unsere Truppen in Gegend Kalwarja, südwestlich Kolno, bei Prasznysz und südlich Mlawa einige örtliche Erfolge erzielt. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 14. Juli. — Italienischer Kriegsschauplatz: Von Artilleriekämpfen und Schärmügeln abgesehen, hat sich an der Südwestfront nichts ereignet.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 14. Juli. Die Verluste des Feindes an Toten und Verwundeten in der Gegend des Aras in den Gefechten der letzten Woche zwischen unseren Truppen und der feindlichen Infanterie und Kavallerie, die mit einem Rückzug des Feindes endeten, werden auf 2000 geschätzt. Gegenwärtig haben wir über 600 Tote auf der Rückzugsstraße des Feindes gezählt. An der Dardanellenfront versuchte der Feind vorgestern vormittag bei Ari Burnu nach heftigem Geschütz- und Gewehrfeuer unter Schleudern von Bomben gegen unseren rechten Flügel vorzugehen. Der Angriff des Feindes brach in unserer Feuer zusammen. Der Feind zog sich zurück. Ein ähnlicher Angriff gegen unseren linken Flügel wurde ebenso leicht abgewiesen. Der Feind floh in Eile. Ein Teil der Flüchtenden fiel in die Abgründe. Wir erbeuteten eine Menge von Munition, Waffen und Kriegsmaterial. Bei Sed ul Bahr griff der Feind am gleichen Vormittag nach heftigem Geschützfeuer von seinen beiden Flügeln aus, unterstützt von einem Teil seiner Flotte, unseren rechten und linken Flügel an. Er wiederholte dreimal den Angriff auf unseren rechten Flügel. Wir wiesen ihn ab und fügten ihm schwere Verluste zu. Der Kampf auf dem linken Flügel artete in Schützengräbenkämpfe aus und ging ergebnislos bis zum Einbruch der Nacht weiter. Wir erbeuteten zwei feindliche Maschinengewehre auf diesem Flügel. Trotz der Verschwendung von ungefähr 60000 Granaten in der gestrigen Schlacht und trotz der beträchtlichen Verluste erreichte der Feind nichts. — An der Dardanellenfront erbeutete in der Nacht vom 12. zum 13. Juli eine unserer Erkundungsabteilungen bei Ari Burnu auf unserem rechten Flügel eine Kiste mit Handgranaten. Wir warfen den Feind, der sich dem Schützengraben auf diesem Flügel zu nähern versuchte, zurück. Auf dem linken Flügel feuerte der Feind aus Furcht vor einer Überraschung die ganze Nacht aus Leuchtpistolen und unterhielt ein andauerndes Infanteriefeuer ins Leere. Bei Sed ul Bahr war am Morgen des 13. auf der ganzen Front leichter Artilleriekampf, am Nachmittage griff der Feind nach heftiger Artillerievorbereitung mehrere Male unseren linken Flügel an, wurde jedoch durch unsere Gegenangriffe zurückgetrieben und erlitt schwere Verluste. Außerdem warfen wir den Feind, der sich

am 12. Juli einem Teile unserer Schützengraben auf diesem Flügel genähert hatte und dort geblieben war, aus seiner Stellung und trieben ihn in seine früheren Stellungen zurück. Wir nahmen bei dieser Gelegenheit 14 Engländer gefangen. Unsere anatolischen Batterien nahmen wirksam an den Kämpfen vom 12. und 13. Juli bei Sed ul Bahr teil. Zwei feindliche Zerstörer, die aus den Gewässern von Kerevizdere gegen unseren linken Flügel feuerten, flohen vor dem wirksamen Feuer dieser Batterien in die Meerenge. Ein feindliches Torpedoboot, das gewöhnlich im Golf von Saros kreuzte, näherte sich gestern dem Ufer und wurde von zwei Granaten getroffen. Es floh hinter die Insel von Saros und verließ in der Nacht den Golf. An der Front im Irak trieben unsere Truppen am 10. und 11. Juli ein feindliches Motorboot, das sich einem Deiche westlich von Corna, am Euphrat, nähern wollte, zurück. Der Feind, der an dieser Stelle zu Lande einen Angriff mit Unterstützung von Kanonenbooten unternehmen wollte, wurde durch unseren kräftigen Gegenangriff in die Flucht getrieben. Anscheinend sind die Verluste des Feindes während dieser Kämpfe sehr groß.

Neue Erfolge in den Argonnen.

Großes Hauptquartier, 15. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: In Südflandern sprengten wir gestern westlich von Wytshäte mit gutem Erfolge Minen. — In der Gegend von Souchez griffen die Franzosen, zum Teil mit stärkeren Kräften, an verschiedenen Stellen an. Sie wurden überall zurückgeschlagen. — Nordwestlich vom Gehöft Beau-Séjour in der Champagne kam ein feindlicher Handgranatenangriff infolge unseres Minenfeuers nicht zur Durchführung. — Die Franzosen machten gestern bis in die Nacht hinein wiederholte Versuche, die von uns eroberten Stellungen im Argonner Walde zurückzuerobern. Trotz Einfahes großer Munitionsmengen und starker auch neu herangeführter Kräfte brachen sich ihre Angriffe an der unerschütterlichen deutschen Front. An vielen Stellen kam es zu erbitterten Handgranaten- und Nahkämpfen. Mit ungewöhnlich hohen Verlusten bezahlte der Gegner seine ergebnislosen Anstrengungen. Die Zahl der französischen Gefangenen hat sich auf 68 Offiziere, 3688 Mann erhöht. Der Erfolg unserer Truppen ist um so bemerkenswerter, als nach übereinstimmenden Gefangenenausagen die Franzosen für den 14. Juli, den Tag ihres Nationalfestes, einen großen Angriff gegen unsere Argonnenfront vorbereitet hatten. — Auch östlich der Argonnen herrschte gestern erhöhte Gefechts-tätigkeit; im Walde von Malancourt wurden Angriffsversuche des Feindes durch unser Feuer verhindert. — Im Priesterwalde brach ein französischer Vorstoß verlustreich vor unseren Stellungen zusammen. — Ein französisches Flugzeug wurde beim Überfliegen unserer Stellung bei Souchez getroffen und ging brennend in der feindlichen Linie nieder. Ein zweites wurde bei Hénin-Liétard heruntergeschossen. Führer und Beobachter fielen verwundet in unsere Hände. — Östlicher Kriegsschauplatz: In kleineren Gefechten an der Windau abwärts Kurshann wurden 2 Offiziere, 425 Russen zu Gefangenen gemacht. — Südlich des Njemen in der Gegend von Kalwarja eroberten unsere Truppen bei Franciszkowo und Olowa mehrere russische Vorstellungen und behaupteten sie gegen heftige Gegenangriffe. Nordöstlich Suwalki wurden die Höhen von Olszanka von uns erstürmt, 300 Russen gefangen genommen und 2 Maschinengewehre erbeutet. Südwestlich Kolno nahmen wir das Dorf Krusca, sowie feindliche Stellungen südlich und östlich dieses Dorfes und südlich der Linie Tarlak—Lipniki. 2400 Gefangene und 8 Maschinengewehre fielen in unsere Hand. — Die Kämpfe in der Gegend von Prasznysz wurden erfolgreich fortgeführt. Mehrere feindliche Linien wurden von uns genommen und die in den letzten Februartagen heiß umstrittene und von den Russen stark ausgebaute Stadt Prasznysz selbst von uns besetzt. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Bericht.

Wien, 15. Juli. — Russischer Kriegsschauplatz: Die allgemeine Lage hat sich nicht geändert. Am Dnjestr abwärts Nizniow kam es am nördlichen Flußufer an mehreren Stellen zu erfolgreichen Kämpfen unserer Truppen, wobei 11 Offiziere und 550 Mann des Feindes gefangen

wurden. — Italienischer Kriegsschauplatz: Gegen einzelne Stellen des Plateaus von Doberdo unterhalten die Italiener wieder ein lebhafteres Geschützfeuer. Sie versuchten auch mehrere Infanterieangriffe, namentlich zwischen Sdrausina und Polazzo, wurden aber, wie immer, unter großen Verlusten zurückgeschlagen. Im Kärntener und Tiroler Grenzgebiete hat sich nichts von Bedeutung ereignet.

Kämpfe im Irak.

Konstantinopel, 15. Juli. Der Generalstab teilt mit: An der Dardanellenfront fand am 14. Juli keine Operation bei Ari Burnu und Sed ul Bahr statt, außer einem schwachen Feuerduell. Unsere Artillerie zwang ein feindliches Torpedoboot und einen feindlichen Truppentransport, der sich Ari Burnu zu nähern versuchte, zur Flucht, versenkte eine feindliche Schaluppe und setzte eine zweite in Brand. — An der Front im Irak erfüllten in der Nacht des 13. Juli unsere Abteilungen, die vom linken Flügel der Gruppe bei Muntefik aus vorgerückt waren, ausgezeichnet ihre Aufgabe. In dem Kampfe, der von Mitternacht bis zum Nachmittage des nächsten Tages dauerte, warfen sie den Feind trotz seines heftigen Artilleriefeuers zurück und brachten ihm schwere Verluste bei. Wir zählten im Gebiete von Dattiers 500 feindliche Gefallene, darunter mehrere englische Offiziere. Außerdem brachte der Feind auf zwei Booten, die ganz angefüllt waren, Tote und Verwundete fort. Unsere Verluste sind: 1 Leutnant, 5 Soldaten gefallen, 21 verwundet. Die schweren Geschütze des Feindes schleuberten während des Gefechtes 300 Geschosse gegen unsere Stellung, verwundeten aber nur einen Soldaten.

Angriffe in den Argonnen zurückgewiesen.

Großes Hauptquartier, 16. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Am 14. Juli ist bei einem der Angriffe in der Gegend von Souchez ein Grabenstück südlich des Kirchhofs verloren gegangen. — Wiederholte Versuche der Franzosen, uns die in den Argonnen erstürmten Stellungen zu entreißen, schlugen fehl. Die Stellungen sind fest in unserer Hand. Die gestern und vorgestern hart westlich der Argonnen geführten starken französischen Angriffe scheiterten gegenüber der tapferen Verteidigung durch norddeutsche Landwehr, die dem Feinde in erbitterten Nahkämpfen große, blutige Verluste zufügte und ihm 462 Gefangene abnahm. Seit dem 20. Juni haben unsere Truppen in den Argonnen und westlich davon mit kurzen Unterbrechungen erfolgreich gekämpft; neben dem Geländegewinn und der Materialbeute ist bisher die Gesamtzahl von 116 Offizieren, 7009 Mann französischer Gefangener erreicht worden. — Auf unserer an die Argonnen östlich anschließenden Front fanden lebhafteste Feuerkämpfe statt, feindliche Angriffe wurden mühelos abgewehrt. — In der Gegend von Leintren (östlich von Lunéville) spielten sich Vorpostengefechte ab. — Auf feindliche Truppen in Gérardmer warfen unsere Flieger Bomben. — Östlicher Kriegsschauplatz: Nördlich von Popeljann haben unsere Truppen die Windau in östlicher Richtung überschritten. — Südwestlich von Kolno und südlich von Prasznysz machten wir unter siegreichen Kämpfen weitere Fortschritte. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 16. Juli. — Russischer Kriegsschauplatz: Die Kämpfe am Dnjestr dauern an. Die Versuche der Russen, unsere auf das Nordufer des Flusses vorgedrungenen Truppen durch heftige Gegenangriffe zu werfen, blieben ohne jeden Erfolg. Wir machten 12 Offiziere und 1300 Mann zu Gefangenen und erbeuteten 3 Maschinengewehre. — Bei der Erzwingung des Dnjestrüberganges und in den darauf folgenden Gefechten fand das Kärntener Infanterieregiment Nr. 7 wieder Gelegenheit, besondere Proben seines Heldennutes abzulegen. — In der Gegend von Sokal kam es gleichfalls auf beiden Seiten zu regerer Gefechts-tätigkeit. Unsere Truppen nahmen stürmender Hand mehrere Stützpunkte, so das Bernhardinerkloster unmittelbar bei Sokal. — An den anderen Fronten blieb die Lage unverändert. — Italienischer Kriegsschauplatz: Gestern war sowohl an der küstenländischen, als auch an der Kärntener Grenze eine erhöhte Tätigkeit der feindlichen Artillerie wahrzunehmen. — An der Dolomitenfront wurden mehrere italie-

nische Bataillone, die unsere Stellungen bei Ruffredde und im Gemärk an der Straße Schluderbach-Deutelsstein angriffen, unter bedeutenden Verlusten abgewiesen.

Große Ergebnisse der Offensive Hindenburgs.

Großes Hauptquartier, 17. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Gegenseitiges Artillerie- und Minenfeuer auf vielen Stellen der Front. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Die vor einigen Tagen unter Oberleitung des Generalfeldmarschalls von Hindenburg auf diesem Kriegsschauplatz begonnene Offensive hat zu großen Ergebnissen geführt. — Die Armee des Generals der Infanterie von Below, die am 14. Juli bei und nördlich Kurschann die Windau überschritten hat, blieb im siegreichen Fortschreiten. Unsere Kavallerie schlug mehrfach die feindliche aus dem Felde. 11 Offiziere, 2450 Mann wurden zu Gefangenen gemacht, 3 Geschütze, 5 Maschinengewehre erbeutet. Unter den Offizieren befindet sich der Kommandeur des 18. russischen Schützenregiments. — Die Armee des Generals der Artillerie von Gallwitz griff die seit Anfang März mit allen Mitteln neuzeitlicher Befestigungskunst verstärkte russische Stellung in der Gegend südlich und südöstlich von Mlawka an. In glänzendem Ansturm wurden drei hintereinander liegende russische Linien nordwestlich und nordöstlich Praszny durchbrochen und genommen, Dzielin und Lipa erreicht. — Durch den von beiden Stellen ausgehenden Druck erschüttert und erneut angegriffen, wichen die Russen nach Räumung von Praszny am 14. Juli in ihre seit langem vorbereitete und ausgebaute rückwärtige Verteidigungslinie Ciechanow-Krasnosielc. — Schon am 15. Juli stürmten die hart nachdrängenden deutschen Truppen auch diese feindliche Stellung, durchbrachen sie südlich Zielona in einer Breite von 7 Kilometern und zwangen den Gegner zum Rückzuge. Sie wurden unterstützt von Truppen des Generals der Artillerie von Scholz, die von Kolno her in der Verfolgung begriffen sind. Seit gestern ziehen die Russen auf der ganzen Front zwischen Pissa und Weichsel gegen den Narew ab. — Der Gewinn dieser Tage beträgt: bei der Armee des Generals von Gallwitz 88 Offiziere, 17 500 Mann gefangen, 13 Geschütze (darunter ein schweres), 40 Maschinengewehre, 7 Minenwerfer erbeutet. — Bei der Armee des Generals von Scholz hat er sich auf 2500 Gefangene, 8 Maschinengewehre erhöht. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Nachdem die verbündeten Truppen in den letzten Tagen am Bug und zwischen Bug und Weichsel eine Reihe russischer Vorstellungen genommen hatten, haben sich gestern auf dieser ganzen Front unter Führung des Generalfeldmarschalls von Mackensen größere Kämpfe entwickelt. Westlich des Wieprz in der Gegend südwestlich von Krasnostaw durchbrachen deutsche Truppen die feindlichen Linien. Bisher fielen 28 Offiziere und 6380 Russen als Gefangene in unsere Hand, 9 Maschinengewehre sind erbeutet. — Auch westlich der oberen Weichsel, bei der Armee des Generalobersten von Woytsch, ist die Offensive wieder aufgenommen.

(W. T. B.)

Siegreiche Kämpfe zwischen Weichsel und Bug.

Wien, 17. Juli. — Russischer Kriegsschauplatz: Zwischen der Weichsel und dem Bug entwickeln sich Kämpfe größeren Umfangs; sie verlaufen für die Verbündeten durchwegs günstig. Truppen eines im engsten Verband mit den Deutschen kämpfenden österreichisch-ungarischen Korps entriß westlich Grabowiec dem Feind nach siebenmaligem Sturm einen wichtigen Stützpunkt und drangen dort in die gegnerische Hauptstellung ein. In der Gegend südwestlich von Krasnostaw durchbrachen deutsche Kräfte die feindlichen Linien. An der oberen Bzhtzka und nördlich Krasnik gewannen unsere Truppen die feindlichen Vorpositionen. Auch westlich der Weichsel wurde die Offensive wieder erfolgreich aufgenommen. In Ostgalizien ist die Lage unverändert. — Italienischer Kriegsschauplatz: In der Nacht auf den 16. Juli wurden wieder mehrere Vorstöße der Italiener

gegen das Plateau von Doberdo abgewiesen. Der Artilleriekampf erstreckt sich auf alle Fronten.

Englische Niederlage am Euphrat.

Konstantinopel, 17. Juli. Das Große Hauptquartier gibt bekannt: An der Dardanellenfront unterdrückte der Feind am 15. Juli bei Ari Burnu mit Müh die von unseren Bomben in seinen Schützengräben hervorgerufenen Brände. Am Nachmittag beschloß ein englischer Kreuzer unter dem Schutze von Torpedobooten und Minenjuchern unnütz aus der Ferne unsere Stellungen bei Kaba Tepe auf Grund der Angaben, die ihm aus einem Sesselballon gemacht wurden. Bei Sed ul Bahr beschloß feindliche Artillerie ohne Wirkung eine Stunde lang unseren rechten Flügel. Seit zwei Tagen transportiert der Feind Verwundete in mehreren Hospitalschiffen ab, die er gegen Westen abfahren läßt. In der Nacht vom 14. zum 15. Juli vertrieb unsere Küstenartillerie feindliche Torpedojäger, die sich Kerevedere näherten. Wir stellten am 15. Juli fest, daß der Feind Hospitalschiffe zum Transport und Landen von Truppen benutzte. An der Front im Irak erhielt der erfolgreich aus Kalatelnaj westlich von Corna zurückgeschlagene Feind Verstärkungen, worauf er in der Nacht des 14. Juli unsere Stellungen an den Ufern des Euphrats angriff. Der Kampf dauerte erbittert an bis zum Abend des folgenden Tages. Er endete mit einer Niederlage des Feindes, der ganz besonders stark gelitten hat. Auf unserem rechten Flügel floh er in Unordnung. Mit Hilfe von Truppen, die auf Barken auf den Kanälen des Euphrats vortrieb, versuchte der Feind, sich von hinten unserem rechten Flügel zu nähern, den er zu umfassen versuchte, aber dank der Widerstandskraft und den Gegenangriffen unserer Truppen und Freiwilligen wurde er in den Euphrat getrieben. Diejenigen Engländer, die sich nicht einbooten konnten, flohen, indem sie Waffen und zwei Maschinengewehre in das Wasser warfen. Während des Kampfes wurden über 1000 Feinde getötet. Unter den Toten befindet sich der englische Oberbefehlshaber und zwei andere Offiziere. Wir erbeuteten 32 Barken, 200 Gewehre und Bajonette, eine Menge Munition, Pioniergerät und Offiziersferngläser.

Große Fortschritte im Osten.

Großes Hauptquartier, 18. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Ein französischer Angriff auf die Kirchhofshöhe von Souchez wurde abgewiesen. — Im Argonner Walde wurde durch kleine Erfolge die gewonnene Linie noch verbessert. — Auf den Höhen bei Les Eparges wird gekämpft. — In Lothringen schlugen unsere Truppen Vorstöße des Feindes bei Embarménil (östlich von Lunéville) und in der Gegend von Ban de Sapt zurück. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Teile der Armee des Generals von Below schlugen eiligst herangeführte Verstärkungen der Russen bei Alt-Auz, nahmen ihnen 3620 Gefangene, 6 Geschütze und 3 Maschinengewehre ab und verfolgen jetzt in östlicher Richtung. — Weitere Teile der Armee stehen nordöstlich Kurschann im Kampf. Östlich dieses Ortes wurde die vorderste feindliche Stellung im Sturm genommen. — Zwischen Pissa und Weichsel setzen die Russen ihren Rückzug fort. Die Truppen der Generale von Scholz und von Gallwitz folgen dicht auf. Wo der Gegner in vorbereiteten Stellungen noch Widerstand leistete, wurde er angegriffen und geworfen. So stürmten Reserve- und Landwehrruppen des Generals von Scholz die Orte Poremby, Wnk und Ploszczne. Regimenter der Armee des Generals von Gallwitz durchbrachen die stark ausgebaute Stellung Miodzianowo-Karniewo. Die Zahl der Gefangenen mehrt sich erheblich, weitere 4 Geschütze wurden erbeutet. — Auch nördlich der Pilica bis zur Weichsel haben die Russen rückgängige Bewegungen angetreten. Unsere nachdrängenden Truppen machten bei kurzen Verfolgungskämpfen 620 Gefangene. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die Offensive der Armee des Generalobersten von Woytsch führte zum Erfolg. Unter heftigem feindlichen Feuer überwand unsere Truppen am Vormittag des 17. Juli an einer schmalen Stelle das Drahthindernis vor der mit allen Mitteln ausgebauten feindlichen Hauptstellung und stürmten, durch diese Lücke vorbrechend, die feindlichen Gräben in einer Ausdehnung von 2000 Metern. Im Laufe des Tages wurde die Durchbruchsstelle im zähen Nahkampf erweitert und tief in die feindliche Stellung vorgestoßen. Am Abend war der Feind — das Moskauer Grenadierkorps — von unseren Landwehr- und Reservetruppen geschlagen; er trat in der Nacht den

Rückzug hinter den IJankaabschnitt (südlich von Żwolen) an. Dabei erlitt er schwere Verluste; 2000 Mann wurden gefangen genommen, 5 Maschinengewehre erbeutet. — Zwischen oberer Weichsel und dem Bugabschnitt dauern die Kämpfe unter Führung des Generalfeldmarschalls von Mackensen an. Die Russen wurden durch deutsche Truppen von den Höhen zwischen Pilaszkowice (südlich von Plaski) und Krasnostaw hinuntergeworfen; beide Orte sind gestürmt; ein frisch in den Kampf geworfenes sibirisches Armeekorps konnte die Niederlage nicht abwenden; es wurde geschlagen. Wir machten mehrere tausend Gefangene.

(W. T. B.)

Die russische Front bei Sienna durchbrochen.

Wien, 18. Juli. — Russischer Kriegsschauplatz: Die Schlacht zwischen der Weichsel und dem Bug ist in vollem Gange. Die Russen leisten außerordentlich zähen Widerstand; sie ließen es an mehreren Punkten der Kampffront mit dem Angreifer auf ein Handgemenge ankommen, ehe sie ihre Stellung aufgaben. Am Bug, in der Gegend von Sokal, vertrieben unsere Truppen den Feind aus einer Reihe von hartnäckig verteidigten Ortschaften. Die Stadt Krasnostaw und die Höhen nördlich von Żolkiewka wurden von deutschen Kräften genommen. — Auch westlich der Weichsel befinden sich die Verbündeten im Angriffe. Nordöstlich von Sienna wurde die russische Front durchbrochen. Diesem Drucke nachgebend räumt der Feind zwischen der Weichsel und der Eisenbahn Kielce — Radom seine Stellungen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Das Geschützfeuer hält an allen Fronten an. Mehrere schwächere Angriffe auf den Col di Lana wurden abgewiesen; der Feind erlitt starke Verluste.

„Giuseppe Garibaldi“ versenkt.

Wien, 18. Juli. Eines unserer Unterseeboote hat heute morgen südlich von Ragusa den italienischen Kreuzer „Giuseppe Garibaldi“ torpediert und versenkt. Der Kreuzer sank in 15 Minuten. Flottenkommando.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 18. Juli. Das Hauptquartier teilt mit: An der Dardanellenfront fand am 16. Juli bei Ari Burnu schwaches Feuer statt, auf dem rechten Flügel in Zwischenräumen Bombenwerfen. Bei Sed ul Bahr unterhielt der Feind vor unserem rechten Flügel bis zum Morgen mit Hilfe von Leuchtkugelpistolen lebhaftes Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Unsere anatolischen Batterien bombardierten in der Nacht vom 15. zum 16. Juli die feindlichen Lager bei Tekke Burnu, Sed ul Bahr und Mortoliman. Das Bombardement rief bei Tekke Burnu einen bis zum Morgen dauernden Brand und Explosionen hervor. Dieselben Batterien bombardierten am 16. Juli von neuem das feindliche Lager in der Umgegend von Sed ul Bahr, wodurch dort große Unordnung entstand. — Im Irak versuchte der Feind nach Beendigung der Schlacht vom 14. Juli in der Umgegend von Kalatelnaj mit einem Teil seiner Streikräfte gegen unseren linken Flügel einen Angriff, den wir erfolgreich zurückwiesen. Nach neueren Berichten verlor der Feind während der Schlacht vom 5. Juli einen Oberstleutnant der Artillerie. Während der Schlacht vom 14. Juli scheiterten auf unserem rechten Flügel vier feindliche Schaluppen mit Lebensmitteln und Munition. Vor einer Höhe, die von einer unserer Kompagnien verteidigt wird, verloren die Engländer 200 Tote.

Allgemeiner Rückzug der Russen.

Großes Hauptquartier, 19. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: In der Gegend von Souchez war nach verhältnismäßig ruhigem Verlauf des Tages die Gefechtsstätigkeit nachts lebhafter. Ein französischer Angriff auf Souchez wurde abge schlagen. Angriffsversuche südlich davon wurden durch unser Feuer verhindert. — Auf der Front zwischen der Oise und den Argonnen vielfach lebhaftes Artillerie- und Minenkämpfe. Im Argonner Wald schwache Angriffsversuche des Gegners ohne Bedeutung. Auf den Maashöhen südwestlich von Les Eparges und an der Tranchée wurde mit wechselndem Erfolge weitergekämpft. Unsere Truppen büßten kleine örtliche Vorteile, die am 17. d. M. errungen waren, wieder ein. Wir nahmen 3 Offiziere, 310 Mann gefangen. — Östlicher Kriegsschauplatz:

Deutsche Truppen nahmen Tuchum und Schiurt, Windau wurde besetzt. In der Verfolgung des bei Alt-Auz geschlagenen Gegners erreichten wir gestern die Gegend von Hofzumberge und nördlich. Westlich von Mitau hält der Gegner eine vorbereitete Stellung. Östlich von Popeljan und Kurschan wird gekämpft. — Zwischen Pissa und Szkwa räumten die Russen ihre mehrfach von uns durchbrochenen Stellungen und zogen auf den Narew ab. Hier festende deutsche Reserve- und Landwehrtruppen haben in den Kämpfen der letzten Tage in dem jeden feindlichen Widerstand begünstigenden Wald- und Sumpfgelände hervorragendes geleistet. — Die Armee des Generals von Gallwitz drang weiter vor. Sie steht jetzt mit allen Teilen an der Narewlinie südwestlich von Ostrolenka—Nowo-Georgiewsk; wo die Russen nicht in ihren Befestigungen und Brückenkopfstellungen Schutz fanden, sind sie bereits über den Narew zurückgewichen. Die Zahl der Gefangenen hat sich auf 101 Offiziere und 28 760 Mann erhöht. — Auch in Polen zwischen Weichsel und Pilica blieben die Russen im Abzuge nach Osten. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Der am 17. Juli in der Gegend nordöstlich von Sienna von der Armee des Generalobersten von Wonsch geschlagene Feind versucht, in seinen vorbereiteten Stellungen hinter dem IJankaabschnitt die Verfolgung zum Stehen zu bringen; die feindlichen Vorstellungen bei Ciepilow wurden von der tapferen schlesischen Landwehr bereits im Laufe des gestrigen Nachmittags gestürmt. Dieselben Truppen sind in der Nacht in die dahinterliegende feindliche Hauptstellung eingedrungen. Ebenso beginnt die feindliche Linie bei Kasanow und Baranow zu wanken; die Entscheidung steht bevor. — Zwischen oberer Weichsel und Bug dauerte der Kampf der unter dem Oberbefehl des Generalfeldmarschalls von Mackensen stehenden verbündeten Armeen den ganzen Tag über in unverminderter Heftigkeit an. An der Durchbruchsstelle der deutschen Truppen bei Pilaszkowice—Krasnostaw machten die Russen die verzweifeltsten Anstrengungen, die Niederlage abzuwenden; eine ihrer Garbedivisionen wurde frisch in den Kampf geworfen und von unseren Truppen geschlagen. Weiter östlich bis in die Gegend von Grabowiec erzwangen österreichisch-ungarische und deutsche Truppen den Übergang über die Wolica; bei und nördlich Sokal drangen österreichisch-ungarische Truppen über den Bug vor. Unter dem Zwange dieser Erfolge ist der Feind in der Nacht auf der ganzen Front zwischen Weichsel und Bug zurückgegangen; nur an der Durchbruchsstelle westlich von Krasnostaw versucht er noch Widerstand zu leisten. Die Russen haben eine schwere Niederlage erlitten. Die deutschen Truppen und das unter Befehl des Feldmarschalleutnants von Arz stehende Korps haben allein vom 16. bis 18. Juli 16 250 Gefangene gemacht und 23 Maschinengewehre erbeutet. Nach gefundenen schriftlichen Befehlen war die feindliche Heeresleitung entschlossen, ohne jede Rücksicht auf Verluste die nun von uns eroberten Stellungen bis zum äußersten zu halten.

(W. T. B.)

Neue Kämpfe im Görzischen.

Wien, 19. Juli. — Russischer Kriegsschauplatz: Die Offensive der Verbündeten in Polen und Wolhynien wurde gestern fortgesetzt. Westlich der Weichsel wird an der IJanka gekämpft. Nordwestlich IJza eroberten österreichisch-ungarische Truppen einige feindliche Stellungen. Auf den Höhen westlich Krasnostaw drangen die deutschen Truppen unter schweren Kämpfen siegreich vor. Zwischen Skierbieszow und Grabowiec bahnten sich im Anschluß an deutsche Kräfte österreichisch-ungarische Regimenter in heißem Ringen über die Wolica den Weg in die feindlichen Höhenstellungen; dort fielen 3000 Gefangene in die Hände unserer tapferen Truppen. Nordöstlich und südöstlich Sokal faßten nordmährische, schlesische und westgalizische Landwehr nach wechselvollen Kämpfen am Ostufer des Bug festen Fuß. Unsere vom General der Kavallerie Kirchbach befehligten Kräfte

machten hier 12 Offiziere und 1700 Mann zu Gefangenen und erbeuteten 5 Maschinengewehre. Die Erfolge, die sonach die Verbündeten am 18. an der ganzen Front errangen, erschütterten die Widerstandskraft des Feindes. Obwohl er in den letzten Tagen alle erreichbaren Verstärkungen herangezogen hatte, vermochte er sich doch nicht mehr zu halten; er trat in der Nacht vom 18. auf den 19. d. M. an der ganzen Front den Rückzug an und räumte das Schlachtfeld den siegreichen verbündeten Heeren. — In Ostgalizien blieb die Lage im allgemeinen unverändert. Nur abwärts Zaleszczyki wählte der Gegner unsere Dnjestrfront abermals zum Ziele hartnäckiger Angriffe. Die Russen rückten in sieben bis acht Gliedern vor; das erste war scheinbar unbewaffnet und erhob, als wollte es sich ergeben, die Hände. Der feindliche Angriff brach in unserem Feuer unter furchtbaren Verlusten zusammen. Selbstverständlich wurde, wie es in Zukunft unter ähnlichen Verhältnissen immer geschehen wird, auf die anscheinend unbewaffneten Angreifer geschossen. — Südwestlicher Kriegsschauplatz: Im Görzischen begannen gestern neue große Kämpfe. Zeitlich früh eröffnete die italienische Artillerie aller Kaliber gegen den Rand des Plateaus von Doberdo und den Görzer Brückenkopf das Feuer. Dieses steigerte sich mittags zu großer Heftigkeit. Sodann schritt sehr starke Infanterie zum Angriff auf den Plateaurand. In hartnäckigen, nachtsüber andauernden, vielfach zum Handgemenge führenden Kämpfen gelang es unseren Truppen, die Italiener, die stellenweise unsere vordersten Gräben erreichten, allenthalben zurückzuwerfen. Unsere Mörser brachten fünf schwere Batterien zum Schweigen. Heute morgen entbrannte der Kampf aufs neue. Vereinzelte feindliche Vorstöße gegen den Görzer Brückenkopf wurden gleichfalls abgewiesen. — Auch am mittleren Isonzo, im Krngebiete und an der Kärntener Grenze entfalteten die Italiener eine lebhafteste Artillertätigkeit, die teilweise auch nachts anhält. — Im Tiroler Grenzgebiet wurde der Angriff mehrerer Bataillone gegen unsere Höhenstellungen auf dem Eisenreichkamm, der Pfannspitze und der Silmoorhöhe nordöstlich des Kreuzbergjattels abgeschlagen. In der Gegend von Schludersbach räumte eine eigene schwache Abteilung ihre vorgeschobene Stellung. In Südtirol dauern die Geschüßkämpfe an. Besonderes Lob gebührt auch den braven Besatzungen unserer Grenzforts, die in diesen Bollwerken jedem Feind heldenmütig standhalten. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Gestern früh erschienen vor Ragusa-Decchia und Gravosa zusammen acht italienische Kreuzer und zwölf Torpedoboote und eröffneten das Feuer gegen die Bahn, gegen den Bahnhof Gravosa, einige Ortschaften und gegen die Höhe bei Ragusa-Brechhi. Sie gaben insgesamt etwa 1000 Schuß ab. Es wurden einige Privathäuser leicht beschädigt; Menschenverluste sind nicht zu beklagen; auch Verwundete gab es nicht. Um 5 Uhr 45 Minuten früh erfolgte die bereits gemeldete Torpedierung des Kreuzers „Giuseppe Garibaldi“, worauf das italienische Geschwader eilends unsere Küstengewässer verließ.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 19. Juli. Bericht des Hauptquartiers: An der Dardanellenfront gab es am 18. Juli bei Ari Burnu nichts von Bedeutung. Bei Sed ul Bahr griff ein Teil der feindlichen Kräfte am Morgen einige Gräben unseres linken Flügels an. Der Feind wurde bis an die Gräben herangelassen und dort niedergemacht. Wir machten einige französische Soldaten zu Gefangenen. Unsere anatolischen Batterien beschossen heftig die Lager und Landungsstellen des Feindes bei Tekke Burnu und verursachten einen Brand, der, von Explosionen der Munition begleitet, eine halbe Stunde dauerte. — An der Front im Irak versuchte der Feind, nachdem er in der Schlacht von Kalat ul Redjin besiegt worden war, keinen neuen Angriff mehr. Die Überführung der feindlichen Verwundeten in Schiffen nach Süden hat seit zwei Tagen begonnen und dauert fort.

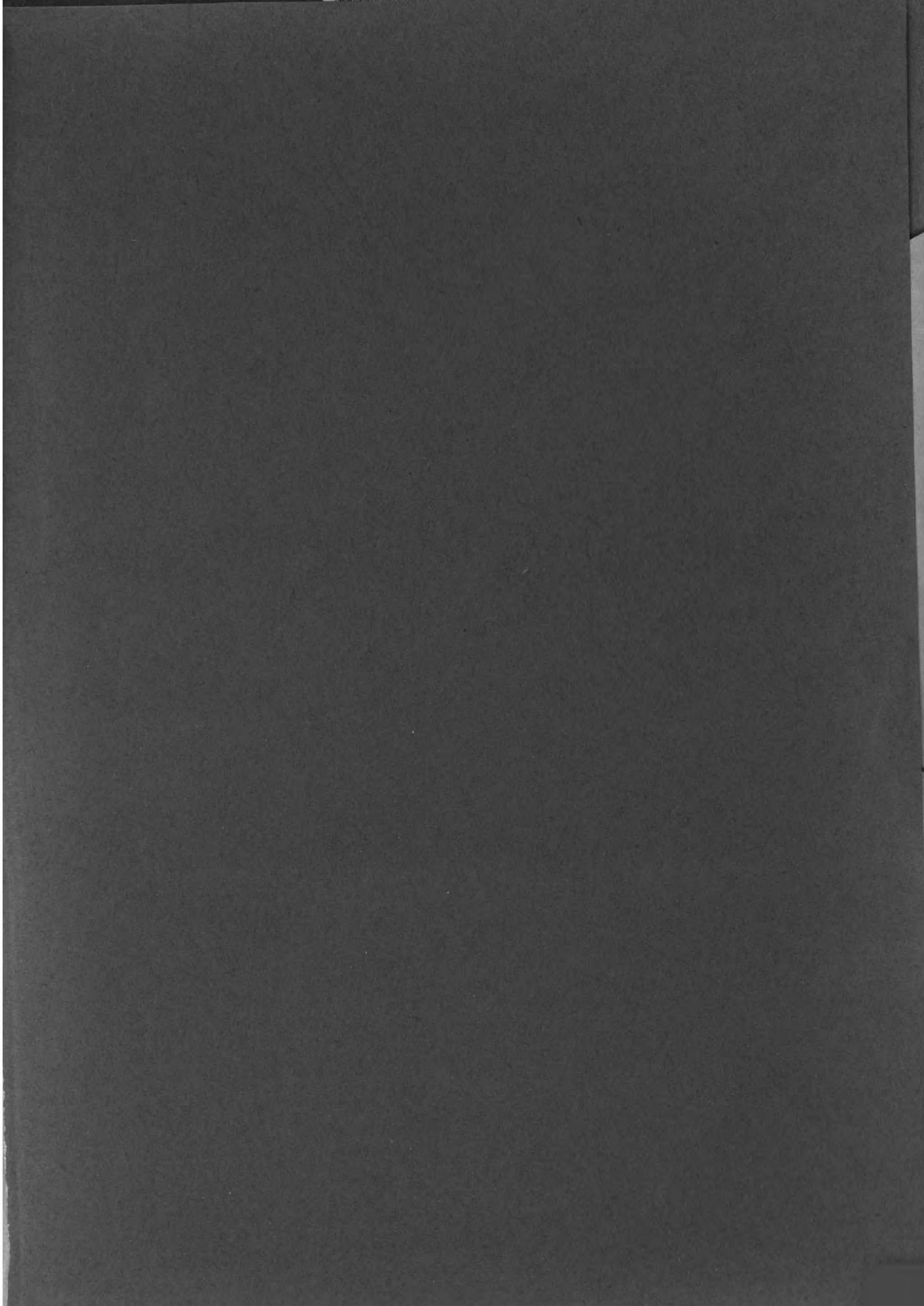
Vordringen bis zur Bloniestellung.

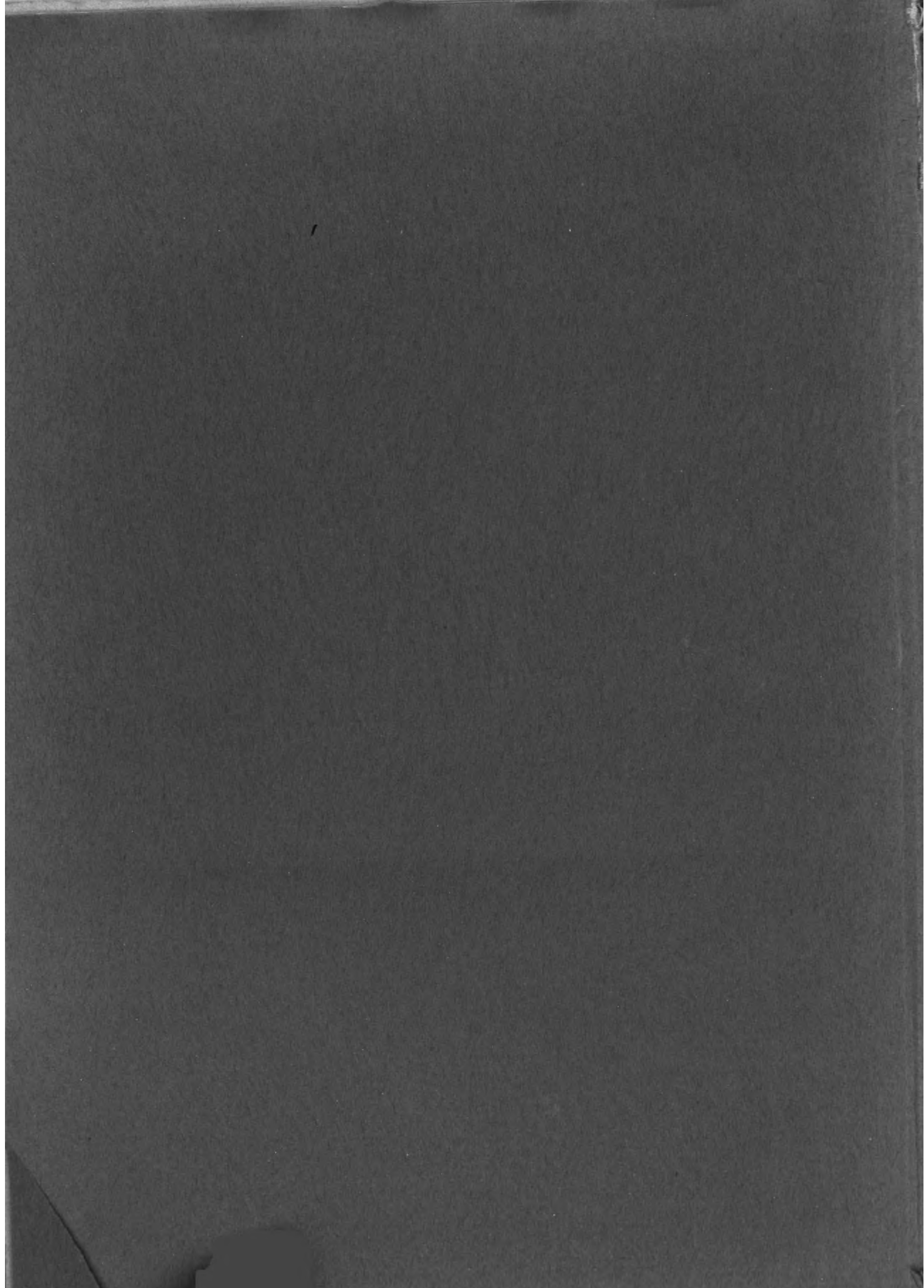
Großes Hauptquartier, 20. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Im Anschluß an eine Minensprengung

bei Schloß Hooge, östlich von Ipern, setzten die Engländer beiderseits der Straße Hooge—Ipern zum Angriff an. Der Angriff brach vor unseren Stellungen zusammen, teilweise kam er in unserem Artilleriefeuer gar nicht zur Durchführung. — Den Sprengtrichter haben die Engländer besetzt. — Bei Souchez wurden Handgranatenangriffe abgeschlagen. — Nach lebhafter Feuertätigkeit ihrer Artillerie in der Gegend von Albert versuchten die Franzosen abends einen Vorstoß gegen unsere Stellungen bei Fricourt; sie wurden zurückgeschlagen. — Östlicher Kriegsschauplatz: In Kurland wurden die Russen bei Gr.-Schmarden, östlich Tuckum, bei Gründorf und Usmen zurückgedrängt. Auch östlich Kurschanj weicht der Gegner vor unserem Angriff. — Nördlich Nowogrod (am Narew) bemächtigten sich die deutschen Truppen feindlicher Stellungen nördlich des Zusammenflusses der Bäche Skroda und Pissa. Neu eingetroffene Landsturmtruppen, die hier zum erstenmal ins Feuer traten, zeichneten sich besonders aus. — Nördlich der Szkamündung erreichten wir den Narew, die auf dem nordwestlichen Flußufer gelegenen ständigen Befestigungen von Ostrolenka wurden besetzt. — Südlich der Weichsel sind unsere Truppen bis zur Blonie—Grojestellung vorgeedrungen. Bei Nachhuthkämpfen verloren die Russen hier 560 Gefangene und 2 Maschinengewehre. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die deutschen Landwehr- und Reservetruppen des Generalobersten von Woyrsch haben den überlegenen Feind aus der IZankastellung völlig geworfen; alle Gegenstöße eiligt herangeführter russischer Reserven wurden abgewiesen. Über 5000 Gefangene fielen in deutsche Hand. Unsere Truppen sind dem geschlagenen Feind auf den Ferjen; Kavallerie erreichte bereits die Bahn Radom—Zwangorod. — Zwischen oberer Weichsel und dem Bug folgen wir dem zurückweichenden Feinde. (W. T. B.)

Fortdauer der Schlacht im Görzischen.

Wien, 20. Juli. — Russischer Kriegsschauplatz: Zwischen der Weichsel und dem Bug sind gestern die verbündeten Armeen in der Verfolgung des weichenden Gegners über das Schlachtfeld der letzten Tage hinausgerückt. Bei den am Erfolg hervorragend beteiligten Truppen des Feldmarschalleutnants Arz wuchs die Zahl der eingebrachten Gefangenen auf 50 Offiziere und 3500 Mann. Auch bei Sokal brachten unsere Truppen über 3000 Gefangene ein. Westlich der Weichsel haben unsere Verbündeten in heldenmütigen Ringen den russischen Widerstand an der IZanka gebrochen. Südlich und westlich von Radom bestanden österreichisch-ungarische Regimenter heftige Kämpfe. Siebenbürgische Infanterie stürmte den Ort Kostrzyn. Radom wurde heute vormittag von unseren Truppen besetzt. In Ostgalizien ist die Lage unverändert. An der Grenze zwischen der Bukowina und Bessarabien wurde eine russische Plastrbrigade überfallen und zersprengt. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Schlacht im Görzischen dauert fort. Die italienischen Angriffe, die sich nun mit großer Heftigkeit auch gegen den Görzer Brückenkopf richteten, hatten am gestrigen Tage und in der Nacht auf den heutigen wieder kein Ergebnis. Nach starker, bis Mittag während der Beschießung des Brückenkopfes durch die feindliche Artillerie ging die italienische 11. Infanteriedivision mit betrunkenen Truppen zum Angriff gegen den Abschnitt von Podgora vor. Der Feind drang stellenweise in unsere Deckungen ein, wurde aber wieder hinausgeworfen. Nach neuerlicher Artillerievorbereitung erfolgte um 4 Uhr nachmittags ein zweiter Angriff, der um 8 Uhr abends gleichfalls abgeschlagen war. Um den Rand des Plateaus von Doberdo wird erbittert weitergekämpft. Gestern nachmittag schlug tapfere ungarische Landwehr einen starken Angriff gegen die Stellungen bei Sdrausina zurück. Auch drei weitere Massenangriffe der Italiener brachen hier zusammen. Ebenso scheiterten alle gegen den südwestlichen Plateaurand von Polazzo, Redipuglia, Termeghiano herbeigeführten Vorstöße sowie ein Angriff auf den Monte Cosich (nördlich Monfalcone). Der in seine Deckungen zurückflutende Feind erlitt überall schwere Verluste. — Die Artilleriekämpfe am mittleren Isonzo, im Krngebiet und der Kärntener Grenze halten an. Im Raume südlich des Krn wurden zwei heftige Angriffe der Alpini abgeschlagen. In dem bereits erwähnten heftigen Gefecht in der Kreuzberggegend verloren die Italiener über 200 Mann an Toten und etwa das Doppelte an Verwundeten. Demgegenüber beträgt dort unser Gesamtverlust 42 Mann. Die Stellungen südlich Schludersbach wurden von unseren Truppen wieder zurückgewonnen. Ein neuerlicher Angriff schwächerer italienischer Kräfte auf den Col di Lana mißlang wie alle früheren.





D531
.W46
V.3

Kriegsscha

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

